DER SALON FÜR LITERATUR, KUNST UND GESELLSCHAFT

Digitized by Google

Per. 177 l - 10

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

Digitized by Google

Digitized by Google

<36608182840010

<36608182840010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

BD X. HEFT VII
Per. 1771 c-10
PREIS 10 SGR.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben von

J. RODENBERG.

VERLAG VON A. H. PAYNE IN LEIPZIG

9 73 D

Digitized by Google

VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

Schriftsteller: **Friedrich Adami, Fr. Althaus, Adelheid von Auer, Dr. Ludw. Bamberger, E. Bauernfeld, Karl Beck, Friedr. Bodenstedt, Udo Brachvogel, Karl Braun** (Wiesbaden), **W. Buchholz, Dr. G. Büchmann, Em. Deutsch** in London, **E. Diethoff, E. v. Dincklage, Adolf Ebeling, L. Ernesti, A. v. Etzel, J. G. Fischer, Karl Frenzel, Em. Geibel, Fr. Gerstäcker, Claire v. Glümer, Rud. Gottschall, Herm. Grieben, Klaus Groth, Julius Grosse, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf von Auersperg), **Karl Gutzkow, Prof. Ed. Hanslick, George Hesekiel, Ferd. Hey'l, Paul Heyse, Ferd. Hiller, George Hiltl, Karl von Holtei, Hans Hopfen, Moriz Jokai, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, Franz Koppel, E. Kossak, Dr. Fr. Kreyssig, Dr. A. Lammers, Eugen Laur, Dir. Jos. Lehmann, Dr. Hermann Lessing, Dr. Julius Lessing, Arthur Levysohn, Fanny Lewald, Paul Lindau, Herm. Lingg, Alfr. Meissner, Prof. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Julius Meyer, Melchior Meyr, Adolf** und **Karl Müller, Wolfgang Müller** (von Königswinter), **A. Mützelburg, Prof. L. Nohl, Dr. H. B. Oppenheim, G. zu Putlitz, Otto Roquette, W. Rullmann, Dr. Sacher-Masoch, Dr. K. Ritter v. Scherzer, Max von Schlägel, Sigmund Schlesinger, Julian Schmidt, Levin Schücking, August Silberstein, Fr. Spielhagen, Prof. Anton Springer, Prof. Adolf Stahr, Prof. Julius Stern,** K. Musikdirector, **Theodor Storm, Adolf Strodtmann, Max Sulzberger, Karl von Thaler, Iwan Turgéniew, Dr. Otto Ule, Dr. A. Vollert, Baron Warburg, M. M. v. Weber, F. Wehl, Arnold Wellmer, Adolf Wilbrandt, Ottilie Wildermuth, Dr. Alfr. Woltmann.** — Künstler: **W. Amberg, C. F. Deicker, W. Douzette, W. Gentz, Hiddemann, Hermann Kauffmann, Otto Knille, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, Oscar Pletsch, Prof. Gustav Richter, J. Scholz, W. Scholz, Prof. J. Schrader, Prof. Steffeck, B. Vautier, A. v. Wille, O. Wisniewsky.**

Notiz!

Da bei der Zusammenstellung der einzelnen Hefte des „SALON“ nach einem bestimmten Plane verfahren wird, zu dessen Ausführung sich die Herausgeber mit einer Anzahl befreundeter Kräfte von vornherein verbunden haben, so bitten wir diejenigen Herren Autoren, welche von uns nicht direct aufgefordert worden sind, nur nach vorgängiger schriftlicher Anfrage Manuscripte senden zu wollen. Eine Verpflichtung, unverlangte Manuscripte, namentlich Gedichte, zurückzusenden, können wir nicht übernehmen.

Für die Redaction:
Dr. Julius Rodenberg.
Berlin, 23 Schöneberger Ufer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Landschafts-Studie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band X.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zehnten Bandes.

	Seite
Bogumil Dawison. Ein Gedenkblatt von *Berthold Auerbach* . .	1
Monsieur Mylord. Erzählung aus dem Béarn von *Claire von Glümer*	12
Paris. Ein Sonettenkranz von *Rudolf Gottschall* .	50
Deutsche Colonien. Von *A. Lammers*	54
Die Marquise von Montagu. Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben. Von *Julius Rodenberg* . . . . . 62.	171
Karl Friedrich Lessing. Von *Wolfgang Müller von Königswinter*	80
Die fliegende Post. Novelle von *M. Goldschmidt* . . .	90
Theater-Erinnerungen. Von *G. zu Putlitz* 109 240. 343.	441 554
Aus Rom. Ein Brief an den Herausgeber des „Salon“ .	115
An den Mond. Gedicht von *Wilhelm Buchholz*	117
Hülfe für Chicago. Von *J. Duboc*	118
Berliner Spaziergänge. Von einem Einsiedler in der Menge .	123
Draussen im Haidedorf. Erzählung von *Theodor Storm* .	129
Lilien und Camellien. Von *Max Sulzberger* . .	152
An die Nacht. Gedicht von *Max Kalbeck*	156
Die Gräfin Dora d'Istria. Von *Heinrich Kurz*	157
Ein Ausflug in's Rhonethal. Von *Wilhelm Rullmann* . .	165
Eine Parthie zu Vieren. Novelle von *Ernst Eckstein* . .	187
Pariser Theaterzustände. Von *Paul d'Abrest*	210
Kaisers-Geburtstag in Metz. Von *Adolf Ebeling* . . .	253

Digitized by Google

Seite

Die Ungleichen. Eine Liebesgeschichte von *E. von Dincklage* . 257
Neue Balladen von *Theodor Fontane* 283
Neue Skizzen aus Alt-England. Von *Julius Rodenberg* . . . 287
Der Verschwundene. Erzählung von *Meta Winzer* 301
Unsere Reichshochschule. Von *Wilhelm Rullmann* 329
Die Schwalben. Von *Karl Müller* 337
In einem Postwagen. Von *M. Goldschmidt* 356
Wilhelm Camphausen und die Düsseldorfer Schlachtenmaler. Von *Wolfgang Müller* von Königswinter 372
Das niederländische Geusenfest. Von *Max Sulzberger* . . . 378
Chambre Garnie. Novelle von *S. Junghans* 385. 568
Aus den Tagebuchfragmenten eines Einsamen. Von *Ada Christen* 416
Wilibald Alexis. Von *Theodor Fontane* 420. 603. 752
Wanderungen durch das Elsass. Von *Ferd. Lucius* 431
Frage nicht! Gedicht von *Wilhelm Buchholz* 448
Die Ulanenbraut. Novelle von *Adelheid von Auer* 449
Vorm alten Thor. Gedicht von *Hermann Grieben* 476
Rubinstein's „Thurm zu Babel". Von *H. Ehrlich* 477
Resignation. Gedicht von *A. Roffhack* 482
Neues Leben nach dem Tode. Von *Hermann Lessing* 483
Max Friedländer. Ein Lorbeer- und Cypressenzweig auf sein Grab. Von *Arnold Wellmer* 497
Ein Empfangsabend bei Herrn Thiers 508
Weltgeschick. Gedicht von *Arthur Fittger* 512
Mutter und Tochter. Novelle von *Wilhelm Jensen* . . 513. 714
Neue Gedichte von *Theodor Storm*. Engel-Ehe. An Kl. Groth. Nächtens 540
Die Springprocession in Echternach. Von *Rhenanus* . . . 542
Ludwig Bohnstedt. Von *G. S.* 551
Karl Löwe und die Ballade. Von *Otto Gumbrecht* . . . 561
Die Parforcejagd. Von *W. Br. Warburg* 615
Steins Wiege und Grab. Von *Friedrich Panthel* 624
Bilder aus Italien. Von *E. von Dincklage* 629
1) Die Cloaca Maxima.
2) Monumentales aus Neapel.
3) Am 13. März.
4) No. 117.
5) Auf der Grenze.
Margherita. Novelle von *Ernst Eckstein* 641
Kirmess in Scheveningen. Skizze aus dem Holländischen Volksleben von *Johan Gram* 674

Digitized by Google

Seite

Die Schule der Höflichkeit. Von *J. G. Kohl* 678

Terje Vigen. Aus dem Norwegischen Henrik Ibsen's übersetzt von *Adolf Strodtmann* 682

Starkes oder schwaches Geschlecht. Skizze von Dr. *Julius Buchheister* 691

Julius Grosse. Von *Fr. Kreyssig* 697

Der Fund im Brunnen. Von *H. Rieck* 704

Ungarische Zigeunermusik. Von *Victor von Vajda* 710

Ein Besuch bei Louis Gallait. Von *Max Sulzberger* 733

Aus dem Kryptogamenreiche der Lyrik. Eine literar-culturhistorische Studie 737

Digitized by Google

Kunstblätter.

Initialen aus Röhling's güldenem A. B. C.
Landschafts-Studie.
Bogumil Dawison als Richard III.
Karl Friedrich Lessing.
Die Gräfin Dora d'Istria. (Fürstin Koltzoff-Massalsky.)
Im Rhonethal.
Universität Strassburg.
Auf der Jagd.
Wilhelm Camphausen.
Der Odilienberg.
Vor'm alten Thor.
Dr. Max Friedländer.

Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Goethe.

Ludwig Bohnstedt.
Stein's Haus, Arbeitszimmer, Grabmal, Familiengruft.
Julius Grosse.
Wilibald Alexis.
Gundel vom Königssee.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bogumil Dawison als Richard III.

Digitized by Google

Der Sohn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Bogumil Dawison.

Ein Gedenkblatt von **Berthold Auerbach.**

Ein Dresdener Witzbold sagte einmal: Als Gott Emil Devrient schuf, sagte er: „Du sollst ein großer Schauspieler werden!" und — Emil Devrient ward ein großer Schauspieler; als Gott Bogumil Dawison schuf, sagte er: „Werde, was Du willst, und Du wirst etwas Bedeutendes" und — Bogumil Dawison ward ein großer Schauspieler.

Mit der Erinnerung an dieses Witzwort steht das Bild des Dresdener Lebens in den fünfziger Jahren wiederum da.

Nach der ergebnißlosen Verpuffung des Jahres 48 war man in Dresden, wo ohnedies noch Tieck'sche Traditionen nachwirkten, vornehmlich dem Aesthetischen und in diesem besonders lebhaft den Theaterdingen zugewendet. Ob Emil Devrient oder Bogumil Dawison größer, das war eine Frage, die zu erörtern man nicht müde wurde.

Was der Cultusminister Falkenstein anordnete und der Staatsminister Beust — und darüber hätte sich Viel sagen lassen — was in der städtischen Verwaltung vorging, und ob die Wahl des neuen Bürgermeisters eine glückliche, alle derartigen Anliegen schienen kaum der Rede werth. „Haben Sie Dawison, haben Sie Devrient in der und der Rolle gesehen?" war die erste Frage bei gesellschaftlicher Begegnung. Wer so glücklich war, sagen zu können: Emil Devrient hat etwas Raphaelisches, Bogumil Dawison etwas Michel Angeleskes, oder auch: der Eine gleicht der kräftigen und dabei doch zart geschwungenen Linde, der Andere der knorrigen, eigensinnig verzackten Eiche — ja, wer solch' ein gesprochenes Bonbon darbieten konnte, war der Schwerenöther des Abends; und wer die schulmäßigen Kategorieen liebte, konnte dann über Subjectives und Objectives, vor Allem aber über Idealismus und Realismus in der Kunst noch Erkleckliches drein geben.

Wenn wir heute zurückschauend an die Zeit von 1850 bis 1866 denken, so ist es, als hätte die deutsche Nation sich einstweilen wieder aus Müdigkeit und Aufregung eine Stunde der Erholung und der Vertiefung in die sorgsam gepflegten idealen Interessen wiederauffrischen wollen.

In Dresden besonders — und das möchte ich stark betonen — war eine gute, fruchtbare Atelier-Stimmung. Gerade weil das städtische und das Staats-Leben sich in minderm Grade als anderweit in die Betrachtung drängte, war eine allverbreitete Atelier-Stimmung vorhanden.

Wir, die wir uns in verschiedenen Gebieten schaffend bewegten, hatten einen theilnahmvollen Kreis von Empfangenden um uns her.

Digitized by Google

Eine Aufführung von Goethe's Torquato Tasso läßt uns den Kreis überschauen.

Während sonst das Theater — es muß eingestanden werden — nicht mehr die Intelligenzen an sich zieht, wie nothwendig wäre, sondern mehr Diejenigen, die Zerstreuung und Amusement suchen, war in Dresden eine classische Aufführung in der That ein allseitig bewegendes Tagesereigniß.

Da sind wir! Wir begrüßen im Parterre manches wohlbekannte Antlitz: dort die Maler Schnorr, Bendemann, Ludwig Richter, Julius Hübner, Dahl, Rethel, Ramberg, die Bildhauer Rietschel und Haenel und — eine Verbindung zwischen Künstlern und Schriftstellern bildend, in beiden Gebieten daheim — Robert Reinick; dort Gutzkow, Wilhelm Wolfsohn, Otto Roquette, Julius Hammer, — Otto Ludwig, der vor Allem da sein sollte, kann leider das Theater nicht besuchen — dort Robert Schumann, Ferdinand Hiller und im ersten Rang der feine, allzeit geistig bewegte Graf Wolf Baudissin und der Leibarzt Carus mit seinem antik schönen Antlitz; diese beiden Männer, die alle Künste und alle Kreise in anmuthigster Weise vermittelten . . . man wird erst in der Rückerinnerung gewahr, in welch gehobenem Kreise man stand.

Mit einer Weihestimmung, die sich kaum inniger denken läßt, wird das Gedicht, das sich im Burgfrieden reinen Geistes hält, gehört und mit einer Meisterschaft, die das Herz des Dichters erquickt hätte, wird das Schauspiel aufgeführt.

Vollendeter Adel der Erscheinung, ein Schmelz des Tones, jede Bewegung in rein schönen Linien gehalten, wie das Alles sich selten zusammenfindet, so stellt Devrient die Dichtergestalt Tasso's dar; Bestimmtheit und Sicherheit, souveraine Lebensbewältigung, Welterfahrenheit und vornehme Haltung geben sich in Wort und Gestalt von Dawison's Antonio kund. Und daneben die in innerer Majestät gehegte und dabei so allgemein menschlich in zartester Weiblichkeit gehaltene Darstellung der Prinzessin durch Frau Bayer-Bürck. Unverlöschlich bleibt das Bild dieser vom Dichter so hoch ausgestatteten Erscheinung; diese Prinzessin, die, wie eine im Warmhause erwachsene exotische Blüthe, von keinem herben Luftzuge berührt, sich so rein und fein entfaltet.

Das Theater ist zu Ende. In einem behaglichen Raume, in den Wirthshäusern des sogenannten italienischen Dörfchens, oder auch auf der Brühl'schen Terrasse sitzen noch die näher befreundeten Genossen zusammen und ergehen sich in den Eindrücken der Dichtung und der Darstellung.

Man ist einig darin, wie schwer es ist, und wie nur die Leichtfertigkeit kein Bedenken daran findet, eine anormale Erscheinung, wie einen Dichter, zur Mittelfigur einer dichterischen Production zu machen und wie eben Goethe's Meisterschaft wieder auch darin das Zutreffende fand und gab: den Conflict der hochgesteigerten Empfindung mit den real gegebenen Lebensbedingungen hervorzuheben und die Verschiebung Dessen,

Digitized by Google

was die Phantasie sich ausdenkt und was das unmittelbare, herbe Leben entgegenstellt.

Wilhelm Wolfsohn ist vor Allen beredt; er besaß eine seltene Meisterschaft in Darstellung der literarischen Dinge, eine Rundung des Ausdrucks, eine sichere Führung der Gedankenverbindungen und ein seltenes Eindringen in das eigentlich Dramatische.

Eine der pikantesten und unvergeßlich sich einprägenden Rollen Dawison's war der russische Fürst Miachel in Wolfsohn's Drama: „Nur eine Seele."

Otto Ludwig ist todt, Rietschel ist todt, Rethel, Robert Reinick, Julius Hammer, Wilhelm Wolfsohn, Carus und Robert Schumann todt.

Es ist erschütternd, wenn man inne wird, was aus einem einzigen Kreise dahingerafft wurde.

Und nun auch Dawison! Er mußte das Gleiche erleben, wie Rethel und Robert Schumann.

Vorbei! . . .

Versetzen wir uns wieder in jene Zeit!

Am andern Tage spricht man zu den begegnenden darstellenden Künstlern die Ansicht über das Meisterliche und über einzelnes Mangelhafte aus.

Devrient ist ruhig, gleichmäßig, Dawison unruhig, aufgeregt. Im Augenblicke, da er sie empfing, hob ihn die Ehrenbezeugung vielleicht höher als irgend einen Berufsgenossen; aber die Befriedigung im eigentlichsten Sinne des Wortes hielt nicht lange vor. Er war voll treibender Rastlosigkeit. Es waren so viel Energieen in ihm, die unthätig, aber nicht zur Ruhe gebracht waren.

Eine begrenzte Berufsart schien seine volle und vielseitig ausgestattete Kraft nicht aufzubrauchen, und wie er in gesteigertem Selbstgefühl sich äußerlich nicht unterzuordnen wußte, so ward ihm auch innerlich und persönlich die Oekonomie der Kräfte erschwert.

„In der Beschränkung zeigt sich der Meister", lautet das Gebot Dessen, der die Meisterschaft in Selbstführung des Lebens errungen. Sich in freier Selbstbestimmung in die Arbeitstheilung der Welt fügen, in den Grenzen einer vereinzelten Bethätigung sich bescheiden, das führt allein zur Erkenntniß und zum Gehorsam gegen jenes Gesetz, das Spinoza mit dem scheinbar widerspruchserfüllten Ausdruck: libera necessitas, freie Nothwendigkeit bezeichnet. Das Gesetz des Lebens ist dann keine äußere Schranke mehr.

Es ist eine der härtesten, aber eine nothwendige Bedingung des Daseins, daß in jedem Menschen ruhende Kräfte sind, die nicht zu Bethätigung und Ausgestaltung gelangen, vielmehr in Atrophie versinken müssen.

Wo ist der volle, der ganze, der allseitig sich auslebende Mensch?

Er ist in keinem Einzelnen da, aber in allen Athmenden zugleich; er ist ein Ideal und doch zugleich real vorhanden, zerstreut, vereinzelt, aber vor dem reinen Gedanken Eins.

Digitized by Google

Das ist das Gesetz der Endlichkeit, daß wir nur ein Einzelnes, einen beschränkten Kreis erfüllend sein können, und aus diesem heraus haben wir uns mit der Gemeinschaft des Lebens zu harmonisiren

Nur in dieser bedingten Weise kann man ein harmonischer Mensch werden.

Dawison war kein harmonischer Mensch, und er endete in der entsetzlichsten Dissonanz.

Er vermochte Gebilde voll Kraft und Wohlordnung darzustellen; sie erschienen, sie verschwanden, aber die versammelte Kraft seines Wesens war dabei nur momentan beruhigt und befreit.

Die Schauspielkunst hat das besonders Erschwerende, daß das geschaffene Gebilde den Meister nicht ansieht, ihm nicht als ein Beharrendes gegenübersteht. Schöpfer und Geschaffenes sind Eins in vorüberrauschender Erscheinung.

Es könnte verwunderlich erscheinen, daß die Schauspielkunst nicht mehr Opfer der Wahnvorstellung erheischt. Dieses plötzliche, volle Einleben in eine Rolle, dann wieder Umkehren, Heimkehren, seiner selbst, seiner bestimmten Verhältnisse bewußt werden, ja noch mehr, oft an einem Abend — und das hat Dawison in der contrastirendsten Weise vollzogen — in ganz diametral entgegengesetzten Charakterbildern sich darstellen, das ist das gefährlichste Spiel mit der Versetzungsfähigkeit. Nur wer diesen Beruf mit einer sichern Besonnenheit zu üben sich gewöhnt, kann heil und frei daraus hervorgehen.

Ueber das normale Durchschnittsmaß gespannt ist jeder schaffende Künstler und der Schauspieler vor Allem. Das Doppelleben, das jeder schaffende Künstler führt, ist beim Schauspieler in eine höhere Potenz erhoben. Unbefangenes Sein und bewußtes Gesehenwerden, Durchdringen eines Gegebenen und Selbstvergessen und Vergessenmachen, daß es ein Gegebenes, das sind Gegensätze, die die schauspielerische Kunstübung zur gefährlichsten machen können.

Ich habe mit Dawison Jahre lang in den verschiedensten Lebenslagen verkehrt. Er war von der höchsten Erregbarkeit, leidenschaftlich, mit polnischen und jüdischen Elementen in seiner Natur versetzt, immer voll und ganz im Momente. Er gab stets sein Bestes; er hatte ein ausgelassenes Lachen mit gellendem Jauchzen und dann wieder den zartesten, innigsten Gemüthston. Er hatte eine starke Selbstschätzung, er war von seinem eigenen Werthe durchdrungen, dabei aber fremder Anschauung treu folgend, Mahnungen gewissenhaft überlegend und im Ganzen wiederum tief bescheiden. Er hatte viel aus sich selbst gedacht und studirte dabei eifrig die Betrachtnahmen Anderer. Zu dem Buche von Gervinus über Shakespeare machte er die eindringlichsten Bemerkungen.

Er hatte das Leben kennen gelernt, bevor er von der Darstellung desselben auf der Bühne wußte. Er hatte die Welt der Bildung für sich selber entdeckt und er sah sie mit neuem, frischem Auge, von keiner Tradition belastet.

Er war beständig wach, gerüstet, im Vollbesitz ausgiebiger Geistes-

Digitized by Google

kräfte. Und neben der Schrankenlosigkeit, die eine geheischte Unterordung und Mäßigung von sich wies und rücksichtslos durchgreifen wollte, neben einem Fanatismus, der seine ganze Natur mit fortriß, war er wieder der Geordnete, der wie ein strenger Kaufmann Buch führte und Jegliches regulirte.

Wie alle erblos in die Welt Gesetzten, hatte er tiefes Verlangen, Grund und Boden, Bäume, ein Haus und Hausthiere zu besitzen; und als es ihm bald gelang, draußen vor dem Plauenschen Schlag einen Garten zu erwerben und ein Haus darin aufzurichten, war er von einer Bedachtsamkeit für jedes Einzelne, von einem Frohgefühl über Baum und Gras und Blumen, über die in schönem Gehege untergebrachten verschiedenen Hühnerarten, über feste und bequeme Stühle, über Jegliches, daß Niemand den Darsteller der heftigsten Charaktere in ihm vermuthen konnte. Aber freilich! Da war wieder seine Schrankenlosigkeit. Am Abhang vor seinem Hause standen Kirschbäume auf fremdem Grund, die ihm die Aussicht in die Berge des Meißner Hochlandes verdeckten. Er hieb sie nieder und ließ sich dafür strafen.

„Das Dämonische! Die geheimnißvoll dämonische Kraft!" — mit solchem Wort findet man sich gern ab und glaubt wunder was erklärt zu haben, wenn man das Räthsel mit einem räthselhaften Worte bezeichnet.

Was ist denn dämonisch?

Es ist der zerstörende, wie der schaffende Genius. Vom Anhauch des Genius erfaßt sich hineintragen lassen in die Welt der Vorstellungen, ganz hingegeben, von seiner Macht bewegt und doch wieder tief in der Seele die Willenskraft bewahren — hier sind die Strömungen hin und her in jener höhern Luftschicht, die kein Wetterhahn auf dem höchsten Thurm uns kenntlich macht.

In jedem Menschenleben, das neue Bahnen sucht und sich von der Tradition frei macht oder von derselben frei geblieben ist, kann man etwas von jener weltentdeckenden Zuversicht des Columbus und von jener die Weltbewegung neu fassenden Erkenntniß des Copernicus finden. Es gehört eine starke Selbstsicherheit dazu, um sich der geschichtlichen und der zeitgenössischen Anschauung gegenüber zu sagen: Es giebt eine Welt, die Du entdecken kannst, und das Firmament ist nicht so gefugt, wie Du gelehrt worden. Jenseits des Meeres liegt ein großer Continent, und nicht die Sonne, sondern die Erde, darauf Du lebst, bewegt sich.

Gegenüber aller geschichtlichen Vergangenheit ist im höchsten idealen, wie im beschlossenen concreten Sinn das durchweg Neue, das wir haben: der self-made-man. Es mag nicht ohne Bedeutung sein, daß in Amerika, wo dem Individuellen noch der freieste Spielraum bereitet ist, diese Kategorie sich am schärfsten und entschiedensten ausgebildet hat. Wenn in der alten Welt das Individuum das Gepräge in seinen wesentlichen Kennzeichen aus der Allgemeinheit empfing, so ist der Individua-

Digitized by Google

lismus der modernen Welt das bedeutsame Moment, das den self-made-man setzt.

Du hast Dich selber zu Dem zu machen, was Du sein sollst.

Wo aber ist die Grenze? Wann ist die Zeit und die Formation eingetreten, wo Du nicht mehr der sich machende, sondern der gemachte Mann bist, der kein Wesentliches mehr an sich ändern kann?

Das fortwährende Sichbewegen ist Ursprung alles Schaffens und täglicher Lebenserneuerung. Von dem Augenblick an, wo ein Organismus sich nicht mehr erneuert, stirbt er ab.

Ein Jude ist eine Erscheinung des self-made-man in ganz eigenthümlicher Erkennbarkeit. Zur fraglichen Existenz in die Welt gesetzt und doch aus einem großen geschichtlichen Hintergrund hervorgegangen, vollzieht der Jude — ich möchte sagen in individueller Weise — die Sklaverei in Egypten, den Zug durch die Wüste, den Einzug in's gelobte Land; aber das im Gemüth ruhende Gefühl der Befreiung läßt ihn schwer zum harmlosen Genuß der Welt und seiner selbst kommen. Erst dem nachfolgenden, in der Erlösung geborenen Geschlecht scheint das beschieden.

Ich muß auf die in's Auge gefaßte Persönlichkeit zurückkehren.

Was erscheint widersprechender, gewaltsamer, alle selbstwillige Energie mehr herausfordernd, als daß ein Judenknabe in Warschau zu einem der hervorragendsten Vertreter der deutschen Schauspielkunst wird?

Der Genius und eine widerstandskräftige Willensmacht haben Dawison geführt. Er ist ein self-made-man in der Kunst und er hat fortwährend und ruhelos allzeit umgestaltend und umbildend sich selbst gemacht.

Das Ueberraschende, das blitzartig Aufleuchtende, das scharf Charakterisirende, die ganz neuen Accente und Erscheinungsweisen, die er längst auf der Bühne heimischen Gestalten gab und mit denen er neue zum ersten Mal darstellte, alles Das stammt aus der Freiheit vom Conventionellen.

Die deutschen Dichtungen, die wir oft schon in der Kinderzeit, sicher aber in der ersten Jünglingszeit in die heiße Seele aufnehmen, diese lernte er erst dann kennen, als er bereits ein am Leben gereiftes Denken und Empfinden hatte.

Wir kamen in Gesprächen oft darauf zurück, wie sich das nun vereinbart. Er konnte nicht mehr genau Rechenschaft geben, aber oftmals nahm er sich auf Zureden vor, seinen Bildungs- und Entwickelungsgang selber aufzuzeichnen. Ich glaube nicht, daß er dazu kam.

Das aber ist sicher, daß seine Darstellungsweise davon beeinflußt war, daß ihm die deutschen Dichtungen im weitesten Sinne — denn auch Shakespeare ist insofern ein deutscher Dichter geworden — traditionslos zukamen. Er bildete sie daher neu um. Ein gewisser Schwung, ein Schmelz und Jugendduft fehlte ihm dadurch, aber er setzte sich mit Allem individuell zurecht. Er hielt sich vorzugsweise an das Charakteristische, und von ihm aus gestaltete er sich die Darstellung der Figuren. Und

Digitized by Google

Shakespeare, der seine Gestalten am meisten mit charakteristischen Zügen ausstattet und das Psychische in Erscheinung und Action umsetzt, ward ihm natürlich correspondirend.

Aus den mannigfachen Erinnerungsbildern, die mir im Verlauf von acht Jahren in die Seele drangen, will ich hier nur auf eines der markantesten, auf Othello, hinweisen. Die wuchtigen, an das Commando im Felde gemahnenden Töne des Heldenhaften, wie die schmiegsamen, ja bis zur Weichlichkeit gehenden des Kindlichen, brachte er in dieser Rolle zum ergreifenden Ausdruck, und wie Othello in der letzten Scene sich selber schildert, wie die Stimme in Thränen zitternd werden will und er sich dann wieder gewaltsam heldenhaft aufrichtet, diese wunderbare Kunst, den ganzen Charakter wieder rückwärts zu beleuchten und von dieser Schlußscene aus ihn erst voll verständlich zu machen, das drang mit unwiderstehlicher Kraft in die Seele des Zuschauers und Zuhörers.

Einem Naturell, wie dem Dawison's, waren natürlich diejenigen Dramen am genehmsten, in welchen die von ihm darzustellende Figur die Achse des Ganzen bildete, und bei Gastspielen, wo sich vielfach eine Unzulänglichkeit in Repräsentation der Nebenfiguren herausstellte, wurde die Gleichvertheilung des Gewichts immer mehr beeinträchtigt.

Das Schauspielerische gewann den Vorrang über das Dichterische, und die Mißlichkeit der Wiederholungen suchte einen Ausgleich darin zu finden, die herrschende Potenz zu sein.

Von allen Künsten ist die Schauspielkunst die vorzugsweise sich wiederholende in ihren Gebilden.

Auch der musikalisch Ausführende ist der Wiederholende; aber er setzt bei der instrumentalen Wiederholung nicht entfernt so zugleich seine Persönlichkeit ein wie der Schauspieler.

Der Dichter wiederholt kein Product als solches, und läßt er sich verleiten, ein aus bestimmter Entwickelungsstufe hervorgegangenes mit veränderten Attributen nochmals erneuern zu wollen, so verfällt er in Manier und aus der Kunst in handwerksmäßige Mache.

Ist es denkbar, oder wäre vielmehr die Anmuthung nicht sofort in sich hinfällig, Schiller hätte in fortgeschrittener Entwickelung noch einmal ein Aehnliches wie „Die Räuber", Goethe noch einmal ein Aehnliches wie den „Werther" hervorbringen sollen?

Das aus der gegebenen Lebensstimmung Erstandene ist nur Einmal möglich.

Der Maler, der Bildhauer, der Architekt, sie können das einmal Geschaffene noch einmal in gleicher Weise wiederholen, aber dies ist doch nur Ausnahme; in der Schauspielkunst aber ist die Wiederholung Regel und Gesetz.

Während allen anderen Künstlern in der Fortentwickelung des Lebens eine ebenmäßige Entwickelung der Production parallel geht, ist dies dem Schauspieler nur in geringem Grade gegeben, wenn es ihm nicht beschieden ist, Zeitgenosse einer neuen dramatischen Dichtungsepoche zu sein.

Dawison, der in rastloser Selbsterneuerung stand, mußte im Ver-

Digitized by Google

lauf ſeines Kunſtlebens ſich hundertfach wiederholen, momentan improviſirte Wirkungen nochmals erneuern und fixiren.

Hierin lag ein perſönlicher tiefer Widerſpruch, an den ſich ein allgemeiner aus ſeinem Beruf anſchloß.

Der Schauſpieler findet feſtgeformte Erſcheinungen vor, in die er ſich einleben muß, um ſie aus ſich heraus zu geſtalten.

Auch der Maler, der Bildhauer, wie auch der Dichter kann nichts abſolut Neues ſchaffen. Die Bedingungen des Daſeins, vor Allem die menſchlichen Geſtalten im weiteſten Sinne, ſind gegebene. Die Scala der Verſchiedenheiten iſt eine begrenzte; innere Beſeelung, folgerechte Ausgeſtaltung, Bewegung, Gruppirung ſind aber frei geſtellt. In dieſem Betracht gehört die Schauſpielkunſt nicht zu den freien Künſten.

Der Schauſpieler findet Charaktere vor, die, um wirklich dramatiſch zu ſein, nur bis zu einem gewiſſen Grade in's Einzelne gehende phyſiognomiſche Züge haben; es muß noch ſoweit offener Raum — im wahren Sinne des Wortes Spielraum — bleiben, daß der Schauſpieler ſeine Perſönlichkeit in die darzuſtellende Figur einſetzen kann. Auch in dieſem Betracht haben Shakeſpeare und Molière das, was man dankbare Rollen nennt, geſchaffen, weil ſie eben ſelbſt Schauſpieler waren. Bei aller phyſiognomiſchen Ausführung iſt noch dem freien Einſatze des Darſtellers viel anheim gegeben. Dawiſon liebte es beſonders, nicht nur die Geſtalten jener Dichter, ſondern auch die moderner Rollenſchreiber ſich anzueignen, in denen ſeine productive Kraft ſich erfinderiſch zeigen konnte.

Es iſt bekannt, daß er ſeinen erſten großen Erfolg in Wien der Darſtellung des Andres in Otto Ludwig's „Erbförſter" verdankte. Er hatte aus der Nebenfigur eine ſolche farbengeſättigte Erſcheinung gemacht, daß ſie zum Beifall hinriß, und gerade jenes Wort, wo Andres nicht ſagen kann, was ihm der Buchjäger angethan, wo eben der Dichter nur ſoviel im Worte gab, daß die Ausfüllung des Darſtellers erſt das Ganze vor Augen ſtellt, war der Gipfelpunkt ſeiner Wirkung.

Ich habe mit Dawiſon viel über ſeine Kunſt und über einzelne Darſtellungen geſprochen. Er war ſich immer des Vollgehalts der Geſtalten und der geſammten Dichtung bewußt. Ich muß geſtehen, daß ich nie der bloßen Schauſpielkunſt wegen ein Drama ſah. Mir war und blieb immer die Dichtung, der geſammte Aufbau und die Ausladung menſchlicher Affecte das Weſentliche, und ich kann bis heute nicht begreifen, wie Menſchen einen einzelnen Act ohne das ganze Stück anſehen können, oder gar nur eine ſich gipfelnde Scene. Dawiſon wollte nie zugeben, daß die Schauſpielkunſt nur eine ſecundäre ſei, und er war beſtändig productiv, da und dort neue Lichter aufzuſetzen. Aber bei ſeiner Unruhe empfand er die Verpflichtung an einen beſtimmten Ort als eine Feſſel. Er machte ſich frei und wurde ein Virtuoſe auf Gaſtrollen, wobei er doch die beſtändige Erneuerung, die ſein Naturell heiſchte, nicht unterdrücken konnte.

Das führte zu einem innern Conflict, den er noch zum gewagteſten ſteigerte. Es iſt dies die Kunſtreiſe in Amerika, die doch weſentlich auf

Digitized by Google

Gelderwerb abzielte. Es ist durchaus unvereinbar, Richard III. darzustellen und vorher die Kasse eingesehen zu haben, oder auch nur an die Kasse zu denken. Das Hereinragen eines Honorargedankens in die Schöpfung eines Kunstgebildes zerstört das Kunstgebilde und den Schöpfer. Selbst in der Seele des Schauspielers muß das hin- und hergehende Strömungen erzeugen, die zum Strudel und zum Wahnsinn führen.

Dawison experimentirte beständig in der gefährlichsten Weise mit seinen Seelenzuständen. Unmittelbar vor der Vorstellung gab er sich ganz Anderem hin, und nach der aufregendsten suchte er sich wieder gewaltsam zu beschwichtigen oder auszubrausen.

Die schärfsten Gegensätze lagen unvermittelt in ihm. Er verachtete die Welt und ihre Formen und hielt doch wieder viel darauf, daß der Schauspieler die ehrbare sociale Stellung einnahm, die ihm in unseren Tagen geworden, und er war demgemäß in der Gesellschaft von bester Haltung und leicht spendend. Er war herrschsüchtig und dabei der hingebendste Freund. Er war keck sarkastisch und dabei doch wieder sentimental. Er trachtete nach festem Heimwesen und freute sich dessen, und konnte doch leicht wieder das Selbstgepflanzte und Gebaute veräußern und vagabundarischem Umherziehen sich hingeben.

Noch ein Moment muß ich näher bezeichnen.

Es bedürfte einer ausführlichen Klarlegung, wie es in der Seele eines Menschen hergeht, der, sei es in momentaner Leidenschaft, sei es in Leichtfertigkeit oder Gleichgiltigkeit, jedenfalls aber ohne sich zu den Dogmen zu bekennen, vom Juden zum Christen wird. Ein Beharren in der angestammten Religion erheischt kein Bekenntniß und giebt die vollste Freiheit. Anders stellt sich's dem Proselyten. Es wäre viel zu erzählen, mit welcher Frivolität von vielen Geistlichen die Taufe vollzogen wird. Dawison selber berichtete, daß der Geistliche, der ihm die Taufe gab, ihn verstehen ließ, er glaube selber auch nicht an die Dogmen Seiner Braut, einer polnischen Adeligen zu lieb, trat Dawison zum Christenthum über; aber das Judenthum, nicht sowol als Religion, sondern als Gemüthsheimat, als Jugenderinnerung und anheimelnde Empfindungsweise lebte noch fortwährend in seiner Seele. Wie so vielen Christgewordenen war es ihm ein besonderer Leckerbissen, bald da, bald dort im Umgange eine Erinnerung zu erwecken, einen Ausdruck zu gebrauchen, der eine ganz eigenartige Vorstellung in sich schloß, oder auch eine von den unzähligen polnisch-jüdischen Anecdoten mit Meisterschaft vorzutragen.

Als Dawison zum ersten Mal im polnischen Theater in Warschau auftrat, wollte ihn seine Mutter auf der Bühne sehen. Sie sagte ihm nichts davon und ging frühzeitig in's Theater. Noch war der Zuschauerraum wenig erleuchtet und die Frau suchte sich einen guten Platz auf der obersten Galerie. In der Erregung und im Halblichte, in der ungewohnten fremden Welt stieg sie immer weiter voran über die Bänke und endlich auch über die Brüstung hinweg und stürzte hinab und brach

Digitized by Google

glücklicherweise nur ein Bein. Man sagte dem Sohne nichts davon, und erst als er nach erfolgreichem Debüt heimkehrte, sah er, was geschehen war.

Nun besuchte ihn seine Mutter in seinem eigenen Hause in Dresden. Er war glückselig, sie bewirthen zu können, und sein Auge strahlte hell, wenn der liebliche Knabe, der einzige Sohn Dawison's, auf dem Schoße der Großmutter saß Diese war eine stattliche Erscheinung, von formvollem Benehmen, und die Frau Dawison's, eine feine, stille, vornehme Erscheinung, gegen die er ständig eine gewisse rücksichtsvolle Dankbarkeit bewahrte, und die immer beschwichtigend auf ihn wirkte, wetteiferte mit dem Sohne, der Großmutter die Tage schön und behaglich zu machen.

Dawison saß stundenlang mit seiner Mutter im Garten, und wer ihn so gesehen, konnte kaum ahnen, daß dieser Mann gestern den „Caligula" in Halm's „Fechter von Ravenna" so machtvoll dargestellt, daß jedes Wort wie ein durch die Luft sausender Schwerthieb klang.

Eines Tages — es war im Herbste — machten wir in größerm Kreise einen Gang nach dem Plauenschen Grund. Auf dem Heimwege sagte mir die Mutter Dawisons, da in den nächsten Tagen nun bald die höchsten jüdischen Feste: Neujahr und Versöhnungstag seien, möchte sie gern in die Synagoge gehen, fürchte aber, ihren Sohn in eine Mißlage zu bringen. Ich sagte dies Dawison, und nach seiner Art den Kopf zurückwerfend und in seinem hellen, jauchzenden Ton rief er:

„Ach was! ich gehe selber mit." Er begleitete seine Mutter zur Synagoge und holte sie auch wieder ab.

So klein das auch erscheinen mag, so ist doch zu bedenken, was dies bei einer so bemerkten Persönlichkeit wie Dawison in einer Residenz und bei den doch noch herrschenden Vormeinungen zu bedeuten hatte.

Seit dem Jahre 1860 habe ich Dawisen nur ab und zu hier in Berlin gesehen In dem freien Umherziehen hatte er sich immer mehr leicht zu wiederholende und scharf contrastirende Rollen festgestellt. Er reiste in Deutschland umher, er reiste nach Amerika, er wagte, auf seine gewaltige Kraft bauend, die äußerste Anspannung des Geistes, und er verlor endlich die Zügel desselben.

Denn das ist das Erhobene und Gefahrvolle alles künstlerischen Schaffens und Wirkens: Vollauf hingegeben sein an die Production, in und mit der künstlerischen Gestaltung ganz sein selbst zu vergessen, zeitweilig in Wahnvorstellungen, in Phantasieen leben, nicht mehr wissen, wer man ist, wo man ist, was man war und morgen sein wird, nur für die Wesen der Fiction denken und empfinden — und aus alledem wieder zurückkehren zum Alltagleben, zu den Seinen, zu den Freunden, zu den bürgerlichen Pflichten, um dann, wenn die Zeit gekommen ist, wiederum sich ganz in die Phantasieen, oder, wenn man es so nennen will, in die Wahnvorstellungen zu versetzen . . . wer dieses Doppelleben wagt, muß das Gefüge seines Wesens fest und stark halten, die Oekonomie der Kräfte kennen und sich vor jedem Durcheinanderschieben des Phantasielebens und der Wirklichkeit wahren, sonst wird der Genius zum Dämon.

Digitized by Google

Selbſtbeſtimmung, Selbſtregierung, Selbſtführung ſind die Grundbedingungen des modernen Lebens.

Je freier die Berufsart, um ſo ſtetiger bedarf es in ihr der Disciplin ſeiner ſelbſt.

Bogumil Dawiſon wirkte zu einer Zeit, in der das Theatraliſche ſich auf der wirklichen Bühne vom Poetiſchen losgemacht hatte.

Zwei Männer, die als berufen erſchienen, Theatraliſches und Dichteriſches wiederum zu einen, kamen nur mangelhaft zum Ausdruck ihres Naturells.

Friedrich Hebbel gelangte erſt ſpät zur Ueberwindung des Schrullenhaften.

Otto Ludwig, zum Höchſten berufen, war durch äußere Hinderungen in ſeiner vollen Entfaltung beeinträchtigt.

Wäre einer mit großen Energieen und der vollen Künſtlerſchaft ausgeſtatteten Natur, wie Bogumil Dawiſon, die zeitgenöſſiſche Blüthe einer neuen dramatiſchen Dichtung beſchieden geweſen, wer weiß, ob ſeine productive Kraft ſich nicht an neuen Aufgaben ſchön befriedigt und ob er nicht gelernt hätte, ſeine Kunſt als die zur Unterordnung berufene und dabei doch in all' ihrer beglückenden Schönheit beſtehende zu erkennen.

Digitized by Google

Monsieur Mylord.

Erzählung aus dem Béarn von **Claire von Glümer.**

I.

Unter den frischen Gebirgsthälern, die von Pau aus in wenigen Stunden zu erreichen sind, ist das von Liménac eines der frischesten. Der Mais- und Weinbau der Vorthäler hat hier bereits aufgehört, aber an der südlichen Berglehne gedeiht noch die süße Kastanie; üppige Wiesen umgeben das Dörfchen, das mit seinen weißen Häusern, seiner kleinen Kirche, seinem Schlosse — einem zweistöckigen, schmucklosen Gebäude, das sich bei uns mit dem Namen „Landhaus" begnügen müßte — seinen Gemüsegärten und Nußbäumen am linken Ufer des wilden Gave von Ossau liegt, während am rechten Ufer eine schroffe, waldbedeckte Bergwand aufsteigt. Zwischen ihren Eichen und Tannen starren bemooste, seltsam geformte Felskegel hervor; darüber erheben sich die waldigen Kuppen, die Granit- und Marmorwände, die Matten und Schneefelder des Hochgebirges und weit in der Ferne schimmern die höchsten Spitzen der Pyrenäen: die Eiskronen des Pic du Midi, der Maladetta und des Mont Perdu.

Die Bewohner des Thales sind ein bescheidenes, arbeitsames Geschlecht. Die Männer gehen den Sommer über als Hirten in's Hochgebirge oder arbeiten in den Eisenhütten von Ossau, oder in den Marmorbrüchen von Loubier. Die Frauen sorgen für das Haus, den Garten, die Kinder und das im Thale bleibende Vieh. Der „Herr Maire" handhabt die weltliche Gerechtigkeit, der „Herr Pfarrer" überwacht das Seelenheil seiner kleinen Heerde, die Schloßfrau besucht die Armen und Kranken und die einzige Unterbrechung des täglichen Einerlei sind Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse.

So war der 5. Juli des Jahres 1855 herangekommen. Auch er war den Bewohnern von Liménac wie jeder andere heiße Sommertag vergangen; jetzt war der Feierabend angebrochen und sie ahnten noch immer nicht, was ihnen bevorstand, ehe sie sich heute zur Ruhe legten. Gemächlich wie immer kamen die Männer von der Arbeit zurück. Aus allen Schornsteinen stiegen Rauchwolken auf, denn selbst in der ärmsten Hütte wurde wenigstens eine steife Broyo (Maismehlbrei) für die Heimkehrenden zubereitet, und während die Kinder den Vätern entgegen liefen, traten die Frauen auf die Thürschwelle und tauschten ein freundliches Adiehat (Gottbefohlen) mit den Vorübergehenden aus.

Auch Mutter Jeanne-Marie, die Frau des Steinbrechers Martin Bonnecaſe, die in dem kleinen weißen Häuschen unterhalb der Kirche wohnt, war mit dem Kochlöffel in der Hand auf die Thürschwelle getreten, ihren Eheherrn, der heute ungewöhnlich lange ausblieb, zu er-

Digitized by Google

warten, die Nachbarn waren alle vorüber, nur seine lange Gestalt ließ sich noch immer nicht sehen.

„Marietta!“ rief sie plötzlich in's Haus hinein, „komm schnell 'mal her . . . ist das nicht Dein Vater, der so bepackt zwischen den Hecken vorkommt?“

Ein junges Mädchen mit frischem Gesicht und lustigen braunen Augen trat neben die Frau und sah die Dorfgasse entlang.

„Der mit dem Kasten auf dem Rücken?“ fragte sie; „nein, Mutter . . . ja, er ist's doch!“ rief sie dann; „was mag er bringen? und seht nur den närrischen Menschen, der neben ihm geht!“

Der „närrische Mensch“ war ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, ebenso groß als Martin Bonnecase, aber mit breiterer Brust und kräftigerm Gliederbau. Was dem Mädchen an ihm auffiel war das lange röthlich-blonde Haar und der gleichfarbige Vollbart, der das gebräunte Gesicht umrahmte, vielleicht auch der graue bequeme Touristenanzug und der große, graue Malerschirm, den er gegen die blendende Abendsonne aufgespannt hatte. Martin Bonnecase trug einen Handkoffer, einen Malkasten, einen Feldstuhl und war so vertieft in die Unterhaltung mit dem Fremden, daß er auf den neugierigen Zuruf seiner Frau:

„Nun Mann, wen bringst Du da?“ keine Antwort gab, sondern mit einem Kopfnicken weiter ging.

Auch der Fremde grüßte. Als er den breitrandigen Strohhut abnahm, sah Marietta, daß er eine schöne freie Stirn und freundliche blaue Augen hatte, die mit einem schwermüthig bittern Zuge um den Mund in Widerspruch standen. Dieser Zug verschwand auch nicht, als er das junge Mädchen grüßte, obwol sein aufleuchtender Blick verrieth, daß sie ihm gefiel.

Marietta erröthete vor Vergnügen.

„Ein schöner Mann und wie höflich er ist!“ flüsterte sie der Mutter zu.

Aber Jeanne-Marie hatte keinen Sinn für die Vorzüge des Unbekannten.

„Ist das eine Manier von Deinem Vater, vorbeizulaufen ohne Rede zu stehen!“ sagte sie ärgerlich indem sie sich zu dem brodelndem Kochtopfe zurückbegab. „Was soll nun aus dem Abendessen werden, und wie kann eine rechtschaffene Frau zu Bett gehen, wenn der Mann wie ein Vagabund mit wildfremden Leuten im Lande herumzieht?“

„Soll ich ihn fragen, was er vorhat?“ rief Marietta, deren Neugier noch größer war, als die der Mutter. „Eben ist er mit dem Fremden in die Schänke gegangen, ich will doch 'mal hinüber laufen . . .“

„Nichts da, hier geblieben!“ fiel die Mutter mit strengem Tone ein. „Ist das eine Manier! Da liegt Deine Näherei unter dem Stuhle, hier die Scheere, dort drüben der Zwirn . . . gleich nimm das Alles zusammen und sei fleißig bis Dein Vater kommt.“

Marietta gehorchte mit stillem Seufzer. Andere junge Mädchen

Digitized by Google

durften am Feierabend die Arbeit bei Seite legen und nach dem Abendessen unter den Nußbäumen am Kirchhofe mit den Burschen des Dorfes plaudern. Ihr wurde kaum Sonntags einmal gestattet hinzugehen. Was hatte sie von ihrer Jugend, was hatte sie davon, daß sie hübscher war, als hundert Andere? Thränen stiegen ihr in's Auge und flossen auf die langweilige Arbeit nieder.

Während sich Marietta in diese schmerzlichen Betrachtungen vertiefte und Mutter Jeanne-Marie mit jeder Minute, die verfloß, ohne den Gatten heim zu bringen, in größern Zorn gerieth, war Martin Bonnecase beim Verlassen der Schänke Mittelpunkt einer Gruppe von Männern und Frauen geworden, die ihn mit Fragen bestürmten.

Wer war der Fremde, mit dem er in's Dorf gekommen? wo hatte er ihn getroffen? wie hieß und was wollte er hier in dem einsamen Thale? oder ging er weiter in's Gebirge? und warum hatte er zu diesem Zwecke nicht lieber eine der bequemen Landstraßen gewählt, an denen — Gott sei's gedankt — im Lande von Pau kein Mangel ist? und warum, da er doch gekleidet war wie ein Stadtherr, trug er lange Haare, wie die Montagnards (Bergbewohner)? und warum war er vom Kopf bis zu den Füßen grau gekleidet? und was mochte in dem großen Kasten sein, den Bonnecase getragen hatte?

Mit seinem gewöhnlichen, gutmüthig-schlauen Lächeln ließ Martin den Wortschwall über sich hinrauschen, bis die alte Gervaise Baudry, die reichste Heerdenbesitzerin im Orte, die immer etwas Besonderes für sich verlangte, unwillig ausrief:

„Ihr solltet endlich aufhören zu lachen, Gevatter Bonnecase, und dafür wenigstens Euren nächsten Freunden und Nachbarn Antwort geben."

„Sollte mir schwer werden", meinte Martin und lachte von Neuem; „ich weiß schon lange nicht mehr, wem von Euch die Fragen gehören. Aber wenn Ihr mich zu Wort kommen laßt, will ich Euch auf einmal Alles erzählen, was ich weiß. Getroffen hab' ich den fremden Herrn in Loubies, als ich aus dem Steinbruch kam, um nach Haus zu gehen. Er war mit der Diligence gekommen und verlangte Jemand, der seine Sachen nach Limérac tragen könnte. Das habe ich gethan; er hat vierzig Sous gegeben; ich habe ihn in die Schänke geführt, wo er wahrscheinlich wie andere Christenmenschen essen und schlafen will . . . was aber sein Bleiben oder Weitergehen, seine Haare und seine Kleider anbetrifft, so müßt Ihr ihn selbst befragen, mir hat er nichts darüber anvertraut."

Die Neugierigen gaben sich indessen noch immer nicht zufrieden.

„Ihr habt mit ihm gesprochen . . . was hat er Euch erzählt? . . . seinen Namen werdet Ihr doch wissen und werdet erfahren haben, was er hier zu thun hat?" riefen sie, indem sie Martin Bonnecase, der sich zum Gehen anschickte, auf's Neue umdrängten.

Er schob wie in Verlegenheit das braune Barett von einem Ohr auf's andere.

„Ja, seinen Namen könnte ich wissen", sagte er; „der stand groß

Digitized by Google

und breit auf dem Koffer geschrieben und lesen kann ich, wie Ihr wißt ... aber den Namen! Und wenn ich bis morgen früh darüber säße, ich brächt' ihn nicht heraus. Nun aber guten Abend beisammen, ich habe Hunger und meine Alte kann das Warten nicht vertragen."

Mit diesen Worten ging er seinem Häuschen zu, während der kleine, einäugige Michel Pierrot, der weit in der Welt umhergekommen ist und Alles weiß und Alles kann: Kessel flicken, Strohstühle flechten, Uhren repariren, Ratten und Mäuse vertilgen und noch vieles Andere, den Umstehenden verständnißvoll zunickte.

„Meine lieben Nachbarn", sagte er mit wichtiger Miene, während er sich auf einen der Baumstämme setzte, die seit Menschengedenken vor der Schänke liegen und die fehlenden Bänke ersetzen müssen, „jetzt ist mir Alles klar: Ein Name, den Unsereins nicht lesen kann — ich würde ihn freilich wol herausgebracht haben — blonde Haare, blaue Augen, ein Anzug, wie ihn kein Christenmensch jemals getragen hat ... der Fremde ist ein Engländer."

„Ein Engländer! ... Ja, ja, der Michel kann Recht haben ... Einen Engländer haben wir uns längst gewünscht ... Wenn es ihm nur gefällt, wenn er nur hier bleibt!" meinten die Zuhörer, die, dem Beispiel Pierrots folgend, auf den Baumstämmen Platz nahmen. Aber die reiche Gervaise, die dem jüngern Geschlecht gegenüber die gute alte Zeit vertritt, schüttelte den Kopf.

„Nehmt Euch in Acht!" sagte sie; „Engländer sind Ketzer. Wer weiß, ob wir nicht von den Heiligen gestraft werden, wenn wir uns mit solchem Höllensohn abgeben."

Einige der Umsitzenden machten bedenkliche Gesichter, Michel Pierrot trat jedoch wie immer für eine freie Weltanschauung in die Schranken.

„Laßt es gut sein, Nachbarin", sagte er in spöttischem Tone. „Seht doch die Leute von Clarac, von Lestelle, von Nay, von allen Ortschaften bis Pau und darüber hinaus, wo jahraus jahrein ganze Schaaren von Engländern wohnen, sind die etwa gestraft? ... höchstens mit ketzerischem Gelde. Ihr, Base Gervaise, braucht es freilich nicht ... aber wir Andern ..."

„Ja, brauchen könnt Ihr's", erwiederte Gervaise und warf einen boshaften Seitenblick auf die abgetragene Kleidung des armen Vetters; „aber habt Ihr's schon?" Wenn ich mich auch — den Heiligen sei's gedankt — nicht so viel in der Welt herum getrieben habe wie Ihr, so weiß ich doch, daß diese Engländer ganz unchristliche Gewohnheiten besitzen, auf die sich Niemand von Euch versteht ..."

„Die sich aber lernen lassen", fiel Michel Pierrot ein und als der Schänkwirth, der, in seine Hausthür tretend, den letzten Theil der Unterredung gehört hatte, mit bedenklicher Miene herankam, fuhr er fort:

„Habt keine Sorge, Vetter Lubin; mein Herumtreiben in der Welt, das die Base verachtet, soll Euch jetzt zugut kommen, das heißt, ich will Euch Anweisung geben, wie Ihr durch den Fremden, der eben bei Euch

Digitized by Google

eingekehrt ist, so viel Zuspruch haben könnt, wie der Pierre Baritou in Lestelle."

„Ei, das wäre!" rief der dicke Schänkwirth und seine Augen funkelten vor Begehrlichkeit.

Gervaise zuckte die Achseln.

„Laßt Euch nichts weiß machen", sagte sie; „es ist eine von seinen Teufeleien."

„Die hat noch Keiner erfahren, der wie Vetter Lubin für arme Verwandte einen Platz am Feuer und am Tische hat!" rief Michel und es mußte wol ein besonderer Sinn in den Worten liegen, denn die Nachbarn lachten verstohlen, während Gervaise die Farbe wechselte und die Augen niederschlug.

„Deine Anweisung, mein Junge, Deine Anweisung", sagte der Wirth, dem jeder Streit zuwider war.

„Paßt auf, Vetter", gab Michel Pierrot zur Antwort. „Viel ist's nicht, was Ihr zu thun habt und schwer zu behalten auch nicht: Erstens gebt Eurem Fremden jeden Morgen und Abend einen großen Kübel voll kaltes Wasser zum Waschen, die Engländer, die auf einer Insel wohnen, sind, mit Erlaubniß zu sagen, nicht viel besser als die Amphibien. Zweitens darf Alles, was Ihr dem Fremden zu essen vorsetzt nur halb gekocht sein — das hängt mit der Religion zusammen und Drittens müßt Ihr ihn nur an Orte führen, wo etwas nicht in der Ordnung ist: auf halsbrecherische Wege, in verfallenes Gemäuer, an Abgründe, wo Menschen verunglückt sind, oder an Stellen, wo die Contrebandieros einen Douanier erschlagen haben."

„Na, und was dann?" fragte der Wirth, als Michel Pierrot schwieg.

„Dann schreibt er das in sein Taschenbuch", fuhr Michel Pierrot fort, „und sagt dazu ein barbarisches Wort, das so viel bedeutet wie „reizend" oder „wunderschön" und dann werdet Ihr's erleben, wie wahr es ist, wenn das Sprichwort sagt: „Ein Narr macht Viele." Wo das Wort einmal gesprochen ist, hört man es bald hundertfach, so kommen diese Ausländer einander nachgezogen."

„Seht Ihr wol, es ist ein Zauberspruch, der Fremde darf nicht im Orte bleiben!" rief Gervaise.

Michel Pierrot schüttelte den Kopf.

„Nenni, Frau Nachbarin, Zaubersprüche sind nicht mehr Mode" sagte er wehmüthig, „eben so wenig als Hexen, Gott sei's geklagt! Das waren bessere Zeiten, als man boshafte alte Weiber im schwarzen Teich auf der Waldwiese ertränken durfte. Die letzte, mit der das geschehen ist, hat Gervaise geheißen, wie Ihr. Freilich war sie eben so arm als bösartig und konnte den Bedürftigen weder Almosen noch Arbeit geben, wie Ihr das thut, Gervaise Baudry."

Wieder ging ein schadenfrohes Kichern durch die Versammlung und Michel Pierrot steckte, wie immer, wenn er sich zum Zungenkampf rüstete, beide Hände in die rothe Schürze. Die Antwort, die Gervaise auf der Zunge hatte, war auch sicherlich kein Segensspruch; aber in

Digitized by Google

diesem Augenblicke erschien die Hünengestalt des Fremden auf der Thürschwelle und nahm Aller Augen und Gedanken in Anspruch.

„Ich habe meinen Schlüssel verloren, ist ein Schlosser im Orte, der dies aufmachen kann?" sagte er, auf das Köfferchen deutend, das er in der Hand trug. Jedes Wort war richtiges Französisch und doch klang es so sonderbar, daß er die Frage wiederholen mußte.

Michel Pierrot verstand ihn zuerst.

„Ein Schlosser, Herr", antwortete er; „nenni, den giebt's hier nicht; aber mit einem krummen Nagel oder dergleichen werde ich das Ding wol aufmachen können."

Mit diesen Worten fuhr er in seinen Taschen herum und brachte nach einigem Suchen das gewünschte Instrument zum Vorschein.

„Soll ich's versuchen?" fragte er.

„Sein Sie so gut. Sie werden es hier machen müssen, im Hause ist's dunkel", antwortete der Fremde, stellte das Köfferchen auf die Schwelle und ging wieder hinein.

Mit freudigem Eifer machte sich Michel an's Werk. Es that ihm immer wohl, wenn er seine Geschicklichkeit zeigen konnte und heute, da so viele Augen auf ihn sahen, schien seine Hand noch gelenkiger als sonst. Nach wenigen Versuchen sprang der Deckel auf und Pierrot nahm das Köfferchen, es dem Fremden hinein zu tragen, als ihn der Wirth zurückhielt.

„Vetter Michel", sagte er, „versucht doch 'mal, ob Ihr den Namen lesen könnt."

Pierrot wendete die Schrift nach oben. Die Buchstaben waren deutlich genug — er hätte jeden einzelnen nennen können. Aber Worte, wie man sie in der Schule nennt, richtige Namen, wie man in Büchern oder Zeitungen findet, ließen sich nicht daraus zusammensetzen.

„Nun wie heißt der Fremde?", fragten die Nachbarn, die neugierig näher traten.

Michel Pierrot warf den Kopf zurück und ein schlaues Lächeln flog über sein rothes, runzliches Gesicht.

„Es ist, wie ich Euch sagte", antwortete er. „Der Fremde ist ein Engländer und heißt wie alle vornehmen Leute in seinem Lande Monsieur Mylord."

Mit diesen Worten ging er in's Haus, glückselig, daß es ihm gelungen war, seine Rathlosigkeit zu verbergen.

Auf dem Koffer aber stand geschrieben:

„Wolfgang Amadeus Guggenbacher."

II.

Zwei Tage später — es war ein heller, heißer Nachmittag — saß Marietta unter dem Nußbaum vor der Thür ihres Vaterhauses. Das Nähzeug war ihr in den Schooß, das Köpfchen an den Baumstamm zurückgesunken; sie athmete schwer und die gesenkten Wimpern warfen einen Schatten auf die frische bräunliche Wange.

Digitized by Google

Plötzlich fühlte sie ihre Schulter berührt und fuhr aus ihrem Halbschlummer auf. Vor ihr stand eine schlanke junge Dame in hellem Kleide und breitrandigem Strohhut und sah mit ernsten grauen Augen auf sie nieder.

„Ah, Sie sind's, Mademoiselle Louise!" rief Marietta, indem sie hastig aufstand. „Wer hätte das gedacht, bei der Hitze! . . . wie gut Sie sind, wie ich mich freue."

Aber Mademoiselle Louise war heute nicht gut, wollte nicht gut sein.

„Laß die Redensarten, ich bitte Dich", sagte sie, das feine Köpfchen zurückwerfend. „Erkläre mir lieber, warum Du seit drei Tagen nicht im Schlosse gewesen bist."

Bei diesen Worten setzte sie sich mit finsterer Miene auf den Platz, den Marietta verlassen hatte; diese ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Während sie die Scheitel glatt strich und das Kopftuch fester band, gab sie in ihrer gewöhnlichen heitern Weise zur Antwort: sie hätte zu nähen gehabt und der Mutter im Hause zu helfen; auch hätte sie gehört, daß im Schlosse Besuch sei.

„Besuch!" fiel Mademoiselle Louise ein und ihre Miene verfinsterte sich noch mehr. „Was geht mich Vetter Henri an! Du weißt, daß er mich langweilt, daß er mir widerwärtig ist."

„Ach, Mademoiselle, Sie werden ihn doch heirathen", sagte Marietta mit leisem Vorwurf.

„Niemals!" rief Louise, und der eigensinnige Zug um den schöngeformten Mund trat schärfer hervor. „Aber davon ist jetzt nicht die Rede", fuhr sie nach einer Pause fort, „sondern von Deinem Ausbleiben. Suche nur keine Ausflüchte, ich weiß Alles. Michel Pierrot war im Schlosse und hat es mir erzählt: es ist ein Fremder hier, ein Engländer, — Michel sagt: groß wie ein Thurm und blond wie ein Erzengel — der kommt jeden Abend zu Deinem Vater, mit dem hast Du Dich unterhalten und mich allein bei Mama und Vetter Henri sitzen lassen."

Marietta, die sich neben Louise auf die Knie geworfen hatte, zuckte die Achseln.

„Unterhalten mit dem?" sagte sie; „der ist schweigsam, wie eine Mauer."

„Schweigsam wie eine Mauer und groß wie ein Thurm; also ein steinerner Gast", sagte Louise und zum ersten Male flog ein anmuthiges Lächeln über ihr Gesicht. „Aber wie weiter? ist er wirklich so blond und schön, wie Michel behauptet?"

„Blond, nein — rothhaarig ist er", antwortete Marietta. „Im Uebrigen läßt sich gegen seine Schönheit nichts einwenden, schade nur, daß er so traurig aussieht — ich möchte wissen, was er auf dem Herzen hat."

Louise erfaßte Marietta's Hände.

„Was geht Dich sein Herz an?" fragte sie hastig. „Ich sehe schon, Du bist falsch, Du interessirst Dich für diesen Engländer und anstatt

Digitized by Google

das mir, Deiner Freundin und Milchschwester, zu vertrauen, spielst Du die Gleichgiltige."

„Mademoiselle, ich schwöre Ihnen", fing Marietta pathetisch an; die Freundin ließ sie nicht weiter sprechen.

„Wenn's nicht so wäre", fuhr sie eifrig fort, „wärst Du wie gewöhnlich gekommen, hättest mich aus meiner Langweile erlöst und mir den Engländer gezeigt. Ich habe noch nie einen Engländer in der Nähe gesehen . . . aber Du denkst nur an Dich selbst."

Marietta stand auf.

„Sie sind ungerecht, Mademoiselle", sagte sie gekränkt. „Das einzige Mal, daß Monsieur Mylord mit mir gesprochen hat — er fragte mich, wer im Schlosse wohnte — habe ich ihm von Ihnen erzählt und ihm gesagt, daß er Sie Sonntags in der Messe sehen würde. Aber da hat er erklärt: junge Damen wären ihm schrecklich; er ginge ihnen überall aus dem Wege."

„Ein verrückter Mensch!" rief Louise. „Alle Engländer sollen ein bischen närrisch sein . . . ich will und muß ihn sehen. Wo steckt er denn jetzt?"

„Den ganzen Tag sitzt er oben am alten Steinbruch", antwortete Marietta, indem sie ihre Näherei wieder zur Hand nahm. „Er malt die Bäume und Felsen ab."

„Ein Maler!" rief Louise und stand hastig auf. „Komm, Kleine, wir gehen nach dem Steinbruche."

Die Kleine schüttelte den Kopf.

„Ich muß hier bleiben und das Haus hüten", sagte sie; „die Mutter ist zum Markt nach Lestelle . . ."

„Um so besser, so kann sie Dir nichts verbieten", fiel Louise ungeduldig ein. „Ich sehe schon, Du willst mich strafen, weil ich vorhin ein bischen unfreundlich war. Sei nun wieder gut und bedenke, daß ich seit Jahren gewünscht habe, einen Maler zu sehen — und dieser ist noch dazu ein Engländer. Komm, er soll uns seine Bilder zeigen und wir wollen zusehen, wie er malt. Komm nur, komm!"

Marietta, die von Kindheit an gewöhnt war, der Milchschwester nachzugeben, konnte auch jetzt nicht widerstehen.

„Ich fürchte nur, daß wir den weiten Weg umsonst machen", sagte sie, die Arbeit zusammenlegend. „Der Fremde wird am Ende, wie er gesagt hat, aus dem Wege gehen, wenn er eine Dame kommen sieht."

„Glaubst Du das wirklich?" fragte Louise mit bedenklicher Miene. Dann flog wieder das Lächeln, das ihr so schön stand, über ihr ernstes Gesicht. „Ich weiß einen Ausweg", fuhr sie fort. „Ich ziehe einen Rock Deiner Mutter an, denn Deine Kleider sind mir zu kurz; Du giebst mir Kopftuch, Halstuch und Schürze, dann bin ich ein Landmädchen wie Du . . ."

Marietta's Augen strahlten.

„Das ist ja Carneval mitten im Sommer!" rief sie aus. „Aber wenn uns Jemand begegnet?"

Digitized by Google

„Wenn es nicht Mama ist oder Vetter Henri, mache ich mir nichts daraus", antwortete Louise. „Komm nur, Marietta, laß uns die Zeit nicht verlieren."

Mit diesen Worten zog sie die Gefährtin in's Haus und wenige Minuten später eilten zwei jugendliche Gestalten, das landesübliche Capuchon von weißem, schwarz geändertem Flanell um Kopf und Schultern, dem Walde zu.

Um dieselbe Zeit saß Wolfgang Amadeus Guggenbacher, wie Marietta gesagt hatte, am alten Steinbruch in tiefer Waldeinsamkeit. Sein Schirm war über ihm ausgespannt, seine Farbenskizze stand vor ihm auf der Staffelei, in der herabhängenden Linken hielt er Pinsel und Palette, aber die Rechte, deren Elnbogen auf dem Knie ruhte, stützte den blonden Kopf, und wie er so träumerisch in die blaue Waldesdämmerung hineinstarrte, sah er aus, als ob seine Gedanken weitab schweiften von Dem, was ihn umgab.

So war es auch. Vor seinen geistigen Augen stand in diesem Moment ein altes, schmales Giebelhaus in der Sendlingergasse zu München — sein Vaterhaus, über dessen Spitzbogenthür ein goldenes, hopfenbekränztes Lamm zu sehen ist, mit der Unterschrift: „Zum Guggenbacher".

Wie oft hatte sich Wolfgang Amadeus über diese Zusammenstellung geärgert; als Knabe wie manche Tracht Prügel darum ausgetheilt oder heimgetragen und späterhin wie manchen Spott darum erduldet! Sein Vater Aloys dagegen hatte sich nie um das Gerede der Leute gekümmert; hatten doch die Guggenbacher von Geschlecht zu Geschlecht unter diesem Zeichen ihr Glück gemacht und wahrlich nicht zum Nachtheil ihrer Nebenmenschen — denn wo gab es besseres Bier, besseres Maß und in Folge dessen bessere Stimmung, als in dem engen, düstern, höhlenartigen Gastzimmer des Goldenen Lammes?

Aber nicht allein König Gambrinus, auch Frau Musica wurde seit Menschengedenken unter diesem Zeichen verehrt. Ueber dem Schänktisch links in der Ecke hängt eine Geige, die es an Alter mit dem Lamm über der Spitzbogenthür aufnehmen soll, und wie Haus und Wirthschaft hat sich auch das musikalische Talent der Guggenbachers von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und zwar in immerwährender Steigerung. Vater Aloys kann nicht allein Alles nachspielen, was er hört — er hat auch, obwohl er nie eine Note gelernt, einige Tänze componirt, die er bei feierlichen Gelegenheiten vorträgt. So war's denn verzeihlich, daß er, als ihm sein Sohn und Erbe geboren wurde, mit stolzen Erwartungen auf das blonde Köpfchen niedersah. „Der soll ein Künstler werden, ein rechter Musikant", hatte er gesagt, und trotz allem Gegenreden der Verwandtschaft durchgesetzt, daß der Kleine den in der Familie unerhörten Namen Wolfgang Amadeus erhielt.

Ein Künstler war er denn auch geworden, der blonde, blauäugige Wolfgang Amadeus — aber ach! kein Musikant. Die Farben hatten es ihm angethan. Sobald er dem Gängelband entwachsen war, arbeitete

Digitized by Google

er, allen Strafen zum Trotz, mit Kohle, Röthel und Kreide so energisch auf jeder Fläche, die sich ihm an Wänden oder Hausrath darbot, daß man ihm endlich Papier und Malkasten bewilligte. Das war ein Glück! Jede Viertelstunde, die er den Spielkameraden und später der Schularbeit absparen konnte, gehörte seiner „Kunst" und als er sich in seinem vierzehnten Jahre durch ein Stillleben eigener Composition, in dem sich Bierkrüge, Pfeifen, Rettiche und Würste um des Vaters Geige gruppirten, die Vergünstigung errang, Malstunden zu nehmen, sah er sich bereits am Ziel aller seiner Wünsche.

Auch als er einsah, daß dies Ziel nicht so leicht zu erreichen war, blieb er noch lange frisch und fröhlich wie die geliebten Farben, mit denen er hantirte. Nach einigem Umhersuchen unter „Göttern, Menschen und Vieh" hatte er sich endlich der Landschaft zugewendet und mehr und mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß *sie* darzustellen, sein eigentlicher Beruf sein müsse. Denn wie entzückte ihn jede ihrer Schönheiten, wie interessirte ihn jede ihrer Wandlungen, wie belauschte er jeden Sonnenstrahl, der über das Dächergewirr der Sendlingergasse fiel, jedes Spiel von Licht und Schatten unter den Bäumen des englischen Gartens, jede hell auftauchende Welle im grünen Isarstrom. Und als er einst zur Pfingstzeit ein paar Tage am Starnberger See verleben und einen Blick in die Pracht des Hochgebirges thun durfte, war's für immer entschieden: auf der Wirthshausterrasse zu Feldafing trank er seiner Auserwählten in goldig glänzendem Pschorrschem Märzenbier ewige Minne zu.

Guter Wolfgang Amadeus! Von Stund' an begann für ihn jener „ewige Schmerz der Liebe", der nur wenigen, hochbegnadigten unter den Jüngern der Kunst erspart bleibt. So viel er sich auch mühte, so redlich er im Schweiße seines Angesichts arbeitete — das Können stand meilenweit hinter dem Wollen zurück und wer seine grellfarbigen, luft- und lichtlosen Bilder sah, hatte keine Ahnung von den weichen Tinten, dem Sonnenglanz, den duftig verschwindenden Fernen, die er mit empfänglichem Auge eingesogen, in empfänglicher Seele heimgetragen und so fest darin bewahrt hatte, daß sie für ihn — so lange er mit seinem Bilde beschäftigt war — trotz aller tadelnden Bemerkungen von Mitschülern oder Lehrern auch auf der Leinwand lebten und webten.

Später, das heißt wenn ihm das Bild eine Weile entrückt gewesen, war das freilich anders. Dann sah er Das, was *war*, nicht mehr, was *sein sollte*; dann verzweifelte er an sich selbst, wollte seine Skizzen verbrennen, Pinsel und Farben aus dem Fenster werfen, Schänkwirth werden wie sein Vater und sich nie, nie mehr unterfangen, auch nur einen Schritt in's Gebiet der Kunst zu thun. Aber *eine* Stunde des Alleinseins in Sonnenlicht oder Mondschein, in Wiesengrün oder Waldesschatten und aller Zweifel war verschwunden. Mit froherregter Seele kam er nach Haus: jetzt hatte er gesehen, was er brauchte, hatte erkannt, wie er es wiedergeben mußte. Im Fieber der Schöpfungslust spannte

Digitized by Google

er eine neue Leinwand auf, mischte die Farben . . . und ein neues licht- und lebloses Bild war das Resultat seiner Anstrengung.

Bei alledem hatte sich Wolfgang's Körper zu ungewöhnlicher Kraft und Schönheit entwickelt. Obwol kein Musikant war er der Stolz des Vaters, den er um einen halben Kopf überragte. Aber in der Reckengestalt wohnte eine weiche, schüchterne Kinderseele. Goldlamm nannten ihn die Freunde und bezeichneten damit sein Wesen so gut, wie sein Vaterhaus. Er war der bequemste Kamerad: gefällig, anspruchslos, freigebig, theilnehmend und wenn er nicht viel zur Unterhaltung beitrug, war's doch erquicklich, sein frisches, offenes Gesicht mit der goldenen Mähne zu sehen und ihn über die Witze der Anderen lachen zu hören. Von den Frauen hielt er sich fern; er verstand sie nicht, sie verschüchterten ihn noch mehr . . . jahraus, jahrein blieb die Landschaftsmalerei die einzige, angebetete Gebieterin seines Herzens.

Aber es kam die Stunde, wo auch er dem gewöhnlichen Loose der Sterblichen verfiel. Auf einem Künstlerball sah er die kleine Therese, ein anmuthiges, elfenhaftes Geschöpf, licht und heiter wie die Sonnentage, die seine Phantasie am meisten beschäftigten, und um seine Ruhe war's geschehen. Er durchwachte die Nächte, verträumte die Tage, lag stundenlang im Hinterhalt, um sie nur einen Augenblick zu sehen, wich ängstlich aus, wenn ihn der Zufall mit ihr zusammenführte, und war in allen Dingen so ungeschickt, daß die kleine Therese über ihn noch mehr lachte als über alles Andere in der Welt — ihren Vater ausgenommen.

Sie war reizend, wenn sie lachte, und doch wünschte Wolfgang nichts sehnlicher, als daß sie auch ihn ernsthaft nehmen möchte. Endlich kam es wie eine Offenbarung über ihn. Therese's Vater war Maler — ein Künstler von gutem Namen. Wenn Wolfgang ein Bild schuf, das dem alten Herrn gefiel . . . ihm schwindelte vor den glückseligen Perspectiven, die sich hier erschlossen.

Es mußte gelingen! Der Frühling war gekommen und entzückte ihn mehr als je. Mit Begeisterung ging er an's Werk. Seine Zuversicht wuchs von Tag zu Tag. Als er fertig war, wäre ihm sein Bild nicht für ein Königreich feil gewesen.

Es war eine einfache, stille Landschaft: links eine Wiese von Gebusch umgeben, rechts ein kleiner, grüner Alpensee, hoch im Himmelsblau eine Lerche. Aber was hatte Wolfgang Amadeus nicht Alles in dies Bild hineingetragen! Alle Gluth und Farbenfülle, die während dieser Maienzeit von innen und außen auf ihn eingedrungen war, leuchtete ihm daraus entgegen.

Im Künstlerverein wurde das Bild ausgestellt. Der Zufall wollte, daß denselben Morgen Therese's Vater erschien. „Der Alte" ging es von Mund zu Mund und Jedem, der etwas Neues „oben" hatte, schlug das Herz; Keinem aber so heftig, als Wolfgang Amadeus, denn neben dem Vater ging sie, im lichtblauen Kleide, mit Maiblumen auf dem Hut, und dankte lächelnd für die Grüße, die ihr von allen Seiten zu Theil wurden

Digitized by Google

Wolfgang flüchtete hinter die Zwischenwand, an der seine Landschaft hing. Ungesehen wollte er das langersehnte, plötzlich gefürchtete Urtheil hören. Langsam, hier ein Bild betrachtend, dort mit einem Bekannten plaudernd, kamen die Beiden näher. Jetzt standen sie an der verhängnißvollen Stelle.

„Papa, die Landschaft . . . lauter Spinat!“ rief Theresen's lustige Stimme.

„Laß es gut sein, sie ist vom Guggenbacher. Der arme Kerl wird sein Leben lang kein Bild malen lernen“, antwortete der Vater. Sie gingen weiter. Noch einmal hörte Wolfgang das Lachen des jungen Mädchens, dann war Alles zu Ende!

Alles! Hoffnung, Liebe, Selbstvertrauen, Freude an der Kunst und am Leben. Vater Aloys gerieth in Todesangst, als er seinen „Staatsbuben“ von Tag zu Tag in tiefern Trübsinn versinken sah. Er hielt ihn für krank und nachdem sich alle Hülfsmittel der Heimat: Gebirgsluft, Bier, lustige Gesellschaft, des Vaters Tänze sogar als wirkungslos erwiesen, schickte er ihn auf Rath eines berühmten Arztes auf Reisen.

Wolfgang ließ Alles über sich ergehen; er glaubte nicht, daß es jemals besser mit ihm würde — er wünschte das kaum. Aber eines schönen Tages, es war am Golf von La Spezzia, saß er doch wieder mit Pinsel und Palette seiner ersten Geliebten gegenüber. In Italien blieb er indessen nicht lange. Die deutschen Maler trieben ihn fort. So oft er sie heiter bei der Arbeit sah, klangen ihm die schrecklichen Worte im Ohre wieder: „Der Guggenbacher, der arme Kerl, wird sein Leben lang kein Bild malen lernen.“ So ging er denn nach Frankreich, suchte — seine Landsleute vermeidend — die einsamsten Wege, die stillsten Thäler, kam in die Pyrenäen und endlich nach Limérac, wo vielleicht noch nie ein deutsches Wort gesprochen war. Seltsam, daß ihm gerade hier die Erinnerungen an die Heimat so lebendig wurden.

III.

Ein Hülferuf, der von dem Fußpfad unterhalb der Bergwand erklang, auf deren erstem, terassenartigen Absatz sich Wolfgang Amadeus niedergelassen hatte, schreckte ihn aus seinen Träumen auf. Eine weibliche Stimme war's, die den Schrei ausstieß. Der junge Mann sprang auf, eilte, ohne erst den Weg zu suchen, kletternd und springend den schroffen Abhang hinunter, brach durch ein Dornengestrüpp und stand im nächsten Moment tief athmend, mit gerötheten Gesicht und blitzenden Augen einem zerlumpten, übel aussehenden Menschen gegenüber. Er hatte sich mit beiden Händen auf einen Gebirgsstock gestützt, stand mitten im Wege und schien ein paar junge Mädchen zu bedrohen, die seitwärts in's Gebüsch geflüchtet waren.

„Was geht hier vor?“ fragte Wolfgang Amadeus.

„Nichts, Herr, nichts!“ erwiederte der Vagabund und wich zurück, während sich Marietta, ihre bleiche Gefährtin nachziehend, aus dem Rankengewirr vorarbeitete.

Digitized by Google

„Ah, Monsieur Mylord, Sie sind unser Retter!“ rief sie aus. „Der Kräuter-Jean wollte uns nicht durchlassen . . . wollte Geld von uns haben und wir hatten nichts.“

„Auf der Stelle gehen Sie Ihrer Wege“, donnerte der Maler. „Und wenn Sie sich's noch einmal einfallen lassen, arme Mädchen zu erschrecken . . .“

„Ich gehe schon . . . ich bin schon fort!“ fiel der Bedrohte ein, bohrte seinen langen Stock zwischen den Steinen des Waldbachs ein und schwang sich an das andere Ufer hinüber.

„Arme Mädchen!“ rief er dann höhnend zurück. „Die Marietta Bonnecase ist nicht arm und die Große — wenn Sie's nicht wissen sollten, Herr, ist das Fräulein vom Schlosse. Wenn Die Unsereins nicht ein paar Sous geben will . . . Aber freilich, wenn man verkleidet im Walde herumläuft, hat man nicht Zeit, sich mit Almosen aufzuhalten, und will andere Leute treffen, als den Kräuter-Jean.“

Mit diesen Worten machte er Kehrt und verlor sich, ein Gelächter aufschlagend, im Walde.

Die beiden Mädchen waren abwechselnd roth und blaß geworden. Marietta faßte sich zuerst.

„Er ist ein nichtsnutziger Mensch, ein unverschämter Lügner“, fing sie an, aber Louise legte die Hand auf ihren Arm und sagte, indem sie einen Schritt vortrat:

„Sei ruhig, Marietta, er ist ein böser Mensch; gelogen hat er jedoch nicht, denn daß ich das Fräulein vom Schlosse bin, können wir nicht leugnen . . . Ich habe diese Kleidung angezogen, mein Herr“, fuhr sie zu Wolfgang Amadeus gewendet fort, „weil ich ein unbezwingliches Verlangen fühlte, Sie malen zu sehen, und von Marietta erfuhr, daß Sie dies einer Dame nicht gestatten würden. Aber schon unterwegs ist mir mein Versteckenspielen leid geworden und ich bin froh, daß es so gekommen ist.“

Sie sagte das, ohne die Augen aufzuschlagen, und erröthete, während sie sprach. Ihr Ton war jedoch so fest, ihre Miene so stolz wie immer. Wolfgang Amadeus würde nicht erstaunt gewesen sein, wenn sie sich eine Königin genannt hätte. Nie im Leben hatte er sich in größerer Verlegenheit befunden. Er fühlte, daß er sie nach ihrem Geständniß einladen müsse, sein Bild zu sehen, und suchte vergebens nach Worten, um dieser Pflicht der Höflichkeit nachzukommen, als Marietta seiner Pein ein Ende machte. Mit dem Ausruf:

„Monsieur Mylord, Sie sind verwundet!“ trat sie auf ihn zu und faßte seine rechte Hand. Er mochte sie beim hastigen Herabsteigen zwischen dem Gestein verletzt haben; vom kleinen Finger zum Handgelenk zog sich ein Riß und der Aermel war mit Blut beträufelt.

Auch Louise trat heran.

„Wir müssen die Hand verbinden; schnell, tauche dies Tuch in's Wasser“, sagte sie, Marietta ihr Battisttaschentuch reichend. Vergebens versicherte Wolfgang, die Verletzung wäre ganz unbedeutend und würde

Digitized by Google

ohne das beilen. Als Marietta mit dem naſſen Tuche zurück kam, ſagte Louiſe, indem ſie zum erſten Mal die glänzenden grauen Augen zu ihm aufſchlug:

„Bitte, mein Herr, ſträuben Sie ſich nicht!“ und ſofort hielt er wie ein gehorſames Kind die Löwentatze dem Verbande hin, den ihm Louiſe mit leichten, geſchickten Händen anlegte.

„Schade, nun haben wir Monſieur Mylord doch nicht malen ſehen“, ſagte Marietta, als die Freundin ihr Samariterwerk beendigt hatte.

„Aber Ihr Bild zeigen Sie uns“, fügte Louiſe in ihrer halb befehlenden Weiſe hinzu. „Ich kann doch nicht ganz umſonſt gekommen ſein.“

Gekommen, um ſein Bild zu ſehen! Wolfgang Amadeus klopfte das Herz, während er, die Zweige zurückbiegend, auf dem ſteilen Pfade voranging, und ihm war zu Muth, als wandelte er in einem glückſeligen Traume, aus dem er im nächſten Augenblick erwachen müßte.

Aber es war kein Traum. Nach kurzem Steigen hatten ſie den kleinen Felſenvorſprung erreicht. Mit einem halblauten „Ah!“ trat Louiſe vor die Staffelei . . . ein Nebel legte ſich über Wolfgang's Augen, der ſchrecklichſte Moment ſeines Lebens wurde noch einmal zur Gegenwart. Im Geiſte hörte er eine jugendliche Stimme ſpöttiſch auflachen, ſah, wie ſich ein ſchönes, junges Geſicht halb mitleidig, halb hohnvoll ſeinem Bilde zuneigte, und ſeltſam war's, wie dabei Thereſe und das Fräulein vom Schloſſe in Eins verſchwammen. Nur ein Augenblick war's, dann zerſtob der Spuk im Sonnenſchein . . . Louiſe ſtand da, ernſt, andächtig faſt, mit gefalteten Händen und halbgeöffneten Lippen, während Marietta das Köpfchen mit ſchnellen Vogelbewegungen bald rechts, bald links wendete.

„Das iſt wirklich wunderhübſch!“ rief ſie aus. „Wenn man genau hinſieht, erkennt man die Berge, die kleine Wieſe drüben, den Gave, die einzelnen Bäume ſogar . . .“

Plötzlich verſtummte ſie; Louiſe hatte ihr einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen, wendete ſich dann zu Wolfgang und ſagte mit dem ſeltenen Lächeln, das ihr ſo ſchön ſtand:

„Wie glücklich müſſen Sie ſein, daß Sie ſo etwas machen können!“

Es war ihr völliger Ernſt, das fühlte Wolfgang. Vor Freude erröthend antwortete er in ſeiner naiv-ungeſchickten Weiſe:

„Ich wünſchte doch, daß ich Portraitmaler wäre. Wenn ich Sie malen könnte, Mademoiſelle, wie ich Sie in dieſem Augenblick vor mir ſehe, wär's ein ſchöneres Bild, als alle Landſchaften der Welt.“

„Doch nicht mit dem Capuchon und in dem alten Kleide!“ rief Marietta.

Die blauen Maleraugen leuchteten auf und ſagten deutlich, daß ihnen die weiße Capuze auf dem dunklen Haar und das grobe, braune Gewand um die ſchlanken Glieder entzückend erſchienen. Louiſe fühlte ſich wie eingehüllt von dem Blick und erbebte bis in's Herz hinein.

Digitized by Google

„Wir müssen fort, Mama wird mich vermissen", sagte sie hastig.

Wolfgang erschrak und fragte sich selbst, ob er sie in irgend einer Weise verletzt haben könnte. Seinen Muth zusammennehmend, bat er:

„Gehen Sie nicht allein, der Vagabund könnte Ihnen wieder begegnen . . . ich bin im Augenblick bereit."

„Wir wollen langsam vorangehen", antwortete Louise, warf noch einen Blick auf die Skizze und ging, ohne den jungen Mann, der seine Sachen in fieberhafter Eile zusammenraffte, auch nur anzusehen, den Waldpfad hinunter.

Was war denn geschehen? Eben erst hatte sie ihm wohl gethan mit einem Worte, das Verständniß und Empfindung für sein Streben verrieth, und nun diese Eiseskälte! Auch als er sie am Fuße des Abhangs erreichte, blieb sie stumm. Vergebens versuchte Marietta, die auf dem schmalen Pfade voranging, ein Gespräch anzuknüpfen. Mit einem „Ja" oder „Nein" oder „Meinst Du?" ließ Louise jedes Thema fallen. Marietta unterhielt sich endlich damit, im Vorübergehen Blumen und Gräser zu pflücken, während sich Wolfgang, seinem bedrückten Herzen zum Trotz, an der schlanken Gestalt erfreute, die ihn — wie sie, von zitternden Sonnenfunken überstreut, in stolzer Grazie über Wurzeln und Gestein vor ihm hinging — an die Diana erinnerte, die er kürzlich im Louvre gesehen.

Am Ausgang des Waldes blieb Louise stehen.

„Haben Sie Dank für Ihre Begleitung, mein Herr", sagte sie mit einer Verbeugung, schlug den Weg ein, der hinter den Gärten des Dorfes herumführt und war bald zwischen den Hecken Wolfgang's Augen verschwunden.

„Nun, Mademoiselle Louise, was sagen Sie zu dem Engländer?" fragte Marietta, sobald sie mit der Freundin allein war.

„Er ist schön", antwortete Louise in gleichgiltigem Tone.

„Und gut, freundlich, liebenswürdig", fuhr Marietta fort. „Sie scheinen das freilich nicht zu finden. Sie waren gegen ihn so . . . man könnte beinah sagen hochmüthig. Aber er ist doch ein sehr großer Herr, ein Mylord, wie das bei ihm zu Lande heißt."

Louise warf den Kopf zurück.

„Lord oder nicht, was geht's mich an", sagte sie.

„Wer weiß!" fiel ihr Marietta in's Wort und mit lachenden Augen zu ihr aufsehend, fügte sie hinzu: „Der Fremde — da Sie Ihren Vetter Henri durchaus nicht mögen — der Fremde wäre ein Mann für Sie, Mademoiselle."

„Sprich nicht solchen Unsinn!" rief Louise in heftigem Tone und wendete sich unwillig ab; unwillig auch über sich selbst, denn sie fühlte, daß sie erröthete.

Marietta ließ sich jedoch nicht beirren.

„Warum soll das Unsinn sein?" fragte sie. „Verheirathet ist Monsieur Mylord nicht; ich habe gleich danach gesehen, ob er einen Trauring trägt . . . und die Augen, mit denen er Sie ansah . . ."

Digitized by Google

„Ich bitte Dich, höre auf!“ fiel Louise ein. „Ich will nichts mehr von dem Fremden wissen, das merke Dir.“

Nach diesen Worten versank sie wieder in Schweigen und Marietta sagte sich mit heimlichem Achselzucken, daß Mademoiselle Louise heute noch unbegreiflicher wäre, als gewöhnlich.

Unbegreiflich hätte sich Louise vielleicht selbst gefunden, wenn sie im Stande gewesen wäre, sich zu beobachten. Sie war unruhig, zerstreut, gedankenvoll, hörte nicht, was ihr Marietta noch vorplauderte, kam ohne zu wissen wie, in's Schloß zurück, antwortete kaum auf die Fragen der Mutter und wurde durch Vetter Henri's zudringliche Liebenswürdigkeit kaum belästigt. Sie sah ihn gar nicht, so ausschließlich war sie mit dem Fremden beschäftigt. Immerfort stand ihr sein schönes, gutes, zuletzt so trauriges Gesicht vor Augen. Immerfort klang ihr der seltsame Tonfall, mit dem er sprach, im Ohre und immer wieder drängte sich ihr die Frage auf: ob sein Blick, den sie noch im Herzen fühlte, wol derselbe gewesen wäre, ebenso glühend, bewundernd, bittend, wenn er — der vornehme Engländer — gewußt hätte, wer sie eigentlich war. „Das Fräulein vom Schlosse“ hatte er sie nennen hören — ob er da nicht vorausgesetzt, daß sie ihm ebenbürtig, das heißt eine Limérac sein müsse?

Das alte Geschlecht, das diesen Namen getragen und hier gehaust hatte, war aber schon seit einem Vierteljahrhundert zu Grunde gegangen und seine Besitzungen waren in die Hände des reichen Jacques Corbier gekommen, dem ein Theil der Marmorbrüche von Loubies und die bedeutendste Barettfabrik von Way gehörte. Der große Industrielle war ein umsichtiger Gutsherr geworden, der die Arbeitskräfte der Dorfbewohner sich und ihnen zum Vortheil zu benutzen wußte, so daß der Wohlstand des Gebirgstheiles einen erfreulichen Aufschwung nahm. Er hatte das neue Schloß, sein Sohn — Louisen's früh verstorbener Vater — die Schule gebaut und längst schon waren die Corbiers so fest mit Limérac verwachsen, als ob sie hier von jeher ansässig gewesen wären.

Louise wußte das Alles und war auf ihren Namen, auf ihre Vorfahren, auf ihre eigene Lebensstellung so stolz, daß ihr die Möglichkeit dem Fremden als Fräulein von Limérac Interesse eingeflößt zu haben unerträglich schien. Ein gewisses Etwas in ihr behauptete zwar, der Blick des Engländers hätte nicht dem Schloßfräulein, sondern dem jungen, schönen Mädchen gegolten. Aber Louise nannte das Eitelkeit, redete sich ein, daß sie einem Irrthum nichts verdanken dürfe und kam mit der gefälligen Sophistik junger Herzen so weit, es als eine Pflicht anzusehen, den Fremden noch einmal aufzusuchen, um ihm die Wahrheit zu offenbaren. Daß sie bei dieser Gelegenheit auch sein Bild noch einmal sah, ihn möglicherweise sogar bei der Arbeit antraf, war nur der Lohn, den ihr der Himmel für ihre Selbstüberwindung schuldete; denn Ueberwindung war's, diesen blauen Augen wieder gegenüber zu treten, die sich unterfangen hatten sie so anzusehen.

Indessen schien es, als ob ihr diese Aufgabe erspart werden sollte,

Digitized by Google

denn während sie aus ihren Gedanken in unruhvolle Träume hinüber schlief, lag die Base Michel Pierrot's, die alte Gervaise Baudry, wachend hinter den grünen, verschossenen Sergevorhängen ihres Familienbettes und überlegte. Der Kräuter-Jean war bei ihr gewesen, hatte ihr von der Scene im Walde erzählt und nicht umsonst hatte Gervaise fünfundsechzig Jahre lang mit aufmerksamen Augen in die Welt gesehen. Für sie war die ganze Geschichte so klar, als ob sie den Betheiligten darüber die Beichte abgenommen hätte: Mademoiselle Louise und der Fremde kannten sich — wahrscheinlich von der Zeit her, als Louise zu Pau in Pension war — um ihretwillen war der rothhaarige Riese gekommen; sie gaben sich im Walde Rendezvous und Michel Pierrot, der boshafte, verlumpte Gesell, war der Helfershelfer. Darum hatte er so genaue Auskunft über den Fremden zu geben gewußt und that nun groß damit, als ob er das Alles seiner Weltkenntniß verdankte. Aber Gervaise war auch noch da und wollte ihm beweisen, daß — wie es im Sprichwort heißt — die rechte Klugheit sehr gut in der Kaminecke groß werden kann.

Uebrigens war's durchaus nicht allein das Verlangen, dem Pierrot etwas am Zeuge zu flicken, was sie trieb sich in die Geschichte zu mischen. Eine christliche, auf Ehrbarkeit haltende Frau konnte ja den Unfug nicht ruhig mitansehen. Mademoiselle Louise, dem hochmüthigen Dinge, wär's freilich zu gönnen, daß sie eine böse Erfahrung machte; aber ihre Mutter, die gute, leutselige Dame, mußte davor behütet werden. Mit dem Vorsatze, gleich nach der Morgenmesse in's Schloß zu gehen, um Madame Corbier die Augen zu öffnen, bekreuzte sich Gervaise zum letzten Mal für heute und war bald darauf in jenen tiefen Schlaf versunken, der, wie es heißt, der Lohn eines guten Gewissens ist.

Wolfgang Amadeus aber stand noch immer am offenen Fenster seiner Dachkammer und sah nach dem Schlosse hinüber, dessen Umrisse sich von dem sternburchblinkten Abendhimmel abhoben. Das Herz war ihm wieder einmal recht schwer und er fragte das Schicksal: warum nicht die kleine Therese sein Bild so ernst und verständnißvoll anzusehen vermocht, wie das schöne, junge Mädchen gethan, das da drüben wohnte?

IV.

Am folgenden Morgen schien die Sonne in heiterer Majestät über Gerechte und Ungerechte. Sie lockte Wolfgang Amadeus zur Arbeit in's Freie, leuchtete Gervaise Baudry zu ihrem Warnungsgange nach dem Schlosse, blickte in die Fensterthüren des Gartensaales, wo Madame Corbier, nachdem Gervaise gegangen war, ihre schuldige, aber keineswegs reuige Tochter in's Gebet nahm und trieb zu seinem Schaden Herrn Henri Corbier, der im Garten geraucht hatte, durch wachsende Hitze in's Haus zurück.

Er begab sich nach dem als Wohnzimmer dienenden Gartensaale und sah als er eintrat seine schöne Cousine in ruhiger Haltung, die

Digitized by Google

Hände über der hohen Lehne eines Sessels kreuzend, vor der Mutter stehen, die am Stickrahmen saß und in ihrer gewöhnlichen, eintönig-sanften Weise auf die Tochter einredete.

„Ich glaube Dir Alles, gewiß, mein Kind", sagte sie eben; „von dem Fremden wollen wir auch nicht weiter sprechen, aber Du solltest doch wissen, daß ein wohlerzogenes junges Mädchen nicht allein, das heißt nicht ohne den Schutz einer Respectsperson, in den Wald gehen darf. Ich habe das nie gethan, das kann ich Dich versichern. Du hast ja unsern Garten, der ist so schön und schattig wie nur möglich. Da wirst Du künftig bleiben, das muß ich ernstlich verlangen, mein Kind."

Bis hierher hatte Louise, deren Gesicht der junge Mann im gegenüber hängenden Spiegel sehen konnte, ruhig zugehört; plötzlich warf sie mit der ihr eigenen eigensinnigen Bewegung den Kopf zurück und zog die Brauen zusammen. Sie hatte aufgeschaut und ebenfalls im Spiegel Vetter Henri erblickt, in tadelloser Morgentoilette, seine ewige rothe Nelke im Knopfloch und sein ewiges Lächeln auf den Lippen.

„Gewiß, Mama, der Garten ist schön", antwortete sie in gereiztem Tone; „aber wenn Du willst, daß ich mich dort wieder wohl fühle, so sorge, daß ich vor zudringlichen Schmeicheleien Ruhe habe. Dergleichen anzuhören kommt mir für ein junges Mädchen ebenso unschicklich vor, wie es langweilig ist."

Nach diesen Worten rauschte sie mit einem bösen Blick auf den Vetter zur Thür hinaus. Madame Corbier sanken die Hände in den Schooß.

„Lieber Henri, ich glaube, das hat Ihnen gelten sollen", sagte sie, die schüchternen braunen Augen zu ihm erhebend. „Es ist ein wahres Unglück, daß es Ihnen nicht gelingt, dem Kinde zu gefallen."

Aber Vetter Henri ließ sich so leicht nicht entmuthigen.

„Unbesorgt, liebe Tante", erwiederte er, indem er sich mit dem selbstgefälligen Lächeln, das Louise in tiefster Seele zuwider war, Madame Corbier gegenüber setzte. „Ich gefalle ihr schon, aber junge Mädchen halten es einmal für nothwendig sich zu zieren."

„Das ist mehr als Ziererei", meinte Madame Corbier mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Nun ja, bei meiner schönen Cousine kommt auch noch ein gehöriger Eigensinn dazu", sagte der junge Mann. „Aber auch damit wollte ich schon fertig werden, wenn Sie mir endlich die Stellung gäben, die mir zukommt. Sagen Sie Ihrer Tochter: Vetter Henri wird Dein Mann; den und den ist die Hochzeit; dann besorgen Sie das Trousseau, und ich besorge die Corbeille . . . mit einer eleganten Corbeille läßt sich das sprödeste Mädchen besiegen."

„Meine Louise nicht!" antwortete Madame Corbier und seufzte schwer. „Sie ist leider nicht wie andere junge Mädchen. Ich glaube, das kommt von ihrem armen Vater her, der auch in vielen Dingen seine eigenen Ansichten hatte. Wie kann man zum Beispiel seiner Tochter das Recht geben, darüber zu entscheiden, ob sie einen Mann

Digitized by Google

heirathen will oder nicht. Aber der gute Corbier hat das in seinem Testamente festgestellt und so kann ich zu meinem Bedauern nichts für Sie thun."

„O, wenn Sie gewollt hätten!" sagte der junge Mann die Achseln zuckend.

„Aber, lieber Henri, an meinem guten Willen können Sie doch nicht zweifeln?" rief Madame Corbier. „Bin ich nicht, wie Sie verlangt haben, mit meiner Tochter in dem einsamen Limérac geblieben, wo sie außer Ihnen keinen jungen Mann zu sehen bekommt?"

„Das habe ich doch nicht verlangt", fiel Henri ein. „Wenn man Sie so sprechen hört, sollte man ja meinen, ich hätte mich vor dem Vergleich mit Anderen gefürchtet. Ich habe Sie aber nur darauf aufmerksam gemacht, daß sich, wenn Sie Ihre Tochter in die Welt einführen, eine Menge unwürdiger Bewerber an Sie drängen werden."

„Wie ich mich davor fürchte!" sagte Madame Corbier und drückte die Hände zusammen. „Bei jedem neuen Gesicht fragen müssen, ob das wol der Mann ist, den das Kind heirathen möchte? ob er für sie paßt? ob seine Verhältnisse so sind, daß ich ihm mit gutem Gewissen die Tochter geben kann? . . . Bester Henri, das geht über meine Kräfte. Nein, Sie sollen das Kind haben. Vermögen, Familie, Alter, Alles stimmt zusammen. Außerdem bin ich überzeugt, daß Sie Louise glücklich machen werden. Das einzige Hinderniß war nur immer, daß das Kind Sie nicht leiden mag . . ."

„Was mir jetzt ganz erklärlich ist", fiel Henri ein. „Wenn Sie Louise gesagt haben, daß ich sie von der Welt abzusperren suche, ist's ja natürlich, daß sie mich haßt."

„Aber Henri, wie können Sie solche Ausdrücke gebrauchen!" sagte Madame Corbier vorwurfsvoll. „Haß würde für eine junge Dame sehr unschicklich sein. Uebrigens ist Louise gern auf dem Lande. Das hat sie von mir geerbt. Meine Eltern, das habe ich Ihnen schon erzählt, besaßen einen großen Weinberg in der Nähe von Pau . . ."

Henri kannte das Thema und wußte, daß seine Tante lange und eingehend darüber sprechen würde. Mit unterdrücktem Gähnen lehnte er sich in den Sessel zurück, sah den Fliegen nach, die an der Decke hinliefen und fragte das Schicksal: wie lange dieser Frohndienst noch dauern solle? Und warum gerade er die Tochter einer Frau heirathen müsse, die ihn so tödtlich langweilte? Und hätte er noch eine persönliche Vorliebe für Louise gehabt . . . aber durchaus nicht! Sie ärgerte und bedrückte ihn, selbst ihre Schönheit war nicht nach seinem Geschmack; und doch mußte er sie heirathen, denn er brauchte Geld und war zu übel berufen, um auf die Hand einer besser behüteten Erbin hoffen zu dürfen. Erst kürzlich hatte er nach dieser Richtung hin schlimme Erfahrungen gemacht und war nun hier — wie nach jeder solchen Niederlage — um einen neuen Angriff auf Louise zu wagen. In der Bedrängniß seiner Finanzen hatte er sogar das tollkühne Gelübde gethan, Limérac nicht zu verlassen, bis er das Jawort erhalten. Aber seine Cousine war

Digitized by Google

abweisender als je — die Thörin! Verstand es sich doch von selbst, daß er sie, für jede Kränkung, die er jetzt erfuhr, büßen ließ, sobald sie in seiner Gewalt war.

Und das sollte bald geschehen. Mit einem plötzlichen Entschlusse stand er auf und trat an den Stickrahmen der Tante, die erschreckend aus ihren Jugenderinnerungen auffuhr.

„Madame", sagte er im Tone eines Verzweifelnden, „Das Alles ist schön, rührend, bezaubernd, aber trösten kann es mich nicht. Ich kann so nicht länger fortexistiren, wahrhaftig, ich kann es nicht! Denken Sie darüber nach, wie Sie mich an das Ziel meiner Wünsche bringen können. Ist gar keine Aussicht dazu vorhanden, so muß ich ein Ende machen, das heißt, ich muß fortgehen, um nicht wieder zu kommen."

Nach diesen Worten stürzte er fort und begab sich in sein Zimmer, wo er mit Behagen eine Cigarre rauchte.

Als sich ein paar Stunden später die Schloßbewohner zum zweiten Frühstück zusammenfanden, war nicht allein ihre Stimmung gewitterschwül, auch über die Berge kamen bleischwere Wolken gezogen, die alles Leben im Thale niederzuhalten schienen. Hin und wieder nur fuhr ein Windstoß durch die Baumwipfel, oder eine Schwalbenschaar strich im Zickzack dicht am Boden hin, dann lag Alles wieder still, in athemloser Erwartung.

Plötzlich aber brach es los, rauschend, donnernd, krachend, als ob die Welt zu Grunde gehen sollte. Die Gebirgsbewohner kennen diese Wetterlaunen und fürchten sie nicht, denn in jedem Hause hängt der geweihte, durch's Johannisfeuer gezogene Stechpalmenzweig, der Dach und Fach vor Gewitterschaden schützt, über dem Kaminmantel und Jung wie Alt kennt das Stoßgebet, das den Blitz auch für Menschen unschädlich macht.

In unseren Tagen giebt es zwar Leute genug, die nicht mehr daran glauben und es außer Acht lassen. Gewaise Baudry gehört jedoch — den Heiligen sei's gedankt — nicht zu dieser Rotte. Sie liegt vielmehr vom Anbeginn des Gewitters, bis der letzte Donnerschlag verhallt, auf den Knieen, läßt den Rosenkranz durch die Finger gleiten, bekreuzt sich bei jedem Blitze und spricht dabei in die Aves und Pater noster hinein:

„Heil'ge Anna und Helena,
Heil'ge Maria-Magdalena,
Heil'ge Jungfrau ich fleh' zu Dir,
Gott, der Herr, sei über mir."

Auch heute hatte sie sich neben dem Stuhle, auf dem sie bis zum Ausbruch des Gewitters mit der Spindel gesessen, auf die Kniee geworfen, murmelte ihre Gebete und sah dabei durch die offene Hausthür in den strömenden Regen hinaus. Die Dorfgasse war leer; hin und wieder nur trat in den Nachbarhäusern eine Frau auf die Schwelle, um nach dem Wetter zu sehen, oder ein Kind streckte vorwitzig den Kopf in's Freie, um ihn sofort wieder zurückzuziehen. Endlich aber kam — durch Wind und Regen war es zu hören — ein schneller, fester, gleichmäßiger

Digitized by Google

Schritt den Kirchweg herunter. Gervaise sah sich um und erblickte den Fremden, der, mit seinen Malerutensilien beladen, ohne Hut — wahrscheinlich war er ihm vom Sturm entführt — aber mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt einherging. Und nun ein Krach, als ob der Himmel geborsten wäre, ein niederzüngelnder Blitz — die ganze Gestalt des Fremden schien in bläulichem Feuer zu stehen. Gervaise schrie auf; aber was sie erwartete, war nicht geschehen; unversehrt ging der junge Mann an ihrer Thür vorüber.

Am nächsten Hause wurde er angerufen; der Michel Pierrot war's, der sich wahrscheinlich vor dem Unwetter zu der Nachbarin geflüchtet hatte, denn seine Wohnung lag natürlich nicht an der Hauptstraße. Der Fremde blieb auch, durchnäßt wie er war, einen Moment bei dem Alten stehen, ehe er, die triefenden Haare schüttelnd, weiter ging.

Gervaise lachte in sich hinein.

„Euch will ich Wasser in den Wein thun, daß Ihr von all' Eurem Zusammenhalten nichts haben sollt!" sagte sie zu sich selbst, während sie sich, da das Gewitter mit dem letzten Schlage erschöpft schien, von den Knieen erhob und den Rosenkranz wieder an dem silbernen Weihwasserbecken neben der Thür aufhing. Da gerade jetzt der Michel Pierrot, sorgsam die Steine zwischen den Wassertümpeln suchend, an ihrem Hause vorüberkam, war die Lockung, ihm ein Wörtchen zu sagen, unwiderstehlich.

„Ei, ei, Vetter!" rief sie auf die Schwelle tretend und deutete auf seine zerrissenen Pantoffeln. „Hat Euch Euer Freund — den Monsieur Mylord mein' ich — noch nicht so viel gegeben, daß Ihr Euch für solches Wetter ein paar gute, derbe Holzschuhe kaufen könnt?"

Michel blieb stehen.

„Noch nicht, Base, Ihr dürft sie mir noch immer schenken", gab er zur Antwort. „Freilich, beeilen müßt Ihr Euch, denn eines schönen Tages kann sich's ereignen, daß ich bis über die Ohren im Golde stecke."

„Meint Ihr? . . . es kann auch anders kommen", höhnte die Alte. „Auf die Zusammenkünfte im Walde dürft Ihr Euch wenigstens keine Rechnung machen. Die haben ein Ende, so wahr ich eine ehrliche Frau bin."

Mit diesen Worten trat sie in's Haus zurück.

„Zusammenkünfte im Walde", wiederholte Michel Pierrot, während er kopfschüttelnd weiter ging. „Damit kann sie doch nur meinen, daß gestern, wie mir die kleine Marietta im Vertrauen erzählt hat, die beiden jungen Mädchen Monsieur Mylord getroffen und das Bild gesehen haben, das er da draußen macht. Soll das etwa eine Verabredung gewesen sein? und wenn es die wäre, was hätte ich damit zu thun? . . . Dieu di Dieu! wenn ich wüßte, daß es diese beste aller Basen kränken könnte, alle Tage verschaffte ich Monsieur Mylord ein Rendezvous . . . Und das will ich thun!" rief er, indem er einen Augenblick stehen blieb und seine rothe Schärpe mit beiden Händen

Digitized by Google

herunter zog. „Mariette hat Recht: Monsieur Mylord und Mademoiselle Louise, das wäre ein Paar, an dem alle Heiligen ihre Freude haben müßten. Und ein Gutsherr würde Monsieur Mylord, ganz anders als der hochmüthige, gezierte, nichtsnutzige Bursche, der Henri Corbier, der niemals weiß, ob er auf ein christliches Adichat antworten soll. Der Gervaise scheint's freilich am Herzen zu liegen, daß er unser Fräulein heimführt . . . Aber Michel Pierrot gegen Gervaise Bandry . . . wollen doch mal sehen, wer den Preis gewinnt!"

V.

Wenn sich Michel Pierrot etwas vorgenommen hatte, ließ es ihm keine Ruhe, bis er die Sache im rechten Gange sah. So machte er denn auch jetzt die Augen auf und als er, nachdem das Gewitter vollends vorüber gezogen war, der Jeanne-Marie Bonnecase im Dorfe begegnete und von ihr erfuhr, daß sie in's Schloß gerufen sei, beschloß er diese günstige Zeit für seine Schützlinge zu benutzen; denn war Jeanne-Marie bei Madame Corbier, so kam sie sobald nicht wieder heim.

Die beiden Frauen standen in einem eigenthümlichen Verhältniß. Louise, die nach Landessitte bis in ihr viertes Jahr im Hause der Amme gelebt und sich dort an der Seite des Milchschwesterchens glücklich gefühlt hatte, konnte sich nachher nicht an ihr einsames Vaterhaus gewöhnen. So oft sie konnte, lief sie, Vorwürfen und Strafen zum Trotz, in's Dorf zur Mutter Jeanne-Marie und kannte noch Jahrelang kein größeres Vergnügen, als an ihrem Tische Speckſuppe und Maismehlbrei zu essen. Die arme Madame Corbier hatte schwer darunter gelitten und so unverhohlen ihre Eifersucht auf die Amme gezeigt, daß Jeanne-Marie nie mehr unaufgefordert in's Schloß ging. Jedesmal aber, wenn sich Louisen's Mutter in Bezug auf ihr Töchterchen nicht zu rathen wußte, wurde Frau Bonnecase gerufen, obwohl sie jedesmal anderer Meinung war, als Madame Corbier. Dann stritten sie hin und her und gingen erzürnt auseinander; aber die Ansichten der Amme, die bei jeder Gelegenheit für ihr Pflegekind gegen die Mutter Partei nahm, wirkten bei Madame Corbier nach und wenn sie und Frau Jeanne-Marie sich wiedersahen, gaben sie sich die Hände und waren die besten Freundinnen.

„Was Madame heute von mir will, weiß ich schon", fügte Jeanne-Marie, nachdem sie Michel Pierrot erzählt hatte, wohin sie ging, mit einem Lächeln der Ueberlegenheit hinzu. „Es ist von wegen des Spazierganges im Walde, wo der Kräuter-Jean die beiden jungen Mädchen erschreckt hat. Meiner Marietta habe ich tüchtig die Meinung gesagt, daß sie von der Arbeit weggelaufen ist. Was aber Mademoiselle Louise anbetrifft, so sehe ich nicht ein, was man ihr vorwerfen könnte. Spazierengehen soll sie einmal; da kann sie sich doch nicht immer im Garten herumdrehen."

Digitized by Google

„Aber allein gehen kann sie auch nicht", fiel Michel Pierrot ein. „Wenn Ihr also der Marietta verbietet, sie zu begleiten . . ."

„Als ob sich die etwas verbieten ließe, was Mademoiselle Louise anbetrifft!" rief Jeanne-Marie. „Ich habe nur gescholten, weil ich das mir und dem Kinde schuldig bin — wofür bin ich denn Mutter! — Aber das versteht Ihr nicht, Michel Pierrot und so will ich lieber machen, daß ich zu Madame Corbier komme."

Mit diesen Worten ging sie — eilig wie immer — auf ihren klappernden Holzschuhen davon, während Michel Pierrot, den Kopf auf die Seite legend, nach einer Weile nachdenklich stehen blieb.

„Wenn die Marietta ausgescholten ist, sitzt sie traurig zu Haus und näht", sagte er zu sich selbst. „Thue ich das der Schloßköchin zu wissen, so sagt die es dem Stubenmädchen, die sagt's zu Mademoiselle Louise — Mademoiselle kommt natürlich in's Dorf herunter, um die Kleine zu trösten und dann müßt' es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ihr der Maler nicht in den Weg laufen sollte."

So geschah es denn auch. Mademoiselle Louise kam und — war es Zufall oder hatte auch dazu eine geschickte Hand geholfen? — als sie ihre Kleider zusammenhaltend und die trockenen Stellen des Weges suchend in die Nebengasse bog, wo Martin Bonnecase wohnte, wurde sie von einer Stimme begrüßt, die ihr alles Blut zum Herzen trieb und als sie aufblickte, sah sie den Fremden, mit Bleistift und Skizzenbuch in den Händen, von dem Ambos unter dem Vordach der Schmiede aufstehen.

In demselben Augenblick eilte Marietta aus ihrer Thür auf die Freundin zu.

„Denken Sie, Mademoiselle Louise", rief sie vor Freude strahlend, „Monsieur Mylord zeichnet unsern Nußbaum ab, und unser Haus, und den alten Ziehbrunnen daneben, und wenn ich mich vor die Thür setzte, käme ich auch mit auf das Bild; ich weiß nur nicht, ob es meine Mutter leiden würde."

Mit einem halbverlegenen Lächeln hatte Louise den Bericht der Kleinen angehört.

„Dürfen wir die Zeichnung sehen?" fragte sie dann, indem sie Marietta's Hand faßte und mit ihr unter den Schuppen trat. Von der Verstimmung, die sie gestern gegen den Maler empfunden, war nichts in ihr zurückgeblieben, selbst vor seinen aufleuchtenden Augen fürchtete sie sich nicht mehr — sie freute sich nur ihn wieder zu sehen.

Ihm ging es ebenso. Mit einer Unbefangenheit, über die er nachträglich erstaunte, reichte er ihr das Buch.

„Sie werden noch nichts erkennen, ich fange eben erst an", sagte er. „Aber da sind einige andere Skizzen . . . die größeren habe ich leider nicht hier."

„Soll ich sie holen? . . . ich weiß, wo sie stehen", fragte Michel Pierrot, der plötzlich auch da war und als der Maler zustimmte, stürzte er eilig fort.

Digitized by Google

„Sie sind so gütig, Mylord", sagte Louise.

„Es ist für mich die größte Freude Ihnen meine Bilder zu zeigen", antwortete Wolfgang und dann fügte er lächelnd hinzu. „Uebrigens bin ich kein Lord, auch kein Engländer, sondern ein Deutscher und heiße einfach bürgerlich Guggenbacher."

„Kein Lord . . . das freut mich!" rief Louise; „ich heiße auch einfach bürgerlich Corbier . . ." Plötzlich stockte sie und wurde roth. Ein Glück war's, daß Marietta mit Fragen und Ausrufungen einfiel, so daß der junge Mann ihre Verlegenheit nicht bemerkte.

Daß er aus Deutschland war, wunderte die Kleine. Wie konnte ein Herr wie er aus Deutschland sein! Dann mußte er seinen Namen wiederholen und sie versuchte vergebens ihn nachzusprechen, und endlich wollte sie wissen, ob man in seiner Heimat wirklich in Erdhöhlen wohnte und rohes Sauerkraut äße.

Wolfgang lachte und fing an, München zu beschreiben. Aus dem neckischen Tone den er Anfangs anschlug, ging er nach und nach in einen ernsten, innigen über. Man sah ihm an, wie sich sein Herz beim Loben der Vaterstadt erwärmte und während Marietta mit kindischem Vergnügen das sonderbare Französisch des Deutschen mit dem unaussprechlichen Namen anhörte, nahm Louise an seinen Erzählungen das lebhafteste Interesse und gab durch ihre Fragen zu immer weiteren Schilderungen Anlaß, bis die Rückkehr Michel Pierrot's, dem sich Vetter Lubin und einige Nachbarn und Nachbarinnen zum „Bilderansehen" angeschlossen hatten, dem Gespräch ein Ende machte.

Daß Michel die Skizzenmappe gefunden hatte, verstand sich von selbst. Sie wurde auf den Ambos gelegt und Wolfgang vertheilte die Blätter unter sein Publicum, das ihn mit Lobsprüchen überschüttete. Nur Louise blieb stumm; mit leise bebenden Händen nahm sie die Skizzen: hin und wieder kam der ernste, andächtige Ausdruck in ihr Gesicht, das den jungen Maler schon am Tage zuvor beglückt hatte. Schwerathmend, mit gerötheten Wangen stand sie da und blickte erst auf, als das letzte Blatt durch ihre Hände gegangen war.

„Wie eigen", sagte sie mit träumerischem Lächeln, „sonst habe ich immer nur gesehen, was gemalt ist: Bäume, Wolken, Berge; aber aus Ihren Bildern kann man herausseh'n, ob Sie beim Malen froh oder träumerisch gewesen sind."

„Wirklich, das könnten Sie?" rief Wolfgang Amadeus und sein Blick tauchte in ihre Augen, daß es sie heiß überlief. Aber sie wollte nicht zeigen, daß sie bewegt war.

„Sie scheinen mir nicht zu glauben", sagte sie, wendete sich zu den Skizzen, suchte ein kleines Blatt daraus hervor und fuhr fort:

„Als Sie diesen Tannenwipfel mit dem Sonnenschein darüber gemalt haben, muß Ihnen, denk' ich, zu Muth gewesen sein, wie es mir ist, wenn ich Abends am Fenster stehe und die Sonne hinter unseren Linden untergeht. Das sieht aus, wie lauter Heiterkeit und macht doch unruhig . . . Man möchte fort in all' das Licht hinein, um zu sehen wie

Digitized by Google

schön es dort ist . . . Sie schweigen? . . . Sagen Sie's nur, wenn ich mich irre."

Wolfgang Amadeus schüttelte den Kopf. „Es ist so, wie Sie's denken", sagte er dann mit gepreßter Stimme. „O Mademoiselle, warum habe ich nicht längst, nicht immer das Glück gehabt, Ihnen zu zeigen, was ich male."

„Jetzt können Sie's ja", antwortete sie in leichtem Ton, aber das Herz schlug ihr dabei und ihre Augen sagten mehr als sie ahnte.

„Wenn ich darf", fing Wolfgang an und wollte eben um Erlaubniß bitten, seinen Besuch machen zu dürfen, als Louise etwas dicht hinter sich fühlte. Sie wendete sich um und sah Gervaise Baudry, die sich herangeschlichen hatte.

„Pardon, excuse, wenn ich störe, Mademoiselle", sagte die Alte und knixte tief. „Ich wollte nur zu wissen thun, daß Monsieur Henri nach Ihnen sucht."

„Henri!" wiederholte das junge Mädchen in ziemlich unfreundlichem Tone. „Wo ist er denn?"

„Eben ist er bei Martin Bonnecase um's Haus herum gegangen", antwortete Gervaise. „Er wird Sie hier zwischen alle den Leuten nicht gesehen haben . . . aber ich will ihm sagen, wo Sie zu finden sind."

„Lassen Sie nur . . . ich gehe schon", fiel Louise ein, indem sie die Mantille über die Schultern zog. Dann rief sie Marietta, die wie alle Uebrigen mit Wolfgang's Skizzen beschäftigt war, ein flüchtiges Lebewohl zu, grüßte den Maler und ging mit einem leisen „auf Wiedersehen!" in sichtlicher Eile fort, dem Schlosse zu.

„Mademoiselle, so werden Sie Monsieur Henri nicht treffen!" rief ihr Gervaise nach, aber Louise hörte nicht, oder wollte nicht hören.

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Da geht sie hin und der arme Monsieur Henri muß allein hinter drein laufen", sagte sie. „Aber freilich . . . wenn er Mademoiselle hier getroffen hätte . . ."

„Warum sollte er das nicht?" fragte Wolfgang Amadeus und seine Augen blitzten die Alte an, daß sie zurückfuhr.

„Heilige Muttergottes, ich habe nichts Böses sagen wollen", antwortete sie. „Monsieur Henri und Mademoiselle Louise werden sich heirathen und wenn man sich lieb hat, ist man eifersüchtig . . . das werden Monsieur Mylord auch wol wissen."

Mit diesen Worten ging sie fort und Wolfgang war es plötzlich, als hätte der Tag seinen Glanz verloren. So bald er konnte, packte er seine Bilder zusammen, und saß dann mit sich selbst und dem Schicksal grollend in seiner Dachkammer. Bei Allem was heilig ist, gelobte er, sich nie mehr um ein Weib zu kümmern und war im nächsten Moment in Erinnerungen an Louise versunken. Jede Miene, jeden Blick, jede Handbewegung, jede Wendung des Kopfes sah er wieder, hörte ihre Worte, den Ton ihrer Stimme und fühlte das heiße Entzücken, das ihn bei ihrer Anerkennung Herz und Sinne durchströmt hatte . . . Und dies

Digitized by Google

Wesen, das einzige, das ihn verstand und würdigte, das einzige, das ihm liebenswerth, begehrenswerth erschien — denn Thereſen's Bild war seit gestern verblaßt, vergessen beinah — dies schönste, verständnißvollste Weib der Welt sollte einem Andern gehören! Immer dichter stiegen die Rauchwolken aus Wolfgang's Meerschaumpfeife auf und immer düsterer wurden seine Gedanken.

Vor Louisen's Blicken dagegen lagen heute Welt und Leben so goldig hell, wie der Abendhimmel, den sie auf ihrem Heimwege vor Augen hatte. Sie dachte an Wolfgang Amadeus und gestand sich selbst, daß sie nie einen schönern, liebenswürdigern, interessantern Mann gesehen, außerdem hielt sie ihn für einen großen Künstler, denn mit dem Tiefblick der Sympathie fand sie in seinen Bildern Alles verwirklicht, was er gewollt und nicht erreicht hatte. Und dann fiel ihr ein, daß sie irgendwo gelesen oder gehört, in England wär's Mode, daß sich junge Damen entführen ließen und dem Erwählten von dem ersten besten Schneider angetraut würden — was wahrscheinlich mit der Religion des Landes zusammenhing. Der Maler war freilich kein Engländer, aber die Deutschen sollten doch auch Ketzer sein . . . und ob wol München weit von England war? . . . So ging es auf den Flügeln einer achtzehnjährigen Phantasie weiter und weiter in's Land der Träume und Luftschlösser; und es gefiel Louise darin so wohl, daß sie sich — als sie erfuhr Jeanne-Marie wäre noch bei der Mutter — sofort in ihr Giebelstübchen flüchtete. Da saß sie, träumte weiter und konnte sich auch, als sie die Amme gehen sah, ihren Gedanken nicht entreißen.

Madame Corbier war daher allein als Henri zurückkam. Sie saß in ihrem Cabinet neben dem Gartensaale, kramte in Papieren und sah rathloser aus als je. Henri setzte sich neben den Schreibtisch.

„Was ist Ihnen, liebe Tante?" fragte er; „Sie scheinen verstimmt."

„Ja, bester Henri, das bin ich", antwortete sie in ihrem klagendsten Tone. „Die Jeanne-Marie war da; wir haben ausführlich über Ihre Heirath mit Louise gesprochen und sie — ich meine die Bonnecase — hat mir allen Muth genommen."

„Allen Muth genommen . . . die Jeanne-Marie!" rief Henri und zuckte die Achseln.

„Ja, ich kann's nicht leugnen", sagte Madame Corbier. „Da mich Ihre Verzweiflung erschreckt hatte, lieber Henri, ließ ich die Jeanne-Marie kommen, stellte ihr noch einmal Alles vor und bat sie, dem Kinde zuzureden, damit die Heirath, die ich sehnlich wünsche, endlich zu Stande käme. Aber die Jeanne-Marie will nicht. Der selige Herr hätte befohlen, daß meine Louise die Wahl haben sollte, sagte sie; wer das Kind zu irgend etwas bereden wollte, würde den Zorn des Todten auf sich laden . . . Sie sehen also . . ."

„Liebe Tante, wir werden uns doch nicht durch Aberglauben eines Bauernweibes irre machen lassen?" rief der junge Mann.

Madame Corbier schüttelte seufzend den Kopf; wahrscheinlich wußte sie nicht, was sie antworten sollte; aber nach einer Pause fuhr sie fort:

Digitized by Google

„Das ist übrigens noch nicht Alles! Denken Sie — als ich vorhin die Papiere meines seligen Mannes durchsehe — ich wollte die Abschrift des Testamentes noch 'mal lesen, um mich genau zu unterrichten, was ich darf und muß — fällt mir dieser unglückliche Brief in die Hände. Er ist vom seligen Corbier; auf der Adresse steht: „An meine Tochter Louise zu ihrem achtzehnten Geburtstage . . .", der ist nun schon vor sechs Wochen gewesen . . . als Corbier starb, habe ich den Brief unter seinen Papieren gefunden und dann nicht mehr daran gedacht. Was ist nun zu machen?"

„Vor allen Dingen dächte ich, sähen Sie nach, was darin steht", meinte Henri.

„Aber der Brief ist an Louise adressirt, ist versiegelt", sagte Madame Corbier.

„Liebe Tante, jede Mutter liest die Briefe, die an ihre Tochter gerichtet sind", fiel Henri ein. „Vielleicht enthält dies Couvert einen Nachtrag zum Testament . . . kurz, Sie dürfen es nicht nur öffnen, Sie müssen es thun . . . und wenn Sie etwa", fügte er spöttisch lächelnd hinzu, „wie Jeanne-Marie den Zorn des Todten fürchten, den will ich auf mich nehmen."

Mit diesen Worten hatte er sich des Briefes bemächtigt und brach ihn auf.

„Um Gotteswillen, Henri!" rief Madame Corbier vorwurfsvoll; da es nun aber geschehen war und Henri zwei Blätter aus dem Couvert zog, die er entfaltete und ihr reichte, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, mit zitternden Händen nahm sie die Papiere hin, aber als sie die vergilbten Schriftzüge des Verstorbenen erblickte, stiegen ihr Thränen in die Augen.

„Ich kann nichts sehen", sagte sie, dem Neffen die Papiere zurückgebend. „Bitte lesen Sie."

Er nahm sie und las:

„Limérac, den 12. August 1846 . . ."

„Am 30. August desselben Jahres ist er gestorben", schaltete Madame Corbier weinend ein; dann las Henri weiter:

„Meine liebe Louise! Bei dem Herzübel, an dem ich leide, muß ich auf einen plötzlichen Tod gefaßt sein. Ich habe mein Haus bestellt, so gut ich's vermochte, aber trotzdem liegt mir die Sorge um Dich, mein Kind, schwer auf der Seele. Deine gute Mutter, das weiß ich, würde nie etwas thun oder verlangen, was Dein Glück beeinträchtigen könnte — dagegen habe ich triftige Gründe meiner Schwiegermutter zu mißtrauen. Obwol sie wußte, daß mich ihre Tochter liebte, hat sie Alles gethan, um uns zu trennen, hat uns ein paar unersetzliche Jugendjahre verkümmert und vielleicht durch die bitteren Kämpfe, die sie mir bereitet, den Keim zu meiner Herzkrankheit gelegt. In diese Hände sollst Du nicht gerathen, mein Kind. Vor Deinem achtzehnten Jahre, das ist in meinem Testament festgestellt, darfst Du nicht verheirathet werden und an Deinem achtzehnten Geburtstag sollen Dir diese Zeilen sagen, daß

Digitized by Google

Dir Dein Vater gestattet, daß er Dir befiehlt, bei der Wahl Deines Gatten nur Dein Herz zu fragen. Deine Eltern haben sich aus Liebe geheirathet und sind glücklich gewesen. Du sollst es auch sein und um Dich gegen Intrigue und Ueberredung zu schützen — in Beidem ist Deine Großmutter Meisterin — lege ich hier ein Document in Deine Hände, das Dich hoffentlich nach jeder Richtung sicher stellt. Sage Niemand, daß Du dies Papier besitzest, aber wenn Du den Mann gefunden hast, dem Du Dich und Deine Zukunft anvertrauen willst, so gieb ihm das Blatt und dann laß Deine Großmutter alle ihre Kunstgriffe anwenden, sie werden ihr nichts mehr nützen. Selbst wenn sie Dich so einzuschüchtern vermöchte, daß Du zurücktreten wolltest, es würde fruchtlos sein. Ich brauche Dir, meine verständige Louise, nicht erst zu sagen, daß Du das wichtige Papier, in dem Du einen Beweis meiner Liebe und meines Vertrauens sehen magst, sorgsam behüten mußt. Gott segne Dich, mein Kind, wie ich Dich segne. Dein Vater

Jean Jaques Corbier."

„Hat man je etwas Aehnliches gehört?" sagte Madame Corbier und seufzte tief. „Er war doch sonst so gut . . . aber wie er hier von meiner armen seligen Mutter spricht . . . und daß ich so etwas meiner Tochter zu lesen geben soll . . ."

„Warum wollten Sie das thun, liebe Tante?" fiel Henri ein. „Nun Ihre Mutter todt ist, hat es keinen Sinn mehr, Louise mit diesen alten Geschichten zu quälen. Lassen Sie die Papiere liegen. Von Ihnen ist ja der Onkel überzeugt, daß Sie nichts gegen das Glück Ihres Kindes thun werden."

„Aber den Schein muß ich doch abgeben", klagte Madame Corbier. „Was steht denn eigentlich darin?"

Henri warf einen Blick in das Papier. „Unsereins kann es nicht verstehen", antwortete er, indem er das Blatt wieder zusammenlegte. „Ich wüßte nicht, was Louise damit sollte. Es wird sie nur verdrießen, wenn sie hört, daß wir gelesen haben, was für sie allein bestimmt war, was sie aber, wie schon gesagt, unter den jetzigen Verhältnissen nicht mehr braucht."

Die arme Madame Corbier brach in Thränen aus

„Wenn ich wüßte, was Recht ist!" schluchzte sie.

„Vor allen Dingen müssen Sie sich beruhigen", sagte Henri. „Kommen Sie, schließen Sie die unglücklichen Papiere ein und lassen Sie uns durch den Garten gehen. Die frische Luft wird Ihnen wohl thun."

Sie ließ sich bestimmen. Noch immer weinend raffte sie ihre Papiere zusammen und schloß sie ein. Daß ihr Henri das leere Couvert gegeben, Brief und Schein aber in die Tasche gesteckt hatte, merkte sie nicht.

Digitized by Google

VI.

Sonntag war's, der glückselige Tag, an dem die Arbeiten in Steinbruch und Eisenhütte ruhen, die Männer von Limérac zu Haus bleiben, frische Wäsche anziehen und sich — gewöhnlich vor den Thüren in der Sonne sitzend — rasiren lassen. Michel Pierrot, der Tausendkünstler ist's, der das Scheermesser führt und dabei gewöhnlich seinen lieben Kunden und Nachbarn mit Lachen und Schwatzen die Zeit vertreibt. Aber heute war er einsilbig, gedankenvoll, sah die bekannten Gesichter so prüfend an, als ob sie ihm zum ersten Mal vor Augen kämen und gab sich selbst in der Stille weise Lehren.

„Vorsichtig, Michel!" sagte er sich immer wieder. „Zu guter Arbeit gehört gutes Werkzeug . . . also wähle die richtigen Leute."

Und er wählte und wählte, und gegen seine sonstige Art hatte er an Jedem etwas auszusetzen. Der Schuhmacher Mathurin hatte nicht die rechte Courage; Vetter Lubin war zu dick und bequem; der Kräuter-Jean gehörte zur Freundschaft der Gervaise Baudry; selbst Martin Bonnecase, dem er sonst nur Gutes zutraute, war ihm diesmal nicht recht, weil er Alles seiner Frau erzählte — und die hätte ihm gewiß nicht erlaubt, Michel's Anschlag auszuführen.

Endlich — es läutete schon zur Messe und Michel wollte eben nach Haus laufen, um sich selbst zum Kirchgange anzuziehen — fand er, was er suchte: Monsieur Mylord trat aus der Schänkenthür und bei seinem Anblick glättete sich die sorgenvolle Stirn des neuen Diogenes.

„Der kann's und thut's! der hat das rechte Herz dazu und die rechten Glieder", sagte er zu sich selbst und folgte dem jungen Mann, um ihn sofort mit seinem Anliegen bekannt zu machen. Aber Monsieur Mylords Schritte waren länger als die gewöhnlicher Menschenkinder — ehe ihn Michel Pierrot einholen konnte, hatte er die Kirche erreicht und trat hinein.

„Also nach der Messe!" sagte Michel Pierrot zu sich selbst und stürzte fort, um sich mit Sonntagsschärpe und Sonntagsbarett zu schmücken.

Indessen hatte Wolfgang in der Kirche großes Aufsehen erregt.

„Monsieur Mylord! . . . Er nimmt Weihwasser . . . Er benetzt sich . . . der Fremde ist kein Ketzer . . . Gervaise Baudry hat ihn verleumdet", ging es von Mund zu Mund und selten wird die Gemeinde von Limérac eine Messe mit so wenig Andacht gehört haben, wie an diesem Sonntage. Selbst Mademoiselle Louise, die doch in der vordersten Reihe kniete, den Fremden also nicht sehen konnte, war so unruhig, daß sie ein Mal über das andere ihr Meßbuch fallen ließ. Hatte sie vielleicht gehört, was sich die Frauen über ihn zuflüsterten und fürchtete sie, daß er sie beim Fortgehen anreden würde?"

Diese Sorge hätte sie sich ersparen können. Als sie mit ihrer Mutter aufbrach stand Wolfgang Amadeus zwar noch am Weihwasserbecken und als sie flüchtig aufsah, begegnete sie einem aufleuchtenden

Digitized by Google

Blicke der blauen Augen. Aber während die Schloßdamen den Mittelgang hinunter gingen, trat Michel Pierrot zu dem jungen Mann.

„Pardon, excuse, Monsieur Mylord, sagte er höflich; „würden Sie mir wol ein paar Worte erlauben? Es ist von wegen Mademoiselle Louise."

„Eine Botschaft von ihr!" dachte Wolfgang Amadeus und erröthete vor Freuden. „Gewiß, sogleich", fügte er laut hinzu und folgte dem Alten auf den Kirchhof.

Da standen die Beiden noch in eifrigem Gespräch, als Madame Corbier mit Tochter und Neffen vorüberging. Wolfgang Amadeus grüßte; Madame Corbier dankte höflich, Louise mit tiefem Erröthen, während Henri, kaum den Rand seines Hutes berührend, den Unbekannten mit impertinentem Blick vom Kopf bis zu den Füßen maß.

„Wer ist der große rothhaarige Lümmel, der Sie eben gegrüßt hat, liebe Tante?" fragte er.

„Es wird der Fremde sein, der Louise neulich gegen den Kräuter-Jean in Schutz genommen hat, nicht wahr, mein Kind?" sagte Madame Corbier.

„Ja Mama, er ist es", antwortete Louise; „ich hoffe, daß er vor Deinen Augen mehr Gnade gefunden hat, wie vor denen meines liebenswürdigen Vetters."

„Schöne Cousine, wollen Sie nicht lieber selbst übernehmen, ihn für mein Mißfallen zu entschädigen?" fragte Henri.

Louise zuckte die Achseln.

„Ihr Mißfallen, Vetter Henri!" sagte sie mit hochmüthiger Miene, „wer wird sich darum kümmern . . ."

„Kinder, wir kommen eben aus der Kirche", fiel ihr die Mutter mit sanftem Vorwurf in die Rede; die jungen Leute tauschten noch einen bösen Blick mit einander aus, dann gingen sie stumm ihres Weges: Louise mit dem Vorsatz, den Vetter durch jedes ihr zu Gebote stehende Mittel zu quälen — wie durfte ein Mensch wie er sich erlauben in geringschätziger Weise von Wolfgang Amadeus zu sprechen! — und Henri, in die schadenfrohe Berechnung der verschiedenen Möglichkeiten versunken, welche ihm der Besitz der bewußten Papiere zu bieten vermochte

Am meisten bedrückt fühlte sich wie immer bei solchen Gelegenheiten die gute Madame Corbier. Vergebens suchte sie sich auf ein Thema zu besinnen, das eine bessere Stimmung heraufbeschwören könnte. Das Schloß war erreicht und es wollte ihr noch immer nichts einfallen. Hier aber brach Henri das Schweigen.

„Erlauben Sie, liebe Tante, daß ich mich von Ihnen beurlaube", sagte er, in der Vorhalle stehen bleibend. „Ich habe Geschäfte in Pau; will mit der zwei Uhr-Diligence von Loubies abfahren und habe eben noch Zeit, einige Papiere zusammenzusuchen, dann muß ich mich auf den Weg machen."

Madame Corbier erschrak; seine Drohung von neulich fiel ihr ein.

Digitized by Google

Louise hatte ihn zu tief gekränkt; nun wollte er fort auf Nimmerwiedersehen!

„Warten Sie doch bis morgen", bat sie, „am Sonntag können Sie doch nichts besprechen; der Herr Pfarrer kommt zu Tisch und nachher spielen wir unsere Partie."

Henri errieth, was sie fürchtete; auch Louise mochte dasselbe denken, denn ihre Augen blitzten wie triumphirend auf. Aber sie sollte sich nicht einbilden, daß sie im Stande wäre, ihn wegzutreiben.

„Lassen Sie mich heute fort, liebe Tante", erwiederte er. „Je früher ich gehe, um so früher kann ich wieder kommen, vielleicht morgen schon. Ueberdies habe ich bereits vor der Messe meine Reisetasche nach Loubies geschickt und mir einen Platz belegen lassen; also Adieu und auf Wiedersehen."

Mit diesen Worten küßte er der Tante die Hand, machte Louise eine förmliche Verbeugung und eilte die Treppe hinauf nach seinem Zimmer.

Madame Corbier sah ihm seufzend nach.

„Wenn er nur erst wieder hier wäre", sagte sie in Gedanken zu sich selbst und in dem Gefühl, etwas thun zu müssen, um sich dieses Glückes werth zu zeigen, fügte sie, während sie ihrer Tochter in den Gartensaal folgte, mit einer ihr sonst fremden Energie hinzu:

„Ich muß Dir gestehen, mein Kind, daß ich mit Deinem Benehmen sehr unzufrieden bin. Vetter Henri ist unser Gast . . . Du solltest wenigstens höflich gegen ihn sein."

„Ist er denn höflich?" rief Louise und ihre Augen flammten. „Rothhaariger Lümmel hat er gesagt . . ."

„Liebste Louise, ich bitte Dich, was geht's Dich denn an, wie er von diesem Fremden redet?" fragte Madame Corbier. „Komm, leg' Hut und Mantille ab und setz' Dich hier zu mir. Wir wollen einmal ein vernünftiges Wort mit einander sprechen."

Louise gehorchte, legte die Hände im Schooß zusammen und sah ihre Mutter mit dem ernsten Blicke an, vor dem die gute Frau eine Art Scheu empfand. Aber sie wollte heute diesem Eindruck nicht nachgeben.

„Mein Kind", begann sie nach einigem verlegenen Räuspern, „Du bist nun in dem Alter, wo es . . . wo ich . . . wo wir daran denken müssen, Dich zu verheirathen."

„Warum, liebe Mama? Ich bin ganz zufrieden, ganz glücklich", sagte Louise mit ruhigem Ton, aber dann stieg ihr das Blut in's Gesicht und mit einer gewissen Gereiztheit fügte sie hinzu:

„Das heißt, so lange Vetter Henri nicht hier ist."

Auch Madame Corbier wurde roth.

„Laß jetzt die Kindereien und höre mich an!" fiel sie ungeduldig ein. „Dein Vetter Henri ist der ehrenhafteste, liebenswürdigste junge Mann, den ich kenne; er liebt Dich und wird Alles thun, Dich glücklich zu machen . . ."

„Er haßt mich und würde mich unglücklich machen!" rief Louise.

Digitized by Google

„Nein, Mama, ich beschwöre Dich, sprich nicht mehr davon, daß ich ihn heirathen soll. Du weißt, daß ich Dich lieb habe und daß es mir weh thut, Dir einen Lieblingswunsch zu versagen; aber ehe ich Vetter Henri zum Manne nehme, will ich lieber unverheirathet bleiben, lieber in's Kloster gehen, lieber auf der Stelle sterben . . ." Mit diesen Worten brach sie in Thränen aus, stand auf und ging in den Garten.

Madame Corbier hob Hände und Augen zum Himmel auf.

„Jesus, mein Gott! ist das ein Kind . . .", sagte sie zu sich selbst, „was, um aller Heiligen willen, soll ich mit ihr anfangen?"

Sie würde noch rathloser gewesen sein, wenn sie gesehen hätte, wie ihr Kind, ihre stolze Louise, tief im Bosket im Grase lag, das Gesicht in die Hände gedrückt hatte und bitterlich weinte. Ein mächtiger Schmerzensquell war im Herzen des jungen Mädchens aufgesprungen und überfluthete ihr ganzes Wesen. Alles, was sie hatte, schien ihr — die noch eben ihr Glück betont — farblos, leblos, keines Wunsches werth. Was aber hätte sie wünschen mögen? Wo war ein Ziel für das stürmische Verlangen, das ihr plötzlich Sinn und Seele berückte, und was wollten ihr die blauen Augen sagen, die sie überall verfolgten, ihr auch jetzt durch ihre Thränen bis in's Herz blickten? . . . Gerade jetzt, wo sie doch allein sein wollte, allein sein mußte. Was hatten sich diese Augen um sie zu kümmern, wenn der Mann, dem sie angehörten, so gleichgiltig war, daß er nichts that, nicht einen einzigen, armen Schritt, um sich Louise zu nähern? Hätte er sie nicht heute auf dem Kirchhof mit ein paar Worten begrüßen können? Dann hätte sie ihn der Mutter vorgestellt; Mama hätte ihm für seinen Ritterdienst gedankt; hätte ihn aufgefordert, in's Schloß zu kommen . . . aber er stand da und sprach mit Michel Pierrot und ließ es ruhig geschehen, daß sie in die Hände ihres Vetters gegeben wurde.

„Lieber in's Kloster gehen, lieber sterben!" wiederholte sie und ihre Thränen flossen stärker aus tiefem Mitleid über sich selbst.

Eine ganze Weile hatte sie weinend dagelegen, als Marietta leichtfüßig mit fröhlichem Gesicht und suchenden Blicken zwischen den Büschen daher kam. Plötzlich hörte sie schluchzen, sah die ausgestreckte Gestalt am Boden, stürzte auf sie zu und warf sich mit einem durchdringenden Schrei neben ihr auf die Kniee.

Louise fuhr in die Höhe. „Wie Du mich erschreckt hast!" rief sie vorwurfsvoll. „Wenn man Dich im Schlosse gehört hätte . . . komm, komm, man soll mich so nicht finden."

Bei diesen Worten stand sie hastig auf und trocknete die Augen. Auch Marietta erhob sich und hing sich an den Arm der Freundin.

„Seien Sie mir nicht böse, Mademoiselle", bat sie, indem sie mit ihr tiefer in's Bosket ging. „Auch ich bin so erschrocken, als ich Sie daliegen und weinen sah, als ob Ihnen das Herz brechen wollte . . . und ich weiß nicht einmal, warum."

„Es war eine Thorheit", gab Louise zur Antwort. „Mama hatte

Digitized by Google

wieder einmal davon gesprochen, daß ich Vetter Henri heirathen soll und da sind wir . . . oder ich wenigstens, heftig geworden."

„Aber was hat denn damit Monsieur Mylord zu thun?" fragte Marietta.

„Wer spricht von Dem?" rief Louise und zog die Brauen zusammen.

„O, Mademoiselle Louise, warum soll ich's denn nicht wissen?" sagte Marietta mit gekränkter Miene. „Glauben Sie's nur, ich kann ebenso gut schweigen, wie der Michel Pierrot . . . besser vielleicht."

„Marietta, ich versichere Dich, daß ich von dem Allen kein Wort verstehe", fiel Louise ungeduldig ein. „Thue mir die Liebe und sage deutlich, was Du sagen willst."

„Nun, es war so", erwiederte Marietta. „Wir hatten gegessen, Vater schlief im Sessel am Kamin, Mutter und ich räumten den Tisch ab und ich trat 'mal an die Thür und sah die Gasse hinauf, als der Michel Pierrot in seinen besten Kleidern, mit seiner wichtigsten Miene, daherkam und mir winkte. Natürlich ging ich zu ihm und da sagte er — ich wiederhole hier genau seine Worte: „Geh' in's Schloß, Kleine, so bald Du kannst, und bestelle Mademoiselle Louise, ein schlechter Mensch, den sie wol errathen würde, hätte Böses gegen sie im Sinn; aber Monsieur Mylord würde sich ihrer Angelegenheiten annehmen, da wären sie in den besten Händen, und heute noch sollte sie darüber Bescheid haben." Ich wollte mehr von ihm wissen, aber er lief fort, der Schänke zu. Nach einer Weile kamen er und Monsieur Mylord an unserm Hause vorbei . . . und das ist Alles, was ich darüber sagen kann."

Louise schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe noch immer kein Wort davon", murmelte sie; plötzlich wurde sie blaß und rief, indem sie stehen blieb und die Hände zusammenschlug:

„Marietta, sage mir die Wahrheit: hast Du etwa Monsieur Mylord anvertraut, wie es zwischen mir und Vetter Henri steht?"

„Wahrhaftig nicht! Ich habe nicht ein Wort davon mit ihm gesprochen", antwortete die Kleine.

„So hat es Michel Pierrot gethan", fuhr Louise fort; „und nun hat der Fremde meinen Vetter gefordert und sie sind im Begriff, sich zu duelliren. Hast Du ihnen nachgesehen . . . weißt Du, wohin sie gegangen sind?"

„Zum Dorfe hinaus, den Weg nach Loubies", antwortete Marietta.

„Du siehst also, daß ich Recht habe!" rief Louise. „Denselben Weg ist Vetter Henri gegangen unter dem Vorwand, daß er in Pau Geschäfte hat . . . Komm, Marietta, wir müssen ihnen nachgehen . . . sie sollen sich nicht schlagen . . . ich will nicht, daß dem Fremden um meinetwillen ein Leid geschieht."

Mit diesen Worten ging sie auf eine Nebenpforte zu, aus der sie in's Freie gelangen konnten, ohne von den Schloßbewohnern gesehen zu werden.

Digitized by Google

Vergebens erinnerte Marietta, daß sie nicht ohne Hut durch die Mittagssonne gehen möge — Louise achtete nicht darauf und eilte von Marietta gefolgt mit beflügelten Schritten den Dorfweg hinunter.

VII.

Um dieselbe Zeit etwa hatte Monsieur Henri Corbier den Wald erreicht, der sich — eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes beginnend — bis zum Ausgang des immer enger werdenden Thales von Liménac am linken Ufer des Gave von Ossou hinzieht.

Es war frisch und heiter unter den dichten, vom hellsten Sommersonnenschein durchfunkelten Baumkronen, auf deren Rauschen der Gave, der schäumend in seinem steinigen Bette abwärts stürzte, mit lautem Brausen Antwort gab. Dazwischen ließen sich Waldtauben und Spechte, Hähne und Buchfinken hören; Eichhörnchen sprangen durch die Zweige; zahllose Insecten flogen, liefen und krochen umher; Laub und Wasser, Moos und Kräuter, Baumharz und Tannennadeln vereinigten ihren Hauch zu jenem unbeschreiblich wohlthuenden, herb-aromatischen Duft, den wir nur im Walde athmen und zwischen den weißen, blauen und rothen Blumenbüscheln der Anemonen, der Glockenblumen und des Fingerhuts breiteten sich die herrlichen Farrenkräuter aus, die nirgend so schön gedeihen, wie in den wasserreichen Vorbergen der Pyrenäen.

Aber Henri war zu sehr in unangenehmster Weise mit seinem persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, um für diese Pracht Herz und Augen zu haben. So eifrig er sich auch einzureden suchte, daß sein heutiges Vorhaben eine berechtigte Rache sei, gab es doch eine unbequeme Stimme in seinem Innern, die dem widersprach und nicht müde wurde zu behaupten, daß er im Begriff stände, eine Infamie zu begehen. Er wollte jedoch die Mahnung nicht hören und vertiefte sich immer auf's Neue in die Betrachtung des Für und Wider seines Unternehmens.

Plötzlich, bei einer Biegung des Weges, sah er auf den knorrigen Wurzeln einer Eiche zwei Männer sitzen, deren Anblick, er wußte selbst nicht warum, eine unangenehme Empfindung in ihm weckte. Der Eine war Michel Pierrot, der Andere jener Fremde, der heute zwischen ihm und seiner Cousine Anlaß zum Streit gegeben hatte. Ob sich Louise etwa für diesen Menschen interessirte? — der Geschmack der Frauen ist so unberechenbar. Aber was lag daran! Wenn sie sich erkühnte irgend eine Neigung geltend zu machen, sollte sie auch Henri zum Aeußersten entschlossen finden. In Begriff an dem Fremden vorüber zu gehen, fühlte er nach der Brusttasche, in der die wichtigen Papiere steckten und ein boshaftes Lächeln spielte um seine Lippen.

In demselben Augenblick stand Wolfgang Amadeus auf und trat ihm entgegen. Seine Augen leuchteten heller als je; seine Gestalt schien noch gewachsen und ein Lächeln innigster Glückseligkeit verklärte sein Gesicht. Michel Pierrot hatte ihm mitgetheilt, wie es zwischen Louise und ihrem Vetter stand und nun war Wolfgang hier, *ihre* Rechte zu vertreten.

Digitized by Google

„Verzeihen Sie, Monsieur Corbier“, sagte er mit höflicher Bestimmtheit, „ich habe in einer dringenden Angelegenheit ein Wort mit Ihnen zu sprechen“

„Ein ander Mal, mein Herr . . . wer Sie sind, weiß ich freilich nicht . . . jetzt habe ich Eile“, erwiederte Henri in hochmüthigster Weise.

„Dennoch muß ich Sie bitten, mich gleich zu hören“, fuhr Wolfgang ruhig fort, aber in dem Aufblitzen der blauen Augen lag ein gewisses Etwas, das Herrn Henri Corbier bewog, die Worte, die ihm auf den Lippen schwebten, nicht auszusprechen, sondern sich mit einem verdrießlichen: „Bitte, beeilen Sie sich!“ in sein Schicksal zu ergeben.

„Es wird ganz von Ihnen abhängen, unsere Angelegenheit schnell zu Ende zu bringen“, sagte Wolfgang Amadeus und indem er Henri durchdringend ansah, fuhr er nach einer kleinen Pause fort:

„Ich verlange nämlich, daß Sie augenblicklich die Papiere herausgeben, die Sie gestern Madame Corbier entwendet haben.“

„Herr!“ schrie Henri auf; „wie dürfen Sie sich unterstehen? . . . übrigens weiß ich nicht, was Sie meinen.“

„Kommen Sie, Pierrot, erklären Sie's dem Herrn“, sagte Wolfgang und trat einen Schritt zur Seite, während sich Michel, durch die Nähe Monsieur Mylords ermuthigt, mitten in den Weg stellte.

„Das Abstreiten, Monsieur Henri, nützt Ihnen nichts“, fing er an, indem er wie immer, wenn er sich eine Haltung geben wollte, mit beiden Händen seine Schärpe herunter zog. „Als Sie bei Madame im Cabinet waren, kam ich in den Gartensaal, um, wie das meines Amtes ist, die Pendüle aufzuziehen, die Thür stand offen und da habe ich jedes Wort gehört.“

„Nun, und was weiter?“ fragte Henri in nachlässigem Ton.

„O, ich habe auch gesehen“, fuhr Pierrot, den die Ruhe seines Gegners ärgerte, in gereiztem Tone fort: „denn mein eines Auge thut mir bessere Dienste, als Manchem seine zwei . . . ich habe also gesehen, sage ich Ihnen, daß Sie, während Madame Corbier ihre Papiere zusammenschob, den Brief des verstorbenen Herrn an Mademoiselle Louise so wie die andere Schrift, in Ihre Tasche gesteckt haben.“

„Für diese Verleumdung werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen, mein Bester“, fiel Henri spöttisch ein; „und Sie, mein Herr, wissen, wo ich zu finden bin . . . jetzt aber muß und will ich gehen . . .“

„Nicht von der Stelle, bis Sie die Papiere herausgegeben haben!“ rief Wolfgang Amadeus.

„Herr, machen Sie sich nicht lächerlich, ich habe keine Papiere . . . Sie sind ja ein wahrer Don Quixote“, sagte Henri mit erzwungenem Lachen und auch Wolfgang Amadeus konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als sein Sancho Pansa, der irgend einmal von dem Ritter von der traurigen Gestalt gehört haben mochte, zornig auffuhr.

„Monsieur Corbier, Sie thäten gut, ordentliche Christen nicht zu schimpfen“, schrie er. „Man hat seine Beweise.“ Dabei zog er ein paar

Digitized by Google

zerrissene Papierblätter aus der Tasche, hielt sie Henri hin und steckte sie dann gleich wieder ein.

„Diese Fetzen habe ich heute Morgen, als ich Sie rasirt hatte, unter Ihrem Schreibtisch aufgelesen, Monsieur Henri", fuhr er ruhiger fort. „In der Posttasche, die ich immer durchsehe, fand ich gestern einen Brief von Ihrer Hand an Monsieur Grimard in Pau, den verrufenen Advocaten. Da ich nun aber nicht auf den Kopf gefallen bin, dachte ich mir mein Theil. Heute Morgen, Augen aufgemacht . . . richtig! Monsieur Henri, der die Unordnung selbst ist, hatte allerhand Papierstückchen umhergeworfen — auch die beiden hier in meiner Tasche, worauf Sie den Brief an den Advocaten erst 'mal aufgesetzt haben. Sie bitten Ihren „lieben Herrn Grimard" Sonntag Nachmittag für Sie zu Haus zu sein — mit seiner saubern Kundschaft zusammenzutreffen, wäre Ihnen doch wol nicht recht — und sagen, ich habe mir Ihre Worte genau gemerkt: Sie wollten ihn wegen der juristischen Giltigkeit eines sonderbaren Schriftstücks befragen . . . Nun sind Sie jetzt zu Monsieur Grimard unterwegs, also haben Sie auch die Papiere bei sich . . ."

„Und wenn ich sie hätte", fiel Henri ein, „so wäre doch Niemand hier, der sie mir abverlangen dürfte. Aber ich habe sie nicht und werde mich keinen Augenblick länger halten lassen."

„Gut!" sagte Wolfgang Amadeus; „wenn Sie Ihren Raub nicht hergeben, so bleibt nichts übrig, als daß Michel Pierrot auf der Stelle Madame Corbier sowol wie dem Maire von Limérac anzeigt, daß Sie die Papiere entwendet haben. Ich aber begleite Sie, fahre mit nach Pau, folge Ihnen auf Schritt und Tritt, und gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie von dem ersten besten Gensdarm, der uns begegnet, als Dieb arretiren lasse."

„Sie mich!" rief Henri; „Herr, ich bin Franzose, während Sie . . ."

„Während ich ein Fremder bin", fiel Wolfgang Amadeus ein. „Aber sorgen Sie sich nicht; ich habe einen Empfehlungsbrief unseres Gesandten an den Präfecten von Pau in der Tasche, der mich vollständig legitimirt. Also bedenken Sie, was Sie thun. Geben Sie die Papiere heraus, so bleibt die Sache unter den zunächst Betheiligten. Weigern Sie sich aber, so giebt's einen Skandal, den ich der Familie Corbier gern erspart hätte, vor dem ich jedoch im äußersten Falle nicht zurückscheue."

„O, Monsieur Mylord, machen Sie doch mit diesem Burschen nicht so viele Umstände!" rief Michel Pierrot und mit geballten Fäusten in die Luft stoßend, fuhr er fort: „So müssen Sie ihn zur Einsicht bringen . . . boxen nennt man's ja wol."

Henri hatte, die Farbe wechselnd, zu Boden gestarrt, jetzt sah er auf und ein haßerfüllter Blick streifte das zornig glühende Gesicht und die herkulische Gestalt seines Gegners.

„Hier ist Alles, was ich an Papieren bei mir habe", sagte er; griff in die Brusttasche und zog ein Portefeuille daraus hervor. „Ich weiche jetzt der Gewalt, aber diese Wegelagerei soll Ihnen Beiden theuer zu

Digitized by Google

stehen kommen, verlassen Sie sich darauf . . . Und wenn Sie sich etwa einbilden sollten, durch diesen Wisch, den ich nur der Curiosität halber einem Juristen zeigen wollte, irgend welche Gewalt über meine Cousine zu erlangen . . ."

„Herr!" fuhr Wolfgang Amadeus auf, verstummte aber plötzlich und sah, wie von einem Zauber gebannt, in die Waldesdämmerung hinein. War es nicht Louise, die im weißen Kleide raschen Schrittes zwischen dem Buschwerk daherkam? Ja, er täuschte sich nicht: glühend vom hastigen Gange, mit ausgestreckten Händen eilte sie auf ihn zu.

„Gott sei Dank, Sie leben . . . sind nicht verwundet . . . ich komme zur rechten Zeit!" rief sie aus.

„Zur allerrichtigsten, Dieu di Dieu!" fiel Michel Pierrot ein. „Allons, Monsieur Henri, jetzt können Sie die Schriftstücke der Dame einhändigen, der sie von Rechtswegen zukommen . . . Aber erst lassen Sie 'mal sehen, ob Sie sich nicht vergriffen haben."

Mit diesen Worten nahm er Henri die Papiere, die dieser aus der Brieftasche gezogen hatte, ohne Weiteres aus den Händen, entfaltete sie, sah sie andächtig durch und überreichte sie Louise, die ihn verwundert ansah.

„Nehmen Sie, Mademoiselle", sagte er mit höchster Wichtigkeit. „Hier steht ein schlechter Mensch, der Sie um Glück und Freiheit betrügen wollte, aber Monsieur Mylord und ich haben seine Anschläge zu Schanden gemacht."

„Ich verstehe Sie nicht . . . bitte, erklären Sie mir", fing Louise an; in demselben Augenblick kam jedoch Marietta athemlos zwischen den Büschen hervor.

„Mademoiselle", fragte sie ängstlich, indem sie sich an Louisen's Arm hing. „Ist es schon vorbei? und wo sind denn die Pistolen oder die Säbel?"

Sie erhielt indessen keine Antwort, denn Wolfgang Amadeus war zu Louise getreten und fragte sie, was sie hierhergeführt?

„Wenn ich nicht gewesen wäre und etwas Ordnung in die Geschichte gebracht hätte, sie ständen heutigen Tages noch da und fragten und wunderten sich", pflegt Michel Pierrot zu sagen, wenn er die Scene beschreibt. „Ich war auch der Einzige, der's bemerkte, daß sich Monsieur Henri fortschlich — aber ich ließ ihn gehen, denn was sollten wir noch mit dem schuftigen Patron? Und dann bat ich Mademoiselle Louise, die ganz athemlos und zitternd war, sich auf den großen Stein zu setzen, der da am Wege liegt; und dann gab ich ihr genauen Bericht, wie Alles gekommen und endlich forderte ich sie auf, die Papiere zu lesen, die wir dem Monsieur Henri glücklich wieder abgenommen hatten.

„Aber die arme junge Dame war von dem Allen so bestürzt, daß sie starr da saß und nicht lesen konnte. Ich nahm ihr die Schriftstücken mit einem höflichen: „Pardon, excuse", aus der Hand und gab Monsieur Mylord zuerst den Brief — denn Alles muß seine Ordnung haben. Der las ihn nun vor, laut und kräftig genug, aber jedes Wort

Digitized by Google

kam so ganz anders als es Gott der Herr geschaffen hat, aus seinem Munde, daß man trotz der Ernsthaftigkeit der Sache das Lachen nicht immer lassen konnte. Mademoiselle Louise schien freilich von dem sonderbaren Lachen nichts zu hören. Sie wurde immer blasser, sah vor sich nieder und die hellen Thränen flossen ihr über das Gesicht, auf die im Schooß gefaltenen Hände. „Der gute Vater!“ flüsterte sie, als Monsieur Mylord fertig gelesen hatte. „Und doch hätte er Mademoiselle beinah' in's Unglück gestürzt“, fiel ich ein; „hören Sie nun, was in dem Schein geschrieben steht.“ Und dann las ich — es waren nur wenige Zeilen, die mir noch heute deutlich vor Augen stehen:

„Liménac, den 14. August 1846.

„Der Endesunterschriebene erklärt hiermit, daß der Inhaber dieses notariell beglaubigten Documentes als der einzig berechtigte Vertreter seiner Tochter, Louise Josephine, anzusehen und jeder dagegen erhobene Einspruch als null und nichtig zu achten ist.

Jean Jacques Corbier.“

„Ich hatte das trotz der vielen schweren Worte ohne Anstoß gelesen, aber Niemand merkte darauf. Mademoiselle Louise war aufgestanden und sah mit großen, angstvollen Augen von Einem zum Andern.

„Jeder Einspruch als null und nichtig zu achten!“ wiederholte sie . . . „wenn mich Henri damit gezwungen hätte . . . o, meine Freunde, wie soll ich Ihnen danken!“

„Mit diesen Worten reichte sie uns die Hand; erst mir, dann Monsieur Mylord. Aber der war mit einem flüchtigen Handschlage nicht zufrieden. Er hielt die seinen Finger fest, wurde dunkelroth, in seine Augen kam ein eigenes Leuchten und der Ton, in dem er anfing: „O, Mademoiselle Louise . . .“, war so eigen . . . Nun, man ist ja auch einmal jung gewesen und hat ein Herz für Die, die es noch sind! So zog ich denn die Marietta mit mir fort und was Monsieur Mylord noch weiter gesagt und was Mademoiselle Louise geantwortet hat, kann man sich allenfalls denken, denn Mademoiselle ging nicht allein nach Haus und wenige Tage später war sie Mylords Braut und zu Sanct Hubertus war die lustige Hochzeit, die Keiner von uns Allen vergessen wird.“

* * *

So erzählt Michel Pierrot und wir fügen hinzu, daß auf die lustige Hochzeit eine glückliche Ehe gefolgt ist. Wolfgang Amadeus sieht in seiner Louise noch immer das schönste, beste, verständnißvollste Weib der Welt und Louise ist ebenso stolz auf die vielen spinatgrünen Landschaften, die Schloß Liménac schmücken, wie auf die vielen kleinen blondköpfigen, blauäugigen Guggenbachers, die sie umspielen. Eins aber ist Wolfgang Amadeus nicht gelungen: weder seine Bilder noch seine Kinder sind im Stande gewesen, den Namen Guggenbacher in seiner neuen Heimat einzubürgern; noch heutigen Tages heißt der Schloßherr von Liménac „Monsieur Mylord“.

Digitized by Google

Paris (1871).

Ein Sonettenkranz von **Rudolf Gottschall.**

1.

Tanzt schon Zerstörung jenen wilden Reigen,
Den mein prophetisch Dichterwort verkündet?
Wer hat die Flammen des Vulkans entzündet,
Die aus der Weltstadt dunkeln Tiefen steigen?

Fort rast die Gluth, der sich Paläste neigen;
Dem Aufruhr hat die Flamme sich verbündet;
In Trümmern liegt, was Herrschermacht gegründet,
Auf Schutt und Asche brütet dumpfes Schweigen.

Hat Babels letzte Stunde schon geschlagen?
Und welch' ein Sturm entwurzelt gnadenlos
Die Monumente, die zum Himmel ragen?

Selbst in der Zaubergärten üpp'gem Schooß
Glüht keine Frucht mehr, die der Lüstling nasche,
Und aus den Sodomsäpfeln stiebt die Asche.

2.

Da lag sie, eingeschnürt vom Eisenringe,
Vom Fangnetz unerbittlicher Barbaren,
Die kaiserliche Hauptstadt der Cäsaren
Und immer enger zog der Feind die Schlinge.

Und Keiner, dem der kühne Wurf gelinge,
Siegreich zu brechen durch der Sieger Schaaren;
Doch lauern hinter den gelähmten Aaren
Die Geier schon mit flugbereiter Schwinge.

Dein Ruhm, du Stadt der stolzen Siegesbogen,
Ist wie ein Märchen über Nacht verflogen;
Dein Pantheon — der Dom der Invaliden!

Nicht Saragossas Loos war dir beschieden;
Du wardst ein Raub der eig'nen wilden Meute
Und Sybaris der Sybariten Beute.

3.

Die Seine spiegelt in erschreckten Wogen
Die Tuilerien, vom Flammenmeer verschlungen;
Die Gluth ist in den Immenstock gedrungen,
Wo kaiserliche Bienen Honig sogen.

Und sie verzehrt des Cäsars Purpurtogen;
Die stolze Memnonssäule ist zersprungen,
Die in des Ruhmes Sonnenstrahl erklungen,
Der Herr der Welt um seinen Raub betrogen.

Das Bildniß Nero's schmückt die Prunkgemächer –
Des Cäsars Freund, der Erste der Penaten,
Der heimliche Vertraute seiner Thaten.

Doch jetzt zerschmettern ihn geborst'ne Dächer;
Sein Riesenschatten hebt sich aus den Flammen,
Doch ohne Harfenklang bricht Rom zusammen.

Digitized by Google

4.

Wo farbenprächtig alle Wände prangen,
Wo Grazien die Kaiserin begleiten
Und segnend über sie die Hände breiten,
Wo ein gemalter Frühling aufgegangen.

Und wo in Blüthenkelchen, Rosenwangen
Der Schönheit Reize mit einander streiten,
Da dringt herein der rauhe Sturm der Zeiten
Und hinter Blumen lauern Feuerschlangen.

O eilt, ihr Genien, o eilt und rettet,
Die ihr den kaiserlichen Prinzen tragt,
Im Korbe unter Blumen weich gebettet.

Ihr ruft Auroren, doch kein Morgen tagt!
Blutroth die Nacht, anklopft die wilde Behme,
Und unter Rosen schmelzen Diademe.

5.

Es weht ein Waldbrand durch die Einsamkeiten
Der Tropenwildniß — und aus Busch und Rohr
Dringt ein Gewühl von Ungeheuern vor,
Um das Versteckte sonst die Schatten breiten.

Wie stolz einher die Königstiger schreiten!
Wie heult unheimlich der Hyänen Chor!
Wie heben Schlangen hoch ihr Haupt empor,
Die unter Palmen in die Lichtung gleiten!

O Brand des Aufruhrs, dein verzehrend Feuer
Lockt an das Sonnenlicht die Ungeheuer,
Im Labyrinth der Weltstadt tief versteckt!

Du hast die Brut der Schlangen aufgeweckt;
In dichten Schwärmen nahn die Tigerkatzen
Und heben mordbegierig ihre Tatzen.

6.

Auf, Mediceerin, kredenze Blut
Gespenstig lachend trunkenen Vasallen,
Emporgescheucht aus deines Louvres Hallen
Von neuer Hochzeitsfackeln wilder Gluth.

Du, Furie, begrüße deine Brut,
Vampyre mit den mörderischen Krallen,
Die meuchlings ihre Opfer überfallen;
Im neuen Zeichen siegt die alte Wuth.

Nicht gilt der Mordstahl mehr den Hugenotten;
Die Mörder folgen keinem frommen Wahne;
Es winkt kein Kreuz mehr, nur die rothe Fahne.

Doch immer sind's dieselben wilden Rotten,
Und immer thront auf Trümmern und auf Leichen
Die Menschheit mit dem ew'gen Kainszeichen.

Digitized by Google

7.

Du, Danton, schüttelst groß des Donn'rers Waffen,
Da schüttelt Freiheit ihre Löwenmähne.
Jetzt ward die stolze Löwin zur Hyäne,
In blut'gen Purpur hüllen sich die Affen.

Die spielend deinen Donnerkeil erraffen,
Sie fletschen nur aus Lust am Spiel die Zähne;
Doch dir im Aug' erstarb des Mitleids Thräne;
Du schrittst durch Blut, ein Werk des Heils zu schaffen.

Es winkt dein Schatten der entmenschten Horde,
Des Schreckens Geist beseelt die feigen Schlächter,
In Henker wandeln sich des Kerkers Wächter.

Der junge Frühling sieht Septembermorde,
Und flüchtet schaudernd vor der Opferstätte
Im öden Kerkerhof von la Roquette.

8.

Du Volkstribun, nicht vom Geschlecht der Gracchen,
Nein, aus dem Schlamm verderbter Zeit geboren,
Du Held, den sich der Pöbel auserkoren,
Dein Witz ist Mord und Grausen ist dein Lachen.

Du höhnst das Opfer in des Todes Rachen,
Ein Charon, der zur Gaunerzunft geschworen,
Und frecher Scherz weckt in der Hölle Thoren
Aus ihrem Schlaf die hundertköpf'gen Wachen.

Der Wahnsinn mit der höhnischen Grimasse
Begeht sein Opferfest auf Markt und Gasse.
Raoul Rigault — Wollust ist Dir der Jammer!

Du mit der welterlösenden Geberde
Bist nur ein Scherge aus der Folterkammer;
Zur Hölle wird, von Dir erlöst, die Erde.

9.

Welch' Fest, o Tod, in deiner Stadt von Stein!
Nicht Allerheil'gen schmückt mit frommen Flittern
Die stolzen Grüfte hinter gold'nen Gittern,
So wie des Volks verwaiste Gräberreih'n.

Verwüstung bricht in wildem Kampf herein!
Der Todesengel schwebt auf Ungewittern,
Die Kreuze und die Monumente splittern,
Und um die Grüfte zuckt der Blitze Schein.

O père Lachaise, des Aufruhrs letzte Stätte!
Verzweiflung streut, die Todtengräberin,
Nicht Kränze — Leichen auf die Hügel hin.

Ein Schauer geht von Grab zu Grab, als hätte
Verwesung selbst noch Angst vor dem Verderben,
Der stille Tod vor diesem wilden Sterben.

Digitized by Google

10.

Das iſt kein Jauchzen trunk'ner Prieſterinnen,
Die feſſellos mit fliegendem Gewand
Den Becher heben ſchäumend bis zum Rand,
Den Cymbal ſchlagen mit verzückten Sinnen.

Vergeſſen iſt das buhleriſche Minnen,
Nicht Amor's Fackel loht in ihrer Hand;
Sie ſtürzen mit geſchwung'nem Feuerbrand
Wie Furien zu tödtlichem Beginnen!

Sie liebten einſt, gleich Roms gekröntem Knaben,
In Roſen ihre Opfer zu begraben;
Jetzt tragen ſie den trüben Stoff zuſammen,

In dem die Erde birgt verſteckte Flammen —
Ein Bild der Luſt, die ſie mit Schmach beladen!
Aufloht die Stadt zum Brautfeſt der Mänaden!

11.

Kein ſchön'rer Morgen ſteigt aus Flammennächten,
Verſcheucht den Spuk der wüſten Traumgeſichte,
Indeß um ſeine Stirn im reinen Lichte
Zum Kranze ſich die blut'gen Roſen flechten.

Nein, eine Zeit, die alle Lüſte knechten,
Verfällt dem unabwendlichen Gerichte;
Ihr Ruhm wird Schmach, es wird ihr Glanz zu nichte,
Und ſie verſinkt mit ihren finſtern Mächten.

Paris, das nimmerſatte Ungeheuer,
Das einer Welt die Blüthen abgeſtreift,
Nach jedem Raub polypenartig greift,

Verzehrt ſich ſelber jetzt im eig'nen Feuer.
Aus dieſer Aſche wird kein Phönix ſteigen,
Uns lichten Flugs den Weg des Heils zu zeigen.

12.

O ſtreif' hinweg die gleißneriſchen Decken,
Du der Vernichtung kalte Schattenhand!
Zeig' uns die Aſche hinter jedem Brand,
Hinter der Schönheit der Verweſung Schrecken!

Die Weltgeburt in fernen Nebelflecken,
So wie ſie einſt dem Chaos ſich entwand,
Dient einem Schattenſpiel voll Unbeſtand;
Zerſtörung lauert in des All's Verſtecken.

Sie zieht einher in wetterſchwang'rer Wolke
Als der Geſchichte Geiſt von Volk zu Volke,
Und Babel und Jeruſalem zerſchellt,

Cäſarenſtädte ſinken blitzgetroffen;
Doch nimmer in der Menſchheit ſtirbt das Hoffen,
In unſ'rer Bruſt der Traum der beſſern Welt

Digitized by Google

Deutsche Colonien.

Sonderbar! So lange den Deutschen die Macht fehlte, sich ein Colonialreich nach englischem, niederländischem oder spanischem Vorbild zuzulegen, war es ein anerkannter Glaubensartikel des patriotischen Katechismus, daß Colonien zu den Lebensbedürfnissen einer mächtigen, selbstbewußten Nation gehörten, und man konnte keinen Auswanderungszug auf der Eisenbahn oder am Hafenstrande erblicken, ohne über die nutzlos vergeudete colonisirende Kraft schmerzlich aufzuseufzen. Jetzt dagegen, wo die Macht allenfalls da wäre, denkt kaum noch ein Mensch an Colonien. Mit Ausnahme einiger hartnäckiger Schwärmer hat man den Gedanken offenbar fallen lassen. Ja als bei Gelegenheit des deutsch-französischen Friedensschlusses nautisch-commercielle Kreise, mit dem Prinz-Admiral Adalbert als Patron an der Spitze, empfahlen auf der Abtretung Saigon's an Deutschland zu bestehen, damit dort die dem deutsch-asiatischen Frachtgeschäft nothwendige Flottenstation angelegt werden könne, erklärten sich die Presse und der Reichstag überwiegend eher gegen als für die Idee, weil sie Colonialprojecte dahinter witterten. So unpopulär ist heute geworden, was vor dreißig, ja noch vor zwanzig und zehn Jahren ein integrirender Bestandtheil jedes orthodoxen Patriotismus war.

Woher eine so vollständige Umstimmung? Etwa blos, weil man sich bei genauerem Zusehen überzeugt hätte, daß die Welt bereits weggegeben worden, während der Deutsche als der Poet und Philosoph unter den Nationen noch mit Zeus in seinem Himmel lebte? Aber wir pflegen ja nicht erst anzufangen, uns mit der Geographie fremder Gegenden zu beschäftigen, wenn wir dieselben bereisen oder sonst practisch ausbeuten wollen. Als Landsleute Karl Ritter's, als leidenschaftliche Leser von Reisebeschreibungen, ja auch als eifrige Privatreisende wußten wir längst, daß unsere Vorgänger in der Coloniegründung so ziemlich Alles mit Beschlag belegt hatten, was es an fruchtbaren und halbwegs gesunden Landstrichen sowie an bequemen Hafenplätzen in den fünf Welttheilen noch wegzunehmen gab. Franzosen — wie sie sind oder wie wir sie uns wenigstens gern vorstellen — — hätten sich zur Noth einbilden können, man werde ihnen etwas besseres als klägliche Ueberreste von einer so leckeren Mahlzeit übriglassen; der gelehrte, bewanderte Deutsche konnte es nicht.

Es ist indessen doch natürlich zweierlei, ob man sich auf dem Globus oder der Landkarte nur so einmal patriotischen Phantasirens halber nach Fleckchen umsieht, wo sich die nationale Flagge auch außerhalb Europas stattlich ausnehmen und eine unabhängige Ansiedelung von Deutschen gedeihen würde, oder ob es mit der ernsthaften Absicht geschieht, dafür practisch zu wirken, nachdem eine gewisse allgemeine Möglichkeit des Erfolgs gegeben ist. Im letzteren Falle sieht man sich die Literatur doch wol noch etwas sorgsamer an. Man nimmt es nicht ganz so leicht mit ein paar Graden durchschnittlicher Wärme oder Kälte mehr, mit sumpfiger oder trockener, belaubter oder schattenloser Beschaffenheit des Bodens, mit werthvollen oder gleichgiltigen Landesproducten.

Gilt dies schon von dem begeisterten Apostel der Colonisation, wofern er halbwegs gewissenhaft und von einiger Voraussicht ist, so noch viel entschiedener von der neutralen Gesammtheit. Vor dem Jahre 1866 hatten wir Alle ohne viel Kritik mehr oder weniger zuversichtlich mit eingestimmt, wenn uns in die rosigen Zukunftsnebel des einigen Deutschland ein Java

Digitized by Google

oder Ceylon hineingezeichnet wurde. Als uns nachher aber die Insel Formosa, die Nikobaren und andere achtbare tropische Gegenden von beredten Schriftstellern zur gefälligen Auswahl präsentirt wurden, hatte der Eine dies, der Andere das an ihnen allen auszusetzen und die Waare blieb unabgenommen in der Hand ihrer erstaunten Verkäufer. Man überlegte nun erst eingehend, ob Colonien denn wirklich ein so großes Glück seien. Formosa und die Nikobaren schienen jedenfalls zu Deutschlands nationalem Wohlergehen nichts beitragen zu können. Aber auch wenn z. B. England damals oder jetzt seine Freude über die Wiederherstellung des friedfertigen deutschen Reichs vermittelst der freiwilligen Abtretung Ceylon's hätte bezeugen, oder Holland uns um gutes Geld Java hätte verkaufen wollen, so ist nicht ganz ausgemacht, ob wir dankbar zugegriffen hätten.

Es sieht freilich beinahe wie ein Abfall von den sonst so hoch im Curse gestiegenen preußischen Traditionen aus, wenn die Nation sich heute weigert eine Bahn zu betreten, auf welcher einst der Große Kurfürst einige herzhafte Schritte vorwärts gethan hat. Man weiß, daß er den rothen Adler Brandenburgs zur Auffindung geeigneter Niederlassungspunkte nach Afrika fliegen ließ. Aber das war eben noch eine andere Epoche. Die unfeligen Wirkungen eines großen reichen Colonialbesitzes für Spanien lagen noch nicht offen vor Augen, und England hatte kaum begonnen sein unermeßliches Colonialreich zusammenzubringen. Trotzdem hat der gesunde Instinct der Hohenzollern diese Fährte nicht sonderlich eifrig weiter verfolgt. Friedrich dem Großen wird es ja immer noch mitunter, nicht etwa von einem Macaulay oder Klopp, sondern von Bewunderern seiner Staatsweisheit und Seelengröße zum Vorwurf gemacht, daß er sich aus Ostfriesland nicht eine Operationsbasis für maritime Machtentwickelung zu schaffen bedacht oder verstanden habe, Colonien natürlich eingeschlossen. Die ausschließliche Vorliebe für das Heer, welche kein rechtes Interesse für eine Flotte übrig läßt, und das Streben nach sicherstellender territorialer Abrundung in Europa hat bei den preußischen Fürsten und Staatsmännern alle Zeit überwogen. Erst von dem gegenwärtigen Kronprinzen wird man vielleicht hoffen dürfen, daß er eine gewisse natürliche Sympathie für das Seewesen im allgemeinen, wenn auch nicht gerade für eine gewaltige Kriegsmarine und für eigentliche Colonien, mit auf den Thron bringen werde. Denn etwas mehr als bisher muß sich der Blick der Herrscher und Staatslenker allerdings auf diese nautischen Dinge richten, wenn Deutschland ganz gedeihen soll.

Es wäre ungereimt, nach den Erfahrungen der letzten Seekriege die deutsche Marine um den Preis ungeheurer Geldopfer und auf Kosten ihres wahrhaft gesunden Wachsthums zu den Dimensionen der französischen oder englischen Flotte steigern zu wollen, zumal nachdem die Rivalität zwischen diesen beiden ihren Grund mehr oder weniger verloren hat und damit alle Aussicht auf starke Reductionen der einen wie der anderen gegeben ist Aber so viel Schiffe und Mannschaften, wie zur Abwehr feindlicher Landungen, Beschießungen und Blokirungen gehören, werden wir uns doch zulegen und ausbilden müssen, wenn wir uns selbst genugthun und unseren nationalen Credit aufrecht erhalten wollen. Daneben bedarf es einiger schneller Dampfcorvetten und einiger flachgehender Kanonenboote, um die ausgebreiteten deutschen Handelsinteressen in allen fünf Welttheilen, namentlich aber in Südamerika und in Ostasien jeder Zeit gebührend zu schützen. Für diesen auch im Frieden mobilen Theil der Flotte ferner wären feste, unabhän-

Digitized by Google

gige, also uns gehörige Stationen an geeigneten Punkten jener entlegenen Gewässer äußerst wünschenswerth. Das ist jener Rest der alten Gründung oder Eroberung von Colonien, welcher auch unter den heutigen Verhältnissen seinen Werth und seine positive Bedeutung noch nicht verloren hat.

Im alten Griechenland wurde zwischen zweierlei Arten von Colonien unterschieden, Kleruchien und Apoikien, d. h. solchen welche der Staat mit seinen Mitteln und zu seinen Zwecken gründete, und solchen die durch die sich selbst überlassene freiwillige und ungeschützte Ansiedelung einzelner Bürger eines Staats an fremden Küsten entstanden. Das erstere Verfahren enthält offenbar die eigentliche Colonisation im engeren Sinne des Worts in sich; das letztere würden wir heute einfach Auswanderung nennen. Aber während Kleruchien und Apoikien in Griechenland mehr neben einander hergingen, ist in der modernen Welt die dem Kleruchien entsprechende Colonisationsthätigkeit von Staatswegen die ältere Form gewesen, und die den Apoikien gleichzusetzende Auswanderung hat sie als die jüngere Form nun abgelöst. Jene ist zu Ende, diese hat aller Wahrscheinlichkeit nach erst recht begonnen.

Die modernen Colonien datiren von der Auffindung der Länder, welche auf der entgegengesetzten Seite von dem Schauplatz der alten Geschichte und des Mittelalters den Ocean begrenzen, von der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der Neuen Welt, zunächst Amerikas. Sie beruhten auf der ausschließlichen Besitzergreifung und Ausbeutung, welche dem Charakter jener Jahrhunderte entsprach. Die spanischen Conquistadoren öffneten nicht, sondern verschlossen die Reiche, welche sie eroberten oder gründeten, für die Masse der christlichen Europäer. Nur nach Spanien sollte ihr Gold und Silber fließen, nur Spanien mit ihnen gewinnbringenden Handelsverkehr treiben. Mexiko oder Peru war gleichsam ein wolbelegenes fruchtbares Landgut, dessen Einkünfte dazu dienen mußten, die Macht und den Glanz seines Inhabers, des spanischen Volks, unter den Nationen Europas zu erhöhen. Eine Weile leisteten diese tropischen Pflanzländer auch was man von ihnen erwartete. Aber gerade weil sie ihren Herren den Erwerb von Schätzen so bequem machten, weil sie ihnen in so hohem Grade die heilsame Nothwendigkeit des Arbeitens ums tägliche Brod, des Ringens mit halbwegs gleichstarken und gleichbegünstigten Nebenbuhlern, des unablässigen Strebens nach Vervollkommnung ersparten, verdarben sie sie auf die Dauer und brachten sie mehr herunter als ihre gänzliche Entbehrung je gekonnt hätte. Der ungeheure Verfall Spaniens stammt zur guten Hälfte von seinem üppigen und üppigmachenden Colonialbesitz. Die Niederlande ihrerseits, welche von dem Beginn dieser Erschlaffung den Vortheil zogen, das finstere spanische Joch abzuschütteln, haben sich doch nicht gehütet zum Theil ebenfalls in die Schlingen einer exclusiven Colonialpolitik zu fallen, und sind hauptsächlich deshalb nur noch ein Schatten der kühnen, kräftigen und fortschreitenden Nation, welche sie vor zweihundert Jahren darstellten. Selbst unter den Ursachen des Verfalls, in welchen wir heute Frankreich gesunken sehen, wird die spätere historische Untersuchung wahrscheinlich sein eitles Trachten nach Colonien erkennen, sowie den egoistischen Gebrauch, welchen es von den errungenen gemacht hat. Nur England scheint dieser Gefahr so ziemlich entgangen zu sein und sich eines unermeßlichen Besitzes von Pflanz- und Tochterstaaten ohne Schaden für seine nationale Gesundheit zu erfreuen. Es hat in scharfem Gegensatz zu den anderen Colonisationsvölkern der neueren Zeit frühzeitig dem Mono-

Digitized by Google

pol des Verkehrs mit seinen Colonien und überhaupt einer gewaltsam einseitigen Ausbeutungstendenz entsagt. Es behandelt diese Töchter als erwachsen und mündig, läßt sie umgehen mit wem sie wollen, nimmt, was sie verdienen, nicht für sich in Anspruch, und braucht so allerdings nicht in Sorge zu schweben, daß ihm widerfahre, was Spanien seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts geschehen ist: ein massenhafter revolutionärer Abfall, der die ergiebigsten Quellen der Staats- und Privateinkünfte auf einmal versiegen macht, ja selbst den natürlichen, gleichberechtigten Verkehr zwischen Ländern derselben Sprache und zum Theil desselben Volksstamms auf lange Zeit unterdrückt. Aber für eine Nation, die noch keine Colonien hat, ist deswegen Englands Beispiel noch um nichts ermuthigender. Denn die guten Erfolge der gegenwärtigen britischen Colonialpolitik beruhen eben darauf, daß sie aus den beiderseitigen Beziehungen jede Spur von Gewalt und Zwang und Ausbeutung entfernt hat, daß Mutterland und Töchterländer einander nichts geben oder nehmen, was sie nicht bei völliger politischer Trennung ungefähr auch geben oder nehmen würden, und daß diese völlige politische Trennung jeden Augenblick ohne Revolution oder Krieg vor sich gehen kann, sobald der eine von beiden Theilen sie ernstlich wünscht. Mit anderen Worten: in den britischen Colonien geht die alte Colonisation in die moderne Auswanderung über, die ursprüngliche Kleruchie nimmt zusehends mehr den Charakter der Apoikie an.

Die freie Auswanderung, welche aus der Selbstbestimmung der Individuen entspringt, setzt unleugbar schon einen gewissen Grad von individueller Reife und allgemeiner Cultur voraus. Im Mittelalter hätte es Gründe genug gegeben, die gepeinigten niederen Stände vor der Willkür und Aussaugung ihrer zahllosen kleinen Tyrannen in fremde Länder flüchten zu lassen. Aber wohin sollten sie fliehen? mit welchen Verkehrsmitteln? und wie in der Dumpfheit ihres beschränkten Blicks dazu den Entschluß fassen? Sie bargen sich entweder in das nächstgelegene Kloster oder die benachbarte Stadt, wenn es einmal gar zu arg wurde. Auch nach der Entdeckung Nordamerikas, des verhältnißmäßig nahen, eines gleichartigen Klimas genießenden jenseitigen Continents, dauerte es noch eine geraume Weile, bevor die massenhafte Uebersiedelung aus Europa in Schwung kam. Zuerst wanderten die Besiegten in den religiösen und politischen Kämpfen Großbritanniens in größerer Zahl dahin aus. Dann folgten im vorigen Jahrhundert aus ähnlichen Beweggründen geplagte deutsche Unterthanen; in diesem Jahrhundert die Irländer zur Erleichterung ihrer übervölkerten Insel. Frühzeitig hat die auf tausendfältigen Wegen herüberdringende Kunde von der materiellen Blüthe und der politisch-religiösen Freiheit Amerikas hierzu eben so mächtig mitgewirkt wie die abstoßenden Zustände im Dasein unseres eigenen Welttheils. Von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an treten die letzteren als wesentliche Ursache der Auswanderung sogar immer mehr zurück. Die acute Ausscheidung mißhandelter und unzufriedener Bevölkerungstheile verwandelt sich in eine chronische Ausgleichung zwischen den relativ dichtbevölkerten Ländern Europas und den des Anbaus harrenden unbewohnten oder von kaum civilisirbaren, aussterbenden Wilden bewohnten weiten Gefilden der Neuen Welt. Die Leichtigkeit des Verkehrs auf Dampfschiffen und Eisenbahnen, die Annäherung der verschiedenen civilisirten Völker in Sitten und Einrichtungen, die wachsende durchschnittliche Bildung lassen heute als einen sehr gewöhnlichen Entschluß erscheinen, was vor hundert Jahren das letzte tollkühne Aus-

Digitized by Google

kunstsmittel der Verzweiflung war. Politische Unzufriedenheit oder religiöse Schwärmerei wirkt im einzelnen zwar immer noch mit, das Zwischendeck der europäisch-amerikanischen Dampfer anzufüllen — das letztere Motiv z. B. bei den scandinavischen Mormonen, das erstere bei den Irländern: aber sie reichen entfernt nicht mehr aus, auch nur die Mehrzahl der zeitgenössischen Auswanderung zu erklären. Diese erklärt vielmehr das naturgemäße Streben nach dem Gleichgewicht zwischen Bevölkerung und Grundbesitz sowie allgemeinen Erwerbsaussichten, das in der menschlich-gesellschaftlichen Sphäre gerade so gut gilt wie das Streben einer Flüssigkeit nach gleichem Niveau in der physischen Sphäre.

Man sollte sich deswegen hüten, die Auswanderung mit sentimentalen Stimmungen anzusehen oder gar praktisch behandeln zu wollen. Einem Dichter wie Freiligrath ist es gestattet, wenn er „die Schwarzwald-Mädchen braun und schlank" sich einschiffen sieht, das Heimweh vorzufühlen, welches sie in den fremden Wäldern „nach der Heimatberge Grün", nach Deutschlands Weizenfeldern und Rebenhügeln zurückziehen wird. Aber der Historiker oder der Statistiker kann bezeugen, daß dieses Heimweh nicht gerade zu den mörderischen Nostalgien gehört. Der Patriot mag unter Umständen bedauern, daß so mancher kräftige Arm, so mancher frische Geist, ja auch so manches gute Stück Geld ohne scheinbaren und jedenfalls ohne sichern und unmittelbaren Ersatz dem Vaterlande abhanden kommt. Aber der unbefangene Menschenfreund wird auch im Patrioten sich wohl freuen, daß der deutsche Bauer doch solches Entschlusses, um sich aus einer unbefriedigten Lage herauszureißen, überhaupt fähig ist, was z. B. von seinen romanischen Standesgenossen durchschnittlich nicht gesagt werden kann; er wird in der Gesammterscheinung nicht bloß einen alljährlichen Blutverlust, sondern auch einer Art nationaler Kraftäußerung erblicken, mit Entschädigungen welche nicht ohne Bedeutung sind. Daher denn der Politiker diesem Phänomen gegenüber jedenfalls für die unbedingteste Neutralität der Regierung stimmen wird, so daß sie es weder zu hindern noch zu befördern suche, sondern ruhig sich selbst überlasse, mit soviel unparteilichem Schutz für die Wandernden als der Staat im allgemeinen seinen Angehörigen schuldig ist, selbst wenn sie ihm für immer den Rücken kehren.

Es hat einiger Zeit bedurft, bevor man sich in Deutschland allerseits auf diese weise und gesunde Neutralität im Verhältniß zur Auswanderung stimmte. In den dreißiger und vierziger Jahren, wo sie zuerst stärkere Dimensionen annahm, fielen die leitenden politischen Köpfe abwechselnd aus dem einen Extrem ins andere. Bald meinten sie das Auswandern für eine dem Unterthanen übel anstehende praktische Kritik der unfehlbaren Regierungsweisheit nehmen, und folglich wo nicht geradezu verbieten, doch thunlichst hindern zu müssen; bald sollte es in einer Weise von oben herab geregelt werden, welche den schwächenden Abfluß in eine Quelle der Kraft und Macht für das Mutterland verwandelte. Der ungesunden Phantastik solcher bald nach den unteren Donauländern, bald in alle Weiten der Welt reichenden Organisationspläne entsprach die Unfähigkeit und Ohnmacht ihrer Urheber. Soweit sie einen Anfang von Verwirklichung erlebt haben, sind sie ganz überwiegend zum Unheil der Individuen und Familien ausgeschlagen, welche sich also gängeln ließen. Im ganzen jedoch ging die deutsche Auswanderung auch in den Reactionsphasen unserer wechselvollen vaterländischen Geschichte

Digitized by Google

unbeirrt durch alles was sie leiten und organisiren, was sie in Colonisation zurückbilden sollte, ihren großartigen und heilsamen Gang.

Colonien im alten und eigentlichen Sinne des Worts wirken nach dem Zeugniß der Geschichte meist verderblich auf das Mutterland zurück. Sie sind für ein Volk, was ein überreicher Besitz so oft für eine einzelne Familie wird: ein verweichlichendes und entnervendes Lotterbett. Sie versprechen viel und halten wenig. Jene freiwillige individuelle Colonisation dagegen, welche von Deutschland nach den Vereinigten Staaten geht, fängt schon an auch für das Mutterland zu erfüllen, was sie nie übernommen und was Niemand von ihr erwartet hat. Sie hat zunächst aus größtentheils armen und übelgestellten, jedenfalls physisch oder moralisch verkümmernden einzelnen Existenzen im außerordentlichsten Umfang blühende und gedeihende Individuen oder Familien gemacht. Durch ihre Masse aber ist aus diesen mit der Zeit eine ökonomische und politische Macht geworden. Zumal in den gewaltig emporsteigenden Staaten des Westens werden die Deutschen immer mehr ein maßgebender Factor des öffentlichen Lebens. Ein deutsch-amerikanischer Politiker, der Befreier Kinkels aus dem Zuchthause zu Spandau, Karl Schurz, steht gegenwärtig an der Spitze der Reform- und Regenerationspartei in der Union. Während unsere Landsleute aber allerdings entschiedenen Einfluß auf die politische Haltung der Republik nur dadurch gewinnen können, daß sie sich ihr als Bürger vorbehaltlos hingeben, brauchen sie doch deswegen durchaus nicht eine thatkräftige Sympathie mit dem politisch erstarkten und verjüngten alten Vaterlande zu verleugnen, und thun es nicht, wie ihre reichen vorigjährigen Beiträge zur Linderung der Leiden des Krieges bewiesen haben. Schon was wir im Franzosenkriege von diesen scheinbar entfremdeten Landsleuten empfangen haben, ihre Gaben nicht allein, auch ihre stärkenden und ermuthigenden Zurufe gleich beim Ausbruch des Krieges, entschädigt reichlich für den Verlust an rohem und incorporirtem Capital, welchen ihre Auswanderung uns zugefügt haben mag. Drüben hat dieses Capital augenscheinlich Zinsen getragen, an welche es zu Hause nicht hinangekommen wäre. Seine Träger haben mit anscheinendem Undank den Staub der Heimat von ihren Füßen geschüttelt, aber mit dem Rechte des Einzelnen, der Regel nach zuerst und hauptsächlich auf sein eigenes Wohlergehen bedacht zu sein; — und der schließliche Erfolg stellt nun heraus, daß auch die Heimat dabei nicht schlecht fährt.

Wir haben demnach allen Grund, es mit der Sorge für wohlbehaltene Ueberkunft der Auswanderer ernst zu nehmen. Dies ist der Punkt, wo die Staatsgewalt einzutreten hat, und zwar sowol diejenige des verlassenen wie diejenige des aufgesuchten Landes. Seit der Gründung des Norddeutschen Bundes wird daher denn auch nach einem deutsch-amerikanischen Vertrage zum Schutze von Zwischendeckspassagieren gestrebt. Allein in Washington und den großen Landungsplätzen drüben unterliegen solche Versuche, wie alles Politische, sofort der dort eingerissenen gräulichen Corruption, der Sucht sich auf öffentliche Kosten schamlos zu bereichern; und deswegen wird wol erst eine moralische Läuterung des amerikanischen Staats- und Gemeindewesens, wie Schurz und seine Freunde und wie die Deutschen von Newyork sie erstreben, durchgesetzt sein müssen, bevor ein derartiger Vertrag zu wahrem Segen für die Auswanderer abgeschlossen werden kann. Mittlerweile kommt diesen doch schon sehr wesentlich zu Statten, daß die Beförderung auf Dampfschiffen diejenige auf Segelschiffen immer mehr verdrängt. Was sie

Digitized by Google

ihnen an Geld mehr kostet, ersparen sie doppelt und dreifach an Zeit sowol, als insbesondere an Gesundheit, Kraft und Frische. Auch die Aufsicht über die Schiffe und deren Ausrüstung, welche von Bundes- oder jetzt von Reichswegen geübt wird, bleibt schwerlich ganz ohne gute Frucht. Die öffentliche Meinung der Nation kommt ihr zu Hilfe in solchen tragischen Fällen wie dem des hamburger Segelschiffes „Leibnitz", wo der betreffende Rheder nicht einmal bei der urtheilsfähigen hamburger Presse rechte Unterstützung zu erlangen vermochte.

Der dicke Strahl von Auswanderung indessen, den Deutschland alljährlich auf den hamburger und bremer Schiffen über das Atlantische Meer sendet, ist nicht der einzige regelmäßige Abfluß dieser Art. Es giebt daneben einen nicht minder regelmäßigen, aber dünner vertheilten Strahl: das sind die über See gehenden jungen Kaufleute. In den Hansastädten ist es fast die Regel, daß angehende Kaufleute nach Vollendung ihrer Lehrzeit an irgend einem Platze außerhalb Europas längere oder kürzere Zeit als Gehilfen oder als selbstständige Geschäftsinhaber dem Handel obliegen. Das bremer und hamburger Geschäft hat von diesen massenhaften Ansiedelungen seines Nachwuchses in den Häfen Amerikas und Asiens, ja selbst Afrikas, Australiens und Polynesiens außerordentlichen Nutzen gezogen. Die deutsche Industrie findet daran ihre Pioniere und die deutsche Kauffarteischifffahrt eine erleichterte Anknüpfung. Von der Massenauswanderung der Bauern und Handwerker jedoch unterscheidet sich diese commercielle Emigration nicht blos durch ihre Auflösung in Individuen, sondern namentlich auch dadurch, daß sie nur auf Zeit, nicht für immer gelten soll. Wer des Handels halber hinübergeht, hofft früher oder später einmal als gemachter Mann zurückzukehren.

Diese Rechnung kann nun freilich leicht fehlschlagen. Es ist meist ein mörderisches oder mindestens ein für Nordländer wenig gesundes Klima, in welches der junge Deutsche sich begiebt. Was aber schlimmer ist: er begiebt sich in die Gefahren einer fremden Welt selten mit hinlänglicher Ausrüstung an durchgebildetem Charakter und Geist. Sittliche Verirrungen reißen ihn folglich eher fort, als in den befestigten, schutzumgebenen Verhältnissen der Heimat, und von der Freude an geistigen Beschäftigungen entwöhnt er sich um so leichter, als er gemeiniglich in einer erschlaffenden Temperatur lebt, die das Maß der Spannkraft in Jedem unvermeidlich herabsetzt. Die Folge ist, daß wenn er nicht zu den wenigen Glücklichen gehört, welche das Ziel ihres Strebens, d. h. ein ausgiebiges Vermögen sehr geschwind erreichen, selbst die endliche Möglichkeit der Heimkehr kaum den darauf gesetzten Erwartungen entspricht. Nicht mehr lebensfrisch genug, um diesseits sich einer neuen ausfüllenden Thätigkeit zu widmen, erfährt er bald das Unbefriedigende alles bloßen Genußlebens, langweilt sich und Andere. Derartige „Ostindier" — wie man sie in England und Holland nennt — kann man auch in unseren Hansestädten genug gewahren, wenn sie den Preis ihrer vieljährigen Entbehrung der Heimat und eines höher entwickelten civilisirten Lebens in dem Einerlei leerer Vergnügungen zu erhaschen suchen. Da mag man denn wol aufgelegt sein zu fragen, ob der mercantile Vortheil ihrer Vaterstadt nicht durch die Mißfärbung ihres eigenen Daseins — selbst bei glücklich erreichtem äußerlichen Erfolg — zu theuer erkauft sei? Erfreulicher Weise verspricht die Sache sich gegenwärtig von einer Seite her umzugestalten, von der es am wenigsten erwartet wurde. Die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht auf ganz Deutschland und der moralische Zwang zur Bestehung des Ein-

Digitized by Google

jährig-Freiwilligen-Examens, welchen sie mit sich führt, nöthigt die jungen Kaufleute sich mit mehr geistigem Gepäck zu versehen, ehe sie in die Welt gehen. Sie werden demzufolge in Zukunft nicht nur sittlich besser gestählt, sondern auch geistig freier und empfänglicher hinüberziehen. Was sie hier getrieben haben neben den eintönigen Geschäften des Berufs, werden sie auch drüben nicht ganz missen wollen, und so sich den conservirenden Geschmack an körperlichen Uebungen wie an wissenschaftlichen oder literarischen Beschäftigungen bewahren. Wenn sie dann einmal heimkehren, wird es selbst im späteren Alter noch zur Empfindung und Verbreitung echter Lebensfreude sein.

In den Häfen und Handelsplätzen der außer-europäischen Welt hat der deutsche Kaufmann übrigens eine hervorragende Rolle gespielt, lange bevor er sich auf die Macht seiner Nation zu stützen oder in den Nimbus, welchen sie ausstrahlte, unter Umständen schützend einzuhüllen vermochte. Sein Fleiß, seine Sparsamkeit, ja selbst seine vergleichsweise durchaus nicht zurückstehende formale und reale Schulbildung machten ihn — gleich dem verwandten Schweizer — den meisten Concurrenten von anderer Herkunft überlegen. Es ist daher der jungen deutschen Centralgewalt in Berlin auch verhältnißmäßig leicht geworden, den Erdball mit einem Netz von nationalen Consulaten zu überspannen: man nahm eben angesehene und erfahrene deutsche Kaufleute dazu. Doch darf dies immer nur als ein Nothbehelf angesehen werden. Im Interesse und nach dem Geschmack der anderen Kaufleute des Platzes ist es nicht, wenn Einer der Ihrigen in den Stand gesetzt wird, die Ehre des Titels Consul und die Vortheile der consularischen Stellung gelegentlich zu seinen Geschäftszwecken auszubeuten. Es entspricht ebensowenig der Würde eines großen, selbstbewußten und vielverschlungene practische Interessen vertretenden Reichs, amtliche Functionen um diesen Preis scheinbar wohlfeil, in Wahrheit theuer und bedenklich zu erkaufen. Gleich Engländern, Franzosen und Nordamerikanern müssen wir die Rechte und Interessen unseren draußen angesiedelten freien Colonien immer mehr durch die Hingebung, Fachbefähigung und Verantwortlichkeit wirklicher Reichsbeamten, nicht durch die Mußestunden und den unvergüteten guten Willen von Titularconsuln zu decken suchen.

Dabei wäre es gut, sich dieser abgesplitterten, zerstreuten Bestandtheile der Nation — denn Bestandtheile der Nation sind und bleiben sie im Gegensatz zu den expatriirten ländlichen Colonisten der Massenauswanderung nach Amerika — auch statistisch einmal anzunehmen. Während der Einheitskriege von 1866 und 1871 wird Mancher wahrhaft überrascht worden sein durch die Zahl der fremden und fernen Punkte auf der Erdkugel, wo patriotisch fühlende Deutsche einigermaßen zu Hauf leben. Wer hatte z. B. je zuvor von dem damals wiederholt auftauchenden Tanunda in Südaustralien gehört, wo es nun nicht allein eine kleine deutsche Colonie, sondern selbst eine deutsche Zeitung gab? Eine statistische Buchführung würde selbst practischen Interessen vielfach zu Gute kommen. Erhebliche Schwierigkeiten aber kann sie nicht darbieten, sobald wir nur erst eine ausgebildete, wohlorganisirte Reichsstatistik haben, denn jeder deutsche Consul muß über die seinem Schutze anvertrauten Landsleute ohnehin eine Matrikel führen, die er nur allenfalls zweckdienlich zu ergänzen und dann regelmäßig nach Berlin einzusenden braucht, um das Material für jene Verbreitung der Deutschen über die Erde zu liefern. Wir wüßten dann doch ungefähr, wo alles wir Colonien besitzen, wie stark sie sind und wie es ihnen im allgemeinen ergeht. A. Lammers.

Digitized by Google

Die Marquise von Montagu.

Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben.

Von **Julius Rodenberg.**

Wenige Monate vor dem Ausbruch des Krieges, im Frühjahr 1870, erschienen zu London (bei Richard Bentley) die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Marquise von Montagu, herausgegeben von der Baroneß von Noailles" — ein Buch, welches damals in den großen Weltereignissen unbemerkt vorüberging, jetzt aber, durch diese Ereignisse selbst, ein ganz neues und unmittelbareres Interesse gewonnen hat. Denn Personen und Dinge, welche man beim Erscheinen des Buches so sehr der Vergangenheit angehörig glaubte, daß ihre Geschichte nur noch einen historischen Reiz besaß, sind durch den Krieg und die denselben begleitenden oder ihm folgenden revolutionären Ausbrüche wieder ganz in den Vordergrund des Tages gestellt worden. Es ist, als ob die Todten von 1793 wieder erwacht wären. Abermals hat der Wirbelwind der Revolution dieses beklagenswerthe Frankreich ergriffen und nach Allem, was inzwischen geschehen, hält es ungefähr wieder auf demselben Flecke, wie vor achtzig Jahren. Wenn man diesen unheilvollen Kreislauf betrachtet, aus welchen Frankreich zu seinem Unglück nicht mehr herauskommen zu können scheint, so darf man nun — wo die günstigen wie die ungünstigen Vorurtheile durch die Thatsachen selbst rectificirt worden sind — wol wagen, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen. Wie der Schrecken, den zu seiner Zeit die große Nation uns eingeflößt, sich gar kläglich in sein Gegentheil verwandelt, so hat auch die große Revolution, nachdem wir ihre Carricatur und Parodie gesehen, gar sehr an ihrer majestätischen Furchtbarkeit verloren. Etwas, wie ein Rausch, überkam uns jedesmal, so oft wir in diesen blutgeschwängerten Dunstkreis eintraten, diesem Schauplatz von Ungeheuerlichkeiten uns nahten, welchen das theatralische Geschick der Franzosen und die Phantasie der Dichter abenteuerlich genug ausgestattet hatten. Jetzt, durch die Wiederholungen ernüchtert, wird auch unser Urtheil ruhiger, sachgemäßer; und wenn die Franzosen selbst anfangen, die napoleonische Legende ihres Nimbus zu entkleiden, so wird es wol erlaubt sein, in ähnlicher Absicht einen Schritt weiter und zu der Quelle derselben zu gehen. Daß diese Revolution, schon in ihren Anfängen, sich feindlich und aggressiv gegen uns, gegen Deutschland, erklärte, steht jetzt fest; es ist aus den im „Moniteur" vom Jahre 1791 aufbewahrten Sitzungsberichten der Legislative documentarisch nachweisbar und nachgewiesen. Allein ganz abgesehen davon, und wenn man Frankreich nur für sich betrachtet, wird man versucht, indem man über eine so lange Zeit ununterbrochener und resultatloser Kämpfe rückwärts blickt, zu fragen: ob denn die Revolution von 1789 wirklich, wie man bisher fast unbestritten angenommen, für Frankreich den Anfang einer neuen Entwickelung oder nicht vielmehr den Anfang — des Endes bezeichne? Unter diesem Gesichtspunkt ist es vielleicht gestattet, z. B. die Hinrichtung des Königs auf's Neue zu debattiren. Wir brauchen gar nicht so weit zu gehen aus religiösen oder vielmehr theologischen Gründen über jene Maßregel das Anathema auszusprechen, und begnügen uns, für unsern Theil, in ihr einen politischen

Digitized by Google

Fehler zu erblicken. Allein die Sache wird dadurch nur schlimmer. Denn eine Sünde läßt sich in kirchlichem Sinne büßen; ein Fehler, wie dieser, jedoch ist gar nicht wieder zu repariren. Er machte ein Land, welches durchaus ungeeignet dafür war, zur Republik und gab ihm die Prätendenten. Prätendenten sind immer und überall die Geißeln der Völker gewesen, welche nicht die Kraft besaßen, sie rasch zu beseitigen; in einer solchen Zahl und so offen aber, wie in dem gegenwärtigen Frankreich, sind sie niemals und nirgends hervorgetreten. Wenn man bedenkt, daß von der ersten angefangen jede folgende Revolution einen Prätendenten geliefert und daß die allerletzte zu den verschiedenen von monarchischer Färbung auch noch einen der Republik hinzugefügt hat, so wird man der angedeuteten Meinung wol beipflichten.

Um so mehr empfiehlt es sich, mit den Erfahrungen, die wir inzwischen gesammelt, diese Partie der Geschichte, die uns so nahe angeht, noch einmal zu studiren und sie mit den Lichtern, die uns allmälig aufgegangen, neu zu beleuchten. Mit ganz anderen Augen und anderem Verständniß liest man jetzt solche Bücher, wie die der Marquise von Montagu. Nicht mehr mit jenem etwas undefinirbaren Schauer erfüllen uns die Bilder und Scenen aus der ersten französischen Schreckensherrschaft, seitdem wir in dem selbst Erlebten einen Maßstab gefunden haben. Auf den Ton der ganz prosaischen Wirklichkeit herabgestimmt, wird man Vorgänge, wie diese Memoiren sie schildern, richtiger begreifen. Die Ereignisse erscheinen hier nicht in jener großen Allgemeinheit, welche den Blick blendet, sondern in ihrer ganz bestimmten und fest umschriebenen Wirkung auf einen kleinen, beschränkten Kreis, auf ein Haus, eine Familie; wir sehen das Schicksal eines Einzelnen, welches — ausgestattet mit all' den kleinen Zügen der täglichen Existenz — dadurch etwas Typisches und für die Geschichte Bedeutendes erhält, daß es zugleich in seinen Hauptlinien das Schicksal einer ganzen Classe darstellt, um so mehr, wenn, wie hier, das intime, das Familienleben einiger von den Hauptpersonen des Dramas mit jenem Schicksal verflochten erscheint. Man wird sich im einzelnen Falle der Achtung und des Mitleids nicht erwehren können; allein dieses Gefühl schwindet, sobald man den Blick wieder zu dem Ganzen erhebt. Die Verfolgten von heute werden die Verfolger von morgen, der Racheschrei, nach Innen oder Außen gerichtet, und nur das Object wechselnd, wird perpetuirlich und jede neue Probe läßt die Masse des Volkes entarteter zurück, anstatt sie sittlich zu regeneriren.

I.

Die Marquise von Montagu ward im Jahre 1766 geboren und sie starb 1839; ihr Leben umfaßt daher die französische Revolution, das erste Kaiserthum, die Restauration und einen Theil des Bürgerkönigthums, und über diese ganze Zeit erstreckt sich ihr Tagebuch, welches sie schon in ihrer frühen Jugend begonnen und bis an ihren Tod fortgeführt hat. Aus diesem Tagebuch und ihrer Correspondenz sind die Memoiren zusammengestellt.

Sie war eine Tochter des alten Hauses der Noailles und ihr Mädchenname war Fräulein von Maintenon. Ihr Vater, der Herzog d'Ayen, war der älteste Sohn des letzten Marschalls von Noailles und ihre Mutter die Enkelin des berühmten Kanzlers d'Agueſſeau, nach Voltaire's Ausdruck „der gelehrteſte Staatsmann, den Frankreich jemals gehabt". Eine ihrer Schwe-

Digitized by Google

stern ward nachmals Vicomtesse de Noailles, eine andere Frau von Gramont, eine dritte die Gemahlin Lafayette's. Sie stand also nicht nur mitten in dem höchsten und ältesten Legitimistenadel, sondern lernte auch dessen mannichfache politische sowol als religiöse Schattirungen auf das Genaueste kennen.

Das Hôtel Noailles, eine jener alterthümlichen und ehrwürdigen Stadtresidenzen mit Hof und Mauer, wie man sie gegenwärtig nur noch im Faubourg St. Germain sieht und bald vielleicht überhaupt nicht mehr sehen wird, lag in der Rue St. Honoré zwischen dem Vendômeplatz und dem Tuileriengarten, gegenüber der Kirche von St. Roch. Das umfangreiche Terrain, welches es einnahm, wird heute von der Rue d'Alger bedeckt, einer kleinen Parallelstraße der Rue Castiglione, welche die Rue St. Honoré mit der Rue de Rivoli verbindet. Hier verlebten die fünf Töchter des Herzogs von Ayen, welche zu so großen Wechseln des Schicksals bestimmt waren, ihre Kindheit und erste Jugend, während ihr Vater, als General-Lieutenant des Cavallerie-Regiments Noailles und erster Capitain der Leibgarde, fast immer in der Nähe und um die Person des Königs Ludwig XVI. zu Versailles war. Ihre Erziehung war daher der Mutter allein anvertraut, eine Frau von strenger Tugend und Frömmigkeit. Bezeichnend sowol für die Richtung dieser Frau, als eine Art von Vorbedeutung für die Zukunft ihrer Tochter war es, daß sie zu Taufpathen der nachmaligen Marquise von Montagu einen Bettler und eine Bettlerin des Kirchspiels St. Roch wählte. Jeden Tag, nach dem Mittagsessen, nahm sie ihre fünf Töchter mit sich in ihr Schlafzimmer, ein großes Gemach, dessen Wände mit carmoisinfarbener Seide und Goldspitzen bekleidet waren und in dessen Mitte ein ungeheures Bett stand. Die Herzogin saß in einem Armsessel, am Kamin, mit ihrer Schnupftabaksdose, ihren Büchern und Arbeitsmaterialien zur Hand, während die Töchter sich um sie gruppirten, die ältesten auf Stühlen, die jüngeren auf Fußbänken. Dies waren schöne Stunden der Belehrung und Unterweisung, deren Andenken den Töchtern segensreich für das Leben blieb.

Auch an mancherlei unschuldigen Vergnügungen fehlte es nicht; unter diesen obenan standen kleine Landpartien. Man frühstückte bei solchen Ausflügen in Meudon oder ritt zu Esel auf — den Mont Valérien, damals ein Wallfahrtsort mit einem Kloster und einer Kirche, ein Lieblingsplatz der Dichter, wie Bernardin de St. Pierre, und der Philosophen, wie Jean Jacques Rousseau, der in der grünen Hügeleinsamkeit nachzudenken liebte.

Fräulein von Maintenon war acht Jahre alt, als ihre älteste Schwester ihren Vetter, den Vicomte de Noailles, Sohn des Marschalls Herzogs von Mouchy, und sie war neun, als ihre andere Schwester den Marquis von Lafayette heirathete. Zwei Jahre später, 1777, reiste der Letztere mit zwei Schiffen, die er heimlich ausgerüstet hatte, nach Amerika, um seinen Degen Washington, den edlen Kämpfer für Unabhängigkeit, zur Verfügung zu stellen und ein Freund Franklin's zu werden. Es war das erste Wetterleuchten, welches von der neuen Welt in die alte hinüberzuckte; ein Schimmer desselben berührte schon jetzt das Haus der Noailles, welches nicht ahnte, wie tief auch es von den kommenden Ereignissen getroffen werden sollte. Doch waren es vorläufig noch ganz andere Sorgen und Freuden, welche die Mitglieder dieses Hauses beschäftigten. Die dritte Tochter, die Heldin unserer Memoiren, war sechzehn Jahre alt geworden und verschiedene glän-

Digitized by Google

zende Bewerber um ihre Hand waren aufgetreten. Die Wahl — nicht des Fräulein von Maintenon, sondern ihrer Eltern — fiel auf den jugendlichen Herrn von Montagu, Capitain von den Artois-Dragonern, dessen Antrag durch seine Tante, die Fürstin von Chimay, vermittelt worden war. Heirathsangelegenheiten wurden damals in dieser durchaus geschäftsmäßigen, steif-ceremoniellen Weise behandelt; und erst, wenn die Präliminarien abgeschlossen worden waren, wurden in zweiter Linie die Herzen der beiden betreffenden Personen befragt.

Der erste und wichtigere Theil der Transaction nahm einen raschen und günstigen Verlauf. Die Familie des Bewerbers ließ Nichts zu wünschen übrig; er stammte aus einem der ältesten Häuser der Auvergne und war einziger Sohn des Vicomte de Beaune. Seine Großmutter, Laura von Fitzjames, Marquise de Bonzolz, stammte von den königlichen Stuarts, und eine prachtvolle Stickerei aus blau und weißer Seide von ihrer Hand bedeckte die Wände eines der Zimmer im Ahnenschloß von Plauzat, dessen letzter Seigneur des jungen Montagu Vater war. Das Schloß war über 500 Jahre alt; in den ältesten Theilen desselben hatte jener Guerin de Montagu das Licht der Welt erblickt, welcher sich in den Kreuzzügen und namentlich 1219 bei Damiette ausgezeichnet und dessen Portrait unter den anderen Familienbildern hing, welche in zwei Reihen die Wände des Staatszimmers schmückten: Barone, Ritter, Bischöfe, Cardinäle, Aebtissinnen und Großmeister. In solche Dämmerungen der Vorzeit führt die Geschichte des Legitimistenadels von Frankreich, des ältesten Adels, welchen man überhaupt kennt. Um so schwerer die Heimsuchungen jenes furchtbaren Gerichts, welches schon finster drohend am Himmel stand.

Allein das Idyll im Hôtel de Noailles sollte noch Zeit haben, sich ungestört abzuspielen. Die Herzen der beiden für einander bestimmten jungen Leute machten keine Schwierigkeiten und mit einer Entrevue derselben ward die Sache ganz im alten Styl zu dem erwünschten Ende gefördert. Es war an einem Frühlingsabend des Jahres 1782. Fräulein von Maintenon saß bleich und zitternd, da sie die ganze Nacht vorher kein Auge geschlossen hatte, neben ihrer Mutter. Sie trug eine Robe à la turque von dunkelblauem Atlas mit einem Ueberwurf von weißem Atlas, und ihre jüngere Schwester, Fräulein von Montibar, war gleich gekleidet. Ihr Herz klopfte heftig, als sie einen Wagen in den Hof fahren hörte, und endlich ward der Vicomte de Beaune und der Marquis von Montagu gemeldet. Sie zitterte „wie ein Blatt", und dem tapfern Dragonercapitain scheint es nicht besser gegangen zu sein. Sie redeten kein Wort mit einander und sie „war ihm wahrhaft dankbar dafür". Unter den Anwesenden befand sich auch Lafayette, welcher kürzlich von Amerika zurückgekehrt war, ruhmgekrönt und in einem Alter von noch nicht 25 Jahren der populärste Mann damals in Frankreich. Ehrenbezeugungen aller Art wurden auf den jungen Helden, der bald „der Heros zweier Welten" werden sollte, förmlich ausgeschüttet. „Die öffentliche Meinung bemächtigte sich seines Namens, die Oper applaudirte ihm, die Schauspielerinnen bekränzten ihn. Die Königin lächelte ihm zu, der König machte ihn zum General, Franklin machte ihn zum Bürger, der nationale Enthusiasmus machte ihn zu seinem Ideal." Wie groß war die Kurzsichtigkeit und Begriffsverwirrung, welche der Geschichtschreiber der Girondisten, Lamartine, mit diesen Worten charakterisirt, ohne vielleicht selbst ein genaues Bewußtsein derselben gehabt zu haben. Sie war in den damals herrschen-

Digitized by Google

den Kreisen allgemein und ausnahmslos; und der Marquis de Beaune, in dessen Gegenwart acht Jahre später der Name Lafayette's nicht mehr ausgesprochen werden durfte, war an jenem Abend im Hôtel de Noailles einer der Eifrigsten von Denen, welche Lafayette's Erzählungen von dem Amerikanischen Freiheitskrieg mit anhörten; ja, er wünschte sogar das Bild Washingtons, welches neben dem Kamin im Empfangssalon hing, näher zu betrachten, und als er sich zu diesem Zweck erhob, folgte ihm sein Sohn, der Marquis von Montagu. Diesen Augenblick, wo sie sich unbeobachtet glaubten, benutzte das Fräulein von Maintenon, um ihren Zukünftigen zum ersten Mal ordentlich anzusehen.

Das Resultat muß kein ungünstiges gewesen sein, denn nicht lange nachher fand die Verlobung Statt. Die Brautgeschenke waren den Verhältnissen angemessen; der Werth der Diamanten allein, in Gestalt von Kreuzen, Ringen, Ohrgehängen und Kornähren (als Haarschmuck) belief sich auf mehr als eine Viertelmillion Thaler. Auf dem Grund ihrer „corbeille" lag zum Ueberfluß noch eine Börse mit zweihundert Louisd'or, welche sie unter ihre Dienerschaft vertheilte.

Groß und verschiedenster Art waren nun die Obliegenheiten der Braut. So wollte es z. B. die Etiquette jener Zeit, daß sie an jedem Tage von der Verlobung bis zur Hochzeit eine neue Toilette tragen mußte. Dann war täglich von 6 Uhr ab großer Empfang und sie saß steif und in vollem Staat neben ihrer Mutter, um die Besuche von „le tout Paris" zu empfangen. Jeder neuen Visite ward sie auf's Neue vorgestellt und jeder machte ihr zwei oder drei Verbeugungen. Wie gut man sich diese altmodige knixende Gesellschaft vorstellen kann mit ihren Puder und ihren Schönpflästerchen, ihren Hackenschuhen, ihren Diamanten und ihren Federn! Es war noch einmal das alte Frankreich, welches der jungen Tochter der Noailles seine Honneurs machte, bevor es dahinging auf Immer.

Die Hochzeit fand am 12. Mai 1783 in derselben Kirche St. Roch Statt, in welcher Fräulein von Maintenon siebzehn Jahre früher getauft worden war. Sie trug ein Kleid aus Silbergewebe, mit Federn, um den Besatz zu befestigen und den Stoff über einen ungeheuren „panier" (Reifrock) zu drapiren. Am Abend dieses Tages gab die Neuvermählte ihrer jüngern Schwester als Andenken ein Portrait von sich, welches sie, nach dem Geschmack der Zeit, in einem Garten darstellt, wie sie auf einer Rasenbank unter hohen Bäumen sitzt. Dieses Bild ist erhalten und die Memoiren geben uns eine photographische Nachbildung desselben. Die junge Dame erscheint darauf keineswegs schön; aber sie hat einen sehr angenehmen Ausdruck von Unschuld und Herzensgüte. Sie hatte lebhafte schwarze Augen und schwarze Augenbrauen, welche mit der Fülle des langen, prachtvollen, gleichfalls schwarzen, aber über der Stirn zurückgestrichenen und weißgepuderten Haares stark contrastirt haben müssen und dem übrigens bleichen Gesicht so frühe schon einen leidenden Zug gaben. Vor Allem gerühmt wird ihre Bescheidenheit, welche, verbunden mit ihrer ganzen Erscheinung und dem Ton ihrer Stimme, zugleich etwas Rührendes und Anziehendes gehabt haben soll.

Zwei Tage nach der Vermählung verließ die Marquise de Montagu das väterliche Haus. Ein blauer Reisewagen — eine „Berline", wie sie damals Mode waren — reich vergoldet, mit ihrem Wappen am Schlag und bespannt mit zwei mächtigen Gäulen, welche Pantagruel und Gargantua

Digitized by Google

hießen, führte sie nach dem Hôtel ihres Schwiegervaters. Es folgte eine Reihe von Festen und abermals muß die junge Marquise, wenn nicht an jedem Tag, so doch zu jeder „Fête" eine neue Toilette haben; aber von all' diesen Costümen gefiel ihr nur dasjenige, welches sie trug, als sie bei Hofe vorgestellt ward: weiß, mit einer dunkelblauen rothgarnirten Schleppe, das Ganze, der Etiquette gemäß, so sehr übersäet mit edlen Steinen, daß ihr eigner Vorrath (im Werth von mehr als einer Viertelmillion) nicht ausreichte, sondern die fehlenden, wie man es damals allgemein machte, von den Prinzessinnen dazu geborgt werden mußten. Man weiß, was eine solche Präsentation in Versailles unter dem „ancien régime" bedeutete, wie genau jeder Schritt, jeder Knix, ja jedes Wort vorgeschrieben war und wie sehr daher die Herzen der jungen Damen bei dieser Gelegenheit zu zittern pflegten! Aber die „furchtbare" Ceremonie ging gut von Statten; und die Marquise von siebzehn Jahren versichert uns, daß sie vorher und nachher vollständig ruhig war.

Damit waren die Feiertage dieses jungen Lebens geschlossen; der Ernst sollte sehr bald beginnen, und in dem ganzen Buch ist fortan von Toiletten und „costumes de fête" keine Rede mehr. Zunächst bot ihr das eigene Haus wenig Erfreuliches, obwol sie mit ihrer sanften Natur sich geduldig fügte. Ihr Gemahl begab sich zu seinem Regiment, welches in Saargemünden lag und ihr Schwiegervater war ein sehr eigensinniger, wunderlicher alter Herr. Ein Weltmann und Voltairianer, ein Spötter und Skeptiker, repräsentirt er die Classe Derjenigen, welche den neuen Ideen huldigte, so lange sie das Privilegium der Salons waren, und sie verdammte, sobald sie das Eigenthum der Straße wurden; und einer der Ersten kehrte er haßerfüllt und mit Rachegedanken der Heimat den Rücken, als die verhängnißvolle Saat aufzugehen begann, die er selbst mit ausgestreut.

Fünf Jahre vergingen. Eine von Frau von Montagu's Schwestern, Frau von Thésan, starb. Kleine Leiden sollten unsere Heldin auf größere vorbereiten. Kinder wurden ihr geschenkt und wieder genommen. Ein einziges Töchterchen blieb ihr erhalten. Es war am Vorabend der Revolution, die General-Staaten versammelten sich; alle die hohen Verwandten der Marquise von Montagu betheiligten sich an der Bewegung und ihr Schwager, Lafayette, „stand im Zenith seiner Popularität, Hof und Stadt, la cour et la ville, wetteiferten darin, ihn zu feiern". Die Verblendung war allgemein. „Man wird es jetzt kaum verstehen", sagt die Marquise, „mit welcher Wärme und Aufrichtigkeit der Adel, und nicht nur der der Provinz, sondern der hohe Hofadel, den Gedanken einer allgemeinen Reform erfaßt und die Ankunft politischer Freiheit bewillkommnet hatte." Wenn es auch erlaubt sein mag, an der Aufrichtigkeit, wo nicht der Marquise, doch des Adels zu zweifeln, so steht doch so viel fest, daß die Gesellschaft niemals belebter, die Salons niemals glänzender waren, als in jener „goldenen Zeit der Revolution", von 1789 bis 1791. „Ohne den alten Traditionen und den anmuthigen Vorbildern des ancien régime zu entsagen, ohne ihren Zauber, ihre Munterkeit und Höflichkeit, oder ihre Gewandtheit in der schlagfertigen Antwort, oder die glücklichen bons mots zu verlieren: ward die Conversation der französischen Gesellschaft durch die Discussion ernster und edler Gegenstände bereichert." Doch sollte die französische Gesellschaft bald darüber belehrt werden, daß die Revolutionen nicht gemacht sind, um den Salons ein neues Gesprächsthema zu liefern und daß sie selbst mit den glücklichsten

Digitized by Google

Witzworten nicht gelöst werden können. Die ganze Leichtfertigkeit des französischen Wesens kommt in dieser Anschauungsweise zum Vorschein, welche bis zu einem gewissen Grad übrigens sogar eine Frau wie die Staël theilt, indem sie (in ihren „Considérations sur la Révolution française") sagt: „Niemals war die Gesellschaft glänzender, aber auch niemals mehr im Ernst, als während jener drei oder vier Jahre. In keinem Land und zu keiner Zeit war die Kunst zu sprechen in allen Gattungen so bemerkenswerth, als damals." Nun denn! — wir wollen die Revolution sicherlich nicht als ein Strafgericht hinstellen, expreß bestimmt, jenes biblische Wort von dem eifrigen Gott zu illustriren, welcher die Sünde der Väter heimsucht bis in's dritte und vierte Geschlecht. Gesündigt worden ist vorher und nachher, und es wird auch fernerhin gesündigt werden; allein der Fehler des Legitimistenadels, welcher der Revolution unterlag, ist durchaus sein eigener gewesen, und er ist — wohlgemerkt! — nicht ein Fehler des Adels allein, sondern ein Fehler des französischen Charakters überhaupt, der sich seitdem in absteigender Linie repetirt hat. Er besteht, um es kurz zu sagen, darin: anfänglich die Sache zu leicht zu nehmen, und wenn sie eclatirt, sie feig im Stich zu lassen. Anstatt die Waffen zur Hand zu nehmen und sich tapfer zur Wehre zu setzen, ergreift man die Flucht; die Wenigen, welche zurückbleiben, weil sie nicht mitkönnen oder nicht mitwollen, werden entweder als „Aristokraten" guillotinirt oder als „Geißeln" füsilirt, und dann beginnt, von den Flüchtlingen organisirt, der Rachekrieg, aus welchen Marats, Robespierres, Cäsaren, Imperateren und Gott weiß was Alles hervorgehen. An der „Kunst zu sprechen", an „bons mots" und „schlagfertigen Antworten" fehlt es natürlich nicht, aber der Kern der Geschichte bleibt doch immer derselbe; darüber kann für uns Außenstehende kein Zweifel mehr sein. Die jüngste Wiederholung vom März 1871 hat uns die Augen geöffnet.

II.

„Der Horizont indessen ward dunkler und Einige, die das aufsteigende Wetter beobachteten, zogen ihre Augenbrauen zusammen. Herr de Beaune, z. B., obwol er bisher sehr fruchtbar in der Aufstellung von Principien gewesen war, deren Ausführung wünschenswerth gewesen wäre, wurde doch nun mißtrauisch und zurückhaltend, als die Krisis nahte." Vorläufig freilich beruhigte er sich noch damit, sich kopfschüttelnd an den Kartentisch zu setzen und seinen Aerger an seinem Partner auszulassen. Doch der rapide Fortschritt der Revolution sollte auch ihn bald weiter führen. Die Bastille war genommen und Lafayette zum Commandanten der Nationalgarde ernannt worden; der Pöbel hatte die königliche Familie von Versailles nach Paris geschleppt und das erste Blut war geflossen. „In den Salons gab es keine Discussionen mehr, sondern nur noch Dispute, und M. de Beaune war einer von den Hitzigsten." Wenn Frau von Lafayette sich bei ihrer Schwester, der Marquise von Montagu, melden ließ, so nahm der alte Heißsporn seinen Hut und verließ das Zimmer, um nicht mit ihr zusammenzutreffen, nicht jedoch ohne zuvor durch heftiges Zuschlagen der Thür seinen Aerger angedeutet zu haben. Noch schlimmer waren die Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn: Ersterer, M. de Beaune, wollte jetzt schon emigriren und den Rachekrieg in's Werk setzen; Letzterer, M. de Montagu, meinte, daß es noch zu früh sei. Man trennte sich zuletzt in Unfrieden; M. de Beaune

Digitized by Google

eröffnete den Reigen der Emigration, während M. de Montagu mit Weib und Kind auf das alte Ahnenschloß in die Auvergne ging. Die Bewohner von Plauzat waren damals noch so wohlgesinnt, daß sie die Glocken zum Willkomm läuten und ihrer Gutsherrschaft mit Kreuz und Banner entgegenziehen wollten. Aber wenige Monate später, als die Nachricht von der Flucht und Gefangennahme des Königs in Varennes sich verbreitete, ward auch auf dem Lande das Aussehen der Dinge ein anderes. Das loyale Plauzat war nicht wieder zu erkennen. Nicht weit vom Schlosse hatte sich ein Club etablirt und der Tumult desselben, ein Lärm, welcher nicht dem Ton menschlicher Stimmen, sondern dem Aufruhr der Elemente glich, erreichte das Ohr der Schloßbewohner. Das ehemals so respectvolle Betragen der Bauern verwandelte sich rasch in sein Gegentheil. Sie nahmen den Hut nicht mehr ab, wenn sie der Herrschaft begegneten, sondern pfiffen die Melodie von „ça ira." Frau von Montagu konnte nicht mehr in die Kirche gehen, weil der Dorfpfarrer den Eid auf die Verfassung geleistet, und sie wagte nicht mehr spazieren zu gehen, weil die „Patrioten", welche sich in den Weinbergen und hinter den Hecken verborgen hielten, sie mit einem „à la lanterne" begrüßten, sobald sie sich sehen ließ — ein Ruf, der unter anderen Umständen komisch gewesen sein würde, weil es in Plauzat und zwanzig Meilen in der Runde kein solches Ding wie eine Laterne gab.

Jetzt war auch für Frau von Montagu die Zeit gekommen, wo sie das Heil allein nur noch in der Emigration erblickte. Doch scheint Herr von Montagu ein sehr vernünftiger Mann gewesen zu sein; er blieb dabei, daß der Adel nicht am Rhein, sondern in Frankreich sich sammeln sollte. Hülfe vom Ausland, sagte er, würde dem Lande theuer zu stehen kommen. Wenn der ganze, ja nur der größere Theil des Adels gedacht hätte, wie M. de Montagu, so möchte es besser um Frankreich gestanden haben. Allein Einer nach dem Andern fiel ab, und zuletzt erhielt der Marquis eine Nachricht von seinem Vater, der im Tone der heftigsten Erbitterung von ihm verlangte, daß er Frankreich verlassen solle. „Gut", sagte der Marquis de Montagu; „aber ich werde dann nach England gehen und nicht nach Coblenz." So groß und gerechtfertigt war sein natürlicher Widerwillen gegen das unkluge und herausfordernde Treiben der dortigen Emigration. Er ging nun zunächst allein nach Paris voraus, um Alles zur Flucht vorzubereiten.

Es war im October 1791, und während M. de Montagu nach Paris eilte, machte sein Schwager, Lafayette, eine Reise nach der Auvergne, welche einem Triumphzug glich, überall wurden ihm Ovationen vom Volke dargebracht. Da die Verfassung vom König angenommen worden war, so hatte er auf das Commando der Nationalgarde verzichtet und hoffte, nachdem er die Rolle eines Gracchus gespielt, mit der eines Cincinnatus zu enden. Er glaubte, das Werk der Revolution sei vollbracht, und er werde sich desselben fortan in Frieden erfreuen können. In einem von der Marquise de Montagu mitgetheilten Briefe des „Helden beider Welten" heißt es: „Als ein Freund der Freiheit und Gleichheit genieße ich den Wechsel der Dinge, welcher alle Bürger auf gleiche Linie gestellt hat und nur noch die gesetzliche Autorität respectirt. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welcher Genugthuung ich jetzt die Pflichten eines Dorf-Maires übernehmen werde . . . nachdem der eine Gegenstand, welchen ich in einer fünfzehnjährigen Thätigkeit ausschließlich im Auge hatte, mit Erfolg gekrönt worden ist . . ." Eilf Monate sollten genügen, um ihm zu zeigen, daß auch er sich getäuscht habe!

Digitized by Google

Herr und Frau von Lafayette beabsichtigten, im Vorüberfahren bei Plauzat, der Marquise de Montagu einen Besuch abzustatten; allein diese zitterte bei dem Gedanken, daß der Vicomte de Beaune im fremden Lande davon hören und es ihr ewig nachtragen würde. Sie mußte sich daher entschließen, ihrer eigenen Schwester die Gastfreundschaft des Schlosses zu verweigern und sie sah dieselbe nur in einem Dorfwirthshaus am Wege. Das Wiedersehen war kurz und rührend. Die beiden Schwestern versprachen einander unter Thränen, daß sie sich oft schreiben wollten und Herr von Lafayette, wiewol er den Entschluß seines Schwagers tadelte, umarmte doch die junge Emigrantin, seine Schwägerin, mit doppelter Zärtlichkeit. Um diese Zeit sah Madame de Montagu auch ihre Mutter, die Herzogin d'Ayen, zum letzten Mal. Die Herzogin hatte gleichfalls Paris verlassen, um auf dem Lande, bei der Familie Lafayette in Chavaniac, in der Auvergne, ein Asyl zu suchen. Um der ehrwürdigen Dame keinen Kummer zu machen, wagte die Tochter nicht von ihrer bevorstehenden Flucht aus Frankreich zu sprechen. Von den düstersten Ahnungen erfüllt und unfähig, beim Abschied ein Wort hervorzubringen, hielt sie der Mutter das eigene Töchterchen hin, um es von ihr küssen zu lassen. Dann entschwand der Wagen, der ihr die Theure für immer entführte und sie begab sich nach Paris. Von ihren Schwestern war nur noch die Frau von Gramont anwesend, und diese wich während der wenigen Tage, die ihnen gemeinsam noch geschenkt waren, nicht von ihrer Seite. Nur noch in der Verborgenheit und an versteckten Plätzen konnte Gottesdienst gehalten und die Messe celebrirt werden. Einen solch' geheimen Betplatz suchten die beiden Schwestern an einem Decembermorgen bei Tagesanbruch auf. Es war bitter kalt und der Schnee fiel unaufhörlich. Aus Furcht, daß der Abdruck ihrer Fußstapfen im Schnee bemerkt und auf diese Weise der Ort, den sie aufsuchen wollten, entdeckt werden könne, machten sie zuerst mannigfache Umwege durch verschiedene Straßen, bevor sie sich dem geheimnißvollen Gebäude nahten, in welchem Gott sie erwartete. Es war eine kleine Kapelle im dritten Stock, klein, ohne jeglichen Schmuck, mit hölzernen Bänken und von einer einzigen Wachskerze erleuchtet, welche auf dem Altar brannte. Langsam füllte sich die Kapelle, geräuschlos traten die Beter ein und ebenso entfernten sie sich wieder, nachdem sie in dem Dämmerlicht niedergekniet und ihre Andacht verrichtet hatten. Den Rest des Tages verbrachte die Marquise mit den letzten Vorbereitungen, sie packte, sie schrieb Briefe an ihre Mutter und Schwestern. Alles das mußte heimlich gethan werden, denn man konnte sich auf die Dienerschaft nicht mehr verlassen und fürchtete Verrath. Man gab deswegen vor, daß es sich nur um eine kleine Reise auf's Land handle. Am nächsten Morgen, früh um fünf Uhr, kam die Frau von Gramont, um ihre Schwester zum letztenmal zu sehen. Ihr Mantel war mit Schnee bedeckt. Denn das Wetter war noch schlimmer, als des Tages zuvor; man hörte, wie der Wind durch die Straßen heulte und durch jede offene Thüre pfiff. Frau von Montagu gab ihr die Briefe, die sie geschrieben und ging dann an das Bett, in welchem ihr Kind noch schlief. Sie zögerte lange, bis sie es aus seinem süßen Schlummer weckte. Das Kind war verwundert, Licht brennen zu sehen und fragte, warum sie so früh aufständen und wohin sie gingen. Die arme Mutter drückte es an ihr Herz und gab es dann dem Vater, der die Kleine, ganz in Mäntel eingepackt, in den Wagen hinabtrug. Dann kam er wieder und sagte: „Alles ist bereit." Er drückte seiner Schwägerin die Hand und diese — um den Verdacht der

Digitized by Google

Dienerschaft im letzten Augenblick nicht noch zu erregen — wünschte ihm mit heiterm Gesicht eine angenehme Reise. Dann aber zog sie ihre Schwester unbemerkt bei Seite und fragte sie, ob sie ihre Diamanten mitgenommen habe? „Wozu?“ entgegnete Frau von Montagu; „ich werde sie nicht tragen! wir gehen zu keinem Feste.“ — „Desto mehr Grund, um sie mitzunehmen“, erwiederte die Herzogin; „weil Ihr nicht zu einem Feste geht, mußt Du sie mit Dir nehmen, mein armer Schatz!“ — So wurden die Diamanten mitgenommen; auf der Treppe umarmten sich die Schwestern noch einmal, tauschten eine Haarlocke zum Andenken aus — und dann rollte der Wagen davon, der die Emigranten hinausführte in den Wintermorgen, den Sturm, den Nebel, die Ungewißheit — in das Exil!

III.

Nun begann jenes unstäte Wanderleben, welches die Unglücklichen bald hierhin, bald dorthin warf, welches die hoch Geborene, die mit allen Vorzügen des Reichthums, des Ranges verschwenderisch ausgestattete Tochter eines der vornehmsten Häuser von Frankreich zu den untersten Tiefen des Elends, der Armuth und Heimatlosigkeit erniedrigte, und zu der eigenen Erniedrigung die größere hinzufügte, daß sie fortan nur aus dem Unglück des Vaterlandes die Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer besonderen Schicksale schöpfen durfte. Sie theilte übrigens dieses Loos mit vielen Tausenden ihrer Standesgenossen, die sich mitten in ihren Drangsalen noch glücklich priesen, den Gefahren entgangen zu sein, welchen die Zurückgebliebenen erlagen. Das wandernde Paar wandte sich zuerst nach London, und hier, kaum nachdem sie den fremden Boden betreten, sollte die arme Dulderin den ersten und gräßlichsten Schmerz erleiden, gleichsam als eine Vorbedeutung dessen, was sie noch zu erwarten habe: sie verlor ihr einziges Kind. Es ward ein Opfer der ungewohnten Entbehrungen des Emigrantenlebens. „Madame, sie ist nun ganz glücklich!“ sagte die Dienerin, welche die in Gebet versunkene Mutter an das Lager des geliebten, todten Wesens rief.

Es gab damals zwei Hauptcentren der französischen Emigration; das eine in London, welches sich damit begnügte, Intriguen zu spinnen, das andere am Rhein, welches eine bewaffnete Invasion vorbereitete. Kein Wunder, daß unter den letzteren sich der streitbare Vicomte de Beaune befand. Er commandirte die sogenannte „Coalition der Auvergne“, einen Truppenkörper der Condé'schen Armee. Nach dem Tode seines Kindes hatte auch der Marquis de Montagu keinen anderen Gedanken, als sich, unter dem Oberbefehl seines Vaters, dem bevorstehenden Krieg gegen Frankreich anzuschließen; die Diamanten seiner Frau wurden zum halben Werthe verkauft, um die Ausrüstung zu beschaffen, und während er sich so in das Lager von Coblenz begab, blieb Frau von Montagu in Aachen zurück.

Man kennt den unheilvollen und verderblichen Einfluß, welchen die französische Emigration auf den Gang der deutschen Politik und Kriegführung ausgeübt hat; und man kennt auch den Erfolg: geschlagen auf allen Punkten, ein schimpflicher Rückzug der Coalition, der Sieg der Revolutionsheere, die Occupation der Pfalz, des linken Rheinufers, der Fall von Mainz. Damit begann für uns jene Kette von Unglücksfällen, welche Deutschland so tief demüthigen mußte, bevor es nach Jahren der Einkehr und strengen Selbsterneuerung sich wieder erheben konnte.

Digitized by Google

Davon hatte freilich die frivole Gesellschaft in Aachen keine Ahnung. Sie bestand zum größten Theil aus den Familienangehörigen der Helden von Coblenz und pflegte sich zu versammeln in dem „Salon" der Gräfin d'Escars. Denn ihren „Salon" und „die Kunst zu sprechen" nahm dieser klägliche Rest des Ancien régime überallhin mit sich. Der Aachener „Salon" war ein elendes Zimmer in einer Kneipe, dessen Möbel in Stücke fielen, wie die Gesellschaft, die sich darin zusammenfand: alte Männer, Priester und Frauen ohne Zahl. „In den ernstesten Unterhaltungen war eine Beimischung von Frivolität zu bemerken", sagt die Marquise de Montagu; „man gab sich den thörichtsten Illusionen hin."

Die Donnerschläge des Schicksals säumten indessen nicht. Zuerst kam die Nachricht von dem 20. Juni (1792), dem schrecklichen Tag, wo der Pöbel von Paris in die Tuilerien eindrang; dann die vom 10. August, dem noch schrecklichern Tage, wo der König gefangen genommen und die Schweizergarde niedergemetzelt wurde. Frau von Montagu erfuhr, daß ihr Vater, der Herzog d'Ayen, und ihr Schwager, der Herr von Gramont, treu bis zuletzt an der Seite des Königs gestanden und erst nachdem Alles verloren, auf die Rettung des eigenen Lebens bedacht gewesen seien. Der Herzog d'Ayen war in die Schweiz geflüchtet. Aber nun auch, so frühe schon, sollte Lafayette von seinem Schicksal ereilt werden. Er, der einst so sehr Gefeierte, ward des Hochverraths angeklagt, als er sich vor den Schranken der Nationalversammlung laut gegen die in den Tuilerien verübten Gräuel erklärte; er mußte in Feindesland flüchten, ward hier, in Lüttich, auf damals noch österreichischem Gebiet, angehalten und „als Beförderer der französischen Revolution und der Freiheit im Allgemeinen, dessen Unabhängigkeit mit der Sicherheit der europäischen Regierungen unverträglich sei", gefangen genommen und nach der Festung Wesel transportirt.

Frau von Montagu tadelt das Manifest des Herzogs von Braunschweig, obwol es längst feststeht, daß Ludwig's XVI. eigener Bruder diesem Schriftstück gerade den Satz hinzugefügt hat, welcher den französischen Stolz so sehr beleidigte; sie sagt: „Dieses Manifest war durch einen Ton von Arroganz und Hochmuth ausgezeichnet, welchen eine Nation, wie die unsere, nicht erträgt". Und später erzählt sie, mit welchem Lächeln der Befriedigung die französischen Emigranten, obwol sie selbst das Meiste dabei verloren, die Preußen und Oesterreicher vor den Bajonetten der Sansculotten fliehen sahen. Das also war unser Lohn! Man möge sich das wol merken, was diese Frau in der Unbedachtsamkeit ihres Herzens ausplaudert. „Ein Franzose bleibt unter allen Umständen ein Franzose; er bewundert sich als einen Eroberer, auch wenn er sich geschlagen fühlt."

Die Antwort auf die verunglückte Invasion der Emigranten war die Hinrichtung des Königs. Der Proceß der Selbstvernichtung der Franzosen unter einander und Frankreichs begann. Unter den entsetzlichen Schauern der Septembermorde ward die Republik erklärt und die Guillotine in Permanenz gesetzt; die Emigration erkannte, daß sie ihren Zweck verfehlt und die Emigranten waren fortan Proscribirte.

Die Armee der französischen Prinzen ward aufgelöst, und jetzt, fast aller Subsistenzmittel beraubt, kehrte Frau von Montagu mit ihrem Gemahl und Schwiegervater nach England zurück; allein auch hier, obwol sie so sparsam lebte, daß sie sich ihre Kleider selbst anfertigte, war ihres Bleibens nicht, da das Leben zu theuer war. Eines Morgens im August 1793 theilte sie dem

Digitized by Google

Schwiegervater mit, daß sie nur noch tausend Kronen habe; Waffen, Pferde, Diamanten — Alles war verkauft; wenn auch jenes Geld verbraucht worden, so hatten sie nichts mehr. Es ward darauf beschlossen, nach Brüssel überzusiedeln und der Entschluß so bald als möglich ausgeführt. Auch Brüssel war zu jener Zeit voll von Emigranten, die in den allerkümmerlichsten Umständen lebten, die Einen, indem sie ihr Zeug, Stück für Stück, verkauften, die Anderen, indem sie Unterricht ertheilten Eine Gräfin von Villeroy hielt ein kleines Logirhaus und bei ihr miethete der Vicomte de Beaune sich ein, während sein Sohn, der Marquis, ein Trödelgeschäft etablirte, in welchem ihm drei arme Emigranten als Hausirer dienten. Die Nachrichten aus Paris wurden immer beunruhigender: die Königin hatte das Schaffot am 16. October bestiegen, ihr folgten am 31. die Girondisten und am 6. November der Herzog von Orléans Die christliche Religion war abgeschafft worden, Lyon und Nantes schwammen in Blut. Nichtsdestoweniger rechnet Madame de Montagu zu den Annehmlichkeiten des Brüsseler Emigrantenlebens, daß man dort eine Conversation gehabt habe, „wie sie in den Salons von Paris geführt zu werden pflegte".

Der kleine Haushalt in Brüssel hielt zusammen bis zum Mai des folgenden Jahres; dann aber drohte er, wegen vollständiger Mittellosigkeit, auseinanderzufallen und man mußte daran denken, sich zu trennen. Der Marquis de Montagu ging mit seinem Vater zu Verwandten nach Constanz, am Bodensee, während die Marquise eine Einladung ihrer Tante, der Gräfin von Tessé, nach Löwenberg, im Canton Freiburg, annahm. Die Gräfin von Tessé war ihrerzeit eine der angesehensten Damen am Hofe und ihr Gemahl, ein spanischer Grand der ersten Classe, war Generallieutenant des Königs und Oberstallmeister der Königin gewesen. Jetzt lebten sie auf einer kleinen Meierei in der Schweiz, welche sie mit dem Rest ihrer fürstlichen Reichthümer erworben; und die gute Tante, da sie der Nichte das Reisegeld anzubieten im Stande war, schickte ihr eine kostbare goldene Dose, ein Erbstück der Familie, welche in England für hundert Guineen verkauft ward und der Bedrängten die Mittel gab, den einen traurigen Ort der Verbannung mit dem andern zu vertauschen. Ihr Vater, der Herzog von Ayen, weilte nicht weit von ihr, im Canton Wallis. Aber das Wiedersehen der beiden schwer Geprüften sollte unter Umständen stattfinden, wie man sie sich herzzerreißender nicht denken kann. In Paris wüthete die Schreckensherrschaft und jeder Tag brachte Kunde von neuen Opfern, welche der Revolutionsfurie gefallen, ohne sie zu besänftigen. Man hat, während des letzten Krieges, den Geist der Revolution, den Geist von 93 so oft heraufzubeschwören und als unüberwindlichen Kämpfer gegen unsere Schlachtreihen zu führen versucht, daß es wol der Mühe werth ist, aus den schauerlichen Einzelheiten zu lernen, von welcher Art er gewesen, dieser Geist der gemeinen Rachsucht, des thierischen Blutdurstes, der, stumpf für jedes edlere menschliche Fühlen, nachdem er alles Andere vernichtet hat, zuletzt allein noch übrig ist, um auf Trümmern und Leichenhaufen die rothe Fahne zu schwenken.

Schon hatten die Flüchtlinge in der Schweiz vernommen, daß der würdige Marschall von Mouchy (Oheim des Herzogs von Ayen und Schwiegervater der Vicomtesse de Noailles) zusammen mit seiner Gemahlin am 9. Messidor (27. Juni 1794) hingerichtet worden sei. Briefe kamen damals aus Frankreich gar nicht mehr und die Zeitungen nur unregelmäßig und sehr verspätet. Der härtere Schlag stand den Exilirten noch bevor: am 22. Juli

Digitized by Google

waren auch die Marschallin de Noailles, ihre Tochter, die Herzogin von Ayen und ihre Enkelin, die Vicomtesse de Noailles, auf dem Schaffot der Thronbarrière gefallen, so daß man auf sie die Worte Delille's anwandte: „Drei Generationen sind an Einem Tage zu Grunde gegangen.“ Und wenn man bedenkt, daß fünf Tage später, am 9. Thermidor (27. Juli) der Furchtbare gestürzt wurde, Robespierre, der die Guillotine gleichsam entfesselt, und daß sie plötzlich, wie gebunden, stillstand, nachdem sie sein Blut getrunken — daß fünf Tage hingereicht hätten, um jene drei unglückseligen Frauen und viele, viele Hundert außer ihnen zu retten!

Erst lange nachher erhielt Frau von Montagu eine nähere Beschreibung der Umstände, welche den Tod ihrer Großmutter, ihrer Mutter und ihrer Schwester begleitet hatten, und zwar in der Handschrift eines Vater Carichon, eines alten Abbé, welcher, obwol er den Eid auf die Verfassung geschworen, doch heimlich und mit Gefahr seines Lebens fortfuhr, sein geistliches Amt zu verwalten.

Der Vicomte de Noailles war zu der Zeit, wo seine Gemahlin auf dem Schaffot umkam, selbst ein Proscribirter. Einer von den jungen Officieren, welche dem begeisterten Aufruf Lafayette's einst nach Amerika, zum Unabhängigkeitskrieg gefolgt, war er später nicht nur der Schwager seines ehemaligen Chefs geworden, sondern auch durch sein ganzes Leben der Freundschaft für ihn und den Idealen treu geblieben, die für Beide so verhängnißvoll werden sollten. Er stimmte in der constituirenden Versammlung mit Barrère, Maury und Mirabeau. Drei Jahre später, als Brigadegeneral bei der ersten Invasion Belgiens geschlagen, ward er für einen Verräther erklärt und mußte flüchten — genau so, wie sein Schwager Lafayette. Er begab sich zuerst nach London, von wo aus er seiner Gemahlin die Mittel bot, mit den Kindern ihm nach Amerika zu folgen. Allein sie wollte sich von ihrer Mutter, der Herzogin d'Ayen, nicht trennen und die Gatten sahen sich niemals wieder. Bis zum Consulat in Amerika lebend, ward der Vicomte erst im Jahre 1803 in seinen Generalsrang wiederhergestellt, aber nur, um kurz darauf, im Seekrieg gegen die Engländer, in den fernen westindischen Gewässern den Heldentod zu finden. Nur sein Herz in einer silbernen Kapsel kehrte nach Frankreich und zu seinen verwaisten Kindern zurück.

Der Herzog von Ayen hatte sich nach der Schweiz in Sicherheit gebracht, während seine greise Mutter, seine Gemahlin und seine Tochter in Frankreich zurückgeblieben waren, um unter den Opfern zu fallen, welche die Geschichte der Revolution seit 93 zu einem Gegenstand des Ekels und der Verachtung für uns machen. Welch' eine Niedrigkeit ohne Gleichen, diese Greise, diese Greisinnen, diese Frauen, diese Mädchen, diese Kinder unter das Fallbeil zu schleppen, nur um Repressalien zu üben und Schrecken zu verbreiten! Es ist derselbe „Geist der Revolution“ gewesen, welcher die Geißeln im Hofe von La Roquette massacrirt hat. Seiner legendenhaften Flitter entkleidet, haben wir ihn jetzt ganz in der Nähe gesehen und kennen ihn seitdem besser.

Es war im Monat August 1793, als der alte Marschall de Noailles in seinem Hause zu St. Germain starb. Die Pflicht der Gattin fesselte die greise Marschallin, die Pietät der Schwiegertochter die Herzogin d'Ayen an das Lager des Sterbenden und die Vicomtesse de Noailles wollte sich nicht von der Mutter trennen, wiewol der Gemahl ihr aus London die Mittel zur Flucht angeboten hatte. So blieben die drei Frauen und

Digitized by Google

erwarteten ihr Verhängniß. In Paris und dem Hôtel de Noailles angelangt, wurden sie alsbald in Folge des berüchtigten Gesetzes vom 17. September 1793 als „verdächtig" erklärt und zunächst in ihrem eigenen Hause detinirt. Vor den Thüren standen Posten, ohne deren Erlaubniß Niemand mehr heraus- oder hineingelassen wurde; doch gelang es dem Vater Carrichon in Verkleidung zu ihnen zu gelangen. Er war der Einzige, der ihnen Mittheilungen von Außen brachte, und diese waren von einer Art, daß sie sich keiner Täuschung über ihr eigenes Schicksal mehr hingaben. Schon so frühe war es, daß die Vicomtesse de Noailles ihm das Versprechen abnahm, daß er, komme was da wolle, sie am Tage der Hinrichtung bis zum Fuße des Schaffots begleiten und segnen wolle. Der Priester schauderte zurück; doch dann versprach er ihr, sich um ihretwillen in den furchtbaren Pöbel zu mischen, wenn der Tag kommen sollte: sie würde ihn dann an einem dunkelblauen Rock und einer rothen Carmagnole erkennen. Im April 1794 wurden die drei Frauen, auf Befehl des Sicherheitsausschusses, nach dem Gefängniß im Luxembourg gebracht und hier trafen sie mit dem Marschall und der Marschallin von Mouchy zusammen, welche Beide fünf Monate lang daselbst eingekerkert gewesen. Das Luxembourg-Palais hatte einst den Eltern der Marschallin von Mouchy gehört; in dem Zimmer, im Erkersaal, in welchem sie jetzt eine Gefangene, war sie geboren, und in einem dieser Säle war ihre Hochzeit gefeiert worden!

Obwol von der Außenwelt abgeschnitten, ermangelten sie der Nachrichten doch keineswegs. Denn die Bewohner des Gefängnisses folgten einander so rasch, wie die Reisenden in einem Wirthshaus. Jeden Tag wurden einige fortgeführt und andere gebracht, so daß sie ziemlich genau von Allem erfuhren, was in Paris vorging. Das Gefängnißleben bildet einen Abschnitt von romanhaftem Interesse mitten in der schauerlichen Geschichte jener Zeit. Thaten des Entsetzens wechselten ab mit Thaten der Selbstverleugnung; man trägt das Unvermeidliche nicht nur mit Würde, sondern auch mit Grazie — man singt, man tanzt, man lacht, man macht Conversation und der Athem fieberhafter Spannung durchweht alle diese rasch wechselnden Scenen, bis das Letzte selbst, was der Mensch fürchtet, der Tod, seinen Schrecken verloren hat, sowol für Diejenigen, die ihn verhängen, als für Diejenigen, welche ihn erdulden.

Im Anfang ihrer Gefangenschaft und durch eine merkwürdige Fügung der Umstände, war der Vicomtesse de Noailles der Trost beschieden, ihre drei Kinder zuweilen zu sehen, und zwar im Garten ihres Hofmeisters, eines Herrn Grelet. Dieser Garten stieß an den des Luxembourg und unter dem Vorwand, frische Luft schöpfen zu wollen, ward es der armen Mutter zweimal in der Woche erlaubt, an ein gewisses Fenster zu treten, durch dessen Gitter sie einen letzten Abschiedsblick mit ihren Kindern wechseln konnte! Doch auch das dauerte nicht lange mehr; denn wiewol fast alle öffentlichen Gebäude von Paris in Gefängnisse umgewandelt worden, so waren sie doch bald überfüllt und das Revolutionstribunal mußte daher die Arbeit rascher besorgen. Bisher war in seinem Verfahren eine Art von Form beobachtet worden; aber man fand diese jetzt zeitraubend und überflüssig. Man hatte bisher jedem Angeklagten einen Vertheidiger gegeben und jeder Fall ward, wenn auch summarisch, doch wenigstens einzeln verhandelt. Jetzt nahm man eine angebliche Verschwörung in den Gefängnissen zum Vorwand, um auch diesen letzten Schein einer gerichtlichen Procedur abzuschaffen und Massen-

Digitized by Google

urtheile zu fällen. Jeden Morgen wurden nun auf gut Glück aus den verschiedenen Gefängnissen sechzig Gefangene genommen, nach der Conciergerie gebracht, Alle zusammen von zehn bis zwei Uhr verhört und verurtheilt, und um vier Uhr kamen die Wagen, welche sie nach dem Hinrichtungsplatz beförderten. Das schaffte Raum; aber es war zugleich auch so gräßlich, daß die Blutrichter selbst es zuletzt nicht mehr ertragen konnten. In der „Geschichte der Gefängnisse von 1793" wird erzählt, daß Haly, der Kerkermeister des Collége du Plessis, eines Tages in jener Zeit zu Fouquier Tinville, dem öffentlichen Ankläger, kam, um seine Befehle für die Listen des folgenden Tages entgegenzunehmen. Er fand ihn ausgestreckt auf dem Boden, bleich und wie vom Dunste des Blutes betäubt. Seine Kinder spielten mit ihm und wuschen den Schweiß von seiner Stirne. Als der Gefängnißwächter ihn fragte, da rief er: „Laß mich, Haly; ich bin dem Dinge nicht mehr gewachsen — ach, welch ein Amt!" Dann aber, sich auffassend, setzte er hinzu: „Geh zu meinem Secretair; ich muß sechzig haben — gleichviel wen, er mag sie sich auswählen." Klingt das nicht wie ein gespenstisches Echo aus La Roquette?

So ging den drei Dulderinnen des Luxembourg eines Tages der Marschall und die Marschallin von Mouchy voran. Als das greise Paar seinen Weg antrat, bildeten die übrigen Gefangenen respectvoll Spalier und einer von ihnen rief: „Courage, Monsieur le Marechal!" Der alte Soldat wandte sich um und erwiederte in einem festen Tone: „Mit siebzehn ging ich in die Schlacht für meinen König, und nun fast achtzig alt, werde ich das Schaffot besteigen für meinen Gott; meine Freunde, ich bin nicht zu bemitleiden."

Vater Carrichon gab den Beiden das Geleite. Die drei Damen aus dem Hôtel de Noailles hatte er nicht mehr gesehen, seit sie daraus entfernt worden, und er sollte sie auch nicht wieder sehen, bis zu der verabredeten Zeit.

Am 3. Thermidor (21. Juli) kam die Reihe an die Marschallin von Noailles, die Herzogin von Ayen und die Vicomtesse. Die Gefangenen sollten um fünf Uhr Nachmittags nach der Conciergerie abgeholt werden, und die Herzogin erwartete diesen Augenblick, indem sie in Thomas a Kempis' „de imitatione Christi" las. Als der Gefangenwärter eintrat, schrieb sie hastig auf ein Blatt Papier die Worte: „Meine Kinder, habet Muth und betet" — legte das Blatt, als Merkzeichen, an die Stelle, wo sie zu lesen aufgehört, und gab das Buch einer ihrer Mitgefangnen, der Herzogin von Orleans, mit der Bitte, wenn sie sie überleben würde, das Andenken ihren Kindern zu überbringen. Die Herzogin von Orleans, die Großmutter des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville, hat den Auftrag erfüllen können, und das Gebetbuch, welches noch die Thränenspuren Derjenigen trägt, die bis zu ihrem Tode darin gelesen, befindet sich, wie sie es gewünscht, im Besitz ihrer Nachkommen.

Nach einer schlaflosen Nacht in der Conciergerie standen die drei Damen um sechs Uhr auf; und Frau von Noailles, nachdem sie sich selbst angekleidet, kleidete nun auch die Marschallin an, welche wegen ihres hohen Alters so schwachsinnig geworden, daß sie nicht wußte, was vorging und die Anklageacte in ihren Händen zerknitterte, ohne eine rechte Ahnung von dem schrecklichen Inhalte derselben zu haben. Dann machte Frau von Noailles ihrer Mutter das Haar und sagte: „Muth, Mama; nur noch eine Stunde!" Es schlug neun Uhr; die Beamten kamen und um zehn Uhr standen die Opfer

Digitized by Google

vor ihren Richtern. Der Präsident Dumas beschuldigte die Herzogin von Ayen, an der Verschwörung der Gefangenen im Luxembourg betheiligt gewesen zu sein. Die arme Frau verstand ihn nicht — sie war taub! Als irgend Einer von den Beisitzern ihn darauf aufmerksam machte, erhob der Präsident seine Stimme und schrie mit einem rohen und ironischen Tone: „Eh bien, citoyenne, tu as conspiré sourdement!"*) Ein furchtbares Gelächter der anderen Richter und der Geschworenen erfolgte hierauf, erzählt ein Augenzeuge, und zehn Minuten später war das Urtheil gefällt, ohne die beiden Anderen auch nur einmal verhört zu haben — eine kindische Greisin, eine taube Frau und eine junge Mutter, die kein anderes Verbrechen begangen, als sich von diesen Beiden nicht haben trennen zu wollen, waren zum Tode verurtheilt!

Am Morgen des 22. war der Hofmeister von Frau von Noailles' Kindern zu Vater Carrichon gekommen, um ihm mitzutheilen, was geschehen und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Hier mögen nun des Abbé's eigene Worte folgen: „Zwischen Eins und Zwei begab ich mich nach dem Palais de Justice. Ich versuchte hineinzukommen, aber es war vergeblich. Ich verschaffte mir Informationen von Jemandem, der gerade vom Tribunal kam, und nach dem, was mir erzählt ward, konnte ich nicht länger mehr zweifeln. Ich entfernte mich hierauf, ging meinen Pflichten nach, die mich in das Faubourg St Antoine führten, und kehrte langsam und unentschlossen gegen fünf Uhr zurück. Noch deutete Nichts auf die Abfahrt der Gefangenen, und so stieg ich traurig die Stufen der Sainte Chapelle empor, ich schritt die großen Hallen auf und ab, ich setzte mich, ich stand wieder auf, ich sprach mit Niemandem. Von Zeit zu Zeit warf ich einen bekümmerten Blick nach dem Hof, ob dort irgendwelche Vorbereitungen zu sehen wären . . . Endlich, aus zwei oder drei Symptomen schloß ich, daß die Gefängnißthür geöffnet werden würde. Ich ging die Stufen hinab und stellte mich so nah als möglich an das Thor, durch welches die Verurtheilten kommen mußten; seit vierzehn Tagen war es unmöglich, in den Hof zu gelangen. Der erste Karren war rasch gefüllt und nahte sich mir; es waren acht Damen darin, von denen ich sieben nicht kannte, die letzte, der ich sehr nahe stand, war die Marschallin von Noailles. Da ich ihre Schwiegertochter und ihre Enkelin nicht wahrnahm, so fühlte ich einen Schimmer von Hoffnung; doch ach! — im nächsten Augenblick sah ich sie schon in den zweiten Wagen steigen. Die Vicomtesse de Noailles war in Weiß und erschien höchstens wie eine Vierundzwanzigjährige. Die Herzogin d'Ayen machte den Eindruck einer Vierzigjährigen; sie trug einen blau- und weißgestreiften Morgenanzug und ich konnte sie auf einige Entfernung erkennen. Sechs Männer stiegen nach ihr ein; die beiden Ersten rückten ein wenig von ihnen ab, als ob sie es ihnen bequem machen wollten — ein Zeichen von Aufmerksamkeit und Respect, welches mich rührte. Kaum daß sie saßen, so begann die Tochter ihrer Mutter schon all' jene Zärtlichkeit, jenes innige Mitgefühl zu zeigen, wie sie dies in ihrem ganzen Leben gethan. Ich hörte Jemanden neben mir sagen:

*) Man erzählt dieselbe Geschichte, nur wenig verändert, von Fouquier Tinville und der letzten Aebtissin von Montmartre, einer achtzigjährigen, blinden und tauben Frau aus dem Hause der Montmorency. Doch glauben wir, nach dem Zeugniß der vorliegenden Memoiren, sie in der oben mitgetheilten Form für die Herzogin d'Ayen vindiciren zu müssen, wenngleich es immerhin möglich ist, daß Fouquier Tinville den herrlichen Witz des Präsidenten Dumas noch einmal gemacht hat!

Digitized by Google

„Sieh Dir einmal das junge Frauenzimmer an, wie sie mit der andern spricht; sie scheint nicht besonders niedergeschlagen zu sein.“ Ich bemerkte, wie sie sich nach mir umsahen; ich meinte zu hören, wie sie sagte: „Mama, er ist nicht da.“ . . . „Blick noch einmal hin“ . . . „Mir entgeht Nichts; ich versichre Dich, er ist nicht da“ . . . Sie hatte vergessen, daß ich ihnen hatte sagen lassen, es sei unmöglich, in den Hof zu dringen. Der erste Wagen blieb wenigstens eine Viertelstunde neben mir. Dann fuhr er mir voraus und der zweite Wagen war auf dem Punkte, an mir vorbeizukommen. Ich bereitete mich auf diesen Augenblick vor — der Wagen fuhr vorbei, sie sahen mich nicht. Ich ging nun in den Justizpalast hinein, machte einen Umweg, kehrte nach dem Pont-au-Change zurück und stellte mich dort auf einen besonders sichtbaren Platz. Madame de Noailles schaute nach allen Seiten umher, kam an mir vorüber, sah mich aber nicht. Ich war beinahe versucht, den Gedanken aufzugeben. „Ich habe gethan, was ich konnte“, sagte ich, indem ich weiter vordrang, „die Menge wird immer größer werden, — ich kann es nicht vollführen, meine Kräfte verlassen mich.“ Ich wollte mich eben entfernen, als ich wahrnahm, wie der Himmel sich verdunkelte und der Donner ward in der Entfernung gehört. Ich dachte, daß ich es nun noch einmal versuchen wolle. Durch verschiedene Nebenstraßen erreichte ich die Rue Saint Antoine, jenseits der Rue de Fourcy, fast gegenüber dem allzuberühmten Gefängniß la Force, und ehe die Wagen ankamen.“

Das Wetter brach los. Es regnete in Strömen. Die Donnerschläge folgten einander rasch und der Sturm schwoll zu einem förmlichen Orkan an. Diejenigen, welche aus bloßer Neugierde gekommen waren, stoben nach allen Richtungen auseinander, und Diejenigen, welche in den Häusern waren, schlossen Fenster und Thüren. Die Todesprocession, von aller Welt verlassen, schritt die nunmehr ganz verödete Straße entlang, ohne irgendwelche Rücksicht auf Ordnung.“

Vater Carrichon fühlte daher seinen Muth neu belebt, und indem er den Thorweg eines Ladens, unter welchem er Schutz gesucht, verließ, erschien er plötzlich unter den Soldaten der Escorte, welche, bei der Verwirrung, in die sie selber gerathen waren, ihm wenig Aufmerksamkeit zollten. Da sah ihn die Vicomtesse de Noailles und ihre Augen zum Himmel erhebend, schien sie zu sagen: „Da bist Du endlich“; weil jedoch ihre Arme, wie die aller ihrer Leidensgefährten, hinter dem Rücken zusammengebunden waren, konnte sie sich zu ihrer Mutter nur hinüberlehnen und flüsterte ihr in's Ohr. Ein himmlisches Lächeln erhellte das Antlitz der Herzogin. Der Priester ging zu dem Wagen heran, ohne sie anzureden; aber sie sahen einander an und verstanden sich.

„In diesem Augenblicke hörte meine Unentschlossenheit auf“, fährt der Abbé fort. „Ich war erhitzt von der Anstrengung und durch und durch naß vom heftigen Regen, aber ich dachte nicht mehr an Das, was ich that, und fuhr fort, dicht neben ihnen zu gehen. Die Wuth des Unwetters hatte ihre Höhe erreicht, der Wind tobte, die Damen im ersten Wagen litten furchtbar, besonders die alte Marschallin. Ihre große Haube ward zurückgeworfen, so daß ihr graues Haar zum Vorschein kam; sie zitterte auf ihrer elenden hölzernen Bank ohne Lehne und ihre Hände waren hinter ihr festgebunden. Der Himmel wurde ganz schwarz und der Regen goß noch gewaltiger herab.

Wir erreichten die Kreuzwege vor dem Foubourg Saint Antoine; ich

Digitized by Google

ging zuerst voran und indem ich mich umsah, sagte ich mir, daß dies der beste Platz sein würde."

Der Abbé trennte sich hierauf von dem Zug, stand einen Augenblick still und machte der Vicomtesse de Noailles, indem er sich nach ihr umwandte, ein Zeichen, welches sie vollkommen verstand: „Mama, Vater Carrichon ertheilt uns die Absolution." — Dann beugte sie ihr Haupt mit einem Ausdruck von Reue, rührender Ergebung und Hoffnung, während er seine Hand erhob und sie ausbreitete . . .

„Dies Alles geschah unter zuckenden Blitzen und rollendem Donner, als ob das Gewitter gesandt worden wäre, um mir die Ausführung meines Versprechens leichter zu machen. Denn sobald ich es erfüllt hatte, begann der Sturm sich zu legen, der Regen hörte auf, der Himmel ward hell und die Menschenmenge drängte sich wieder um die Wagen.

„Endlich kamen wir an dem verhängnißvollen Ort, bei der Barrière du Trône an; das Schaffot war in Sicht, die Cavallerie und Infanterie umgab es und weiterhin drängten sich die Zuschauer. Ich zitterte; ich sah den Henker und seine zwei Gehülfen, von welchen mir der eine namentlich auffiel wegen seiner ungewöhnlichen Größe, wegen der Gleichgiltigkeit, mit der er seine Arbeit that, und wegen der Rose, die er dabei im Munde hatte . . . Ich gewahrte, wie die Vicomtesse sich wieder nach mir umsah; ihre Augen waren auf mich gerichtet und ich hörte sie sagen: „Unser Opfer ist vollbracht; wie viele Theure lassen wir zurück — aber wir vergessen sie nicht — bringen Sie ihnen unser letztes Lebewohl — mögen wir uns im Himmel wiedersehen — Adieu!" . . . Die Marschallin setzte sich, von ihrem hohen Alter niedergebeugt, auf ein hölzernes Bänkchen neben der Guillotine. Ihre Augen waren zu Boden gesenkt, doch sie schien vollkommen ruhig, trotz der Insulte, welche einige Elende gegen sie richteten. Sie war die Dritte, welche das Blutgerüst bestieg. Sechs Damen folgten ihr, dann kam die Reihe an die Herzogin d'Ayen. Ihr Benehmen war ruhig und edel; sie ging zum Schaffot, wie sie früher zum Altar gegangen war. Sie hatte Diejenigen, welche ihr vorangegangen waren, mit Worten ermuthigt; und sie war nun ein Beispiel für die Anderen. Als sie auf dem Schaffot war, riß ihr der Henker die Haube ab, welche noch mit einer Nadel an ihrem Haar befestigt war; der Schmerz, den sie dabei litt, malte sich auf ihrem Gesicht, aber er machte fast augenblicklich wieder jenem Ausdruck engelhafter Milde Platz. Ihre Tochter hatte das Glück, fast unmittelbar nach ihr hingerichtet zu werden. Gleich ihrer Mutter bemühte sie sich, ehe sie starb, ihre Leidensgefährten zu belehren, namentlich einen jungen Mann, den sie lästerliche Worte hatte sprechen hören; und mit dem Fuß schon auf der Leiter, wandte sie sich noch einmal nach diesem um und rief in einem flehenden Tone: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, bitt' ihn um Verzeihung!"

Dies waren ihre letzten Worte.

Und dieses Bild, unter Blitz und Donner und dem Toben aller Elemente gleichsam von dem Himmel selbst gezeichnet, war es, welches den Hinterbliebenen fortan vor der Seele stand. Frau von Montagu, zerknirscht und im Innersten gebrochen, ging hin, um in der Einsamkeit des Exils, wie in der Wüste, zu trauern; und der Herzog d'Ayen, eine der Hauptstützen des Legitimistenadels, nachdem er die Mutter, die Gattin und die Tochter auf so schreckliche Weise verloren, ging hin, um sich kurze Zeit darauf — zum zweiten Mal zu verheirathen. (Schluß im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Karl Friedrich Lessing.

Von Wolfgang Müller von Königswinter.

Les extrêmes se touchent. Die Gegensätze berühren sich bei den Menschen und auch in den menschlichen Zuständen, ja sogar in Kunst und Poesie, welche doch gewisse ewige Regeln für sich in Anspruch zu nehmen pflegen. Welche Wandlungen haben wir gerade auf diesem geistigen Gebiete im letzten Jahrhundert erlebt! Lessing, Goethe und Schiller brachten uns den classischen Idealismus. Und dennoch folgte dieser Periode die Romantik. An die antike Klarheit reihte sich die mittelalterliche Verdüselung der Tieck-Schlegel'schen Schule. Wie war das möglich? Gerade weil wir allmälig zu hellenisch geworden, und weil wir das christlich-germanische Element, welches tief in unserer deutschen Volksseele wurzelt, vernachlässigt hatten, machte sich ein jäher Umschlag geltend. Freilich waren die Romantiker nicht im Stande, das zu erreichen, was erreicht werden mußte, um die Nation mit sich fortzureißen. Sie verfielen in mittelalterliche, romanisirende Anschauungen und haben nicht wenig zu den ultramontanen Bestrebungen mitgewirkt, welche noch in der Gegenwart so viele Köpfe verwirren. Statt für das deutsche Volksthum arbeiten sie schließlich für die römische Kirche. Nur einige wenige hervorragende Geister, welche auf dem Boden der Romantik standen, rissen sich in Charakter und Gesinnung aus der allgemeinen drohenden Versumpfung heraus und blieben auf dem Boden einer gesunden nationalen Anschauung und eines klaren Naturgefühls. Unter den Poeten gehört hierher namentlich Ludwig Uhland, unter den Musikern K. M. von Weber und unter den Malern wenigstens zum Theil Peter von Cornelius. In ihren Werken herrscht wieder Klarheit und Maaß. Sie sind es, welche die Umkehr vorbereiten.

Am Schlusse der romantischen Periode vollzieht sich der angebahnte Umschwung aber in der jähesten Weise. Namentlich die Literatur springt mit einem Satze in den krassesten Realismus. Der hauptsächlichste Vertreter dieser Richtung ist Heinrich Heine, in dem die Gegensätze sich in der auffälligsten Art berühren. Er hat seinen Geist mit den Bildern und Formen der Romantiker getränkt, aber er ist zugleich ein wilder ungezügelter Sohn des Lebens. Hier der süße Duft der blauen Blume, dort bösartiges Gift, hier fromme Glockentöne aus der verlornen Kirche, hier Spott, Hohn und Ironie, hier holde Naturandacht, dort Mist und Koth. Eine eigenthümliche Erscheinung, hier voll von feinem Esprit, dort voll trunkener dämonischer Wüstheit, machte er in der damaligen Zeit einen merkwürdigen Eindruck und riß namentlich die Jugend mit sich fort, deren Geschmack er auf Jahrzehnte verdarb. Ueberhaupt ist dieser Dichter bedeutend überschätzt worden. Schon heute macht sich allerwärts eine Reaktion gegen seine Art und Weise geltend. Eine ähnliche Wandlung zeigt sich bei Karl Immermann. In seinen ersten Erzeugnissen übertiedt er den Tieck. Sie sind schon heute nicht mehr genieß-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Friedrich Lessing.

Digitized by Google

bar. Dann dichtet er den Münchhausen, in dessen satyrischem Theile noch der alte Teufelsspuk herrscht, der aber zugleich das Urbild aller deutschen Dorfgeschichten in dem Idyll von der blonden Lisbeth und darin eine Perle der deutschen Dichtung enthält. Er schreibt seine trefflichen Memorabilien, er beginnt seinen Tristan und Isolde — und stirbt, nachdem er eben die Romantik verlassen und die Fahne des Realismus, freilich auf dem Boden der Romantik, entfaltet hat.

Der Realismus lag damals in der Luft. Ein Funke — und die Flamme loderte empor. Die junge Malerschule, welche seit 1826 in Düsseldorf unter Wilhelm Schadow aufblühte, hatte einen wesentlich romantischen Charakter. Der Meister hielt seine Jünger freilich an, die Natur zu studiren, aber er war in tiefster Seele Romantiker vom reinsten Wasser. Alle Werke, welche damals das Licht erblickten, beruhten auf romantischen Anschauungen und Traditionen. Und nun trat auch hier der Realismus plötzlich in seine Rechte. Daß er es that, war eine Naturnothwendigkeit. Allerdings blieb der Grund und Boden, auf dem das Wunder geschah, noch der alte. Er wählt sich den Stoff aus den Produkten der jüngsten Vergangenheit, aber er tritt plötzlich mit einer durchaus neuen Darstellung auf, welche unmittelbar aus dem strengsten Studium der Natur entsprang und durchaus individuell war. Ihr erster und bedeutendster Vertreter ist Karl Friedrich Lessing.

Ich war damals als Knabe nach Düsseldorf gekommen und erinnere mich noch lebhaft des Eindrucks, den die ersten Ausstellungen der Werke der neuangekommenen Maler auf das Publicum machten. Man nahm an allen Arbeiten den lebhaftesten Antheil, aber Lessing wurde doch sofort als das größte Talent der Schule angesehen. Die meisten Entwürfe der Bilder, welche in jener Zeit das Tageslicht erblickten, waren der Dichtung entnommen. Man wendete sich mit besonderer Vorliebe der Ballade zu. Schadow malte die Mignon, Hübner den Fischer von Goethe. Lessing wählte das Schloß am Meer von Uhland und machte daraus „das trauernde Königspaar." Dann zeichnete er sich durch seine „Leonore" nach Bürger aus. Aber das waren keine verallgemeinerten gespensterhaften Gestalten, das waren Menschen von Fleisch und Blut. Auf dem letzten Bilde hatte sich der Künstler selbst hingestellt, wie er leibte und lebte, und zwar in der Gestalt des jungen Mannes, welchen Leonore fragt „Ist Wilhelm untreu oder todt?" Und welch ein schöner Jüngling war Lessing, mit seinen blonden langen Haaren und mit seinen klaren tiefbeobachtenden Falkenaugen! Und dieser Jüngling malte zugleich die schönsten Landschaften, welche aus der Schule hervorgingen. Es waren Bilder vom Rhein, von der Ahr, aus der Eifel mit schroffen Felsen und phantastischen Burgen, mit tiefeingeschnittenen Thälern, mit fernen Gebirgszügen. Und wie seltsam melancholisch erschienen sie in ihren Stimmungen! Wehmuth, Sehnsucht, Träumerei schlichen sich in die Herzen. Alles hochromantisch im Gefühl, aber in der Ausführung von der feinsten Naturtreue. Der Künstler verstand den Stein, er verstand die Vegetation vom höchsten Baum bis zum schlankſten Halm, er verstand den Lauf des Wassers, er verstand den Zug der Wolken in einer Weise, die ihm selber angehörte und die Niemand anders hatte. Kein Wunder, daß wir uns für den originellen jungen Künstler interessirten, der zugleich das zurückgezogenste Leben unter seinen Genossen führte, der gern allein durch die Gegend streifte, der im grünen Rock auf die Jagd zog und als ein scharfer Schütze bekannt war, obgleich es sich ihm noch mehr um das Studium der Natur handelte.

Digitized by Google

Er galt eben schon als ein erster Meister, da er noch im Jünglingsalter stand.

Natürlich zogen uns auch die Lebensschicksale eines so hervorragenden Mannes im hohen Maße an. Da hörten wir denn, daß der junge Künstler derselben Familie entstamme, welche unserer Literatur einen ihrer größten Dichter gegeben hat. Er ist nämlich ein Großneffe Gotthold Ephraim Lessings. Sein Vater war Jurist und wohnte eine Zeitlang in Breslau, wo auch der Maler am 15. Febr. 1808 geboren wurde. Dann folgte er einem Rufe nach Polnisch-Wartenberg, wo er Kanzler der Standesherrschaft wurde und wohin ihm die Familie folgte. Der Knabe soll in seiner Jugend sehr still gewesen und erst im vierten Jahre sprechen gelernt haben. Auf der Schule zeigte er keine besonderen Fähigkeiten. Seine Fortschritte in den Wissenschaften waren gering, er verkehrte am liebsten mit der Natur und trieb Botanik und Mineralogie, aber er offenbarte zugleich ein auffallendes Zeichentalent. So bestimmte ihn der strenge Vater für das Baufach. Nachdem der Knabe eine Zeitlang das Gymnasium in Breslau besucht hatte, wurde er nach Berlin geschickt, wo er bei einem Oheim, dem Besitzer der Voß'schen Zeitung, ein Unterkommen fand. Wenn er nun auch seine architektonischen Studien auf der Bauakademie begann, so stellte sich doch bald heraus, daß er für dieselben ebensowenig geeignet war, wie für die Wissenschaften. Er warf sich nämlich mit der ausgesprochensten Vorliebe auf das Zeichnen, das er bei Professor Rösel lernte. Auf einer Reise nach der Insel Rügen, welche er damals unternahm, wurde er sich vollständig über seinen Beruf klar. Trotz aller Einwürfe und Ermahnungen seines Vaters verließ er das Baufach, um Maler zu werden. Außer Rösel wurde Dähling sein Lehrer. Schon mit seinem ersten Werke, „der Kirchhof", das noch in Berlin entstand und vom dortigen Kunstverein erworben wurde, erregte er das größte Aufsehen. In dieser Zeit ging Schadow mit seinen Schülern nach Düsseldorf. Lessing, dem es schließlich gelungen war, den Widerstand des Vaters zu brechen, folgte der jungen Schaar nach kurzer Zeit. Er war damals neunzehn Jahre alt.

Seine erste Absicht ging dahin, sich ausschließlich der Landschaft zu widmen. Schadow bewirkte indeß, daß er sich auch mit Figurenbildern beschäftigte. So entstanden denn gleich in der ersten Zeit „der Klosterhof im Schnee", welcher sich im Kölner Museum befindet, und „das trauernde Königspaar", das von der Kaiserin von Rußland erworben wurde. Beide übten durch ihre tiefempfundene Poesie einen unaussprechlichen Zauber. In der That ist auch die Landschaft, wie das Figurenbild aus dem innigsten deutschen Gemüth entsprungen. Wol klangen hier die alten Töne der Romantik in geheimnißvoller Weise, aber sie klangen rein, verklärt, gehoben durch die feinste Naturwahrheit. Bald darauf folgte die „Burg Rheinstein" für den Prinzen Friedrich von Preußen. Die Studien zu diesem Gemälde führten den Künstler an den Rhein, dessen Berge und Burgen, Felsen und Schluchten, Städtchen und Dörfer ihn in der Folge nicht mehr los ließen. Zugleich machte er Fahrten in das vulcanische Hochland der Eifel mit ihren ausgebrannten Kratern, Basaltkuppen, Kalksteinerhebungen, Maaren und endlosen Oeden. Aber er war auch ein Freund des Waldes und ging nun in den Solling an der Weser und in den Harz. Dort machte er seine Studien an uralten Eichen und schlanken Buchen, die Keiner schöner und charakteristischer zu poesievollen Waldbildern verwendet hat. Eine Eifellandschaft mit einem

Digitized by Google

brennenden Hause und einem erschlagenen Krieger besitzt das Städel'sche Institut in Frankfurt, und dort befindet sich als Ergebniß seines Aufenthaltes im Harze auch „die tausendjährige Eiche" mit einem Heiligenbilde, vor welchem ein Ritter mit seiner Dame kniet, während ihre Rosse am nahen Bache trinken. Ich nenne hier nur ein paar Landschaften aus der ersten Zeit, die Jedermann zugänglich sind. Andere befinden sich, aus dem Nachlasse des Consuls Wagner stammend, in der Nationalgalerie zu Berlin. Aber auch das Figurenbild wird nicht vernachlässigt. Seine zweite Arbeit auf diesem Felde, die 1832 fertig wurde, lehnt sich an Bürger's „Leonore" und kam in den Besitz Friedrich Wilhelm IV.

Nun wurde aber auch mit Ernst Geschichte getrieben. Der Dichter Friedrich von Uechtritz, der als Landgerichtsrath zu Düsseldorf angestellt war, nahm sich des jungen Künstlers mit Liebe und Hingebung an, gab ihm die nöthigen Werke an die Hand, las ihm vor und besprach auf langen Spaziergängen, die Beide in die Umgegend machten, die zu behandelnden Gegenstände. Dabei trat auch Meister Schadow ein, indem er Lessing Gelegenheit verschaffte, sich in einer größeren historischen Arbeit zu versuchen. Derselbe veranlaßte nämlich den Grafen von Spee, einen Saal des Schlosses Heltorf durch seine Schüler mit Frescobildern aus den Kreuzzügen ausschmücken zu lassen. Lessing erhielt den Auftrag die Schlacht von Ikonium zu malen. Eine andere Composition von seiner Hand, Herzog Friedrich in der Bresche, ist später von H. Plüddemann ausgeführt worden, weil Lessing das Frescomalen nicht behagte. Wenn der Künstler auch in manchen Zeichnungen, von denen ich noch reden werde, das frühere Mittelalter behandelte, so zog ihn sein Genius doch bald zu gewaltigeren Aufgaben hin. Er widmete sich nämlich in der Folge mit großer Vorliebe den Kämpfen zwischen Pabst und Kaiser, zwischen Kirche und Staat. Eine solche Richtung war nun freilich nicht nach dem Sinne seines katholischen Meisters Schadow, und es trat allmälig eine Kühle und Kälte zwischen Beiden ein, welche bis zum Tode des düsseldorfer Direktors dauerte. Lessing war nämlich eine durchaus freisinnige protestantische Natur und was seine Ueberzeugung anging, niemals zu Concessionen geneigt. Wenn Schadow sich auch mit den Gemälden aus den Kreuzzügen einverstanden erklärt hatte, so gingen ihm doch seine Hussitenbilder an das Herz. Gegen die Hussitenpredigt, die 1836 fertig wurde und in den Besitz des Königs kam, war nicht viel einzuwenden, denn sie hatte einen harmlosen Charakter, weil sie den religiösen Fanatismus in psychologischer Weise und ohne alle Gegensätze schilderte. Auch mit „Ezzelino im Kerker von Mönchen zur Buße ermahnt", welcher sich im Städel'schen Institut befindet, mochte es noch angehen, obgleich der verstockte, gottlose Sünder, der nichts von der Kirche wissen will, den Künstler offenbar am meisten interessirt und inspirirt hatte. Dann folgte aber 1840 „Die Gefangennehmung des Pabstes Paschalis durch Heinrich V." jetzt im Besitze des Directors Bendemann in Düsseldorf. Dieses Wagniß war schon bedenklicher. Als aber Lessing 1842 den „Huß vor dem Concil", welcher bekanntlich eine Hauptzierde der Frankfurter Sammlung ist, begann, da war es mit den alten Verhältnissen zu Ende. Lessing verließ nun auch die Akademie und richtete sich ein eigenes Atelier ein. Dort malte er 1844 Heinrich V., der im Bann der Kirche von den Mönchen des Klosters Prüfeningen zurückgewiesen wird, für den König von Hannover. Auch dieses Bild klerikaler Macht konnte den Meister nicht versöhnen, was der Schüler übrigens auch keineswegs im Sinne hatte.

Digitized by Google

Nun folgte 1850 „Huß auf dem Gang nach dem Scheiterhaufen", der aus der Hand des Consuls Böker in die Nationalgalerie zu Berlin übergegangen ist. Von dem Reformator Huß wandte er sich später zu dem Reformator Luther. „Die Verbrennung der päbstlichen Bulle zu Wittenberg, welche nach Newyork ging, wurde 1854 in Düsseldorf und die „Disputation Luthers mit Eck" 1866 in Carlsruhe vollendet. Dieses Kunstwerk schmückt gegenwärtig die dortige Galerie, und dort befindet sich auch das Kreuzfahrerbild „Pilger in der Wüste", das gleichfalls nach einer düsseldorfer Zeichnung bald nach seiner Uebersiedelung in die badische Residenzstadt angefertigt wurde. In die letzte Zeit seines düsseldorfer Aufenthalts fällt dann noch ein historisches Genrebild im Charakter des dreißigjährigen Krieges, welches uns einen Haufen Schützen bei der Vertheidigung eines Engpasses vorführt und das mit der Wagnerschen Sammlung in die Nationalgalerie übergegangen ist. Schließlich malte er in Karlsruhe noch den Mönch am Sarge Heinrich IV. nach einer Ballade von mir für das Museum in Königsberg.

Damit ist die Thätigkeit des Künstlers auf geschichtlichem Boden aber keineswegs erschöpft. Um sich einen rechten Begriff von der Fruchtbarkeit seines Compositionstalentes zu machen, muß man Gelegenheit gehabt haben, seine reichhaltigen Mappen anzusehen. Da finden wir Heinrich IV. auf der Flucht von der Harzburg und Ernst von Meißen im Kampf gegen die Slaven. Ein wunderbar schönes Blatt ist der Einzug der Kreuzfahrer in Jerusalem. Interessant sind ferner die Demüthigung der Mailänder durch Friedrich Barbarossa und der Tod Friedrich II. aus dem Hause der Hohenstaufen. Die Hussitenbilder werden ergänzt durch die Erstürmung des Prager Rathhauses unter Ziska. Andere mehr figürliche Bilder möchte ich gemalte Balladen nennen. Es gehören dahin seine Räuberbilder, sein Mönch, der von einem Chorknaben begleitet, das Abendmahl zu einem Kranken trägt, die Entführung eines polnischen Prinzen, ein polnisches Lagerfeuer, sein guter Kamerad nach Uhland, sein Harras, der kühne Springer nach Körner und seine Zeichnungen zu Walter und Hildegunde.

Ueber den Werth der Lessingschen Historienbilder gehen die Meinungen sehr auseinander. Die alten Romantiker finden seine Arbeiten zu realistisch, die Realisten finden sie oft zu romantisch. Beide machen ihm auch wohl den Vorwurf, daß er in seinen Compositionen die dargestellten Momente nicht umfassend genug ergreift und daß ihnen das eigentliche leidenschaftlich-dramatische Leben fehlt. Der letztere Einwand ist allerdings nicht ganz ungegründet, obgleich der Künstler in seiner Gefangennehmung des Pabstes Paschalis durch Heinrich V. ein durchaus vollendetes Gemälde geliefert hat. In seinem „Gang des Johannes Huß zum Scheiterhaufen" und in der „Verbrennung der päpstlichen Bulle durch Luther" dürfte die Handlung allerdings bewegter sein. Man darf aber nicht vergessen, daß die meisten seiner größern Bilder, wie Huß vor dem Concil und Luthers Disputation mit Eck, zuständlicher Natur sind. In anderen behandelt er oft nur nebensächliche Momente. Die Fehler des Künstlers, wenn sie überhaupt so genannt werden können, sind aber überhaupt Fehler der Zeit. Als Lessing seine Laufbahn begann, waren wir ein durchaus zerrissenes Volk. Es fehlte uns an allem politischen und also auch an allem geschichtlichen Leben. Wir hatten nicht einmal eine allgemeine Geschichtsschreibung, die überhaupt auch heute erst in den ersten Anfängen begriffen ist. Die besten Resultate wurden noch auf dem Gebiet der Detailforschungen erzielt. Und Lessing ist im

Digitized by Google

Ganzen und Großen noch in diesen Detailforschungen befangen. Man rede hier nicht von den großen Staatsaktionen, die aus der münchener Schule hervorgegangen sind und denen es, so elegant sie auch gruppirt sein mögen, an allem individuellen Leben mangelt. Der einzige moderne Geschichtsmaler ist überhaupt Adolf Menzel, aber er hat sich in weiser Beschränkung vorzugsweise als Specialist der preußischen Geschichte hervorgethan. Preußen, dieser junge Staat des deutschen Nordens besitzt seine Geschichte, ganz Deutschland hat sie vorläufig noch nicht und es wird noch lange dauern, bevor es sie erhält. Wie anders steht ein Franzose wie Paul Delaroche, der Vergangenheit seines Volkes gegenüber! Dort geht Alles ineinander, bei uns geht Alles auseinander. Dennoch wird Lessing stets als der erste Maler genannt werden müssen, welcher es unternommen hat, die alten Thaten der Nation mit modernem Geiste zu erfassen und sie nicht in verallgemeinerten schemenartigen, sondern in individuellen lebensvollen Gestalten seiner Zeit vorzuführen. In der That kann man auch keine vollendetern Persönlichkeiten von Kopf bis zu den Füßen sehen, als sie uns namentlich in seinem Huß vor dem Concil entgegentreten. In ihnen ist alles unmittelbarste Natur. Fast noch interessanter als die Bilder sind die Studien zu denselben, welche sich in seinen Mappen finden. Er hat keinen Kopf und keine Figur dargestellt, zu welcher nicht die sorgfältigsten Zeichnungen vorhanden sind. Und dadurch erhalten denn auch seine Gestalten ihren eminent individuellen Charakter. Auf dieses Gebiet gehört dann ferner eine Menge von Zeichnungen nach der großen Schaar seiner Freunde, die theilweise gezeichnet, theilweise gemalt die Räume seiner Wohnung schmücken.

Nicht allein nach meiner persönlichen, sondern nach der allgemeinen Meinung steht Lessing aber am höchsten in seinen landschaftlichen Bildern. Der Künstler ist vor allen Dingen Lyriker, und so kann er sich auf diesem Gebiete auch mit der größten Freiheit bewegen. Hier ist er innig, ursprünglich, eigenthümlich, wie kein anderer, ein echter deutscher Poet von unendlicher Gemüthstiefe, immer ein Anderer und doch wieder derselbe. Seltsame Schauer, Melancholie, Träumerei, Sehnsucht, Andacht durchströmen die Seele vor seinen wunderbaren Offenbarungen der Natur. Was die Gegenden angeht, die er uns vorführt, so sind es zunächst Motive aus jenen Strichen, in denen er seine Jugend verbracht hat, nämlich stille Kieferwaldungen, Haiden und Wiesen mit schleichenden Bächen aus seiner ostdeutschen Heimat. Aber diese Erinnerungen kommen doch weniger zur Gestaltung, als der Rhein und die an ihn grenzenden Landstrecken. Besonders in der ersten Zeit seines düsseldorfer Aufenthaltes übt die Romantik des deutschen Stromes ihren unverkennbaren Einfluß. Er malte damals vorzugsweise alte Burg- und Klosterruinen in phantastischer Umgebung. Dann sehen wir eine Reihe von tiefeinsamen Eifelbildern mit nackten Felsen, weiten Oeden und stillen Bergseen. Und nun wandert er zu den stolzen Wäldern des Harzes, an dessen nördlichen Abhängen er oft die Sommerzeit zubringt. Es sind immer wieder echt deutsche Vorwürfe, denen er sich zuwendet. Wie andere Landschaftsmaler hat er nie irgend eine Sehnsucht nach Italien empfunden. Er war kaum dahin zu bringen, die Schweiz zu sehen. Als er Düsseldorf verlassen und nach Carlsruhe gegangen war, hat er freilich auch Bilder aus dem Schwarzwalde gemalt, sie sind ihm aber nicht in gleicher Weise gelungen und er ist stets wieder zu den alten Motiven zurückgekehrt. On revient toujours à ses premiers amours.

Digitized by Google

Was seine Landschaften noch ganz besonders auszeichnet, das sind die eigenthümlichen Staffagen, mit denen er sich zu schmücken und zu beleben weiß. Er erzählt uns in denselben gewöhnlich eine kleine Novelle, die sich freilich der Beschauer nach seinem eignen Sinne deuten muß. Dieselben lassen uns meistentheils die alten romantischen Neigungen des Künstlers erkennen. Auf seinen polnischen Bildern sehen wir vorzugsweise Slaven, für deren Physiognomie und Costüme er sich ein wunderbares Gedächtniß bewahrt hat. In seinen großdeutschen Gemälden begegnen wir rheinischen Rittern, Frauen und Mönchen, aber auch Räubern und Schleichhändlern. Ich erinnere hier nochmals an die Frankfurter Bilder. Oft begnügt er sich, einen Hirsch oder einen Adler in das Bild zu stellen. Es muß aber immer ein heroisches Thier sein. Ich glaube, daß er nie ein Hausthier gezeichnet hat. Mitunter spielt die Staffage auch eine größere Rolle, wie in der Vertheidigung eines Kirchhofes, die sich in der städtischen Sammlung zu Düsseldorf befindet und die jedenfalls zu seinen eigenthümlichsten und gelungensten Werken gehört, und in den Mönchen, die ihr brennendes Kloster verlassen. Bedeutende Kunstkritiker haben diese Neigung des Künstlers, die Naturstimmung durch genrehafte Vorgänge zu beleben, getadelt. Ich kann mich ihnen nicht anschließen, zumal da Lessing diese Seite seiner Kunst in so origineller Weise behandelt und da sie naturgemäß aus seiner eignen Naturauffassung hervorgeht und mit derselben verwachsen ist. Wir haben es hier nicht mit conventionellen überflüssigen Dingen, sondern mit wahrhaften poetischen Ausströmungen zu thun, die überall die Eindrücke erhöhen. Und wer möchte nicht auch gerne zu gleicher Zeit den Landschaftsmaler als Geschichtsmaler bewundern?

Denn es muß noch ganz besonders hervorgehoben werden, daß der Künstler eine höchst ausgezeichnete Technik zu eigen hat. Die Gruppirung in seinen figürlichen Bildern wie in den Landschaften bewegt sich stets in wohlgeordneten und schönen Linien. In der sichern, festen männlichen und dabei eleganten und charakteristischen Technik wird er nicht leicht von irgend einem Zeitgenossen übertroffen. Was die Malerei angeht, so mögen ihn manche jüngere Künstler in Folge vielfacher Erfahrungen in der Farbengebung übertreffen, er zeichnet auch mit dem Pinsel noch, wo andere schon malen, aber sein Colorit ist doch in der Regel überraschend in den Tönen. Seine Farben sind kräftig und ernst. Man erkennt ihn in seinen Arbeiten auf den ersten Blick, dabei zeichnet und malt er nichts, wovon er sich nicht vorher die strengste Rechenschaft bis in das kleinste Detail abgelegt hat. Ueberhaupt ist er in seiner Kunst ein ganzer und dabei ein durchaus deutscher Mann. Er schöpft nur aus der deutschen Geschichte, denn auch seine Hussitenbilder gehören, da Böhmen ein Theil des Reichs war, auf dieses Gebiet, er wird nur durch die Natur des Vaterlandes zu seinen Landschaften begeistert.

Und wer ihn kennt, der muß ihm auch das Zeugniß geben, daß er im Leben ein ganzer deutscher Mann ist. Ich selber preise es als ein Glück, daß ich schon früh in nähere Verbindung mit diesem herrlichen Künstler gekommen bin. Mein Schwager Jacob Becker brachte mich zuerst mit ihm zusammen, als ich noch Student war. Ganz Deutschland kannte und verehrte Lessing schon damals, und doch wie schlicht, treuherzig, wohlwollend nahm er mich, der ich doch viel jünger war, auf! Er wohnte in jener Zeit auf der Kasernenstraße und führte ein einsames Junggesellenleben. In dem großen Künstlerkreise verkehrte er im Ganzen wenig. Es war damals die Periode, wo er die meisten Compositionen zur Ausführung brachte. Aber

Digitized by Google

er ging auch oft auf die Jagd und hielt sich ein Pferd, das ihn täglich in die Umgegend trug. Diese Liebhaberei stammte noch aus seiner einjährigen Dienstzeit, die er kurz vorher als Ulan abgemacht hatte. In der Folge ließ er zwei jüngere Schwestern kommen, welche ihm die kleine Haushaltung in seiner Wohnung auf der Elberfelderstraße führten. Allmälig ging er nun, um den beiden Mädchen eine Freude zu machen, mehr in die Gesellschaft, ja er schaffte sich sogar Frack und Hut an, die ihm bis dahin gründlich verhaßt gewesen waren. Einige Jahre später verheirathete er sich mit Fräulein Ida Heuser aus Gummersbach, einer fröhlichen und leichtlebigen Rheinländerin, deren munterer Sinn und geistige Bedürfnisse ein heiteres geselliges Leben in das Haus brachten. Es stellten sich nun auch Kinder ein. Die Familie bezog zunächst eine größere Wohnung am Wehrhahn und später ein ganzes Haus in der Grünstraße.

Ich war dann vom Jahre 1842, wo ich mich in Düsseldorf niederließ bis 1853, wo ich nach Köln zog, Freund und Arzt der Familie und kam unausgesetzt in das Haus, das mir eines der liebsten geworden ist, welche ich auf meinem Lebensgange kennen gelernt habe. Lessing ist oft als ein düsterer melancholischer Mensch geschildert worden, denn man commentirte seine Gemüthsstimmung aus seinen ernsten Landschaften. Das war aber keineswegs der Fall. Allerdings ging er niemals gern in die große Gesellschaft. Auch verhielt er sich dort meistens schweigsam und passiv. Unter vier Augen und im kleinen Freundeskreise brach die Unterhaltung aber niemals ab. Wie viele gemüthliche Stunden habe ich nicht in seinem Atelier zugebracht, während er an der Staffelei stand und unverdrossen arbeitete! Wie angenehm waren die Ausflüge, die wir machten! Und wie hübsch verliefen die Abende, welche die Freunde in seinem Hause zubrachten, denn dasselbe war stets liebenswürdigster Gastfreundschaft geöffnet. Dann ging er stets selbst in den Keller und kam die Flaschen unter den Armen in das Zimmer zurück. Nach dem Abendbrod sorgte er für Cigarren. So haben wir oft im traulichen Gespräch behaglich bis in die tiefsten Nächte gesessen.

Unsere Unterhaltungen waren bunt und mannigfaltig. Frau Lessing liebte die Poesie und Musik. Lessing erging sich am liebsten auf historischem Gebiete und besaß eine Bibliothek der besten Geschichtsschreiber, in denen er unablässig studirte. Natürlich lag ihm das Mittelalter, das ihm die Stoffe für seine Kunst gab, zumeist am Herzen. Seine Detailkenntnisse in der alten Kaisergeschichte waren staunenswerth. Ganz besonders hatte er sich, wie ich schon bemerkte, den Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche gewidmet. Das brachte uns denn auch auf die Zustände der Gegenwart. In politischen Dingen war er freisinnig im besten Sinne des Wortes. Er wollte den Fortschritt, aber in den Schranken des Gesetzes. Seine Reformationsbilder wurden eine Zeitlang von den Ultramontanen heftig angefeindet, was ihm manche bittere Stunde gemacht hat. Obgleich er das menschenfreundlichste Gemüth von der Welt besaß, konnte er doch den Personen, die ihn in echt jesuitischer Weise angriffen, niemals verzeihen, weil er sich bewußt war, keinem zu weh und keinem zu wohl gethan zu haben. Seine Absicht ging nur dahin, geschichtliche Stoffe mit möglichst wirkungsvollen Conflikten zu liefern. Er achtete die Kirche als großartiges politisches Gebäude, aber er konnte ihre Auswüchse und Uebergriffe nicht preisen und hatte natürlich die größte Sympathie für jede Aeußerung der Gewissensfreiheit, wie sie besonders in Huß und Luther auftrat. Außer über die Geschichte unterhielt er sich am liebsten über

Digitized by Google

die Jagd, denn er war ein vortrefflicher Schütze mit der Kugelbüchse und der Schrotflinte. Im Sommer hatte er regelmäßig seine Schießübungen auf die Scheibe und im Herbste begab er sich meistens in den Harz oder in die Forsten bei Cleve, Neuwied und Wiesbaden, um das edle Weidwerk zu pflegen. Und so zeigte denn sein Haus auch eine Menge von Hirschgeweihen, die seiner Kugel als Opfer gefallen waren. Uebrigens dienten diese Jagdfahrten auch seiner Kunst. Er studirte dort mit dem Auge die Natur und behielt ihre Effekte mit bewundernswerthem Gedächtnisse fest, um sie später mit jener überraschenden Wahrheit auf die Leinwand zu fixiren.

Wie häufig ist es der Fall, daß jugendliche Erfolge, frühe Anerkennung und rasch eintretende Ehrenbezeugungen einem Künstler den Kopf verdrehen! Auf Lessings reine und edle Seele machten alle diese Dinge nicht den geringsten Eindruck. Er behandelte die hohen Personen, die ihn besuchten, nicht anders, wie jeden einfachen Menschen. Als er den Orden pour le mérite, dessen jüngster Ritter er war, von Friedrich Wilhelm IV. erhalten hatte, bat ich ihn bei einem Besuch, er möge mir die Decoration zeigen. Er wußte nicht, wo sie sich befand; und suchte lange in den Schubladen umher, bis seine Frau ihm auf die rechte Spur half. Dann brachte er mir das Kästchen, das ich öffnete. Während ich das Ehrenzeichen betrachtete, sagte er: „Jetzt mußt Du die innere Klappe öffnen". Ich that es und fand das dickseidene schwarzweiße Band, an dem der Orden getragen wird. „Nicht wahr", fuhr er fort, „das ist schön, so möchte ich eine Weste haben." Der reiche Stoff machte ihm fast noch mehr Freude als die Auszeichnung. Ich habe nie eine rührendere Bescheidenheit gesehen. Von seiner Kunst sprach er nur in der schlichtesten Weise. Es galt nie die Person, sondern nur die Sache. Im Jahre 1846 erhielt er einen Ruf als Director an das Städelsche Institut. Er lehnte ab und wir gaben ihm ein großes Fest. Auch bei dieser Gelegenheit, wo er den Mittelpunkt des allgemeinen Jubels bildete, mußten wir den schlichten, einfachen Meister bewundern.

Lessing hat bekanntlich niemals eine officielle Stellung an der düsseldorfer Akademie eingenommen. Allerdings paßte er auch nicht zu den Zwecken, welche Schadow verfolgte. Ueberdies fehlte es ihm für ein Lehramt an Mittheilsamkeit. Gleichwohl wirkte sein Beispiel in unbewußter Weise auf die Schule. Friedrich Funk, Wilhelm Pose, selbst W. Schirmer und A. Achenbach schlugen in ihren Arbeiten zunächst die Töne seiner landschaftlichen Romantik an. Die ersten Balladenmaler wurden gleichfalls von ihm influencirt. Emanuel Leutze malte, als er nach Düsseldorf kam, Bilder in der Auffassungsweise des Meisters. Seine realistische Behandlung der Individualität wirkte gleichfalls auf die Volksmaler. Und so sah ihn denn auch die Opposition, welche sich später gegen die katholisirende Richtung des Directors erhob, gewissermaßen als ihren geistigen Vertreter an. Er hat indeß niemals die Rolle des Bannerträgers übernommen. Nie ist eine Feindseligkeit oder Intrigue von ihm ausgegangen. Man gab ihm Ehrenposten im Malkasten und bei den Künstlervereinen, die er auch annahm, in denen er sich aber vor jeder agressiven Stellung hütete. Er war und blieb in allen Situationen gut und harmlos wie ein Kind. Neben seiner Kunst zog ihn am meisten das Familienleben an, in dem er als der beste Hausvater leibte und lebte.

Als ich 1853 Düsseldorf verließ, blieben wir auch fernerhin in den freundlichsten Beziehungen. Wir besuchten uns gegenseitig und sahen uns auch oft auf den Jagden der Umgegend. Im Jahre 1858 erhielt er einen

Digitized by Google

Ruf als Galeriedirector nach Karlsruhe. Die Stellung, welche nicht zu viel Arbeit brachte, ihn nicht von der Kunſt abzog und ihm durch ein entſprechendes Gehalt einen Rückhalt für das Alter bot, ſagte ihm zu und er nahm an, zumal da in jener Zeit viele Spaltungen in der düſſeldorfer Künſtlerſchaft herrſchten, welche das Leben nicht gerade angenehm machten. Seitdem iſt Leſſing nicht mehr an den Niederrhein gekommen. Ich bin ihm nur noch zufällig in Wiesbaden und auf dem großen Schützenfeſt zu Frankfurt begegnet. In Karlsruhe habe ich ihn regelmäßig verfehlt, ich ſah dort aber ſeine inzwiſchen herangewachſenen ſtattlichen Kinder in der behaglichen Wohnung neben der Kunſthalle. Sein älteſter Sohn iſt Bildhauer, ſein dritter Maler, beide zeigen Talent. Der zweite dient als deutſcher Officier und hat im letzten franzöſiſchen Kriege als tapferer Kämpfer für das Vaterland Wunden und Ehrenzeichen davon getragen. Seine einzige Tochter iſt mit K. Koberſtein, dem bekannten Verfaſſer Erich XIV., vermält.

Bei meinem letzten Beſuche hörte ich, daß er mit ſeinem dritten Sohne in der Eifel ſei, um landſchaftliche Studien zu machen. Ich ließ ihn durch ſeine Frau um ein Rendezvous bitten, ging für einige Tage nach Baden-Baden, beſuchte das neue Reichsland, hielt mich in Straßburg und Metz auf und kehrte über Trier durch die Eifel nach Hauſe zurück. In Geroldſtein verließ ich den Eiſenbahnzug. Welch eine wunderbare Gegend! Ich habe ſelbſt in Italien keine ſchöneren Felsformationen geſehen. Und dazu trat mir ein echt Leſſingſches Bild aus ſeiner beſten Zeit entgegen. Dieſelben Linien, dieſelben Höhenzüge, dieſelben Oeden, dieſelben Farben und Lichter. Und welche neue Freude als ich nun in dem alten Städtchen den alten Freund, der dieſe Gegenden ſo unübertrefflich gemalt hat, wiederſah! Wir hatten einen ſchönen Tag, den wir bei gutem Wein und Mahl und auf einem reizenden Spaziergang nach der Burg, die über dem Orte liegt, verbrachten. Und dabei daſſelbe ſchlichte einfache Gemüth, die treue Freundſchaft und der liebe deutſche Künſtler.

Digitized by Google

Die fliegende Post.

Novelle von **M. Goldschmidt.**

I.

Fritz Bagger hatte am Vormittage sein juristisches Examen mit Glück und Ehren beendigt; er sitzt jetzt auf seinem Zimmer, des Ausruhens bedürftig und dennoch zu aufgeregt, um Ruhe finden zu können. Alles in seinem Wesen, was der Gedanken- und Verstandeswelt angehörte, war erschlafft, aber ein lange niedergehaltenes Gefühl war mit Gewalt erwacht: ein Ziel war erreicht worden, er stand auf der Bergeshöhe, das Leben lag vor ihm, das Leben, das Leben! Er war einundzwanzig Jahre alt. Er mochte sich kehren, wohin er wollte, er mochte der Phantasie erlauben, irgendwelche Richtung des Compasses zu wählen: immer sah er am Horizont sanft glühende Wölkchen, aus denen eine undeutliche, aber süße, berauschende Verheißung von Glückseligkeit wellenartig in sein Herz drang. Er hielt die Hand vor die Augen, versuchte dem Unbestimmten Gestalt zu geben, und nach einer Weile sagte er: „Ja, und dann heirathet man."

„Ja, man heirathet", fuhr er fort; „aber wen?"

Seine Gedanken hatten jetzt eine bestimmtere Richtung, aber die Vision, die vor seinem innern Auge stand, nicht an Deutlichkeit gewonnen. Immer war der Horizont rosig gefärbt, und die Wölkchen waren Engelsgesichter geworden — nicht biblischer Engel, die ja weder Mann noch Weib sind, sondern engelgleicher Mädchen — keines aber trug ein bestimmtes Gepräge. Sie kannten ihn nicht und er kannte sie nicht. Es war ganz der wirklichen Wahrheit gemäß; er war Keiner mit Phantasie und Herzen zugethan, und jetzt sehnte er sich mit plötzlicher, einundzwanzigjähriger Gewalt nach Einer, der er sich vertrauend hinneigen, die des ganzen, selbstständigen Menschen, den er aus sich gemacht, würdig wäre, der er sich unbedingt hingeben und die ihm mit jener unsäglichen, zaubervollen Glückseligkeit vergelten würde, die, weil man so fest daran glaubt, auch in der Welt da sein muß.

„Ach, ich bin ein Narr!" sagte er, als er sich seines sehnsüchtigen Träumens bewußt wurde. Er suchte Etwas, um sich damit zu beschäftigen, wiederholte in Gedanken den Brief, den er seinen entfernt wohnenden Eltern geschrieben, sah ihre Freude beim Lesen, dachte an das kleine Gelage, das am Abend unter Kameraden stattfinden sollte — umsonst, die Stimmung kehrte zurück und bewältigte ihn, weil Frühling in seinem Innern war, weil das Leben in ihm lebte wie in Bäumen und Pflanzen im holden Monat Mai.

Sich aus dem Fenster biegend — er wohnte sehr hoch, unter dem Dach — ließ er den Wind seine Stirn kühlen. Allein, während der

Digitized by Google

Wind ihn kühlte, gab Das, was er unten sah, seiner Stimmung neue Nahrung. Da bewegte es sich, das Unbekannte, räthselhaft und verhüllt wie auf einem Maskenball. Welche Phantasie mochte sich im Kopfe unter jenem Strohhut bewegen, oder welches Herz unter den Falten jenes Shawls schlagen! Aber alle die Herrlichkeit gehörte wol schon einem Andern, — ach, ja, es waren gewiß viele Glückliche in der Welt — und selbst, wenn sie frei wäre und liebenswürdig, wohlerzogen, aus guter Familie, wer bürgte Einem dafür, daß man um ihretwegen nicht Sie, die Richtige, die Ersehnte, deren Abglanz auf den farbigen Wolken geleuchtet, aufgab? Oder wer bürgte dafür, daß man nicht auf irgend eine andere Weise sich irrte und täuschte?

„Oh, das Leben ist ein Spiel, ein grausames Spiel; denn für Jeden wird es nur einmal gezogen, und die ganze Persönlichkeit ist der Einsatz. Wehe dem Verlierenden!"

Fritz war unter diesen Betrachtungen ebenso trübe geworden als er zuvor hoffnungsvoll und froh gewesen; das Leben, das ihn eine halbe Stunde zuvor verheißend angelächelt, erschien ihm jetzt in Nebel gehüllt, zwecklos, schmerzhaft.

Er strich sich über die Stirn, schüttelte die Gedanken von sich ab, suchte wieder Etwas womit er sich beschäftigen könne, und wieder endigte er damit, daß er an's Fenster trat und hinausstarrte.

Ein Wirbelwind fuhr durch die Straße, riß Thore und Hausthüren auf und schlug sie zu, rüttelte an den Fenstern und führte eine Staubwolke hoch hinauf ihm entgegen. Er wollte zurücktreten, da sah er in der Wolke ein Stückchen Papier, das in seine Nähe gewirbelt wurde. Er schloß die Augen vor dem Staube, griff in die Luft und — fühlte das Papier in seiner Hand. Im nächsten Augenblicke war der Wind vorüber und der Himmel wurde heiter. Es schien ihm schicksalsschwer; das Blättchen mußte eine Absicht mit ihm, einen Sinn für ihn haben; das Unbekannte, das er zwar nicht mit bestimmten Worten angerufen, mit dem er sich aber so innig beschäftigt hatte, konnte ihm dasselbe nicht zufällig in die Hand gespielt haben, und mit klopfendem Herzen trat er in's Zimmer zurück, um die Botschaft zu lesen.

Die eine Seite des Papiers war ganz leer; auf der andern Seite stand in der Ecke das Wort „geliebt", und etwas weiter unten, wo die Unterschrift gewesen sein mochte, war die Hälfte abgerissen und nur die Buchstaben „geb" waren leserlich.

— „Geb — was bedeutet das?" frug Fritz Bagger mit düsterm Humor. „Hätte da noch Geck gestanden, so würde es einen Sinn gehabt haben. Geb, Gebrüder, Gebot, Algebra, abgebrochen — bah, ich bin ein großer Narr!"

„Aber jedenfalls soll sie doch eine Antwort haben!" rief er aus und setzte sich, um sogleich einen langen, glühenden Liebesbrief zu schreiben. Als er ihn beendigt und durchgelesen hatte, zerriß er ihn. „Nein", sagte er, „wenn das Schicksal irgend etwas damit gemeint hat, daß es als Briefträger durch mein Fenster gestiegen, soll es auch nicht sagen dürfen, daß ich mich nicht vernünftig betragen."

Digitized by Google

Er schrieb auf ein kleines, seidenfeines Stückchen Papier: „Wie jene alten Normänner, als sie nach Island auswanderten, ihre Hochsitzsäulen in's Meer warfen und sich da ansiedelten, wo die Säulen an's Land trieben, so sende ich dieses Blatt in die Luft hinaus. Meine Treue begleitet es, und es ist meine Ueberzeugung, daß dahin, wo es sich niedersenkt, ich selbst einmal kommen und Dich begrüßen werde als meine — —"

„Meine was? Wie soll ich sie nennen?" frug er sich selbst. „Ob, selbstverständlich als meine — geb —!" rief er in einer Anwandlung lustiger Laune aus, welche die Liebes-Krise in ihm abzuschließen schien. Er ging an's Fenster und warf das Papierchen hinaus. Es senkte sich mit langsamem Zittern, und ihm ward schon bange, daß es gerade hinab in die Gosse sinken würde; dann aber faßte es der Wind und hob es gegen ihn empor; ein neuer Wind trug es höher und höher, es flatterte wie ein weißer Schmetterling, bis es in fortwährender Steigung seinen Augen entrückt war.

„Ich bin also seit heute verlobt", sagte er mit ruhiger Laune und doch vom Gefühl ergriffen, daß er sich dem Unbekannten verschrieben habe.

II.

Sechs Jahre vergehen, bis wir Fritz Bagger wieder begegnen. Er hat Carrière gemacht, ist fleißig, und, wie allgemein eingestanden wird, nicht unverdient zum Criminalgerichts-Assessor befördert worden. Was ihn auszeichnet, ist nicht nur eine tiefe Rechtskenntniß und ein lebhafter Scharfsinn, sondern auch eine besondere Gabe, Uebertreter des Gesetzes und Missetbäter zum Geständniß zu bringen. Es mag befremden, daß ein Mann, an dem wir ein poetisches Gemüth kennen gelernt haben, in einer solchen Wirksamkeit Befriedigung finden kann, allein es geht; ein Mann kann, wenigstens eine Zeit lang, mit der Hälfte seiner Seele ein Leben führen, welches ihm selbst und Anderen ganz erscheint, und weil es ein thätiges, auch ein von der öffentlichen Achtung umgebenes Leben ist. Es liegt in der gewissenhaften Arbeit, in der Anwendung erworbener Kenntnisse, in der Behauptung eines beneideten Platzes, ein Reiz, der während langer Zeit den Tag ausfüllt und Abends einen gesunden Schlaf bringen kann. Auch darf man nicht glauben, daß Bagger immer in seine Amtsthätigkeit versenkt dahin lebte. Wenige waren in Gesellschaft heiterer und Wenige daher mehr willkommen, als er. Er hatte das Talent, sich da unterhalten zu können, wo viele Andere sich langweilten, weil die kleinen Ereignisse des alltäglichen Lebens, wenn er sie mit denen verglich, die er eben mit peinlicher Aufmerksamkeit durchforscht, ihm oft wie einer kindlichen Welt angehörend erschienen und deshalb wohl thaten. Er ward um dieser Eigenschaft willen besonders von älteren Damen sehr gelobt; es muß aber hinzugefügt werden, daß mehrere dieser Damen erwachsene Töchter hatten, und daß Bagger — er war noch Junggeselle — als Richter eine sehr gute Partie war. Vielleicht thun wir der guten Gesellschaft Unrecht,

Digitized by Google

indem wir bei ihr einen solchen Nebengedanken auch nur einen Augenblick voraussetzen; vielleicht gefiel Bagger durch seine bloße Persönlichkeit — sicher bleibt es, daß er gefiel, und daß er mitten im practischen, ernsthaften, oft angestrengten Leben ein angenehmes, sorgenloses, beinahe poetisches Dasein führte.

Sechs Jahre sind also vergangen, und wir finden Assessor Bagger — oder wie wir in Erinnerung an seinen Examentag und an seinen Brief mit der fliegenden Post ihn zu nennen vorziehen: Fritz Bagger — als Gast auf einer Hochzeit wieder, die bei dem berühmten Restaurant auf der königlichen Schießbahn gefeiert wurde. Die Gesellschaft, nicht sehr zahlreich — nur zwanzig Paare — war sehr elegant. Bagger war mit den Familien sowohl der Braut als des Bräutigams befreundet, fühlte sich demnach so recht von Herzen wohl und von der gemeinsamen, feierlich frohen Stimmung gehoben. Nachdem auf das Glück des jungen Paares schon ein officieller Toast ausgebracht worden war, fand er die Gelegenheit, ihn mit einer neuen Wendung, von einer neuen Betrachtung ausgehend zu wiederholen, was einem soliden, practischen Manne zu der Bemerkung Veranlassung gab, daß Freund Bagger seine schönen Theorien von der Ehe in die Praxis überführen möchte. Es wurde hierauf unter lautem Jubel angestoßen, und in demselben Augenblick rüttelte ein starker Windstoß an den Fenstern, drang in den Saal und machte die Lichter flackern. Bagger, vom Weine, von der Gesellschaft und vom Anschauen des glücklichen Paares angeregt, fühlte sich der Criminalgerichtswelt vollständig entrückt, wie auf seiner Dachstube dem Himmel näher, mit der Aussicht nach den farbigen Wolken und den Engelsköpfchen. Der plötzliche Windstoß brachte ihn völlig in den Augenblick zurück, wo er, wie die Helden des hohen Nordens ihre Hochsitzsäulen, seinen Brief in die weite Welt gesandt hatte, und von der poetischen, halb ernsthaften, halb scherzhaft-übermüthigen Stimmung ergriffen, rief er aus: „Ich bin versprochen!“

„Ei, ei! Gratulire! Gratulire!“ erscholl es von allen Seiten.

„Dieser Windstoß, der beinahe die Lichter auslöschte, brachte mir Grüße von meiner Braut!“

„Wie? Was?“ wurde gerufen. Die Köpfe waren im Augenblick nicht darauf eingerichtet, Räthsel zu lösen; nur am jugendlichen Ende der Tafel wurde der Witz gewagt: „Die Dame scheint etwas windig zu sein.“

„Haben Sie, lieber Bagger, sich wie der Doge Venedigs mit dem Meere oder dem Sturme verlobt?“ frug der Bräutigam schelmisch.

„Hört ihn, den Glücklichen!“ rief Bagger aus. „Auf der goldenen Schwelle zum Reiche des Eros sitzend, ist er von der Inspiration, von der genialen Sympathie ergriffen, die ihn Alles errathen läßt, was dem Eros gehört! Ja, wie Venedigs Doge, aber nicht so vornehm! Aus meiner Dachstube, an meinem Examentag habe ich, von Amor auf eine Weise geleitet, die in diesem Augenblick zu beschreiben zu weitläufig sein würde, dem Sturme Liebesbriefe mitgegeben und jeden Augen-

Digitized by Google

blick kann Sie mit dem Briefe, mit meinem Verlöbnißscheine hervortreten und Anspruch auf mich machen!"

„Wer ist sie denn?" frugen Braut und Bräutigam mit dem lebhaftesten Interesse.

„Weiß ich es? Kenne ich die Wege des Wirbelwindes?"

„War der Brief mit Ihrem Namen unterschrieben?"

„Nein; aber glauben Sie denn nicht, daß ich mein Wort und meine Handschrift anerkennen werde?" frug Bagger sehr ernsthaft.

Dieser Ernst in einer Sache, die Niemand verstand, streifte an's Komische und Bagger selbst fühlte, daß er am Rande der Lächerlichkeit stand. Er sammelte sich daher und sein Glas erhebend sagte er: „Ist es denn nicht eine solche Verpflichtung, die wir Alle haben? Erkennen Braut und Bräutigam nicht an, daß diese Verpflichtung da gewesen, ehe sie einander je gesehen . . ."

„Ja, ja!" rief der Bräutigam.

„Und der Wind, der Zufall, die unbekannte Gewalt hat sie zusammengeführt die Verpflichtung einzulösen."

„Ja, ja!"

„Laßt uns denn", fuhr Bagger fort, „auf das Bewegende, Unbekannte, Lenkende unser Glas leeren! Denen von uns, die noch unversorgt und unter Vierzig sind, bringt es wol eines Tages eine Braut; Denen, die versorgt, kommt das Ersehnte in anderer Gestalt. Auf den Wind denn, der uns heute Abend hier freundlich gemahnt, auf die verborgene Verpflichtung, mit der wir auf die Welt gekommen, auf die Stunde, in der wir sie einlösen!"

„Bravo!" rief der Bräutigam, die Braut anschauend.

„Puh!" sagte Bagger zu sich selbst, „das nenn' ich noch so halbwegs aus dem Feuer gekommen sein, sich aus der Klemme gezogen haben! Es soll mich Dieser und Jener holen, wenn ich wieder sentimental werde!"

Wie Assessor Bagger, zwischen Erinnerung und Verdruß getheilt, hätte einschlafen können, wenn er nicht bei seiner Rückkehr einen Actenstoß, einen interessanten Diebstahl vorgefunden hätte, ist schwer zu sagen. Er setzte sich sogleich an die Arbeit, der Morgen graute, ehe er fertig und die letzten Worte, ehe er seine Augen schloß, waren: „Zwei Jahre Zuchthaus."

III.

Einen Monat später, gegen Ende September, spazierten zwei junge Damen, die eine zwanzig, die andere zweiundzwanzig Jahre alt, in einem Garten, der ein paar Meilen von der Stadt entfernt lag. Obgleich die Gänge des Gartens verhältnißmäßig breit waren, schritten die Damen doch nicht ganz neben einander einher, was zum Theil der Jahreszeit zuzuschreiben war. Der Sommer ist jung, rund und weich, wogegen der Herbst alt, hart nnd eckig hervortritt, hie und da war der Boden vom letzten Gewittersturm aufgewühlt; aus den dichten Stauden auf beiden Seiten der Gänge streckten sich Johannis- und Stachelbeerzweige trocken

Digitized by Google

und nackt hervor und griffen wie dumm-muthwillige Kobolde an die Röcke der Damen, und auch aufwärts mußte Acht gegeben werden, um den melancholisch herabhängenden oder gebrochenen Aesten der Obstbäume zu entgehen. Die eine der Damen war offenbar hier zu Hause, man sah es theils aus ihrem einfachen Anzug, theils aus der Weise, wie sie voranschritt und die Honneurs machte, indem sie die Aeste und Zweige zurückbog und hielt, bis die andere geputzte Dame durchgeschlüpft war. Ein Spaziergang von solchen Hindernissen begleitet, ist dem traulichen Plaudern nicht günstig, das man gewöhnlich als die Absicht junger Damen, Bekannten oder „Freundinnen" voraussetzen darf, wenn sie sich aus der Stube in den Garten stehlen. Ein aufmerksamer Beobachter würde indeß bei dieser Gelegenheit aus der Physiognomie Beider den Schluß gezogen haben, daß ein vertrauliches Gespräch unter ihnen nicht zu Stande gekommen sein würde, und wenn sie auch auf der breitesten Straße oder auf freiem Felde gegangen wären; er würde vielleicht die Tochter des Hauses in Verdacht gehabt haben, daß sie durch Höflichkeit und Sorgfalt ein mangelndes Interesse zu ersetzen suchte. Sie war keineswegs eine auffallende oder regelmäßige Schönheit, aber aus ihrer Gestalt, aus jeder Bewegung verrieth sich eine feine, ich möchte fast sagen adelige, das heißt bevorzugte Natur, und solche Naturen üben schon in der Entfernung ihren magnetischen Zauber aus. Es war jedoch erst wenn man in ihre Augen sah, daß man den vollen Eindruck einer schönen Weiblichkeit empfing; denn es mischte sich in ihnen etwas Inniges und zugleich Entschlossenes mit der Möglichkeit einer Laune oder Ironie, die so eigenthümlich wirkt, wenn sie aus tiefem Grunde kommt. Die andere Dame war eine bürgerlich-vornehme, zur Eleganz erzogene; sie hatte zweifelsohne Seele so viel zum Hausbedarf nöthig ist, war aber mehr mit dem, was wir gewöhnlich die Welt, die Stadtwelt, die gesellschaftliche Welt nennen, beschäftigt. Eben über diese Welt und ihre Haupt- und Staatsactionen berichtete jetzt Fräulein Brandt, und obgleich Fräulein Helm den Moden und dem high-life weder klösterlich versagend, noch neidisch gegenüber stand, machte doch die Art und Weise, in der Fräulein Brandt davon sprach, sie so sehr höflich vorangehen.

„Und dann hatten wir vor fünf Wochen die Hochzeit Emma Ilsens, der Tochter des Etatsraths. Ich war Brautführerin."

„So?" sagte Fräulein Helm in einem Ton, der zur Kürze des Wortes paßte.

„Sie wurde, comme il faut, auf der Schießbahn gefeiert und es war wirklich ein amüsantes Diner. Sonst sind solche Hochzeitsdiners sehr langweilig; hier hatten wir aber den Herrn Assessor Bagger . . ."

„Geben Sie Acht, Fräulein Brandt!"

„Oh, auf den Ast . . . danke Ihnen!"

Und Fräulein Brandt neigte sich so nett, als wäre der Ast lebendig gewesen.

„Ich hatte ihn zu Tisch."

„Ah!"

Digitized by Google

„Ach nein, Sie irren sich — denken Sie nur; während der Tafel erhebt er sich und erklärt, er sei verlobt."

„War seine Braut zugegen?"

„Das sollte sie wol lassen! Wissen Sie, wer sie ist?"

„Wie sollte ich das errathen können, Fräulein Brandt?"

„Der Wirbelwind!"

„Der Wirbelwind?"

„Ja, er sagte, er habe einmal in einem feierlichen Augenblick dem Winde seinen Freierbrief, sein Gelübde mitgegeben, und er erwarte nun immer die Antwort; er sei verpflichtet, versprochen!"

„Seltsam!"

„Au!"

„Was ist geschehen!" Haben Sie sich gestoßen?"

Der Ausruf hatte seinen Grund darin, daß Fräulein Helm ihre höfliche Sorgfalt aufgegeben hatte, und daß ein Stachelbeerzweig mit Fräulein Brandts Fuß in Berührung gekommen war.

„O, es ist nichts", sagte sie, und fuhr fort: „Uebrigens glaube ich es kaum. Er sagte es vielleicht nur, um sich wichtig zu machen; denn gewisse Herren sind eben so coquett als . . . sie uns zu sein beschuldigen."

Fräulein Helm sagte ein zweifelndes „Hm".

„Ja, wahrhaftig. Haben Sie irgend eine Dame so coquett als einen Schauspieler gefunden?"

„Ich kenne keinen; aber ich denke mir eine Schauspielerin."

„Nie — die Schauspielerinnen, wenigstens die besseren, sind nicht coquett, nicht eigentlich coquett . . . ich weiß nicht . . . sie sind darüber hinaus."

„Sie meinen also, Assessor Benz wäre coquett . . ?"

„Nicht Benz — Bagger. Ja; denn obwol er mit seinem romantischen Verhältniß zu einer Fee prahlt, macht er doch anderen sterblichen Damen ganz gehörig die Cour. Einen zuverlässigen Mann möchte ich ihn nicht nennen: aber er ist in Gesellschaft amüsant, und solche Käuze muß es ja auch geben."

„So was ist aber häßlich an einem alten Manne."

„Nein, alt ist er nicht."

„Oh", rief Fräulein Helm lachend, „ich habe nur einen Kriegsassessor gekannt und der war alt; daher stelle ich mir unwillkürlich alle Kriegsassessoren alt vor".

„Er ist auch nicht Kriegsassessor, er ist wirklicher Assessor, Polizeigerichts- oder Criminalgerichtsassessor."

„Wie ernsthaft das klingt! — Und er hat sich in eine Fee verliebt!"

„Ja, ist er nicht abgeschmackt?"

Sie hatten sich indessen dem Hause genähert, und gingen auf Fräulein Helm's Zimmer.

„Wie schön und behaglich Sie hier wohnen!" sagte Fräulein Brandt sich im Zimmer umhersehend. „Ja, wenn man sich so einrichtet, ist es

Digitized by Google

keine Kunst Sommer und Winter auf dem Lande zu bleiben! Bei uns, auf dem Strandwege, weht es durch alle Thüren, Fenster und Wände."

„Da muß es schlimm in einem Wirbelwinde sein."

„Ja. — Ach, ja, es wäre recht amüsant, wenn der Wind einmal einen solchen Brief brächte — nicht weil man sich ernstlich daran kehrt, aber es möchte doch für einen Augenblick seinen Reiz haben."

„Oh, ja, vielleicht"

„Wie, glauben Sie, würde einem jungen Mädchen zu Muthe werden, wenn urplötzlich vom Himmel ein solches Gelübde auf sie herabkäme?"

„Es ist schwer zu sagen. Die Sache mag indeß nicht ganz außergewöhnlich sein. Einer Freundin von mir wurde einmal ein solches Briefchen zugeweht und sie schenkte es mir."

„Verschenkt man so Etwas? Haben Sie es hier? Darf man es sehen?"

„Ich will nachsehen", sagte Fräulein Helm, und nachdem sie im Nähtisch und in verschiedenen Schachteln länger gesucht als vielleicht nothwendig gewesen, fand sie es.

Fräulein Brandt las den Brief, hütete sich aber wol, Fräulein Helm das Gefühl mitzutheilen, das sich ihr aufdrang: daß Assessor Bagger einen ganz ähnlichen oder gar denselben geschrieben haben müsse.

„Und so Etwas verschenkt man!" sagte sie.

„Ja, wollen Sie es haben?" frug Fräulein Helm plötzlich, wie nach einem rasch gefaßten Entschluß.

Fräulein Brandt machte eine hastige Bewegung, that sich aber ebenso geschwind Einhalt und mit den Worten: „O, ja, danke Ihnen... als Curiosität", steckte sie langsam das Blättchen zwischen den Handschuh und die Hand.

Als Fräulein Brandt und ihre Angehörigen fort waren, sagte Fräulein Helm's Cousine, eine stattliche, mittelalterliche Wittwe: „Was ist Dir, Ingeborg? Mich dünkt, Du lachst mit dem einen Auge und weinst mit dem andern."

„Ach ja, eine Seifenblase ist mir zersprungen — und glänzt vielleicht jetzt einer Andern."

„Du weißt, ich verstehe diese geistreichen Räthsel nicht. Willst Du mir lieber Deine Worte übersetzen?"

„Ja, ich habe heute eine Illusion verloren, die sechs Jahre gedauert."

„Sechs Jahre", sagte die Cousine und sah Ingeborg mit einem forschenden, aber theilnehmenden Blicke an. „Sie hat demnach in Deinem sechszehnten Jahre angefangen?"

„Jetzt glaubst Du, ich habe in jener Zeit einen jungen Mann, das Ideal eines Mannes, gesehen und mir Grillen in den Kopf gesetzt, und heute habe ich gehört, er sei verheirathet — nicht wahr?"

„Nun, ganz entfernt mag mir ein solcher Gedanke nicht gewesen

Digitized by Google

sein", sagte die Cousine, Ingeborg's Hand sanft berührend. „Welche Seifenblasen schimmern wol vor sechzehnjährigen Mädchenaugen?"

„Und es war dennoch nicht so. Es war ein Schmetterling."

„Sprichst Du jetzt wieder in Räthseln?"

„Nein, ich halte mich genau an die Wahrheit. Ich fuhr mit meinem seligen Vater nach der Stadt. Er hatte im östlichen, ich im westlichen Theile zu thun, und ich stieg deshalb vor dem Thore aus und ging der See entlang. Als ich auf eine offene Stelle kam, schlug der Wind mir gewaltsam entgegen und etwas Weißes, etwa wie ein großer Schmetterling, fuhr in meinen Schleier und blendete mir mit seinem Flügelschlage beinahe die Augen. Ich wollte ihn fortjagen, aber er blieb in meiner Hand und dann war es ein Brief, ein Liebesbrief. Jemand schrieb, er vertraue dieses Blatt dem Winde, wie in alter Zeit die Auswanderer ihre Hochsitzsäulen dem Meere vertrauten, und wo es sich herabsenke, würde er kommen und seine erkorene — geb — finden."

„Geb? Wer ist das?" frug die Cousine.

„Es ist Ingeborg", antwortete Fräulein Helm in einem Ton, der, ihr selbst unbewußt, verrieth, wie einfach und treuherzig sie einst geliebt hatte.

„Sehr seltsam! — Und hast Du Dich damals entschlossen, ledig zu bleiben, bis der unbekannte Briefsteller erscheinen würde, um sein Wort einzulösen?"

„Das will ich nicht behaupten, ich habe mich zu solcher Romantik nicht emporgehoben; ich stand nicht wie eine Andromeda gefesselt, vielleicht ein Ungethüm erwartend: aber der Brief trug vielleicht dazu bei, daß ich mit größeren Forderungen, als sonst der Fall gewesen wäre, auf die Welt sah."

„Und jetzt?"

„Jetzt habe ich dem Fräulein Brandt das Briefchen geschenkt."

„Hast Du es verschenkt? Und warum?"

„Weil der Mann, der vielleicht oder wahrscheinlich in seiner Jugend die Epistel geschrieben, davon in einer Gesellschaft laut gesprochen hat und ein Assessor ist."

„Oh, ich verstehe, wenn das Ideal, in einen Assessor verwandelt, entdeckt wird, ist es irdisch geworden . . ."

„Es ist durch die Betastung der Welt profanirt worden, und ich wollte der Versuchung ferner an ihn zu denken los sein. Um ihn freien, mich als die glückliche Finderin bei ihm melden, möchte ich doch nicht!"

„Gewiß nicht!" sagte die Cousine, Ingeborg umarmend. „Aber warum gabst Du dem Fräulein Brandt den Brief?"

„Weil sie den Herr Assessor kennt und ihm, wie es scheint, geneigt ist. Die Zwei mögen sich heirathen, und welch' eine märchenhafte Weihe wird es nicht sein, wenn sie ihm am Hochzeitstage seinen Brief übergiebt!"

„Und solche Geheimnisse können Jahre lang in der Luft um uns her leben, ohne daß wir eine Ahnung davon haben! — — Wie aber wird Fräulein Brandt in jener feierlichen Stunde das Wort „Geb" erklären?"

Digitized by Google

„Oh, es wird wol auf eine kleine Silbe nicht ankommen und außerdem", fügte Ingeborg mit einem Blitz aus ihren dunklen Augen hinzu, „ist Fräulein Brandt ein kluges Mädchen."

IV.

„Das Glück kommt selten allein", sagt ein altes Wort. Eines Morgens erhielt der Criminal- und Polizeigerichts-Assessor Bagger die officielle Nachricht, daß er vom Ersten des nächsten Monats an in das Obergericht befördert und zum Justizrath, Rang vierter Classe Nr. 3, ernannt worden sei. Als er, über dieses Zeichen der Anerkennung seiner Obern und der allerhöchsten Gunst und Gnade erfreut, sich zur gewöhnlichen Stunde in das Rathhaus begeben wollte, begegnete er vor seiner Thür dem Briefträger, der ihm einen Brief einhändigte. Bagger, vorläufig nichts mehr vom Schicksal erwartend, öffnete den Brief gleichgiltig, blieb aber wie festgebannt stehen. Im Briefe stand:

„Die Hochsitzsäulen sind an's Land getrieben." — geb —

Man sagt freilich, daß der Mann bis zum dreißigsten Jahre jung ist und der Liebe, dann aber dem Geschäft, dem Geize oder dem Ehrgeize lebt; allein es ist nicht immer so und Bagger machte jedenfalls eine Ausnahme. Sein Ehrgeiz war, wenn nicht gesättigt, doch vor der Hand befriedigt, seine Fähigkeit zum Lieben noch nicht recht in Gebrauch genommen, und der Brief erreichte ihn, wie der Funke ein Pulverbehältniß. Die Hälfte seiner Seele, die Seele der Jugend, die in ihm geschlafen hatte, erwachte mit so plötzlicher revolutionärer Gewalt, daß die andere Hälfte, die bisher regiert hatte, ganz unter-, ja so vollständig danieder lag, daß er, ohne es zu bemerken, an dem Rathhause vorbei und dem Schlosse zuging. Erst als das ungewöhnliche große Gebäude ihm den Weg sperrte und er die Inschrift: „Mit Gesetz wird das Land gebaut", vermißte, sah er irre um sich und kehrte um.

So sehr war er noch in diesem Augenblicke Criminalrichter, daß unter seine ersten Gedanken und Gefühle sich der Verdacht mischte, es könne auf eine Schelmerei, eine Mystification abgesehen sein. Allein dagegen sprach die unwiderlegbare Wahrheit, daß er keiner lebenden Seele je sein keckes Bild von den Hochsitzsäulen oder die räthselhafte, ihm so theure Silbe — geb — anvertraut hatte. Es war kein Zweifel möglich: das Schreiben, das er in jugendlicher, romantischer Sehnsucht den Winden des Himmels übergeben hatte, war an eine Dame gelangt, und sie hatte ihn jetzt durch irgend einen Zufall entdeckt. Freilich erinnerte er sich, daß er vor fünf, sechs Wochen bei jener Hochzeitsfeier, von dem Ereigniß andeutungsweise gesprochen hatte, und er bezweifelte nicht, daß von daher eine Kunde sich ausgebreitet wie kleine Wellenkreise in einem See, wenn man einen Stein hineinwirft; wo aber in der Stadt oder im ganzen Lande war die Welle auf den rechten Punkt gestoßen? — Er besichtigte das Couvert auf's Neue sehr sorgfältig. Es trug den Stadtpoststempel; das war Alles. Es zeigte indeß mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß die Schreiberin in der Stadt wohne, und vielleicht schaute sie in diesem

Digitized by Google

Augenblick aus einem der vielen Fenster auf ihn nieder — denn er war wieder dem Rathhause vorbei, auf den Alten Markt an den Springbrunnen gelangt. Es war Etwas am Papier, an der Handschrift oder vielleicht eigentlich am Verborgenen, Verschleierten, was sie jung, schön, geistreich, pikant machte. Es war etwas märchenhaft Reizendes, Erhebendes, Berauschendes in der Thatsache, daß die Sehnsucht und Hoffnung seiner Jugend unter dem Schutze eines wohlwollenden Genius gestanden hatte, daß das große Unbekannte sich seiner angenommen und ihm eine Geliebte, eine Gattin zugeführt, eben in dem Augenblicke, da er Obergerichtsassessor und Justizrath geworden war. Aber wer und wo war sie? Das war das Peinliche an der Sache; doch lag zugleich etwas Nothwendiges, Vernünftiges in dem Geheimniß, wenn die Dame innerhalb ihrer Sphäre ein Gegenstand der Achtung und Ehrfurcht bleiben sollte. „Was würde ich von einer Dame, einem Frauenzimmer sagen, das auf mich losgehend mir das Billet mit den Worten reichte: Ich bin es!" So sprach er zu sich selbst, als er endlich die Rathhaustreppe gefunden hatte und hinaufstieg.

Wie es an diesem Tage mit den Verhören ging, ist in den Protocollen des Criminalgerichts aufbewahrt, aber mit einem rücksichtsvollen Schleier verdeckt. Nur ein Mal in seinem Leben wird ein Mann Justizrath und es darf ihm bei solchem Glück schwindlig werden. In den nächsten Tagen soll es besser gegangen sein, wiewol es ziemlich sicher ist, daß ein Pferdedieb der Strafe entging, weil der Verhörsrichter damit beschäftigt war, sich immer und immer wieder die Frage zu beantworten: „Wird sie wieder schreiben? Wo soll ich sie wieder treffen, wenn sie nicht schreibt?"

Es war an einem Abend, acht oder zehn Tage später. Der Herr Justizrath saß in seinem Zimmer, nicht wie früher an seinem Arbeitstische, sondern in einer Ecke seines Sophas, die Arme herabhängend, in Phantasieen und Traumgebilde versenkt. Die Hoffnung erbaute Paläste, der Zweifel blies sie wie Kartenhäuser um. Eins der Phantasiegemälde war, daß sie ihm — nein, nicht ein Stelldichein gab (er wich einem solchen Wort selbst im Traume aus) — sondern daß sie ihn beorderte, einlud, auf einem Maskenball zu erscheinen. Es war ein außergewöhnlich nobler Maskenball, beinahe ein königlicher Hofball. Es schlug elf Uhr, die festgesetzte Stunde. Noch fünf ängstliche, drückende Minuten wartete er, dann kam sie, zwar vermummt, aber ihm ihre feine Hand im feinsten Paillehandschuh darreichend — — „Brief an den Herrn Justizrath", sagte sein eintretender Bediente.

Es geschieht so selten, daß das Ersehnte eben im Augenblick der höchsten Sehnsucht kommt; diesmal war es jedoch so: der Brief war von ihr, er kannte die Handschrift, er würde sie unter hunderttausenden erkannt haben. Das Schreiben lautete wie folgt:

„Es ist meine Pflicht, aufrichtig gegen Sie zu sein, und weil wir uns nie begegnen werden, darf ich es sein."

Hier hielt der Justizrath inne und rang nach Athem. Viele un-

Digitized by Google

ferer zwanzigjährigen Modeherren, die kein juristisches Examen gemacht haben, geschweige Richter geworden sind, würden unter ähnlichen Umständen sich selbst gesagt haben: „Sie schreibt, daß sie aufrichtig sein, das heißt, daß sie mich an der Nase herumführen will; wir sollen uns nie begegnen — heut' über acht Tage drücke ich ihr die Hand." Aber Justizrath Bagger glaubte jedes Wort wie ein Evangelium, und seine Kniee zitterten. Er las weiter:

„Ich bin über die Worte, die ich Ihnen vorige Woche schrieb, beschämt. Zu meiner Entschuldigung kann zwar dienen, daß ich erst vor zwei Tagen erfuhr, daß Sie verheirathet sind; allein man wird nicht nach Dem, was man gewollt, sondern nach Dem, was man beabsichtigt zu haben scheint, beurtheilt. Mein Trost ist der Schleier, der mich verbirgt, und der Gedanke, daß ich werde vergessen werden, wie ich vergessen will."

„Hölle und alle Teufel!" rief der Justizrath. „Wer kann eine solche niederträchtige Verleumdung ausgesprengt haben! Welcher Verräther oder welch' ein redseliges Weib hat sich eine Schadenfreude aus einer solchen Erdichtung gemacht? Und wie hat sie es glauben können? Wie kann es einen Tag, eine Stunde lang ungewiß bleiben, ob ein Obergerichtsassessor, ein Justizrath, verheirathet ist oder nicht! Oder es hat sich vielleicht irgend ein Assessor Bagger verheirathet — ein Kammerassessor oder so Etwas! Und vielleicht lebt sie in einer stillen, friedlichen, zurückgezogenen Welt, in welche eine Berichtigung nicht leicht hindringt. Aber wenn dieser Irrthum nicht aufgeklärt werden sollte, dann ist keine Sonne mehr am Himmel!

„Wenn wir uns in späten Jahren begegnen, wenn sie dann erführe, daß ich immer unverheirathet war, bin und blieb, während wir Beide alt und grau geworden — das Herz stockt mir dabei! Und gesetzt auch, daß morgen, übermorgen Jemand in ihrer Nähe von mir als unverheirathet spräche — würde sie sich sicher fühlen, würde sie auf's Neue schreiben und ihren Irrthum eingestehen können? Nein, sie würde sich fürchten, unweiblich, zudringlich zu erscheinen — wie kann sie eine Idee davon haben, wie aufgeregt ich vor Erwartung bin, wie dankbar, entzückt ich sein würde! Das sollte sie wissen, das sollte ich ihr melden können — und ich bin von ihr so entfernt, als wohnte ich im Monde — noch entfernter! Denn ich kann ihr auf der Straße begegnen, ihren Aermel berühren, ohne eine Ahnung davon zu haben! Es ist zum Verzweifeln! Unsere Zeit hat Posten, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen — mir existiren sie nicht; denn was nützen alle Beförderungsmittel, wenn man nicht weiß, wohin?"

Ein Gedanke kam leuchtend wie ein Meteor in der Nacht: annonciren! Wo wäre in der ganzen Stadt eine Familie, zu der die Intelligenzblätter nicht reichten? Er wollte eine Annonce einrücken — aber wie? „Fritz Bagger ist nicht verheirathet." Nein, das wäre zu deutlich. „F. B. ist nicht verheirathet." Nein, das wäre zu undeutlich. Als sich sein eigener Name unbrauchbar erwies, fiel er auf den ihrigen, und während

Digitized by Google

es ihm peinlich war, die ihm fast heilige Silbe — geb — profanen Augen auszusetzen, tröstete er sich damit, daß nur Eine, sie selbst, ihr Aufmerksamkeit schenken und Sinn und Bedeutung beilegen würde. Noch schwankte er. Sein Bedienter würde die Annonce auf das Bureau der Zeitung bringen; doch wie, wenn dort Jemand wäre, der seine Handschrift kennte? Man kann indessen keine Omelette machen ohne Eier zu zerschlagen, und wenn sich auch die feinsten Fibern des Herzens gegen den Gedanken sträuben, das graue Papier der Intelligenzblätter als Liebesbote an eine Fee zu gebrauchen, wird man sich doch eher diesem Ungemach unterziehen, als die Fee aufgeben. Nach vielen Entwürfen entschloß er sich für diese Fassung: „— Geb —, es ist ein Irrthum; er wartet nur auf — geb —." Dieses schien ihm allen Bedingungen eines glücklichen Ausganges zu entsprechen, und von Anstrengung und Gemüthsbewegung erschöpft sank er auf seinem Sopha in Schlaf.

Einige Tage später kam ein neuer Brief in der theuren Handschrift, er enthielt: „Werden Sie sich heute über acht Tage bei Frau Knutson einfinden um ihr an ihrem Geburtstage zu gratuliren?"

Das war Sonnenschein nach dem Gewitter, es war der Regenbogen der Hoffnung, der sich von der thränenfeuchten Erde gen Himmel erhob. „Und sie gehört zur Gesellschaft", sagte er, ohne selbst zu bemerken, welch' ein geheimer Zweifel oder Mißtrauen früher in seinen Gedanken gelagert hatte. „Es sind also", fuhr er fort, „meine eigenen Freunde, die das Gerücht von meiner Heirath ausgebreitet haben! Ja, Freunde! Das Weib ist des Mannes einziger Freund. Es ist thöricht, wahnsinnig, selbstmörderisch ein Junggeselle zu bleiben!"

Am bestimmten Tage kam er zu früh; Frau Knutson war noch allein. Sie war über seinen Besuch verwundert; ein Justizrath sich ihres Geburtstages erinnern und am Vormittag, in der Gerichtsstunde, bei ihr erscheinen! Wenn auch eine auffallende, war es immerhin eine Höflichkeit, und Bagger war nicht der Mann, der seinen Besuch nicht auch persönlich angenehm machen konnte. Eben wenn das Herz befangen, steht uns oft eine große Geistesbeweglichkeit zu Gebote, und Bagger hatte schon Frau Knutson in eine lebhafte Conversation verstrickt, als die Thür sich aufthat und eine junge Dame erschien. „Oh!" rief Frau Knutson, „seien Sie herzlich willkommen! Wie schön von Ihnen, daß Sie sich Ihres Versprechens erinnert und mir Gelegenheit geben, Ihnen noch einmal für die schönen Tage unserer Nachbarschaft im Sommer zu danken! . . . Wie geht es Ihrer Frau Mutter? . . . Der Herr Justizrath Bagger — Fräulein Helm."

Der Justizrath war nicht sicher, daß sie es sei, wünschte aber, sie möchte es sein. Denn Ingeborg Helm war, wie wir schon wissen, nicht nur liebenswürdig und distinguirt, sondern sein eigenes Herz war wie die Platte des Photographen präparirt und nahm das erste Mädchenbild, das sich ihm darstellte, mit Ungestüm auf. Und wie sehr auch aus dunkler, nebliger Ferne uns ein Feenbild winken mag, es kann gegen die warme, anmuthige Wirklichkeit nicht Stand halten.

Digitized by Google

Während einige andere ältliche Damen ankamen, knüpfte er mit Ingeborg ein Gespräch an. Ihr fiel es nicht ein, daß der Justizrath Bagger, der ihr eben vorgestellt, mit dem Assessor Bagger, von dem Fräulein Brandt gesprochen hatte, identisch sei. Die Vorstellung, die sie sich vom Gerichtsassessor gebildet hatte, paßte auf den jugendlichen Weltmann, der ihr gegenüberstand, gar nicht. Wenn Etwas an ihm ihr auffiel, war es nicht eine richterliche oder düstere Strenge, sondern eine gewisse Liebesschwärmerei in Blick und Stimme, die aber mit so viel Ehrerbietung, ja Ehrfurcht gepaart war, daß er auf sie hauptsächlich den Eindruck einer poetisch-ritterlichen Natur machte.

Wieder öffnete sich die Thür und Fräulein Brandt trat ein. Bei dem Anblick des Justizraths an der Seite Fräulein Helms stieß sie, nicht einen Schrei, sondern einen leichten Ausruf aus und trat einen halben Schritt zurück. „Oh, mein Kleid blieb hängen", sagte sie, glättete an ihrem Anzuge und trat dann lächelnd, die Gesellschaft grüßend, näher.

Bagger sah auf seine Uhr. Er war schon über eine Stunde da. Nachdem er noch einige freundliche Worte mit Fräulein Brandt gewechselt, empfahl er sich. Seine Anwesenheit war so auffallend gewesen, gab zu so vielen Commentaren Anlaß, daß sie in der Kürze nicht abgehandelt werden konnte, und man sprach daher vor der Hand kein Wort von ihm.

V.

Nun ist es wol wahr, daß der Justizrath sich bis jetzt mehr bewegt als bewegend, mehr leidend als activ und energisch erwiesen hat, und Einige möchten vielleicht behaupten, daß sie in einem ähnlichen Falle sich anders und besser betragen haben würden. Es mag sein; aber der Vorwurf der Passivität wird ihm nicht wieder gemacht werden können; denn ehe noch acht Tage seit seinem Besuch bei Frau Knutson verflossen sind, hat er nicht allein das Gut der Frau Helm aufgefunden, sondern auch — Ueberanstrengung und Nervenleiden halber — einen dreiwöchentlichen Urlaub erhalten, in einem Wirthshause unweit des Gutes sich eingemiethet und bei der Frau Helm eine gastfreundliche Aufnahme gefunden. Das Letzte schien schwerer, als es war; es bedurfte nur einer „zufälligen" Begegnung mit Ingeborg, um die Bekanntschaft zu erneuen und ihrer Mutter einen Besuch abzustatten, und weder Ingeborg noch die Cousine fanden sich veranlaßt, dem Wohlwollen, womit die alte Dame ihn empfing, entgegenzuwirken.

Der Justizrath entbehrte seine gewohnte Thätigkeit nicht, er empfand keine Langeweile, und auch die Luft, schien es, sagte ihm zu — er schrieb an einen Collegen, daß diese gesegneten Fluren, der Welt unbekannt, von Buchenwäldern umschlossen, selbst im Spätherbst vielleicht den meisten fremden Badeörtern vorzuziehen wären. Da ward er durch einen neuen Brief von der Unbekannten gestört. Es war

Digitized by Google

ihm, der noch vor Kurzem nach einem solchen gelechzt, eine wirkliche Störung, denn entweder war die Rechte, die er gefunden, die Unrechte, oder sie wollte ihn unbegreiflicher Weise necken. Das Billet lautete: „Seien Sie am nächsten Dienstag Mittag um zwei Uhr bei Frau Brandt glücklicher als das vorige Mal. Geben Sie auf den Schlag Zwölf Acht."

So früh am Dienstag Morgen, als er sich erlauben durfte, ging er auf das Gut, konnte aber zu seinem Befremden kein Zeichen einer nahe bevorstehenden Reise nach der Stadt bemerken. Ingeborg war in ihrem gewöhnlichen Morgenanzuge und setzte sich an den Nähtisch. Er wartete bis gegen zwölf Uhr, indem er berechnete, daß eine Dame wenigstens zwei Stunden nöthig hätte, wenn sie Toilette machen und in die Stadt fahren will. Der lange Zeiger drohte schon den kleinen Zeiger an der Zahl Zwölf zu berühren, ohne daß Ingeborg darauf Acht zu geben schien. Sie sah ihn nur ab und zu verstohlen an; denn es war ihr so wenig wie den anderen Damen entgangen, daß er in einer gewissen Aufregung war. Beim Schlage Zwölf — er war eben mit ihr allein geblieben — sagte er plötzlich: „Fräulein Helm, Sie wissen, daß ich Obergerichtsassessor bin."

„Nein, das weiß ich nicht, das wußte ich nicht!" rief sie erschreckt zurückweichend aus.

„Aber, verehrtes Fräulein, jetzt wissen Sie es doch", sagte er, über den Eindruck erstaunt, den sein Amt auf sie zu machen schien.

„Ja, jetzt weiß ich es", antwortete sie, die Hand auf die Brust pressend, „warum sagen Sie es mir?"

„Nur darum, mein Fräulein, weil es Ihnen jetzt einleuchten wird, daß ich zum Glauben an Hexerei nicht neige."

Eben so sehr als aus den Worten kann eine Rede aus dem Mienenspiel des Redenden verstanden werden, und als Ingeborg den heiter-klugen Ausdruck im Auge des Justizraths bemerkte, verlor sich, wie es schien, ihre Angst oder ihre Neigung, die Unterredung abzubrechen und das Zimmer zu verlassen. Es mag auch sein, daß ihr nach kurzer Ueberlegung der Gedanke, daß der Justizrath Bagger der vom Fräulein Brandt erwähnte Assessor Bagger sei, nicht so erschreckend als im Augenblick der Ueberraschung erschien. Sie antwortete daher in entsprechendem Ton: „Wer hat Sie denn, Herr Justizrath, des Glaubens an Hexerei geziehen?"

„Bestes Fräulein, Niemand. Aber ich kann Sie doch versichern, daß ich, als die Uhr Zwölf schlug, Sie in Verdacht hatte, Sie könnten vor zwei Uhr in Vogelgestalt fortfliegen."

„Als die Uhr Zwölf schlug, jetzt, oder in der Mitternacht?"

„Jetzt, vor einigen Secunden."

„Sehr merkwürdig. Möchten Sie wol meine Wißbegier befriedigen und mir den Grund sagen?"

„Weil es unter gewöhnlichen Umständen mir unmöglich scheint, daß eine Dame in weniger als zwei Stunden ihre Toilette machen und zwei Meilen fahren könne."

Digitized by Google

„Sehr richtig, Herr Justizrath; ich beabsichtige auch nicht, heute zwei Meilen zu fahren."

„Daher sagte ich ja auch: fliegen."

„Auch nicht fliegen. Und um sich zu überzeugen, können Sie es sich ja hier bis um — welche Uhr sagten Sie?"

„Zwei Uhr."

„. . . bis um zwei Uhr gefallen lassen. Sie haben meiner Cousine und mir versprochen, uns aus der populären Naturgeschichte interessante Züge aus dem Seelenleben der Thiere vorzulesen."

„Ja, wertheſtes Fräulein; allein ich kann ja nicht fliegen, und mein Wagen hält bereits angespannt vor dem Wirthshause."

„Ah, verzeihen Sie mir . . . angenehme Reise, Herr Justizrath!"

„Ich danke Ihnen; ich sehe aber nicht ein, warum ich die zwei Meilen fahren soll."

„Ein Jeder wird seine eigenen Angelegenheiten am Besten kennen."

„O ja, in der Regel. Ich aber mache eine Ausnahme und kenne die meinen nicht."

Ingeborg gab hierauf keine Antwort, und es entstand eine Pause.

„Ich wollte", hub der Justizrath wieder an, „mir die große Freiheit nehmen, Ihnen einen Platz im Wagen anzubieten."

„Ich habe, glaube ich, dem Herrn Justizrath schon gesagt, daß ich heute nicht zur Stadt will", antwortete Ingeborg kalt.

„Ja, ja", sagte Bagger, „ich bin ja auch entschlossen, nicht zu fahren."

Diese Worte, so ernsthaft und bedächtig gesprochen, aber so völlig mit allem Sinn in Widerstreit, veranlaßten Ingeborg, ihn mit großen Augen anzusehen.

Der reine, unverfälschte Blick der Verwunderung und fast besorgten Theilnahme, machte es Bagger unmöglich, die Inquisition fortzusetzen, die er als gewandter Richter hatte anstellen wollen, um Ingeborg in Widersprüche mit sich selbst zu verstricken und sie zum Geständniß zu bringen. Er ging selbst zum Bekenntniß über und rief: „Fräulein Ingeborg! Um des Himmels willen bitte ich Sie, mir zu sagen, ob Sie mich heute um zwei Uhr bei Frau Brandt erwarten?"

„Ich, Sie bei Frau Brandt!"

„Sind Sie es denn nicht, die mir geschrieben, daß . . ."

„Ich habe Ihnen nie geschrieben!" rief Ingeborg aus, ihre Hand, die er zu ergreifen suchte, zurückziehend.

„Um Gottes willen, bestes, liebstes Fräulein, gehen Sie nicht . . . Sie müssen mir verzeihen . . . Sie sollen Alles erfahren!"

Und jetzt begann er seine Erzählung, zwar nicht in der geordneten, logischen Weise, die man von einen Juristen erwartet haben würde, aber in seiner Rede war dennoch eine gewisse wilde Beredsamkeit, und außerdem hatte Fräulein Helm einige Vorkenntnisse, die ihr halfen, das Undeutliche zu verstehen und das Lückenhafte auszufüllen. Endlich war Das, wovon anscheinend die Rede war, gar nicht die Hauptsache: während die Worte sich mit Wirbelwind, Dachstube, Post, Briefen beschäftigten,

Digitized by Google

redeten Stimme und Blick die Sprache einer wahren, ehrlichen, nicht ganz gewöhnlichen Leidenschaft, und mag auch von einem kühlen Richter eine solche Anrede beinahe wirkungslos abprallen, so ist es doch etwas anders mit Dem- oder Derjenigen, die sympathetisch aufhorchend und in seltsamer Weise gefesselt, für Recht und Unrecht den Sinn verliert und nur von Gnade und Ungnade weiß.

„Ja, aber was nun?“ frug endlich Ingeborg mit einem sanften Lächeln und ohne die Hand, die Bagger ergriffen, zurückzuziehen. „Der eigentliche Sinn von Allem, was Sie mir erzählt, ist: daß Ihre Treue einer andern, unbekannten Dame verpfändet.“

„Nein, das war der eigentliche Sinn doch nicht!“

„Aber es ist eine Thatsache. Im Augenblicke, wo Sie die Eine zum Altar führen wollen, kann die Andere hervortreten und auf Sie Anspruch machen.“

„Oh, ein solcher Anspruch! Ein Stückchen Papier ohne Namen in die Luft geworfen und fortgeweht! Juristisch hat es gar keine Giltigkeit, und moralisch verliert es alle Kraft und Bedeutung, wenn ich eine Andere liebe, wie ich Sie liebe, Ingeborg!“

„Doch! Es scheint mir etwas Peinliches darin zu sein, seiner Jugend und ihren begeisterten Gelübden untreu zu werden und in seinem Gewissen zu fühlen, daß man eine Andere getäuscht hat.“

„Sie sagen das so ernsthaft, Ingeborg, daß Sie mich zur Verzweiflung bringen. Etwas, ich gestehe es, ist daran, das lieber nicht sein sollte, aber mein ganzes Leben als Buße zu fordern — um Gottes willen, Ingeborg, das ist zu strenge!“

Weil Ingeborg so gut Bescheid wußte, faßte sie die Sache freilich nicht in der ernsthaften Weise auf, die ihre Worte vermuthen ließen; wol aber war es für einen Mann von Bagger's Phantasie gar nicht rathsam, immer etwas Fremdartiges in dunkler Nähe oder Ferne vor sich zu haben. Der Anspruch, den das Unbekannte auf ihn zu haben schien, mußte ihn als Gatten beunruhigen; ein Ehemann, wie er sein soll, muß die Poesie zu Hause und nicht in der Luft suchen.

Aus diesem Grunde sagte sie: „Sie müssen Ihren Brief, Ihren Schuldschein zurück haben.“

„Ja“, antwortete er mit einem muthlosen Seufzer, „ich möchte es. Wo aber mich hinwenden? Das ist ja eben die übergroße Schwierigkeit.“

„Schreiben Sie mit derselben Post wie das vorige Mal.“

„Mit welcher?“

„Lassen Sie den Wind, der sich Ihrer ersten Epistel annahm, auch die besorgen, worin Sie Ihr Versprechen zurückfordern.“

„Ach, das können Sie nicht meinen! Und wenn es auch Ihr Ernst ist, muß ich für meinen Theil gestehen, daß ich in dieser Weise nicht mehr jung bin. Ich habe, seit ich das Bekannte liebe, den Muth verloren, dem Unbekannten zu vertrauen.“

„Dann muß ich, wie ich sehe, heute dennoch als Hexe agiren. Schreiben Sie, ich werde den Brief besorgen — tragen Sie Bedenken?“

Digitized by Google

„Nein, ich bin nur von der Verheißung ergriffen, die in Ihren Worten liegt . . . ich gehorche Ihnen blindlings — was soll ich schreiben?“

„Schreiben Sie: Liebe Fee, weil ich um Fräulein Helm's Herz und Hand werbe — —“

„Oh, Sie erkennen es an! Oh, Ingeborg, alle Segnungen des Himmels über Dich!“ rief Bagger und wollte sich erheben.

„— bitte ich Sie, mir mein Briefchen zurückzuschicken. Haben Sie es?“

„Ja, Ingeborg, meine Ingeborg, meine unaussprechlich geliebte Ingeborg! Wie arm doch die Sprache, wenn das Herz so voll ist!“

„Jetzt Name, Datum und Adresse. Haben Sie es? — Nachschrift: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich weder weiß, wer Sie sind, noch wie diese Zeilen an Sie gelangen werden.“

„Wahrlich, ich kann es versichern!“

„Jetzt lassen Sie mich das Hexenformular hinzufügen.“

„Oh, Ingeborg, weißt Du wol, daß wenn Du mit mir auf demselben Papier schreibst, es einer Verlobungsanzeige gleichkommt?“

„Reichen Sie mir die Feder. Wir müssen den Brief vor zwei Uhr auf die Station schicken.“

„Zwei Uhr — wie sonderbar! Es heißt in dem Briefe: Geben Sie auf den Schlag zwei Uhr Acht.“

„Das wollen wir“, sagte Ingeborg.

Sie schrieb: „Liebes Fräulein Brandt, auch ich bitte Sie, dem Herrn Justizrath und Assessor Bagger sein Briefchen zurückzusenden, und ich ersuche Sie, darauf zu schreiben: Mir von Fräulein Helm geschenkt. Es ist für alle Betheiligte am Besten, daß aus diesem Scherz kein Gerede entstehe.“

VI.

Es ist wohlwollenden Gemüthern erlaubt, über die eigentlichen Absichten Fräulein Brandt's in Zweifel zu sein. Vielleicht hatte sie nur schalkhaft-psychologische Versuche anstellen wollen, um die Frage zu lösen: zu wie viel Glückwunschbesuchen man einen Justizrath und Obergerichtsassessor veranlassen könne. Selbst die Gemüthsbewegung, die sie bei dem Anblicke Bagger's und Ingeborg's zu verrathen schien, mag ein reines Erstaunen über die Laune des Zufalls gewesen sein; ein Jeder von uns, der vom Wirbelwinde, vom Briefe ꝛc. gewußt hätte, wäre überrascht worden, und wir hätten vielleicht nicht so leicht und tactvoll als Fräulein Brandt unsere Ueberraschung verbergen können. Der Brief an Bagger, worin sie ihrem bessern Wissen zuwider von seiner Verheirathung sprach, kann zwar als Zeugniß einer gewissen Schlauheit gegen sie angeführt werden, kann aber auch von ihr in einem Augenblick der Reue und Beschämung als ein Mittel ergriffen worden sein, um das Ganze zu beendigen und eine unübersteigbare Schranke zwischen ihn und sie zu setzen — freilich aber auch als ein Mittel, um zu erfahren, wie weit er Feuer gefaßt, und mit wie viel Geist und Phantasie er sich durchhelfen würde. Es ist,

Digitized by Google

wenn man gewissenhaft urtheilen will, sehr schwer sich für oder wider zu entscheiden. Selbst Ingeborg, in ihrem Schreiben, sprach von der ganzen Sache als von einem „Scherz". Auf der andern Seite, wenn es Ernst gewesen, wenn Fräulein Brandt's Herz wirklich sich zum Justizrath neigte, dann trösten wir uns über das Schmerzliche dieser hoffnungslosen Neigung mit der Thatsache, daß Fräulein Brandt ein wohlerzogenes Mädchen war, und daß ihr Verstand die Herrschaft über ihre Gefühle führte. Sie konnte aus einem einzigen Blick ersehen, daß der Feldzug vorüber, und daß sie bei Annahme eines Friedens pur et simple zwar keine Eroberung behielt, aber den statum quo ante bellum bewahrte, was oft zwischen Kriegführenden für so respectabel angesehen worden ist, daß beide Parteien Te Deum gesungen haben, wenn auch höchstens die eine es von Herzen singen mochte. Wie auch die Sache sich verhalten haben mag, es war ihr eine deutliche Linie gezogen, und sie folgte ihr. Am nächsten Tage kam das bewußte Blättchen im Couvert an den Justizrath.

Als Bagger in Ingeborg's Gegenwart den Brief öffnete und seine jetzt verblichene aber wahrhafte Jugendepistel vor sich sah, war es ihm, als zöge ein Theil Seiner selbst aus der Geisterwelt an ihm vorüber; allein sein Erstaunen ward, wo möglich, noch erhöht, als er die von Fräulein Brandt hinzugefügte Bemerkung gewahrte: „Mir von Fräulein Helm geschenkt"

„Wache oder träume ich?" rief er aus; „wie ist dies möglich?"

„Warum sollte es nicht möglich sein?" sagte Ingeborg; „an wen sonst als an — geb — sollte wol der Schein ursprünglich gelangt sein?"

„— Geb — geb? — Ja, wer ist — geb —?"

„Wer anders wol als Ingeborg? Ist es nicht der dritte, vierte und fünfte Buchstabe meines Namens?"

„Oh!" rief Bagger und schlug sich an die Stirn. Dann Ingeborg's Hand ergreifend sagte er mit einem Blick, der von Glückseligkeit dumm war: „Wahrlich, ich habe mehr Glück als Verstand gehabt!"

Ingeborg antwortete: „Das darf derjenige wol erwarten, der sein Schicksal der fliegenden Post des Windes anvertraut."

Digitized by Google

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

VII.

Nichts gefährlicher für den dramatischen Dichter wie für den Schauspieler als den lebendigen Verkehr mit der Bühne zu vermissen, fremd zu werden auf dem Boden, auf dem sicher zu sein mit vollem Zutrauen und Bewußtsein, die erste Bedingung zum Gelingen ist. Auch für den begabtesten Schauspieler ist es immer ein Wagniß, nach längerm Zurücktreten vom Theater wieder zu demselben zurückzukehren. Der dramatische Dichter, ohnehin schon auf Selbstlernen angewiesen, wenn ihm keine Bühne zu Gebot steht, die sich freundlich seiner annimmt als Eines zu ihr Gehörigen, ist übel daran. Mit einem Stück vor so und so viel fremden Thüren stehen und schüchtern um eine Gnade für sein Werk bitten, ist eine bittere Seite des ohnehin dornenvollen Berufes. In Frankreich, wo sich Alles in Paris centralisirt, sind, oder waren doch, die Verhältnisse ganz anders. Die dramatischen Schriftsteller waren so zu sagen zünftig, und wer zur Zunft gehören wollte, mußte durch die Lehre gehen, um in dieselbe aufgenommen zu werden. Meist wurde der junge Schriftsteller-Debütant an einen bereits bewährten Collegen gewiesen, dessen Colloboration das noch ungeschickte, ungeschulte Stück in Umarbeitung nahm und dann mit dem Credit seines Namens, und seiner Erfahrung einführte. Damit gehörte aber auch der Dichter zum Theater, das ja ohne die Autoren nicht bestehen kann. Das Recht, nicht die Gunst, das ihm sein freies Entrée für das Theater gewährte, regelte sich nach Zahl und Umfang der Werke, die er lieferte. Fertige Stücke wurden den Schauspielern vorgelesen, und ihr Votum entschied über Annahme oder Ablehnung, wenn es nöthig erschien über Umarbeitung. Diese Vereinbarung schon war die beste Lehre für den Autor, der aber dann auch seine Stimme bei der Inscenesetzung und bei den Proben erhielt. So wurde er heimisch auf dem Boden, dem er die Saat zutragen sollte, lernte die Schauspieler mit den Eigenthümlichkeiten und der Tragweite ihrer Talente, das Publicum in seiner Empfänglichkeit kennen. Dadurch gehörte er dem Theater, für das er schrieb, die Stücke wurden von ihm gefordert, bei ihm bestellt. Aus diesem Verhältniß erklärt sich der Vorsprung, den die französische dramatische Literatur vor der deutschen, ja vor jeder andern nahm, ganz deutlich. Sogenannte „Mache" war in allen, auch den bedeutungslosesten Stücken. Ohne die wären sie nie auf die Bühne gekommen, aber man kannte auch den Weg, den man einschlagen mußte, um sie sich anzueignen. In Deutschland ist das leider ganz anders. Jeder dramatische Schriftsteller steht isolirt da, ist Autodidact, und arbeitet ohne Rath noch Anleitung. Die Bühnen und ihre Lenker bekümmern sich gar nicht um ihn. Die Vermittelung der Agenturen (und auch die geben sich nur mit den bevorzugteren ab) beschränkt sich darauf, sein fertiges, gedrucktes Stück mit vielen anderen in die Packete an die Bühnen zu schieben, aus denen sie, meist ungelesen, wenn der Autor noch keinen Namen

Digitized by Google

hat, in die Bibliothek, das heißt in die Dachkammer zum Verstäuben wandern. Nicht einmal eines Wortes der Zurückweisung hält man sie für werth. Annahme ist Gnade und muß wie Gnade erbeten werden. Dafür ist das geistige Kind des Dichters, durch die Annahme, der Willkür der Bühnenleiter preisgegeben, zum Zurechtmachen, zum Besetzen, zum Einstudiren. Der Autor hat kein Recht da mitzureden, nicht einmal dabei zu sein. So kennt er sein Stück kaum wieder, wenn er es aufgeführt sieht, aber vor dem Publicum, vor der Kritik muß er Alles verantworten, was oft falsche Besetzung oder Darstellung verschuldete. Wo also sollen wir armen deutschen Dramatiker lernen; wer ermuntert, wer unterstützt uns? Wahrlich, weder die Bühnenleiter noch die Schauspieler, am wenigsten die Kritik. Viele Talente verkümmern so, ohne jemals an das Licht getreten zu sein, aber selbst die allerbegünstigtsten werden endlich dieser beschämenden Wege müde, denn nicht die Bühne, der Probesaal des Theaters, wird ihr Platz: der bleibt in der Antichambre; und sind sie dann im Hafen eingelaufen, so werden sie von den Ruthenhieben der billigsten Satyre, oder den Keulenschlägen der Kritik todtgeschlagen. Was Wunder also, wenn die besten Talente, die edelsten Kräfte unserer Literatur und Poesie sich von der Bühne abwenden? Ja, unsere deutsche dramatische Literatur ist im Verfall, wer wollte das verkennen, aber die Schuld daran tragen die Autoren zum kleineren Theil.

Schon Meister Goethe, der doch sein eigener Theaterdirector war, der über der Kritik stand, hat gesagt, nach der kühlen Aufnahme seiner Iphigenie auf der Bühne: „Wäre das Publicum mir besser entgegengekommen, noch zehn solche Stücke hätte ich ihm geschaffen.“ Was würde er erst gesagt haben, hätte er mit seiner Dichtung in den Vorzimmern der Intendanzen antichambriren, von den Proben ausgeschlossen, auf gekauftem Platz, der Darstellung, die ihm fremd gewesen wäre, zusehen, und dann das Spießruthenlaufen durch ein viertelhundert Zeitungen ertragen müssen. Nichts gegen die einzelne Kritik; denn natürlich kann überhaupt nur von der ehrlichen die Rede sein, nicht von der persönlich beeinflußten, die sich zu jener verhält wie die Claque zum Publicum. Die redliche Kritik hat nun ihre Berechtigung im Lob wie im Tadel, und das Beste hat seine Achillesferse, das Unbedeutendste einen oder den andern Vorzug; aber die heutige Theaterkritik ist fast eine Unmöglichkeit an sich. Der Kritiker, meist ohne das Stück zu kennen, das ihm vorgeführt wird, sieht es flüchtig an sich vorübergehen und nicht, wie ein anderer Zuschauer, der sich seinem Eindruck hingiebt, sondern mit der Pflicht sich illusionslos zu machen, um das Urtheil desto klarer zu bilden. Dann sieht der Kritiker das Stück nicht wie es der Autor schuf, sondern wie es die Schauspieler ihm vorführen. Alles Leid, was diese dem Werk anthun, thut er noch einmal dem Autor an. Individuelle Principien und momentane Stimmungen reden auch mit, und so stehen in unserer zeitungsreichen Zeit etwa ein Dutzend Kritiken zugleich vor dem Autor, die sich mehr oder weniger alle widersprechen. Karl von Holtei pflegte zu sagen: „Der einzelne Zuschauer mag ein Dummkopf sein, das ganze Publicum ist ein verflucht gescheidter Kerl.“ Mit der Kritik möchte man das entgegengesetzte Verhältniß aufstellen. Jeder einzelne Kritiker, um Holtei's Wort zu adoptiren, mag ein verflucht gescheidter Kerl sein, aber die gesammte Kritik, die dem armen, lehrbegierigen Autor ein Hagelwetter von Widersprüchen in's Gesicht wirft, kann ihn nur dümmer machen als er war und unklarer über sein Stück, als vorher.

Digitized by Google

Armer dramatiſcher Dichter, wo ſollſt Du Dir Rath holen?

Dieſe Nöthe in Deutſchland mögen die Stimmung erklären, die zu der Zeit, die ich jetzt zu ſchildern verſuche, auf mir lag und meine Production hemmte. Die Intendanzen wieſen meine Stücke ab, weil ſie nichts machen würden, die Schauſpieler wollten nichts von ihnen wiſſen, weil ſie keine ſogenannten dankbaren Rollen böten, und die Kritik, wenn ſie ja einmal vor ihr Forum kamen, ſchob ſie geringſchätzend bei Seite. Am freundlichſten verhielt ſich immer noch das Publicum, das zwar auch weder warm noch kalt wurde, aber doch nicht ohne Theilnahme blieb. Ich ſelbſt kann mir das Zeugniß geben, nie die Schuld in Anderem geſucht zu haben, als in mir ſelbſt, aber gerade deshalb war ich um ſo gründlicher entmuthigt. Ich grübelte und konnte nicht verſtehen, wo der Mangel lag. Jetzt freilich weiß ich es, und die nächſten Seiten ſollen zeigen, wie es mir, zum Theil wenigſtens, klar wurde. Ich will es aber hier vorausſchicken. Ich wußte nichts von der Oekonomie, vom Aufbau, und kannte die Bühne zu wenig, um Rollen ſchreiben zu können, das heißt dem Schauſpieler Aufgaben zu ſchaffen, die er ſelbſt ſchöpferiſch zur Wirkung ausbeuten konnte.

Wie ich Erſteres lernte will ich erzählen, Letzteres zeigte mir viel ſpäter erſt eine vierjährige practiſche Beſchäftigung mit dem Theater, während meiner Bühnenleitung in Schwerin.

Wenn Einen das Erkennen der Fehler nur gleich befähigte ſie zu vermeiden, das Wiſſen, wie es gemacht werden muß, gleichbedeutend wäre mit dem Machen-können! Aber es geht uns wie dem Chemiker, der die einzelnen Beſtandtheile des Präparates gefunden hat, aber dem das Mittel fehlt ſie zu verbinden. Oft glauben wir das Mittel zu haben, das Geheimniß der Wirkung, ja es erprobt ſich ſogar in einem einzelnen Erfolge, und das nächſte Mal, im Vertrauen auf unſer untrügliches Mittel, ſchlagen wir fehl, und das Publicum wird ebenſo wenig als wir begreifen können, wie derſelbe Autor, der es vor einem Jahr ſo erwärmte, es heute ſo kalt laſſen konnte. Die Erfahrungen haben alle dramatiſchen Autoren machen müſſen, es fragt ſich nur, wer Talent, Selbſtvertrauen, Glück und Geduld genug hat, ſie zu überwinden. Ich traute mir von allem Dem nichts zu, und ſo ſchob ich alle Pläne zu Stücken zurück, und ſuchte dem Drang zu neuer Production zu widerſtehen. Ich will nicht verhehlen, daß ich mich dabei recht unglücklich fühlte, als Autor nämlich, und das trat um ſo greller hervor, als mein Leben ſich ſonſt ſo überaus beglückend geſtaltet hatte.

Da, nach Jahren verfehlten Strebens, drückendſter Autorenentmuthigung, machte ich, wie faſt alljommerlich, mit meiner Frau eine Reiſe und diesmal über München nach Wien. Ich wollte mein gutes Burgtheater, das auch indeſſen einige meiner Stücke, aber mit mattem Erfolg, aufgeführt hatte, wollte meine früheren Freunde, die mich ja faſt vergeſſen haben mußten, wiederſehen. Heinrich Laube, der ſich freundlichſt, als er noch in Leipzig war, für meine erſten Verſuche intereſſirt hatte, ſtand in der ganzen Friſche ſeiner Thätigkeit an der Spitze des Burgtheaters, das er mit der rückſichtsloſen Energie der Ueberzeugung aus der alteingewohnten Bahn zu regeneriren ſuchte. Die Aufgabe war um ſo ſchwerer, als er mit Traditionen zu brechen, der durch Generationen fortgeerbten Ueberzeugung der Unfehlbarkeit dieſer Bühne, entgegen zu treten hatte. Das Publicum ſah das Einreißen in dem ihm Manches verloren ging, was Gewohnheit und Vorurtheil über Verdienſt werth gemacht hatte, aber der Wiederaufbau konnte noch nicht an

Digitized by Google

die Stelle treten, und mußte sich mühsam sein Fundament legen in dem unsichern Boden des Mißtrauens, der es hemmte. Laube ist aber eine Natur, die vor dergleichen nie zurückschreckt, die, im Gegentheil, Lust hat am Kampf. Er selbst hat über sein Streben, seine Erfolge, seine Grundsätze Rechenschaft abgelegt, über seine Verdienste als Bühnenleiter hat mehr als ein Publicum Zeugniß gegeben, und ich kann hier nur erzählen, daß er mir selbst immer freundschaftlich und offen entgegentrat, im Ermuntern wie im Verneinen.

Mein erster Weg in Wien war diesmal also auch zu ihm. Laube ist practisch und zugleich immer sein Ziel im Auge behaltend. Danach hatte er sich auch, unterstützt von seiner an Geist und Bildung wie an fein weiblichem gesellschaftlichen Tact gleich bedeutenden Gattin, sofort seinen Verkehr eingerichtet. Sein Haus war nach dem Essen bis zum Theateranfang allen Bekannten, den Mitgliedern der Bühne, den Vertretern der Presse, der Literatur, der Gesellschaft, die Antheil nahm an Kunst und Wissenschaft, liebenswürdig geöffnet. Die Wirthin hatte den dampfenden Kaffee bereit, der von jeher das Renommé hat das Gespräch beweglich zu erhalten, der Wirth die Cigarre, die die Gêne verbannte. Ein neutraler Boden angenehmster, geistig anregendster Art, war geschaffen, freundlich vermittelnd zwischen dem strengen, scheinbar oft harten Director und den Mitgliedern der von ihm geleiteten Bühne, zwischen den Leistungen dieser und der Kritik, zwischen Publicum und Theater. Die Stunden um Frau Iduna Laube's Kaffeetisch waren eine Macht, aber eine versöhnende, der Jeder sich gern beugte. Wie bereiteten sie, in Verständniß und Theilnahme, die kommenden Leistungen, die zu erwartenden Stücke vor im Publicum; wie ließen sie das Fertige nachklingen. Manch' geschäftlicher Conflict wurde geschlichtet, manches Mißverständniß gelöst, die ungerechnet, denen vorgebeugt wurde. Hier konnte der Autor wirklich kennen, denn hier fand er alle Elemente zusammen, die ihm helfen konnten. Alle Stunden, die mir diesmal und später in diesem Salon gegönnt waren, sind mir in dankbarster Erinnerung geblieben.

Aber nicht jeden Zwiespalt vermochte der gesellig angenehme, geistig so anregende Verkehr in den Laube'schen Kaffeestunden zu lösen, von denen sich Einzelne in schrosser Abgeschlossenheit fern hielten. Zu diesen gehörte vor Allen ein überhaupt abgeschlossener Dichter, den man fast einsam in der Literatur nennen konnte — Friedrich Hebbel —. Ich hatte ihn, einige Jahre vorher in Marienbad mit seiner schönen, talentvollen und guten Frau, der Schauspielerin Christine Hebbel, geborene Enghaus, kennen lernen, mehrere Wochen mit ihm in freundlichem Verkehr zugebracht und das Ehepaar war mir freundschaftlich nahe getreten. Der Dichter Friedrich von Uechtritz hatte sich uns dort angeschlossen und es waren gute Stunden gewesen, die wir zusammen verlebten. Hebbel mit seinem blonden Haar, den schönen tiefblauen Augen und dem feinen Gesicht mit fast durchsichtiger Hautfarbe, ganz der Sohn des deutschen Nordens, mit einer etwas schüchternen Unbeholfenheit der äußern Form, aber dem Dichterstempel über der ganzen Erscheinung, hatte damals so milden Eindruck gemacht, der fast im Widerspruch stand mit der oft grausamen Gewalt seiner Dichtungen. In Wien fand ich den Freund nervös gereizt, aufbrausend, verbittert wieder. Er fühlte sich tief gekränkt, daß seine Stücke nicht mehr aufgeführt, seiner Meinung nach von der Bühne aus Parteilichkeit fern gehalten würden, und schob natürlich die Schuld vorzugsweise auf Laube, der wieder die Unaufführbarkeit der meisten Hebbel'schen Stücke, den nicht nachhaltigen Erfolg bei den versuchten, hervorhob. Hebbel,

Digitized by Google

im Bewußtsein seiner genialen dichterischen Begabung, gerieth so in Selbstvertheidigung seiner Productionen, die ihn, ganz gegen seine eigentliche Natur, anmaßend erscheinen ließ. Und er war doch Dichter im vollsten Sinne des Wortes, durch Schicksale und Erziehung auf eigene Wege geführt, und so selbständig in seiner Production, so durchaus nicht anlehnend an andere Schöpfungen, daß er sich seine Bahnen gewaltsam kräftig selbst brach, niemals in die geebnete hergebrachte Straße einlenkte. Da lag der Vorzug seiner Dichtungen und der Fehler derselben für die Bühne, die nun einmal die Gesetze befolgt haben will, die sie aus Erfahrung und Gewohnheit herausbildete. „Die Zukunft wird mich anerkennen und meine Stücke werden einst auf keiner Bühne fehlen!" sagte mir Hebbel. Er hatte Recht, wenn auch in anderem Sinne als er meinte. Die Anerkennung kam, namentlich als seiner Nibelungen-Tragödie in Berlin der Schillerpreis ertheilt wurde und das Stück über die meisten besseren Bühnen ging; aber sie traf fast mit seinem Tode zusammen, nicht weil dieser sie erst hervorrufen mußte, aber weil er zu früh starb in voller Kraft dichterischen Schaffens. Mir war er nicht allein als Mensch lieb, ich hatte ihn auch um den Ernst lieb, mit dem er seinen Dichterberuf erfaßte, um die tief strenge Sittlichkeit, die freilich eigenartig wie seine Dichtungen, selbstgeschaffen durch sein ganzes Wesen und durch seine Productionen ging. Als die Kunde seines Todes mich traf, lang erwartet nach schwerem Siechthume, stand ich an der Spitze der Schweriner Bühne, und in derselben Stunde bereitete ich, tief erschüttert, eine Todtenfeier für den Dichter, der mir Freund gewesen war. Seine Tragödie „Siegfried's Tod", die auf dem Repertoire war, wurde für den nächsten Tag angesetzt. Als zum Schluß Alle sich um des todten Siegfried Bahre gruppirten, trat die Darstellerin des Giselher, Fräulein Roeckel, vor, einen Lorbeerkranz mit dem Trauerflor in der Hand, und gab in wenig Versen, die ich ihr dazu gedichtet hatte, die Bedeutung der Aufführung. Wir hatten dem Dichter in seinem eigenen Gedicht den Lorbeerkranz für das frische Grab gewunden. Das schloß sich so rührend der Klage um Siegfried an, daß das Publicum, dem kaum die Trauerkunde geworden war, tief erschüttert das Haus verließ. Den Kranz aber haben wir, im Namen des Schweriner Theaters, dem Dichter nach Wien auf das Grab geschickt.

Was aber damals nicht ohne nachhaltigen Eindruck auf mich blieb, war, durch alle Verstimmung des Freundes hindurch, die sich auf die ganze moderne dramatische Literatur, die Darstellungsweise und das gesammte Bühnenwesen erstreckte, das unerschütterliche Vertrauen auf seine eigene Kraft und die hohe Auffassung der Poesie, die ernste, sittliche Bedeutung des Theaters. Freilich, wer dasselbe heute als Hebel zur Volksbildung, als priesterlichen Förderer der Sitte auffaßt, der kann wenig einverstanden sein mit dem, was er findet. Effectmachen um jeden Preis, Geld einnehmen, so viel als möglich, das ist jetzt die Losung und von einer Bildungsschule durch die Kunst ist keine Rede mehr. Da bleibt wirklich dem edlen Gemüth, dem es um die Kunst zu thun ist, nichts übrig, als in die Schranken zu treten gegen die moderne Bühne, die, ihre hohe künstlerische und sittliche Aufgabe verkennend, zum frivolen Vergnügen herabsank, oder — an einem Erfolg des Kampfes verzagend, ihr den Rücken zu kehren. In Friedrich Hebbel's Natur lag es, den Kampf aufzunehmen und er that es mit heiligem Ernst.

Eine andere liebe Freundin in Wien hatte den entgegengesetzten Weg gewählt, ebenso ihrem Naturell, dem weiblich liebenswürdigen, folgend. Gerade

Digitized by Google

als wir in Wien ankamen, hatte eine Nachricht, die sonst mit freudiger Theilnahme aufgenommen zu werden pflegt, ganz Wien wie eine Trauerkunde getroffen — Louise Neumann war Braut und wollte von der Bühne zurücktreten. Erst hatte man dem Gerücht keinen Glauben schenken wollen, aber nun war es sicher und der Abgang dieses Lieblings der Gesellschaft und des Publicums stand ganz nahe bevor. Wir betrachteten es als ein besonderes Glück, daß die Freundlichkeit Laube's, der unseretwegen das Repertoire umstellte, uns Gelegenheit gab, diese anmuthigste Lustspielschauspielerin noch einmal auf der Bühne zu sehen, die ihre Gegenwart schon veredelte. Louise Neumann's Künstlerschaft, der erste Rang, den sie in ihrem Fach einnahm, war unbestritten, jede Art der Anerkennung vom rauschendsten Beifall bis zum gerührten Lächeln wurde ihr, sie stand auf der sichern Höhe ihrer Erfolge und nicht die Besorgniß, daß diese sie verlassen könnten, hätte ihren Entschluß zu reifen vermocht, und doch als ich sie fragte ob sie nicht mit Bedauern scheide von ihrem Beruf, der sie hätte beglücken müssen, weil sie durch ihn so Viele beglückte, ob sie nicht ein Heimweh fürchte nach der Kunst, lächelte sie und sagte: „Ich habe mich oft gefragt, ob meine Kunst denn wirklich Kunst sei, und bin mir noch immer die Antwort schuldig geblieben. Ich habe aus allen Aufgaben, die mir wurden, mit ernstem Fleiß herausgearbeitet, was ich Künstlerisches und Edles zu finden vermochte, aber ich habe so oft vergebens gesucht, daß mir die Ausbeute nicht mehr werth scheint die ganze geistige Kraft des Lebens daran zu setzen. Es scheint mir ein würdigerer Beruf, einem einzigen Menschen Alles sein, als Allen so wenig bringen zu können. Und so verlasse ich die Bühne mit Dank, aber ohne Bedauern."

Ihre Mutter, Frau Haizinger, die nie alternde, die echte Schauspielernatur, war ganz anderer Meinung: „Mache was Du willst," sagte sie, „ich aber gehe nicht von der Bühne, bis man mich fortschickt, und so lange ich mich noch bewegen und die Zunge gebrauchen kann, werden sie das schon nicht thun. Sie finden nicht alle Tage eine Haizinger wieder. Es ist schon fatal genug, daß man endlich doch sterben muß; aber wenn man bis dahin nicht aufzuhören braucht Komödie zu spielen, geht's noch allenfalls."

Sie hatte Recht. Wenn nicht eine andere Macht als die ruhige Ueberlegung uns zur Bühne zöge, würden wir dieser niemals unsere Kräfte weihen, da aber diese Macht uns dämonisch festhält, kommen wir nicht von ihr los, ohne ein gutes Stück unseres Herzens und Lebensglückes zurückzulassen.

Digitized by Google

Aus Rom.

Ein Brief an den Herausgeber des „Salon“.

Ich bin seit einigen Wochen in Rom, wohin ich mit Etappen in Venedig, Bologna und Florenz gelangt bin, und werde nun versuchen, Ihnen die Eindrücke mitzutheilen, welche ich mit unbewaffnetem Auge aufnahm. Das „unbewaffnet“ — Sie sehen, die kriegerische Zeit giebt selbst dem Blaustrumpf militairische Ausdrücke — bezieht sich nicht auf meine Brille — hony soit qui mal y pense! — vielmehr soll es Ihnen den harmlosen Standpunkt meiner Seele ankündigen, die, mit keinerlei Bücherweisheit bepackt, unbeirrt von Dem, was der Verstand der Verständigen bereits als unfehlbar aufstellte, ihre Rundschau antrat. Ich zweifle nicht, mein Urtheil sei ein sehr fehlbares; aber es ist dafür meines und ich bin ich! Diese Laterne meine Laterne, dieser Hund mein Hund! sagt der Nachtwächter im Sommernachtstraum, und der Mann hat Recht.

Freund H. behauptet, ich sei selig verschollen, und so ist es; ich grabe mich erst nach und nach wieder aus der Lawine von Kunst-, Cultur- und Weltgeschichte an's Tageslicht und freie Bewußtsein empor. Während ich mich in Venedig wie in einem Märchen still zu den Füßen der königlichen Wittwe niedersetzte, machte mich Rom bis in's tiefste Gemüth schwermüthig; die Kluft, welche zwischen der antiken Zeit (ein Lieblingsausdruck der Römer) und der kirchlichen modernen Kunst gähnt, machte mich traurig. Diese kalte Marmorpracht, diese Tonnengewölbe kamen mir sargartig vor und ich empfand ein Heimweh nach unserer Gothik, nach diesem sich vergeistigenden, himmelanstrebenden Baustyl, der betend erhobene Hände versinnbildlicht. Aber nach und nach lebe ich mich hinein, die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten wachsen mir an's Herz und mein Verständniß umfaßt sie mit frühlingsfrischer Empfänglichkeit. Hier wächst Alles schnell. Gestern sah ich neben St. Pietro in Montorio den Rasen abmähen, während ich eben vorher in der „Neuen Freien Presse“ gelesen hatte, in Wien wäre der „Eissport“ in vollster Regsamkeit und Mode.

Sie wissen, St. Pietro in Montorio ist die Stelle, wo man eine so wundervolle Aussicht über Rom, den Tiber, die Campagna und auf das Gebirge hat und wo man annimmt, daß der heilige Petrus gekreuzigt worden ist. Der Franziskaner, welcher uns mit der ernsten, theilnahmlosen und doch beobachtenden Miene seines Berufes umherführte, holte mir eine Hand voll geweihter Erde hervor unter jener ewigen Lampe, die mit darüber gebauter Rotunde den Fleck des Martyriums anzeigt. Ich verwahrte den gelblichen, steinigen Sand, auf dem das sterbende Haupt des Apostels lag, andachtsvoll in mein ketzerisches Taschentuch und dann wieder mußte ich lächeln. Denn vor noch nicht acht Tagen war eine Disputa hier in Rom, von drei evangelischen Geistlichen (Italienern) hervorgerufen, von drei katholischen Priestern angenommen und mit allem Ernst durchgeführt, worin die Ersteren bewiesen

Digitized by Google

zu haben glauben, St. Petrus sei nie und keinen Tag in Rom gewesen. Ganz klar kann aber der Beweis nicht gewesen sein, denn am Schlusse fragte eine Stimme aus dem Publicum: „Wer hat gesiegt?“ und mit der so angenehmen Biegsamkeit der Wälschen lächelten die Streitenden, reichten sich die Hand und gingen ihrer Wege, jede Partei hat, den Zeitungen nach, gesiegt.

Im Verkehr kann man sich nichts Angenehmeres denken, als diese dunkeläugigen Italiener, falls sie nicht eben Bettler oder Antiquare sein sollten; mitten im Corsogedränge, am Postfenster auf der Piazza Colonna, wo ich zwischen den Buchstaben D. G. meine restante-Briefe einfordere, ein Blick, eine bittende Bewegung und die Leute machen Platz. Das Straßenleben ist, oder scheint, ein so ungemein friedliches, gemüthliches, daß man alles Gelesene und Gehörte vergißt — und doch muß der jedesmalige Gewinner des Pferderennens im Carneval unter starker Gendarmeriebedeckung nach Hause geleitet werden, weil er sonst gewöhnlich von den Mitconcurrenten erstochen wird. Die Banquiers, welchen der Fremde seinen Creditbrief überreicht, warnen ihren Schützling entschieden, Abends allein durch die Straßen zu gehen. Gott Lob ist der Carneval vorüber; ich finde es ein albernes Vergnügen, sich die Augen mit Gypsstaub zu verderben und Hände und Gesicht, trotz Handschuhe und Maske, mit schmerzenden Confettiwürfen maltraitiren zu lassen. Die Italiener nehmen Rücksicht, aber die Engländer schonen weder Säugling noch Greis und werfen nur sinnlos um sich.

Dennoch — es ist ein Etwas in diesem britischen Volke, das mich versöhnt. Auf dem protestantischen Kirchhof, bei der einzigen Pyramide Roms, der des Cestius, fand ich Shelley's Grab bekränzt und mit blühenden Camelien sorgsam geschmückt. Die Dankbarkeit eines Volkes gegen das arme Dichterherz — Shelley's Leiche wurde, nachdem er ertrunken war, verbrannt, nur das unglückliche Herz blieb unversehrt. Auf demselben Kirchhof liegt August von Goethe, dessen geistvolle Wittwe meine besondere Gönnerin ist, zwischen zwei großen Cypressen, rings umher blühen Crocus und große, röthlich-blaue Veilchen.

In das italienische Volks- oder besser Parteileben that ich einen Blick bei Gelegenheit einer großen Audienz beim heiligen Vater. Die Gemeinde St. Agastino, in welcher wir wohnen, war in mehr als tausend Köpfen und Köpfchen versammelt, unsere Wirthin hatte Magd und Kinder mitgenommen, ihr „Bambino“ einer Nachbarin vertraut und das Haus zugeschlossen. Ein ohrenzerreißendes: „Evviva!“ empfing den heiligen Vater, der sich auf seinem Thronsessel niederließ, ganz weiß gekleidet, weißes Käppchen, weißen Talar, breite weiße Moiréeschürze, weiße Schuhe und weiße Halbhandschuhe. Sein Gesicht ist sehr lebendig und das Mienenspiel sprechend, sein Auge scharf wie das eines Falken. Nachdem er mehrere Anreden empfangen, die des Pfarrers von St. Agastino, die Declamation einer Dame und die eines kleinen Mädchens in den päpstlichen Farben, gelb und weiß — er sah sehr lieb und gut auf die Kleine herab — hielt er selbst eine längere, ziemlich pointirte Rede über den guten Samen, der auf den Felsen und unter die Dornen fällt. Obwol ich die italienische Sprache noch keineswegs beherrsche, so verstand ich den Papst sehr gut: er sprach klar, betonte vorzüglich, fast dramatisch; und sitzend, nur mitunter die Hand erhebend — welcher Italiener spräche nicht mit Hülfe der Hand? — erklärte sein Ausdruck, was mir an Ausdrücken entging. Der kirchliche Segen und ein neues „Evviva“ beschlossen die interessante Feier.

Digitized by Google

Meine Gedanken — die ſich in der Erinnerung an die Höhen heften wie das Abendroth an die Bergſpitzen — weilen vorzüglich gern in den Trümmern der Cäſarenpaläſte (wo die Ausgrabungen mit mehr Eifer als techniſcher Arbeitserleichterung — wie mir ſchien — betrieben werden) trat meine Sohle doch auf dieſelbe Moſaik, über welche Tiber, Caligula und die großen Namen jener Zeit wandelten. Ich athmete in denſelben endloſen Bogengängen und zahlreichen Kammern, in denen vor zweitauſend Jahren ſo viel Glanz, Ehrgeiz, Sünde und Schmerz lebten, ich ſah vor mir den Weg der Märtyrer, die Via sacra von Triumphbogen überbrückt und das Coloſſeum blickte mich aus hundert hohlen Schädelaugen an — dabei wonniges Sonnenlicht über mir, Bäume mit Goldorangen im dunklen Laube, duftende Lorbeeren, rieſelnde Fontainen! Dieſe Acquas ſind meine zweite Freude, was läßt ſich mit einer Fontana di Trevi, mit der Fontana dell' Acqua Paola und all' den ſchönen Spring- und Rieſelbrunnen aller Plätze und Gaſſen vergleichen? Und ich liebe das Waſſer in ſeiner Klarheit und Lebendigkeit unendlich. Drittens — um auf das Gebiet der Kunſt zu kommen — überwältigte mich Michel Angelo's Arbeit in der Sixtiniſchen Kapelle. Meine Gedanken ſtanden ſtill und meine Kniee zitterten vor der Kraft dieſer gemalten Poeſie, vor der Tiefe dieſes Genies. Voll Anmuth und Feuer ſind daneben, faſt Wand an Wand, Rafael's Stanzen im Vatican; aber die beiden Meiſter vergleichen ſich mir wie Petrus und der Jünger Johannes, dem der ſchöne Rafael auch äußerlich nahe ſteht. Hier die gewaltige Begeiſterung, auf der ſich die Kunſt wie auf einem Felſen erbaut, mit einer weltumfaſſenden Liebe vereint, dort die erſchloſſenen Tiefen der Offenbarung. — Mitten in der Begeiſterung ſehe ich das Ende meines Papiers und ſo muß ich übereilt ſchließen. — Ich bleibe noch kurze Zeit in Rom, dann auf einige Wochen nach Neapel und dann — a rivederci!

An den Mond.

Du wandelſt ſtill und heiter
Wie ſonſt in ſanfter Pracht,
Du traulicher Begleiter
In Einſamkeit und Nacht.

Du ſahſt mit ihr mich wallen
Im dunklen Buchenhain;
Die herbſtlich öden Hallen
Betret' ich nun allein.

Der alten Liebeswonnen
Denk' ich noch tauſendmal;
Mein Glück — es iſt verronnen
Wie jener Bach im Thal.

Der ſprang in Frühlingstagen
So jugendlich und froh,
Als ſollt' er was erjagen
Und wüßte doch nicht wo.

Daß er verſiegen müßte
Und daß im Abendſchein
Mein Lieb' ein Andrer küßte, —
Das fiel mir nimmer ein.

Doch winkt durch Buſch und Weiden
Dein Auge mir ſo klar,
Als wollteſt Du mein Leiden
Weglächeln wunderbar.

Aus Wolken ſtill und heiter
Blickſt Du in ſanfter Pracht,
Du traulicher Begleiter
In Einſamkeit und Nacht.

Wilhelm Buchholz.

Digitized by Google

Hülfe für Chicago.

Die erste Nachricht von der furchtbaren Katastrophe in Chicago, die wie ein Lauffeuer durch das Land flog, wirkte wie die Kunde von einem gewaltigen, alle Menschenkräfte niederschmetternden Naturereigniß. Aber die Betäubung wich und während das Kabel die Schreckensbotschaft nach Europa trug, überall die Herzen und Hände zum Geben anfeuernd, sandte jede amerikanische Stadt und jedes Städtchen, was es irgend Entbehrliches zusammenraffen konnte, an die Stätte des Unglücks, um der ersten und drängendsten Noth Abhülfe zu gewähren. Nicht weniger als dreihundertdreißig Wagenladungen mit Gütern aller Art befrachtet, beförderten die Eisenbahnen in den ersten fünf Tagen an die Stadt heran. Aber selbst diese reiche Fülle von Gaben vermehrte für den Augenblick nur die Verlegenheit. Die hauptsächlichsten Eisenbahndepots waren zerstört, man konnte die Güter weder regelmäßig verladen noch lagern, weder zählen noch classificiren, und doch that eine bestimmte Ordnung um so mehr noth, je unaufhörlicher das Bedürfniß und je größer die Gefahr war, daß man durch rasches Zugreifen in den reichen Vorrath denselben über die Maßen schnell erschöpfen möchte, ohne den Nutzen daraus zu ziehen, den nur die systematische Vertheilung gewähren konnte. Ebenso drängte die Wohnungsfrage zu einem raschen und doch wohlerwogenen Vorgehen. Man hatte in der Eile einige Baracken errichtet, die wenigstens den nächsten Zweck, Schutz vor der rauhen Witterung zu gewähren, nothdürftig erfüllten, aber es war von vornherein klar, daß es ernsten Bedenken unterliegen mußte, eine Anzahl von vielleicht vierzig- bis fünfzigtausend Menschen auf Monate hinaus in solcher Weise unterzubringen. Eine besondere Schwierigkeit für die Lösung der Wohnungsfrage erwuchs ferner durch die bei dem Brande stattgehabte massenhafte Zerstörung des Bauholzes. Es waren nicht weniger als fünfundsechzig Millionen Fuß Breter vernichtet worden und eine bedeutende Preissteigerung in diesem Artikel stand also mit Sicherheit zu erwarten.

Unter diesen schwierigen und complicirten Verhältnissen trat die Chicago-„Hülfsgesellschaft", von dem Mayor der Stadt dazu aufgefordert, in Function. Sie übernahm eine Verwaltungsaufgabe allerersten Ranges, indem gleichzeitig der ganze Verwaltungsapparat, und zwar ohne jeglichen Zeitverlust, erst geschaffen werden mußte, der practisch Hand an's Werk zu legen hatte. Die „Hülfsgesellschaft" von Chicago besitzt einen gewissen Grad von moralischer Autorität, der ihr in diesem Fall sehr zu Hülfe kam. Als eine incorporirte, seit vierzehn Jahren bestehende Vereinigung angesehener Bürger, die lediglich den Zweck verfolgt, die Noth und Verarmung unter der Bevölkerung mit allen Mitteln einer practischen Abhülfe zu bekämpfen, ist sie einerseits mit den Verhältnissen des ärmern Theils der Bevölkerung in seltenem Maße vertraut, wie sie andererseits überall auf ein bereitwilliges Entgegenkommen rechnen darf. Sie besitzt die umfassende Kenntniß unserer Polizeiverwaltungen in Verbindung mit Dem, was diesen selten gewährt wird und was gerade unter diesen außerordentlichen Umständen so unentbehrlich war: Vertrauen. Eine solche amerikanische Gesellschaft verfügt natürlich nicht über dieselbe Allgewalt der Mittel, wie eine europäische Polizei, aber sie besitzt dafür das Erbtheil jedes Amerikaners: den practischen Sinn der Selbsthülfe und die Umsicht des routinirten Geschäftsmannes. Hiervon galt es bei dieser Veranlassung zunächst die Probe abzulegen. Die „Hülfsgesellschaft" entwarf

Digitized by Google

einen allgemeinen Arbeitsplan unter Zugrundelegung einer Vertheilung der Geschäftsthätigkeit unter acht Comités. Auf diese Weise wurden die Empfangnahme und die Lagerung der Zufuhren, ferner die Wohnungsfrage, der Nachweis von Beschäftigung für Arbeitsuchende, das Transportwesen, die Vertheilung von Proviant, Kleidung und Heizmaterial, das Sanitäts- und Hospitalwesen, schließlich das ganze Correspondenzwesen und der mündliche und schriftliche Verkehr mit dem Publicum zu lauter abgegrenzten Arbeitsgebieten gemacht, deren jedes einem besondern Comité überwiesen ist. An der Spitze des Ganzen steht ein Executivcomité, welches die oberste Controle übt und durch dessen Vermittlung resp. Unterschrift alle Zahlungen erst Giltigkeit erlangen. Der Vorsitzende eines jeden Comités ergänzte dasselbe aus den freiwillig ihre Dienste anbietenden Bürgern bis zu dem ihm nothwendig scheinenden Umfang, indem er dabei die Verantwortlichkeit für alle von dem Comité ergriffenen Maßregeln zu tragen hatte. Von diesen Comités, welche nun den weitern Dienst durch Errichtung von Bureaus mit allem erforderlichen Material, mit dem nöthigen Stab von Beamten und Schreibern practisch organisirten, hatte das Comité für die Vertheilung von Proviant, Kleidung und Heizmaterial eine der schwierigsten Aufgaben überkommen. Es handelte sich um die rasche Versorgung einer Armee von etwa hunderttausend Menschen, von Männern, Weibern, Kindern, Alten, Kranken, Hülflosen und Schwachen, ohne daß sich diese Versorgung an irgend eine bestehende Einrichtung, an ein Commissariat oder an bestimmte Räumlichkeiten anlehnen konnte. In den ersten Tagen nach dem Brande hatte natürlich kein anderer Grundsatz befolgt werden können, als überall da Hülfe hinzuschaffen, wo sie begehrt wurde. Unterscheidung konnte nicht geübt werden, es wurde gegeben, ohne daß man genau wußte, wie viel oder an wen oder ob nicht etwa nur ein simulirter Nothstand vorlag.

In dies chaotische Durcheinander Licht zu bringen und eine Uebersicht zu gewinnen, war das erste Erforderniß, welches das Comité dadurch löste, daß es eine Eintheilung der Stadt in fünf große Districte mit zuerst dreizehn, später sechs Unterdistricten vornahm. Jeder District steht unter der Leitung und Aufsicht eines Beamten, dem ein Stab von ungefähr neunzig Männern und Frauen beigegeben ist. Einem Theil derselben liegt die Pflicht ob, in höflicher und zuvorkommender, aber fester Weise alle angebrachten Gesuche zu bescheiden und auf das richtige Maß zurückzuführen; ein anderer Theil, die „Besucher", erfüllt die wichtige Obliegenheit, über alle Nothleidenden des Districts gewissermaßen Buch zu führen, durch beständige persönliche Untersuchung sich auf's Genaueste zu vergewissern, wie es mit der Gesundheit, dem Fleiß, dem moralischen Verhalten der Districtsangehörigen beschaffen ist, ob sie noch irgend welche andere Mittel besitzen, ob sie demnach auf ganze oder nur auf theilweise Unterstützung Anspruch erheben können ꝛc. Ueber alle diese Punkte werden Verzeichnisse geführt, welche bei der Vertheilung der Vorräthe als Maßstab eines alle Umstände möglichst berücksichtigenden, aber gleichzeitig unnachsichtigen Verhaltens dienen. Namentlich wird der nachweisbar Arbeitsscheue sofort jedes Anspruchs auf Unterstützung verlustig erklärt und aus den Listen gestrichen.

Die Districts- und Unterdistrictsvorsteher — der englische Ausdruck „Superintendent" giebt im Deutschen leicht zu Mißverständnissen Anlaß — sind für die umsichtige und energische Erfüllung ihrer Pflichten einem obersten Beamten verantwortlich. Sie versammeln sich wöchentlich einmal bei dem

Digitized by Google

Executivcomité, um in Betreff der Lage ihres Districts Auskunft zu geben, auf etwaige Klagen und Beschwerden zu antworten, Verbesserungen vorzuschlagen ꝛc.

Auf diese Weise ist es in verhältnißmäßig kurzer Zeit gelungen, die außerordentlichen Schwierigkeiten der Aufgabe zu bewältigen, Irrthümer, die ganz nicht zu vermeiden sind, auf das möglichst geringe Maß zurückzuführen und Allen Das zu gewähren, worauf sie einen gerechten Anspruch erheben konnten. Der eingeschlagene Weg bewährte sich als practisch, ökonomisch und human. Ueber den Umfang der Thätigkeit und das Quantum der gewährten Unterstützung geben die folgenden Ziffern des Berichtes der „Hülfsgesellschaft" ein ungefähres Bild.

Es wurden bis zum 25. November vertheilt: 10,737 Matratzen, 25,339 wollene Decken, 4653 Tonnen Kohlen, 4459 Oefen, 22,581 Stiefel und Schuhe, 54,720 Anzüge für Männer, 65,986 Frauenkleider, 44,937 Kinderkleider. Nicht eingeschlossen sind in diese Liste die Oefen und Matratzen, welche das Wohnungscomité direct an die unter ihrer Aufsicht stehenden Häuser und Baracken lieferte. Die Zahl der unterstützten Familien betrug am 25. November 15,122, was also, die Familie, wie üblich zu fünf Köpfen gerechnet, eine Gesammtzahl von 75,610 Menschen ergiebt. Mit der Vertheilung der Nahrungsmittel wurde rationsweise verfahren und zwar so, daß jede Familie aus zwei Erwachsenen und drei Kindern bestehend, wöchentlich folgende Ration erhielt: 3 Pfund Schweinefleisch, 6 Pfund gesalzenes Ochsenfleisch, 14 Pfund Mehl, $1^1/_4$ Metzen Kartoffeln, $^1/_4$ Pfund Thee, $1^1/_2$ Pfund Zucker, $1^1/_4$ Pfund Reis oder $3^1/_2$ Pfund Bohnen, $^1/_4$ Pfund Seife, $1^1/_2$ Pfund getrocknete Aepfel, 3 Pfund frisches Ochsenfleisch. Die Kosten für eine solche Wochenration beträgt 1 Dollar 98 Cents, so daß der Gesammtunterhalt für eine Familie, die Kosten für $^1/_4$ Tonne Kohlen miteingerechnet, eine wöchentliche Ausgabe von 3 Dollar $10^1/_2$ Cents verursachte.

So reichlich übrigens von allen Seiten die Liebesgaben herbeiströmten, so genügten dieselben doch bei Weitem nicht für das vorhandene Bedürfniß. Es wurden vielmehr die ausgedehntesten Einkäufe, die sich auf alle amerikanischen und englischen Märkte erstreckten, nothwendig, um den außerordentlichen Bedarf an wollenen Decken, Matratzen, Schuhzeug, Möbeln ꝛc. zu befriedigen. Die zunächst erreichbaren Vorräthe waren bei Weitem nicht ausreichend, es mußten also umfassende Aufträge gegeben und Contracte abgeschlossen werden, um alles Nothwendige mit der durch die Umstände gebotenen Eile herbeizuschaffen. Diese außerordentlich schwierige Aufgabe hatte das Comité für Einkäufe und für das Transportwesen, dem mehrere erfahrene Geschäftsleute zur Seite standen, zu lösen. In Folge einer vortrefflichen Organisation gelang es ihm, den an ihn gestellten Anforderungen so vollständig zu entsprechen, daß den Anweisungen des obersten Beamten um Vorräthe jederzeit entsprochen werden konnte. In der Wohnungsfrage entschied sich das betreffende Comité in der Hauptsache gegen das Barackensystem. Man ging davon aus, daß es darauf ankomme, den Abgebrannten, welche in der Mehrzahl ihr eigenes Häuschen entweder als Eigenthum oder zur Miethe besessen hatten, ein solches wieder zu verschaffen. Dies werde am besten ihren gesunkenen Muth aufrichten und ihnen neue Energie und Strebenskraft verleihen. Es wurden demnach nur vier Baracken für tausend Familien, welche auch bisher keine eigene Heimstätte gehabt hatten, errichtet. Für den bei Weitem größern Theil der Abgebrannten wurden ein-

Digitized by Google

zelne Häuser hergestellt. Dieselben sind von zwei verschiedenen Größen, für Familien von drei oder mehr als drei Personen und mit den nothwendigsten Erfordernissen eines einfachen Haushalts, Tisch, Betten und Bettwerk, Stühle, Kochofen und Kochgeschirr versehen.

Ein solches Häuschen mit dem erwähnten Mobiliar kostet 125 Dollar und je nach den Verhältnissen des Nothleidenden ist dasselbe entweder als Geschenk, oder gegen die Verpflichtung in einem Jahre $^3/_4$ des Werthes zurückzahlen zu wollen, verabfolgt worden. Von diesen Häusern waren bis Mitte November 5479 errichtet worden, eine Zahl, die, um der Nachfrage zu begegnen, in der nächsten Zeit vermuthlich bis auf 8000 gesteigert werden mußte. Die gesammten Ausgaben für die ersten sechs Monate, vom 9. October 71 bis 9. April 72, sind von der „Hülfsgesellschaft" nach genauen Schätzungen auf 3,976,498 Dollar veranschlagt worden, welche Summe durch die bisherigen Beiträge bis auf einen Rest von 558,310 Dollar gedeckt war.

Um vollständig zu sein, müßten wir noch die Leistungen der Gesellschaft auf dem Gebiet der Krankenpflege und des Hospitalwesens verzeichnen, so wie einige andere Zweige ihrer ausgedehnten Geschäftsthätigkeit berühren. Eine besondere Schwierigkeit erwuchs noch aus dem Umstand, daß eine große Anzahl aus behaglichen Lebensumständen in den äußersten Mangel versetzter Familien aus Scheu und Scham ihre Noth eher zu verbergen bemüht waren als daß sie die Hülfe in der gebotenen Form aufgesucht hätten. Für diese meistens in der verzweifeltesten Lage befindlichen Verarmte mußten ganz besondere Abhülfemaßregeln getroffen werden, wenn dieselben nicht dem Untergang verfallen sollten und die delicate und heikle Natur des ganzen Gegenstandes erheischte eine Rücksichtnahme, bei welcher die nachgesuchte Unterstützung der Geistlichkeit von Chicago sich besonders werthvoll erwies.

Wir haben vorhin erwähnt, daß das Vertrauen, welches die Hülfsgesellschaft seit vielen Jahren genoß, sie berechtigte, überall auf ein bereitwilliges Entgegenkommen zu rechnen. Andererseits konnte es nicht fehlen, daß das streng systematische, vorsichtig abwägende, alles unbedachte Drängen abweisende Verfahren der Gesellschaft ihr mancherlei Anfechtungen zuzog. In welchem Maße dies geschehen, erhellt aus einer Stelle, in welcher der sonst im ruhigsten Geschäftsstyl gehaltene Bericht sich zu einer lebhaften und beredten Entgegnung aufschwingt. Derselbe bemerkt u. A.: „Wir werden häufig und in manchen Fällen von so achtungswerthen Seiten zu einem die Verantwortlichkeit außer Acht lassenden, von der strengen Regel abstehenden Ausgabewesen gedrängt, daß wir uns genöthigt sehen, die ernstliche Erwägung unserer Mitbürger auf die große Gefahr und die Schande zu lenken, welche durch die Mißachtung einer genauen systematischen Verrechnung entstehen können. Da alle Welt uns Gaben zugewendet hat, so will auch alle Welt wissen, was wir mit denselben gemacht haben. Welche ärgere Schande könnte unsere geliebte Stadt treffen, als die Verschwendung und Vergeudung eines solchen Fonds? Das Feuer war ein Unglück, dies würde ein Verbrechen sein. Es zulassen hieße sich eines doppelten Unrechts schuldig machen, erstens gegen unsere Wohlthäter und unsere eigene Stadt, zweitens gegen die Menschlichkeit, ein Unrecht, welches vermuthlich die Ursache davon sein dürfte, daß keiner amerikanischen Stadt in einer ähnlichen Noth jemals wieder Beistand geleistet werden würde. Besser wäre es für uns, in den Flammen jener

Digitized by Google

denkwürdigen Nacht umgekommen zu sein, als daß ein so unauslöschlicher Makel unsern bisher so reinen Namen verunehren sollte."

Schließlich möge hier noch die interessante Uebersicht eine Stelle finden, welche der Bericht über die Nationalitäten der unterstützungsbedürftigen Familien mittheilt.

Es ergiebt sich das folgende Tableau:

Amerikaner	1,724	Familien
Engländer	599	„
Schotten	195	„
Irländer	5,512	„
Deutsche	7,280	„
Franzosen	185	„
Italiener	112	„
Canada	94	„
Schweizer	30	„
Dänen	14	„
Spanier	2	„
Polen	90	„
Russen	2	„
Juden	43	„
Ungarn	4	„
Böhmen	208	„
Walliser	10	„
Belgier	23	„
Holländer	5	„
Griechen	1	„
Scandinavier	2,104	„
Afrikaner	241	„
	18,418	Familien.

Nach diesem Maßstab gemessen würde auch die verhältnißmäßig reiche Beisteuer, die Deutschland nach Amerika sandte, nur knapp zu nennen sein, da fast die Hälfte der unterstützungsbedürftigen Familien von deutscher Herkunft waren. Aber weder die Geber, noch die Empfänger haben in dieser Weise gerechnet, die Geber folgten nur dem Gebot der Menschenliebe und in Deutschland speciell machte sich außerdem noch das Bedürfniß geltend, der großen Republik, die in schwerer Zeit so sympathisch zu uns gestanden, ein Zeichen dankbarer Anerkennung zu geben. In welchem Sinn die Empfänger andererseits die Liebesgaben entgegengenommen, bezeugt am Besten der Bericht der „Hülfsgesellschaft" selbst, der am Schluß sagt: „Zu sehen, wie alle Nationen sich beeiferten, um uns aus der Tiefe unseres Elends emporzuheben, hat auf unsere Seelen einen Eindruck gemacht, der lange den Wiederaufbau unserer Stadt überdauern wird. Diese Beweise von Sympathie und Vertrauen, die uns das ganze Menschengeschlecht ertheilt, fordern unser Volk gebieterisch auf, sich dem Verhängniß, daß es betroffen, gewachsen zu zeigen. Wir werden auf's Neue und auf die zarteste Weise darauf hingewiesen, daß Er, der aus Gründen, die über unser Wissen und Verstehen sind, diese Heimsuchung zuließ, alle Völker des Menschengeschlechts aus einem Samen erschaffen hat."

J. Duboc.

Digitized by Google

Berliner Spaziergänge.

Von einem Einsiedler in der Menge.

Unsere Civilisation und Glückseligkeit sind zwei sehr verschiedene Dinge. In unseren Städten mit einer Million Einwohner kommt ein Selbstmord fast auf den Tag. Aus Rücksicht auf Familie, Religion, Begräbniß, Ruf des Verstorbenen und der Gesellschaft werden nur die Fälle polizeilich festgestellt, die sich nicht leugnen lassen. Auf jeden jähen Selbstmord kommen Hunderte und Tausende von allmäligen Lebensverkürzungen mit mehr oder weniger Bewußtsein, Folgen des Lebensüberdrusses, des Spiels, der Alkoholvergiftung. Von den Uebrigen, bis auf den harmonisch ausgebildeten und glücklichen Einen, den ich bis jetzt nicht habe entdecken können, bringt sich der größere Theil langsam um durch Ueberanstrengung aus Ehrgeiz und Habsucht, oder aus Noth, durch Sorgen. Nur der kleinere Theil Derer, die verkehrt empfinden, denken, wollen, handeln und körperlich nicht gesund sind, wird ausdrücklich vom Gericht für rechtshandlungsunfähig, irre, vom Arzt für krank erklärt.

Da ist es denn kein Wunder, wenn einst der jetzige Reichskanzler wenigstens die großen Städte vom Erdboden weggetilgt wünschte. Glücklich schon, wer aus Mangel an eigener Erfahrung annimmt, man schildere die Zustände mit zu grellen Farben. Gewiß, die Civilisation ist die unvermeidliche zweite Entwickelung des Wesens, dessen Natur es ist, zu fühlen, zu denken, zu begehren, zu handeln, in Gesellschaft mit seines Gleichen zu leben und als geselliges Wesen zu irren. Es läßt sich eine Civilisation denken, bei der möglichst Viele glücklich sein können. Heutzutage wollen Alle nebeneinander glücklich sein, halten ihren Wunsch für den Willen und das Gesetz der Natur und sind einstweilen — Alle nebeneinander nicht glücklich oder unglücklich. Man tröstet sich damit, eine Uebergangszeit sei die unserige, die allmälige richtige Vertheilung der Glücksgüter werde Alle glücklich machen. Drei ganze Welttheile jedoch wollen von diesem Versuch unserer durch Erfindungen so ungeheuer großartigen Zeit nichts wissen. Was bei Uebervölkerung herauskommt, Stillstand, hat Ostasien erfahren. Unter den Alten, wie den Neueren, wußten die ersten Weltweisen es nicht besser, als daß die Stärkeren und Schlaueren stets herrschen werden. Kann man sich bei den Zuständen, die wir uns seit der Auflösung der Gesellschaft durch die erste französische Revolution geschaffen haben, selbst darüber wundern, wenn nicht Wenige verzweifelnd annehmen, wir befinden uns auf einem Holzweg mit unserm ganzen gesellschaftlichen Glückseligkeitsexperiment, weil im Widerspruch mit Dem, was die Natur dem Menschen und der Menschheit bestimmt hat, die doch auch irren kann, wie sie Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch beweisen?

In der neuen deutschen Reichshauptstadt nimmt die Bevölkerung in einer wahrhaft erschreckenden Weise zu. Paris, London, Newyork können

Digitized by Google

sich in dieser Beziehung mit Berlin nicht im Entferntesten mehr messen. Aber auch nirgendwo sind Gedanken, wie die einleitungsweise angedeuteten, so natürlich wie hier. Allgemeine Dürftigkeit war seit dem Dreißigjährigen Krieg der Grundcharakter der Hauptstadt eines unfruchtbaren kleinen Landstriches, aus dessen Steuern der aufgeklärte Militair, Friedrich der Große, noch nach dem Siebenjährigen Kriege einen unverzinsten Kriegsschatz von Siebenzig Millionen Thalern hinterließ. Kennt man Berlin von früher her, kommt man von Paris, München, dem üppigen Wien nach dem jetzigen Berlin, so wird Einem diese allgemeine Dürftigkeit und ihre Wirkung auf die in bester Schule erzogene Bevölkerung recht deutlich. Aber Berlin hatte doch auch schon früher seine reichen Leute, macht jetzt gerade die größten Weltgeschäfte und heidenmäßig viel Geld. Freilich, diese Wenigen mit den vielen Stimmen bilden die andere Hälfte auch von Berlin. Zunächst fällt uns die Masse auf. Ob wol in irgend einer Stadt der Procenttheil der Bevölkerung, der überhaupt Einkommensteuer zahlen kann, obschon diese selbst vom kleinsten Einkommen erhoben wird, so gering wie hier, ob der nothgedrungene Cölibatärstand beider Geschlechter so allgemein und zugleich, nicht aus Gründen der höhern Sittlichkeit, die unehliche Geburt so unverhältnißmäßig selten ist, wie ebenfalls hier? Mensch, mit wie Wenigem kannst Du auskommen und noch so Vieles dabei unternehmen, wenn es sich nur noch darum handelt, aus der Hand in den Mund zu leben, und wenn Dir der Gewohnheitswitz als Blitzableiter der Kummer- und Sorgenwolke dient! Anständig, schön und reizend — diese drei Worte, im nüchtern gemäßigten Berliner Sinne verstanden, bezeichnen die ideale Seite des Berliner Lebens. Ein „anständiges" Mädchen, eine „schön" schmeckende Stulle, ein „reizendes" Kleid oder Gemälde — Genügsamkeit, Dein Name ist Berlin; aber zugleich rücksichtsloses Zugreifen, nöthigenfalls Dreinschlagen, sehnige Rührigkeit im Superlativ. Wehe Dir, dem die Civilisation die Sinne übermäßig verfeinert hat! Auge, Ohr, Nase, Zunge und Allgemeingefühl wird Dir hier jeden Augenblick beleidigt. Und der arme Berliner muß Alles sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, über Alles denken und seinen Witz machen. Um eine vielangesehene Persönlichkeit zu sein, braucht man nur nach Berlin zu gehen. Dabei kümmert sich wieder Niemand um Dich, wenn Du es wünschest und bedarfst. Wie in keiner andern Großstadt der Welt ist das System der Abwehr gegen den Fremden hier ausgebildet.

Allerdings, wie nach länger genossener lauer und flauer das Einathmen frischer, belebender Luft, so wirkt, wenn man aus dem sybaritischen Paris und Wien hierhin zurückkehrt, gerade das, wenn auch noch so unfreiwillig spartanisch dürftige, rührige nordische Leben und Streben. Es wird sofort handgreiflich verständlich, warum gerade hier jetzt der Schwerpunkt Mitteleuropas. Ungemüthlicher kann selbst ein Stadtkind, das nur ein Vierteljahr seines Daseins auf dem Lande verbracht hat, kaum irgendwo sich fühlen. Aber die gewaltige und mannigfaltige Anziehungskraft des großen Ganzen ist stärker, als die abstoßende der Unzahl kleiner Leiden.

Städte mit 150—200,000 Einwohnern, in denen man sich nicht zu nahe kommt und nicht zu fern steht, sind freilich, bei unserm erleichterten Ortswechsel und Reiseverkehr, überhaupt die angenehmsten Wohnplätze. Berlin wird demnächst seine Million Seelen einschließen. In dem nächsten Jahrzehnt schon muß es die zweite Million fassen und ernähren können, wenn die Bevölkerung nur in dem seitherigen Maße fortwächst. Die neue

Digitized by Google

deutsche Reichshauptstadt, wie alle Weltstädte, ist ein Vorbild der civilisirten Welt, wie sie sein wird, wenn sie unvermeidlich der Uebervölkerung entgegengeht, trotz zunehmendem, unfreiwilligem Cölibat, Kriegen und Seuchen, nach denen ja statistisch erwiesenermaßen die größere Zahl der Geburten die glücklich entstandene Lücke bald wieder ausfüllt, endlich Dank der immer mehr angewendeten, den Krankheiten vorbeugenden Gesundheitspflege, die auch dann noch die Menschenleben erhält, wenn sie zum Absterben längst überreif sind. Das Nächste, was noth thut, ist die Reform der veralteten Stadtverwaltung, der ihr Pflegekind über den Kopf gewachsen ist. Dem Tadel der Fremden gegenüber fühlt sich der Berliner, mehr noch als der Deutsche im Allgemeinen, genirt, nachgiebig. Von dem Altberliner ist schon und wird bald nur wenig mehr übrig sein. Eine wenig charakteristische norddeutsche Stadt entwickelt sich zusehends aus den sich überfluthenden Elementen in der ungemüthlichsten Weise. Was alte charakteristische Schrulle war und vieles Gute wird bald dem Bessern und Schlechtern weichen müssen. Die Kreuzung der verschiedenen deutschen Racen wird insbesondere auch für Berlin ein längst nothwendiger Fortschritt werden. Auch diese Nothwendigkeit wird recht einleuchtend, nachdem man sich unter den Töchtern des Vaterlandes im Süden umgeschaut hat. Die Frau erzieht den Mann, und umgekehrt. Die Ueberselbständigkeit und der beständige Witzjargon läßt sich am Manne um so mehr ertragen, als der Grundstamm der hiesigen Leute, wie in allen Großstädten, gutmüthig ist. Der Berliner weiß sich darüber zu trösten, wenn ihn der Rheinländer „verwitzelt" nennt. An der Frau jedoch erscheinen die nämlichen Eigenschaften dem Fremden geradezu unweiblich. So deplorirt, wie ihm die berliner Bubenjugend und Halbwelt den Weg vertritt, hat er doch selbst in den Seestädten diese Blüthen und Opfer der Civilisation nicht gefunden. Abgesehen von diesen „socialen", werden zwei weitere Hauptübel des Berliner Straßenlebens erst wegfallen, wenn der Zopf der Behördeherrlichkeit ein wenig gestutzt sein wird, nämlich: die allsommerliche Rinnsteinpest durch ein der Landwirthschaft zugute kommendes Abfuhrsystem, und die allwinterliche Gefahr, auf den Bürgersteigen den Hals zu brechen, die im vorigen Winter täglich der Gefahr bei einem Kugelregen in der Schlacht gleichgestellt werden konnte. Was das erstere Uebel betrifft, so scheint es, als habe man den Park, in dem die Berliner ihr einziges Luftbad nehmen sollten, dadurch systematisch-närrisch vergiftet, daß man mit großen Kosten den fast unbeweglichen Cloakeninhalt Berlins als stygische Flüsse, Teiche und Seen, an deren Ufern Bänke und grüne Lauben zum Einathmen des Gifts einladen, ohne Fall für das etwaige Schmutzwasser, durch den Thiergarten spazieren geleitet. Dieses Krähwinklerstückchen kommt natürlich nur auf die passive Rechnung der Berliner, und soll demnächst, statt es zu vernichten, durch neue kostspielige Dampfmaschineneinrichtungen etwas in Gang gebracht werden.

Der Berliner, der sich über Alles durch einen Witzableiter beschwichtigt, so daß selbst der Kladderadatsch wegen dieser Beschwichtigungseigenschaft auf ihn schädlich wirken kann, darf und wird uns die Veröffentlichung einiger seiner häuslichen Cabinetsstücke nicht gleich als Hochverrath an die Pariser deuten. Berlin ist jetzt die volksthümlichste Stadt, wie Bismarck der volksthümlichste Mann der Welt. Diesen Ruf können und wollen wir ihm nicht nehmen. Aber ebensowenig wollen wir nochmals all' das Große schildern, das in jeder Richtung hier geboten ist.

Digitized by Google

Nicht der Kehricht und faule Abhub der Cultur sei unser cynischer Sang. Von diesem Thema wendet man sich mit Schauder, so oft man es sich nicht verbietet, auszugehen, die Gerichts- und Börsenzeitungen und den Anzeiger zu studiren. In den Schwindel fällt gerade der Berliner am meisten 'rein. Wohnlich ist es wol hier nicht. Außer seiner Straße hat der Berliner seine öffentlichen Gebäude, sein Café, wie er das Wirthshaus nennt, und seine Conditorei, wie er sein Café nennt, das er aber ungern besucht und welches auch für die kleinste Stadt zu klein wäre. Erzählen wir daher nur noch etwas von seinen vier Pfählen, in denen er, wenn er sie besitzt, Alles finden müßte, was ihm das Leben erträglich machen könnte, zumal bei diesem in Sommer und Winter excentrischen Klima. Kehren wir bei uns ein! Betrachten wir uns den Krieg im Frieden in den Wohnungskasernen, auf den Höfen, den Fluren und in den Miethräumen!

Vieler Herren Länder und Städte haben mich gesehen. Oft habe ich den Wohnort und die Stube gewechselt. Aber einen größern Wohnungsgräuel als hier sah ich niemals. Der Berliner wird es mir bei der plötzlichen Uebervölkerung seiner Stadt, deren schlechte Elemente er der Abschaffung des Einzugsgeldes zuschreibt, verzeihen, wenn ich ihm durch diese Schilderung etwa einige catilinarische Existenzen und Bassermann'sche Bummler vom Leibe halte. Schon die Schilderung der drei Miethstuben, die ein Stellensucher, einer von jenen unerquicklichen Gilblas unserer aufgelösten Gesellschaft, bewohnte, und von denen er mir erzählte, wird in dem gewünschten Sinne abschreckend wirken.

Zunächst, als echter Deutscher, erging der Unglückliche sich in allgemeinem Jammer und wärmte und belebte sich an dem deutschen Troste, daß er, wenn auch Arm und Beine, doch nicht das Genick gebrochen habe, so zweifelhaft auch dieses letztere Glück für ihn sein mag. „Auf einer Berliner Miethstube", sagte er, „ist man im besten Fall ein zahlendes Möbel, Comfort null. Wärme im Winter unter dem Gefrierpunkt. Das nämliche Mobiliar in der einen Stube wie in der andern. Meine erste Stube war die beste. Nur einmal täglich Krieg auf dem Gang, in dem Nebenzimmer mit der Zwischenthür. Wildfremd, ohne alle Creditberechtigung, aber weil es nun einmal so Ortsgebrauch ist, hatte ich von dem Handwerker, der selbst nichts besaß und wider Willen mehr Raum, als er brauchte, hatte miethen müssen, die Stube postnumerando auf den Monat gemiethet. Richtig, zum Ersten fehlte die Miethe. Belagerung, Feuer, grobes, gemeines, ungezogenes Geschütz, Mann und Frau in den vier Pfählen. Aber das Geld war nun einmal nicht da. Dann Frieden aus Politik, da man Entsatz witterte. Dieser aber kam etwas zu spät. Ermission, Zurückbehaltung der Sachen, Pfennigloſigkeit, Spazierengehen bei Tage bis zum Umfallen, Nachtherberge im Thiergarten. O, ich sage Ihnen, gegen diesen perennirenden socialen Kleinkrieg in Masse verschwindet der größte einmalige Massenkrieg in Nichts. Und alles Das, weil erst am Achten das Herbergsgeld einging. Zum Dieb bin ich nicht erzogen, kann ich nicht werden. Nur ein zufälliges Begegnen mit einem engern Landsmann und die Kerngesundheit haben die sociale Todesstrafe von mir abgehalten. Die Erfahrungen in dem zweiten Quartier waren der Comparativ von denen in dem ersten, nach welchen ich als dem bestmöglichen mich jetzt schon sehnte. Da mochte man ausrufen, „Herr, wie hast Du mich in die Welt hineingemiethet!" Zum Schluß die nämliche Procedur mit gesteigerter Mißhandlung, aber diesmal schon mit geretteten Effecten und so vielen

Digitized by Google

Dreiern, daß der gewitzigte Einwanderer ein neues Obdach gewinnen und die Mittel zur Zahlung des letzten Miethvogtes abwarten konnte. Den Superlativ aber bildete das nunmehrige Quartier. Die junge Vermietherin entpuppte sich als eine Furie, die über die kostbaren Möbelschätze in ihrem Miethzimmer mit einer wüthenden Aengstlichkeit wachte. An Arbeiten war in dieser modernen Höhle nicht zu denken. Am Schluß des Monats fehlte so der Lohn, und der gute Mann sah sich zum dritten Mal „ermittirt", und diesmal, trotz aller Schlauheit des nun schon gewiegten „Ausrückers", ohne seine sieben Sachen. Die ihm nun schon bekannte Bank im Thiergarten fand er besetzt von einem andern Schlafburschen, dem war es noch unendlich schlechter ergangen. Doch, wie dieser Jüngling zum Dieb und vielleicht zum Mörder geworden, dieses Blättchen aus den Annalen unserer Civilisation wollen wir hier lieber nicht abschreiben. Wer Vergnügen daran findet, möge nur diesen berechtigt-unberechtigten Kampf der Nothwehr zwischen den ausgepreßten Vermiethern und Miethern sich selbst ausmalen in allen Variationen, bis in die Kellerhöhlen- und Dachbaracken-wohnungen hinein, in dem ganzen großen Ameisenhaufen von lauter lieben Nächsten, und dazu nehme man noch die Stimmung der Hausfrauen, die plötzlich in Folge der Ueberbevölkerung und der Strikes überall jetzt sechs Groschen zahlen müssen, wo sie früher fünf gezahlt haben, also fünfundzwanzig Procent der Nothgroschen auf einmal mehr!

Dieß ist nur ein Beispiel des kleinen Krieges um das Obdach, der bis vor Kurzem nach der letzten Krisis im Häuser- und Güterwesen in der Person des Bauunternehmers mit sieben fünfstöckigen Wohnpalästen und keiner Schlafstelle begann, und jede Nacht, namentlich aber an den Hauptterminen des Umzugs, die große Herberge für die obdachlosen Männer und Frauen, Greise und Kinder, als zu klein erscheinen ließ. Die schlimmsten Opfer dieses Kriegs sind noch lange nicht die Bewohner der mit erbetteltem Stroh und alten Säcken ausgefütterten Erdlöcher vor der Stadt. Um jedes der unabweislichen Bedürfnisse, die, außer Obdach, Kleidung, Nahrung, bis zu einem menschenwürdigen Dasein der nackt Geborene hat, wüthet der nämliche Kampf gegen die moderne massenmörderische Schuldsclaverei, die grimmiger ist als des Juden Shylock's Messer und des altrömischen Zwölftafelgesetzes Paragraphen; gegen die Verurtheilung zum Tode durch die Gesellschaft, der als Grund der Mangel einiger Groschen genügt, die ohne Untersuchung mit einem Achselzucken verurtheilt und nicht einmal einen hanfenen, geschweige einen seidenen Strick zur Ausführung des souveränen Urtheils leiht. Wer wagt es, ausgehend von den wohlfeilen Abenteuern, den frühstücklosen Morgen, den ungedeckten Mittagen, den billigen Abenden, den obdachlosen Nächten des Arbeit- und Stellensuchers, die christliche Gesellschaft, wie sie ist, zu schildern, wie sie sich nur specifisch in Berlin ausgebildet hat, an dem Schwindel des Stellen-, Auswanderungs- und Heirathsvermittlers, des Bauernfängers, an den ersten Thaten des jugendlichen Diebes und Louis, den letzten des Straßenräubers, an der Aussetzung, dem Mord des Säuglings durch die Mutter, an der Bevölkerung und den Candidaten der Zuchthäuser, an dem Tod des Versinkens des classisch gebildeten ausrangirten Beamten, des hülflosesten aller Zöglinge und Opfer der europäischen Civilisation? Decke Dich mit einem Schleier von Nacht und Grauen wieder, entsetzlicher Abgrund, über dem jede große Stadt sich wölbt!

Digitized by Google

Indessen, wird man sagen, wo die Kunst blüht, wo die Wissenschaft noch als eine befremdliche Verirrung des Menschengeistes die Ansicht unserer asiatischen Zeitgenossen erforscht und untersucht, nach welcher als die höchste Seligkeit das Aufgehen in's Nichts betrachtet und erstrebt wird, kann es so schlimm nicht stehen. Hat Berlin nicht eine Menge von Concertsälen, Museen, Theatern und Akademien? Eine Anzahl reicher und mehrere tausende wohlhabender Bürger, Gewerbtreibender, Geschäftsinhaber und Fabrikanten umfaßt doch auch Berlin. Der Bürgerstamm ist noch nicht abgestorben. Jetzt gerade machen die Häuserbesitzer nie dagewesene Gewinne. Wer nur Capitalanlage hat, findet die goldbringenden Geschäfte, wie man sich ausdrückt, auf der Straße. Der Gutsbesitzer, der reichgewordene Deutschamerikaner bringen Geld haufenweise in die zusehends aufblühende Stadt. Jedes Geschäft, das dazu fähig oder nicht fähig erscheint, wird angekauft und in eine Actiengesellschaft verwandelt. An Glücklichen kann es doch bei dieser Glückseligkeitsjagd nicht fehlen. Das ganze Gemälde erscheint wie getaucht in die Glorie der militairischen Siegerherrlichkeit und der schwererrungenen nationalen Einheit. Zuletzt ist jeder Mensch ein Todescandidat. Wozu die Nachtseiten des Zusammenlebens einseitig hervorkehren? Die Waarenläden strahlen in einladendem Glanz, den Delicatessenkellern und -Küchen entströmt ein gastfreundlicher Duft. Die Vereine zur Linderung der Noth wurden nirgendwo so rührig geschaffen als in Berlin. Wer mehr von diesem über Nacht angewachsenen Gemeinwesen verlangt, ist ungerecht.

Es ist leicht und wohlfeil, Schätze des Reichthums aus einem Boden zu gewinnen, der noch jungfräulich ist, wie in Amerika, oder in dem man Jahrhunderte hindurch die Schätze ungehoben hat ruhen lassen, wie in Oesterreich. Berlin liegt in einem Landstrich, aus dem nur die äußersten und kostspieligsten Kunststücke noch neue Gewinne hervorbringen können. Wien und Paris bieten mehr von jenem großstädtischen Vergnügen, London, Newyork mehr häuslichen Comfort, Paris, London, Newyork, diese Emporien vorzugsweise von Natur reicher Länder, sind bedeutendere Welthandels- und Geldmärkte, die Geschäfte sind dort großartiger, die Unterstützungen der Kunst und Wissenschaft opulenter. In der sich überarbeitenden und betäubenden modernen Gesellschaft ist eine der Vorbedingungen des glücklichen Lebens, die Arbeit und ihr Ertrag, zum Zweck des Lebens geworden, und in dieser Beziehung, an Rührigkeit des Arbeitens nach allen Richtungen hin überbietet gegenwärtig keine Stadt die junge deutsche Reichshauptstadt. Sie mag ein sehr ungemüthlicher Aufenthalt sein. Aber, kann ich es nicht vermeiden, in einer Großstadt zu leben, so weiß ich doch gegenwärtig keine, die mir als Deutschem mehr bietet, als Berlin. In diesem Zugeständniß, daß Berlin, selbst wie es gegenwärtig ist, das verhältnißmäßig Meiste und Beste bietet, ist freilich zugleich ein Tadel ausgesprochen, der unsere ganze civilisatorische Arbeit mittrifft.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der Salon.

Draußen im Haidedorf.

Erzählung von **Theodor Storm.**

Es war an einem Herbſtabend; ich hatte in der Amtsvogtei ein paar am Mittage eingebrachte Holzfrevler vernommen und ging nun langſam meinem Hauſe zu. Die Gaserleuchtung war derzeit für unſere Stadt noch nicht erfunden; nur die kleinen Handlaternen wankten wie Irrlichter durch die dunklen Gaſſen. Einer dieſer Scheine aber blieb unverrückt an derſelben Stelle und zog dadurch meine müſſigen Augen auf ſich.

Als ich näher gekommen war, ſah ich vor dem Wirthshauſe, wo damals die nach Oſt belegenen Dörfer ihre Anfahrt hatten, noch einen angeſchirrten Bauerwagen halten; der alte Hausknecht ſtand mit der großen Stallleuchte daneben, während die Leute ſich zur Abfahrt rüſteten.

„Macht fertig, Hinrich!“ ſprach es vom Wagen herab; „Ihr habt nun genug gebalbert! Carſten Krüger's und Carſten Decker's Frau warten alle Beid' auf ihre Stunde; es läßt mir nicht Ruh' mehr.“ — Die etwas ältliche Stimme kam von einer breiten, anſcheinend weiblichen Perſon, welche, in Tücher und Mäntel eingemummt, unbeweglich auf dem zweiten Wagenſtuhle ſaß.

Ich war unwillkürlich an der Ecke der hier abgehenden Querſtraße ſtehen geblieben. Wenn man ſtundenlang gearbeitet hat, ſo ſieht man gern einmal die anderen Menſchen eine Scene vor ſich abſpielen, und der Knecht hielt die Leuchte hoch genug, daß ich Alles bequem betrachten konnte.

Neben einer jugendlichen Frauengeſtalt, deren Wuchs ſich auffallend von der gedrungenen Statur unſerer gewöhnlichen Landmädchen unterſchied, ſtand ein junger Bauer, deſſen blondes krauſes Haar unter der Tuchmütze hervorquoll; in der einen Hand hielt er Zügel und Peitſche, mit der andern hatte er die Lehne eines hölzernen Stuhles gefaßt, der zum Auftritt an den Wagen gerückt war. Es lag etwas Brütendes in dem Geſichte des jungen Menſchen; der breite Stirnknochen trat ſo weit vor, daß er die Augen faſt verdeckte. — „Komm, Margreth, ſteig' nun auf!“ ſagte er, indem er nach der Hand des Mädchens haſchte.

Aber ſie ſtieß ihn zurück. „Ich brauch Dich nicht!“ rief ſie. „Paß Du nur Deine Braunen!“

„So laß doch die Narrenspoſſen, Margreth!“

Auf dieſe mit kaum verhehlter Ungeduld geſprochenen Worte wandte ſie den Kopf. Bei dem Schein der Leuchte ſah ich nur den untern Theil des Geſichtes; aber dieſe weichen, blaſſen Wangen waren ſchwerlich jemals dem Wetter der ländlichen Saat- und Erntezeit preisgegeben

Digitized by Google

gewesen; was mir besonders auffiel, waren die weißen spitzen Zähne, die jetzt von den lächelnden Lippen blosgelegt wurden.

Sie hatte dem jungen Menschen auf seine letzten Worte nichts erwiedert; aber nach der Haltung des Kopfes konnte ich annehmen, daß ihre Augen jetzt die Antwort gaben. Zugleich trat sie leise mit einem Fuße auf den Holzstuhl, und als er sie nun umfaßte, ließ sie sich weich an seine Schulter sinken, und ich bemerkte, wie ihre Wangen eine Weile aneinander ruhten. Ich sah aber auch, wie er sie nach dem vordern Wagensitze hinzudrängen suchte; allein sie entschlüpfte ihm und hatte sich im Augenblick auf dem zweiten Stuhl neben der dicken Frau zurecht gesetzt, die jetzt wieder ein „Mach fertig, Hinrich, mach fertig!" aus ihren Tüchern herausrief.

Der junge Bauer blieb noch wie unentschlossen an dem Wagen stehen. Dann zupfte er dem Mädchen an die Kleider. „Margreth!" stieß er dumpf hervor, „setz' Dich nach vorne, Margreth!"

„Viel Dank, Hinrich!" erwiederte sie laut; „ich sitz' hier gut genug."

Der junge Mensch riß heftiger an ihren Kleidern. „Ich fahr' nicht ab, Margreth, wenn Du nicht bei mir sitzen willst!"

Jetzt bog sie sich über den Rand des Sitzes zu ihm herab und ich sah ein paar dunkle Augen in dem blassen Antlitz blitzen, und die weißen Zähne wurden wieder sichtbar zwischen den üppigen Lippen. „Willst Du Dich schicken, Hinrich!" sprach sie leise, fast wie mit verheißender Zärtlichkeit, „oder sollen wir ein ander Mal mit Hans Ottsen zur Stadt fahren? Er hat mich oft genug darum geplagt."

Der junge Mann murmelte etwas, das ich nicht verstand; dann sprang er ungestüm zwischen die Pferde durch auf den vordern Wagensitz, knallte ingrimmig mit der Peitsche und riß in die Zügel, daß die Braunen sich steil in die Höhe bäumten. Und gleich darauf, unter dem Aufschrei der Frauen, rasselte das Gefährt in die Nacht hinaus, daß der Holzstuhl vom Rade getroffen zertrümmert auf das Pflaster stürzte und der alte Hausknecht mit einem „Gott bewahr' uns in Gnaden" zurücktaumelte und dann scheltend mit seiner Leuchte durch die Hausthür verschwand.

Wie ein Schattenspiel war Alles vorüber, und nachdenklich setzte ich meinen Weg nach Hause fort.

Etwa ein halbes Jahr danach wurde in der Amtsvogtei der Tod des Eingesessenen Hinrich Fehse zur Anzeige gebracht, der in einem der Ostdörfer eine große, aber, wie mir bekannt war, stark verschuldete Bauernstelle besaß. Da er außer seiner Witwe und einem mündigen Sohne gleiches Namens zwei unmündige Kinder hinterließ, so mußte die Masse in gerichtliche Behandlung genommen werden. Zum Vormund der Unmündigen wurde, in Ermangelung naher Verwandten, auf den Wunsch der Witwe der frühere Küster des Dorfes bestellt; ein Mann, der während seiner Amtsführung sich weniger um die ihm anvertraute

Digitized by Google

Jugend, als um seinen schon derzeit nicht geringen Landbetrieb bekümmert hatte, seit Niederlegung des Amtes aber seinen einstigen Schülern um so mehr in allen Vorkommnissen des Lebens mit seinem oft nur allzu weltklugen Rath zur Seite stand.

Als ich am Tage der Erbregulirung in die Gerichtsstube trat, fand ich den gewichtigen Mann schon in eifriger Durchsicht der Documente neben dem Pulte des Gevollmächtigten sitzen. Nachdem er mich durch seine runden Brillengläser erkannt hatte, strich er bedächtig die Seitenhärchen über seinen kahlen Scheitel und stand dann auf, um mich mit der ihm eigenen Würde zu begrüßen. Zugleich wies er auf einen jungen Menschen, der sich bei meinem Eintritt gleichfalls von einem Stuhl erhoben hatte, und sagte: „Das hier, Herr Amtsvogt, ist Hinrich Fehse, der älteste Sohn des Verstorbenen."

Mir war in diesem Augenblick, als sei ich diesem eckigen Kopfe schon sonst einmal begegnet; nur über das Wie und Wo konnte ich nicht in's Reine kommen. Aber wol niemals hatte ich auf einem jugendlichen Antlitz einen solchen Ausdruck gleichgültiger Verdrossenheit gesehen; die grauen tiefliegenden Augen schienen es kaum der Mühe werth zu halten, die Wimpern zu mir aufzuheben.

Drüben an der Wand saß eine alte Bäuerin mit harten Zügen und dunklen Augenbrauen, das graue Haar unter das schwarze Käppchen zurückgestrichen; sie saß unbeweglich und hielt ihre Hände mit dem Sacktuch auf der blaugedruckten Leinwandschürze. Das war die Witwe des verstorbenen Hufners Hinrich Fehse.

Es war mir darum zu thun, die etwas verwickelte Angelegenheit zunächst mit dem Küster allein zu besprechen, und ich trat deshalb mit ihm in mein nebenan liegendes Arbeitszimmer.

„Die Stelle wird sich schwerlich für die Familie halten lassen", sagte ich, zugleich das Inventurprotocoll der Masse vor ihm aufschlagend; „wir werden leider zum Verkauf genöthigt sein."

Der Küster sah mich mit seinen runden Augen an. „Das bin ich nicht der Meinung!" sagte er dann im gewichtigen Schulton.

Ich wies auf die lange Reihe der im Protocoll verzeichneten Schulden. „Wenn das Altentheil der Witwe noch dazu kommt, so wird dem Annehmer der Stelle nicht genug bleiben, um auch noch die Erbtheile der Geschwister auszukehren."

„Das allerdings nicht!" Und der würdevolle Mann klemmte die fleischigen Lippen ein und blickte auf mich mit einer Sicherheit, als ob er das Gegenmittel schon fix und fertig in der Tasche hätte.

„Und trotz dessen", fragte ich wieder, „wollen Sie ihn die große Hufe übernehmen lassen?"

„Das wäre so meine Meinung!"

„Und das Geld, woher wollen Sie das bekommen?"

„Dafür müßte freilich schon gesorgt sein!" Und er nannte die Tochter eines wohlhabenden Hufners aus demselben Dorfe. „Gestern", fuhr er fort, „haben wir bereits den Verspruch gefeiert, und die Fehsesche

Digitized by Google

Stelle kann nun von den beiden jungen Leuten gemeinschaftlich übernommen werden."

Der Küster legte die Hände auf den Rücken und erwartete gehobenen Hauptes den Ausdruck meiner Bewunderung. Mir aber war es unter dieser Eröffnung plötzlich klar geworden, wo ich dem jungen Hinrich Fehse schon begegnet sei. Ich sah ihn wieder neben jenem gefährlichen Mädchen am Wagen stehen und hörte ihn sein düsteres „Margreth, Margreth!" ausstoßen. — „Mir ist", sagte ich endlich, „als hätte ich Ihren Bräutigam schon auf anderen Wegen getroffen! Hat etwa die Hebamme Ihres Dorfes eine besonders hübsche Tochter?"

„Also das wissen Herr Amtsvogt auch schon!" erwiederte etwas überrascht der Küster. „Nun, wir haben das Mädchen sechs Meilen weit in die Stadt als Nähjungfer vermiethet, und morgen geht sie dahin ab. Mit solider Bauernarbeit hat die Mamsell sich doch ihr Lebtag nicht befassen mögen."

Ich mußte lachen. „Und wie haben Sie denn das nur wieder fertig gebracht?"

Das selbstzufriedene Lächeln im Gesichte des Küsters zuckte so tief, als es die starken Wangen zuließen. „Mit Erlaubniß, Herr Amtsvogt, für Geld kann man den Teufel tanzen lassen, warum denn nicht ein altes Weib!"

„In der That, Sie haben mehr als Recht; und die Tochter der Hebamme ist vorausseßlich ohne Mittel?"

„Mit dem glatten Gesicht, Herr Amtsvogt, konnte uns nicht gedient sein, und sonst ist nichts da, was sie hätte in die Wirthschaft bringen können. Ueberdies", und er stimmte seinen Ton zu vertraulichem Flüstern, „ihr Großvater war ein Slovak von der Donau und, Gott weiß wie, bei uns hängen geblieben; dazu die alte Hebamme mit ihrem Kartenlegen und Geschwulstbesprechen, womit sie den Dummen die Schillinge aus der Tasche lockt — das hätte übel gepaßt in eine alte Bauernfamilie!"

„Und hat sich denn Ihr Hinrich so leicht von jenem Mädchen trennen lassen?" fragte ich noch einmal.

Der Küster setzte seinen weltklugen Kopf in Positur. „Wenn ich es gerad' heraussagen soll", erwiederte er ausweichend, „es war noch ganz die Frage, ob die Dirne ihn genommen hätte; da sind noch Andere, die sie hinter sich herzieht und die schwerer in's Gewicht fallen. Die junge Frau aber wird nicht mit ihm betrogen, denn das muß ihm Jeder lassen, ein Bauer ist er aus dem Fundament!"

Unsere Unterredung war zu Ende. Von Gerichtswegen war gegen den gemachten Vorschlag nichts einzuwenden; im Gegentheil, alle Schwierigkeiten wurden dadurch wie von selbst gelöst.

— — Als wir wieder in die Gerichtsstube traten, hatte sich dort inzwischen auch die Braut mit ihrem Vater eingefunden. Sie mußte fast um zehn Jahre älter sein, als der ihr bestimmte Bräutigam; das Gesicht war wohlgeformt, aber reizlos, wie es bei Denen zu sein pflegt,

Digitized by Google

die schon mit ihrer Kinderseele um den Erwerb gerechnet haben; das fahlblonde Haar zeigte deutlich, daß es ungeschützt allem Wetter und Sonnenbrand ausgesetzt wurde. Ihr gegenüber an der andern Wand saß jetzt der Bräutigam; den Kopf gesenkt, die Hände zwischen den gespreizten Beinen vor sich hingefaltet. — Bei den nun folgenden Verhandlungen zeigte er sich mit Allem einverstanden; ein dürftiges „Ja" oder „Nein" oder „Das muß ja denn wol sein", war indessen Alles, womit er diese Zustimmung ausdrückte; dabei fuhr er mit dem Rücken der Hand ein paar Mal über seine Stirn, als wenn es dort etwas fortzuwischen gäbe. Endlich, als mit sämmtlichen Betheiligten Alles besprochen und das Vereinbarte zu Papier gebracht war, erfolgte, wie Rechtens, die Unterschrift des Protocolls.

Auch Hinrich Fehse, als an ihn die Reihe kam, trat an das Pult des Gevollmächtigten und malte in steilen widerhaarigen Buchstaben seinen Vornamen unter die Verhandlung; dann aber setzte er mit einem tiefen Athemzug die Feder ab und starrte unbeweglich vor sich hin. Vor seinem inneren Auge mochte jetzt ein üppiger Mädchenkopf erscheinen; vielleicht flog gar der erschütternde Gedanke durch sein Gehirn, den Bann des alten bäuerlichen Herkommens zu durchbrechen. Aber der Küster, der ihn während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen gelassen hatte, trat jetzt, die Hände in den Taschen zu ihm heran und sagte ruhig: „Blos Deinen Namen, Hinrich; blos Deinen Namen!"

Und Hinrich, wie von der eisernen Nothwendigkeit am Draht gezogen, malte nun auch sein „Fehse" in denselben steilen Zügen noch dahinter.

„Actum ut supra", und Sand darauf; die Sache war erledigt. Hinrich Fehse verließ das Gericht als ein gemachter Mann; mit der Frau hatte er das Betriebscapital für die Hufe in Händen; wenn er als Bauer seine Schuldigkeit that, so konnte es ihm nicht fehlen. — Und bald auch hörte ich, daß die Hochzeit mit allem Pompe bäuerlichen Herkommens gefeiert worden sei.

Der Eindruck, den diese Vorgänge mir gemacht hatten, war allmälig verblaßt. Anfänglich hatte ich wol noch darauf geachtet, wenn an Markttagen der junge Bauer mit seiner Frau an mir vorüberfuhr; von der Letztern hatte ich dann auch wol ein Kopfnicken bekommen, während er selbst, ohne sich umzuwenden, auf seine Pferde peitschte. Dann, geraume Zeit nachher, da es schon spät am Abend war, hatte ich ihn einmal in dem erleuchteten Hausflur jenes Wirthshauses an der Ecke gesehen; es war mir auch damals wol durch den Kopf gegangen: „Was hat denn der wieder so spät noch in der Stadt zu thun!" Weitere Gedanken hatte ich mir darüber nicht gemacht. Da — es war wieder einmal Herbst geworden, der November stand schon vor der Thür — ging ich bei der Rückkehr von einer Morgenwanderung durch die Altstadt, wo eben Pferdemarkt gehalten wurde. Die edlen Thiere standen wie gewöhnlich zu beiden Seiten der Straße vor den Häusern angebunden, und ich drängte mich eben durch einen Haufen von Käufern und Ver-

Digitized by Google

käufern und vergnügter Stadtjugend, als mir von einem Hause ein lautes Rufen und Händeschlagen entgegenschallte. Im Näherkommen erkannte ich Hinrich Fehse, der mit einem jütischen Bauern in eifrigem Handeln begriffen war. Den Gegenstand, wie mir bald klar wurde, bildeten zwei höchst elend aussehende Pferde, die mit gesenktem Kopfe daneben standen, indeß der Jüte den Schweif des einen Thieres lobpreisend zur Seite riß.

„Ja, ja", sagte der Andere, ohne auch nur hinzusehen; „die Schindmähren sind just gut genug."

„Hundertunddörtig für die Beide!" rief der Jüte wieder.

Aber Hinrich zog seine Hand zurück. „Hundertundzwanzig", sagte er düster; „keinen Schilling mehr."

Und klatschend fielen die Hände ineinander. Heinrich Fehse schnallte seine lederne Geldkatze los, zahlte dem Andern die harten Thaler in die Hand und rüstete sich dann, die erhandelten Thiere von dem Rickwerk loszubinden.

Im Weitergehen, wo ich über den Eindruck des Gesehenen zum deutlichern Bewußtsein kam, wollte mich bedünken, als ob der junge Bauer seit unserer letzten Begegnung, wie man bei uns sagt, bös verspielt habe. Das Gesicht war scharf und mager geworden und die ohnehin kleinen Augen waren unter der vortretenden Stirn fast verschwunden; überhaupt, der an sich gewöhnliche Vorgang hatte mir jetzt etwas Auffallendes, so daß ich nicht umhin konnte, mich später beim Eintritt in die Gerichtsstube gegen meinen landkundigen Gevollmächtigten darüber auszusprechen.

Der alte Actenmann machte vom Pultbock herab seine bedenklichste Handbewegung.

„So", sagte ich; „die Sachen stehen also schlecht?"

„Gar nicht stehen sie!" erwiederte er. „Seit einem halben Jahr ist die Margreth wieder im Dorf, und seitdem sitzt auch der Fehse fast alle Abend bei den Hebammenleuten; sogar in die Stadt ist er ihr nachgelaufen, als sie um Pfingsten in der Anfahrt hier zu nähen saß. Und dabei verkauft er, was los und fest ist, Futter und Saatroggen, so daß zum Winter wol die leeren Scheunen nachbleiben werden; heut' haben nun sogar die schönen braunen Wallachen daran glauben müssen — wissen, Herr Amtsvogt, die im Inventar zu fünfhundert Thaler taxirt waren — und statt dessen hat er sich die jütschen Kracken eingehandelt. Dafür aber promenirt draußen im Dorf das Hebammenfräulein in seidenen Jacken und goldenen Vorsteckn adeln; mag auch wol manche Tonne Fehse'schen Hafers an ihrem Leibe tragen!" Und der Alte nahm eine große Prise.

„Am Ende auch noch die beiden Wallachen, Brüttner!"

Der kleine graue Mann steckte die Feder hinter's Ohr und segelte auf seinem Drehbock vollends zu mir herum. „Nun", sagte er schmunzelnd, „wohin der Ueberschuß seinen Weg nimmt, das wäre wol nicht schwer zu rathen!"

Digitized by Google

„Und woher wissen Sie das Alles so genau?“

Brüttner wollte eben antworten, als der Amtsdiener in die Stube trat: „Der Herr Küster ließen grüßen, heut' könne er nicht wieder vorkommen, aber nächsten Donnerstag, und da wolle er die beiden Fehseschen Weiber gleich mit auf's Amt bringen.“

„Also der Küster ist hier gewesen?“ fragte ich.

„Hm, freilich“, versetzte Brüttner; „und er meinte, nach den letzten Passagen wär's doch am besten, wenn die Frauen den Fehse unter Curatel setzen ließen; er würde dem Herrn Amtsvogt schon Alles auseinandersetzen.“

Bevor jedoch der Küster diesen kühnen Plan in Angriff nehmen konnte, wurde mir — es war an einem Mittwoch — von dem Bauervogt des Dorfes die schriftliche Anzeige gemacht, daß der Eingesessene Hinrich Fehse seit letzten Sonntag Abend verschwunden sei. Die Meinung Einiger gehe dahin, daß er mit dem neulich aus einem Pferdehandel gewonnenen Gelde auf einem Auswandererschiffe von Hamburg fortgegangen sei; Andere dagegen hegten die Befürchtung, er könne sich ein Leides angethan haben. Außer dem bekannten Verhältniß mit der Tochter der Hebamme sei ein besonderes Ereigniß, welches sein Verschwinden erklären könnte, nicht bekannt geworden. Uebrigens hätten die angestellten Nachforschungen bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

— — Ich beschloß sofort, noch am Nachmittag die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. — Um deste unbehinderter zu sein, verzichtete ich auf einen Protocollführer und nahm nur den Amtsdiener als Begleitung mit. Wir fuhren auf einem offenen Wagen; denn es war ein milder Herbsttag, wie uns deren in unserer Gegend immer einige vor dem entschiedenen Eintritt des Winters beschcert zu werden pflegen. Die lebendigen Hecken, welche wir während der ersten Stunde zu beiden Seiten des Weges hatten, trugen noch einen Theil ihres Laubes; hie und da zwischen Hasel- und Eichenbusch drängte sich ein Spillbaum vor, an dessen dünnen Zweigen noch die rothen, zierlichen Pfaffenkäppchen schwebten. Meine Augen begleiteten im Vorüberfahren das eben so sanfte, als schwermüthige Schauspiel, wie fortwährend unter dem noch warmen Strahl der Sonne sich gelbe Blätter lösten und zur Erde sanken, zumal wenn vor dem Schnauben unserer Pferde eine verspätete Drossel, ihren Angstschrei ausstoßend, durch die Büsche flatterte.

Aber die Gegend wurde anders; die bewachsenen Wälle mit den bebauten Feldern dahinter hörten auf. Statt dessen fuhren wir hart am Rande des sogenannten „wilden Moors“ entlang, das sich derzeit so weit der Blick reichte, nach Norden hinauszog. Es schien hier, als sei plötzlich der letzte Sonnenschein, der noch auf Erden war, von dieser düstern Steppe eingeschluckt worden. Zwischen dem schwarzbraunen Haidekraut, oft neben größeren oder kleineren Wassertümpeln, ragten einzelne Torfhaufen aus der öden Fläche; mitunter aus der Luft herab

Digitized by Google

kam der melancholische Schrei des großen Regenpfeifers, der einsam darüber hinflog. Das war Alles, was man sah und hörte.

Mir kam in den Sinn, was ich einst — ich meine über die noch von dem slavischen Urstamm bewohnten Steppen an der untern Donau — gelesen hatte. Dort aus den Haiden erhebt sich in der Dämmerung ein Ding, das einem weißen Faden gleicht und das sie dort den „weißen Alp“ nennen. Es wandert gegen die Dörfer, es stiehlt sich in die Häuser und, wenn die Nacht gekommen ist, legt es sich an den offenen Mund der Schlafenden; dann schwillt und wächst der anfänglich dünne Faden zu einer schwerfälligen Ungestalt. Am Morgen darauf ist Alles verschwunden; aber der Schläfer, der dann die Augen aufthut, ist über Nacht blödsinnig geworden; der weiße Alp hat ihm die Seele ausgetrunken. Er bekommt sie nimmer wieder; weit auf die Haide hinaus in feuchte Schluchten, zwischen Moor und Torf, hat das Unwesen sie verschleppt.

Nicht der weiße Alp war hier zu Hause; aber zu anderen, nicht minder unheimlichen Dingen verdichteten sich auch die Dünste dieses Moores, denen manche, besonders der älteren Dorfbewohner, Nachts und im Zwielicht wollten begegnet sein.

An der südlichen Grenze desselben lag unser Reiseziel, das Dorf, dessen spitzer Thurm und schwarze Strohdächer schon lange vor uns sichtbar gewesen waren. — Als wir endlich anlangten, ließ ich zunächst vor dem Hause des alten Küsters halten, um durch diesen etwas Näheres über die Verhältnisse im Fehse'schen Hause zu erfahren. Ich traf ihn mit seinem Knecht beim Aufladen des Düngers beschäftigt, im blauwollenen Futterhemd, die Furke in der Hand; doch war er deshalb nicht weniger würdevoll, als er erst seinen „Goldhaufen“ mit der ebenen Erde vertauscht hatte. „Ich will's Ihnen sagen, Herr Amtsvogt“, hub er an, nachdem er zuvor seine Sprachwerkzeuge durch ein paar Ansätze fetten Hustens in Bereitschaft gesetzt hatte, „wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen! Dieser Hinrich hat mit Gewalt sein Glück nicht erkennen wollen; Gott weiß, ob's mit der Curatel noch zu curiren ist!“

Wir waren unterdessen in das Haus und in die Wohnstube getreten. Hinter dem Ofen, in welchem trotz der milden Witterung ein Feuer brannte, saß ein kränklich aussehendes Mütterchen, fast verdeckt von einer großen Wollenstrickerei, die sie mit ihren mageren Fingern handhabte. Sie entschuldigte sich klagend, daß sie wegen ihrer Kreuzschmerzen nicht vom Lehnstuhl aufkönne, um mich zu begrüßen; dann klinkte sie von ihrem Sitze aus die daneben befindliche Küchenthür auf und rief mit scharfer Stimme: „Kathrin! Setz' den Kessel auf, Kathrin!“ Und zugleich hörte ich auch draußen den Dreifuß auf den Herd werfen und im Feuerloch rumoren.

Die Frau Küsterin klappte die Thür wieder zu und strickte weiter; aber ihre kleinen, matten Augen folgten unabläßig, während ich mit ihrem Eheherrn im Gespräch auf- und abwandelte.

„Wenn's erlaubt ist zu reden, Herr Amtsvogt“, sagte sie endlich, ihr Strickzeug von sich schiebend; „es hat schon einen Vorspuk gegeben,

Digitized by Google

dazumal, als mein Mann hier noch im Amte war. — Ich hab' die Roſen ſo gern", fuhr ſie hüſtelnd fort; „es ſollte juſt am andern Tag das Ringlaufen für die Schule ſein, und Abends dann, mit hoher Erlaubniß, die Tanzluſtbarkeit im Kruge; da waren auf einmal alle meine Roſen abgeriſſen. Ich wußt' wol gleich, wo mein Spitzbube zu ſuchen war; aber bei unſerm Vater in der Schule hat's der Hinrich ſo zu drehen gewußt, daß das Strafrohr auf ſeinen Rücken gefallen iſt. Und die Dirne ſaß mauſeſtill dabei und guckte in ihr Geſangbuch."

„Aber Mutter", verſuchte der Küſter einzureden, „ſo erzähl' doch dem Herrn Amtsvogt nicht die alten Kindergeſchichten!"

„Meinſt Du, Vater?" verſetzte ſie. — „Sie ſtanden Beide vor der Confirmation; es iſt nur ein Faden und der läuft bis heute hin."

Ich bat höflich um die Fortſetzung des Berichts.

Das Mütterchen nickte. „Ich hatte damals noch meine Geſundheit, Herr Amtsvogt", begann ſie wieder; „aber als ich andern Abends mit der Frau Paſtorin nur kaum in den Tanzſaal getreten war, ſo ſah ich auch ſchon, daß der Hinrich ſeinen Willen hatte; denn in dem Kranze, den die Slovakendirne auf ihren ſchwarzen Haaren trug, ſaßen richtig meine rothen Roſen; und herumgeſchwenkt hat ſie ſich auch mit ihm, daß dem hölzernen Jungen der Schweiß von den Backen rann."

„Nun, nun, Vater!" unterbrach ſie ſich, als der Küſter zu einer neuen Bemerkung anhub. „Ich weiß wol, die Freude dauerte nicht lange; ich will's dem Herrn Amtsvogt Alles ſchon erzählen. Es war nämlich Einer unter den größeren Jungen, der nicht wie die Anderen in das Hebammenmädchen vernarrt war, obſchon ſie ſich genug um ihn zu thun machte; und das war der Sohn von dem reichen Claus Ottſen hier! — Als eben die Muſikanten zu einem neuen Walzer aufſpielten kommt der anſtolziert, in ſeiner blauen Jacke mit Perlmutterknöpfen, die ſilberne Uhrkette über der Weſte, und ſieht ſich unter den Dirnen um, als wenn ſie nur alle ſo für ihn zu Kauf ſtünden. Er war aber auch ein ſchlanker, braunhaariger Junge und hat noch heute ſo was Stolzes an ſich. — Vor Hinrich und Margreth, die eben wieder in die Reihe treten wollten, blieb er ſtehen und ſah höhniſch auf ſie herab. „Hehler und Stehler?" ſagte er lachend. „Der Roſenhinrich und die Slovakenmargreth? Ihr macht ein ſauberes Paar zuſammen!" — Die Dirne glotzte ihn an mit ihren ſchwarzen Augen. „Läßt d' mich ſchimpfen, Hinrich?" rief ſie. Und im Handumdrehen hatte auch mein Ottſen ſeine zwei Fauſtſchläge in den Nacken. „Das für die Slovaken-Margreth! Und das für den Roſen-Hinrich!" — Und dabei fiedelten die Muſikanten, und die Kinder tanzten und ſtolperten über den Hans, der ſich eben vom Fußboden wieder aufſammelte; und in all' dem Lärm hör' ich die Stimme unſeres Herrn Paſtors und ſehe auch, wie er den Hinrich am Kragen hat und ihn gegen den Thürpfoſten ſtellt. „Daß Du es weißt, Fehſe!" hör' ich ihn noch ſagen; „mit dem Tanzen iſt es heute Abend aus für Dich!" — Da ſtand er nun und biß ſich die Lippen blutig, und die Margreth reckte ihren Schwarzkopf auf und ſchaute durch den Saal

Digitized by Google

nach einem andern Tänzer aus. — — 's ist aber ein wunderlich Ding das Menschenherz, Herr Amtsvogt! Schon lange hatte ich gesehen, daß Hans Ottsen dastand, als wenn er die Dirne mit den Augen verschlingen wollte; und es hilft einmal nicht, die gestohlenen Rosen ließen ihr verwettert gut zu ihrem feinen, unverschämten Stumpfnäschen. Und richtig! Sie hatte nun auch Den am Band. „Was meinst, Margreth?" sagt ganz kleinlaut der Hans Hoffart; „willst jetzt mit mir halten heute Abend?" — Erst als er nach ihrer Hand griff, stieß sie ihn vor die Brust und that wild wie 'ne Katze; aber als sie merkte, daß es Ernst war, ward sie auch eben so geschmeidig und lacht' und wies ihre weißen Zähne, und tanzte mit ihrem schmucken Hans an dem armen Burschen vorüber, als hätte es für sie nimmer einen Hinrich Fehse auf der Welt gegeben. Der aber stand noch immer wie angenagelt auf seinem Posten; nur seine kleinen Augen fuhren hinter den Beiden her; es war ein Glück, daß sie nicht mit Flintenkugeln geladen waren!"

„Was weiter im Saal passirt ist", fuhr die Erzählerin fort, nachdem sie eine Weile Athem geschöpft hatte, „das hab' ich nicht gesehen; die Frau Pastorin holte mich nach der Hinterstube, wo unsere Männer sich zu ihrem Kartenspiel gesetzt hatten. Die Zeit verging; es war eben Feierabend geboten, ich stand just am Fenster und hörte nach den Wildgänsen droben in der Luft, denn es war eine milde Nacht und das Gethier flog über die Haide nach dem Haff — da auf einmal hieß es: „Wo ist Hinrich Fehse?" — Ja, Hinrich Fehse war nicht da. — „Ich sah ihn draußen im Weg", meinte Einer; „er wird nach Haus gelaufen sein." — Aber die Mutter kam gejammert; zu Hause war er auch nicht. — Der alte Hinrich Fehse, ein Querkopf trotz seinem Jungen, stand vorn im dicken Haufen in der Schänkstube und stieß sein Glas auf den Tisch, daß er nur noch den Fuß in der Hand behielt und raisonnirte auf den Herrn Pastor; er lasse seinen Jungen nicht cujoniren, wenn er ihn auch nicht wie die reichen Bauern mit Uhrketten und Perlmutterknöpfen besetzen könne; nein, zum Teufel, das leide er nicht!

„Ich war in den Tanzsaal zurückgegangen, wo eben die Musikanten ihre Fiedeln in die Ledersäcke steckten. Da stand noch die Hebammendirne mit Hans Ottsen auf der leeren Diele; sie allein schien alles Das nicht anzufechten. „Nun, Margreth", fragte ich, „weißt denn Du nicht, wo der Hinrich abgeblieben ist?" — „Ich? — Nein!" sagte sie kurz, zog einen ihrer kleinen Schuhe aus und zupfte die rothe Bandschleife darauf zurecht; dann funkelte sie wieder auf den Hans mit ihren schwarzen Augen und schlug ihn neckisch auf die Hände: „Du, was hast mich eingestaubt, Du! Du bist so wild; wart' nur, ich tanz' nicht mehr mit solch' 'nem Tollen!"

„Und das war die Margreth, Herr Amtsvogt; der Hinrich aber kam auch am andern Morgen noch nicht wieder; sie meinten, der Mittag würde ihn nach Hause treiben; aber da hatte auch eine Eule gesessen; das ganze Dorf kam in die Beine, sie suchten ihn mit Leitern und mit Stangen. Und endlich! Wo war er gewesen, Herr Amtsvogt? — Bei

Digitized by Google

den Wasserkröten hatte er die Nacht gesessen; dort hinten im Moor bei der schwarzen Lake. Der Finkeljochim, der da seine Besen schneidet, kam in's Dorf gelaufen und erzählte es. Da haben sie ihn denn nach Haus geholt mitsammt dem Gliederreißen, das er sich vom feuchten Moorgrund heimgebracht. Ein paar Wochen hat er in den Kissen liegen müssen, und als der Doctor nicht angeschlagen, haben sie die Sympathie gebraucht; und mit drei Tassen Camillenthee und ein paar Handvoll Kirchhofserde ist dann auch Alles wieder in seinen Schick gekommen."

Der Kaffee war inzwischen aufgetragen und der Küster erinnerte, nicht ohne scheinbare Vorsicht, seine Frau daran, daß der Herr Amtsvogt noch mit ihm zu reden habe.

„Ich will nicht im Wege sein, Vater", versetzte diese, von ihrem Lehnstuhl aus die Tassen voll schenkend; „ich sage nur und hab's dem Herrn Pastor auch schon gesagt: erst, als die Dirne wieder aus der Stadt zurück war, lief nur der Hinrich bei den Hebammenleuten, und es gefiel ihr schon, daß sie gleich wieder Einen hinter sich her zu ziehen hatte; und wenn auch nur, um die junge Frau zu ärgern, die ihn geheirathet hat; seit es aber mit dem alten Claus Ottsen auf's Letzte geht und der nicht mehr den Daumen gegenhalten kann, weiß auch sein Hans mit Dunkelwerden den Weg dahin zu finden. Ich wundre mich nicht, daß der Fehse auch diesmal wieder fortgelaufen ist; denn mit sich selber umzugehen, was doch die größte Kunst vom Menschenleben ist, das hat er immer noch nicht lernen können. Ich begreif' nicht, was darum so viel Aufhebens im Dorf ist; er wird schon wiederkommen, wenn er's satt hat!"

Die kleine gebrechliche Frau, deren blasse Wangen unter dem lebhaften Erzählen wieder aufgeblüht waren, schwieg jetzt und suchte mit der Feuerzange die Kohlen in ihrem Ofen aufzustören. — Ich that noch diese und jene Fragen; dann ließ ich mich von dem Küster, dem draußen sichtlich seine Würde wieder zuwuchs, an meinen Wagen geleiten.

„Ja, ja, mein wohlgeborner Herr Amtsvogt", sagte er, gleichsam die Summe eines langen Gedankenexempels ziehend; „ich habe manchen Gang um diese Heirath gemacht; aber der Mensch soll ja auf den Dank der Welt nicht rechnen! Nehmen Sie nur die Mamsell Margreth auf's Korn; die wird Ihnen über Alles Bescheid geben können."

Unterdessen hatte er das Schutzleder vor meinem Sitze zugeknöpft, und, mit majestätischer Handbewegung entlassen, rumpelte mein Fuhrwerk auf der schlecht gepflasterten Dorfstraße weiter.

Hinter der zur Rechten liegenden Kirche, an deren granitner Mauer ich im Vorüberfahren die Jahreszahl 1470 las, blickte aus jetzt fast entlaubten Hollunderhecken ein Häuschen mit grünen Fensterläden.

„Den Hebammenleuten gehört es", erwiederte auf meine Frage der Amtsdiener, sich vom Kutscherſitze zu mir wendend, „sie halten's gewaltig sauber; in Geschäften bin ich ein paar Mal dort gewesen."

Nach einer Weile hörten zur Linken die Häuser auf. Die an der Kirchenseite sich noch eine gute Strecke entlang ziehenden Gehöfte lagen

Digitized by Google

gegen Westen, nur durch den Weg und einige eingewallte Acker- und Wiesenstücke von dem großen Moor getrennt; das letzte derselben, einsam und weit hinaus belegen, war mir als das des Hinrich Fehse bezeichnet worden.

Vor vielen dieser Häuser bemerkte ich Gruppen von Menschen, anscheinend in lebhafter Unterhaltung, zuweilen auch wohl mit ausgestrecktem Arm nach dem Moor hinausweisend. Es war augenscheinlich eine besondere Aufregung unter den Dorfbewohnern.

Endlich fuhren wir auf die Fehse'sche Hofstelle. An dem Hause, welches etwa hundert Schritt vom Wege zurücktrat, waren noch die Früchte der wohlhabenden Heirath sichtbar: die nördliche Hälfte mit dem großen Scheunenthor und den halbrunden Stallfenstern war augenscheinlich kaum vor Jahresfrist gebaut, die anderen dagegen, welche die Wohnungsräume enthielt, mochte in diesem Zustande schon lange von Vater auf Sohn vererbt worden sein. Vor den niedrigen Fenstern, auf welche das schwere schwarzbraune Strohdach drückte, zog sich ein ziemlich ödes Gartenstück bis an den Weg hinab.

Da sich Niemand von den Hausgenossen zeigte, als wir oben vor dem Scheunenthor hielten, so schickte ich den Amtsdiener in das Haus, der dann auch bald in Begleitung einer alten Frau wieder an den Wagen trat. Ich wollte sie als Witwe Fehse begrüßen, aber sie erwiederte, sie habe nur als Nachbarin das Haus gehütet; die alte und die junge Frau Fehse seien zum Bauervogt gegangen; denn die Tochter des Finkeljochim hätte erzählt, daß sie noch gestern Abend, da eben der Mond aufgegangen sei, den Hinrich dort hinten auf dem Moor gesehen habe; auf diese Nachricht seien wieder Leute zum Suchen hinausgeschickt worden.

Ich fragte näher nach.

„Es wird wol nichts daran sein, Herr Amtsvogt", meinte die Alte; „die Dirne ist so was simpel; und seit der Hans Ottsen ihr vergangenen Winter was in den Kopf gesetzt hat, ist sie vollends faselig geworden."

„Aber wo ist das Mädchen jetzt zu finden?"

„Jetzt bekommen Herr Amtsvogt sie nicht. Sie ist mit den Leuten in die Haide, um ihnen den Platz zu zeigen."

Ich ließ mich nun zunächst von der Alten in das Wohnzimmer weisen, und einen Tisch in die Mitte stellen, auf welchem ich zur Aufnahme der nöthigen Notizen mein mitgebrachtes Schreibmaterial bereit legte.

Es war ein niedriges, aber geräumiges Zimmer; der weiße Sand auf den Dielen, die blanken Messingknöpfe an dem Beileger-Ofen, Alles zeugte von Sauberkeit und Ordnung. Den Fenstern gegenüber befanden sich zwei verhangene Wandbetten; vor dem einen, mit der zwischen Vergißmeinnicht gemalten Ueberschrift: „Ost un West, to Huus is best", stand eine jetzt leere hölzerne Wiege.

Um keine Zeit zu verlieren, hieß ich den Amtsdiener, mir die in der Nähe wohnende Tochter der Hebamme zur Stelle zu bringen, wäh-

Digitized by Google

rend die Alte es übernahm, die Fehse'schen Frauen von dem entlegnern Hause des Bauervogtes herbeizuholen. — Ich befand mich allein im Hause; von der Wand tickte der harte Schlag einer schwarzwälder Uhr; in Erwartung der kommenden Dinge war ich an's Fenster getreten und sah in die gelbe Herbstsonne, die schon tief jenseits der Haide stand.

Das Rauschen von Frauenkleidern weckte mich aus den Gedanken, worin ich mich einzuspinnen begann. Als ich mich umwandte, erblickte ich eine schlanke volle Mädchengestalt in städtischer Kleidung, deren kleine und, wie mir schien, zitternde Hand eben ein schwarzes Kopftuch von dem Nacken streifte.

Ich konnte nicht zweifeln, wen ich vor mir hatte; zum ersten Mal sah ich den verführerischen Kopf jenes Mädchens unverhüllt.

„Sie sind Margarethe Glansky!" sagte ich.

Ein kaum hörbares „Ja" war die Antwort.

Ich setzte mich ihr gegenüber an den Tisch und nahm die Feder zur Hand.

„Sie kennen den jungen Hinrich Fehse?" fragte ich weiter.

Ein eben so leises „Ja" erfolgte.

„Ich meine, Sie haben in näherer Bekanntschaft mit ihm gestanden?"

Sie antwortete nicht. Als ich aufblickte, sah ich, daß sie todtenblaß war; ich hörte, wie die weißen Zähnchen auf einander schlugen. Die Angst vor äußerlicher Verantwortlichkeit wegen einer vielleicht innerlichen Schuld mochte sie ergriffen haben.

„Weshalb fürchten Sie sich?" fragte ich.

„Ich fürchte mich nicht; — aber die Bauernweiber haben alle einen Haß auf mich."

„Es handelt sich nicht um Sie, Margarethe Glansky; sondern um den jungen Mann, der seit einigen Tagen vermißt wird."

„Ich weiß nichts davon; ich bin nicht Schuld daran!" stieß sie, noch immer mit dem Athem ringend, hervor.

„Aber wir müssen ihn zu finden suchen", fuhr ich fort. „Kurz vor seiner Heirath sind Sie in die Stadt gezogen, und dann vor einem halben Jahre wieder zurückgekommen?"

„Es gefiel mir dort nicht, ich hatte nicht nöthig zu dienen; — es reut mich noch, daß ich so dumm mich hatte fortschicken lassen!" Und die starken Augenbrauen des Mädchens zogen sich dicht zusammen.

„Hinrich Fehse", sagte ich, „ist dann oft des Abends zu Ihnen gekommen?"

„Wir konnten ihn doch nicht fortjagen."

„Er kam zuletzt, so sagt man, alle Abende und blieb dann oft bis Mitternacht."

„Das lügen die Weiber!"

„Aber Sie haben Geschenke von ihm angenommen?"

Ein heißes Roth flog über ihr Gesicht. „Wer hat das gesagt?"

Digitized by Google

„Das singen die Spatzen von den Dächern; es hat argen Unfrieden zwischen den Eheleuten gesetzt.“

„Nun, und wenn's auch wäre!“ rief sie und warf trotzig ihre rothen Lippen auf. „Wer hat sie geheißen ihn zu heirathen!“

„Und würden Sie ihn denn geheirathet haben?“ fragte ich.

Aber bevor sie zu antworten vermochte wurde die Stubenthür aufgerissen, und die beiden Fehse'schen Frauen, die junge mit ihrem Kinde auf dem Arm, traten in das Zimmer. Ich sah noch, wie die Augen der alten Bäuerin und der Hebammentochter in unverhohlenem Hasse aufeinander blitzten; dann stellte die Alte sich vor mir hin und sagte zitternd:

„Herr Amtsvogt, was thut die Person da in unserm Hause? Ich bin der Meinung, daß ich das wol nicht zu leiden brauche!“

„Die Person“, erwiederte ich, und schob dabei die beiden Frauen unmerklich wieder zur Thür hinaus, „wird gerichtlich vernommen und ist von mir hierher beschieden worden.“

Wir standen draußen auf dem Hausflur. Die alte hagere Frau rang die Hände: „Ach, das Elend!“ rief sie; „das Elend!“ — Die junge Bäuerin trocknete von den Wangen ihres schlafenden Kindes die Thränen, die sie fortwährend darauf weinte.

„Wir hatten es so gut das erste Jahr“, sagte sie, „wenn nur Die nicht wiedergekommen wär'; Unsereins versteht so was nicht; aber sie muß es ihm doch angethan haben! Und das viele Geld, das er neulich für die Pferde gelöst hat; — wir haben die Schatulle und Alles durchgesucht; aber es ist nichts davon zu finden.“

Durch die off'ne Hausthür sah ich draußen einen Mann mit einer langen Stange vorübergehen und den Weg in's Moor hinunter nehmen. Die Alte war hinausgetreten und kam jammernd zurück. „Plötzlich aber fuhr sie sich mit der Schürze über die Augen. „Der da oben wird wissen, wo er ist“, sagte sie. „Er war nicht gottlos, mein Hinrich! — Auf die Knie' hat er sich geworfen und seinen armen Kopf in meinen Schooß gedrückt; denn er war ja immer doch mein Kind! „Mutter“, hat er gesagt, „Ihr saht mich auf dem Braunen fortreiten und ich sagte Euch, daß ich wegen der Zinsen zum Müller nach der Nordermühle müßte; — das war gelogen, Mutter; in der Irre bin ich wie wild fünf Stunden lang herumgeritten; Ihr habt selbst dem Braunen den Schaum von den Flanken gestrichen, als ich heimgekommen; — ich hab' nur nicht zu ihr hinüber wollen; aber es hat mich doch wie bei den Haaren dahin zurückgezogen; — es kriegt' mich unter; ich kann's nicht helfen, Mutter!“

„Und er war doch so gut, mein Hinrich!“ fuhr die Alte, wie mit sich selber redend fort; „noch als das Kind geboren war! In unserm Hof hier, auf's Pferd hab ich's ihm reichen müssen; die Sonne schien so warm, drüben in der Koppel stand die Sommersaat so grün. „Was meinst', Mutter“, sagt' er, „ich könnt' es gut ein bissel mit auf's Feld nehmen!“ Er war so glücklich über sein Kind; ich hatt' meine Noth 's ihm wieder abzukriegen; und es war doch erst sechs Wochen alt!“

Digitized by Google

Ich machte mich von den Frauen los; indem ich ihnen bedeutete, daß sie wegen ihrer eignen Vernehmung zur Stelle bleiben müßten. Als ich wieder in das Zimmer trat fielen schon die schrägen Strahlen der Abendsonne durch die Fenster. Das Mädchen stand noch auf demselben Platze wie vorhin; aber sie schien ruhiger geworden und sogar, vielleicht nur weil ich den andern Frauen gegenüber ihre Anwesenheit vertreten hatte, ein Vertrauen zu mir gefaßt zu haben. „Ich will's Ihnen wol erzählen, Herr Amtsvogt", begann sie, indem sie mit beiden Händen ihr glänzend schwarzes Haar zurückstrich; — „ob ich ihn geheirathet hätte, wenn er das Geld von der Andern nicht hätte brauchen müssen; — ich weiß das nicht, und ist auch wol übrig jetzt zu fragen; ich bin gut Freund mit ihm gewesen; wir tanzten wol zusammen; aber — und das ist die Wahrheit! Herr Amtsvogt — ich hatte nicht gedacht, daß er's gar so ernsthaft nehmen würde."

„Sie wußten doch", sagte ich, „daß er von Jugend auf Ihnen nachgegangen war; und ich meine, der sah nicht aus, als ob er mit solchen Dingen spielen könnte."

Sie hatte seitwärts einen raschen Blick in den kleinen, mit Pfauenfedern geschmückten Spiegel geworfen, und eine Secunde lang brach es wie heiße Lebenslust aus ihren dunklen Augen. „Nun", sagte sie, „zuletzt hab' ich's schon merken müssen; aber da hab' ich ihn nicht mehr fortbringen können. Versucht hab' ich's genug; denn er plagte mich bis auf's Blut mit seinen Grillen; zumal wenn sonst junge Leute zu uns kamen, wie das doch nicht anders ist. Er konnte mit den Zähnen knirschen, wenn ich nur Einen an die Hausthür brachte; oder gar, als einmal Hans Ottsen aus Narrethei mir die Haarzöpfe losmachen wollte; und er hatte doch sein Weib zu Hause!"

Ich sah sie fest an. „Also der Ottsen kam in der letzten Zeit auch zu Ihnen? Sie wissen vielleicht, daß sein Vater ihm um Johanni die Hufe übergeben hat."

Sie stutzte einen Augenblick wie verwirrt; dann aber, als habe sie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr sie fort: „Manchen Abend, wenn der Wächter zu Neun geblasen, hat meine Mutter ihn angerufen, nach Haus zu gehen. Aber er ging nicht. „Frau Nachbarn", sagte er dann wol, „Sie wird mir doch den Stuhl in ihrem Hause gönnen; ich verlang' ja weiter nichts!" — Und so sind wir dann sitzen geblieben; ich an meinem Nähstein vor der einen Tischschublade, er vor der andern. — „Hinrich", hab' ich oft gesagt, „sei nicht so hintersinnig! Du kannst ja Sonntag im Krug mit mir tanzen; nimm doch Deine Frau mit, und laß uns Alle miteinander vergnügt sein." Aber er stieß dann nur ein höhnisches Lachen aus, und sah mich aus seinen kleinen Augen an, als wollte er mir damit ein Leides thun."

„Nur einmal", fuhr sie nach einer Weile fort, „ist er eine Zeit lang weggeblieben; — als ihm das Kind geboren war; und ich dachte schon, er sei nun zur Vernunft gekommen. — Da, etwa vier Wochen nachher, wurde seine Frau schwer krank; sie glaubten Alle, es geh' mit

Digitized by Google

ihr auf's Letzte, auch meine Mutter, die ihr doch in der Geburt hatte beistehen müssen. Und da, Herr Amtsvogt — kam er wieder."

Das Mädchen athmete schwer auf. — „Er war ganz anders geworden, mehr so wie damals, als er noch ein junger Bursche war; er konnte wieder erzählen und sprach wieder von seiner Wirthschaft und was er thun und treiben wollte. Einmal aber — meine Mutter war eben außer Hause — faßte er mich plötzlich an beiden Schultern und sah mich an, wie unsinnig vor Freude. „Margreth!" — rief er, „denk's einmal aus! Wenn — o wenn!" — — Er verstummte dann und ließ mich los; aber ich wußte doch, wie's gemeint war, und hab's auch bald nachher gesehen. Deshalb dachte ich ihn auf andere Gedanken zu bringen. „Ist denn der Doctor heute bei Euch gewesen?" fragte ich. „Wie geht's mit Ann-Marieken?" — Es war erst, als wenn er nicht antworten mochte. „Sie hat wieder ein neues Glas gekriegt", sagte er dann; „ich weiß nicht, was der Doctor meinte." — Dabei hatte er sich das Punktirbuch meiner Mutter aus deren Nähkasten gekramt, setzte sich mir gegenüber und fing nun an mit Kreide auf den Tisch zu stricheln. Er that das so hastig und wurde so heiß um den Kopf dabei, daß ich ihn fragte: „Hinrich, auf was punktirst Du da?"

„Laß, laß!" sagte er. „Bleib Du bei Deiner Näharbeit!" — Aber ich bog mich unbemerkt über den Tisch und las in dem Buch die Nummer, auf welcher er den Finger hielt. — Da war es die Frage, ob der Kranke genesen werde? — Ich schwieg und setzte mich wieder an meine Arbeit; und er strichelte weiter, zählte „Eben" oder „Uneben" und punktirte sich hernach die Figuren mit der Kreide auf den Tisch. „Nun", fragte ich, „bist Du fertig? Kann man's jetzt zu wissen kriegen?" — Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah mich schweigend an, aber still und weich, wie er's lang' nicht mehr gethan hatte. Dann stand er auf und gab mir die Hand. „Gute Nacht, Margreth", sagte er; „ich muß nun nach Hause." Und somit ging er fort; es war noch früh am Abend. — Da die Figuren auf dem Tische stehen geblieben waren, so schlug ich in dem Büchlein nach. „Da lautete die Antwort: „Tröstet die Seele des Kranken und laßt alle Hoffnung fahren!" — — Aber es war diesmal nicht getroffen; die Frau erholte sich bald hernach; und nun ward's mit ihm schlimmer, als es je gewesen war. Glauben Sie's mir, Herr Amtsvogt, wenn ich was an ihm versehen habe, es ist mit Angst und Noth gebüßt."

Da sie bei diesen Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, so ließ ich sie auf einen Stuhl niedersetzen. Bald aber erhob sie wieder ihren Kopf, den sie in beide Hände gepreßt hatte, und sah mich an. — Im Zimmer war nur noch das Licht des Sonnenuntergangs, in dem die rothen Lippen des Mädchens auffallend gegen ihr blasses Gesicht und ihre dunklen Augen hervortraten.

Aber ich mußte weiter fragen. „Hinrich Fehse", sagte ich, „hat in der vorigen Woche einen Pferdehandel gemacht, woraus er viel Geld

Digitized by Google

hätte nach Hause bringen müssen; die Fehse'schen Frauen aber versichern, daß sie es nirgends haben finden können."

„Wir haben das Geld nicht, Herr Amtsvogt!" sagte sie düster.

„Und Sie wissen auch nicht, wo es hingekommen ist?"

Sie nickte. „Doch; das weiß ich."

„Es haben einige gemeint", fuhr ich fort, „er sei nach Hamburg, um von dort mit einem Auswandererschiff nach Amerika zu gehen?"

„Nein, Herr Amtsvogt; wohin er gegangen ist, das weiß ich nicht; aber mit dem Geld ist er nicht fort nach Amerika. — Ich will Ihnen auch das erzählen; so wahr, als wenn ich vor Gott stünde! — Am letzten Sonntag Abend war's, es mochte gegen acht Uhr sein; meine Mutter, die über Nacht aus gewesen war, saß im Lehnstuhl und nickte über ihrem Strickzeug; wir waren ganz allein, und ich wunderte mich, daß auch Hinrich Fehse nicht kam; denn am Vormittag in der Kirche hatte er mich wieder einmal angestarrt, daß alle Weiber die Köpfe nach mir wandten. — Draußen ging der Sturm; aber zwischen den Windstößen glaubt' ich mitunter bei unserm Hause gehen zu hören. Mir war das unheimlich und ich trat vor die Hausthür, um zu sehen, was es gäbe. Es war kein Mondschein, Herr Amtsvogt; aber es war nachthell; ich konnte durch den kahlen Fliederzaun ganz deutlich die Kreuze auf dem Kirchhof unterscheiden, der an unsern Garten stößt; und so sah ich auch, daß unterm Zaune Einer stand; und da ich hinzutrat, war es Hinrich Fehse. „Was stehst Du hier und läßt Dich durchkälten?" sagte ich. „Warum kommst Du nicht herein?" — „Ich muß Dich allein sprechen, Margreth!" erwiederte er. — „Nun so sprich, wir sind hier allein; es wird auch Niemand kommen in dem Unwetter." — Aber er sprach nicht, bis ich sagte: „Mich friert; ich will hinein und mein Umschlagetuch holen!" Da griff er mich bei der Hand und sagte schwer: „'S geht so nicht länger, Margreth; ich muß ein Ende machen." — Er kam mir so seltsam vor; ich wußte nicht, was ich ihm darauf antworten sollte! „Hinrich", sagte ich; „am Besten wär's, ich ginge wieder fort; dann wird wol Alles noch gut werden!" — „Wir müssen Beide fort, miteinander fort, Margreth!" antwortete er. Dabei zog er einen Beutel hervor und ließ ihn mehrmals auf der Kante des Brunnens klingen, an dem wir in diesem Augenblicke standen. „Hörst Du?" sagte er; „das ist Gold! Vorgestern hab' ich meine Braunen verkauft; ich geh' zu meinem Vetter über See in die neue Welt; es ist leicht dort sein Brod zu finden." — „Das wirst Du Deiner Frau nicht anthun!" sagte ich. — „Nicht anthun, Margreth? Es ist kein Segen für sie, wenn ich dableib'; die paar tausend Thaler, die sie in die Wirthschaft gebracht hat, gehen bald darauf; ich bin kein Bauer mehr, ich hab' keine Gedanken ohne Dich!" — Er wollte mich umfassen, aber ich sprang zurück.

„Das würde mir anstehen", sagt' ich, „als Deine Beiläuferin mit Dir in die weite Welt zu rennen!" — „Hör' mich nur", begann er wieder; „wir gehen heimlich fort; meine Frau wird dann auf Scheidung klagen; dann können wir uns dort zusammengeben lassen." — — „Nein;

Digitized by Google

Hinrich; ich thu's nicht; ich geh' so nicht fort." — Auf diese Worte ward er wie unsinnig; er warf sich auf die Erde, ich weiß nicht, was er Alles sprach; auch heulte der Sturm um die Kirche, daß ich's kaum verstehen konnte; meine Kleider flogen, ich war ganz verklommen. „Geh' nach Haus, Hinrich", bat ich, „Du bist heut' nicht bei Dir, laß uns morgen über die Sache sprechen!" — Indem hörte ich hinter uns vom Kirchhofsteige laute Stimmen; Hans Ottsen war darunter, und ich horchte nach unserer Pforte; denn er war in den letzten Wochen bisweilen zu uns gekommen. Aber sie mußten vorüber gegangen sein; ich hörte das Kreuz im großen Kirchhofsthor drehen und bald auch die Stimmen weiter unten auf dem Dorfwege. — Als ich den Kopf zurück wandte stand Hinrich vor mir. „Margreth", sagte er, und er würgte die Worte nur so heraus; „willst Du mit mir gehen?" — Aber bevor ich noch zu antworten vermochte, legte er die Hand auf meinen Mund. „Sprich nicht zu früh!" rief er, „denn ich frag' nicht wieder; — nimmer wieder." — Ich antwortete nicht; es schnürte mir die Kehle zu; was hätte ich ihm auch antworten sollen! — „Siehst Du!" sagte er; „ich wußte es wohl; Du bist falsch, Du warteſt auf den Andern!" — Er machte eine Bewegung mit dem Arm und gleich darauf hörte ich es auch unten im Brunnen aufklatschen. — „Hinrich, Dein Gold!" rief ich „Was thust Du Hinrich!" — „Laß nur!" sagt' er; „ich brauch's nun nicht mehr; — aber" — und er faßte mich mit beiden Händen und hielt mich vor sich, als ob er wie aus weiter Ferne mich betrachten wollte — „küss' mich noch einmal, Margreth!"

— „Und dann?" fragte ich, als das Mädchen stockte.

„Ich will nicht lügen", Herr Amtsvogt; „ich hätt's ihm nicht gewehrt; aber er stieß mich plötzlich von sich. — Ich wollte der Hausthür zulaufen; da rief er zornig meinen Namen; und als ich darauf nicht hörte sprang er hinter mir her und packte mich wie mit eisernen Armen. Das Haar war mir losgegangen; er schlang einen meiner Zöpfe um seine Hand und riß mir damit den Kopf in den Nacken. „Noch einen Augenblick, Margreth", sagte er, und trotz der Nacht sah ich, wie seine kleinen Augen über mir funkelten; und während der Sturm mir fast die Kleider vom Leibe riß, schrie er mir in's Ohr: „Ich will Dir was Heimliches anvertrauen, Margreth; aber sprich's nicht weiter! Für uns Beid' zusammen ist kein Platz mehr auf der Welt; Du sollst verflucht sein, Margreth!" — Ich stieß einen lauten Schrei aus; ich glaubt', er wolle mich erwürgen. Da ließ er mich los und rannte davon; ich hörte noch, wie er drüben die Kirchhofspforte zuschlug; und gleich darauf war auch meine Mutter vor die Hausthür getreten und rief nach mir. — „Er wird sich morgen schon besinnen", sagte sie, nachdem ich ihr Alles, so gut ich es vermochte, erzählt hatte; „da kann er auch sein Gold sich selber wieder fischen." Dann holte sie ein Vorlegeschloß und legte es vor den Brunnendeckel, den einst mein Großvater wegen ungebetener Gäste hatte machen lassen; es hätte ja jemand Anders den Beutel im Eimer mit hinaufziehen können. — — Als wir in's Haus gegangen waren, legte meine

Digitized by Google

Mutter ſich in's Bett und ich ſetzte mich wieder an meine Arbeit. Draußen ſtürmte es noch immer fort; mitunter hörte ich unten im Dorf den Wächter blaſen; im Kirchthurm ſchlug die große Glocke an. Mir war ganz unheimlich; aber es ließ mir keine Ruh'; ich dachte immer, er könne ſich ein Leids angethan haben. Als ich merkte, daß meine Mutter eingeſchlafen war, nahm ich mein Umſchlagetuch und ſchlich mich fort. — Es begegnete mir Niemand; die meiſten Häuſer waren ſchon dunkel; nur auf der Fehſe'ſchen Stelle ſah' ich vom Wege aus noch Licht durch die Oeffnung der Fenſterläden ſcheinen. Ich nahm mir ein Herz und ging den Wall hinauf und in die Gartenpforte. Als ich mich an das Fenſter ſtellte, hörte ich drinnen die Spinnräder ſchnurren, bisweilen auch ein Wort von der alten Fehſe. — „Was ſie nur ſprechen mögen!" dachte ich und legte das Ohr an den Laden, aber ich kount' es nicht verſtehen. Da gewahrte ich unter dem anderen Fenſter eine umgeſtürzte Schubkarre, und als ich hinaufgeſtiegen war und mich auf den Zehen hob reichte mein Auge bis an das Herz des Ladens. Ich konnte dort das Wandbett überſehen; auch ſah ich, daß Jemand darin lag, und als der Kopf ſich auf dem Kiſſen umwarf erkannte ich, daß es Hinrich war. Mit einem Mal aber richtete er ſich in den Kiſſen auf und ſtierte mit den Augen auf mich zu. Da befiel mich die Angſt, ich ſprang von der Karre herab und rannte fort; über den Weg, über den Kirchhof; — um die Thurmecke pfiff und heulte es; der alte Finkeljochim ſagt dann immer, die Todten ſchreien in den Gräbern. Mir grauſte, ich weiß nicht mehr, wie ich wieder in's Haus und in's Bett gekommen bin. — Am andern Morgen aber hieß es, Hinrich Fehſe ſei in der Nacht verſchwunden; ich habe nichts wieder von ihm geſehen."

Sie ſchwieg. — Es war inzwiſchen dämmerig geworden. Als ich durch die kleinen Scheiben einen Blick in's Freie that, war fern am Horizont nur noch ein ſchwacher Abendſchein; die Bäume im Garten ſtanden ſchwarz, unten über dem Moor aber zogen die Nebel wie weiße Schleier. — Ich ließ zwei Talgkerzen anzünden und vor mir auf den Tiſch ſtellen, dann rief ich die Fehſe'ſchen Frauen in das Zimmer.

„Soll denn die dabei ſein?" fragte die alte Bäuerin, indem ſie einen halb ſcheuen, halb haßerfüllten Blick auf das Mädchen warf, die nach meinem Geheiß ſich in die eine Fenſterecke geſetzt hatte.

„Die wird Sie nicht ſtören, Frau Fehſe!" erwiederte ich.

„Nun, meinethalb; was ich zu ſagen habe, kann Gott und alle Welt hören; aber" — und ſie erhob drohend ihren dürren Finger — „die Böſen werden ihren Lohn bekommen!"

Das Mädchen ſchien von dieſen Worten nichts zu hören; ſie hatte wie erſchöpft den Kopf ſo weit gegen die Wand gelehnt, daß ihr das ſchwarze Haar von den Schläfen zurückgefallen war. — „Laſſen Sie das, Frau Fehſe!" ſagte ich. „Erzählen Sie mir, wie ſich die Sache zutrug!"

Sie ſchien wie aus tiefen Gedanken aufgeſtört zu werden. „Ja", ſagte ſie, „er war auch den Abend drüben geweſen, da, bei Der! Aber

Digitized by Google

er kam doch früh nach Haus; denn Ann-Marieken lag so schlecht, der Doctor hatte ihr eben ein neues Glas verschrieben; da hat er die ganze Nacht an ihrem Bett gesessen, gewiß, das hat er! und ihre Hand gestreichelt. „Ann-Marieken", sagte er, „Du bist nicht Schuld daran; verklag' mich nicht zu hart da oben; Du wirst's da besser haben, als bei mir."

Die junge Frau, die eben ihr Kind in die Wiege legte, brach in bitterliche Thränen aus.

„Ich meine, Frau Fehse", erinnerte ich, „wie es an dem letzten Abend war, da Euer Sohn das Haus verlassen hat."

„Ja, wie war's?" erwiederte sie. „'S war am letzten Sonntag Abend; das Essen hatten wir abgeräumt und die Magd war in ihre Kammer gegangen — nein, es muß schon hin um zehn Uhr gewesen sein; Ann-Marieken und ich saßen noch bei unserm Spinnrad. Mein Hinrich war vordem ganz verstürzt nach Hause gekommen, nun lag er schon lange in dem Wandbett da. Aber er schlief wol nicht, denn er warf sich fleißig herum und stöhnte auch wol so vor sich hin; wir waren das schon an ihm gewohnt, Herr Amtsvogt. — — Draußen war's Unwetter, wie das jetzt im November wol zu sein pflegt; der Nordwest war zu Gang und riß die Blätter von den Bäumen, mir bangte immer, er sollte auch den Birnbaum an der Scheune umstürzen, denn mein Vater selig hat ihn bei der Taufe von meinem Hinrich selbst gepflanzt. Da hör' ich's draußen leise vor dem Fenster trotten, und ich horchte darauf; denn, Herr Amtsvogt, ich wußte nicht, war es ein Thier, oder war es eines Menschen Fußtritt. Ich frag': „Hörst Du das, Ann-Marieken?" frag' ich. Aber sie greift in ihr Spinnrad und sagt: „Nein, Mutter, ich höre nichts!" — Nun rückt ich 'nen Stuhl zum Fenster und sehe durch das Herz des Fensterladens; denn wir hatten wegen des Unwetters die Läden angeschroben. Da stand der Birnbaum gegen den grauen Nachthimmel und ächzte und wehrte sich zum Erbarmen gegen den Sturm; auch über die Koppeln und die Wischen hinunter konnte ich sehen und sah auch hinten im Moor die Wassertümpel blenkern, denn die Luft war hell dazumalen. Lebiges war nichts zu sehen. Aber das merkt' ich wol, es drückte sich was unter das Fenster und es rutschte, als scheuere ein Zottelpelz an der Mauer lang. Da ich vom Stuhl herabsteige, kratzt es draußen an dem andern Laden, und sogleich hör' ich auch drüben in der Wand das Bettband knacken und mein Hinrich sitzt steidel aufrecht in den Kissen und starrt mit ganz todten Augen nach dem Fenster zu. — Als ich ruf': „Herr Jes', Hinrich! was ist denn", da ist auch hinten im Stall das Vieh in die Unruhe gekommen, und durch all' das Unwetter hör' ich den Bullen brüllen und mit Gewalt an seiner Kette reißen. Aber mein Hinrich sitzt noch immer so todt und glasig, daß mir ganz graulich wurde, und als ich mich nun selber umwende — Herr, Du mein Jesus Christ! da gukt ein Thier durch den Fensterladen; ich sah ganz deutlich die weißen spitzen Zähne und die schwarzen Augen!"

Digitized by Google

Die Alte wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn und begann leise vor sich hinzumurmeln.

„Ein Thier, Frau Fehse?“ fragte ich; „habt Ihr denn so große Hunde im Dorf?“

Sie schüttelte den Kopf: „Er war kein Hund, Herr Amtsvogt!“

„Aber Wölfe giebt's hier doch nicht mehr bei uns!“

Die Alte drehte langsam den Kopf nach dem Mädchen und sagte dann mit scharfer Stimme: „Es mag auch wol kein rechter Wolf gewesen sein!“

„Mutter, Mutter!“ rief das junge Weib; „Ihr habt mir immer gesagt, es sei die Hebammen-Margreth gewesen, die in's Fenster gesehen habe!“

„Hm, Ann-Marieken, ich sage auch nicht, daß sie es nicht gewesen ist.“ Und die alte Frau verfiel wieder in ihr unverständliches Klagen und Murmeln.

„Was faselt Ihr, Mutter Fehse!“ rief ich. Und doch, als ich das Mädchen so leblos mit ihrem kreideweißen Gesicht und den rothen Lippen dasitzen sah — der weiße Alp fiel mir ein aus der Heimat ihres Großvaters, und ich hätte fast hinzugefügt: Ihr irrt Euch, ich weiß es besser, Mutter Fehse, sie hat ihm die Seele ausgetrunken; vielleicht ist er fort, um sie zu suchen! Aber ich sagte nur: „Erzählt mir ordentlich, wie wurde es denn weiter mit Eurem Hinrich?“

„Mit meinem Hinrich?“ wiederholte sie. „Er griff an's Bettband und war auf einmal mit beiden Füßen auf der Diele. „Laß mich, Hinrich!“ sagte ich. Aber er fuhr hastig in die Kleider: „Nein, nein, Mutter, Ihr haltet den Bullen nicht!“ und dabei hatte er immer die Augen nach dem Fensterladen. Als er dann im Fortgehen an die Wiege stieß, die so wie heut' dort neben dem Bette stand, da streckte das Kleine im Schlaf seine Aermchen auf und griff mit den Fingerchen in die Luft. Mein Hinrich blieb noch einmal stehen und bückte sich über die Wiege, und ich hörte, wie er bei sich selber sagte: „Das Kind! das Kind!“ Er streckte auch schon seine Hand nach den kleinen Händchen aus, als just der Sturm wieder gegen die Laden stieß und das Rumoren draußen im Stalle wieder anhub. Da that er einen tiefen Seufzer und ging wie taumelig zur Thür hinaus.“ — —

Schon länger hatte ich bemerkt, daß Margreth den Kopf wie lauschend gegen das Fenster hielt; jetzt hörte ich auch das dumpfe Rumpeln eines Wagens, der den Weg vom Moor herauf zu kommen schien. —

„Und seitdem“, fragte ich die Alte wieder, „habt Ihr Euren Sohn nicht mehr gesehen?“

Ich erhielt keine Antwort. Die Stubenthür knarrte und durch die Thürspalte drängte sich ein graues Hündchen, naß und beschmutzt; es lief zu der alten Bäuerin und sah sie einen Augenblick wie fragend an, schnoberte winselnd an der Bettstelle herum und lief dann ebenso wieder zur Thür hinaus. Die beiden Frauen, welche athemlos das Thier

Digitized by Google

den Augen verfolgt hatten, brachen in laute Klagen aus. Es war, wie ich daraus entnehmen konnte, der Hund des Vermißten, den er selber aufgezogen und dann immer um sich gehabt hatte; das kleine Thier war seit jenem Abend ebenfalls verschwunden gewesen.

Das Rumpeln des Wagens kam indessen näher, und zugleich sah ich, wie am Fenster das Mädchen ihren Kopf aufreckte und mit weit aufgerissenen Augen hinausstarrte. Die Unschlittkerzen leuchteten nicht so weit, aber es fiel von außen eine Mondhelle durch die Scheiben. Gleich einer Schlange glitt sie in die Höhe und blieb dann mit offenem Munde stehen. In demselben Augenblick fuhr auch der Wagen dröhnend auf die Tenne des Hauses.

Eine Weile war es lautlos still, dann wurden Männerstimmen auf dem Hausflur laut, die Stubenthür wurde weit geöffnet und ein breitschulteriger Mann trat auf die Schwelle. „Wir sind mit der Leiche da", sagte er; „hinten im Moor in der schwarzen Lake hat sie gelegen."

Das Zetergeschrei der Frauen brach herein; das junge Weib hatte sich mit beiden Armen über die Wiege ihres Kindes geworfen, das jetzt, vom Schlafe aufgestört, sein schrilles Stimmchen mit darein mischte.

Aber die alte Bäuerin besann sich plötzlich; ihre knochige Hand schüttelnd, trat sie vor das Mädchen hin, die noch immer wie versteinert in die leere Nacht hinaus starrte. „Hörst Du's!" rief sie; „er ist todt! Geh nun! Du hast hier weiter nichts zu schaffen."

Das Mädchen wandte den Kopf, als habe sie nichts davon verstanden; aber trotz des verhüllenden Gewandes sah ich, daß ein Schauder über ihre Glieder lief, während sie schweigend zur Thür hinausging. Durch das Fenster sah ich sie den Hof hinabschreiten; sie hatte den Kopf im Nacken, als sei er ihr herum gedreht, der Scheune zugewandt, worin der Todte lag. Plötzlich, als sie den Weg erreicht hatte, begann sie zu laufen, mit aufgehobenen Armen, als sei was hinter ihr, dem sie entrinnen müßte. Bald aber verschwand sie in den weißen Nebeln, die vom Moor herauf den Weg überschwemmt hatten.

Ich ließ anspannen, mein Geschäft war für heut' zu Ende. Als ich durch das Dorf fuhr kam der Küster von seiner Hofstelle mir entgegen und legte die Hand auf meinen Wagen. „Es thut mir leid um den Hinrich, Herr Amtsvogt!" sagte er. „Aber, wer weiß, ob es nicht so am besten ist; wir müssen jetzt nur sehen, daß wir einen tüchtigen Setzwirth bekommen, der die Witwe heirathen und die Stelle für den kleinen Hinrich Fehse bewirthschaften kann. Es soll schon Alles besorgt werden, Herr Amtsvogt!" Und in seiner alten Unerschütterlichkeit grüßte er gravitätisch mit der Hand, während ich, diese tröstlichen Worte noch im Ohr, aus dem Dorfe hinausfuhr, an dem dunstenden Moor entlang, das von einem trüben Mond beleuchtet wurde.

Um mit meinem Bericht an's Ende zu kommen: der Brunnen der Hebammensleute wurde schon am andern Tage ausgeschöpft, und der versenkte Schatz kam wirklich wieder an das Tageslicht. Auch der

Digitized by Google

Mann für die junge Witwe fand sich, nachdem das Kind noch binnen Jahresfrist mittelst eines Bräuneanfalls seinem Vater in jenes unbekannte Land gefolgt war. Hans Ottsen zog es vor, statt die verrufene Hebammen-Margreth zu seinem Weibe zu machen, zu der väterlichen Hufe auch noch die Fehse'sche Stelle auf dem einfachen Wege der Heirath zu erwerben. Und so war denn, nach dem Recept der Küsterin, mit ein paar Handvoll Kirchhofserde wieder Alles in seinen Schick gebracht.

Will man noch nach dem Slovakenmädchen fragen, so vermag ich darauf keine Antwort zu geben; sie soll in, ich weiß nicht, welche große Stadt gezogen und dort in der Menschenfluth verschollen sein.

Digitized by Google

Lilien und Camellien.

Kannst dem Schicksal widerstehen,
Aber manch' Mal giebt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Eil so geh' du aus dem Wege.

Es ist eine eigenthümliche, vielbedeutende Fügung, daß gerade Frankreich uns zwei der lieblichsten Blumen gleichsam verleidet hat, welche vor allen anderen durch Farbe und Form berufen sind jungfräuliche Reine und Holdseligkeit sinnbildlich zu veranschaulichen: die schlanke Lilie mit ihren länglichen, schmalen, den Kelch umschließenden Blättern entspricht ganz dem zur Jungfrau sich entwickelnden Mädchen mit seinen noch etwas eckigen Formen und seiner unbewußten linkischen Grazie; die weiße Camellie in ihrer herrlichen gerundeten, abgeschlossenen, leicht rosig angehauchten Blätterfülle, welche das eingesaugte Licht ausstrahlt und Augen und Sinn entzückt, gleicht dem in üppigen Formen erblühten Weibe, bei dem der Hauch der Leidenschaft noch nicht den Blüthenstaub abgestreift; beide, Lilien und Camellien sind indeß leider unzertrennlich geworden von den ihnen durch die Franzosen gegebenen Sinn.

Alexander Dumas-Sohn hat die Camellie zum entehrenden Sinnbild der modernen Pariser Lais gestempelt. Wer möchte noch fortan das keusche Mieder seiner Braut mit dieser Blume schmücken?

An die Lilie, als historisches Symbol der Bourbonen, knüpfen sich schreckensbleiche, grauenvolle Erinnerungen. Sie ist blutbefleckt, und alle Messen und Litaneien des Grafen von Chambord können jene Blutflecken weder abwaschen noch vertilgen.

Das mußte der Sohn der Herzogin von Berry, das „Wunderkind", dessen Geburt selbst ein Schleier umhüllt, der wol nie gelüftet werden dürfte, erst unlängst in Antwerpen erfahren.

Kaum hatte der Prätendent, welcher mit Weihwedel und Weihwasser die längst gedorrte und abgestandene Staude der französischen Lilien wieder neu ergrünen machen möchte, im Hôtel St. Antoine seinen Hofhalt aufgeschlagen und in der Scheldestadt, ehedem der Schauplatz der französischen Furie, die weiße Fahne aufgehißt, kaum hatten die ersten legitimistischen Pilgerfahrten eine Schaar von „gläubigen Royalisten" herbeigeführt, da ertönte ein in Belgien seit Jahrhunderten verschollener und vergessener Ruf: Nieder mit den Leliards!

Wer hatte das Schlag- und Losungswort aus dem Staub und dem Moder der Vergangenheit plötzlich wieder zu Tage gefördert? Wie konnte es so unvermuthet, prägnant, als stamme der Ruf erst von gestern, aus dem Volksmunde erschallen? Das Gedächtniß des Volkes, wie gewisse Ideen und Gefühle ungeahnt, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, durch die Zeiten sich fortspinnen und unerwartet hervortreten, ist und wird ein unergründliches Mysterium bleiben. Aber das Factum, das unbestreitbare, be-

Digitized by Google

siegelt immer wieder die hehre ernste und tröstende Wahrheit des tiefsinnigen Dichterworts: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Ist es nicht die aus der That selbst sich entwickelnde Nemesis, wenn nach ungefähr fünfhundert Jahren derselbe Ruf den Grafen von Chambord erbleichen machte, der unter seinem Ahnen Philipp dem Schönen, welcher Flandern mit List und Gewalt erobert und an sich gerissen, in der Sporenschlacht von Courtray ertönte, wo der Flor des französischen Adels Reißaus nahm oder in den Staub gestreckt wurde, von dem durch die Volkshelden Breydel und de Koninck geführten Gewerken, die nur mit Beil und Armbrust bewaffnet, welche aber die Liebe der Unabhängigkeit und Freiheit und der grimme Haß gegen die gallischen Bedrücker gleichsam gefeiht hatte?

Damals brandmarkte das Volk mit dem Schimpfnamen die Leliards (Liliards) jene abtrünnigen Blamen welche zu Frankreich hielten, bis der vlämische Löwe seine Mähnen schüttelte und ihm die Tatzen in die Weichen schlug.

Und heute, das heißt erst vor wenigen Tagen, klopfte derselbe Volksschrei wieder an das Hôtel St. Antoine; er drang bis in dessen innerste Gemächer, wo der sich seiner Abkunft von Heinrich IV. berühmende Graf von Chambord mit seiner Sippschaft und den Jüngern Loyola's die Doppelrestauration der Lilien und Krummstabherrschaft besprach; dazwischen ertönte der revolutionäre Schlachtgesang der Marseillaise, den einst Heinrich Heine den „Kuhreigen der Freiheit" nannte; seitdem hat dieselbe allerdings die zündende magische Kraft verloren; die Marseillaise wurde eben noch in den letzten Tagen des zweiten Kaiserreichs entweiht und in den Koth gezogen, als Louis Napoleon nicht nur den bisher streng verpönten Gesang gestattete, sondern ihn durch seine besoldeten weißen Blousenmänner vermischt mit dem Rufe: „Nach Berlin!" anstimmen ließ.

Der Bonapartismus wie der Ultramontanismus und die Internationale haben nur den Zweck im Auge; alle Mittel sind ihnen gut, darin sind sie nicht wählerisch, das sollten auch wieder die Klericalen in Antwerpen darthun; man ist immer wieder überrascht ob der Lossagung von allen patriotischen Traditionen und Principien dieser stets rückwärts jenseits der Berge hinlugenden Finsterlinge und Fanatiker.

Während die Antwerpener Bevölkerung, die behäbigsten Bürger an der Spitze, im wilden Zorn und tiefer Entrüstung ob diesem Mißbrauch der Gastfreundschaft das Hôtel St. Antoine umbrandeten und die Regierung und die Behörden aufforderten, einem mit dem belgischen Freistaat ebensowenig als mit den internationalen Pflichten zu vereinbarenden Schauspiel ein Ende zu machen, da stürzte sich eine Schaar junger Klericalen und Congreganisten an der Spitze einer gedungenen Zahl von mit Stöcken bewaffneter Miethlinge auf die demonstrirende Menge und trieb sie zu Paaren unter dem Absingen des „vlandrischen Löwen", ein alter vaterländischer Gesang, den die Blamen jederzeit hochgehalten.

Der Ueberfall wie die Entheiligung sollte den Schwarzen indeß übel bekommen.

Ueberrascht und entrüstet zog sich die Menge zurück; als aber am folgenden Tage die schwarzen Stockschläger abermals ihr Wesen treiben wollten, da regnete es echt altvlämische Hiebe; die gedungene legitimistische Leibgarde suchte ihr Heil in der Flucht und der Graf von Chambord fand es selbst gerathen, in der Stille des Morgengrauens das Weite zu suchen und jen-

Digitized by Google

seits des Moordeichs mit seinem getreuen Grafen von Blacas über die Unpopularität der Lilienherrschaft nachzudenken.

Ein weiser Beschluß, denn, hätte der Graf von Chambord noch einen Tag gezaudert, so hätte das Volk vielleicht das Hôtel gestürmt.

Am Tage vor seiner Abreise hatte sich folgender Zwischenfall zugetragen. Da der siebzigjährige clericale Bürgermeister Antwerpens, Herr van den Putte, durch die Ereignisse gänzlich den Kopf verloren, so mußte einer der Schöffen, Herr van der Berghen-Elsen, ihn ersetzen. Dieser hatte, als im Gemeinderath zum ersten Male von den durch die legitimistische Schilderhebung provocirten Unruhen die Rede war, kurz und bündig erklärt: het zal niet meer gebeuren (es wird nicht mehr vorkommen).

Sobald nun die versammelte Menge seiner ansichtig ward, als er, im Vollgefühl der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit, mit den Insignien seiner Schöffenwürde und der Municipalschärpe vor den Perron des Hôtel St. Antoine trat, wurde er von den Demonstranten mit den höhnenden Worten het zal niet meer gebeuren begrüßt.

Kirschbraun vor Zorn drehte er sich um; immer toller jubelt und lacht das Volk; der Lärm lockt einen der zuletzt angekommenen legitimistischen Pilgrime ebenfalls an die Thür; ein französischer Marquis, noch in den besten Jahren, geschniegelt und gebügelt. Unser Antwerpener Schöffe denkt, er will seine Revanche nehmen. Er nähert sich dem Marquis und sagt im vertraulichen Tone: „Meinen Sie nicht auch, Herr Marquis, daß es rathsam wäre die Thür des Hôtels zu schließen? . . ."

„Das ist Sache des Portiers", giebt der französische Legitimist kalt, impertinent vornehm zur Antwort und wendet ihm den Rücken zu.

Herr van der Berghen-Elsen steht da wie die Frau Lot's. Die Menge die den Vorgang von der Ferne mehr errathen als sie die Worte vernommen, klatscht stürmisch Beifall und ruft: „het zal niet meer gebeuren." Der Schöffe aber telegraphirt unmittelbar darauf an die Regierung nach Brüssel, daß, sofern der Graf von Chambord nicht stehenden Fußes Antwerpen verließe, so stehe er nicht mehr für Erhaltung der Ruhe.

In Holland wartete des Repräsentanten des Gottbegnadeten Königthums eine andere Ueberraschung. Niemand nahm von seiner Anwesenheit Notiz. Die provocirenden Besuche, welche sein alter ego, der Graf von Blacas, den Behörden in Dordrecht und Breda machte, hatten nicht denselben Effect wie in Antwerpen. Sie blieben unerwiedert. Dagegen aber sah sich der Graf bei jedem Tritt und Schritt von einem Buche verletzt, das ihn aus allen Schaufenstern entgegengrinste. Als hätte sein Verfasser, Herr Gruau de la Barre, und der Herausgeber, Herr Brederode*), aus Haarlem, die Ankunft Desjenigen geahnt, dessen Anrecht auf den Thron Frankreichs er als Anwalt der Descendenten Ludwig XVII. es streitig zu machen galt, hatten sie das fragliche Buch in einer Weise brochiren lassen, daß es Jedermann in die Augen fallen muß.

Auf hellblauem, mit goldenen Lilien besäeten Grunde befindet sich, überragt von der französischen Königskrone, das Portrait des als Karl Ludwig XVII., Herzog der Normandie, in Delft am 10. August 1845 gestor-

*) Herr Brederode stammt von der berühmten Familie ab, deren Chef Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, zur Zeit des Aufstands der Niederlande gegen Spaniens tyrannische Herrschaft eine so große Rolle gespielt und der die erste Idee des Geusenbundes hatte und zur Ausführung brachte.

Digitized by Google

benen Mannes, der von 1810 bis 1813 in Preußen, anfangs in Berlin, dann aber in Brandenburg, Spandau und Crossen unter dem Namen Karl Friedrich Nauendorff gelebt und dort als Uhrmacher patentirt war, und das Bürgerrecht, auf hohe königliche Befürwortung, ohne Beibringung irgend eines Heimatscheines, einer Geburtsbescheinigung erhalten.

Eine von künstlerischer Hand ausgeführte lithographirte Zeichnung der Todtenmaske des angeblichen Prinzen, die auffallend der Maske Heinrich IV. ähnelt, eröffnet die Sammlung von Actenstücken, Druckschriften, Zeugnissen und Erzählungen der Abenteuer und Leiden des vorgeblichen Sohnes Ludwig XVI. Das ganze Werk, das einen ansehnlichen Octavband ausmacht, ist eine Mischung der Schicksale Kaspar Hausers und der Umstände und Verwickelungen, wie sie in dem jüngsten Tychborne'schen Proceß in einer das Interesse des Publicums bestrickenden Weise zu Tage gefördert worden sind.

Hier und da wird man wirklich stutzig durch die schlicht gehaltene Darstellung und man zweifelt da, wo so Viele gezweifelt, unter Anderen auch Napoleon I., der den Sarg wieder ausgraben ließ, worin die sterblichen Ueberreste des im Gefängniß Du Temple gestorbenen Prinzen beigesetzt waren, den man aber leer fand.

Gerade während ich das Buch las erhielt ich den Besuch eines alten Franzosen. Auch ihn frappirte der Umschlag; er nahm es, blätterte eine Weile darin und warf es dann mit den Worten fort: „Mich führt es nicht hinter's Licht. Ich habe den Kerkermeister Ludwig XVII. oder vielmehr seinen Folterknecht gesehen, gesprochen und aus seinem Munde mehr als ein Mal die näheren Umstände vernommen, wie der bleiche Sprößling Ludwig XVI. und Marie Antoinette's seinen Leiden erlag."

„Simon und seine Frau lebten unterm ersten Kaiserreich in der größten Verborgenheit und Zurückgezogenheit in Remiremont, auf dem linken Moselufer, wo ich geboren. 1815, als Ludwig XVIII. von den Alliirten nach Frankreich zurückgeführt und wieder auf den Thron stieg, bemächtigte sich des Elenden eine solche Höllenangst, daß er und sein Weib innerhalb acht Tage starben. Die Angst hatte Beide getödtet. Ihr Sohn, der in Remiremont verheirathet und dort das frühere väterliche Schustergewerbe betrieb, verschwand ebenfalls; später hörte ich, daß er sich hart auf der französisch-spanischen Grenze angesiedelt."

Die Erzählung des alten Franzosen überzeugte mich nur halb und meine Zweifel bewährten sich nur um so hartnäckiger, als trotz aller Schritte bei den französischen Kammern und Gerichten, sowol unter der Julimonarchie als später durch seine Erben, unterm zweiten Kaiserreich, der als Ludwig XVII. auftretende Prätendent es nicht zu einer contradictorischen Gerichtsverhandlung bringen konnte, die gerichtlichen Vorladungen seiner vorgeblichen Schwester, der Herzogin von Angoulême, der Gräfin de Marnes und des Grafen von Chambord, blieben resultatlos; ja als er sich selbst 1836 nach Paris begab, um seine Angelegenheit persönlich zu betreiben, ward er als Schwindler verhaftet, nach Calais gebracht und über den Canal spedirt.

Das Buch Gruau de la Barre's, der als ehemaliger französischer Staatsanwalt dem Prätendenten, den manche für den Sohn eines polnischen Juden hielten, bis zu seinem Tode als Anwalt diente, bleibt ein Räthsel. Der Graf von Chambord sah sich vom Tage seiner Ankunft in Holland gleichsam davon verfolgt; jeden Tag erhielt er ein Exemplar auf irgend eine

Digitized by Google

Weise zugestellt. Als nun noch Herr Gruau de la Barre, in seiner Eigenschaft als Anwalt und Vormund der sechs hinterlassenen Kinder des Prätendenten, ihn öffentlich und privatim zu einer Conferenz aufforderte, da fand sich der Graf veranlaßt urplötzlich seinen Aufenthalt, der anfangs auf sechs Wochen angesetzt war, abzubrechen und nach Frohsdorf zurückzukehren.

Der Zwischenfall mag für Heinrich V., wie er sich gern nennen hört, noch etwas besonders Peinliches gehabt haben, denn es erinnerte ihn an den Umstand, daß man auch von gewisser Seite die Echtheit seiner Geburt bezweifelt hat.

Erst vor wenigen Jahren starb zu Spaa eine Dame, welche vorgab, die Tochter der Herzogin von Berry zu sein, welche man mit dem Söhnchen einer Kammerjungfer ausgewechselt, um Karl X. einen Erben in der Person des Wunderkindes, das den Titel des „Herzogs von Bordeaux" erhielt, geben zu können.

Die Dame stand im Geruche einer Camelliendame. Ein Beweis mehr, daß zwischen Lilien und Camellien, im Französischen ihnen gegebenen Sinn aufgefaßt, mehr Wechselbeziehungen stattfinden, als die schwärmerische Frömmigkeit der Legitimisten es sich träumen läßt.

Max Sulzberger.

An die Nacht.

Breitest wieder, o Nacht, freundliche Trösterin,
Deine friedliche Macht über die Erde hin!
Leichte Nebel entsteigen,
Und die Scheibe des Mondes lacht.

Was entschwunden mir war flüchtig im Tageslauf,
Komme ruhig und klar wieder mit dir herauf!
Nicht verdunkle den Morgen
Früh ausschwärmender Sorgen Schaar!

Deiner Fittige Zug wehe von Haus zu Haus,
Lösch' im schwebenden Flug leise die Lichter aus!
Manch ein trauerndes Auge
Ist verwacht und verweint genug!

Doch bevor du den Saum deines Gewandes hebst
Und im ewigen Raum über die Sterne schwebst,
Weile bei der Geliebten,
Bring' ihr Grüße von mir im Traum!

Max Kalbeck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gräfin Dora d'Istria.
(Fürstin Koltzoff-Massalsky)

Digitized by Google

Die Gräfin Dina d'Aloia

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gräfin Dora d'Istria.

Die Fürstin Helene Koltzoff-Massalsky, oder wie sie sich in ihren Schriften nennt, die Gräfin Dora d'Istria, ist eine geborene Prinzessin Ghika, stammt aus einem der ältesten albanesischen Geschlechter, das sich seit mehr als zwei Jahrhunderten in den rumänischen Fürstenthümern niedergelassen, und seit 1658 bald in der Moldau, bald in der Walachei regierte. Sie wurde am 22. Januar 1829 in Bukarest geboren und ihr Vater, der Fürst Michael Ghika, ließ ihr durch den gelehrten Griechen Poppadopulos eine sorgfältige Erziehung geben. Sie erhielt Unterricht im Alt- und Neugriechischen, im Lateinischen und Französischen, worauf sie noch Deutsch, Englisch und Italienisch lernte. Zugleich wurde für ihre körperliche Ausbildung gesorgt; sie lernte Reiten und Schwimmen und erlangte in der letztern Kunst eine so große Sicherheit, daß sie später in Moskau die Hofmeisterin ihrer Schwester rettete, als diese in einer finstern Nacht in einen Teich gestürzt war. Im Jahr 1840, ein Jahr vor Ausbruch der Revolution, welche seinen Bruder Alexander X. Ghika vom walachischen Thron stürzte, verließ der Fürst Michael Bukarest, um seinen Kindern alle Vortheile zukommen zu lassen, welche die Unterrichtsanstalten in Deutschland gewähren. Er ließ sich in Dresden nieder, wo sich die junge Prinzessin mit dem größten Erfolge dem Studium der deutschen Sprache und Literatur widmete; sie übersetzte sogar die Iliade in's Deutsche. Die Kunstschätze in Dresden weckten ihren künstlerischen Sinn; sie setzte ihre schon früher begonnenen Studien im Zeichnen und Malen fort, und zwar mit solchem Erfolg, daß zwei Gemälde von ihr im Jahre 1854 auf der Petersburger Kunstausstellung eine silberne Medaille erhielten. In Dresden wurde die Prinzessin zuerst in die große Welt eingeführt, und auch in Wien, wohin die Familie bald darauf zog, wurde sie dem Hofe vorgestellt. Ueberall erregte sie sowol durch ihre classische Schönheit, als durch ihre umfassende Bildung und ihren Geist die Bewunderung Aller, die sie näher kennen lernten. So zog sie die Aufmerksamkeit Alexanders von Humboldt auf sich, als sie einst an der königlichen Tafel in Berlin eine griechische Inschrift entzifferte, die sonst Niemand lesen konnte.

Von Wien begab sich der Fürst Michael mit seiner Familie nach Venedig. Die Revolution, die während ihres Aufenthaltes ausbrach, übte den gewaltigsten Einfluß auf ihre Entwickelung. Bis dahin nur in den hohen und höchsten Regionen lebend, hatte sie zwar in den Meisterwerken der Alten und Modernen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Humanität eingesogen, doch hatte sie noch keine Gelegenheit gehabt, dieselben, um uns so auszudrücken, persönlich anzuwenden. Zunächst wurde sie dadurch für die Revolution gewonnen, daß es ihrem Billigkeitsgefühl widerstrebte, daß eine Nation von einer andern unterjocht werde; dann für die Idee der Republik, als sie sah, wie die Venetianer die muthvollste Vertheidigung mit strenger Ordnung zu verbinden wußten. Auch ihre entschiedene Abneigung gegen das Papstthum hat dort sich zu entwickeln begonnen. „Nach meiner Ankunft in Venedig", schreibt sie, „belehrte mich ein bedeutendes Beispiel, daß sich die Regierungen wie die Völker vor den verderblichen Rathschlägen des Papstthums und des Jesuitismus hüten müssen. Die Herzogin von Berry und der Herzog von Bordeaux*)

*) Derselbe, der jetzt unter dem Namen Graf von Chambord in Frankreich eine so traurige Rolle gespielt hat.

Digitized by Google

brachten den Winter dort zu. Ich hatte mehr als ein Mal Gelegenheit, die Opfer der dummen Frömmigkeit eines Königs zu beobachten, der die Sünden seiner Jugend wieder gut zu machen glaubte, indem er sich den Interessen der Jesuiten hingab."

Im Jahre 1849 kehrte die Familie Ghika nach der Walachei zurück und am 5. Februar vermählte sich die Prinzessin mit dem russischen Fürsten Alexander Koltzoff-Massalsky, dem sie nach Petersburg folgte. Aber sie fühlte sich in den neuen Umgebungen weder heimisch noch glücklich. Ihr menschliches Gefühl in Betreff der Leibeigenschaft, wie überhaupt ihre politischen und religiösen Ansichten mißfielen der „guten Gesellschaft", in welcher zu leben sie gezwungen war, und zogen ihr nicht selten Tadel und wohl auch Mißachtung zu. Da ihre Gesundheit zudem von dem strengen Klima angegriffen wurde und ihre Ehe kinderlos geblieben war, entschloß sie sich Rußland zu verlassen. Sie reiste zuerst in die Schweiz; das Land der Freiheit, das erst vor Kurzem einen glorreichen Sieg über den Jesuitismus erfochten hatte und sich der größten Ruhe und Ordnung erfreute, während halb Europa von Revolutionsstürmen durchzogen wurde, hatte schon seit Langem die Liebe der Fürstin gewonnen. Sie benutzte ihren Aufenthalt nicht blos das Land in seinen verschiedenen Theilen kennen zu lernen (sie bestieg unter Anderm den Mönch, was vor ihr noch Niemandem gelungen war), sondern machte sich auch mit dessen politischer und kirchlicher Geschichte, mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seinen geistigen Bestrebungen bekannt. Nachdem sie die deutsche Schweiz nach allen Richtungen durchzogen hatte, überall beobachtend und studirend, reiste sie nach Ostende, um die Seebäder zu gebrauchen und ein Werk zu vollenden, das sie schon in Rußland begonnen hatte. „Das Mönchsleben in der orientalischen Kirche" ist, wie alle Werke der Fürstin, in französischer Sprache geschrieben, die sie mit seltener Gewandtheit beherrscht; es erregte bei seinem Erscheinen die allgemeinste Aufmerksamkeit, weil sie darin den Ursprung und die unchristlichen Grundlagen der Klöster nachwies und das Verderbliche derselben für die einzelnen Menschen und die Staatsgesellschaft mit unparteiischer Strenge beurtheilte.

Von Belgien reiste sie wieder in die Schweiz, wo sie sich in Luzern, einer der Hauptstädte des Cantons Tessin, niederließ. Das „Mönchsleben" hatte ihr den Haß der Ultramontanen zugezogen, und so erschien bald ein Artikel im „Credente", dem Organ der jesuitischen Partei, worin sie, um das Volk zu fanatisiren, angeklagt wurde, eine „Feindin der heiligen Jungfrau zu sein". Mit ausgedachter jesuitischer Bosheit wurde dieser Artikel auch besonders abgedruckt und am Morgen des zu Ehren der „Madonna zu den Hühnern" gefeierten Festes unter die „Gläubigen" vertheilt. Die Fürstin benahm sich diesem gemeinen Angriff gegenüber mit solcher Klugheit und Würde, daß er die beabsichtigte Wirkung nicht hatte und sie sich vielmehr unter der Bevölkerung zahlreiche Freunde gewann, die sie sich auch durch zahlreiche Beweise von Wohlthätigkeit erwarb. „Lugano", schrieb die Zeitung „Il Popolo", „wird ihre Wohlthaten, ihre Gaben an die Armen, ihre Geschenke an das Lyceum und an die Cantonsbibliothek nie vergessen."

In Lugano hatte die Fürstin Gelegenheit genug, den verderblichen Einfluß des Papstthums und der Mönche auf die Völker aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Sie begann nun ihren Kampf gegen diese unerbittlichen Feinde der Freiheit und der Wissenschaft in einer Reihe von Artikeln, die sie in verschiedenen italienischen Zeitungen erscheinen ließ. Sie setzte, wie wir

Digitized by Google

sehen werden, diesen Kampf in ihren späteren Schriften mit eben so viel Talent als Energie fort. Von Lugano begab sich die Fürstin nach Aarau, wo sie während ihres dreimonatlichen Aufenthaltes die an historischen Schriften reiche Cantonsbibliothek und durch Vermittelung des Verfassers dieser Zeilen, den sie mit ihrer Freundschaft beehrte, die Zürcher Stadtbibliothek benutzte. In Aarau und später in Beytaux, in der Nähe des Genfer-Sees, bereitete sie sich zu einer Reise nach Griechenland vor. Sie hatte lange gewünscht das Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dessen große Vorzeit sie schon in frühen Jahren mit Begeisterung erfüllt hatte und dessen Literatur sie die Bildung ihres Geistes und ihres Charakters verdankte. Die Irrthümer, die ziemlich allgemein über das moderne Hellas verbreitet waren, die Verleumdungen, denen es damals von vielen Seiten ausgesetzt war, brachten ihren Entschluß zur Reise, und sie hat denselben nicht zu bedauern, denn es gelang ihr, das Land, das sie im Jahre 1860 nach allen Richtungen und zwar meist zu Pferd durchzog, so wie das Volk so gründlich kennen zu lernen, daß es ihr leicht ward, die falschen Ansichten von den dortigen Zuständen zu bekämpfen und zu widerlegen.

Nach ihrer Rückkehr aus Griechenland ließ sich die Fürstin in Italien nieder. Nachdem sie eine Zeitlang in verschiedenen Orten, in Livorno, Venedig, Turin, verweilt hatte, wo sie überall die Bibliotheken und Archive zu ihren Studien benutzt hatte, nahm sie seit zwei Jahren ihren bleibenden Aufenthalt in Florenz, wo sie sich eine reizende Villa erwarb.

Aus der Lebensskizze, die wir mitgetheilt haben, ergiebt sich schon, daß die Gräfin Dora d'Istria — wir wollen sie jetzt mit ihrem Schriftstellernamen nennen *), da wir im Folgenden ihre Werke zu besprechen haben — einen männlichen Charakter und eine männliche Thatkraft besitzt. Doch würde man ihr unverantwortliches Unrecht thun, wenn man sie zu den emancipationssüchtigen Frauen zählen wollte, die eine Zeit lang so viel von sich sprechen machten. Sie will ein Weib und Nichts als ein Weib sein, aber sie verlangt, daß man ihrem Geschlecht gestatte, die geistigen Anlagen auszubilden, die ihm ebenso gut zu Theil geworden sind, als dem Manne; sie will, daß das Weib dem Mann ebenbürtig gestellt werde und ihm nicht unbedingt unterworfen, daß es des Mannes Gefährtin und nicht sein Sclave sei. **) Allerdings habe die Natur den beiden Geschlechtern verschiedenen Beruf zugewiesen, allein wenn das Weib auch zunächst auf das Haus angewiesen sei, so sei ihr damit nicht auch jede geistige Beschäftigung versagt, und daß sich eine solche, ja sogar ausgebreitete Gelehrsamkeit mit den Pflichten einer Hausfrau und Mutter vereinigen lasse, hat die Gräfin in dem vortrefflichen Werke „Die Frauen. Von einer Frau"***) an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen, so wie sie in dieser und in einer frühern,

*) Sie wählte ihn mit Beziehung auf den frühern Namen (Ister) des Hauptflusses ihres geliebten Vaterlandes.

**) Doch verlangt sie auch, daß die Frau das Ihrige beitrage, eine solche Stellung zu erringen. „Es hat mir immer geschienen", sagt sie irgendwo, „daß die wahre Emancipation der Frauen darin besteht, daß sie durch Arbeit und Intelligenz die Stellung erobern, die man ihnen bis jetzt versagt hat. In der That können Individuen wie die Völker nur dann zur Freiheit gelangen, wenn sie dieselbe zu erobern verstehen." Dies unterscheidet die Gräfin wesentlich von den Emancipirten der vergangenen Jahre, welche Ansprüche erheben, ohne sich derselben würdig gemacht zu haben.

***) Des Femmes. Par une femme. 2. Tom. Paris 1865.

Digitized by Google

eben so gehaltreichen Schrift: „Die Frauen im Morgenland"*) gezeigt hat, daß die Völker um so größere Fortschritte in der Civilisation gemacht haben, je geachteter und freier die Frauen waren. Und so sagt sie, übertreffen die germanischen Völker die Nationen lateinischer Abstammung, weil bei ihnen die Frauen gebildeter sind, als bei diesen, es sind die Frauen in Frankreich geistig entwickelter als in Italien oder Spanien, weil sie freier gestellt sind. Damit bringt sie auch, und gewiß nicht mit Unrecht, in Verbindung, daß die Germanischen Völker sich meist vom Joche des Papstthumes befreit haben, während es noch auf den lateinischen lastet; daß von den Staaten mit lateinischer Bevölkerung die Reformation nur in Frankreich Eingang gefunden hat, wo sie zudem noch weit verbreiteter sein würde, wenn sie nicht durch die grausamste Gewaltthätigkeit unterdrückt worden wäre, was übrigens auch von mehreren deutschen Läntern gesagt werden kann. Diese zwei Schriften waren, wie wir gesehen, nicht blos der Darstellung der Zustände und des Lebens der Frauen gewidmet; sie hatte diese Darstellung geistreich dazu benutzt, um die Schädlichkeit des päpstlichen Katholicismus auch in Beziehung auf die Frauenwelt darzuthun. Am Entschiedensten und Erfolgreichsten aber hat sie das Papstthum in der „Deutschen Schweiz"**) bekämpft; die Geschichte der Eidgenossenschaft giebt ihr freilich oft Gelegenheit, sich über den unheilvollen Einfluß des Papstthums auf die Geschichte der Völker auszusprechen, und sie thut dies mit ebenso viel Sachkenntniß als moralischer Entrüstung, so daß man die Schrift als eine der gehaltreichsten und wirkungsvollsten Erscheinungen in diesem Gebiete bezeichnen kann.

Wie für religiöse und geistige Freiheit, so ist die Gräfin Dora d'Istria auch für die politische begeistert und sie, die geborene Prinzessin, begreift das republikanische Leben besser als die doctrinären Gelehrten, denen es auch bei langem Aufenthalt in der Schweiz stets unverstanden bleibt. Sie behandelt alle Seiten des schweizerischen Lebens, die Geschichte, die religiösen und politischen Zustände, die wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen, die Künste, und immer greift sie das Richtige. Sie hat sich nur Einmal getäuscht, was freilich aller Welt begegnet ist, als sie den Dr. Guggenbühl, den Gründer der Cretinen-Anstalt auf dem Abendberg verherrlichte, der sich später als gemeiner Schwindler entpuppte. Trefflich sind namentlich ihre Charakteristiken des Johannes von Müller, des großen Albrecht von Teller, des genialen Lavater, des edlen Pestalozzi, des patriotischen Escher von der Linth, des Romanendichters Vitzius, und so vieler Anderer, insbesondere der zahlreichen Gelehrtengeschlechter in der Schweiz, der Zürcher Hottinger, Bodmer, Breitinger, Füßli, Geßner, der Basler Buxtorf, Bernouilli, Euler, der Berner Sinner u. s. w., die sie geistreich als gelehrte Dynastieen bezeichnet. Großartig sind die Charakteristiken Ulrichs von Hutten und seines Gegners Erasmus, vor Allem die eben so geistreiche als wahre Schilderung der beiden Reformatoren, Luthers und Zwingli's***).

Um ihr tiefes Erfassen der Verhältnisse zu charakterisiren theilen wir folgende Stelle mit. „Mein Blick wird schärfer; nachdem er die Vergangenheit überschaut hat, ergründet er die Tiefen der Zukunft. Er sieht das

*) Les femmes en Orient. 2. Vol. Zürich, 1859 — 1860.

**) La Suisse allemande et l'ascension du Moench. 4. Vol. Paris & Genève 1856.

***) Eine Ergänzung der „Deutschen Schweiz" bildet der in der Athenischen Zeitschrift „Die neue Pandora" (1860—1861) veröffentlichte Aufsatz „Die Frauen in der Schweiz von der Königin Bertha bis zur Frau Necker von Saussure."

Digitized by Google

Deutschland Luther's und Fichte's, von geistigen Siegen gesättigt, die politische Freiheit zurückfordern, deren Vorrecht die Tochter Hermann's ihren Schwestern England, Holland, Skandinavien nicht überlassen darf. Der Degen Wittekind's glänzt in ihren Händen wie das Schwert des Erzengels. Bei ihrem Anblick kriechen, im Staube niedergeworfen, die Tyrannen, welche ihre edle Stirn so oft mit Ketten belastet haben. Sie wiederholt mit donnernder Stimme die beredten Worte Luther's und Hutten's gegen das päpstliche Babylon, und die entzückten Völker glauben den Wittenberger Apostel zu hören. Sie zerbrechen die Ketten noch Einmal, welche von den Nachfolgern Leo's X. bis an die Ufer der Donau gebracht wurden; das Feuer, mit welchem der große Reformator die römischen Decretalien verbrannte, verzehrte die schnöden Verträge, durch welche die unwürdigen Nachfolger der Hohenstaufen die heiligen Freiheiten des deutschen Vaterlandes dem Auslande überliefert haben. Stolz darauf, seine Söhne als Heroen an den Ufern des Mississippi und des Ganges, wie an dem Strande Neuseelands und Australiens zu sehen, begnügte sich das wiedergeborene Deutschland nicht mehr mit dem Ruhm des Gedankens. Es will auch zur That sich erheben, wie das freie England, wie das vorsichtige Holland, wie das unerschrockene Schweden; es will den romanischen Völkern die Bruderhand reichen und mit Riesenschritten auf dem Wege des Fortschrittes und der Freiheit vorwärts gehen. Wie Erasmus wird Deutschland wegen seines tiefen Geistes bewundert. Aber hat es nicht auch schon mehr als Einmal seine hohe Aufgabe unerfüllt gelassen, weil es die Nothwendigkeit einer kräftigen und schnellen That nicht begriff? Möge es, wie der Rotterdamer Weise, die Thorheit und den Aberglauben der Menschen aufdecken; aber es denke auch daran, die mächtige Thatkraft Luther's nachzuahmen und nicht die beständige Unentschlossenheit des Verfassers der „Gespräche".*) Möge Deutschland nie vergessen, daß die erste Stelle in der Geschichte der Menschheit nicht den Verehrern der erhabenen Ideen jener Männer gebührt, sondern Denen, welche zu handeln und zu kämpfen verstehen."

Wir erinnern nur noch daran, daß die eben mitgetheilte Stelle im Jahre 1855 geschrieben wurde.

Das zweite Reisewerk der Gräfin, die „Wanderungen durch Rumelien und Morea"**), verdiente nicht weniger eine ausführliche Besprechung als „Die deutsche Schweiz". Doch müssen wir uns, um den uns vergönnten Raum nicht zu überschreiten, auf einige Bemerkungen beschränken. Sie hat in diesem Werk eine doppelte Absicht gehabt. Einestheils wollte sie dem abendländischen Europa Griechenland in seiner wahren Gestalt zeigen und die unrichtigen Ansichten bekämpfen, welche dort über dasselbe herrschen, namentlich die Beschuldigungen zurückweisen, die ihm so oft von Unberufenen gemacht werden. Und dies hat sie in hohem Grade erreicht. Es kam ihr dabei nicht blos ihre tiefe Beobachtungsgabe und ihr Talent zu Statten, sich mit allen Classen der Gesellschaft zu verständigen: mit Vornehmen und Geringen, mit Gelehrten und Ungebildeten, mit Industriellen und Mönchen, mit Städtern und Bauern oder Hirten; der Ruf, der ihr voranging, die Ueberzeugung, daß sie eine begeisterte Freundin des hellenischen Volkes sei, eröffnete ihr die Herzen und die Archive, und sie benutzte die Mittheilungen, die ihr

*) Erasmus.

**) Excursions en Rumélie et en Morée. 2 Vol. Zürich et Paris, 1863.

Digitized by Google

auf diesen beiden Wegen zu Theil wurden, mit Geschick und kritischer Unparteilichkeit. Und es ist ihr Nichts entgangen; sie bespricht alle Verhältnisse und Zustände, die politischen und kirchlichen Einrichtungen, das Kriegswesen zu Land und zur See, den Handel, die Industrie, den Ackerbau in seinen verschiedenen Zweigen, den öffentlichen Unterricht, den Zustand der Wissenschaften und Künste, so daß sie uns ein vollständiges Gemälde des merkwürdigen Landes und Volkes giebt, und zwar in einer so schönen und lebensvollen Darstellung, daß wir das Interesse an ihren Mittheilungen nie verlieren. Diesem großen Gemälde ließ sie später eine Reihe von Abhandlungen folgen, in denen sie einzelne Seiten des griechischen Lebens ausführlicher besprach. Sie wählte vorzüglich solche, welche allgemeines Interesse darboten: „Das Griechische nach dessen Volksliedern", „Die Klephten des modernen Griechenlands", „Die Liebe und die Frauen im Leben der Klephten" und der „Hellenische Klerus."

Die zweite Absicht, welche sie bei der Abfassung ihrer Reisebeschreibung hatte, war, den Griechen ihr Spiegelbild vorzuhalten und sie auf Das aufmerksam zu machen, was ihre Fehler, was sie zu thun hätten, um in die civilisirten Staaten eintreten zu können. Rathschläge, welche von Fremden gegeben werden, finden selten gute Aufnahme bei den Völkern, wie bei den einzelnen Menschen; aber die Liebe, welche die Gräfin von jeher für Griechenland an den Tag gelegt hatte, und die allgemein bekannt war, gab ihr Rechte, die von Niemanden bestritten, vielmehr in der glänzendsten Weise anerkannt wurden, da ihr die Nationalversammlung in Athen das große Bürgerrecht einstimmig ertheilte. Und von nun an wurde es nebst der Bekämpfung des Papstthums, in welchem sie den unversöhnlichen Feind der Freiheit und Civilisation sieht, ihre Lebensaufgabe, das Abendland mit dem Orient, den Orient mit dem Abendlande bekannt zu machen, und dadurch vorzüglich auf die Civilisation der Völker im orientalischen Europa und in Kleinasien zu wirken; eine Aufgabe, die sie mit dem regsten Eifer und unvergleichlichem Fleiße verfolgte. Zunächst zogen die Albanesen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie durchforschte die Archive Venedigs während ihres längern Aufenthalts in der Lagunenstadt, in welchen sie eine reiche Ausbeute fand, die sie durch Ergänzungen aus den Archiven von Paris, Wien und Constantinopel vervol[illegible]gte. Sie veröffentlichte zunächst einen Ueberblick über die Geschichte der Albanesen auf beiden Seiten des Adriatischen Meeres, und eine zweite Abhandlung über die albanesische Literatur, worauf sie in einer dritten die noch so verwirrte Geschichte der mohamedanischen Albanesen behandelte. Diese Arbeiten blieben nicht ohne glückliche Wirkung. Schon sind seitdem, durch sie angeregt, zwei inhaltreiche Sammlungen von albanesischen Volksliedern erschienen, während man früher behauptet hatte, daß dieses kriegerische Volk keine Volksgesänge besitze.

Wenn die Gräfin Dora d'Istria aus politischen, nationalen und humanen Gründen den panslavischen Bestrebungen abhold ist, so ist sie doch zu gerecht, als daß sie das Gute in den einzelnen slavischen Nationen nicht anerkennen sollte. Und da sie überzeugt ist, daß nur das treue und einige Zusammenhalten und Fortschreiten der verschiedenen Nationalitäten des Morgenlandes Frieden, Freiheit und Bildung bringen könne, so hat sie auch ihre Thätigkeit den slavischen Volksstämmen zugewendet, und zwar zunächst den Serben. Obgleich diese in Deutschland bekannter sind als die übrigen Südslaven, so verbreiten doch ihre Abhandlungen, „Die serbische Nationali-

Digitized by Google

tät", „Die serbische Revolution" und die „Skizzen aus dem Leben der Serben" mannigfaches Licht über dieses interessante Volk. Die Tüchtigkeit und Wahrheit dieser Schriften fanden in Serbien selbst solche Anerkennung, daß sie bald nach ihrem Erscheinen übersetzt wurden.

Von großer Bedeutung für die künftigen Geschicke des Orients sind die Bulgaren. Durch ihre Abstammung mit den Magyaren, durch ihre Religion mit den Griechen, durch ihre Sprache mit den Slaven verwandt, werden sie sicherlich denjenigen Völkern das unbestreitbare Gewicht zuwenden, mit welchen sie sich verbinden, da sie zahlreich, thätig und kräftig sind. Die Gräfin hat auch diese nicht aus den Augen verloren; sie hat einen Aufsatz über sie und ihre Volkspoesie veröffentlicht, der seitdem vielfältig auch in Deutschland benutzt wurde.

Es ist begreiflich, daß sich die Gräfin Dora d'Istria mit Vorliebe mit den Rumänen beschäftigt hat, d. h. dem Volke, dem sie angehört und dem sie mit begeisterter Liebe zugethan ist. In dem Artikel über die Bulgaren hat sie von den transdanubischen Rumänen ausführlich gesprochen, welche einst mit jenen das mächtige walacho-bulgarische Reich bildeten. Die anderen hat sie schon früher in dem Aufsatz „Die rumänische Nationalität nach den Volksgesängen" behandelt. Hierauf ist eine Reihe von Abhandlungen über die rumänische Literatur erschienen, in welcher sie uns in größerer Ausführlichkeit mit einigen höchst talentvollen Dichtern und Geschichtsschreibern bekannt machte, so wie sie in einem gediegenen Aufsatz über „Die rumänischen Helden" an die Heroenzeit ihres Volkes erinnert.

Es mag auffallen, daß die Schriften der Gräfin Dora d'Istria so große Wirkung hervorbrachten, da sie sämmtlich nicht in der Landessprache, sondern in der französischen geschrieben sind. Dies erklärt sich dadurch, daß sie zum großen Theil übersetzt wurden, namentlich in's Griechische. Ein weiterer Grund aber, daß sie in jenen Ländern Eingang fanden, liegt darin, daß die Vornehmen und gebildeten Stände dieser Länder meist des Französischen kundig sind, wie denn fast überall, in Griechenland, in Kleinasien, in der Türkei u. s. w. französische Zeitungen erscheinen. Es ist dies eine Erscheinung, die uns Deutsche traurig stimmen muß. Wie kommt es, muß man sich fragen, daß die französische Sprache im Orient so verbreitet worden ist, da doch Frankreich so weit entfernt liegt, während das Deutsche keinen Eingang fand, da Deutschland jenen Ländern benachbart ist und sogar zahlreiche Deutsche in ihnen wohnen, in Ungarn, in Siebenbürgen? Dies ist der traurigen österreichischen Politik*) zuzuschreiben, die sich von jeher jenen Völkerschaften und ihren Freiheitsbestrebungen feindselig zeigte, dagegen mit den Türken, deren Erbfeind, in freundschaftlicher Beziehung stand und diese in ihrem Unterdrückungssystem unterstützte. Man erinnere sich nur an Ypsilanti und die nachfolgenden Freiheitskämpfe der Griechen. Die französischen Staatsmänner haben dies, selbst unter den Bourbonen, welchen allzugroße Liebe zur Freiheit doch wol nicht vorgeworfen werden kann, trefflich zu benutzen verstanden und sich die Zuneigung jener Völkerschaften zu erwerben gewußt, indem sie deren Interessen um so mehr verfochten, je mehr sie von Oesterreich bekämpft wurden. Hätte dieses eine gesunde Politik befolgt und

*) Sie ist von der Gräfin in der Abhandlung „Die österreichisch-römische Propaganda" vortrefflich geschildert worden, womit noch der Aufsatz „Die Rumänen und das Papstthum" zu vergleichen ist.

Digitized by Google

die Liebe jener Völkerschaften zu gewinnen verstanden, so wäre der französische Einfluß unmöglich geworden, schon deshalb, weil Frankreich sich aus Haß gegen Oesterreich an die Türkei angeschlossen hätte, und an Stelle der französischen würde deutsche Bildung herrschend geworden sein.

Wir haben nur noch Weniges hinzuzufügen, um das Charakterbild der Gräfin Dora d'Istria zu vollenden.

Immer in der Absicht, das europäische Morgenland mit neuen Kenntnissen zu bereichern, suchte sie auch dessen Aufmerksamkeit auf den entfernten Osten zu leiten; zu diesem Zwecke schrieb sie eine vortreffliche Abhandlung über den berühmten venetianischen Reisenden Marco Polo, und zwei andere über die altindischen epischen Gedichte Mahábhárata und Rámáya, in denen sie ein tiefes Gefühl für Poesie und ein großes Verständniß des indischen Lebens entwickelt. Um ihren Landsleuten — denn man kann die Völker von der Walachei an bis nach Griechenland als solche betrachten — den Weg zu zeigen, den sie einzuschlagen haben, veröffentlichte sie eine Denkschrift über die „Indischen Studien in Italien". Gewohnt zu beobachten und zu studiren, reizte sie jede Gegend, die sie auf kürzere oder längere Zeit bewohnte, zu den mannigfaltigsten Forschungen, deren Ergebnisse sie in einer Reihe von Aufsätzen bekannt machte. Wir erwähnen nur die „Wanderungen durch Italien", die „Spaziergänge in Toscana", die Schilderung von Florenz, die „Wallfahrt zum Grabe Dante's", die „Abhandlung über den Meerbusen von Spezzia", welche in elf Sprachen übersetzt wurde, und noch Mehreres.

Man hat die Gräfin Dora d'Istria öfters mit der Frau von Staël verglichen. Allerdings haben Beide manche Aehnlichkeit mit einander; allein im Wesentlichen sind sie durchaus verschieden. Frau von Staël war ohne Zweifel eine große Schriftstellerin; sie hatte ein seltenes Talent der Darstellung, sie hatte ein tiefes Gefühl für die Poesie und stand hoch über ihren Landsleuten, indem sie auch die bedeutenden Erscheinungen bei den fremden Nationen, namentlich in Deutschland und Italien zu würdigen wußte. Sie haßte den Despotismus, aber ihr Haß war nur persönlicher Natur und gründete sich keineswegs auf Freiheitsliebe. Sie hatte bei ihrer Schriftstellerei keine anderen als politische und literarische Zwecke. Wie ganz anders die Gräfin Dora d'Istria! Sie verkündigt überall die reinste und edelste Humanität; sie kämpft überall für geistige und politische Freiheit gegen den geistigen und politischen Despotismus; sie arbeitet unablässig dahin, unter den Nationen des europäischen Morgenlandes größere Bildung zu verbreiten, sie für europäische Gesittung empfänglich zu machen. Daß es ihr gelingt, bezeugen die zahlreichen Beweise der Anerkennung, die ihr zu Theil geworden sind. Und es mußte ihr gelingen, weil sie dabei mit eben so viel Klugheit als Talent verfuhr. Indem sie im Abendland jene Völker in einem neuen Lichte zeigte, die falschen Ansichten, die über dieselben herrschten, widerlegte, ihre tüchtigen Seiten beleuchtete, gewann sie deren Liebe und Zuneigung, und sie durfte nunmehr auch, ohne sich der Gefahr auszusetzen, mißverstanden zu werden oder zu verletzen, belehrend, ermahnend, und verweisend gegen sie auftreten, ihnen zeigen, was sie zu thun, was sie zu lassen hätten.

Heinrich Kurz.

Digitized by Google

Ein Ausflug in's Rhonethal.

Von **Wilhelm Rullmann.**

Immer noch denke ich mit Vergnügen jener Entdeckungsfahrt, die ich im letzten Herbst mit zwei Amerikanern nach der Rhonemündung machte, zu Boot natürlich, quer über den herrlichen See weg, denn an der Küste hinzuwandern verbietet die große Sumpfstrecke bei Villeneuve. Und welches Vergnügen gewährt eine solche Wasserfahrt! Welche Lust, zwischen den riesigen Bergen, zu deren Gipfeln das Auge schwindelnd hinaufschaut, so sanft in der kleinen Schaale zu schaukeln auf dem herrlichsten See der Welt!

Es war damals ein prachtvoller Octobertag. Eine milde Herbstsonne lag über den Rebenhügeln von Montreux und Clarens und über der blauen spiegelklaren Fluth, die unser Boot rasch durchschnitt. Wir hatten anderthalb Stunden gerudert, als wir uns den Sandbänken an der Rhonemündung näherten. Eine Schaar Möven flog dort auf; ein großes Segelschiff zog an uns vorüber, dem kleinen Hafen von Bouveret zu. Die Schiffer riefen uns in ihrem Savoyischen Patois Worte zu, die wir nicht verstanden. Wahrscheinlich wollten sie uns warnen, mit unserm leichten Boot der schäumenden Rhone nicht zu nahe zu kommen. Aber wir waren von selbst so klug, uns nicht in Gefahr zu begeben, eingedenk des wahren Wortes, daß man leicht darin umkommen kann. Wir fuhren nur so dicht als möglich heran, um das Schauspiel, das sich uns darbot, in behaglicher Muße in uns aufzunehmen. Jetzt klärte sich uns die lange weiße Linie drüben am Seeufer endlich auf, die wir lange beobachtet und verschieden gedeutet hatten; es war die Wogenmasse des Flusses, die kochend und schäumend weit in den See hinauszieht. Er kämpft hier einen verzweifelten Kampf, der alte Rhodanus: wild stürmt er an, hoch branden seine Wogen, es ist, als getraue er sich, auch durch die weite Fläche vor ihm sein Bett noch zu finden; aber die ruhige Kraft des Sees nimmt seinen Angriff siegreich auf und in seiner Tiefe verlieren sich die wilden Gewässer.

Von jenem Tage an, da unser Boot sich dort auf der Grenzlinie zwischen See und Fluß geschaukelt hatte, die ewiger Schaum bezeichnet, trieb mich eine unwiderstehliche Sehnsucht, dem Laufe des wilden Stromes einmal aufwärts zu folgen. Die nebeligen Schleier, die fast immer das Rhonethal verhüllen, reizten erst recht mein Verlangen, hinter diesen Schleier zu blicken; und dies Verlangen wurde noch erhöht, wenn sie manchmal auseinanderflossen und der Blick weit hinaufschauen konnte, bis dahin, wo das Thal sich verengt und der gewaltige Dent du midi aufragt. Aber der Winter, der Winter! Es ist kalt im Rhonethal, sagt man, und es ist besser hier zu bleiben im warmen wohnlichen Montreux.

Aber jetzt sind die ersten Tage des März, des südlichen Mai, gekommen: die ersten Veilchen ringen sich aus der Erde und die ersten Sommerpaletots wagen sich auf die Straße. Man streckt die Glieder in der wohlthuenden

Digitized by Google

Sonne, ganze Wallfahrten von Spaziergängern zeigen sich dort unten auf der breiten Italienischen Straße am Ufer und leichte Boote durchkreuzen den See. Die Lüfte sind noch lauer und milder als sonst, die ersten Knospen schießen, aus jeder Mauerritze quillt das junge Grün, die Spatzen jubiliren und die Menschen freuen sich ihres Lebens.

Und horch! da tönen rauschende Klänge von der Straße herauf. Es ist eine der deutschen Musikbanden, die zahlreich diese Gegend durchschwärmen, und es ist eine echt deutsche Weise, die sie spielen!

„Wie die Wolken wandern
Am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in
Die weite, weite Welt."

Wie das Alles die Wanderlust weckt! Wer mag sich da gefesselt fühlen an eine Scholle, auch wenn sie im lieblichsten Schmucke prangt? Schnell den Hut von der Wand und den Stock aus der Ecke! Hinaus, wenn auch nicht in die weite, weite Welt, doch ein klein Stückchen von ihr zu sehen. Auch das ist schon Genuß.

Und nun vorüber an der alten hochthronenden Kirche, die schon so viele Jahrhunderte auf den See hinabschaut; vorüber an dem freundlichen Veytaux, wo Edgar Quinet, der Verbannte des zweiten Kaiserreichs, ein stilles Asyl gefunden hatte; vorüber an den grauen Mauern Chillons, der uralten Zwingfeste im See; vorüber an den stattlichen Hôtels, die Bonivard's und Byron's Namen tragen! Da ist der See auch schon zu Ende, das Rhonethal öffnet sich uns, hier liegt Villeneuve, wo einst, wie uns Cäsar in der Tertia erzählt hat, der Helvetier Divico die stolzen Römer durch das Joch führte.

Ich bin oft auf meinen Spaziergängen in diesem Winter so weit vorgedrungen; und immer fast dachte ich hier an den Dichter, der den schönen See in so melodischen Versen besungen hat. Mathisson's Gestalt war es, die hier meinem Auge aufstieg; ich sah ihn im Geiste dort die breite Straße von dem Schlosse Grand-Clos herabkommen, wo er Hauslehrer war. Vielleicht war der Weg bis hier an's Ufer von Villeneuve sein Lieblingsspaziergang; vielleicht stand er oft hier ausruhend, auf den Stock sich lehnend, das milde Auge bewundernd auf die ruhige Fläche seines Lieblingssees gerichtet. Und hier entströmten seinem andächtig feiernden Gefühl jene Lieder, die Schiller lobte, deren Verse sanft und leicht dahinziehen, wie die Wellen der Fluth. „Der Vollmond schwebt im Osten" — jenes reizende Mondscheingemälde, er hat es aufgenommen und wiedergegeben in diesem herrlichen Winkel des Sees, der ihm auch darum besonders theuer war, weil er in ihm den Schauplatz jener Liebestragödie fand, deren unvergängliches Denkmal die „Neue Heloise" ist:

„O Clarens, friedlich am Gestad erhöht,
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben!
O Meillerie, voll rauher Majestät,
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu Deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchwebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen!"

Es ist eine Lust, so dahinzuschlendern in das offene Thal hinein auf der breiten schönen Straße, die sich an dem rechten Flußufer am Fuße der

Digitized by Google

Waadtländischen Alpen dahinzieht; immer zur Seite den rasch fließenden, dunkelgrünen Strom, bald näher, bald ferner, immer vor den Augen den König unserer Berge, den riesigen Dent du midi, dem ich jeden Morgen mein „Sei mir gegrüßt, mein Berg!" — zurufe.

Da liegt Yvorne, an einem Hügel sich hinaufziehend; ein stattliches Dorf, das auf den Trümmern eines andern ruht. Im Jahre 1584, so erzählen uns die alten Chroniken des Landes und unsere modernen Reisehandbücher, verschüttete ein Bergeinsturz das alte Yvorne, wobei hundertzweiundzwanzig Menschen das Leben verloren. Auf Gräbern und Ruinen wächst hier ein vortrefflicher Wein, der beste in diesem rebenreichen Waadtland.

Yvorne hat noch einen andern Vorzug: es ist Eisenbahnstation. Wie wäre es, wenn wir lieber hier einstiegen! Man kommt doch schneller vorwärts; und am Ende muß sich diese Landschaft auch durch's Waggonfenster ganz gut ausnehmen. Wir gehören nun einmal nicht zu den zunftmäßigen Touristen, und nach zweistündiger Wanderung hat man schon einiges Anrecht müde zu sein, wenn der Tag doch noch kleine Wanderpartieen mit sich bringen muß. Da pfeift die Locomotive, weißer Dampf steigt auf, und hier liegt die Station. Im nächsten Augenblick strecken wir die Glieder im bequemen leeren Coupé. Und wir lehnen uns zurück im Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben. Die Actien dieser armen Rhonethalbahn stehen nur 9 Frcs. Günstige Gelegenheit — nebenbei bemerkt — für Literaten, Actionäre zu werden!

Der Zug fliegt schnell vorüber an Aigle, wo einige Pensionen und Hôtels in der Nähe des Bahnhofes anzeigen, daß auch hier die ernährenden Fremden nicht fehlen; an Saint-Triphon, in dessen Nähe eine seltsame Gruppe von Felsen, deren höchster mit einem Thurm gekrönt ist, die Blicke des Reisenden auf sich zieht; an dem freundlichen Bex, das als klimatischer Curort in letzterer Zeit Montreux einige Concurrenz macht. Es versteht sich, daß der Ausblick in die schöne Landschaft von Zeit zu Zeit abwechselt mit einem Einblick in die rothen Reisehandbücher, die der moderne Reisende nicht gern entbehren mag.

Ich hatte sie eifrig vorher studirt, meine Bädeker und Berlepsch, diese „Beichtväter des Touristengewissens", wie Fanny Lewald sie nennt, und mich also wol vorbereitet auf meinen Ausflug. Ich hätte sonst ja niemals erfahren, daß Bex zur Römerzeit einst Bacium hieß, daß man so und so viel Salz hier gewinnt, und daß im vorigen Jahrhundert unser guter Albrecht von Haller hier als Salineninspector lebte. Die Alpen haben es ihm in ihrer Großmuth längst schon verziehen, daß er sie in Alexandrinern besungen, die übrigens für jene Zeit gar nicht so schlecht waren.

Und da die Zielpunkte meiner kleinen Wallfahrt bereits im Wallis liegen, so hatte ich auch nicht versäumt, die Schilderung des Wallis nachzulesen, die in der „Nouvelle Héloise" der moderne Abälard seiner Geliebten entwirft. Freilich, dieser macht die Tour auch als Tourist; in sonnigen Herbsttagen durchstreift er wandernd das Hochgebirge des Wallis. Er will träumen von der Geliebten, aber immer wieder wird er in seinen Träumereien halb gestört, halb erfreut durch ein unerwartetes Schauspiel. „Bald hingen ungeheure Felsen in Trümmern über meinem Haupte; bald übergossen mich hohe und lärmende Cascaden mit ihrem dichten Staubnebel; bald öffnete ein ewig strömender Gießbach zu meiner Seite einen Abgrund, dessen

Digitized by Google

Tiefe der Blick nicht zu ermessen wagte. Manchmal verlor ich mich in dem Dunkel eines dichtbelaubten Waldes; dann wieder, wenn ich aus einer Schlucht heraustrat, erfreute plötzlich eine grünende Wiese das Auge."

Manches von jener Schilderung des Landes trifft noch heute zu; so, was über Tracht und Sitte bemerkt wird. Das hinten weitaufgezogene Kleid der hübschen Walliserinnen, das die Gestalt etwas buckelig erscheinen läßt und deshalb damals schon dem Reisenden auffiel, existirt heute noch. Auch die gerühmte Gastfreiheit hat sich erhalten; für die zahlreichen Fremden, die dieses Thal durchziehen, hat man überall Hôtels errichtet und dem Einkehrenden wird vorgesetzt, was Küche und Keller enthält — für sein Geld, freilich etwas kostspielig.

Von Bex aus macht man gewöhnlich über Pont de Nant die Tour nach dem Gletscher Plan Nevé. Dieser Gletscher, so erzählt die Sage, war einst ein blühender Weideplatz. Zu den Kuhhirten, die dort weideten und sich gerade damit beschäftigten, um kleine Käse Würfel zu spielen, kam einst eine alte Frau, unter der Last der Jahre gebückt, und bat sie um einen Trunk Milch oder ein Stückchen Käse und eine Lagerstätte für die Nacht. Die Hirten, unwillig darüber, daß sie in ihrem Spiel gestört wurden, jagten die Alte mit Schimpfreden davon. Da wandte sich diese zurück, ihre Gestalt richtete sich hoch auf, ihre Augen trafen mit flammendem Blitz die hartherzigen Bergföhne. „Elende", rief sie, „Undankbare, die ihr seid! Von mir so lange mit Wohlthaten überhäuft, verweigert Ihr mir jetzt ein Stückchen Brod oder Käse und ein Heubündel für mein Nachtlager! Nun wohl! Diese grünende Weide, die Euch nährt, soll von nun an bedeckt sein mit ewigem Schnee und Eis! Wisset, ich bin die Fee dieser Berge!"

Die Fee kannte das Walliser Patois; denn der Tradition zufolge rief sie aus:

„Plan Nevé! Plan Nevé!
Djamé te ne retèrèneré!"

Aber seit wann ist es auch einer Fee erlaubt, als altes buckeliges Weib zu erscheinen?

Ihre Verwünschung ging in Erfüllung. Keine Kuh findet dort oben noch einen grünen Halm; ewiger Schnee deckt die weite Fläche. An der einen Seite des Gletschers aber fanden vor einigen Jahren während eines heißen Sommers Gemsenjäger die Spuren einer Brücke — ein deutlicher Beweis für die Wahrheit jener Tradition!

Von Bex aus enthüllt das Rhonethal erst seine romantische Schönheit. Denn mehr und mehr verengt es sich nun, bis es sich dicht vor St. Maurice schluchtartig zusammenzieht. Links und rechts steigen die Felsen auf, zwischen denen der wilde Fluß sich mühsam durchringt, deren Spitzen hier und dort eine der Batterieen krönt, die man zum Schutze dieser Walliser Thermopylen angelegt hat. Schon die Landstraße hat man durch diese Felsmassen sprengen müssen; auch der Zug muß sich durch einen Tunnel Bahn machen und sobald man denselben passirt hat, ist man in St. Maurice.

Ein wildromantischer Thalkessel, der sich nach der einen Seite, die wir gekommen sind, dicht verengt, nach der andern wieder etwas weiter öffnet; gewaltige Bergrücken, zwischen deren Felsengrau sich spärlich einmal etwas Tannengrün zeigt, von denen überall rieselnde Gewässer herabfallen; ein uraltes Städtchen mit einer malerisch an der Straße gelegenen Burg und

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

einer Abtei, die auf dieser Seite der Alpen die älteste sein soll — das ist St. Maurice und seine nächste Umgebung.

An einem dieser riesigen Bergwände hängt wie ein Schwalbennest eine kleine Kapelle, der notre dame du Scex heilig, zu der eine hohe in die Felsen gehauene Treppe aufführt. Auch darf der Reisende nicht verfehlen, der sogenannten Feengrotte seinen Besuch zu machen, die bei der Anlegung des Eisenbahntunnels entdeckt wurde. Bädecker spricht zwar ziemlich verächtlich von ihr; aber wenn er sie jemals besucht hat, so war es sicher vor der Auffindung des herrlichen Grottentempels in der Mitte des Berges. Ich gestehe es, daß ich hier überrascht wurde durch ein Naturwunder, das ich nicht vermuthete. Nachdem man nämlich eine Viertelstunde den höhlenartigen Gang halb durchgangen, halb durchkrochen hat, tritt man plötzlich in die Halle einer von Felsen tief im Schooße der Erde gebildeten Kapelle; im bleichen Schimmer des Tageslichtes folgt die Bergquelle, die durch einen Felsenspalt an der hintern Wand herabrieselt und in der Tiefe einen kleinen See bildet. Das von der Fackel des Führers nur matt erleuchtete Dunkel, die blinkende Fläche des Wassers, das Geräusch des rieselnden Wassers in der Todtenstille, die uns sonst überall umgiebt — alles Das fällt mit schauerlichem Reiz auf die Nerven.

Von St. Maurice aus kann man die Bahn das Rhonethal hinauf noch bis Sitten (Sion) benutzen. Ich zog es vor, die Fahrt in offenem Wagen fortzusetzen. Der Blick schweift so freier links und rechts zu den gewaltigen, oft sonderbaren Formationen der Alpen empor; freier folgt er dem gewundenen Laufe des Stroms, der hier näher kommt, dort wieder entflieht; und in behaglicher Muße mustert er die alterthümlichen Häuser, Hütten und Brunnen der Ortschaften, durch die unsere Straße führt.

Wie viel Wasserbäche könnten wir zählen, die rechts und links von den Bergwänden herabfallen! Aber den Preis geben wir der berühmten Cascade de la Sallenche, an der unser Wagen jetzt hält. Man hat Treppen und Geländer errichtet, damit der Reisende ohne Gefahr die Höhe des Falles erreichen kann. Aber die Anstrengung lohnt sich nicht; weit schöner zeigt sich der prachtvolle Fall, der sich dem Gießbach vergleichen läßt, von der Thalsohle aus. Die Cascade de la Sallenche hat übrigens im Munde des Volkes einen ganz andern Namen, der auch in den Reisehandbüchern verzeichnet ist, in einem „Salon" sich aber nicht gut nennen läßt.

Noch eine Viertelstnnde Fahrt — und wir sind am Ziele unseres Ausfluges, an den „Gorges du Trient".

Eines der größten Naturwunder der wunderreichen Schweiz enthüllt sich uns hier. Wer vermag es zu beschreiben? Selbst der Pinsel folgt nicht diesem gewaltigen Werke, das die Laune der schaffenden Natur gebar; wie viel weniger das Wort! Graue Felsenwände, mehrere hundert Fuß hoch, dicht aneinander gerückt, und doch der grünen Fluth eines Baches Raum lassend, die bald rasch herabeilt, bald wieder tief und ruhig dahinzieht — das ist am Ende Alles, was sich mit Worten sagen läßt; und wie wenig läßt sich daraus die Schönheit eines Wunderwerkes errathen, das zu durchmessen und zu erforschen das Auge nicht ermüdet!

Und diese wildromantische Schlucht, dieses fortdauernde Zeugniß von der Schöpfungsurkraft der Natur ist — eine Art Actienunternehmen der benachbarten Commune! Der wachsende Fremdenzufluß hat auch hier Gründungsideen geweckt. So ungeheuerlich es erscheint, für die Besichtigung

Digitized by Google

dieses Gotteswerkes einen Silberling Entrée zu erheben, so hat die Sache doch auch ihr Gutes und findet eine Art Berechtigung in dem Umstande, daß ohne die angebrachte Galerie die genaue Besichtigung der Schlucht für die meisten Reisenden ein Ding der Unmöglichkeit sein würde.

Auf dieser Galerie kriecht man einige hundert Schritte weit in die Schlucht vor, um den Blick bald hinaufzuschicken an den riesigen Felsenwänden, bald dort unten auf der hellgrünen milden Fluth verweilen zu lassen. Was mir besonders reizend erschien, war das Spiel der Forellen in dem krystallhellen Wasser, das sich weit ausdehnt an einer Stelle, wo die Felsen sich zu einer tempelartigen Grotte wölben.

Etwas habe ich übrigens doch vermißt in dieser wildromantischen Natur. Diese Forellen spielen doch gar zu sicher und ruhig in ihrer kühlen Fluth. Wo ist der Sohn Albions, der malerisch auf einem vorspringenden Felsen sitzend die Bewohner der Tiefe mit Angel, Würmern und Geduld heraufzöge an das verderbliche Tageslicht? Eine Schweizerlandschaft mit Wasser ohne die decorative Ausstattung eines fischenden Engländers ist nachgerade etwas Abgeschmacktes geworden.

Wie uns Töpffer in einer seiner Genfer Novellen mittheilt, fehlen jedoch weiter oben in dem Thal von Trient, zu dem die Gorges hinüberführen, die Spuren Albions nicht. Einen der schönsten Felsen dieses Thals hatte eine englische Dame von der benachbarten Commune gekauft und eine große Inschrift that allen Vorübergehenden kund, wessen Eigenthum dieser Felsen sei. „Eh bien", sagt der lustige Franzose bei Töpffer, der in Gesellschaft einiger Engländer an diese Stelle kommt und die Inschrift liest: „Wir sind hier in England. Mit aller Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, wollte ich nun, meine Herren, daß wir ein Roastbeef und Bordeaux hier hätten!"

Digitized by Google

Die Marquise von Montagu.

Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben.

Von **Julius Rodenberg.**

IV.

Schrecklicheres, als die Verbannten von Löwenberg erduldet, konnte nicht mehr über sie verhängt werden. Doch noch war Frau von Montagu in Ungewißheit über das Schicksal ihrer beiden Schwestern, der Frau von Lafayette und der Frau von Gramont. Auf dem gewöhnlichen Wege waren Nachrichten nicht zu erhalten; man trat deshalb in Verbindung mit einem Schmuggler, welcher alle Jurapässe kannte und für eine gewisse Summe es übernahm, nach der Franche-Comté zu gehen, Frau von Gramont zu suchen und nicht zurückzukehren, ohne Kunde von ihr zu bringen. Nach vielen Wochen des Wartens kam endlich der Bote zurück. Er hatte das Versteck gefunden, in dem Frau von Gramont sich verbarg und brachte Briefe von ihr mit. Um Verdacht zu vermeiden, hatte sie diese Briefe auf ein leinenes Taschentuch geschrieben, welches sie hierauf mit eigener Hand in die Weste des Schmugglers zwischen Tuch und Unterfutter eingenäht hatte. Die Briefe trugen, als sie abgeliefert wurden, noch die Spuren der Nadel und die Eindrücke der Westenknöpfe. Auf die Einladung ihres Vaters erwiederte sie, daß es ihr unmöglich sei, Frankreich zu verlassen; zu fliehen sei gefährlicher, als zu bleiben und dann habe sie Pflichten zu erfüllen: sie hatte die drei verwaisten Kinder ihrer Schwester, der Vicomtesse von Noailles, zu sich genommen! Auch Frau von Lafayette lebte noch; aber sie war dem Schaffot nur durch ein Wunder entgangen. Als ihr Gemahl Frankreich verlassen, war sie auf ihrem Schloß Chavaniac in der Auvergne verhaftet und nach dem Sturz der Gironde mit Gensdarmen nach Paris gebracht worden, wo sie am Tage vor dem Fest des höchsten Wesens und mitten in den Massenmorden des Revolutionstribunals ankam. Man setzte sie erst in das schauerliche La Force-Gefängniß und später in das des Collége du Plessis. Es fehlte nicht an Verwendungen von allen Seiten, sogar Fox, der bei den damaligen Machthabern Frankreichs viel galt, erhob seine mächtige Stimme für sie und es scheint, als ob der Ministerpräsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Mr. Moris, Alles in Bewegung setzte, um wenigstens die Entscheidung zu verzögern. In der That aber rettete sie nur der 9. Thermidor, der Tag, an welchem Robespierre und mit ihm die Schreckensregierung fiel. Aber auch jetzt noch blieben die Kerkerthore, die sich für alle Anderen öffneten, für sie geschlossen, sie theilte das Loos ihres Gemahls, von allen Parteien perhorrescirt zu werden, und nachdem sie bisher mit den Anhängern des ancien régime zusammen gesessen, hatte sie künftighin die versprengten Reste des Berges zu Leidensgefährten.

Die mannichfachen Umtriebe der Emigranten, welche die Schweizer Regierung zuletzt zur gänzlichen Ausweisung derselben nöthigten, gaben schon jetzt Anlaß zu häufig wiederkehrenden Schwierigkeiten, in Folge deren die Colonie von Löwenberg gezwungen war, ihren Wanderstab weiter nordwärts zu setzen. In der Frühe eines Wintermorgens, als es noch dunkel war und nur der Wiederschein des Schnees von den Bergen den Weg erhellte, brachen sie auf und wandten sich über Schaffhausen, Ulm und Nürnberg nach Thüringen, mit der Absicht, in Erfurt zu bleiben. Allein kaum hatten sie sich hier nothdürftig eingerichtet (der Frau von Montagu war von allen ihren

Digitized by Google

früheren Schätzen nur noch eine Scheere mit goldenen Griff übrig), so vertrieb sie die Nachricht, daß Pichegru von Holland her sich nahe. Sie begaben sich nun höher hinauf in den Norden, über Hamburg hinaus nach Altona, wo sie auf dänischem Grund und Boden sicher zu sein glaubten vor dem Feinde und vor der französischen Armee. Giebt es etwas Traurigeres in der Geschichte eines Volkes, als diese wandernden Schaaren, welche bei den Fremden Schutz suchen müssen vor ihren eigenen Landsleuten?

Die Gräfin von Tessé, eine kleine rührige Frau und wiewol Gemahlin eines spanischen Granden erster Classe, doch die vernünftigste von Allen, kaufte die Besitzung Wittmold, der Stadt Ploen, an dem gleichnamigen See, gegenüber. Wohlthätig, bis über die Grenze der ihr immerhin nur spärlich zugemessenen Mittel hinaus, hatte sie nicht nur alle Refugiés mitgebracht, die sich in Löwenberg um sie gesammelt, sondern sie nahm noch neue hinzu, unter Anderen einen Abbé Luchet, welch' letztere Acquisition allerdings nicht ganz nach dem Geschmack der Herrin von Wittmold war. Zwar machte sich der Abbé so nützlich als möglich in dieser kleinen Welt, in der es nicht nur Messen zu celebriren, sondern bald auch Hochzeiten und Kindtaufen gab. Allein Frau von Tessé war eine entschiedene Freidenkerin. Voltaire, mit welchem sie sehr befreundet gewesen, war ihr Meister und auch im Exil war sie den Lehren desselben nicht untreu geworden. Sie las die Romane von Fielding und Richardson lieber als die Predigten Bossuet's; bei Tage tummelte sie sich auf den Wiesen und in den Viehställen und am Abend machte sie gern ihre Partie Whist. In religiösen Dingen war sie so wenig scrupulös, daß sie bei der Taufe eines Söhnchens der Frau von Montagu ihrem Hauscaplan, dem Abbé, zu beweisen suchte: eine protestantische Taufe wäre gerade so gut gewesen, als eine katholische; und ein Jahr später (denn die „glücklichen Ereignisse" folgten einander nun sehr rasch) ein Töchterchen ihrer Nichte eingenhändig mit — Eau-de-Cologne taufte: das Alles freilich zum großen Aergerniß der Frau von Montagu, die in allen Stücken das Gegentheil ihrer Tante war. Von Kindheit auf in einer strengern Richtung erzogen, hatte die Schule der Leiden sie darin immer einseitiger ausgebildet, bis endlich, nach den letzten und schmerzlichsten Verlusten, jener unselige Hang sich ihrer bemächtigte, welchem glaubenseifrig überreizte Gemüther unter solchen Umständen so leicht verfallen: der Hang zur Proselytenmacherei. Auch sollte es ihr an einem Felde zur Bethätigung dieser bedenklichen Thätigkeit nicht fehlen.

Zu derselben Zeit, wo die französische Emigrantencolonie sich am Ufer des Ploener Sees etablirt hatte, lebte wenige Meilen davon an dem eines andern holsteinischen Sees der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, als Minister des Herzogs von Oldenburg und Fürstbischofs von Lübeck, Regierungschef und Präsident des lutherischen Consistoriums in Eutin. Sein demnächst erfolgender Uebertritt zur katholischen Kirche hat nicht nur seiner Zeit großen Eclat gemacht, sondern ist noch heut' und wird wol für Immer ein Thema der deutschen Literaturgeschichte bleiben, welchem der Graf mehr noch als durch eigenes Verdienst, durch seine Beziehungen zu den Häuptern unserer classischen Periode angehört. Ein Mitglied des Göttinger Dichterbundes, zählte er zu den schwärmerischen Anhängern Klopstock's, war mit Voß auf's Innigste befreundet und trat frühe schon in einen intimen Verkehr mit Goethe. Sein Uebertritt ward daher als ein Abfall von den gemeinsam bekannten Ideen betrachtet und die Genossen seiner Jugend sahen in ihm einen Abtrünnigen, nicht nur des Glaubens, sondern weit mehr noch der ganzen Geistes-

Digitized by Google

richtung. „Die berühmtesten Freunde des Grafen haben sich wegen dieser Abschwörung von ihm entfernt", schreibt Mad. de Staël in ihrem Buche über Deutschland; keiner von denselben aber ging darin weiter als Voß, der in seiner Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" die ganze Tiefe des Bruchs mit unerbittlicher Härte schneidend offenbarte. Dieses Pamphlet hat bittern Widerspruch in Deutschland erfahren; und es ist wahr, daß ihm die Urbanität und Milde fehlte, welche bei aller Energie der Ueberzeugung und der ganzen vernichtenden Schärfe der Beweisführung eine Streitschrift auszeichnet, welche in unserer eigenen Zeit bei einer verwandten Veranlassung (gegen die Gräfin Hahn-Hahn) geschrieben worden ist und als deren Verfasser man heut' ohne Indiscretion einen unserer feinsten Stylisten nennen darf, dessen Feder seitdem auf anderen und weiteren Kampfgebieten entscheidend und siegreich mitgewirkt hat, den Wirkl. Geh. Rath Abeken zu Berlin*). Dennoch traf auch Johann Heinrich Voß, „ein niedersächsischer Bauer, so wie Luther es war", den Nagel auf den Kopf; ja, eine gewisse Bitterkeit lag in der Beschaffenheit der Schrift, die er nicht gegen einen ihm persönlich Fremden, sondern gegen den Jugendfreund richtete. „Er analysirte darin", sagte Heinrich Heine (in der Romantischen Schule), „dessen ganzes Leben und zeigte, wie die aristokratische Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie sie nach den Ereignissen der französischen Revolution immer sichtbarer hervortrat; wie Stolberg sich der sogenannten Adelskette, die den französischen Freiheitsprincipien entgegenwirken wollte, heimlich anschloß; wie diese Adeligen sich mit den Jesuiten verbanden; wie man durch die Wiederherstellung des Katholicismus auch die Adelsinteressen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Restauration des christkatholisch-feudalistischen Mittelalters und der Untergang der protestantischen Denkfreiheit und des politischen Bürgerthums betrieben wurde." Viel weniger heftig, aber nicht minder entschieden spricht Goethe sich aus; übrigens sah er die Katastrophe schon vorher und sie setzte ihn weniger in Erstaunen als sie sich vollzog. Längst schon war sein Verhältniß mit dem „gräflichen Saalbader" (Brief an Schiller, 25. Nov. 1795) gelockert; und später, als es zum Bruch kam, bezeichnet er in den „Annalen oder Tag- und Jahresheften" (1820) als den innersten Grund des Conflictes: „die Verheimlichung Dessen, was nicht auszusprechen war, und was, endlich ausgesprochen, obgleich vorhergesehen, die verständigsten, gesetztesten Männer zur Verzweiflung brachte". Resumirend faßt Goethe seine Stimmung der unerquicklichen Angelegenheit gegenüber in den Versen zusammen:

Mir wird unfrei, mir wird unfroh,
Wie zwischen Gluth und Welle;
Als las ich ein Capitolo
In Dante's grauser Hölle.

Die Abschweifung von unserm Gegenstand ist nur scheinbar, denn in der That war Madame de Montagu nicht nur die Zeugin, sondern auch bis zu einem gewissen Grade das Werkzeug des vielerörterten Uebertritts; sagt sie doch in ihren Memoiren ganz ausdrücklich, daß sie es für ihren gottgegebenen Beruf in Witmold angesehen, den Emigranten zu helfen und — die Stolbergs zu bekehren!

Graf Stolberg führte, nach der Schilderung der Frau von Montagu,

*) Der Titel des annonym erschienenen Büchleins ist: „Babylon und Jerusalem. Ein Sendschreiben an Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Hertz. 1851.

Digitized by Google

damals in Eutin ein ruhiges, arbeitsames und ganz patriarchalisches Leben. Seine erste Gemahlin Agnes, welcher Goethe einige so schöne Zeilen des Andenkens gewidmet hat, war todt. „Ich habe mich selbst in ihren blühenden, schönsten Jahren an ihrer anmuthigen Gegenwart erfreut", sagt Goethe, „und ein Wesen an ihr gekannt, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte." Er nennt sie einen „Engel-Grazioso" und meint, daß Alles anders gekommen sein würde, wenn sie leben geblieben wäre. Doch „die Göttliche will zu ihrem Ursprung zurück; Stolberg sucht nach einer verlorenen Stütze und die Rebe schlingt sich zuletzt um's Kreuz." Stolberg's zweite Gemahlin, eine geborene Gräfin Redern, muß in jeder Beziehung sehr viel weniger angenehm gewesen sein; die scharfblickende Frau von Tessé fand sie weder schön noch anmuthig, aber Frau von Montagu nannte sie mit den Worten der Bibel: „eines Königs Tochter, deren Inneres ganz erfüllt ist von Herrlichkeit." Auf jeden Fall zeigte sie sich willfähriger als des Grafen Schwester Catharine, mit welcher Frau von Montagu durchaus unzufrieden war; zwar betrug sie sich damals noch „gut, fromm, unselbstsüchtig und störte den Kreis nicht, in welchem sie lebte"; doch folgte sie dem Bruder nicht in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche, sondern ward im Gegentheil in späteren Jahren eine Ultra-Protestantin.

Frau von Tessé war, wie vorauszusehen, der Bekehrungsarbeit ihrer Nichte keineswegs besonders hold; allein der Letztern kam unerwartete Hülfe, nämlich ihre Schwester Lafayette. Der General war von Wesel nach Olmütz gebracht worden und Frau von Lafayette, mit der aufopfernden Liebe, die ihr eigen, eilte, nachdem ihr Kerker in Paris sich geöffnet, nach Oesterreich, um zusammen mit den Kindern den ihres Gemahls zu theilen. Der siegreiche Feldzug des Generals Bonaparte gegen Oesterreich und der Friede von Campo-Formio befreite 1797 die Gefangenen von Olmütz; aber „zu republikanisch für Wien und zu royalistisch für Frankreich", hatte Lafayette keine Wahl, als gleichfalls die Gastfreundschaft von Witmold anzunehmen, wohin er sich mit seiner Familie begab, um einige Jahre zu bleiben. Hier ging Frau von Lafayette mit großem Eifer auf das von der Schwester begonnene fromme Werk ein und that, was sie konnte, zur heilsamen Förderung desselben. So oft Stolberg nach Witmeld kam, war er mit den beiden Schwestern allein. Denn Frau von Tessé mochte den Grafen nicht, weil er einmal verächtlich von Voltaire gesprochen. Da sie gehört hatte, daß er in früheren Zeiten voll revolutionairer und utopischer Gleichheitsideen gewesen war, so machte sie sich über ihn lustig und sagte, daß er durch ein seltsames Zusammentreffen der Umstände zugleich ein Heiliger und ein Sansculotte sei. Sie gab sich daher keine Mühe, ihn in ihre Gesellschaft, in ihrem Salon und beim Kartentisch festzuhalten, sondern überließ ihn gern ihren Nichten, die sich mit ihm in einem anstoßenden Zimmer einschlossen. „So diente auch sie den Absichten der Vorsehung", sagt Frau von Montagu; denn auf diese Weise waren sie ungestört in ihren religiösen Gesprächen, welche so viel zu seiner Bekehrung beitrugen.

V.

Endlich, im letzten Jahre des Jahrhunderts, dessen Anfang noch den Glanz Ludwig's XIV. gesehen, schlug für die lange Verbannten die Stunde der Heimkehr. Der Staatsstreich vom 18. Brumaire hatte die letzten Ueberbleibsel der Revolution beseitigt und Bonaparte war erster Consul geworden.

Digitized by Google

Auf seinem Wege zur Errichtung des Kaiserthums fürchtete er die verarmten Legitimisten nicht mehr und Frankreich öffnete sich daher den Emigranten wieder, mit Ausnahme der großen Zahl Derer allerdings, die für bürgerlich todt erklärt worden waren. Zu diesen gehörte Herr und Frau von Montagu; doch auch sie konnten unter falschem Namen nach Frankreich eindringen und, einmal dort, ihren wahren bald wieder annehmen. Die Colonie von Witmold löste sich nun auf. Frau von Montagu betrachtete ihre „Mission" in Eutin als beendet. „Gott rief sie nach Frankreich zurück, wo andere Pflichten ihrer warteten; das Glück, bei der Abschwörung ihrer Freunde zugegen zu sein, ward ihr nicht zu Theil"; doch am 16. Mai 1800, als sie schon wieder in Paris war, theilt Graf Stolberg selbst ihr „die große Neuigkeit" mit. Er war in Münster mit seiner Frau zur katholischen Kirche übergetreten und hatte auch die Kinder, mit Ausnahme der ältesten Tochter, nach sich gezogen.

Kurz nach dem Eintreffen der Montagu's in Paris kam auch Lafayette nach Frankreich zurück. Wenn auch vielleicht seine staatsmännische Befähigung keine sehr bedeutende war — er war viel mehr ein Enthusiast, als ein Politiker — so stand doch die Lauterkeit seiner Gesinnungen außer allem Zweifel. Es ist nicht übertrieben, wenn man ihn den reinsten Charakter der Revolution nennt, zu deren Ausbruch er so viel beigetragen, ohne daß er jedoch die Kraft besessen, sie zu beherrschen und an das von ihm vorhergesetzte Ziel zu führen. Nun war das Werk vollendet und er hatte Stellung zu demselben zu nehmen. Er gab ein Beispiel dessen, was sich nachmals in Frankreich periodisch wiederholt hat und mit dem Ausdruck des Tages „die Lage acceptiren" heißt. Republikaner von Ueberzeugung, hatte er für die Monarchie gekämpft, aber mit welchem Resultate, zeigte das Jahr 92; und als sie zusammenstürzte, begrub sie ihn unter den Trümmern. Seitdem ist es unaufhörlich das Loos der besten Männer Frankreichs gewesen, das Schlimme, welches sie nicht geschaffen, ja, welches gegen ihren Willen geschaffen worden ist, nicht nur anzunehmen, sondern auch zu stützen, um das Schlimmere zu verhüten; und die Vaterlandsliebe scheint immer mehr darin zu bestehen, daß man die eigene Ueberzeugung verleugnet. Dem Republikaner, der für die Monarchie kämpft, folgt der Monarchist, der dasselbe Manöver für die Republik macht; und es ist leicht einzusehen, was das Vaterland dabei gewinnt, wenn seine leitenden Staatsmänner allen Charakter verlieren.

Die Meinungen über Napoleon waren damals, beim Beginn seiner Laufbahn, getheilt. Die Einen sahen in ihm einen principienlosen, aber genialen Soldaten, der Scrupel nicht kannte, wo es sich um seine Interessen handelte; der mit der gleichen Indifferenz Gutes oder Böses thun würde, je nachdem er glaubte, daß das Gute oder Böse seinen Zwecken dienlich sei. Die Anderen gaben sich Illusionen hin und gingen so weit, von ihm eine Wiederherstellung der Freiheit zu erwarten, immer natürlich mit dem Beistand der Grenadiere von St. Cloud. Es ist nicht unmöglich, daß Lafayette selber zu der Zahl dieser Letzteren gehört habe, welche so bald enttäuscht werden sollten; Frau von Lafayette jedoch, welche gleich nach ihrer Ankunft dem ersten Consul einen Besuch abstattete, um ihn für ihres Mannes und ihre Befreiung aus der Citadelle von Olmütz zu danken, empfing einen richtigen Eindruck von ihm: sie hatte kein Vertrauen zu Bonaparte's Freiheitsliebe.

Digitized by Google

Nun aber, während Frankreich aus dem Chaos wieder auftauchte und das Kaiserthum ohne Geräusch sich vorbereitete und ohne Widerspruch angenommen ward, bot die Gesellschaft in Paris einen eigenthümlichen Anblick. Auf der einen Seite waren die Emigranten, welche aus der Ferne heimkehrten, die Meisten mit angenommenem Namen oder unter der Bedingung polizeilicher Aufsicht (surveillance, für Diejenigen, deren Namen von der Emigrantenliste nicht gestrichen worden waren), Alle aber nur zu froh, den Staub des Exils von ihren Füßen zu schütteln, wenngleich noch erschüttert von dem Schlag, der sie niedergedrückt hatte, und befremdet von Allem, was sie in Frankreich sahen. Sie versuchte die Fragmente ihres ehemaligen Vermögens zusammenzubringen und die zurückgebliebenen Mitglieder ihrer Familie ausfindig zu machen. Auf der andern Seite waren die bisher unbekannten Persönlichkeiten, welche zu Rang und Reichthum emporstiegen; neue Namen, die der Ruhm geboren, Jakobiner, welche sich zu Dienern und Höflingen der bestehenden Macht hergaben und ganz bereit waren, Grafen und Barone zu werden. Jedermann verlangte nichts Besseres, als die Wiederherstellung der Ordnung und Autorität, und man sah schon in einiger Entfernung den Despotismus lauern, während an den Mauern die Worte: „Freiheit, Gleichheit oder der Tod" kaum zu verlöschen begannen. Mitten in diesem sonderbaren Durcheinander und gleichsam unter der Hand sammelten die Reste des ancien régime sich wieder und bildeten kleine Gruppen, in denen der alte Geist auflebte. Hier fand man den Anstand und die Manieren, die sonst überall fehlten. Es bildete sich, wie wir es auch unter dem zweiten Kaiserreich gesehen, der Gegensatz zwischen der Elite des Legitimistenadels und der fashionablen imperialistischen Welt. Nur wenige Personen von altem Namen, entweder durch die Umstände genöthigt oder durch Ruhmsucht verleitet, erschienen am Hofe, der nicht mehr wie früher der Mittelpunkt des geistigen Lebens, das Muster feinen Benehmens, die hohe Schule der Conversation und Höflichkeit war, Paris und die Provinzen beherrschend und tonangebend für Europa. Streng abgesondert hielt sich daher jener kleine Cirkel, in welchem das alte Frankreich, eine Welt für sich, fortlebte; doch scharf überwacht und nicht selten auseinandergesprengt durch einen Machtspruch des neuen Herrschers, der einige gar zu oppositionslustige Mitglieder desselben in's Exil schickte, wurden sie ihres Lebens nicht recht froh. Immerfort in Athem gehalten durch den Lärm der Schlachten und in Erstaunen versetzt durch neue Siege und Eroberungen, durch den Sturz von Königen und die Schöpfung neuer Königreiche, war dies keine Zeit für ein ruhiges und gleichmäßiges Gespräch.

Unter Denjenigen, welche sich in diesem gewählten Kreise bewegten, war natürlich auch Frau von Tessé, welche, nachdem sie Witmold verlassen, vor Ungeduld starb, Paris wiederzusehen. Sie fand es anders, als sie es verlassen; allein sie nahm die Dinge, wie sie waren, kaufte sich in der Nähe von Paris, in Auteuil, eine prachtvolle Besitzung mit Schloß und Park, wo sie, wenig gestört durch die äußeren Vorgänge, ein heiteres Leben führte und glücklich, wieder in Frankreich zu sein, viele Gäste bei sich sah, hübsche, ländliche Feste arrangirte und zuletzt in allen Ehren die goldene Hochzeit mit ihrem Gemahl, dem spanischen Granden erster Classe, feierte. Weniger nach ihrem Sinne fanden die beiden alten Herren, der Herzog von Noailles (so hieß der frühere Herzog von Ayen nach dem Tode seines Vaters, des Marschalls) und der Vicomte de Beaune die Zustände Frankreichs. Ersterer,

Digitized by Google

nachdem er vergeblich versucht, das Hôtel der Noailles, welches inzwischen als Nationaleigenthum angesprochen und verkauft worden war, wieder an sich zu bringen, verließ Frankreich zum zweiten Mal, um sich in der Schweiz, am Genfer See, anzusiedeln. Der Vicomte de Beaune, welcher, seit wir ihn aus den Augen verloren, in Braunschweig gelebt, hatte in dem langen Exil seine alten Vorurtheile so wenig zu bemeistern gelernt, daß er bei der Heimkehr nur in Wirthshäusern mit orthodoxen Schildern übernachten und einmal sogar aufbrechen wollte, als er in dem Garten eines derselben einen Freiheitsbaum zu erblicken glaubte, der sich indessen zum Glück bei näherer Betrachtung nur als eine Vogelscheuche herausstellte. Auch er wollte von Paris nichts mehr wissen und ging mit dem Diener, den er aus Braunschweig mitgebracht, nach Lyon.

Von den fünf Schwestern, welche wir einst im Hôtel de Noailles als Kinder auf Stühlen und Schemeln um die würdige Mutter gereiht sahen, waren nur noch drei geblieben: Frau von Lafayette, Frau von Montagu und Frau von Gramont. Aber eine neue Generation war aufgewachsen und neue Verbindungen, immer streng innerhalb des hohen Legitimistenadels, wurden geschlossen. Die „Corbeilles" konnten freilich nicht mehr mit Diamanten im Werthe von einer Viertelmillion gefüllt werden. Als Frau von Lafayette's älteste Tochter Anastasie sich mit dem Grafen von Latour-Maubourg vermählte, da sagte Frau von Tessé, daß man eine solche Hochzeit seit den Tagen von Adam und Eva nicht mehr gesehen habe; sie sorgte daher, so weit es ihre Mittel erlaubten, für das Trousseau, und als etwas später die zweite Tochter Virginie dem Herrn von Lasteyrie die Hand reichte, da war die Familie nur zu glücklich, dem jungen Paar ein Portefolio mit einer Banknote von zweitausend Francs überreichen zu können. Die Tochter der frühverstorbenen Frau von Thésan heirathete einen Grafen von Mérode.

Ueber all' diese freudigen Ereignisse vergaßen jedoch die Schwestern der „treuen Todten" nicht. In der That, seit dem ersten Tag ihrer Wiederkehr nach Paris war es ihr beständiger Gedanke gewesen, die Stätte zu suchen, wo die Opfer des 22. Juli ruhten. Aber Niemand konnte ihnen Auskunft geben. Die Emigranten wußten nichts über die Ihrigen, die auf dem Schaffot umgekommen waren, und die übrige Bevölkerung von Paris kannte wol den Ort, wo die Hinrichtungen stattgefunden, aber die Zeitungen jener Tage hatten nicht gesagt, wo die Ueberreste der Hingerichteten verscharrt worden waren; es wurde fast als ein Staatsgeheimniß betrachtet. Endlich fand sich in einer Dachwohnung der Vorstädte von Paris ein armes Mädchen, eine Nähterin, welche Näheres darüber zu sagen wußte. Dieser Unglücklichen war unter der Schreckensherrschaft von einem Tag zum andern plötzlich und ohne daß sie jemals den Grund erfahren, der Vater und der Bruder entrissen worden. Wie eine Wahnsinnige hatte sie die Beiden durch ganz Paris gesucht und sie fand sie endlich wieder, an der Barrière du Trône, in dem Augenblick, wo sie die Guillotine bestiegen. „Ich sah", so erzählte die arme Person der Frau von Montagu, welche sie nach langem Suchen in ihrem Dachkämmerchen gefunden, „ich sah meinen Vater und meinen Bruder guillotiniren . . . als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, war die Place du Trône vollständig leer; die neugierige Menge hatte sich nach allen Seiten zerstreut. Die Karren, triefend von dem Blute der armen Hingerichteten, die in ihnen lagen, schlugen eine Chaussée ein, die aus Paris hinaus in's Freie führte, und nur ein paar Gendarmen begleiteten sie. Ich wußte nicht, wo-

Digitized by Google

hin sie fuhren, allein, trotzdem ich kaum noch gehen konnte, folgte ich ihnen doch. Sie hielten bei Picpus an. Es war fast Nacht; dennoch erkannte ich vollkommen genau das alte Kloster der Augustiner und die Stelle, wo sie die unglücklichen Geschöpfe begruben, welche sie eben guillotinirt hatten. Seitdem bin ich oft hingegangen, um dort zu beten; es ist mein Spaziergang an den Sonntagen, im Winter und im Sommer."

Der „Kirchhof der Hingerichteten von Picpus" ist seit lange schon eine Art von Heiligthum für die Legitimisten, und erst neuerdings wieder haben die Unthaten der Commune von Paris diesen Ort in frische Erinnerung gebracht. Damals aber war es eine wüste Gegend außerhalb der Stadt und jenseits des Faubourg St. Antoine gelegen, den Bewohnern von Paris so gut wie unbekannt. Früher war hier einmal ein Begräbnißplatz der Diaconissinnen von Picpus gewesen; aber derselbe war 1690 geschlossen worden und inzwischen hatte die Revolution auch das Kloster zerstört, von welchem nur noch die Ruinen standen. So fanden die beiden Schwestern Lafayette und Montagu den traurigen Ort, den ihnen die Nähterin beschrieben. Sie zweifelten keinen Augenblick, daß ihre Todten an demselben Platz verscharrt worden seien, wie die des armen Mädchens. Man hatte sich nicht die Mühe gegeben, die Reste derselben nach einem Kirchhof in der Stadt zu bringen. Die Zeit drängte; und das Beil arbeitete schneller, als die Spitzart des Todtengräbers. Es war eine Metzgerarbeit! „Jeder Kopf, welcher fiel", sagte der Abbé Carrichon in dem obenerwähnten Bericht, „ward mit dem Körper, bekleidet wie er war, in einen rothgestrichenen Kasten geworfen, welcher buchstäblich mit Blut vollgesogen war." Die Schreckensregierung that nun dasselbe, was in den Pestzeiten des Mittelalters gethan worden war: sie richtete in aller Hast einen Kirchhof außerhalb der Mauer für Diejenigen her, welche guillotinirt worden waren. Nicht weit von der Thronbarrière, auf der Chaussée nach Saint-Mandé, und in der Nachbarschaft einer Klosterruine, grub man ein Loch, dreißig Fuß im Geviert, und dort hinein warf man jeden Tag, nach der Stunde der Execution, die Leichen der Verurtheilten, welche eben getödtet worden waren, alle durcheinander. Da war kein Sarg, kein Leichentuch, nicht das geringste Zeichen, an welchem die Ueberlebenden eines Tages ihre Angehörigen wieder hätten erkennen können. Die Guillotine, welche seit der Hinrichtung Ludwig's XVI. auf dem Concordienplatz, den Tuilerien gegenüber, gestanden, ward erst im Juni 1794 nach der Barrière du Tröne entfernt, und war hier nur sechs Wochen in Thätigkeit, da der Sturz Robespierre's diesen Orgien des Blutwahnsinns ein Ende machte. Aber in der kurzen Zeit vom 14. Juni bis 27. Juli wurden an dieser Stelle dreizehnhundertundsieben Personen hingeschlachtet! Wie sich aus den Listen ergab, welche die Schwestern zum Zweck ihrer traurigen Nachforschung studirten, waren unter diesen Opfern mehr als hundert, welche das fünfundzwanzigste Jahr noch nicht erreicht hatten, mehrere Knaben und Mädchen von sechzehn und sogar ein Kind von vierzehn Jahren! Noch größer war die Menge der alten Männer. „Ich zählte", heißt es in den Memoiren, „zweiundachtzig Männer im Alter von sechzig bis neunundsechzig, und zehn von achtzig bis fünfundachtzig Jahren. Die Zahl der Frauen belief sich auf hundertsechsundsiebzig. Aber der Name, der Rang der Todten sprachen noch deutlicher als die Ziffern. Auf dieser Liste war der Name Lavoisiers, des großen chemischen Entdeckers; die Namen der Dichter Roucher und André Chenier; Leiserolles' der für seinen Sohn gestorben, des greisen Sombreuil,

Digitized by Google

welchen der Heroismus seiner Tochter nicht retten konnte. Zwischen all' diesen hohen und erlauchten Namen war der eines Thürstehers des Taubstummenasyls, ganz niedergebeugt unter der Last seiner achtzig Jahre. Magistratspersonen waren reichlich vertreten. Eine ganze Seite ward bedeckt von den Namen ehrwürdiger Carmeliterinnen, welche Psalmen singend und von ihren Novizen gefolgt, das Schaffot bestiegen; das nächste Blatt zeigte weltliche Priester, die in den Wäldern verhaftet worden waren, während sie Kinder tauften, oder an Krankenbetten, wo sie Sterbenden den Trost der Religion spendeten; und diesen schlossen sich junge Mädchen an, kaum der Kindheit entwachsen, Gatten, noch nicht mehr als zwanzig Jahre alt, Pagen, Studenten, Recruten, Männer der Wissenschaft und Männer der Kunst. Aber was uns mehr noch als alles Dies in Erstaunen setzte, war die große Zahl von Namen unbekannter Arbeiter, bescheidener Handwerker, armer Tagelöhner, kleiner Kaufleute und Hausirer, die einander im Leben wol niemals gesehen und von denen das Publicum Nichts wußte, die Meisten von ihnen bei der Arbeit verhaftet, verurtheilt von einem nachgeäfften Tribunal, fern von ihrer Heimat, ohne Kenntniß der Ihrigen, ohne Zeugen, ohne Mittel der Vertheidigung, und wie ein Thier zur Schlachtbank geführt ohne Priester, ohne Freunde, ohne Tröstung — und dann sorglos und hastig in die Grube von Picpus geworfen." — Ein grasbewachsener Hügel deckte sie nun Alle.

Doch verlassen und öde, wie der Platz auch sein mochte, als die Schwestern ihn zuerst betraten: vor ihnen war schon eine andere Dame in Schwarz hier gewesen, um ein Zeichen der Trauer und liebenden Sorgfalt zu hinterlassen, eine Deutsche, eine Hohenzollern!

Von den vielen merkwürdigen Episoden, welche die Geschichte der französischen Revolution zu einem Roman machen, der alle Erfindungen der Phantasie weit übertrifft, ist diese vielleicht eine der merkwürdigsten. Der Bruder der Fürstin von Hohenzollern, Friedrich III., letzter regierender Fürst von Salm-Kyrburg, hatte bereits im Jahre 1786 sein kleines Residenzstädtchen Kirn im Nahethal (man sieht über demselben, auf einem Melaphyrkegel, von Weingärten malerisch umgeben, noch die Ruinen des Schlosses Kyrburg, wenn man auf der Rhein-Nahebahn vorüberfährt) gegen Paris vertauscht, wo er sich, auf dem Quai d'Orsay, ein prächtiges Hôtel bauen ließ — dasselbe, welches seit 1802 das Palais der Ehrenlegion war und im Mai 1871 von den Heerschaaren der Commune in Brand gesteckt worden ist. Ein Sonderling und extravaganter Verschwender, war er nur noch der Miether seines eigenen Hôtels und saß tief in Schulden, als die Revolution ausbrach. Er schloß sich derselben an und wurde Capitain der Nationalgarde, ja rückte, durch Lafayette begünstigt, sogar zum Bataillonscommandeur vor; allein er machte nicht, wie Lafayette, zu einer gewissen Zeit Halt, sondern ging mit der Revolution weiter, bis zu ihren äußersten Consequenzen. Er sollte es theuer bezahlen. Umsonst, daß er sich zum „Sansculottenprinz" machte und in seinem Hôtel einen der wildesten Clubs etablirte, den man mit jenem Pariser, auch in der Revolution nicht ganz aussterbenden Witz „Salm-igondi" nannte. Das Schicksal ereilte ihn trotzdem. Im Frühling 1794 ward er verhaftet und nach dem Gefängniß der Carmes gebracht. Warum? Er wußte es nicht und sollte es erst am 5. Thermidor (23. Juli) erfahren, als er vor das Revolutionstribunal gestellt, von Fouquier-Tinville erfuhr, daß er „Salm, deutscher Fürst, unter der Maske des Patriotismus

Digitized by Google

nur ein versteckter Agent der deutschen Coalition gegen Frankreich gewesen sei." Fünf Stunden später ward er an der Barrière du Trône hingerichtet, einen Tag nach der Herzogin d'Ayen und vier Tage vor Robespierre. Seine Leiche ward mit der des Generals Beauharnais, des Messerschmieds Miel, des Matrosen Buck, des Friseurs Moreau und achtundvierzig Anderer zusammen in Picpus verscharrt.

Ein Jahr später, unter dem Directorium, ward das Grundstück mit allen Todten, die es in seinem Schooße barg, zum öffentlichen Verkauf gestellt. Da kam die Fürstin Amalie von Hohenzollern und kaufte die Schädelstätte, in der Hoffnung, die Reste ihres Bruders herausfinden und nach Deutschland führen zu können. Allein es war unmöglich und sie mußte sich damit begnügen, den Platz auf's Neue weihen und mit einer Mauer umgeben zu lassen. So fanden ihn, fünf Jahre später, die Schwestern Lafayette und Montagu. Da zu jener Zeit ihnen die Mittel fehlten, so eröffneten sie bei den Familien, deren Angehörige hier ruhten, eine Subscription, deren Ertrag so reichlich ausfiel, daß man nicht nur den anstoßenden ehemaligen Garten der Augustiner erwerben und — wozu die Fürstin von Hohenzollern gern die Erlaubniß gab — mit dem eigentlichen Begräbnißgrund von Picpus vereinigen, sondern auch auf demselben eine Kapelle bauen konnte, die noch heute dort steht. Die Mauern dieser kleinen Kirche, welche düster und traurig ist, wie die Erinnerung, die sie verewigen soll, sind von oben bis unten mit großen Marmortafeln bedeckt, auf welchen die Namen der 1307 Opfer von der Barrière du Trône eingeschrieben sind, mit Angabe ihres Alters und sonstigen den Registern der Conciergerie entnommenen Einzelheiten. Auch das Kloster ist wieder hergestellt worden und einen Theil desselben bewohnen die Nonnen der ewigen Anbetung, während in einem andern Flügel eine Ausbildungsanstalt für Missionaire ist — und gegen diese jetzigen Bewohner des alten Augustinerklosters war es, daß die Commune von Paris eine ihrer empörendsten Anklagen erhob! So wogen Revolution und Contre-Revolution unaufhörlich und hoffnungslos über der alten Unglücksstätte hin und her — denselben Ort heiligend oder entheiligend, je nachdem die Reihe an sie kommt. Am Altar der Kirche von Picpus aber wird täglich wieder die Messe celebrirt, und wie in jedem Jahr, außer dem letzten, wird Ende April oder Anfang Mai dort ein feierlicher Gottesdienst gehalten, nach dessen Beendigung eine Procession von der Kirche und unter dem Absingen des Miserere durch die Alleen des Gartens zieht, bis sie zu einem eingefriedigten und geweihten Raum kommt, der von einer Mauer umgeben ist und aus dessen Mitte sich eine Anhöhe erhebt, von Pappeln und Cypressen beschattet und überragt von einem hölzernen Kreuz. Dieses ist das Todtenfeld, wo die letzten und schrecklichsten Opfer der Revolution ruhen. Hierher ließen sich in späteren Zeiten, mitunter aus den entferntesten Ländern, in denen sie das Loos der exilirten Bourbons theilten, die Legitimisten tragen, um ihre Asche zu mischen mit der Asche Derjenigen, welche die Revolution ihren Häusern entrissen. Hier, nachdem sie ihr an Tugenden wie an Prüfungen reiches Leben durch einen frühzeitigen Tod geschlossen (1808), ward Frau von Lafayette bestattet, um an der Seite ihrer Mutter*) zu ruhen; und hier, sechsundzwanzig Jahre

*) Nicht ihres Vaters, „l'une des treize cents victimes tombées sur cette même place", wie Fournier in seinem Buche: „Chroniques et legendes des rues de Paris" (Paris, 1864) irrthümlich sagt. Der Herzog von Noailles (Ayen) ward allerdings auch hier begraben, aber erst im Jahre 1824.

Digitized by Google

später, fand auch Lafayette die Ruhe neben der vorausgegangenen Gattin, welche die Tage seines höchsten Glanzes und seiner tiefsten Erniedrigung treulich mit ihm getheilt. Neue Hoffnungen und Enttäuschungen warteten seiner, neue Stürme sollten ihn noch einmal emportragen, bis der letzte ihn wie einen Schiffbrüchigen an dieser öden Küste auswarf und den Republikaner auf dem Kirchhof der Legitimisten bettete.

VI.

Auch Frau von Tessé sollte die Wiederkehr der Bourbonen nicht erleben. Kurz nach der Feier ihrer goldenen Hochzeit starb zuerst ihr Gemahl und sie folgte ihm bald, am 1. Februar 1814. „Man kann sich von einer fünfzigjährigen Gewohnheit nicht so leicht trennen", sagte sie zu Frau von Montagu, die an das Krankenlager der mütterlichen Freundin herangeeilt war; und unter der ungeheuren Erregung, in welche der nahende Siegeszug der Alliirten Frankreich versetzt hatte, starb sie ruhig, fast heiter, wie sie in den größten Bedrängnissen gelebt — nach dem Ausspruch der Frau von Staël, „die vernünftigste Frau, die ich jemals gefunden."

Napoleon entfaltete vor den Augen seiner schweigenden und innerlich abgewandten Hauptstadt den letzten glänzenden Zug seines militairischen Genies. Aber das Schicksal hatte gegen ihn entschieden. Während seines letzten Manövers, welches er nicht Zeit hatte auszuführen und welches den Feind auch weder täuschte, noch irreleitete, ward die Capitulation von Paris abgeschlossen und dem Tumult der Schlacht von Paris folgte die Freude, welche die Nachricht von der Heimkehr der Bourbons überall erweckte. Der Enthusiasmus war allgemein; dasselbe Volk, welches Ludwig den XVI. auf's Schaffot gezerrt und Ludwig den XVII. im Kerker verhungern ließ, empfing Ludwig den XVIII. „fast auf den Knieen, möchte man sagen". Und dies ist nicht etwa das Zeugniß eines Legitimisten, sondern des Geschichtsschreibers Thiers! „Als die öffentliche Meinung", sagt er (Hist. du Consulat et de l'Empire, XVIII.) „sich an den Gedanken einer Restauration der Bourbonen einmal gewöhnt hatte, wurde Jedermann eifrig, die größte Bewegung bei ihrer Rückkehr zu zeigen. Die Stärke früherer Erinnerungen übte einen wunderbaren Einfluß bei dieser Gelegenheit; und indem sie nachdachten über die lange und blutige Tragödie, welche 1789 begann und erst 1814 endete, mochten die Franzosen wol einige sehr natürliche Thränen vergießen. Der Fall des Kaiserreichs war zu Marseille die Veranlassung von Freudenbezeugungen, wie ich sie vorher niemals gesehen habe."

Nun war die Zeit für die Emigranten gekommen, und alle Diejenigen, welche bisher noch fern geblieben oder wieder ausgewiesen worden waren, strömten über die Grenzen. Der Marquis de Beaune kam und der Herzog von Noailles nahm Besitz von seinem alten Hôtel in der Rue St. Honoré, nachdem es von dem Großwürdenträger Napoleon's verlassen worden war, ward Pair von Frankreich und ging, auf besondern Befehl des Königs, jede Woche dreimal zu Hofe. Von den beiden Söhnen der auf dem Blutgerüst gestorbenen Frau von Noailles war der jüngere, Alfred, als Stabsofficier des Marschalls Berthier, unter der kaiserlichen Fahne, an der Beresina gefallen; während Alexis, der ältere, treu seinen legitimistischen Ueberlieferungen, als Adjutant des Grafen von Artois erst mit diesem aus der Verbannung zurückkehrte und später auf dem Congreß zu Wien als Bevollmächtigter

Digitized by Google

neben Talleyrand fungirte. Frau von Montagu verließ die Einsamkeit, in die sie sich mehr und mehr zurückgezogen hatte, um zuerst dem Grafen von Artois, dann dem König und der Herzogin von Angoulême, der Tochter Marie Antoinette's, die Cour zu machen. Der König erkannte sie sogleich wieder und sagte: „Madame, ich weiß Alles, was Sie gethan haben, Sie sind die Personification der Mildthätigkeit.“ Die Herzogin von Angoulême trug ein einfaches braunes Kleid mit einem blauen Gazeshawl, den sie rund um sich her geschlungen hatte. „Meine Schwiegertochter“, sagte der Graf von Artois lächelnd, „ist außerordentlich einfach in ihrem Geschmack — sie wird Ihnen kein Beispiel des Luxus geben.“ So überwältigend war die herrschende Stimmung, daß sogar Herr von Lafayette den König beglückwünschte und ihm seine Ehrfurcht bezeugte. „Ich würde“, sagt er in seinen Memoiren, „was mich betrifft, einige Zweifel gefühlt haben, die Bourbons zurückzurufen. Allein, so groß ist die Gewalt erster Eindrücke, daß ich ihre Rückkehr mit Vergnügen bewillkommte und der Anblick des Grafen von Artois in der Straße mich seltsam bewegte. Ich vergab ihre Fehler, sogar diejenigen, welche ihr Land berührten, und wünschte von ganzem Herzen, daß Freiheit gefunden werden möchte unter den Auspicien des Bruders und der Tochter Ludwig's XVI. Ich ergab mich darein, ihre Farben zu tragen, nach so vielen fruchtlosen Versuchen, die unserigen hochzuhalten. Ich ward bei der ersten großen Audienz in voller Uniform vorgestellt und sowol vom König, als von dessen Bruder sehr freundlich empfangen.“

Allein dieses idyllische Verhältniß war nur von kurzer Dauer. Der Donnerschlag des 20. März 1815, die Rückkehr des Kaisers von Elba, die Flucht der Bourbonen und die hundert Tage veränderten ganz plötzlich das so glücklich Begonnene. Noch einmal ward Frankreich und Europa heftig erschüttert, und obwol das „verbrecherische und unselige Unternehmen“, mißlang, so traf es doch, wie Frau von Montagu sagt, „in's Herz der Restauration, ruinirte die Zukunft Frankreichs und die Verwirklichung der ihm verheißenen Freiheit.“ Wieder stoben die Emigranten auseinander, der Herzog von Noailles verließ abermals sein Hôtel, um ein Asyl in der Schweiz zu finden, und Napoleon zog in Paris ein, wie er vormals in Wien und Berlin eingezogen war, unter den Zurufen seiner Soldaten und dem dumpfen Schweigen der Bevölkerung. Er hatte Parteigänger, ohne Zweifel; aber das Kaiserreich hatte keine mehr. Es war freilich nur eine kurze Episode, von nicht viel mehr als drei Monaten; aber die Folgen blieben unberechenbar. In einer andern Stimmung, als das erste Mal, kehrten die Emigranten zurück, verbittert und gehässig. Die Restauration im Jahre 1814 war eine von selbst geschehene; „die Bourbonen hatten sich einfach zwischen Frankreich und die Fremden gestellt. Diese zogen sich zurück, als Jene kamen, und sie ließen das Königreich so groß, ja sogar größer, als es vor dem Kriege von 1790 gewesen. Frankreich brauchte keine Contributionen zu bezahlen; die Meisterwerke, welche unsere Armeen uns gebracht hatten, wurden den Museen zurückgegeben und der König empfing die siegreichen Souveraine in seinem Palast nicht als Eroberer, sondern als Gäste.“ Alles aber ward anders im Jahre 1815. „Neues Unheil wartete unser und eine neue Eroberung, und dieses Mal waren verringerte Grenzen und Kriegscontributionen das Resultat. Fremde besetzten das Land und benahmen sich mit Unverschämtheit und Härte; beklagenswerthe Desertionen aus unseren Reihen fanden statt; die Revolution begann in den Hundert Tagen ihr Haupt wieder

Digitized by Google

zu erheben, der Parteigeist und der Parteihader lebten wieder auf; unter den Royalisten begann eine heftige Reaction, die Kaiserlichen wurden Liberale, und das Ende der Opposition, in Verbindung mit den Fehlern der Machthaber, war die Revolution von 1830."

Die Thatsachen sind richtig, aber der Grund liegt tiefer. Nicht jenes „einen Mannes Ehrgeiz" allein hat Frankreich in's Verderben gestürzt; es ist dies eine Phrase, mit welcher man sich auch neuerdings hat heraushelfen wollen, obwol ihre Nichtigkeit niemals klarer hat bewiesen werden können, als eben durch die jüngsten Ereignisse. Man kann nicht nur diesen Ehrgeiz, sondern muß auch die Zustände, welche jenem sein verderbliches Spiel erlaubten, für die Folgen verantwortlich machen. Was Frau von Montagu über 1815 und 1830 sagt, das paßt, nur mit verstärkter Beweiskraft, auf 1848 und 1870: jeder folgende Thronwechsel, jede folgende Revolution haben die Verhältnisse Frankreichs verwirrter, die Zerklüftung der Parteien größer, ihren Haß gegeneinander bitterer gemacht; aus ihren eigenen Worten könnten wir, wenn es dessen noch bedürfte, die innere Nothwendigkeit des Friedens nachweisen, welchen wir den Franzosen in Frankfurt dictirt haben. Wir haben nur Versäumtes nachgeholt.

Unter den „beklagenswerthen Desertionen aus unseren Reihen" verstand Frau von Montagu wol auch die ihres Schwagers Lafayette, welcher — nachdem er mit den Bourbonen im Jahre 1814 Freundschaftsbezeugungen ausgetauscht — im Jahre 1815 sich entschieden gegen sie wandte. Das erste Jahr der Restauration hatte hingereicht, um ihn über die Tendenz der Royalisten aufzuklären, welche das „ancien régime" wieder herstellen wollten, obwol sie dadurch die Contrerevolution nur vorbereiteten. Als nun die Hundert Tage begannen, da glaubte Lafayette an die Möglichkeit eines liberalen und constitutionellen Kaiserthums; und obwol er die von Napoleon ihm angebotene Pairswürde ablehnte, nahm er doch eine Wahl in die Deputirtenkammer an, setzte die im Geist der Constitution von 1791 abgefaßte und sein politisches Ideal ausdrückende „acte additionel aux constitutions de l'Empire" durch und war gegenwärtig bei der Proclamirung derselben auf dem Champ de Mai. Es war eine bloße Wiederholung alles Dessen, was Lafayette schon vor vierundzwanzig Jahren einmal gethan, und es zeigte sich ebenso nichtig. Nach der Schlacht von Waterloo ward Napoleon abgesetzt und die Bourbonen kehrten ein zweites Mal wieder, jetzt aber nicht enthusiastisch empfangen, wie früher, sondern eigentlich zurückgebracht von den Alliirten. Diesmal fand sich auch Lafayette nicht mehr ein, um sie zu begrüßen, sondern verhielt sich während der traurigen Zeit ihrer Herrschaft feindlich gegen sie.

In der That, es waren traurige Zeiten für Frankreich. Zuerst hatten innerhalb achtzehn Monaten drei Revolutionen das Land erschüttert und dann drückte die Occupation schwer auf dasselbe. Am Tage nach der Schlacht von Waterloo hatte Frau von Montagu buchstäblich ganze Armeen auf ihrem Schloß Fontenay zu ernähren. „Sie begingen durchaus keine Gewaltthätigkeit, aber sie verbreiteten bald Hungersnoth und es schien, als ob Gott selbst sich mit der Coalition verbunden habe, um Frankreich bitterlich dulden zu lassen für die unglücklichen Hundert Tage. Denn sehr bald war Weizen gar nicht mehr zu bezahlen; die Ställe und Scheuern waren leer; Heerden armer Leute überschwemmten das Land; im Laufe einer Woche zeigten sich an die Tausend in der Nachbarschaft des Schlosses." Dennoch fügte sich

Digitized by Google

Frau von Montagu in das Unabänderliche. „Wir haben uns im Ganzen wohl genug befunden", schreibt sie an eine Freundin; „Herr von Montagu hat den Stab im Schloß, die Mannschaften in provisorisch erbauten Barracken einquartirt und wir haben Unzufriedenheit, Streit und Raub verhindert. Ich machte die Berechnungen und vertheilte Alles selbst. Ich war oft Nacht und Tag auf den Beinen; ich stotterte, so gut es ging, deutsch. Ich war in einem Reithabit und befreundete mich mit den Kosacken, horchte überall hin und versuchte, Jeden zufrieden zu stellen; aber in Gedanken wiederholte ich mir oft die Worte Joseph's: Wir haben das Unglück verdient, welches uns befallen hat, denn wir haben gesündigt." Die damalige Lage Frankreichs glich sehr genau der heutigen; und wir haben auch jetzt manche Stimme gehört, wie die der Frau von Montagu. Doch die Menge denkt und fühlt leider ganz anders.

Frau von Montagu zog sich immer mehr von jedem Antheil an dem öffentlichen Leben zurück. Ihre im Exil geborenen Kinder wuchsen heran und verheiratheten sich — Glück und Unglück gab es für Frau von Montagu fast nur noch im Hause. Obwol strenge Legitimistin bis an das Ende ihres Lebens, täuschte sie sich doch nicht über die Mißregierung der Bourbonen und die Unhaltbarkeit der Zustände, „Freiheit ward zu sehr auf der einen, Macht auf der andern Seite gefürchtet; die Royalisten sahen in den Liberalen Revolutionäre und die Liberalen sahen in den Royalisten nur Despoten und Anhänger des ancien régime." Die Revolution von 1830 warf ihren Schatten schon voraus, man witterte den Sturm in der Luft. Die Salons öffneten sich noch einmal; aber es war der verglimmende Funken der alten französischen Gesellschaft, ein letztes Aufleuchten vor dem gänzlichen Erlöschen. Frau von Montagu hielt sich fern von ihnen, wie vom Hofe; sie beschränkte sich auf das Gebiet der Thätigkeit, welches ihrer Seele stets am meisten zugesagt, indem sie sich fast ausschließlich den Pflichten gegen die Familie, der Sorge für die Nothleidenden widmete. Dieser Zug einer unbegrenzten, durch ihr ganzes Leben hin wirkenden und unter allen Umständen desselben sich gleich thätig äußernden Liebe giebt ihrer Erscheinung etwas Engelhaftes, Unirdisches und versöhnt uns mit jenem Bekehrungseifer, der — obwol auch er hier aus einer aufrichtigen Frömmigkeit hervorging — für unser Empfinden doch nicht frei vom Gehässigen ist. Auch steht jener Fall mit den Stolbergs nicht vereinzelt. Ganz spät sollte es ihr noch gelingen, eine jüngere Dame, Fräulein von Roverea, die sie in der Schweiz kennen gelernt, zu ihrem Glauben herüberzuziehen und zwar diesmal mit Hülfe der Gräfin Sophie von Stolberg, die nach dem Tode ihres Gemahls der Freundin von Witmold einen Besuch in ihrem Schlosse zu Fontenay machte. „Die Gräfin Sophie von Stolberg", heißt es in den Memoiren, „war ganz besonders ergriffen von dem Zusammentreffen mit Fräulein von Roverea im Schloß, denn es erinnerte sie mächtig an das apostolische Amt der Frau von Montagu, welche sie einst in Eutin bekehrt. Sie ermuthigte Fräulein von Roverea, den Protestantismus abzuschwören und diese that es im folgenden Jahr." — Ungeachtet dieser Flecken (für unser Gefühl) bleibt der Charakter der Marquise von Anfang bis Ende ein so reiner, und diese Flecken selbst verschwinden so sehr in der Betrachtung ihrer Mildherzigkeit und Güte, von der sie ganz durchdrungen ist, daß ihr Leben wirklich ein Licht um sie zu verbreiten scheint, dessen Abglanz noch auf den Blättern ihrer Memoiren ruht. Schmerzlich bewegt fragen wir uns, warum der Anblick des Ganzen ein so

Digitized by Google

niederschlagender geworden, während wir bei den Einzelnen so viele Tugenden bewundern müssen — und ob es ewig so bleiben wird?

Frau von Montagu war nun in das Alter getreten, wo die rasch aufeinanderfolgenden Todesfälle in unserer Umgebung uns mahnen zu wollen scheinen, daß auch wir an den Abschied denken. Von den Freundinnen der Kindheit, mit denen sie einst, in einem vergangenen Jahrhundert, den Mont Valérien hinangeritten, war keine mehr am Leben; nun starben auch die Genossen ihrer Leiden und ihres Exils, und unter diesen 1818 ihr Schwiegervater, der Marquis de Beaune und 1824 ihr Vater, der Herzog von Noailles — Beide noch früh genug, um die Sonne des Julikönigthums nicht mehr aufgehen sehen zu müssen. Auch die alte Herzogin von Orleans, die Mutter Louis Philippe's, einst im Luxemburg die Mitgefangene der Herzogin von Ayen, starb vorher und vermachte der Frau von Montagu ihre Schnupftabaksdose. Still lebte diese auf ihrem Schloß, im Verkehr nur mit einigen übriggebliebenen alten, treuen und erprobten Freunden. Das Verhältniß zu Lafayette konnte nicht anders als innerlich gespannt sein, wiewol die äußerlichen Beziehungen aufrecht erhalten wurden. „Haben Sie die Rede meines Schwagers Lafayette in der Deputirtenkammer und sein Lob der Revolution gelesen?" schreibt sie im Jahr 1821 einer Freundin. „Ich bin empört darüber. Indessen fahre ich fort, ihn zu sehen; denn in seinen Familienbeziehungen ist er ein trefflicher Mann und sein Rath ist immer vernünftig." Das Ende seines Lebens sollte fast eine Wiederholung seiner Jugend sein: im Jahre 1824 besuchte er Amerika zum zweiten Mal und seine Reise dorthin war ein Triumphzug, wie das erste Mal. Als er zurückkam, war er wieder der populärste Mann in Frankreich: Béranger besang und Ary Scheffer malte ihn; wieder brach eine Revolution, die von 1830, aus und wieder sollte man ihn, einen Greis von dreiundsiebzig Jahren, an der Spitze der Nationalgarde sehen, wie man ihn als jungen Mann von zweiunddreißig gesehen: der Nation die neue Verfassung darbietend! „Er glaubte nicht mehr, daß eine Republik für Frankreich angemessen sei, doch sein Traum war noch immer, daß die Monarchie mit republikanischen Institutionen vereinigt werden könne." Bald jedoch sah er, und nun zum letzten Mal, ein, daß sein Programm unausführbar sei, legte sein Commando nieder und zog sich in die Einsamkeit zurück, aus der er nun nicht mehr hervorgehen sollte: er starb am 22. Mai 1834, wenige Monate nach Herrn von Montagu, und fünf Jahre vor Frau von Montagu, welche, als sie im dreiundsiebzigsten Jahre ihres Lebens, am 23. Januar 1839, heimkehrte zu Denen, die ihr vorangegangen, von einer zahlreichen und weitverzweigten Familie betrauert ward. Die einzige Schwester, welche sie überlebte, war Frau von Gramont; diese sollte noch Zeugin der Revolution von 1848 und des Staatsstreichs von 1851 werden — sie starb erst 1853, fünfundachtzig Jahre alt, auf dem Stammschloß der Gramonts, zu Villersexel, — jenem Schloß, welches die Heldenthaten Werder's im letzten Kriege so berühmt gemacht haben.

Dreiunddreißig Jahre sind seit dem Tode der Frau von Montagu verflossen. Ihre Nachkommen und Verwandten, die Träger großen Legitimistennamen leben noch heute, ja sind zum Theil erst in Folge der neuesten Wendung, welche die Geschicke Frankreichs genommen, dahin wieder zurückgekehrt. — Aber in wie viel verschiedenen Lagern haben wir sie heute zu suchen! Latour-Maubourg, der Erzieher des Grafen von Chambord, war ihr Neffe, der Ge-

Digitized by Google

neral Lamoricière ihr Enkel. Und diese Lafayettes, diese Lasteyries, diese Noailles — bedeutet heute nicht jeder Name fast eine eigene Partei?

Nicht ohne Schmerz, aber freilich ohne Hoffnung für den Augenblick, sehen wir Frankreich guter Zukunft entgegengehen. Möchte doch ein guter Geist es aufhalten auf dieser Bahn, die niederwärts geht, nicht aufwärts! Denn nur zu sehr sind wir davon überzeugt, daß Frankreich, wie der tiefgelehrte und unerschrockene Freund der Wahrheit in München neulich vor einer erlesenen Zuhörerschaft deutscher Studenten sagte, die große Dolmetscherin der Ideen in der ganzen Welt sei! Wenn Frankreich unterginge, so würden wir Alle mit ihm etwas Unersetzliches verlieren. Wir können daher nur wünschen, daß es sich wieder erhebe, und sollte dies geschehen, so werden wir, wie Döllinger sagt: „neidlos auf seinen Wohlstand schauen und bereitwillig in den freundlichen Verkehr des Gebers und Empfängers, in den Austausch der höheren Geistesgüter treten."

Digitized by Google

Eine Parthie zu Vieren.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

„Sie reden heute wieder einmal recht wirres Zeug, liebster Otto. Wenn ich Sie verstehen soll, so befleißigen Sie sich einer unzweideutigen Ausdrucksweise."

„Aber beste Cousine . . ."

„Er! Wer ist „Er?""

„Der Name thut nichts zur Sache. Ich setze Sie überhaupt von der ganzen Angelegenheit nur in Kenntniß, um Sie zu bitten, meiner guten Mutter . . ."

„Das nennen Sie in Kenntniß setzen? Sie sind classisch, Otto! Aber Scherz bei Seite. Sie wissen, daß ich Ihre Freundin bin. Ihr aufgeregter Zustand befremdet mich. Was haben Sie vor? Lassen Sie doch diese orakelhafte Dunkelheit und erzählen Sie. Noch sind wir hier in der Nische allein, aber schon sehe ich die bedrohliche Gestalt des Professors auftauchen. Also rasch, ehe es zu spät ist. Wenn es in meiner Macht steht, Ihnen zu helfen, so verfügen Sie über mich."

„Helfen? Nein, Sie sind zu gütig, liebe Louise. Ich bitte Sie nur, falls mir ein Unglück zustoßen sollte, die arme Mutter über den Verlust ihres einzigen Sohnes zu trösten."

„Sind Sie von Sinnen?"

„Leider nein . . . Bezweifeln Sie, daß die Kugel einer gezogenen Pistole im Stande ist, dem gesündesten Menschen das Lebenslicht auszublasen?"

„Sie wollen sich schießen?"

„Ja, Cousine."

„Aber, um's Himmelswillen, weshalb?"

„Einer von uns muß den Platz räumen: Er oder ich! Meinen Sie, ein Mann von Herz und Ehre könne ruhig zuschauen, wenn ein schamloser Intriguant ihm die Braut entreißt? Ich bin anderer Ansicht. Das Schicksal mag entscheiden!"

„Sie waren verlobt? Das ist das erste Wort, das ich höre! Otto, Sie sind ein merkwürdig verschlossener Charakter! Und darf man wissen, wie das Mädchen heißt . . .?"

„So lange sie die Braut eines Andern ist, wird ihr Name nicht über meine Lippen kommen."

„Otto, ich glaube, Sie sehen die Situation in einem falschen Lichte."

„Inwiefern, Cousine?"

„Bedenken Sie: ein Mädchen, das Ihnen die Treue gebrochen, das Ihrem Rivalen den Vorzug gegeben hat!"

Digitized by Google

„Oh, ich verstehe. Aber die Dinge liegen anders, als Sie zu wähnen scheinen. Wäre sie die freie Gebieterin ihrer Entschlüsse gewesen, so würde jener Elende nie triumphirt haben. Man hat sie im schnödesten Sinne des Wortes gezwungen! Muß ich Ihnen auseinandersetzen, welche Mittel einer tyrannischen Mutter zu Gebote stehen, die ihre Tochter verschachern will?"

Louise erröthete.

„Sie ist unglücklich, wie ich", fuhr der junge Officier fort — „aber als Weib muß sie schweigen und dulden. Ich, als Mann, werde zu handeln wissen."

„Und wer ist der Bräutigam . . .?"

„Erlassen Sie mir das Nähere. Wollen Sie meiner guten Mutter mit Ihrem Troste beistehen, wenn ich zu Grunde gehen sollte?"

„Otto, Sie wissen nicht, was Sie reden. Ueberlegen Sie die Folgen, ich beschwöre Sie!"

„Ich habe Alles bedacht, Cousine."

„Unmöglich, sonst würden Sie diese wahnsinnige Idee aufgegeben haben. Sie stehen im Begriff ein schweres Verbrechen zu begehen . . ."

Otto zuckte die Achseln.

„Sie belieben es so zu nennen, Cousine."

„Nein, gewiß und wahrhaftig, Ihr Vorhaben ist schon aus dem Grunde frevelhaft, weil es zwecklos ist . . ."

„Zwecklos . . .?"

„Nun ja, liebster Otto. Reden wir ohne jede Sentimentalität, ganz ausschließlich vom practischen Standpunkte aus. Wenn Sie todtgeschossen werden . . ."

„So hat der nichtswürdige Existenzschwindel ein für alle Mal ein Ende . . ."

„Schön gesagt, aber nicht übermäßig logisch. Mich dünkt, es liege mehr in der Absicht verliebter Seelen, an der Seite der Angebeteten zu leben, als fern von ihr zu sterben."

„Aber wenn das Erstere nicht möglich ist?"

„Wer sagt das? So redet die Muthlosigkeit!"

„Wir haben Alles versucht, theure Louise . . ."

„Wer weiß. Doch lassen wir diesen Punkt fallen. Wenn Sie also todtgeschossen werden, so bereiten Sie ihren Angehörigen, und vor Allem Ihrer Geliebten selbst, einen unendlichen Schmerz und verfehlen evidentermaßen das ersehnte Ziel. Ist Ihr verwirrtes Gemüth im Stande, diese einfache Wahrheit zu capiren?"

„Ich widerspreche Ihnen nicht, aber . . ."

„Gut also! These I ist zugestanden. Wenden wir uns zum zweiten Punkte. Angenommen, Sie tödten Ihren Gegner: was wird die Folge sein?"

Otto's Augen erglühten in fast unheimlichem Glanze. Um seine Lippen spielte ein höhnisches Lächeln.

„Was die Folge sein wird?" wiederholte er langsam, jede Silbe

Digitized by Google

nachdrücklich betonend. „Ihre Fragen sind spaßhaft, liebe Cousine! Wenn ich ihn tödte, so ist seine boshafte Frechheit gezüchtigt, wie sie es verdient, und die Geliebte . . .“

„Wird nie Ihre Gattin werden.“

„Das wäre abzuwarten.“

„Otto, betrügen Sie sich nicht selbst. Wenn Sie bisher nicht durchzusetzen vermochten, was Sie so feurig begehren, wie können Sie hoffen, nach einer so blutigen Katastrophe . . .“

„Oh, ich werde dann andere Saiten aufziehen! Verharrt die despotische Alte auf ihrer Weigerung, so werfe ich jede Rücksicht über Bord. Ich bin fest entschlossen, meine Braut im Nothfalle zu entführen . . .“

„Das klingt romantisch genug, aber ich bezweifle, daß die Kleine einwilligt. Ohne an den reichen Schatz ihrer geistigen und moralischen Vollkommenheiten zu tasten, wage ich doch die Behauptung, daß die schöne Unbekannte der zu einem solchen Schritte erforderlichen Energie ermangelt. War die mütterliche Autorität im Stande, ihr den ungeliebten Bräutigam aufzuzwingen, so wird das gefügige Kind sich auch fürder lenken und leiten lassen. Man emancipirt sich nicht über Nacht!“

Otto starrte dumpf vor sich hin.

„Oder wenn ich mich hierin täusche“, fuhr die junge Frau fort — „so . . . so entführen Sie das Mädchen doch lieber gleich! Sie sparen durch diese Beschleunigung das gotteslästerliche Blutvergießen . . .“

„Das wäre ein Gedanke! Aber ehe sich eine Gelegenheit zu seiner Verwirklichung bietet, ist das Schrecklichste vielleicht schon geschehen! Es handelt sich nur noch um wenige Wochen, Cousine.“

„Zeit genug, um ein Königreich zu erobern. Hören Sie, Otto, ich meine es gut mit Ihnen. Versprechen Sie mir, wenigstens noch acht Tage in Geduld und Ergebung zu warten . . .“

„Weshalb?“

„Mir zu Liebe! Gewiß kommt Ihnen unterdessen eine glückliche Idee. Oder noch besser. Wollen Sie mir Ihr ganzes Vertrauen schenken?“

„Ach, was wollte ich nicht, wenn ich wüßte . . .“

„Nun jedenfalls verlieren Sie Nichts, wenn wir die Sache einmal gründlich discutiren. Was meinen Sie?“

„Gewiß nicht, allein . . .“

„Wissen Sie was? Besuchen Sie mich morgen Nachmittag zwischen vier und fünf: dann wollen wir weiter sehen . . . Bis dahin, keine Unbesonnenheit! Einverstanden?“

„Gut. Präcis halb fünf bin ich zur Stelle. Und nun will ich Sie nicht weiter langweilen, Cousine. Apropos, tanzen Sie?“

„Nein, Otto.“

„Sonst würde ich mir erlaubt haben . . .“

„Sie sind sehr gütig, Herr Vetter. Halten Sie sich nur an die hübschen jungen Mädchen und vergessen Sie Ihre Grillen. Viel Vergnügen, lieber Otto.“

Der Officier erhob sich, und küßte der Freundin mit ritterlicher

Digitized by Google

Grazie die Hand. Dann verschwand er im Gewühl der auf und nieder wandelnden Gäste.

Gleich darauf erschien der würdige Greis, den die junge Frau vorhin als die „bedrohliche Gestalt des Professors“ bezeichnet hatte. Ein stattlicher Cavalier von etwa dreißig Jahren begleitete ihn.

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen hier den Sohn eines meiner theuersten Freunde vorstelle . . . Herr Dr. Leopold Winther, Gutsbesitzer aus W . . . . . t, Frau von Ustendorff . . .“

Louise zuckte unmerklich zusammen und wechselte flüchtig die Farbe. Auch der junge Mann schien im höchsten Grade überrascht zu sein.

„Ist's möglich?“ fragte er mit einer tiefen Verbeugung, — „Fräulein Louise von Gerhard . . .“

„Ah, die Herrschaften kennen sich?“

„Wir sind Landsleute, Herr Professor“, versetzte Leopold. „Als Sie mir von der liebenswürdigen Frau von Ustendorff sprachen, da ahnte ich nicht . . .“

„Sieh da, sieh da! Wahrhaftig, das ist ein Zufall, wie er nicht alle Tage vorkommt! Also die Herrschaften kennen sich! Nun, nun, so werden Sie mancherlei zu plaudern haben von schöner vergangener Zeit, von guten Freunden und Freundinnen, von Hochzeiten und Todesfällen, wie's das Leben so mit sich bringt. Ich will nicht stören, gnädige Frau . . .“

„Aber bitte, Herr Professor, Sie stören durchaus nicht . . .“

„Kenne das, kenne das! Werde mir später die Ehre geben. Ich empfehle mich ganz gehorsamst.“

Freundlich nickend schritt er von dannen und überließ das Paar in der Nische seinen wechselnden Empfindungen.

Leopold brach das Schweigen zuerst.

„Mein Fräulein . . . gnädige Frau, wollte ich sagen . . . Gott, wie seltsam sich das anhört . . .“

Louise lächelte.

„Nun, wenn man eine junge Dame stets nur als Fräulein von Gerhard gekannt hat und findet sie nun ohne jede Vorbereitung und Vermittlung als Frau von Ustendorff wieder . . . Gestehen Sie selbst, gnädige Frau . . .“

„Pah, das ist der Lauf der Welt, Herr . . . Doctor. Sie erfreuten sich auch noch nicht dieses Titels, als ich zum letzten Male die Ehre hatte.“

„Wie lange ist's her, daß wir uns auf dem Maskenball bei der kleinen Henriette sahen?“

„Sechs, sieben Jahre reichlich.“

„Sie wissen, daß Henriette sich inzwischen verheirathet hat?“

„Ich vermuthe es. Sie war verlobt. Seit lange haben wir aufgehört zu correspondiren.“

„So ist Alles vergänglich unter dem Monde. Damals nannte sie sich Ihre beste Freundin.“

Digitized by Google

„Aus den Augen aus dem Sinn. Die Schuld liegt an ihr. Ist sie glücklich mit ihrem Reinhold?“

„Was, Reinhold?“ Der gute Reinhold wurde sehr bald über Bord geworfen. Sie heirathete einen reichen Bankier aus Berlin und Reinhold ging aus Verzweiflung darüber nach Amerika.“

„Der Thor!“

„Seltsam, seltsam, daß sie so die Intima Ihrer Jugend aus dem Gesicht verlieren konnten.“

„Aber woher wissen Sie . . .“

„Meine Schwester erstattet mir von Zeit zu Zeit Bericht, damit ich auf dem Laufenden bleibe.“

„Sieh doch! Unter diesen Umständen ist es sehr schmeichelhaft, daß der Name Ustendorff Ihnen völlig fremd war . . .“

„Das ist etwas Anderes, gnädige Frau.“

„Wie so?“

„Es war . . . es geschah . . . sie verschwieg es auf meinen ausdrücklichen Wunsch.“

„Noch besser! Wissen Sie, geehrter Herr Doctor, daß Sie sehr, sehr ungalant sind?“

„Sie verstehen mich falsch . . .“

„Nein, nein, ich habe es immer gefühlt, daß Sie mir gegenüber einen . . . wie soll ich sagen . . . ungewöhnlichen Ton anschlugen. Sie . . . doch verzeihen Sie, daß ich von diesen längstvergangnen Dingen rede.“

„Gnädige Frau, ich weiß in der That nicht . . . Sie mißverstehen mich vollkommen . . .“

„Ich scherze nur . . .“

„Ganz recht, Sie scherzen nur, aber Ihrem Scherz liegt ein geheimer Ernst zu Grunde. Ich gestehe Ihnen, daß auch ich manchmal in Verlegenheit war, Ihre Art und Weise zu deuten. So beruhte dieser befremdende Eindruck auf Gegenseitigkeit.“

„Möglich.“

„Wenn ich meinestheils mitunter . . . vielleicht ohne es zu wollen . . . schroff oder ironisch erschien — so geschah dies, weil ich . . . weil ich überzeugt war, Ihnen eine lebhafte Abneigung einzuflößen . . .“

Das Antlitz Louisens bedeckte sich mit flammendem Purpur.

„Sie irrten“, versetzte sie mit erkünstelter Ruhe. „Ich sah, daß Sie sehr liebenswürdig sein konnten, wenn Sie — wollten; ich verkannte keine Ihrer schätzbaren Eigenschaften . . . Aber . . .“

Sie unterbrach sich.

„Bitte! Aber . . . ?“

„Aber es kränkte mich, daß Sie diese Vorzüge geflissentlich verleugneten, sobald Sie in meine Nähe kamen.“

„Gnädige Frau“, sagte Leopold mit fester Stimme — „darf ich offen sein?“

„Warum nicht? Ich liebe die Offenheit in Kleinigkeiten, wie in wichtigen Angelegenheiten. Reden Sie!“

Digitized by Google

„Sie sind verheirathet, ich bin verlobt — also wäre jede Befangenheit lächerlich. Ich sagte Ihnen, meine Schwester habe auf meinen ausdrücklichen Wunsch über Sie und Ihr Schicksal geschwiegen . . ."

„Ich fand das eben nicht gerade schmeichelhaft . . ."

„Aber Sie kennen nicht meine Motive."

„Ich wäre in der That neugierig. . ."

„Ich liebte Sie . . ."

Louise lachte.

„Sie sind noch ganz der Alte. Ich glaube, Sie äußerten sich auch einmal in diesem Sinne gegen Henriette, ein Scherz, den ich Ihnen damals sehr übel nahm . . ."

„Aber ich versichere Sie, gnädige Frau . . ."

„Ich kenne das . . . Henriette spottete mich an jenem Abend so lange aus, bis ich ihr heftig erzürnt den Rücken kehrte. Vierzehn Tage sprachen wir kein Wort zusammen. Dieser freundschaftliche Zwist war Ihr Werk, bester Herr Doctor!"

„So hat die Schlange gelogen! Was sagte sie Ihnen?"

„Mon Dieu, das soll ich jetzt noch wissen? Sie fordern das Unmögliche!"

„Besinnen Sie sich."

„I doch, es ist ja gleichgiltig . . ."

„Oh, es ist mir nichts weniger als gleichgiltig, ob Sie mich für eine niederträchtige, mephistophelische Natur halten. Was sagte sie?"

„Nun, sie kam auf mich zu und gratulirte mir zu dem geistreichen Anbeter. Ich verstand sie nicht. „Louischen", flüsterte sie, „Herzenskind, er hat mir's eben gebeichtet. Er vergöttert Dich und wird Dich nächstens in allen erdenklichen Zeitschriften und Journalen als Chloë besingen." Und dabei lachte sie so unbändig, daß mir vor Aerger die Thränen in die Augen kamen."

Leopold blickte sinnend vor sich hin.

„Das war entweder die unerhörteste Falschheit oder eine Ungeschicklichkeit ohne Gleichen. Ich hatte sie zu meiner Vertrauten gemacht. Ich bat sie, mir zu helfen. Die Schändliche!"

„Reden wir von etwas Anderem!"

„Warum, gnädige Frau? Es liegt mir daran, Sie zu überzeugen..."

„Aber ich bitte Sie."

„Nein, nein; jetzt da wir gerade davon sprechen, muß es von der Seele herunter. Bei Gott dem Ewigen, gnädige Frau, ich war namenlos in Sie verliebt . . ."

„Wahrhaftig?"

„Weit, weit mehr als gegenwärtig in meine Braut."

„Sie sind naiv! Das arme Mädchen!"

„Ich constatire eine sehr erklärliche Thatsache."

„Erklärlich? Wollen Sie mir eine Schmeichelei sagen? Ich versichere Sie im Voraus, daß ich sehr unempfänglich bin . . ."

„Ich meinte es anders, gnädige Frau. Es liegt mir fern, eine

Digitized by Google

Parallele zu ziehen. Die Louise von Gerhard, die ich einst kannte, ist zu grundverschieden von meiner blonden, stillen Emmy . . . Nein, so meinte ich's nicht. Aber mit dreißig Jahren liebt man verständiger als mit zwanzig."

„Verständiger. Es war allerdings sehr unverständig, besagte Louise liebenswerth zu finden."

„Sie verstehen es meisterhaft, die harmloseste Rede zu mißdeuten! Ich will sagen, das Herz ist mit dreißig Jahren nicht mehr jener glühenden, selbstvergessenen überschwänglichen Liebe fähig, die den ersten Frühling unserer Jugend so wunderbar verklärt — oder versengt."

„Was nennen Sie glühend, selbstvergessen, überschwänglich? Wenn Sie Ihre Emmy wirklich von Herzen lieben, so müssen diese drei Prädicate noch jetzt so gut ihre Anwendung finden als . . ."

„Als früher, wollen Sie sagen. Aber das ist es ja, was ich bestreite. Ich wiederhole Ihnen, ein Mann in meinem Alter ist über die süßen Illusionen der Primanerzeit ein für alle Mal hinaus. Mein Blut fließt jetzt so ruhig, so kalt durch die Adern . . . so kalt, daß ich von den Tagen meiner ersten Liebe reden kann, wie von einer irrelevanten historischen Thatsache . . . Und ich danke Gott, daß es so ist!"

Louise blickte träumerisch in das glänzende Treiben des Saales. Ihre Hand spielte mechanisch mit dem Fächer.

„Sie sind also verlobt?" sagte sie nach einer Weile. „Ist es indiscret, wenn ich mich nach den Personalien der künftigen Frau Doctorin erkundige?"

„Durchaus nicht. Meine Braut ist die einzige Tochter der verwittweten Hofräthin Fabricius, achtzehn Jahre alt, blond, rosig, schlank, im Stande einen leidlichen französischen Brief zu schreiben und von Charakter sehr, sehr sanftmüthig und bescheiden . . ."

„Was wollen Sie mehr? Ich gratulire bestens, Herr Doctor . . ."

„Danke. Die Familie ist Ihnen nicht bekannt?"

„Bedaure . . ."

„Ich würde Sie sonst um einige Details gebeten haben. Vorläufig weiß ich nur, daß Emmy ein artiges, liebenswürdiges Mädchen und daß Mama Fabricius eine Dame ist, die . . . die sehr viel Talent zur Schwiegermutter besitzt."

„So wenig bekümmern Sie sich um die Verhältnisse einer Familie, die Ihnen so nahe steht?"

„Was wollen Sie, gnädige Frau, es sind heute genau drei Wochen, daß ich meinen Einzug in diese Stadt gehalten habe, und neun Tage, daß ich verlobt bin . . ."

„Ist's möglich? So jung ist Ihr Glück?"

„Keine Stunde älter. Mit dreißig Jahren hat man weder Zeit noch Lust, lange Liebesromane zu spinnen. Ich sah Emmy in einem kleinen Privatzirkel, sie gefiel mir, ich schien ihr nicht unangenehm zu sein und da dachte ich . . ."

„Ei, ei, das nennt man leichtsinnig."

Digitized by Google

„Gnädige Frau, ich kann mich in solchen Dingen auf meinen Scharfblick verlassen. Die wunderbare Milde in Emmy's Wesen fesselte mich. Ich sagte zu mir selbst: dieses harmlose Kind ist für Dich geschaffen; sie wird Dich weder zu tyrannisiren noch zu betrügen suchen, und da Du doch einmal über kurz oder lang Dein Zigeunerleben aufgeben mußt . . ."

„In der That, Sie sind rasch entschlossen."

„Ich war des ewigen Wanderns von Ort zu Ort müde; ich kenne halb Europa und ein gutes Stück von Asien und Afrika . . ."

„Ich denke, Sie sind Gutsbesitzer . . ."

„Nun ja, aber ich habe mich bis jetzt um die Verwaltung meiner Güter so viel gekümmert, wie ein Eskimo um Aesthetik. Seitdem . . . seitdem ich die Heimat und Alles, was mir theuer war, verließ, bin ich rastlos umhergeschweift, immer das Bild eines kalten, spöttischen, ach! und doch himmlisch schönen Angesichts im Herzen . . . und dies Phantom, das mich von Rom nach Cairo, von St. Petersburg nach Nischnii Nowgorod, vom Tajo bis zum Euphrat verfolgte, dies süße quälende Hirngespinst waren Sie, Fräulein Louise . . . gnädige Frau, wollt' ich sagen."

„Bis zum Euphrat sind Sie vorgedrungen?" stammelte Louise in anmuthiger Verwirrung.

„Bis zum Euphrat und weiter. Oh, man reist schnell, gnädige Frau, wenn man die Ruhe sucht. Gott sei Dank, die kindische Sehnsucht ebbte mit den Jahren . . . Ich wurde vernünftig. Ich vergaß den geliebten Dämon, der mich von hinnen gescheucht hatte. Ich lernte das Leben verstehen, und in glücklichen Momenten lachte ich über meine eigenen Phantasieen."

„Ist . . . ist der Euphrat ein schöner Fluß?"

„Oh, ich danke, es geht. Als ich an seinen Ufern wandelte, hatte ich wenig Sinn für landschaftliche Reize. Es war ein halbes Jahr nach jenem Maskenballe. Die Wunde war noch zu frisch, Frau von Ustendorff."

„Sie reden, als hätte ich mich Gott weiß wie an Ihnen versündigt. . . . Also Emmy Fabricius heißt Ihre Braut? Und warum ist sie nicht hier?"

„Mama hat's nicht gelitten, mit Respect zu vermelden. Die Kleine ist mit der Anfertigung ihrer Ausstattung beschäftigt. Sechs oder sieben Näherinnen umlagern sie von früh bis spät: vor Mitternacht wird nicht gerastet . . ."

„Ist der Vermählungstag so nahe anberaumt?"

„In vier, fünf Wochen, denk' ich. Das besorgt Mama Fabricius. Ich habe ihr plein pouvoir gegeben."

„So bekommt man Ihr Bräutchen vor der Hochzeit nicht mehr zu sehen?"

„Es wird schwer halten."

„Schade!"

„Sie nehmen Interesse an ihr?"

Digitized by Google

„Ein sehr lebhaftes Interesse."

„Hm! Wissen Sie was, gnädige Frau?"

„Nun?"

„Begleiten Sie mich morgen nach dem Schlößchen. So nennt Mama Fabricius nämlich ihr bescheidenes Landhaus am Grubenhain..."

„Wo denken Sie hin . . ."

„Finden Sie meinen Vorschlag so seltsam?"

„Seltsam, ja, in hohem Grade."

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, wir sind doch keine Kinder mehr. Im Nothfall nehmen wir eine Ehrendame mit."

„Ich bin mir selbst Ehrendame genug . . . allein . . ."

„So sagen Sie Ja. Thun Sie mir den Gefallen, den ersten, um den ich Sie in diesem Leben bitte!"

„Aber was sollen die Herrschaften im Schlößchen denken, wenn eine völlig Unbekannte . . ."

„Unbekannte? Ich stelle Sie als meine Jugendfreundin vor, als meine Cousine, als meine Schwester, wenn Sie wollen. Mama Fabricius wird Sie mit offenen Armen aufnehmen. Sie gehen der Kleinen dann mit einigen Rathschlägen betreffs des Brautkleides zur Hand und der Freundschaftsbund ist für ewige Zeiten geschlossen."

„Die Idee ist sehr excentrisch . . ."

„Aber originell. Sagen Sie Ja!"

„Nun denn, Ja. Sie sehen, daß ich trotz meiner achtundzwanzig Jahre noch zu tollen Streichen aufgelegt bin."

„Abgemacht. Ich hole Sie um halb zehn in meinem Einspänner ab. Notabene . . . Entschuldigen Sie um Gotteswillen meine grenzenlose Unart . . . Ich habe mich noch mit keiner Silbe nach Ihrem Herrn Gemahl erkundigt. Ich werde sehr glücklich sein, ihn kennen zu lernen."

Louise zögerte einen Augenblick mit der Gegenrede.

„Herr von Ustendorff ist todt", sagte sie feierlich.

„Todt? Sie sind Wittwe?"

„Mein Gatte fiel bei Sadowa als pflichttreuer Officier im Dienste des Vaterlandes."

In diesem Augenblicke trat der Professor in die Nische. Das Gespräch nahm begreiflicher Weise eine andere Richtung. Leopold betheiligte sich so gut wie nicht. Als nach Verlauf einiger Minuten das Signal zur Polonaise gegeben wurde, verabschiedete er sich mit einer stummen Verbeugung und eilte in den Tanzsaal, um dem glänzenden Auf- und Niederwogen der Paarcolonnen zuzuschauen. Wie räthselhaft war ihm doch zu Muthe? Vergeblich suchte er seine Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen Punkt zu richten; vergeblich redete er sich ein, es sei höchst interessant, in einer fremden Stadt die Physiognomieen der Damen zu studiren. Immer und immer wieder ertappte er sich auf den Irrwegen einer zügellos schweifenden Träumerei, und ehe er selbst wußte, wie es geschehen, lehnte er an einem eleganten Marmorcamin, der

Digitized by Google

Fensterblende gegenüber, wo Louise mit dem Professor und zwei oder drei anderen Herren einer lebhaften Unterhaltung pflog.

Wie schön sie war! Wie herrlich das dunkelbraune Haar die edle Stirn umrahmte! Und diese Augen, diese seelenvollen, berückenden Augen! Ja, das war der süße, schwärmerische Blick, der ihm einst das Herz in der Brust zerrissen! Kein Hauch jenes Zaubers war entschwunden — im Gegentheil, es schien ihm, als sei die Rose jetzt erst voll entfaltet, als habe jetzt erst die Seele ihre reizende Hülle völlig ausgebaut. In allen Tiefen seines Gemüthes erwachte die Erinnerung, die Liebe, die Sehnsucht. Was er je für Louisen empfunden, es zuckte von Neuem in heller Gluth empor, der Flamme vergleichbar, die nur unter der Asche geschlummert ... Und sie war jetzt freier als je, frei nicht nur von allen äußeren Banden, sondern auch von den Fesseln der Täuschung! Sie wußte jetzt, was er ehedem verheimlicht hatte; sie verstand, was ihr einst unerklärlich geschienen! — Oh Louise, Louise, so trennt uns denn das Schicksal zum zweiten Mal!

Er vermochte den Anblick des geliebten Wesens nicht mehr zu ertragen. Es verlangte ihn nach Kühlung, nach Sturm. Mit wenigen gestammelten Worten verabschiedete er sich von der Dame des Hauses und eilte dann hinaus in die frostige Märznacht. Hastig rannte er durch die menschenleeren Gassen, ohne zu wissen, wohin und weshalb. Plötzlich sah er sich heftig am linken Arme gepackt.

„Hollah!“ rief er in spöttischem Tone, indem er den Angreifer siegreich abschüttelte. „Gebt Acht, Kamerad, daß ich Euch nicht die Rippen zerbreche. Was fällt Euch ein, in Teufels Namen!“

„Ich habe Sie bereits dreimal um Gehör gebeten“, erwiederte eine bebende Stimme. „Sie sollen mir Rede stehen, und zwar gleich, auf der Stelle.“

„Wer sind Sie?“ fragte Leopold so kalt als möglich.

„Mein Name ist Otto von Fersen.“

„Habe nicht die Ehre.“

„Ich bin Lieutenant im ***ten Infanterieregiment.“

„Von einem Officier erwartet man distinguirtere Manieren.“

„Es kommt darauf an, mit wem man zu thun hat. Wollen Sie nun stehen bleiben?“

„Es ist zu kühl, Herr Lieutenant. Wenn Sie mir was zu sagen haben, so bemühen Sie sich, mit mir Schritt zu halten.“

„Sie müssen sich mit mir schießen!“

„Schießen? Mit Ihnen?“

„Ja wol, und zwar auf fünf Schritt Barrière. Ich werde Sie tödten.“

„Sie täuschen sich offenbar in der Person, Herr Lieutenant. Ueberdies gebe ich Ihnen zu bedenken, daß Sie auf unverzeihliche Weise den Comment verletzen. Wissen Sie nicht, daß es Sitte ist, in solchen Fällen durch Dritte verhandeln zu lassen?“

Digitized by Google

„Ich bedarf Ihrer Belehrungen nicht. Ich frage Sie, ob Sie sich mit mir schießen wollen?“

„Und wenn ich Nein sage?“

„So jage ich Ihnen auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf.“

„Und wenn Sie fehlen?“

„Herr, treiben Sie mich nicht zum Aeußersten!“

„Worin bestände dieses Aeußerste?“

Der Officier zog einen Revolver aus dem Mantel. Eine Secunde später hatte Leopold die Mordwaffe an sich gerissen. Er steckte sie ruhig in die Tasche seines Paletots und sagte:

„Bedanken Sie sich, mein Herr. Ich bewahre Sie vor einer bübischen Dummheit.“

„Geben Sie mir den Revolver zurück!“ stammelte der Lieutenant.

„Ich werde mich hüten. Uebrigens bin ich dieser Conversation müde. Gute Nacht, Herr Lieutenant. Morgen früh können Sie mir Ihren Burschen schicken, um das Ding da holen zu lassen. Hier ist meine Karte.“

„Sie verweigern mir also die Satisfaction?“

Leopold blieb einen Augenblick stehen. Der Schimmer einer Gaslaterne fiel in das bleiche, verstörte Antlitz des jungen Mannes und verlieh ihm einen Ausdruck von Schmerz und Jammer, der das tiefste Mitleid erwecken mußte.

„Herr Lieutenant“, sagte Leopold in milderem Tone, „ich bin bereit, Ihnen als Mann von Ehre Rede zu stehen. Nur bitte ich Sie dringend, mich ohne alle Heftigkeit zu belehren, was eigentlich Ihre Indignation hervorgerufen hat. Mein Wort darauf, ich erinnere mich nicht, jemals mit Ihnen in Berührung gekommen zu sein!“

„Sie haben mir die schwerste Beleidigung zugefügt, die einem Manne in's Mark schneiden kann und mich überdies um das Glück meines Lebens gebracht! Genügt Ihnen das?“

„Bitte, betrachten Sie sich einmal meine Karte. Ich bin sicher, daß hier ein Mißverständniß obwaltet.“

„Oh, ich kenne den verhaßten Namen, der jeden Blutstropfen in meinen Adern zur Wuth empört.“

„Sie sind wenigstens aufrichtig. Erlauben Sie mir gleichzeitig, an Ihren gesunden Sinnen zu zweifeln. Ich bin mir nicht bewußt, Sie in irgend einer Beziehung verletzt zu haben.“

„Sie sind ein elender Intriguant.“

„Ehe ich Ihnen gestatte, mich zu insultiren, bitte ich Sie, mir endlich den vermeintlichen Thatbestand auseinanderzusetzen. Erst dann werde ich in der Lage sein, zu entscheiden, ob ich mit einem Kranken oder mit einem professionirten Raufbolde zu thun habe.“

„Herrrr . . .!“

„So beruhigen Sie sich doch ein wenig. Ihre Stimme zittert ja, wie die eines armen Sünders. Ich verzeihe Ihnen gern die ungentile

Digitized by Google

Art Ihres Auftretens, wenn Sie mir ganz objectiv berichten wollen, womit ich dienen kann."

„Verlassen Sie noch heute auf Nimmerwiederkehr diese Stadt, und ich will Alles zurücknehmen, was Sie beleidigen konnte."

„Das geht nicht, guter Freund."

„Warum nicht. Es muß gehen!"

„Sonderbare Idee. Meine Anwesenheit genirt Sie? Ich begreife nicht. Die Stadt ist groß genug, sollt' ich meinen, um selbst zwei Todtfeinde zu beherbergen."

„Sie ist zu klein für zwei Rivalen: Einer von uns muß den Platz räumen!"

„Wir sind Rivalen? Schau, schau, das hätt' ich Ihnen nicht angesehen! Und worin rivalisiren wir, wenn ich fragen darf?"

„Herr! Sollten Sie in der That nicht wissen? . . ."

„Mein Wort darauf, ich weiß nur, daß es bitter kalt ist. Lassen Sie uns eine Tasse Kaffee nehmen."

Der junge Officier starrte in dumpfen Gedanken verloren vor sich hin. Willenlos folgte er dem überlegenen Manne in das nächste Kaffeehaus, wo das Gespräch in gedämpftem Tone fortgesetzt wurde.

„Himmel, wie Sie aussehen!" sagte Leopold im Tone einer aufrichtigen Theilnahme.

Der Officier schien seinen Abscheu noch immer nicht überwinden zu können. Leopold lächelte.

„Lassen Sie uns doch vernünftig über diese Sache reden, mein bester Herr Lieutenant. Wie Sie so da sitzen, blaß und trüb, als nage Ihnen der Tod am Herzen, thun Sie mir in der Seele leid. So jung und schon so unglücklich! Trinken Sie einmal einen recht tüchtigen Schluck von dem Cognac da . . . So . . . Und nun sagen Sie mir, worin wir rivalisiren. Ich bemühe mich vergeblich Ihr Räthsel zu rathen."

„Ich sehe, daß Sie in der That nicht wissen, wie schwer Sie mich in meinen Rechten gekränkt haben. Aber gleichviel. Ich muß demungeachtet auf meiner Forderung bestehen. Entweder Sie reisen noch vor morgen ab und lassen nie wieder etwas von sich hören, oder wir schießen uns."

„Trinken Sie noch einen Cognac, Herr Lieutenant. Also abreisen soll ich? Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich mich nächstens hier verheirathen will?"

Der Officier ward noch um eine Nüance bläßer.

„Das ist es ja", stammelte er, „Sie sollen sich nicht verheirathen, wenigstens nicht mit meiner Emmy . . ."

„Stehen die Dinge so? Hm, hm! Sie lieben das Mädchen?"

„Mehr als mein Leben", flüsterte der arme Lieutenant mit matter Stimme.

„Und weiß Emmy darum?"

„Sie erwiedert meine Liebe."

Digitized by Google

„Schau, ſchau, davon hat ſie mir nie was geſagt. Haben Sie Beweiſe?“

„Oh, tauſend für einen! Bitte, ſehen Sie hier!“

Er zog eine Photographie hervor. Leopold erkannte die wohlgetroffenen Züge ſeiner Braut. Auf der Rückſeite ſtand mit zierlicher Schrift: „Meinem heißgeliebten Otto mit hundert zärtlichen Küſſen. Emmy.“

„Hm!“ murmelte Leopold nachdenklich. „Das ſcheint richtig zu ſtehen. Aber das Kind hat mir nie geſagt, mit keiner Silbe erzählt...“

„Sie iſt ſo ſchüchtern . . .“

„Ja, ja, da haben Sie Recht, ſehr ſchüchtern, ſehr ſchüchtern . . . Apropos, was ich ſagen wollte . . . Seltſam . . . Auch die Alte hat nie von Ihnen geſprochen . . .“

„Oh die ſchändliche Tyrannin. Sie trägt allein die Schuld an allem Unheil. Sie ſind reich, ich beſitze nur ein ſehr mäßiges Vermögen; Sie verſtehen es vielleicht, einer Schwiegermutter den Hof zu machen — ich verſtehe es nicht! Das hat den Ausſchlag gegeben. Das Herz des armen Mädchens iſt dabei nicht zu Rathe gezogen worden!“

Leopold hatte die glühende Stirn in die rechte Hand geſtützt. Er antwortete nicht. Der Lieutenant ſchlürfte langſam den dampfenden Kaffee.

Endlich nahm Leopold wieder das Wort.

„Sie lieben das Mädchen alſo aufrichtig?“

„Wie mich ſelbſt.“

„Und Sie wollen das gute Kind glücklich machen, wenn ich, nach reiflicher Ueberlegung . . .“

„Wie?“ ſchrie er ſo laut, daß er ſelbſt über ſeine Lebhaftigkeit erſchrak . . . „Verſtehe ich recht?“

„Laſſen Sie mich ausreden. Sehen Sie, mein lieber Lieutenant, der dümmſte Streich, den ein Mann begehen kann, iſt der, eine Frau zu nehmen, deren Herz einem Andern gehört.“

„Bei meiner Ehre“, ſtotterte der zitternde Jüngling, „das iſt eine unumſtößliche Wahrheit.“

„Hören Sie weiter . . . Iſt es Ihnen unangenehm, wenn ich Ihnen meinen officiellen Bräutigamstitel hiermit abtrete?“

„Oh wahnſinnige Großmuth“, ſchrie Otto außer ſich . . . „Sie ſind ein Ehrenmann, ein Cavalier im edelſten Sinne des Wortes! Ach Gott, ich weiß gar nicht was ich rede . . . Meinen Sie's denn wirklich im Ernſt, oder treiben Sie Ihr Spiel mit mir?“

Seine Bruſt rang nach Athem.

„Trinken Sie noch einen Cognac“, ſagte Leopold. „Ich rede völlig im Ernſte. Emmy gehört Ihnen. Es ſei fern von mir, in ſolchen Angelegenheiten zu ſcherzen.“

„Aber die Hofräthin . . .“

„Die Schwiegermutter?“

„Sie wird unſern Vertrag nicht ratificiren.“

Digitized by Google

„Dafür lassen Sie mich sorgen.“

„Oh, wie soll ich Ihnen danken, mein göttlicher Freund! Ein solches Opfer . . .! Ach, ich fühle am besten, was Sie mit Emmy verlieren! Ihr Edelsinn rührt mich fast zu Thränen!“

„Beruhigen Sie sich, Herr Lieutenant. Ich handle nur vernünftig. Und nun hören Sie, was ich Ihnen vorschlage.“

„Ich bin ganz Ohr. Oh Gott, ich kann's noch immer nicht fassen! Himmelschockmillionendonnerwetter! Nehmen Sie's nicht übel, daß ich so fluche, aber ich mußte mir einmal Luft schaffen.“

„Geniren Sie sich nicht.“

„Nun, also!“

„Finden Sie sich morgen Vormittag gegen elf Uhr unter der großen Linde im Grubenhaine unweit des Schlößchens ein. Alles Weitere überlassen Sie dem Schicksal, beziehungsweise mir.“

„Ich werde zur Stelle sein.“

„Und nun gute Nacht!“

„Gute Nacht, mein theurer Freund, mein Retter!“

„Apropos, hier ist Ihr Revolver.“

„Sie sehen mich tief, tief beschämt. Darf ich Sie bitten, diese Waffe zum Andenken an diesen Abend zu behalten?“

„Gut. Ich acceptire. Und nun schlafen Sie wohl und träumen Sie von Ihrer Emmy.“

Die beiden Männer trennten sich. Otto schritt nach links, Leopold nach rechts. Otto träumte von Emmy — und Leopold that die ganze Nacht hindurch kein Auge zu.

* * *

Des andern Morgens zur festgesetzten Stunde rollte der Einspänner an der Pforte vor. Der prachtvolle, wolkenlose Märzhimmel versprach eine günstige Fahrt. Leopold reichte der schönen jungen Frau den Arm und geleitete sie nach dem Wagen.

„Sie kutschiren selbst?“ fragte Louise überrascht, als sie des zierlichen Tilbury ansichtig wurde.

Leopold bejahte.

Frau von Ustendorff schien flüchtig zu erröthen. Doch bewunderte sie mit vieler Artigkeit den glänzenden Rappen, der ungeduldig den Boden scharrte, und stieg dann leicht und elastisch in das einladende Fuhrwerk. Leopold ergriff die Zügel und wie ein Pfeil sauste der Renner über das Straßenpflaster.

Nach fünf Minuten waren sie im Freien. Louise öffnete das rosenroth gefütterte Sonnenschirmchen und glich nun einer Madonna, deren Stirn sich in den Fluthen eines verglühenden Abendscheines badet. Leopold ließ sein Pferd in einen sanften Trab fallen und hängte die Zügel über die für diesen Zweck bestimmte eiserne Stange.

„Ein herrlicher Morgen“, sagte Louise.

Digitized by Google

„Der herrlichste meines Lebens“, erwiederte Leopold.

„Sehen Sie nur das entzückende Grün auf den jungen Feldern...“

„Und das entzückende Roth auf den Wangen meiner jungen Begleiterin.“

„Liebster Herr Doctor, ich bitte Sie dringend . . .“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich vergaß, daß ich von Ihnen gehört wurde. Ich habe nur etwas zu laut gedacht.“

„Denken Sie an etwas Besseres. Wie reizend sich dort die altersgraue Burg vom blauen Himmel abhebt. Haben Sie denn gar keinen Sinn für landschaftliche Schönheiten?“

„Die Burg dort . . . wahrhaftig, sehr pittoresk . . Sie erinnert mich lebhaft an unsere Vehmburg bei D. . . Wissen Sie noch, gnädige Frau, wie der Graf uns damals in die Klosterkirche einsperrte?“

„Ich entsinne mich nicht . . .“

„Es war bei Gelegenheit der famosen Landpartie, auf der sich Henriette mit ihrem später so schnöde verlassenen Reinhold verlobte . . . Sie, gnädige Frau, und ich . . . und . . . wer war doch der Dritte im Bunde? ich glaube meine Schwester... oder irgend ein anderes Mädchen unserer Bekanntschaft.“

„Es war Ihre Schwester. Wir streiften in der alten Kirche umher . . . Der Graf schloß zu und wir mußten fast zwei Stunden klopfen und rufen, bis wir erlöst wurden.“

„Oh, ich war damals so glücklich! Ich hätte Ihnen zu Füßen stürzen und Sie anbeten mögen.“

„Wir unterhielten uns von sehr gleichgiltigen Dingen, so viel ich mich erinnere.“

„Ach, Louise, ich wußte nicht, was ich redete. Ich sah nur Ihre lieben dunklen Augen und glaubte eine flüchtige Stunde lang Ihnen nicht ganz gleichgiltig zu sein. Dann aber kam die bittere, bittere Enttäuschung. Sie gönnten mir den ganzen Tag über keinen Blick mehr, Sie scherzten so heiter, so ausgelassen mit dem unleidlichen Menschen, dem Herrn von Serbingen, und hatten so gar kein Verständniß für meine Stimmung — ich hätte sterben mögen.“

„Herr von Serbingen war mir nie sympathisch — im Gegentheil.“

„Wie? Und man glaubte doch allgemein . . .“

Die junge Frau blickte nach der Seite, um ihr tiefes Erröthen zu verbergen.

„Der Schein trügt“, sagte sie ausweichend.

„Aber ich begreife nicht . . .“

„Sie sind ein schlechter Psycholog, Herr Doctor. Jetzt können wir ja offen davon reden . . . Ich bevorzugte Herrn von Serbingen aus Caprice, aus Aerger . . . um Ihnen zu zeigen, daß mir an Ihren Huldigungen nichts gelegen sei . . .“

„Aber um Gotteswillen, gnädige Frau, was hatte ich denn verbrochen, daß ich Ihnen so entsetzlich unangenehm war? Ließ ich es etwa an Artigkeiten mangeln? Erst später, als ich der Ueberzeugung

Digitized by Google

lebte, daß alles Werben umsonst sein würde, erst später, als Henriette mir versicherte, Sie seien mir von Grund der Seele aus abhold . . ."

„Wie? Das hat sie gesagt? Die schändliche Lügnerin!"

„Louise! Wäre es möglich? Sie hätte uns Beide betrogen? Sie hätten mich nicht gehaßt und verabscheut?"

„Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, daß Sie sich irrten. Im Gegentheil . . ."

„Im Gegentheil . . . o sagen Sie's noch einmal . . . Im Gegentheil . . . Sie empfanden ein wenig Freundschaft für mich?"

„Ich war Ihnen Anfangs mehr zugethan, als ich gestehen darf. Erst später, als ich erfuhr . . ."

„Oh die schändliche Verrätherin! Sie hat mich um das Glück meiner Jugend betrogen! Süße, himmlische Louise, warum mußte ich Dich verlieren, ehe ich Dich besessen!"

„Um Himmelswillen, welche Sprache! Ist das die Stimmung eines Bräutigams, der auf der Fahrt zu seiner Braut begriffen ist? Fast bereue ich, Ihrer Einladung gefolgt zu sein!"

„Louise, Louise, ich liebe Dich mehr als mein Leben!"

„Besinnen Sie sich. Wollen Sie, daß ich aussteige?"

„Bleiben Sie! Lassen Sie mich in Ihre geliebten, unergründlichen Augen schaun."

„Blicken Sie in die Augen Ihrer Emmy."

„Hören Sie mich an, gnädige Frau. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß Sie die Meine wurden. Ich habe mich in das Unabänderliche gefunden. Sie wurden Frau von Ustendorff; ich durchschweifte die Nähe und Ferne, um den Frieden zu suchen. Das Weh meiner ersten Jugendjahre ist verschmerzt. Das Leben ist mir gleichgiltig geworden. Ich bin seit lange resignirt . . ."

„Sie sind auf der Fahrt zur Braut begriffen."

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Ich bin also mit meinem Schicksal ausgesöhnt. Nur ein sehnsüchtiger Wunsch regt sich noch in meinem Busen: wollen Sie diesen Wunsch erfüllen, Louise?"

„Reden Sie."

„Ich möchte klar in Ihre Seele schauen . . . Haben Sie Ihren Gatten geliebt?"

„Welche Frage . . ."

„Sie wollen nicht antworten?"

„Ich habe ihn geachtet . . . ich . . . ich war ihm von Herzen gut . . ."

„Haben Sie ihn geliebt?"

„Was nennen Sie lieben? Ich habe ihn geliebt, wie . . . wie Sie Ihre Emmy lieben."

„Oh, so bin ich der glücklichste Mensch unter der Sonne! Und weiter! Wenn ich mein banges Herz bezwungen, wenn ich gleichzeitig mit ihm um Ihre Hand geworben hätte . . ."

„Genug, Doctor . . ."

Digitized by Google

„Würden Sie mir den Vorzug gegeben haben oder ihm? Antworten Sie.“

„Ist das die Art und Weise, wie man zu einer Frau redet, die man . . . die . . .“

„Antworten Sie mir!“

„Nein!“

„Ich beschwöre Sie bei allen Thränen, die ich um Sie geweint habe, bei aller Seligkeit, die mir zu Grabe gegangen ist! Wen würden Sie gewählt haben . . .?“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich Herrn von Ustendorff nicht mit jener Leidenschaft liebte, von der Sie zu reden scheinen!“

„Oh Louise, Louise, Sie machen mich zum Seligsten aller Sterblichen. Sie könnten mir gut sein, Louise? Oh, sagen Sie Ja! Geben Sie mir Ihre süße, geliebte Hand. Wollen Sie die Meine sein?“

„Sie sind von Sinnen, Doctor.“

„Louise, meine einzig angebetete Braut!“

Er schlang den Arm um ihren Nacken. Sie erröthete heftig und fing bitterlich an zu weinen.

„Das habe ich nicht um Sie verdient“, schluchzte sie. „Wenn Sie sich rächen wollten, so haben Sie Ihren Zweck erreicht. Ihr Spott thut weh — weher, als ich zu sagen vermag!“

Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„Aber Louise, Stern meines Lebens, so höre doch! Willst Du mich zum zweiten Male von Dir stoßen? Du, Du allein bist es, die ich liebe. Der farblose Traum mit Emmy ist ausgeträumt.“

„Was soll das heißen?“ stammelte sie, noch immer weinend. „Bringen Sie mich nach Hause!“

„Nun und nimmer! Ich lasse Dich nicht mehr von mir, Geliebte! Ewig, ewig will ich Dich halten. Trockne die Thränen, Du Einzige. Seit gestern Abend ist Emmy die Braut eines Andern. Sie hat mich nie geliebt. Sie ist glücklich wie ich! Und nun sage mir in aller Ruhe und Vernunft: willst Du gut machen, was wir vor sieben Jahren versäumt haben? Willst Du meine liebe, süße, kleine Frau werden?“

Der Wagen bog eben in das Gehölz ein. Das kluge Pferd folgte in gleichmäßigem Trabe der Landstraße, ohne des Lenkers zu bedürfen. Rechts und links ragten dunkle, verschwiegene Tannen auf. Louisen's gluthüberströmtes Haupt sank schweigend an die Brust des wiedergefundenen Freundes ihrer Jugend.

* * *

Unterdessen harrte der fiebernde Lieutenant bei der großen Linde. Er war bereits um zehn Uhr zur Stelle. Hundertmal ging er die kleine Lichtung auf und nieder und lugte nach rechts und links, wie ein Mensch, der nicht weiß, von welcher Seite her das Schicksal ihm die Entscheidung bringen wird. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und lauschte. Alles still. „Freilich“, sagte er zu sich selbst, „ich bin fast um eine

Digitized by Google

Stunde zu früh! Aber gleichviel! Wenn er wüßte, wie ich vor Sehnsucht brenne, wenn er eine Ahnung von Dem hätte, was wahre, feurige Liebe heißt, er wäre längst auf Sturmesflügeln herausgeeilt — unbekümmert um den Wortlaut unserer Verabredung. Nein, er hat Emmy nie geliebt! . . . Oder sollte ihn das gestrige Versprechen gereuen? Ha, wahnsinniger Gedanke! Hätte mich der Boshafte nur darum auf den Gipfel des Glückes gehoben, um mich um so vernichtender in die Tiefe der Verzweiflung zu stürzen? Thorheit! Ich bin undankbar! Er ist ein großes, edles Gemüth! Wer weiß, ob seine Großmuth nicht mit geheimen Kämpfen verknüpft war, die um so gewaltiger erschüttern, als er sie meisterhaft zu maskiren versteht! Emmy zu verlieren — giebt es ein vernichtenderes Weh unter der Sonne? Doch nein! Er war so ruhig, so heiter . . . Es war kein Herzensopfer . . ."

Er zog die Uhr.

„Ein Viertel nach Zehn!" murmelte er vor sich hin . . . „Noch drei Viertelstunden, wenn er pünktlich ist!"

Da schlug das Rollen eines Wagens an sein Ohr. Er eilte mit hastigen Schritten nach der Landstraße. Zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen erblickte er den wohlwollenden Freund von gestern an der Seite Louisen's, der gnädigen Cousine. Was ihn aber noch weit mehr befremdete, als dieses tête-à-tête im Einspänner, das war der ihm unerklärliche Umstand, daß der Wagen in diesem Augenblicke Kehrt machte und sich anschickte, die Richtung nach der Stadt zu nehmen.

Der scharfsinnige Leser wird sich diese Thatsache leichter zu deuten wissen. Nachdem der erste Rausch der beiden Liebenden vorüber war, trat die vernünftige Erwägung in ihre Rechte. Leopold wäre für's Leben gern bis in alle Ewigkeit fortkutschirt, allein er gedachte der Verabredung mit dem Lieutenant. Louise ihrerseits mußte einsehen, daß die angebliche Fahrt nach dem Schlößchen nur eine Kriegslist gewesen; unter allen Umständen konnte sie ihren Bräutigam nicht begleiten, selbst wenn dieser, wie er scherzend versicherte, seine Exschwiegermama in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen hatte. Von den verwandtschaftlichen Beziehungen Louisen's zu dem jungen Brausekopf, den er unter die Linde bestellt hatte, wußte Leopold nicht das Geringste, sonst würde er bei seiner Vorliebe für pikante Situationen vielleicht doch noch einen andern Schlachtplan entworfen haben. Wie die Dinge lagen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als dem Wunsche seiner schönen Braut Folge zu leisten und umzukehren.

Der Lieutenant, dessen Gestalt von dem fast mannshohen Dickicht der Chausséeböschung verdeckt wurde, war weder von Leopold noch von Louise bemerkt worden. Sein scharfer Blick hatte jedoch, wie bereits angedeutet, das für ihn so unerwartete Paar erkannt. Auch ohne die Ungeduld der Liebe, die ihn verzehrte, würde er vor Begierde gebrannt haben, dies seltsame Räthsel auf der Stelle zu lösen. Er trat also rasch aus den Büschen, hielt beide Hände nach Art eines Sprachrohrs vor den Mund und rief den Dahinrollenden aus voller Kehle nach:

Digitized by Google

„Cousine! Louise! He! Hollah! Doctor! Ich bin's! Cousine!"

Leopold und seine Begleiterin sahen sich mit den Geberden der lebhaftesten Ueberraschung um.

„I Du mein Gott, das ist ja Vetter Otto!" sagte die junge Frau, nicht ohne zu erröthen.

„Dein Vetter, Liebchen? Es ist der tolle Officier, der mich gestern à tout prix erschießen wollte!"

Der Lieutenant winkte und rief noch lauter und umgestümer.

„Umkehren!" donnerte er durch den stillen Tannenwald.

„Gut. Kehren wir um. Ich bin begierig, was er uns zu sagen hat!" flüsterte Louise.

Leopold sah die Sachlage mit einem Male in einem neuen Lichte. Ein verwegener Gedanke reifte in seinem Hirn. War Louise des Lieutenants Cousine, so hatte ihre Anwesenheit auf dem Schlößchen eine gewisse Berechtigung. Ueberdies traute der erfahrene Mann sich genug Tact und Gewandtheit zu, alle Klippen einer peinlichen Situation siegreich zu umsegeln. Seine moralische Ueberlegenheit, die Beredsamkeit der vollendeten Thatsachen, die Beschämung, die Ueberraschung und die Aussicht, trotz aller dieser unerwarteten Wirrnisse eine befriedigende — wenigstens relativ befriedigende Lösung zu finden — das waren Momente, denen selbst eine Frau von dem Charakter der Hofräthin nicht widerstehen würde. Die Idee, zu gleicher Zeit seine Braut und den Bräutigam Emmy's zu präsentiren, hatte etwas so Reizendes für ihn, daß er beschloß, Alles daran zu setzen, um Louise für die Sache zu gewinnen.

Zunächst richtete er an Otto und die hocherglühende Geliebte eine Doppelansprache, die also lautete:

„Herr Lieutenant, ich habe die Ehre, Ihnen hier meine theure Braut, Louise von Ustendorff, geborene von Gerhard, zu präsentiren."

„Louise, ich erlaube mir, Dich hier mit dem glücklichen Bräutigam meiner Emmy bekannt zu machen."

Es folgten nun einige Minuten des Fragens und Aufklärens, über deren Details der Erzähler füglich hinweggleiten darf. Louise machte ihrem Cousin Vorwürfe, daß er trotz seiner Zusage noch an demselben Abend zur Ausführung seines gottlosen Vorhabens geschritten sei. Otto entschuldigte sich mit dem guten Erfolg seiner Thorheit und verlieh seinen freundschaftlichen Gesinnungen gegen den ihm jetzt zwiefach theuren Exbräutigam Emmy's den glühendsten Ausdruck. Man gratulirte sich in allen Tonarten und brachte schließlich das unvermeidliche „Was nun?" auf's Tapet.

Leopold entwickelte alsbald mit aller ihm zu Gebote stehenden Rhetorik den vorgedachten Plan und begegnete den begreiflichen Bedenken und Einwürfen Louisen's mit so gutem Erfolg, daß sie zuletzt mit der Bemerkung einwilligte, sie wälze alle Verantwortlichkeit auf das Haupt des Geliebten. Otto war gleich von Anfang an für das Project Leopold's Feuer und Flamme gewesen und so schickte man sich denn zur

Digitized by Google

Attake an. Der Lieutenant ſtieg auf den etwas unbequemen Rückſitz, dem Doctor gegenüber; Louiſe ſchüttelte noch einmal, wie im letzten Anflug einer ſouverainen Mißbilligung das ſchöne Haupt, und dann ging es in vollem Galopp dem nahe belegenen Schlößchen zu.

„Haben Sie die Photographie bei ſich?“ fragte Leopold, als er aus dem Wagen ſprang und die Zügel einem herbeieilenden Bauernburſchen zuwarf.

„Das Bild Emmy's?“

„Das mit der rührenden Inſchrift?“

„Jawol, Doctor.“

„Wollen Sie mir's auf ein paar Augenblicke anvertrauen?“

„Mit Vergnügen.“

„Nun denn, in's Treffen!“

Die Hofräthin war nicht wenig erſtaunt, als die Zofe ihr den dreifachen Beſuch meldete. Ihr Staunen verwandelte ſich geradezu in Verblüfftheit, als ſie den Lieutenant erblickte, den ſie ſeit vier Wochen principiell nicht mehr vorgelaſſen hatte.

„Ich bringe Ihnen hier liebe Verwandte, verehrte Frau Hofräthin“, ſagte Leopold mit einer höflichen Verbeugung.

„Sehr angenehm, Herr Schwiegerſohn . . . Darf ich bitten, gefälligſt Platz zu nehmen.“

Louiſe und ihr Couſin folgten dieſer Einladung mit einer inſtinctiven Bereitwilligkeit, der man bei einiger Beobachtungsgabe anmerken konnte, daß es Beiden nicht ganz behaglich zu Muthe war. Das Herz des Lieutenants ſchlug ganz ſubordinationswidrig gegen die blanken Uniformsknöpfe und die junge Frau wußte nicht, wo ſie die Blicke laſſen ſollte.

„Und Emmy?“ fragte Leopold.

Otto zuckte zuſammen.

„Oh, Emmy iſt ſehr beſchäftigt“, erwiederte die Hofräthin lächelnd.

„Ja, ja, die Ausſtattung! Aber gleichviel, liebſte Frau Hofräthin: auf ein paar Minuten wird das gute Kind ſchon abkommen können. Wollen Sie ſo gütig ſein . . .?“

Die Räthin klingelte.

„Annette“, ſagte ſie in näſelndem Tone, „ich laſſe das Fräulein bitten, für einen Augenblick in den Salon zu kommen.“

„Unterdeſſen erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Verwandten in aller Form vorſtelle. Frau von Uſtendorff . . .“

Louiſe verneigte ſich.

„Herr Lieutenant von . . . von . . . Parbleu, lieber Otto, ich bin nicht capabel Deinen Namen zu behalten . . .“

„Ich habe bereits die Ehre“, ſagte die Hofräthin mit eiſiger Kälte.

„Ah, tant mieux, tant mieux . . .“

In dieſem Moment öffnete ſich die Thür. Emmy erſchien auf der Schwelle. Sie trug ein reizendes, graues Hauskleidchen. Ihre Wangen

Digitized by Google

waren bleich. Die schönen, blauen, etwas schläfrigen Augen athmeten eine geheimnißvolle Wehmuth.

Als sie den Lieutenant erblickte, zuckte sie zusammen. Auch Otto erbebte bis in die Degenspitze.

Leopold eilte dem erschrockenen Mädchen entgegen und küßte ihr ehrerbietig die Hand. Dann faßte er mitten im Saale Posto und zog die bewußte Photographie aus der Tasche. Laut und deutlich las er wie folgt:

„Meinem heißgeliebten Otto mit hundert zärtlichen Küssen. — Emmy!"

Das arme Kind schrie auf, als dränge ihr ein Dolch in's zitternde Herz.

„Was soll das heißen?" stammelte die Räthin stirnrunzelnd.

„Das soll heißen, daß Otto von Emmy heiß geliebt und hundertfach geküßt wird. Ich dächte, das wäre deutlich."

„Ich begreife nicht . . . Sind Sie von Sinnen, Herr Schwiegersohn . . .?"

„Ich heiße Leopold. Otto, der Heißgeliebte, sitzt dort im Sessel und schlottert mit den Knieen."

„Um aller Heiligen willen . . ."

„Hören Sie mir zu, beste Frau Hofräthin. Ihre liebe, kleine Emmy ist ein herziges Mädchen; eine reizendere, vollkommenere Braut existirt vielleicht nur einmal im deutschen Reiche . . . aber sie hat, von meinem Standpunkt aus betrachtet, einen unverzeihlichen Fehler . . ."

„Herr Doctor!"

„Einen unverzeihlichen Fehler, sage ich. Ihr Herz gehört einem Andern!"

„Wer sagt Ihnen das? Ein Scherz, eine Spielerei . . ."

Jetzt war die Reihe zu reden am Lieutenant.

„Oh, gnädige Frau", seufzte er aus der tiefsten Tiefe seines Busens, „machen Sie zwei junge, fröhliche Herzen nicht für ewig unglücklich. Emmy liebt mich, wie ich sie liebe — glühend, unauslöschlich — und nur die kindliche Ehrfurcht vor dem Machtspruch einer theuren Mutter war im Stande, sie zu einem Schritte zu bewegen —"

„Wozu diese Umstände?" rief Leopold. „Machen wir's kurz! Sie begreifen, Frau Räthin, daß ich unter den obwaltenden Verhältnissen auf alle mir eingeräumten Rechte verzichten muß. Der wahre, echte und eigentliche Bräutigam steht hier. — Fräulein Emmy, treten Sie näher. Hierher, lieber Lieutenant! — Die Frau Räthin willigt mit Vergnügen in Eure Verbindung! Reicht Euch die Hände!"

Emmy schluchzte vor Ueberraschung und Seligkeit. Schüchtern hob sie die rosigen Finger.

„Zurück!" schrie die gereizte Mama im Zustand einer bedrohlichen Aufwallung. „Ueber die Hand meiner Tochter habe ich zu verfügen!"

„Beste Frau Hofräthin! Beugen Sie sich doch dem Gebote der Schickung!" schmeichelte Leopold, indem er zwischen die entrüstete Mutter

Digitized by Google

und die Liebenden trat. „Bedenken Sie die Folgen! Ein sitzengelassenes Töchterchen, sitzen gelassen drei Wochen vor der Hochzeit! Was werden die Leute sagen? Die Welt kennt nicht meine Beweggründe! Jedermann wird seine häßlichen Glossen machen. Ach, und die schöne Ausstattung! Wollen Sie alle diese Mühe umsonst gehabt haben? . . . Ach, Sie erwiedern mir vielleicht, es werde sich schon ein anderer Freier finden? Schau, schau! Aber ich glaube, unsere Emmy ist durch Schaden klug geworden! Sie wird lieber sterben, ehe sie zum zweiten Mal einen Bräutigam acceptirt, den ihr Herz nicht gewählt hat. Und was haben Sie eigentlich an diesem guten Jungen da auszusetzen? Er liebt Ihre Emmy zum Rasendwerden, ist brav, tapfer, ehrlich, hat sein anständiges Auskommen und fühlt für Sie, gnädige Frau, eine Verehrung, die Angesichts Ihrer Handlungsweise geradezu unbegreiflich ist. Kein Wort des Grolls, des Vorwurfs ist über seine Lippen gekommen. Sie werden in Otto einen Schwiegersohn finden, der Sie auf den Händen trägt. Alle Unannehmlichkeiten und Fatalitäten, aller Jammer und alle Noth hat ein Ende, wenn Sie Ja sagen. Kann eine Frau von Ihren Geistesgaben, von Ihrer Charaktergröße, von Ihrer mit so vieler Würde gepaarten Milde die Einwilligung verweigern, wo es sich um das Glück zweier unschuldigen Menschen, um die Ehre des Hauses, um die Gerechtigkeit der Weltordnung handelt?"

Die Hofräthin war geschlagen. Sie ließ das Kinn nachdenklich auf die Brust fallen. Dann beschloß sie, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ein breites Vollmondslächeln goß seinen verklärenden Schimmer über die schroffen, unsympathischen Züge.

„Na, habt Ihr Euch denn wirklich so gern, Kinder?" näselte sie mit affectirtem Wohlwollen.

„Wahnsinnig!" schrie der Lieutenant.

„Ja, Mama!" sagte Emmy.

„Na, und Du willst ihn also haben, den jungen Herrn da?"

„Wenn Du gütigst erlaubst, liebe Mama", lautete die schüchterne Antwort.

„Nun, so nehmt Euch, meinetwegen, und heirathet Euch nach Herzenslust! — Ich sehe, es ist gegen die Intriguen der Jugend nicht aufzukommen!"

„Frau Räthin!" begann jetzt Leopold in feierlichem Tone.

„Mein Herr?" fragte die Dame pikirt.

„Ich hoffe, wir bleiben gute Freunde! Ich gehöre ein wenig zur Familie. Der Herr Lieutenant und Frau von Ustendorff sind zwar zur Zeit mit mir weder verwandt noch verschwägert, aber ich gedenke diesem Uebelstand abzuhelfen."

„In der That, mein Herr, ich verstehe Sie nicht."

„So erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle. Meine Louise ist die leibliche Cousine Ihres Herrn Schwiegersohns."

Die junge Frau grüßte die betroffene Räthin mit vieler Anmuth und bat in herzgewinnendem Tone um Verzeihung, daß sie es gewagt

Digitized by Google

habe, die ungeladene Zeugin dieser intimen Scene zu sein. Die alte Dame nickte bedächtig mit der großen Flügelhaube, als gehe ihr mit einem Male ein gewaltiges Licht auf.

„Stehen die Actien so?“ murmelte sie dumpf vor sich hin. „Sieh da, sieh da! Das hätte ich mir nicht träumen lassen.“

„Gnädige Frau“, versetzte Leopold, „wir haben zwei Perlen in einem Netze gefangen. Sie sollen Alles erfahren, bis auf's Jota, und dann werden Sie mit dem Ihnen eigenen Scharfsinn einsehen, daß es so kommen mußte. Wenn Sie gestatten, so bleiben wir zum Frühstück. Meine Louise brennt ohnehin vor Begierde, Sie kennen zu lernen.“

„Nun denn, Herr Doctor . . . Hier ist meine Hand. Kommen Sie, Herr Lieutenant . . . Das Schicksal hat gesprochen, ich vergebe Ihnen.“

„Theure Mutter!“ flüsterte Otto.

„Edle, tief angelegte Natur!“ sprach Leopold mit Emphase, „ich erwartete es nicht anders! Eine Hofräthin Fabricius konnte nicht hassen, wo Alles liebte!“

Er führte die Hand der Exschwiegermama mit theatralischem Pathos an die Lippen.

„Und Fräulein Emmy“, sagte er nach einer Pause. „Ich habe zwar jetzt kein Recht mehr auf Ihre freundlichen Blicke — aber einmal können Sie mich doch noch so recht lieb und nett anschau'n . . . So! Nicht wahr, wir bleiben uns gut?“

Das stille blonde Kind nickte. Louise schritt auf sie zu und schloß die neue Freundin in stummer Zärtlichkeit an die hochklopfende Brust.

Digitized by Google

Pariser Theaterzustände.

Von **Paul d'Abreſt.**

(Verfaſſer der Erinnerungen „aus den Tagen der Pariſer Commune".)

I.

Schnell und unerwartet brachen die Stürme fürchterlichſter Art über das franzöſiſche Volk herein; wie vom Blitz zerſchmettert ſank die einſt ſo hoch geprieſene Macht und Herrlichkeit zu Boden.

Aber wenn das Unglück raſchen Schrittes kam, ſo erfolgt jetzt, wenigſtens was die materielle Seite des Lebens anbetrifft, die Wiederherſtellung deſſelben nicht minder raſch. Selbſt Diejenigen, welchen die Elaſticität des franzöſiſchen Volkscharakters ein Axiom iſt und welche die Reſſourcen des Landes in ihrer ganzen Ausdehnung kennen, müſſen über dieſen raſchen Aufſchwung ſtaunen.

Trotz des Wirrwarrs der politiſchen Lage, trotz des parteiiſchen, oft widerlichen Treibens der Verſailler Nationalverſammlung, trotz der Unſicherheit, welche in Betreff der Zukunft herrſcht, arbeitet Alles daran, die verlorene Zeit einzuholen und die während der Kriegs- und Revolutionsepoche dem Nationalwohlſtande beigebrachten Schäden auszubeſſern.

Der Handel hebt ſich, der Luxus von ehemals kommt trotz der allgemeinen Theuerung wieder zu Ehren, die Reclame, dieſer Barometer der öffentlichen Thätigkeit und Erfindungsgabe, behauptet den erklommenen Höhepunkt, die Speculationswuth erfüllt den Tempel des Mammons mit wüſtem Getöſe und bis zu einem gewiſſen Grade hat Paris ſeine frühere Eleganz, ſeinen Reiz und jene Anziehungskraft wiedergewonnen, die einſtmals bis unter den Aequator fühlbar war.

Allein es giebt ein Gebiet, auf welchem die Wiedergeburt ganz beſonders raſch von Statten ging; ich meine das Theater.

Die Dramaturgen, und ihre Zahl in Paris iſt bedeutend, konnte der Vorwurf der Unthätigkeit gewiß nicht treffen; im Gegentheil, ſelten gab es in jeder Theaterkanzlei eine ſolche Fülle von Material. Ob die Qualität mit der Quantität in richtigem Verhältniſſe ſteht, das iſt eine Frage, die nur nach eingehender Unterſuchung beantwortet werden kann. Bei dieſer enormen Production iſt es nicht leicht, mit einem klaren, aber kurzen Ueberblicke die Zuſtände des heutigen Pariſer Theaters zu ſchildern. Die Maſſe iſt zu groß.

Manche Stücke, welche eine Erwähnung verdienen, ſind bereits vom Zettel verſchwunden und durch ebenſo intereſſante Novitäten verdrängt worden; ſo manches Schauſpiel, welches „Four" gemacht, wie der techniſche Ausdruck für Erzeugniſſe lautet, welche das Malheur hatten, keinen Anklang zu finden, wurde mit Ziſchen und Pfeifen zur Ruhe beſtattet, nachdem es nur einen Abend gelebt — aber immer neue Waſſer ſprudeln aus den unverſiegbaren Quellen.

Die Bühne iſt mit dem Leben in Frankreich auf's Innigſte verbunden; ſie iſt hier nicht der Luxusartikel einer Klaſſe, wol aber das Bedürfniß für die geſammte

Digitized by Google

Bevölkerung, sie hat hier mehr Einfluß auf die allgemeine Bildung, als anderswo Schulen, und die Bretter bedeuten hier wirklich die Welt.

Die Entbehrung des Theaterbesuches während der drangvollen Belagerungszeit gehörte sicher zu den empfindlichsten, welche damals den Parisern auferlegt worden. Noch kurz vor der Einschließung von Paris, da die deutschen Streitkräfte kaum einen Tagemarsch von Paris standen, setzten ziemlich viele Theater ihre Vorstellungen ganz ruhig fort und erfreuten sich eines nicht unbedeutenden Zuspruches bis zum Momente, wo eine Verordnung des Polizeipräfecten Kératry sämmtliche Schauspielhäuser, Concerte ꝛc. von Amtswegen schloß. Allein im Laufe der Belagerung gab es für die Pariser kein größeres Gaudium, als dieser Verordnung ein Schnippchen zu schlagen und unter irgend einem patriotischen Vorwand zu einer „außerordentlichen Vorstellung" zu eilen. Da wurden gemischte Vorstellungen zu Gunsten der Hinterbliebenen, für den Guß der Kanonen, für die Bombardirten veranstaltet; für die Ausrüstung der Freiwilligenbataillone, für den Ankauf von Chassepots, für die Niedergebrannten von Chateaudun und Gott weiß unter welchen Vorwänden gingen Lustspiele und Possen über die Bühnen und man lachte so herzlich, so sorglos dazu, als wäre die Belagerung eine Mythe und alle drohende Gefahr nicht so viel werth, daß man sich darum scheere. Während das Bombardement am ärgsten wüthete und Kugeln beinahe fünfzig Schritte von demselben niederfielen, gab das Theater Cluny eine glänzende Abendvorstellung und am nämlichen Abend feierte das Theater français wie gewöhnlich den Geburtstag des großen Molière durch Aufführung einer Komödie des berühmten Satyrikers.

Später, während der Commune, da der Kampf noch rasender wüthete, hielten das „Théâtre français", „Le Gymnase" und einige andere offene Bühne, im Gaîtétheater weinten sich alle Abende die Nationalgardisten und deren Weiber die Augen aus beim Anhören des Rührstückes von Dennery „La Grâce de Dieu"; und daß Raoul Rigault, der blutige Communeprocurator, seine Abende in einer Loge der „Delassements comiques" zubrachte, weil er an einer der Statistinnen des Hauses Wohlgefallen gefunden, ist eine geschichtliche Thatsache.

Als nach der Maischlacht die Ruhe hergestellt war und das während eines Jahres fast gänzlich unterbrochene normale Pariser Leben wieder in Gang kam, da waren es die Schauspielhäuser, welche zuerst ihre Pforten öffneten. Lange bevor die meist geschlossenen Gewölbe sich aufgethan hatten, lange bevor die großen Magazine noch im Gasmeere strahlten, ja ehe noch die Verordnung der frühzeitig angesetzten Polizeistunde aufgehoben war, füllten sich allmälig trotz der Sommergluth schon alle Theater.

Bezeichnend genug war eine der ersten Erscheinungen der „regenerirten" französischen Bühne: das blödsinnige Zauber-, Ausstattungs- und namentlich Weiberstück „La chatte blanche" im Gaîtétheater. Dieses Product verdankte bereits vor dem Kriege den reichgemalten mannigfachen Decorationen und der überzähligen Musterkarte von Brünetten und Blondinen, die da kurzgeschürzt und gar nicht schüchtern in ihrem Wesen die lebende Staffage bildeten, eine Reihenfolge von zweihundertfünfzig bis dreihundert Vorstellungen; erst der Krieg hemmte den Siegeslauf der Wunderkatze. Der speculative Director der „Gaîté" glaubte die Kette der Genüsse des Pariser Publicums am Besten dort wieder anzuknüpfen, wo sie abgebrochen war. Er servirte daher seine „Weiße Katze" auf einigen neuen Schüsseln und um dieser

Digitized by Google

Wiederaufnahme etwas Hautgout zu verleihen, engagirte er die „Diva des Schoppens", Madame Theresa, zu dreihundert Francs den Abend. Richtig, das Stück zog und der glückliche Herr Boulet durfte sich die Hände reiben, als er alle Welt herbeiströmen sah und merkte, wie man sich an den Sprüngen der Clowns, den abgenutzten Späßen, den haarsträubenden Wortspielen, kurz allem Hergebrachten ergötzte, ganz wie früher. Der Geschmack des Publicums für widersinnige, aber dem Auge gefällige und dazu lascive Stücke hatte keine Aenderung erfahren, sondern war ganz ans dem Schiffbruche gerettet worden. Freilich gab es in diesem Moment eben viele Fremde und Provinziale, die nach der noch rauchenden Hauptstadt gekommen waren, um sich die Ruinen anzusehen, und neben dem abgebrannten Paris auch das bestehende nicht verschmähten, und sich jeden Abend in die „Gaité" drängten, um dann zu Hause zu erzählen, welche Sündhaftigkeit im modernen Babylon herrsche trotz allen Heimsuchungen und Strafen!

Das wahre Publicum, d. h. das auserlesene, in Kunstsachen tonangebende Häufchen und die Menge, welche nach dessen Urtheil ihren Geschmack richtet, hielt sich fern.

Die Lage schien der feinern Welt noch zu unsicher, um den ungefährdeten Landaufenthalt zu verlassen; dazu war der Sommer so schön, die Natur winkte so freundlich, wie die schönste Decoration.

Die wirkliche Eröffnung der Theatersaison blieb daher bis zum vergangenen Herbste vertagt; da aber überfiel das Publicum ein wahrer Heißhunger, sämmtliche Häuser füllten sich, die Neues wuchsen mit jedem Abend, es war schwer, im Voraus sich eines Sitzes zu versichern. Man sah kaum auf die Placate, kümmerte sich wenig um das, was gespielt wurde, man wollte sehen und die Reprisen der ältesten, abgedroschensten Stücke füllten die Schauspielhäuser bis zum Erdrücken. Es war für die Kassen eine glänzende Periode, reich an Entschädigung für die erlittenen Verluste, und sie hält theilweise noch an.

Als diese Bewegung wahrgenommen wurde, erschallte durch die ganze Theaterwelt die Parole „Alle Mann auf Deck!" Aus den Cartons der Theaterbureaux zog man die bestaubten Elaborate hervor und mancher Dichter, der das „Product seines Geistes", die Frucht seiner schlaflosen Nächte für immer in der grünen Mappe vergraben wähnte, wurde durch die freudige Mittheilung einer baldigen Aufführung hoch beglückt. Die renommirten Federn wollten natürlich nicht zurückbleiben und machten sich an die Arbeit, um von unbekannten Kräften nicht überholt zu werden.

Die Theaterdirectoren ihrerseits begaben sich auf den Weg, um die berühmten darstellenden Künstler, die sich bereits in's Privatleben zurückgezogen, aufzufordern, den Mangel an Nachwuchs, der hier sehr fühlbar ist, zu ersetzen, den zu hoffenden Meisterwerken eine entsprechende Interpretation zu sichern. Von allen Seiten wurde gerüstet, um die Gunst des Publicums mit richtigem Verständnisse auszubeuten und die stets mit Vorliebe gepflegte dramatische Kunst mit einem neuen Nimbus zu umgeben.

Mit dem November öffnete sich die Aera der „Premières", der ersten Vorstellungen.

Nur Derjenige, welcher das „tout Paris" von ehedem gekannt und einige Zeit inmitten der gesellschaftlichen und literarischen Bewegung, wie sie früher war, verbracht hat, mag ahnen, welcher Reiz, welche Anziehungskraft in diesen beiden Wörtchen „Première représentation" lag, wenn dieselben auf

Digitized by Google

dem Theaterzettel einer der großen literarischen Bühnen oder der kleinen eleganten Modetheater prangten.

Es gab solche „Premières", welche Ereignisse waren, und alle übrigen Fragen in den Hintergrund drängten, für welche geworben und gerüstet ward, als gälte es eine Schlacht zu liefern, oder gegen die intriguirt ward, als handelte es sich um eine Cabinetskrisis; es gab solche erste Vorstellungen, welche dem Polizeipräfecten schlaflose Nächte verursachten und die verkleidete und uniformirte Polizei ebenso stark beschäftigten, als ob sie der Spur irgend eines Majestätsverbrechens nachzuspüren hätten.

Doch abgesehen von diesen außerordentlichen Effectvorstellungen, übte jede „Première" immer an und für sich eine bedeutende Anziehungskraft aus.

Nicht nur war der Reiz vorhanden, das „Gold" direct „aus der Münze" zu erhalten und Das frisch zu messen, was den Meisten nur später und aufgewärmt geboten ward; es war nicht nur das Vergnügen, über etwas noch nie Dagewesenes sein Urtheil geben zu dürfen: auch die eigenthümliche Zusammensetzung des Publicums war einer von den Gründen, weshalb diese Feierlichkeiten (als solche verdienen sie bezeichnet zu werden) so sehr gesucht und Plätze zu demselben manchmal mit fünf Louisd'or und darüber bezahlt wurden.

Mit einigen Ausnahmen, welche auf Rechnung des Zufalls kommen, war das specielle Publicum der ersten Vorstellungen immer das nämliche, man mochte einer derartigen Repräsentation beiwohnen entweder in der Oper oder im „Français", im „Gymnase", im „Vaudeville", in den „Bouffes" oder in den „Folies dramatiques"; es waren die nämlichen Gestalten, dieselben Gesichter, welche man im Orchester, im Balcon, in den Baignoirs und in den Logen antraf.

An solchen Abenden ward das Schauspielhaus zu einem Salon, wo sich fast Jedermann kannte, man fand sich da ein und in den Zwischenacten, welche bei den „Premières" sehr lange zu währen pflegen, ward in den „Foyers" ungezwungen geplaudert, die Urtheile über das eben Gesehene und Gehörte wurden gegenseitig ausgetauscht, es ward hier die öffentliche Meinung über das Stück gemacht. „Mots d'ordre" wurden darüber ausgegeben, wie die weiteren Acte des Stückes aufzunehmen seien, ob die Applaudissements der Claque unterstützt werden sollten, oder ob eine Protestation am Platze wäre.

In den Logen stattete man sich gegenseitig Besuche ab, und wer in das Pariser Leben Einsicht gewinnen wollte und wen es vielleicht gelüstete, seine Geheimnisse zu entdecken, der durfte nur mit einem scharfen Glase das Treiben in den Logen und das Mienenspiel während der Visiten beobachten; wie denn überhaupt hier das Schauspiel im Zuschauerraum zuweilen ein größeres Interesse bot, als das auf der Bühne spielende Stück.

Darum waren die „Premières" wahre Leckerbissen; man war aber bei der Wiedereröffnung der Pariser Theater über den Punkt nicht beruhigt: ob das gewohnte Publicum sich einfinden würde? . . . . „Das Stück ist wol da, allein werden wir das tout Paris haben?" so fragten ziemlich besorgt die Impresarii, an die schönen Tage zurückdenkend, wo die glänzendsten Equipagen vor die Thüre rollten und gegen Ende des Stückes alle Eingänge mit gepuderten oder ungepuderten Lakaien besetzt waren.

Die Besorgnisse der „Theaterwirthe" waren aber grundlos; das Publicum hatte sich eingefunden, ganz wie vor dem Kriege, mit der einzigen Aus-

Digitized by Google

nahme des Hofes, über dessen Logen der angebrachte Adler überall entfernt worden war. Je nach ihrem Geschmacke hatten die Theateradministrationen auf den nunmehr ominösen Vogel, die einen ein riesiges „R F“ (République Française) gezeichnet, während Andere die Stellen, an denen er gesessen, ganz leer ließen.

Die Abwesenheit des kaiserlichen Hauses wird aber in der Regel um so weniger bemerkt, als bei den „Premières“, auch jetzt wenigstens, drei „Baignoirs“ mit irgend welchen Prinzen sammt Familie angefüllt sind. Dann liest man am nächsten Tag in den Zeitungen, die sich den Anschein geben wollen, auch über die intimsten Details am Besten unterrichtet zu sein: „Der Graf von Paris, der Herzog von Aumale, der Prinz von Joinville saßen gestern im X-Theater und gaben oft das Zeichen des Applauses.“ Gute Reclame, welche noch heut' ebenso wirkt, als in der kaiserlichen Zeit.

Also nach und nach hatte sich das heilige Bataillon der „Premières“ eingefunden. Vor Allem die Journalkritiker, an Zahl Legion; wenn man sie so feierlich und so ernst im schwarzen Frack und weißer Halsbinde dasitzen sieht, glaubt man in der That, sie bilden ein Jury und der unglückliche Dichter betrachtet sich als ein Angeklagter, auf dem Armensünderbänkchen seines Schicksales harrend. Die Obmänner dieser kunstgerechten Schwurgerichte sind Jules Janin, Théophile Gautier, Männer, welche die trockene, banale Recension auf die Höhe einer wahren Kunst brachten und die ihren Schülern, den Kritikern der gesammten französischen Presse, wie sie auch heißen mögen, dem beißenden, boshaft witzigen Sarcey, dem ästhetischen St. Victor, dem gelehrten Bièville, dem gemüthlichen Foucher und dem vielbewanderten Ulbach eine Eigenschaft gaben, welche sie bis jetzt auch bewahrt haben und welche eben der französischen Theaterkritik den Einfluß und die Achtung erwarb, mit der sie umgeben ist: die Unabhängigkeit des Urtheils.

Neben den Prinzen des Feuilletons nehmen die Barone der Finanz die Ehrenplätze ein. Man erkennt sie leicht an ihrer Beleibtheit, der lächelnden, sorglosen Miene. Eine Musterkarte aller Illustrationen, Deputirte, Sportsmänner, Träger der größten Namen sitzen da zusammengedrängt neben den Illustrationen einer andern Sorte, den Heldinnen der „Demimonde“, welche im Voraus bei der Festivität ihren Platz angewiesen erhalten haben.

Auch andere Berühmtheiten, aber anderer Sorte, dürfen bei diesen ersten Vorstellungen nicht fehlen, so z. B. der Restaurateur Brébant, der das Privilegium besitzt, die elegante Literatur zu speisen, und der aus diesem Grunde bei jeder „Première“ ebenso gut seinen Sitz zugeschickt erhält, wie der Feuilletonist des „Temps“ oder der „Débats“.

Mit der Presse verfahren nämlich die Directionen sehr glimpflich, jedes bedeutende Journal erhält nebst zwei Sitzen für den Recensenten eine Loge; ein Beweis, welches Gewicht man auf das Urtheil der Montags-Feuilletonisten legt.

II.

Die beiden leuchtenden Sterne am dramatischen Himmelszelt bleiben bis auf Weiteres Sardou und Dumas der Jüngere; der Name Eines von Beiden auf dem Theaterzettel bedeutet für den Director volle Kasse und für das Publicum fast immer Genuß, auf jeden Fall aber Anregung. Seit dem Kriege versuchte sich Sardou auf zwei Gebieten, die ihm bis dahin fremd geblieben waren: dem Zauberstück und der satyrisch-politischen Komödie.

Digitized by Google

Mit Offenbach, der die Musik dazu lieferte, und in Colleboration mit den ersten Decorationsmalern und Theaterschneidern fabricirte der Verfasser der „Famille Benoiton“ und der „Pattes de Mouche“ das Zugstück „Le Roi Carotte“, für dessen Ausstattung der Director der Gaité, Herr Boulet, über zweihunderttausend Francs verausgabt haben soll. Das Stück, ein würdiger Nachfolger der „Weißen Katze“, zieht das Publicum an, ob Sardou, ob Offenbach oder ob den Malern und Costumiers die Ehre des Erfolgs gebührt, ist eine Frage, welche die Herren unter sich abmachen können; ich für meinen Theil erkläre nach reiflicher Erwägung, daß den beiden Letzteren der größere Antheil und das meiste Verdienst gebührt.

Und doch nehmen die Herren Offenbach und Sardou fast die ganze Tantième in Beschlag, alle Abende sechs- bis siebenhundert Francs, ausgenommen zwei Procent, die sie mit rühmenswerther Großmuth dem Maler Chevet überlassen.

Dafür dichtete Sardou allein, d. h. mit der gewohnten Benutzung und Ausbeutung der den Laien unbekannten Quellen, seinen Rabagas. Die Tagespresse hat genügend über die Geburtswehen dieses dramatischen Pamphlets berichtet, es ist bekannt, wie stürmisch es am ersten Abend herging, mit welchem Gezisch und Gebrüll die beißendsten Schlagwörter aufgenommen wurden, wie Applaus und Pfeifen wild gegen einander tobten und wie um ein Haar der elegante Vaudevillesaal zum Schauplatz eines Faustkampfes geworden wäre. Damals fehlte es nicht an Leuten, die dem Stück keine fünf Vorstellungen prophezeiten und in den Montags-Feuilletons wurde Sardou sehr hart mitgenommen; man warf ihm die Wahl des allzu brennenden Stoffes vor, rechnete es ihm zum Verbrechen an, auf die Entzweiungen und Parteizerklüftungen speculirt zu haben; dazu wurde auch der dramatisch-literarische Werth des Stückes als ein sehr geringer bezeichnet, kurz, die Kritik stellte mit mathematischer Uebereinstimmung dem Stück ein wenig erfreuliches Prognostikon.

Allein der schlaue Victorien ließ die Zischer zischen und erfreute sich fürbaß an dem Urtheil der Kritik; er wußte wol, daß die beste Reclame, die ihm zu Theil werden konnte, darin bestand, in die Welt hinauszuposaunen, daß er, Sardou, ein schlechtes, ein miserables Stück geschrieben habe. Er, das verwöhnte Schooßkind aller Directoren und des Publicums, er, der an Triumphe seit sieben bis acht Jahren gewöhnt war, er, der sich nur auf irgend einer Bühne zu zeigen brauchte, um zu siegen, er, Sardou, hatte eine Mißgeburt erzeugt. Fürwahr, wie mag denn ein schlechtes Sardou'sches Stück aussehen, wie fing er es an, um eine schlechte Komödie zu schreiben, er, der nur gute machen konnte?

Lauter pikante Fragen, welche dahin führten, daß Jeder selbst die Lösung sich holen wollte. Alles strömt Abends nach der Chaussée d'Antin aus Neugierde und aus Schadenfreude, um zu sehen, wie ein Sardou fehlen kann; Jedermann kauft gern für acht, sechs, vier oder zwei Francs das Recht, ausrufen zu dürfen „Dieu, que c'est mauvais“. Da aber alle Welt den Nichterfolg constatiren will, wird aus dem Stück ein kolossaler Kassenerfolg.

An und für sich steht Rabagas unbedingt unter den übrigen Producten dieses fruchtbaren Dichters, allein eine so herbe Verdammung, wie es unter dem Eindruck des politischen und einseitigen Parteistandpunktes erfuhr, verdient Rabagas doch nicht. Die drei ersten Acte sind gut construirt, lebendig

Digitized by Google

und an ergötzlichen Episoden nicht arm; namentlich der zweite Aufzug, in welchem uns eine hyperradicale Redaction vorgeführt wird, wo die Leitartikel bei Absynth und Bier verfaßt werden, wo das Wort „Gott" bei einer Strafe von fünfzig Centimen nicht ausgesprochen werden darf, wo die possierlichsten Verschwörer ihre Ränke schmieden ꝛc. ꝛc., dieser Aufzug würde für sich allein ein vorzüglich abgerundetes Vaudeville bilden.

Der dritte Act beginnt schon verworren zu werden, in den beiden letzten aber, wo seiner Gewohnheit gemäß Sardou die allgemeine satyrische Tendenz in den Hintergrund drängt und die Intrigue hervortreten läßt, ballt sich die politische und rein dramatische Handlung zu einem solchen Knäuel zusammen, daß es den Zuschauer ordentlich Mühe kostet, mit der größten Anstrengung allen Verwickelungen und Verwechslungen, die der Verfasser hier einflicht, zu folgen — der Satyre geht so zu sagen der Athem aus und das ziemlich breit angelegte Pamphlet endigt wie eine ehrsame Bürgerkomödie mit einer Heirath. Der prinzliche Papa giebt zu der Copulation seiner Fräulein Tochter mit einem jungen Gardelieutenant, ihrem Vetter, mit dem sie ein unschuldiges Verhältniß angesponnen, seinen Segen, wie ein guter Gewürzkrämer die Hand seines Sprößlings in die Rechte etwa eines bevorzugten Commis legt.

Die Polemik hat sich des Rabagas bemächtigt und streitet sich um die Bedeutung der Hauptpersönlichkeit. Die Bonapartisten frohlocken über Sardou, sie erblicken in seinem Helden die Verkörperung des Mannes des 4. September, und vor Allem Gambetta's, sie begrüßen ferner in dem Fürsten, der die besten Absichten hat und vor den Klagen der systematischen Opposition nie sicher ist, ihren verehrten Kaiser, dem es, wie sie behaupten, eben so ging wie dem vielgequälten Herzog von Monaco. Freilich übersehen die Lobseligen den Umstand, daß eben dieser ausgezeichnete Fürst in seinen Staaten die Maitressenwirthschaft einführt und sich nicht scheut, seine Geliebte der eigenen Tochter (einer Prinzessin von Geblüt, die Nachts hinter Mauern mit einem Gardeofficier lustwandelt) als Gouvernante beizugeben. Er trägt also eben nicht dazu bei, das Ansehen der Regenten zu heben.

Doch bei der Auffassung eines Theiles des Publicums haben derartige Verstöße gegen die Sitte nicht viel zu bedeuten und nur ein Pedant vermag sich darüber aufzuhalten.

Ob Rabagas wirklich Gambetta heißt, ist eine Frage; denn das bezeichnete Original hat nie seine Grundsätze verleugnet, wie der Sardou'sche Held, er kam durch die Revolution an's Ruder und erbettelte also nicht die Stelle von der Gnade eines Fürsten. Im ersten Theile des Stückes mag man wol einige Züge auf Gambetta beziehen und nicht einmal auf den Gambetta von heute, der auf dem Wege ist, ein Staatsmann zu werden, sondern auf den ehemaligen Stammgast des Café Procope, an den Abgott der Studenten des linken Ufers. Aber von dem Moment an, wo Rabagas, nachdem er eine Einladung zu Hofe bekommen, den Demokraten über Bord wirft, seine Freunde, Duzbrüder und Mitverschworene, verhaftet, das Volk, das er gestern aufwiegelte, niederkartätschen lassen will, und der schließlich, als er sein Portefeuille in Gefahr sieht, sich an dasselbe festklammert, jede Schmach erduldet, alle Erniedrigungen acceptirt, um nur das geliebte Marequin nicht fahren zu lassen, dieser Rabagas heißt im gewöhnlichen Leben nicht Gambetta, sondern Ollivier. Auf diese Art und Weise ist der Sardou'sche Held ein Centaur, halb Mensch, halb Pferd, halb Ollivier, halb Gambetta; der

Digitized by Google

Typus eines Ehrgeizigen, der seinem Interesse Alles aufopfert; aber der nicht, wie Sardou es angenommen hat und wie es allgemein gedeutet wurde, eine ganze Partei in sich verkörpert. Sardou hat zu weit ausgeholt und schlug über das Ziel hinaus, darum bleibt die politische Bedeutung dieses Stückes eine höchst geringfügige und sein Typus wird zu einem Zerrbild, die ihn umgebenden Persönlichkeiten sind durchaus Carricaturen.

Zudem ist der Ton des Stückes ein höchst unschicklicher; bei einem Intriguenspiel ist man gewohnt, den Gedanken mit Anspielungen und Anzüglichkeiten ausgestattet zu sehen, der Witz muß in den feinen Pointen stecken. Aber diese Methode verschmäht Sardou, er rühmte sich selbst kurze Zeit vor der Aufführung, den Stier bei den Hörnern zu packen, und also that er: er wirft nicht mit Pfeilen, wol aber mit schweren Pflastersteinen nach seinen Gegnern, seine Satyre ist nicht die Peitsche, deren Streiche unter die Haut bis an's Blut dringen, sie ist ein Knüttel, der den Kopf einschlägt.

Ueberhaupt herrscht dieser Ton in den meisten politischen Stücken der französischen Bühne vor, ausgenommen den feingedachten und doch mit Lauge geschriebenen Le Gendre de M. Poirier, und die aus dem Jahre 48 stammende Foire aux Idées, welche einige gelungene Couplets enthält. Die Behandlung brennend politischer Fragen auf dem französischen Theater wird kaum jemals besser begriffen werden, als die richtige Ausübung der Preßfreiheit. Auf der einen Seite potenzirte Uebertreibungssucht, auf der andern leidenschaftliche Parteinahme für oder gegen, ohne daß für eine ruhige, unparteiische Beurtheilung ein noch so bescheidenes Plätzchen übrig bliebe. Die Censur sorgt schon ohnedies, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Ausbeutung der letzten Ereignisse für die Bühne war daher eine sehr beschränkte, kaum ist eine bissig sein wollende Revue im Variététheater zu erwähnen, und allenfalls noch ein von Herrn Gondinet verfaßtes Charakterstück, Paris zu Hause, Paris chez lui, welches das Treiben des internationalen High-Life und Half-Life darstellt, mit einigen Ausfällen gegen Deutschland, das in der Person eines verkrüppelten und verbrauchten, aber feinhörenden Diplomaten repräsentirt ist.

Zu der Kategorie der politischen Stücke dürften die beiden sehr interessanten Dramen, La Baronne von Ed. Foussier und Ed. Edmond, und der Artikel 47 von Belot gezählt werden. Beide, deren Erfolg durch die ausgezeichnete Darstellung noch erhöht wurde, behandeln socialistische Themata, der Artikel 47 namentlich erregte großes Aufsehen und hatte nicht nur auf der Bühne großen Erfolg, auch eine ziemlich wichtige Reform ist diesem Drama zu verdanken. Der Paragraph 47 des Strafgesetzbuches weist jedem entlassenen Sträflinge einen Zwangsaufenthalt an, den er ohne Erlaubniß der Polizei nicht verlassen darf; der Verfasser des besagten Stückes weist die traurigen Folgen dieser Verfügung nach. Ein paar Wochen nach der ersten Vorstellung erschien ein Erlaß des Justizministers, der den Artikel abänderte und den entlassenen Sträflingen die Freiheit des Aufenthaltes gewährt mit Ausschluß einiger großen Städte. Aber Belot mag auf diesen Erfolg stolz sein, er hat durch die Macht der Bühne ein Resultat erzielt, welchem zu Liebe sich ein halb Dutzend oratorischer Berühmtheiten heiser sprechen dürfen, ohne dasselbe zu erringen.

Vom Ambigutheater, wo zur großen Freude des ebenso geizigen als bildungsarmen Directors, Papa Billion, der Zielscheibe alles Spottes und aller Galle der kleinen Journalistik, der gegenüber er sich nicht freigebig genug

Digitized by Google

gezeigt, der Artikel 47 gegeben wurde, sind nur ein paar Schritte nach dem Gymnase. Dort herrschte noch vor wenigen Tagen Dumas der Jüngere, der aber stets, was das practische Leben betrifft, viel gereifter und überlegter war, wie sein himmlischer Windbeutel von Vater.

Man hat öfters und nicht mit Unrecht die Feder dieses Dichters, dem die Nachwelt die Rehabilitirung der Courtisane verdankt, mit dem Scirmesser der Chirurgen verglichen, welches sehr leicht einschneidet, rücksichtslos die zartesten Adern bearbeitet und keine Fiber unberührt läßt; in der That verfährt der jüngere Dumas auf diese Art mit dem menschlichen Herzen. Eine Carricatur des Charivari stellt den krausköpfigen Verfasser der Prinzessin George in Gestalt eines Fleischerknechts dar, der ein Herz aufschneidet; ich mag nicht entscheiden, welcher Vergleich zutreffender ist, und ob Dumas eher Fleischer ist als Chirurg, manchmal verfährt er aber als Henker. Seit Balzac war nie eine solch' derbe Rücksichtslosigkeit, eine solch' grausame Genauigkeit in der Behandlung menschlicher Triebe und Leidenschaften erhört; die Proclamation der Republik, für welche Dumas keine allzu große Sympathien fühlt, hat ihn von den letzten Fesseln befreit. Aus einer andern Feder schien die „Hochzeitsvisite", zu stammen, eine der gemeinsten und widerlichsten Zoten, die eine lascive Einbildungskraft zu erzeugen im Stande ist.

Das Motiv zu diesem Act, der mehr Aufsehen erregte, als manche fünfactige Comödie, ist das Axiom: „Du liebst, sobald Du eifersüchtig bist", und es wird an einem jungen Ehemann ausgeführt, der seine Frau und seinen Säugling seiner früheru Maitresse vorstellt, mit welcher er wolverstanden gebrochen hat, als er erfuhr daß diese eine Colette war, die ihn während drei Jahren genarrt hat. Als er sie wiedersieht, verfällt er der alten Leidenschaft und ist bereit, Frau und Kind zu verlassen um mit der holden Ungetreuen durchzugehen. Dieser aber war es nur darum zu thun, ein verwegenes Spiel mit dem pflichtvergessenen Gatten zu treiben, die früher erzählten Historien waren Fabeln und ihre Coketterie Verstellung; wie er das erfährt, ruft er aus: „Wenn ich mit einer honetten Frau leben will, dann habe ich ja die meinige." Diese typischen Worte schließen das Stück ab.

Die „Prinzessin George" ist breiter angelegt, aber im nämlichen Style und aus derselben Form gegossen. Die Pflichtvergessenheit des Gatten ist hier nicht mehr ein Vorhaben, sie ist zur Ausführung gelangt. Der Prinz George liegt in den Garnen einer gefährlichen Sirene, einer jener Courtisanen der großen Welt, die ihr Gewerbe unter einem durch Heirath erlisteten Wappen decken. Ein Wort kennzeichnet das Geschlecht. Der Mann der Gräfin befindet sich in der größten Verlegenheit, er braucht dreimalhunderttausend Francs; die Frau unter den Zügen der Mlle. Pierson erscheint auf dem Balle mit den kostbarsten Diamanten überladen, ein Hausfreund räth ihr, die Steine zu verkaufen oder zu versetzen. „Das geht nicht", antwortet sie, „die Steine sind mit meiner Haut verwachsen." Der Prinz George ist bereit dieser Person sein Vermögen und dasjenige seiner Frau zu opfern; diese erfährt Alles, jagt ihre Rivalin, die es wagt, sich bei ihr zu zeigen, fort und denuncirt sie überdies ihrem Manne, ohne aber den Namen des Ehebrechers zu nennen; der beleidigte Gatte hält Wache und . . . schießt einen jungen Gesandtschaftsattachés nieder, dem die Comtesse an diesem Abend zum ersten Mal ihr Boudoir erschlossen hat. Der wahre Liebhaber entgeht dem Loose, das seiner harrt, indem ihn seine Frau mit Liebkosungen und mit Gewalt abzuhalten sucht.

Digitized by Google

Auf dieses Thema hat Dumas seine nervöseste, anregendste Sprache verschwendet, es ist wie ein Feuerwerk von Schlagwörtern, die tief in's Fleisch schneiden, von bissigen Ausfällen, von Allusionen; Niemand besitzt so wie Dumas, um den Coulissenausdruck zu gebrauchen, die Gabe: die Bretter mit brennenden Sohlen zu durchschreiten (brûler les planches). Das Anstößige der Handlung, die Unwahrscheinlichkeit, die gewagten Situationen, die man sonst gewiß keinem Andern schenken würde, der Zuschauer merkt sie kaum bei einem Dumas'schen Stücke, da die Schärfe des Dialogs ihn von Anfang an packt und mit ausschließlicher Beschlagnahme aller seiner geistigen Kräfte nicht eher losläßt, bis der Vorhang gefallen ist. Im Nachhausegehen freilich mag der von der Verblüffung wieder zu sich gekommene Zuschauer, wenn er Alles erwägt, was er soeben gesehen und gehört hat, zur Erkenntniß kommen und ausrufen, das ist ja nicht wahr, das ist nicht möglich, dies ist ja reiner Unsinn — er mag die ihm entlockten Applause bereuen, aber der Effect ist da. Es ist dieses das Eigenthümliche einer gewissen Schule dramatischer Dichter, durch ihre Sprache allein solche Wirkungen hervorzurufen; und in dieser Hinsicht gebührt Dumas unbestritten die Palme. Barrière und Augier, die derselben Schule angehören, stehen darin bedeutend nach. Allein die allzulebendige, übertrieben nervöse Form der betreffenden Stücke geht auch auf den Fond der Producte selbst über; sie malen zu grell, unter dem Vorwande, die Sitten der heutigen Gesellschaft darzustellen, zeichnen sie einzig und allein die schlechten Sitten des hauptstädtischen Lebens, sie kümmern sich einzig und allein um die Schattenseite und ignoriren vollständig die Lichtseite. Wenn man wirklich die Pariser Gesellschaft nach diesen Pièces beurtheilen wollte, so wäre dieselbe eine Räuberhöhle und ein mauvais lieu; so arg steht es aber doch nicht. Die modernen Sittenmaler haben da im Kasten eine Anzahl Puppen, falscher Spieler, Schwindler, Betrüger, ehebrüchiger Frauen, ungetreuer Gatten, natürlicher Kinder und zur Noth Giftmischer, welche den Effectivbestand der modernen Komödie bilden und in verschiedener Gestalt, in verschiedenen Kleidungen ausrücken, jedesmal wenn ein neues Stück aus dieser Schule gegeben wird. Die Gesellschaft, welche sie uns darstellen, ist auch eine rein conventionelle, und wenn man kaltblütig urtheilt, wird man doch erkennen müssen, daß es so im gewöhnlichen Leben nie zugeht. Aber eben, man liebt es, wie es scheint, auf der französischen Bühne sich selber anzuklagen, und ärger darzustellen, als man ist; man holt aus den verborgensten Winkeln, aus den Spelunken, aus den Baillocalen und Hôtelgarnis zweifelhaften Rufes Figuren hervor, die zu den Seltenheiten gehören und stempelt sie zu Typen. Der gutmüthige Zuschauer ruft gaffend aus: „wie richtig getroffen!" und denkt dabei nicht an sich selbst, sondern an den Nachbarn.

Die moralischen Leistungen der Dumas'schen Schule sind daher sehr gering, man trifft bei ihm selten auf einen ehrlichen Mann, einen guten Gatten und eine pflichtbewußte Gattin. Kommt der Handlung wegen ja ein ehrlicher Mann auf die Bühne, so beeilt man sich, ihn möglichst lächerlich zu machen, während der Lump im Modekleid durch sein brillantes Auftreten und gewissen äußern Adel imponirt.

Solche Verkehrungen der Moral sind aber höchst gefährlich; unter dem Vorwande böse Sitten zu geißeln schafft man sie und führt den Beweis, daß sie vortheilhaft sind und möglichst ausgebeutet werden können. Das sind Versuchungen, denen nicht zu widerstehen ist und je mehr Talent ein solcher Dichter entfaltet, je glänzender der geistige Firniß ist, welchen er über das Un-

Digitized by Google

moralische seines Werkes ausbreitet, desto größer ist die Verantwortlichkeit, die er übernimmt. Diese Verantwortlichkeit aber wird ganz und gar übersehen, die Effecthascherei geht über Alles.

III.

Neben den neuen Stücken der Modedramatiker, werden mit Vorliebe auf gewissen Theatern Dramen oder Komödien aufgeführt, die um einige Decennien zurückdatiren. Die Parallele zwischen diesen Producten und jenen der modernen Dramatiker ist für die letzteren nicht immer vortheilhaft. Wenn man z. B. einer Vorstellung von Adrienne Lecouvreur, in der ausgezeichneten Besetzung des Théâtre français beiwohnt, kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß eine der von den Directionen bevorzugten Federn Mühe, große Mühe hätte, um ein solches Intriguenstück aufzubauen. Der Ewige Jude von Sue im Châtelet erzielte nicht geringern Erfolg, und selbst das so sehr verhorrescirte Melodrama der 1830er Schule verstand es, sich einen Platz zu sichern.

Was wurde nicht über diese unglücklichen Melodramen schon Alles gespottet und geschimpft! Die Skepsis, welche der dominirende Zug der modernen Komödien und Charaktergemälde ist, hat sich auch der Beurtheilung anderer Stücke bemächtigt; und so sind alle gewöhnlichen Accessoirs der alten ehrwürdigen Schauerdramen zum Gegenstande des Spottes geworden, und es gehört nicht zum guten Geschmack anders darüber zu denken. Trotzdem aber macht eines der urwüchsigsten Typen dieses Genres gegenwärtig im Cluny-Theater Furore: der Blinde ist ein altes Zugstück vom Boulevard du Temple, welches vor vierzig Jahren florirte; der Schauspieler Laferrière, der damals die Hauptrolle spielte, tritt heute in der nämlichen Rolle auf und spielt mit siebzig Jahren, was er zu dreißig geschaffen. Und im nämlichen Cluny-Theater ward kurz vor dieser Reprise ein gewiß sehr modernes Stück wegdecretirt, um dem alten Platz zu machen.

Das Théâtre français, seitdem es unter der exacten Leitung des Herrn Perrin steht, hat in den Archiven gesucht und zwei Komödien, die eine von Molière, L'Etourdi, und die andere von Lesage, Turcaret, an's Tageslicht gefördert. Im Etourdi bewährt sich der große Meister vielmehr als Possendichter; sein Stück ist nach dem spanischen Muster, wie es damals vorherrschte, zugeschnitten und die mächtige Beobachtungsgabe und die Kunst gesellschaftliche Mängel zu rügen wird im Etourdi nur angedeutet; man ersieht gleich aus demselben, daß Molière zur Zeit, wo er es schrieb, der wandernde Komödiant war und noch nicht der wohlbestallte Dirigent einer königlichen Bühne. Trotzdem gefielen die Auslassungen des lustigen Mascarilles; und die Gunst des Publicums strafte das harte Urtheil Lügen, welches über Molière's literarische Anfänge gefällt wurde. Weniger glücklich war der Versuch mit Turcaret vom unsterblichen Verfasser des Gil Blas. Diese geißelnde Darstellung der Sitten der Finanzgrößen des vorigen Jahrhunderts wurde nicht verstanden und das Publicum wollte darin die Börsenwelt unserer Zeit nicht erkennen. Robert Macaire und Mercadet haben in der Zeichnung dieser Welt das Möglichste geleistet und würden schwerlich übertroffen werden.

Auf dem Gebiete der dramatischen Poesie aber wurde die heutige Dichterphalanx vollends durch einen einzigen Vergleich in den Hintergrund gestellt.

Digitized by Google

Wie erbärmlich, wie winzig erscheinen die poetischen Faseleien eines Copée, des Schooskindes der Prinzessin Mathilde, und selbst die langathmigeren und schon viel kräftigeren Alexandriner des kürzlich verstorbenen Bouilhet, des Verfassers von „Mlle. Aissé“ gegen Victor Hugo, dessen dramatischer Ruhm durch die Wiederaufnahme von Ruy Blas einen neuen Glanz erhielt!

Ein merkwürdiges Geschick dasjenige dieses Ruy Blas, das für die Bühne bestgeeignete Erzeugniß des großen Dichters. Während Stücke wie Lucrezia Borgia und Marie Tudor mit unbegrenztem Enthusiasmus aufgenommen wurden, bewahrte das Publicum von 1838 Ruy Blas gegenüber beinahe die nämliche Kühle, welche in dem eben frisch angestrichenen Bentadour-Theater vorherrschte. Die Unwahrscheinlichkeit der Legende und einige romantische Auswüchse wurden allein beachtet und mit beißender Schärfe getadelt. Man schüttelte bedächtig den Kopf zu dem Malheur dieses in die Königin von Spanien verliebten Lakaien, der plötzlich zum Granden, zum Herzog Olmedo, zum allmächtigen ersten Minister emporwächst, und dann gezwungen ist seinem frühern Herrn zu folgen, um diesem in seiner Rache gegen die Königin als Werkzeug zu dienen; die durch eine Caprice der Umstände wieder zu Ehren und Ansehen gelangten Gegner und Feinde und Neider des großen Dichters nörgelten an der Construction seiner Verse, und ihre lärmende Kritik stritt den wirklichen Verdiensten des Dramas und dessen schönen Seiten jede Bedeutung ab.

Frédéric Lemaitre, der berühmte Schauspieler, schuf den Ruy Blas, und Jene, die ihn damals bewunderten (der nun gebrochene, heisere Greis, heute ein blasser Schatten seiner Selbst, stand damals in seiner Blüthe), stimmen überein, daß die Darstellerkunst nie kräftiger und schöner gewirkt habe, wie bei Lemaitre in seinem Ruy Blas.

Nach vierunddreißig Jahren wird eben dieses Drama gegeben und die neue Generation, welche man durch das ewige Einerlei der Halbweltstücke abgestumpft glaubte, wendet sich dem lyrischen Werke zu; Dichter und Drama werden alle Abende bejubelt. Man ist froh Hugo den Politiker bei Seite zu lassen um den Dichter bewundern zu dürfen. Nach vierunddreißig Jahren Unterbrechung erringt Ruy Blas einen Erfolg, der die ungünstige Aufnahme von ehemals auslöscht!

Man entdeckt heute Eigenschaften darin, die nicht geahnt wurden und seitdem man in Frankreich so viel Staunenswerthes erlebt hat, acceptirt man auch ohne Widerrede die so stark gerügten Unwahrscheinlichkeiten der Grundlage. Der Zuschauer nimmt an diesen Leidenschaften regen Antheil, die da mit Meisterhand gezeichnet sich vor seinen Augen entwickeln. Er fühlt sich von Sympathie hingerissen für diesen Diener, der aus der Mitte des Volkes zur Macht emporgestiegen, sich bestrebt, das Wohl der Leidenden und der Schwachen zu fördern. Nicht geringer ist die Sympathie für diese arme Königin von Spanien, die vom Gatten verlassen, von der Familie getrennt, inmitten der Intriguen dieses gravitätischen strengen Hofstaates ihre Jugend dahinwelken sieht; und manches Auge wird feucht, wenn Mdlle. Bernhardt, die Darstellerin der Königin, an jenen Unbekannten denkend, der ihr alle Tage einen Strauß blauer Blümchen mit Gefahr des Lebens auf die Gartenbank niederlegt, mit unaussprechlicher Rührung ausruft:

„Sois béni par ta mère et sois aimé par moi.“

In diesem Spanien, welches in voller Auflösung begriffen, seiner Provinzen beraubt, gänzlich desorganisirt, die Beute selbstsüchtiger, gieriger

Männer geworden ist, die das Staatsgut als ihr Besitzthum betrachten und deren einzige Sorge es ist, die Taschen sich zu füllen und das Weite zu suchen, mag man so manche Analogie mit dem heutigen Frankreich erblicken. Und die große Strafpredigt des Ruy Blas im dritten Act an die gewissenlosen Staatsdiener findet daher um so größern Anklang; obwol durch eine Art gegenseitiger Vereinbarung beschlossen wurde, auf der einen wie der andern Seite kein politisches Capital aus dem Stücke zu schlagen.

Die Darstellung ist eine sehr gewählte und Hugo hat sich, nicht mit Unrecht, sehr schwer zu befriedigen gezeigt. Er mußte die besten Darsteller finden und die Verwaltung des Odeontheaters scheute auch die Kosten nicht. Frédéric Lemaître zu ersetzen, daran war nicht zu denken und der alte Löwe ist schon zu alt, um selbst noch die Rolle zu übernehmen; sein Nachfolger Lafontaine zeigt nicht genug Leidenschaft und bietet im entscheidenden Momente, z. B. in der großen Anrede des dritten Actes bedeutende Schwächen. Dagegen hat der berühmte Geoffroy seinen Don Salluste, „Satanas, als Grand von Spanien", so bezeichnet ihn Hugo in seinem Vorworte, zu einer großartigen Schöpfung gestaltet.

Man glaubt bei diesem Anblicke ein dem Rahmen entstiegenes Portrait von Velasquez oder Ribeira zu erblicken, jedes Wort trifft, jede Bewegung, was nicht immer bei Schauspielern der Fall ist, hat ihre Bedeutung. Hugo mag sich gratuliren, einen solch intelligenten Darsteller gefunden zu haben für eine der schwierigsten Rollen, die er je schrieb.

Was die jüngeren Künstler anbetrifft, so ist freilich weder eine Rachel noch ein Lemaître bis jetzt entdeckt worden und derartige Genien wachsen auch nicht wie die Haselnüsse; dafür aber stößt man fast in jedem bedeutenden Theater auf solche Darsteller, die ihre Aufgabe sehr ernst nehmen und eine Rolle etwa wie ein Sacrament hoch halten, und durch unverwüstliche Arbeitskraft, durch fortwährendes Studium sich derselben würdig zu zeigen suchen.

Man findet solche gewissenhafte Jünger und Jüngerinnen der Kunst nicht nur auf den großen Bühnen, wo die gewaltige Emulation als mächtiger Sporn dient; auch an geringeren Theatern tauchen Erscheinungen auf die durch Arbeit die angeborenen Schwierigkeiten überwunden haben, und nebenbei noch oft gegen die leidigen Gewohnheiten des Provinzlebens ankämpfen müssen, wo das Gefühl, vor einem unähnlichen Publicum zu wirken, jede höhere Regung erstickt. Neben den ehrlichen aber strebsamen Mittelmäßigkeiten, von denen die Meisten das Zeug für brauchbare Künstler besitzen, verdienen zwei „Sterne" genannt zu werden, die mit Recht Furore machten und Aufsehen erregten: eine moderne Heldin Fräulein Desclée im Gymnase und Fräulein Rousseil im Ambigu, jetzt auf Reisen und nächster Tage wahrscheinlich im Théâtre français, wo ihr wirklicher Platz ist.

Digitized by Google

Der Verschwundene.

Erzählung von **Meta Winzer.**

Für Häuser hatte ich von Kindheit an ein liebendes Interesse. Es ist ja auch das Haus, in welchem sich der Begriff der Heimat, der Familie, des Zusammengehörens sammelt. Unser erstes Erinnern, unsere Freuden und Spiele, von der Seligkeit des ersten Puppenbettes an, das in jenem düstern Winkel stand, bis zur Hochzeit, und endlich der schmerzlich große Act des Sterbebettes — ihr Schauplatz ist das Haus, und jede Stube, jede Wand, jede Thür trägt sein Theil Erinnerung an die guten und bösen Stunden, die da gelebt wurden. Mag es ein noch so schlechtes, düsteres, winkliches, unbequemes und baufälliges sein — für das Haus, das unsere Spiele, unsere Thorheiten, unsere Bedrängnisse und unsere ersten Erfolge sah, fühlen wir eine dankbare Anhänglichkeit.

Hätte uns das Schicksal in schöne, wohlversehene Wohnräume geführt, uns mit jedem Wohnungsluxus vertraut gemacht, wir versäumen doch nicht, wenn wir in späteren Jahren an dem Elternhaus vorüber gehen, mit einem beschaulichen Lächeln stehen zu bleiben, und uns der goldenen, so sehnsuchtsvollen und doch so genügsamen Kinderzeit zu erinnern, der Kindheit, die nach den goldenen Palästen aus Aladdins Lampe verlangte, und mit einem sauber geschnitzten und bemalten Grillenhäuschen zufrieden war. Wir denken der Schicksalskrisen, der Leiden und Freuden, der Wandlungen von Sturm und Sonnenschein, durch welche jedes Eckchen Bedeutsamkeit erhielt.

Dort in dem düstern feuchten Hofwinkel wurden Gärten angelegt, und einst sogar eine Fuchsia eingesetzt, hier auf dem Stückchen Altan heimliche Zusammenkünfte mit einer anrüchigen Kammerdin gehalten. Die eingesunkene Thürschwelle sah die erste zerbrochene Flasche und an jenem Treppenvorstoß blieb man mit dem Confirmationskleid hängen.

Als ich noch ein Kind, war mir ein Haus ein empfindendes Wesen. Ein Gefühl von Mitleid überkam mich, wenn im Wirthshaus gegenüber getanzt und die armen Dielen schonungslos gestampft wurden, wenn ich die Fenster zittern sah. Ein brennendes Haus war für mich der bemitleidenswertheste Gegenstand, und ein Haus, das abgebrochen wurde, erfüllte mich mit tiefer Wehmuth. Unzählige Male trug ich die Strafe für verspäteten Schulbesuch, wenn ein solches auf meinem Wege lag.

Wüst, trostlos, aufgeschnitten, preisgegeben jedem kecken Blicke, mit Allem, was sonst schicklich und schamhaft von schirmenden Wänden verborgen wurde, lag das angebrochene Haus da wie ein Schiffbruch auf festem Lande, wie ein Bankerott mitten auf der Straße.

Digitized by Google

Hier ist die Küche mit all' ihrem Ruß und Rauch, dort das Wohnzimmer, wie erst verlassen, doch der Vorderwand beraubt. Von dem Plafond hängt die zerrissene Rohrbekleidung herab. In sich versunken, seiner Röhren beraubt, steht dort in der Ecke der traulichen Ofen, der, wahrscheinlich des Abtragens nicht mehr werth befunden, dem allgemeinen Untergang entgegen geht. Ueber ihm in der Wand klaffen die leeren schwarzen Höhlungen, in denen die Röhren steckten, mit denen er eng verbunden gewirkt, gewärmt und geraucht hatte. Rauchige Umrisse an der Tapete zeigen noch, wo die Kommode, wo das Sopha, wo das Bett stand. Die hellen Quadrate zeigen, wo der Spiegel hing, wo die Bilder.

An dem einen Fenster mochte die Estrade gestanden haben, auf welcher die fleißige Tochter das Licht zur feinen Stickerei benutzte, am anderen mochte die Mutter gesessen haben. Vielleicht trug der Nagel, der so handrecht in der Wand sitzt, die Brille, welche sie brauchte, um die Maschen am Strickstrumpf und die Passanten unten auf der Straße im Auge zu halten.

Dem Ofen zur Seite hatte sicher ein Tisch gestanden, der dem jungen Studenten diente, wenn er im stillen Kampfe mit dem obstinaten Chore der Activa, Passiva und Deponentia lag, das zeigte ein ganzes System von großen und kleinen Dintenflecken an der Wand. Zerfetzte Tapeten, entblößte Lattenwände, offenes Fachwerk, Schutt — überall Verwüstung, statt der einst traulichen, sichern, beengenden Räume.

Meine Kindheit verlebte ich in einem kleinen Landstädtchen, das zumeist aus alten, höchst charakteristischen Häusern bestand, welche meinem angeborenen Häuserstun eine unerschöpfliche Quelle von Betrachtung waren. Viele derselben verehrte und individualisirte ich wie lebende Wesen.

Dort das Eckhaus — ich sehe es heute noch vor mir in seinem strengen Styl — mit seinem Erker, seinem feinen hastigen Stuckgeschnörkel, seinen nervösen Arabesken, seinen bissigen, spitzigen, gebauchten Fenstergittern, mahnte an eitel Zank und Streit und Zerwürfniß. Jedes der Erkerfenster hatte ein anderes Muster in seiner Stuckverzierung und machte mit seinen Schnörkeln, Spitzen und Zacken streitfertig Front gegen seinen Nachbar.

Schmal dagegen, hoch und kerzengerade wie eine wohlgeschnürte alte Jungfer, schießt das nächste Haus in die Höhe. Trotz seiner Schmächtigkeit behauptet es sich mit seinen drei scheelsüchtigen Fenstern keck und fest zwischen dem streitfertigen Rathschreiber und dem breitfensterigen schwerfälligen Seifensieder. Das Gegenüber ist ein altes rauchiges, mit seinen bunten Fensterverzierungen, seiner Malerei und seinen drei Stockwerken, seinen Simsen und Carnießen ein recht ansehnliches, vornehmes Haus, dessen Zimmer und sonstige Räume ein ganzes Märchenbuch interessanter Dinge enthalten mußten. Wie eine übertragene Schönheit, die auf frühere Zeiten pocht, schaut es geringschätzig auf die höchstens zweistöckigen Nachbarhäuser. Dort unten macht die

Digitized by Google

Häuserreihe einen rechten Winkel, und in diesem steht ein finsteres, schmales, geducktes Haus. Seine Fenster sind tief eingesenkt, wie in einem Gefängniß. Durch die niedere Spitzbogenthür geht man zwei Stufen abwärts, anstatt aufwärts. Von außen ließ sich diesem Hause Vieles zutrauen; schauerlich tiefe Gewölbe, unheimliche Ziehbrunnen, moderige Keller, böse finstere Thaten und vergossenes Blut. Wurde von einem Morde erzählt, so verlegte ich den Schauplatz unwillkürlich in dieses oder ein ähnliches Haus.

Ein recht schauerliches Haus war es auch, wo ich in die Schule ging. Finstere, schmale Gänge mit gedeckten Kellerklappen führten in eine große, finstere, gewölbte Halle. In dieser war alles vollgeräumt mit Fässern, Schragen, Leitern und Holzböcken, welche in dem zweifelhaften Lichte grausige Schatten warfen. In einer Ecke hinter der breiten, finstern Treppe, die nur durch ein zweifelhaftes Oberlicht erhellt war, lauerte eine alte gespenstische Portechaise, welche jeden Augenblick auf die vorwitzigen Schülerinnen, die sie zu keck anschauten, hervorzuwackeln drohte. Wenn man allein die düstere Stiege hinaufging, vermied man es bedächtig in diesen Winkel zu schauen. Unsere reizbare Phantasie dichtete der alten Portechaise eine alte runzliche geschminkte Dame an, welche hinter den befranzten Vorhängen hervorlugte, um Diejenige, welche die Keckheit hätte, die Thür zu öffnen, mit einem ellenlangen klappernden Fächer zu klopfen. Wenn die Schule aus war und unser mehrere zusammen gingen, dann wuchs uns der Muth. Der grausige Reiz zog Manche in den dunklen Winkel, die versicherte, die alte Dame in ihrem hohen Kopfputz ganz deutlich zu sehen. Aber Keine traute sich, die Thür der Portechaise zu öffnen. Halbwegs kehrte Jede um und glaubte schon den klappernden Fächer zu hören, kreischend in gemachter Furcht stoben wir auseinander.

Solche unheimliche, ahnungsvolle Häuser sind in großen Städten bei der zeitgeistischen Wuth des Umgestaltens und Erneuerens selten geworden.

Ein altes Haus hat eine traurige Existenz. Es mag noch so mauerfest und haltbar sein, es ist keinen Tag sicher, die bedeutungsvollen Stützen an seine Mauern gelegt, Gerüste vor seinen gesunden Fenstern aufgerichtet, und Zimmerleute und Maurer in seinen Eingeweiden wühlen zu sehen, blos um ein gleichgiltiges, nichtssagendes modernes Haus, mit etlichen Zimmern Gewinn, daraus zu machen.

Wie fesselnd ist eine Straße mittelalterlicher Häuser, wie man sie z. B. in Nürnberg und in vielen schwäbischen Städten findet. Und welche Monotonie und Verwirrung zugleich beim Anblick einer neugebauten modernen Straße, mit ihren egalen Häusern, zahllosen ziemlich regelmäßigen Linien, Thüren und Fenstern, ergreift den Beschauer, dem doppelt miserabel wird, wenn eines dieser uniformen Häuser das Ziel eines Besuches oder eines Geschäftes ist, und er für die verschiedenen Thüren und ihre Bezeichnungen nicht eine ganz bestimmte hat. Es ist ihm zu Muth wie jener hartgeprüften Prinzessin, welche aus

Digitized by Google

einer Metze Linsen gerade eine besondere aussuchen oder aus einem verfitzten Garnstrahn mit hundert Endchen gerade das eine rechte herausfinden soll.

Ich kannte meine Eltern nicht, und verlebte meine erste Kindheit bei einer sittlichen Base. So hatte ich sie wenigstens zu nennen, obwol in unserm innern und äußern Inventar keine Spur von Verwandtschaftlichkeit war.

In einem alten düstern Hause bewohnten wir zwei Stuben zu ebener Erde. Der Hausrath war der beschränkten Räumlichkeit angemessen und unser übriges Leben dem Hausrath. Meine sogenannte Base, die Jungfer Salome, lag von früh bis spät der Sauberkeit und Pflege unserer Wohnung ob. Ihre stille Thätigkeit hatte zum Ziel nur ein paar Töpfe, Tiegel, Tische und eine Bank. Aber diese, neben dem Fenstersims, waren immer glänzend gescheuert, unsere Kleider immer rein und sauber gestopft oder ausgestückelt. Die Jungfer Salome strickte für die Leute und außer dem Schulunterricht hatte ich keinen als im Stricken.

Wenn ich nach meiner Mutter fragte, so runzelte die Salome die Stirn, fuhr mit den Stricknadeln wie besessen in die Maschen hinein, setzte ihre Zwickbrille auf ihrer scharfen Nase zurecht und sagte endlich: „Sie ist todt, Deine Mutter. Sie starb, als sie Dich gebar, und hätte es lieber unterlassen sollen einen solchen Wechselbalg in die Welt zu setzen."

Die Base behauptete nämlich, zu ihrer Zeit — alle alten Leute bilden sich ein, diese ihre Zeit sei eine ganz andere, ganz aparte gute und wolanständige Zeit gewesen — also zu ihrer Zeit seien die Kinder bei Weitem nicht so vorlaut und so quecksilberig gewesen als heute. An diese Bemerkung knüpfte sie meistens tragische Rückblicke über vergangene, in's Unendliche versunkene Kartoffel- und Bierpreise, an die Vortrefflichkeit früherer Stadtpfarrer und Decane, die nicht wie die heutigen frech in ihren braun oder schwarz gelockten Haaren herumliefen, sondern keusche Perrücken trugen, und auf die wohlthätige Einrichtung, nach welcher unverschämte Frauenzimmer Kirchenbuße thun mußten zur Auferbauung einer in ihrem sittlichen Gefühl beleidigten Gemeinde.

Unter Sorgen und Kümmernissen über zerbrochene Töpfe, verlorene Kreuzer, zerrissene Schürzen, rostige Stricknadeln war ich in's zehnte Jahr gewachsen.

Gerade als die Jungfer Salome fand, daß meine Backen zu dick, meine blonden Zöpfe fast nicht mehr und mein Lebensmuth entschieden gar nicht mehr zu bewältigen war und sie mir den Brodkorb wirklich höher hängen müsse — er hing bereits so passabel hoch, daß das bloße Anschauen das Seine thun mußte, sonst wäre mein frisches Aussehen ein Mirakel gewesen — da warf die Salome alles Irdische von sich und starb.

Ich war schnell getröstet. Was verlor ich auch! — Sie that an mir, was sie konnte, aber sie hatte keine Liebe für mich, auch sonst für

Digitized by Google

Nichts, für keinen Vogel, keine Katze, keinen Hund, und liebkoste ich eines dieser Geschöpfe, so war es das sündliche Fleisch, das in mir trieb. Mein lebhafter Sinn aber hing sich an Alles, meine Phantasie saugte sich überall an, und da ich gar Nichts haben, besitzen, an etwas mich erfreuen durfte — denn ein paar alte Kartenblätter in meinem Lesebuch, ein oder das andere seidene Flickchen waren als Fleischeslust verpönt und in's Feuer geworfen worden — so hatte ich meine Freude an alten Häusern und weinte ihr nicht lange nach. Auch traf ich es nun sehr gut. Ich wurde in die Residenz gebracht zu meinen Pathinnen, ein paar alten adeligen Fräuleins, welche mich an- und aufnahmen.

Sie bewohnten das merkwürdigste Haus, das man sich nur denken konnte.

Obwol die Residenzstadt an sich putzte und schniegelte, an allen Orten sich modernisirte, dort und da einen überlebten Stadttheil zum Einreißen ankaufte, ganze Häusercomplexe als einsturzgefährlich in Bann und Acht erklärte; obwol das Gemeindecollegium lieber aus der eigenen Haut in die nächste beste andere hinein gefahren wäre, ob der Fluth von Straßen- und Plätze-Correcturen, von Vor- und Anschlägen, welche über dasselbe hereinbrachen, und ein älteres Haus seines Lebens von einem Tag auf den andern nicht sicher war: so hatte sich doch hart an den Grenzen der Altstadt, der fürstlichen Residenz gegenüber, eine Antiquität erhalten, welche kühn und erfolgreich alle Demolirungsstürme abgeschlagen hatte, und den Expropriationsdrohungen sowol, als den Communalschmeichelelen widerstanden hatte.

Merkwürdigerweise stand das Haus inmitten eines ebenliegenden Häusercomplexes auf einem Hügel oder vielmehr auf einem Erdaufwurf, der nur Raum hatte für das Haus allein. Der Platz mochte in früheren Zeiten zu einem Park gehört haben, das Haus ein Lusthaus gewesen und in späteren Zeiten zu einem Wohnhaus umgewandelt worden sein. Diese Umwandlung war jedenfalls eine gewaltsame gewesen und das spätere Bedürfniß mochte einen harten Kampf mit der ursprünglichen Anlage zu bestehen gehabt haben, das zeigte die ganze innere Einrichtung. Diese bestand größtentheils aus stockfinsteren Vorplätzen, Corridoren, Gängen und Kammern, deren Dunkelheit selbst die intensivste Julisonne nichts anhaben konnte.

Zimmer waren in den respectiven Wohnungen daher wenige, desto mehr Stufen und Treppchen, und diese so plötzlich und so unmotivirt, daß selbst ein mit dem Gelaß nicht ganz Unbekannter, wie der Kaminfeger, die Milchfrau, sie für bösliche Fallen halten mußten, die nur da seien, damit arglose Wandler auf- und abstolperten.

Schmal, aber hoch und tief stand das Haus auf seinem Erdwall, wie ein Mautthurm auf einer Klippe, und schaute mit seiner Frontseite, welche sich in allen Etagen eines seltsam großen Mittelfensters rühmte, auf den Schloßplatz hinab, den es mit seinen feuerroth ausgefaßten Stuckverzierungen erleuchtete wie eine Eisenbahnlaterne. Die Rückseite

Digitized by Google

war der Jesuitenkirche zugekehrt, und man schaute tief in den kleinen Kirchhof, auf die blinden Kirchenfenster und auf die in die Mauer eingelassenen Grabsteine hinab.

Dieses Haus gehörte einem Handelsherrn, dem ehemaligen Senator des Handelsgremiums, Drexler. Senator Drexler wurde er auch noch genannt. Ein alter, hagerer, aufrechter Mann, dessen frisches, geröthetes Gesicht und lebendiges, elastisches Wesen sonderbar mit seinen schneeweißen Haaren abstach, die sein Haupt umstanden, dicht und steif wie eine Haarbürste.

Er war grundsätzlich altmodisch, sowol in seinem äußern, wie in seinem innern Wesen, und die lichteren Anschauungen der Zeit drangen bei seinen Grundsätzen so wenig durch, wie die Julisonne in die Kammern und Corridore seines Hauses.

Er war nichtsdestoweniger ein grundgescheidter Mann und von jener weitschweifigen Höflichkeit, von der zu wünschen wäre, daß sie nicht auch mit ihrer Zeit aus der Zeit verschwunden wäre.

Als ich schüchtern und verzagt zum erstenmal das Wohnzimmer meiner Pathinnen betrat, ergriff mich ein namenloses Entzücken. Dieser große, ganz mit dunkelgrünen Boy ausgelegte Raum war ein Museum der seltensten, kostbarsten Dinge.

Auf geschweiften, mit verschiedenfarbigem Holze künstlich ausgelegten Kommodekästen und Kästchen standen ausgestopfte Vögel in so heroischen Stellungen, daß man sich kaum getraute, an sie heran zu treten, Schäfer und Schäferinnen von gleißendem Porzellan, mit unhaltbar zur Seite gesetzten Hütchen, gelben Stöckelschuhen, lilafarbenen Händchen und bläulichen Schaafen. Da gab es elfenbeinerne Spinnrädchen, Kirschen und Erdbeeren, aus denen, wenn sie aufgeschraubt wurden, complete Kaffeeservice fielen, von entzückender Kleinheit; da gab es natürliche wirkliche Schneckenhäuser mit einem Florgitter, hinter welchen winzige Nönnchen lauschten, da gab es eine ganze Bewahranstalt wächserner Jesukindlein in gläsernen Schreinen, welche in ihren Florwindeln auf ihren von Goldborten starrenden Bettchen so herzig da lagen und so behaglich, als seien die harten Flittern und Bouillon sanfte Rosenblätter.

Außerdem war ein Schrank voll Bücher in Quart und Folio vorhanden, welche in Kupferstichen und Holzschnitten das Leben der Asceten, Märtyrer und Heiligen in anschaulicher und sehr erbaulicher Drastik darstellten. An den Wänden hingen dunkle Bilder in schweren Goldrahmen und an dem großen Doppelfenster befand sich ein mächtig großer Stickrahmen, welcher sorgfältig mit einer grünen Decke verhüllt war. In dem großen Doppelfenster hing ein Canarienvogel, dessen grelle Noten ordentlich erschreckend in die klösterliche Stille dieses Zimmers hineinschrieen. Diese Stille hatte für mich, die ich das Gassenleben meines Heimstädtchens gewöhnt war, einen ängstlichen Reiz, den ich jedoch bald überwand.

Altmodisch, aber geschont und wohlerhalten war das Mobiliar

Digitized by Google

und ganz so altmodisch, sauber und wohlerhalten sahen meine Pathinnen aus. Sie hatten feine, blasse Gesichter, schmale, schmächtige Gestalten, und die feinsten, zartesten Hände, die man sehen konnte, wahre Feenhände, wie man sich eben Feenhände denkt.

Clara, die Jüngere, unterschied sich von der Aelteren nur durch einen leisen Zug von Weltlichkeit. Sie war sanft, still, fromm wie Jene, aber ihr Lächeln war aufgeweckter, manchmal schalkhaft. Manchmal ging sie in ihrer Ausgelassenheit, wie Schwester Susette es nannte, so weit, daß sie mich an einem Löckchen zog, oder mit einem Stecknadelkopf stupfte. Die beiden Wesen waren wie ineinander geflossen. Beider Denken, Wünschen, Streben war dasselbe. Wie alt sie waren konnte Niemand errathen. Ihre spärlichen Löckchen waren noch braun, ihre Haut ohne Runzeln, ihre Haltung noch aufrecht, und doch lag auf ihnen ein Duft der Veraltung, der Unbenütztheit. Das Leben schien an ihnen vorübergegangen, ein langes Leben, ohne sie zu berühren.

Fräulein Susette und Clara reclamirten mich Beide als Pathin, die Eine rief mich Susette, die Andere Clara. Beiden Namen aber leistete ich die unbedingteste Folgsamkeit.

Gott läßt den Wind nicht kälter wehen, als es das geschorene Schaaf ertragen kann; mich rüstete er zum Ertragen mit Fügsamkeit und einem weichen Sinn. Von dem Gassenleben eines kleinen Landstädtchens, wo man in jeder Gasse und fast in jedem Hause heimisch war, wie in seiner eigenen Stube, war die Uebersetzung in das stille klösterliche Leben bei den Fräulein ein großer Sprung.

Ich kam fast nicht aus dem Hause. Im dritten Stocke über uns wohnte ein alter Professor mit einer grämlichen Nichte. Von diesem hatte ich Unterricht im Deutschen und im Französischen. Er war ein lustiger Mann, ein Junggeselle, der sich gern mit mir neckte und nach der Unterrichtsstunde allerlei Schwänke und Kurzweil in Bereitschaft hatte. Er machte die unglaublichsten Kartenkunststücke, wußte die spaßhaftesten Geschichten zu erzählen und hatte einen höchst unbegreiflichen Deckelkrug, der sich von selbst füllte und leerte, ohne daß man sah, wie das zuging.

Meine Fräuleins lehrten mich nähen und sticken. Sie selbst waren Künstlerinnen in Gold- und Seidenstickereien. In dem Rahmen am großen Bogenfenster waren immer schwere Seidenstoffe eingespannt zu einer Altardecke, Altarbekleidung, Kelchdecken, Meßkleidern, oder sonst einem kirchlichen Schmuckwerke.

Justine die Köchin, die ebenso antik, ebenso vertrocknet und ebenso sauber conservirt war, wie meine Fräuleins, versah die Wirthschaft und unsern Tisch mit den feinsten Bissen. Und in der Küche mußte ich fleißig zuhelfen. Mir ging nichts ab, und ich sang mit unserm Canarienvogel um die Wette.

Als ich fünfzehn Jahre alt war, galt mein Cursus bei dem Professor für beschlossen. Ich avancirte vom Nähtisch an den Stickrahmen der Fräulein, wo ich mich durch Fleiß und Geschick, mit dem ich spröden

Digitized by Google

Goldfaden, Flitter und Bouillon zu Blättern und Blumen fügte, bald Beisitzrecht erwarb.

An Sommernachmittagen, wenn die Sonne von dem großen Doppelfenster gewichen, der grüne Vorhang zurückgeschlagen war, und die freie Luft durch die geöffneten Flügel zog, stickten und sangen wir um die Wette: „Auf der Liebe dunklem Meere“ — „Ich stand auf hohem Felsen“ — „Die liebe Feierstunde schlägt“ — „Herr Oluff, der ritt noch so spät und so weit“ — und andere Lieder aus längstvergangener Zeit. Die Fräuleins hatten dünne, schwache Stimmen, desto frischer und kräftiger tönte die meine, und unser Quartett, denn der Canarienvogel sang da jedesmal seine höchsten Noten mit, trieb mir gewöhnlich die Gluth des Eifers und des Vergnügens auf die Wangen.

War ein Kunstwerk vollendet und aus dem Rahmen geschnitten — Kunstwerke waren es an fleißiger und geduldiger Ausführung — dann folgte eine Feier. Der Dechant, der Prediger oder Pfarrer der Kirche, für welche das Parament gestickt worden, wurde eingeladen zum Augenschein.

Bei dieser Gelegenheit buk Justine, die in ihrem Fach dieselbe Kunsthöhe einnahm, wie meine Fräuleins am Stickrahmen, unerreichbare Kuchen, Torten und Mandelkränze, welche secundirt von Chokolade, Wein und Likör, die geistlichen Gaumen erquickten. Sie, die Fräuleins, und ihre Arbeiten ernteten gemäßigte Lobsprüche und die gegenseitige Zufriedenheit steigerte sich gegen das Ende des Besuchs bis zu einem gesetzten Muthwillen und disciplinirten Neckereien.

Außer den geistlichen Herren und dem Senator hatten wir keine Besuche. Die Namenstage aller ihrer Bekannten aber wurden gefeiert, nämlich Justine buk eine Prachttorte und brachte sie mit einem Blumenstrauß und einer Flasche köstlichen Weines dem Namensträger, der seinerseits der Ueberbringerin den Segen spendete. Jede der Fräuleins hatte einen bevorzugten Seelenhirten. Fräulein Klara neckte die Schwester mit dem säcularisirten Prior der Augustiner, welcher ihr die künstlichen Bilder widmete, die er mit der Scheere in schwarzem Papier ausschnitt, und Susette unterließ nie zu bemerken, daß der Prediger der Jesuitenkirche jedesmal Clara zuerst das Weihwasser reichte.

Man konnte sich nicht überreden, daß die beiden Fräuleins jemals anders ausgesehen hätten, wie heute. Sie machten den Eindruck sauber und fleißig zwischen Fließpapier getrockneter Blumen, die nie geblüht hatten, sondern von jeher hübsche botanische Exemplare gewesen waren. In Claras Augen — sie war die Jüngere und Weltlichere — sprach etwas, als ob sie doch einst ein Glück geschaut, als ob an ihrem Himmel einst ein Stern gestrahlt hätte. Sie hatte ein schönes Auge und einen sanften Blick, und zuweilen ein schmerzliches Lächeln, als ob die eingesunkene Brust einst heiß und zagend geschlagen hätte, und nur in der Monotonie zwischen den stummen Bildern — den Schäfern, den Christkindchen, der Seide und Bouillon ihres Stickrahmens erstarrt sei.

Digitized by Google

Jetzt noch danke ich Gott, daß er mich so glücklich für diese Lebenslage arten ließ, die viele hundert andere Herzen erdrückt oder auf Abwege geführt hätte. In mir lebte ein Frohsinn und eine Genügsamkeit, die sich des kleinsten Dinges bemächtigten und mir Freude schufen.

Das Haus des Senators stand nach drei Seiten frei und die Vorderseite übersah einen weiten Platz, über welchen täglich die Wachparade mit klingendem Spiele nach der Hofburg zog, die auf der andern Seite des Platzes lag. Ich fehlte keinen Tag am Fenster, wenn die heiteren Weisen erklangen und die Mannschaft mit keckem Schritt dem blinkenden Glockenspiel folgte. Mein Herz hüpfte vor Entzücken, gleichwie meine Füße auf der Estrade vor dem Doppelfenster, wenn die goldenen Glöckchen, die sich pyramidenartig um den glänzenden Stab drehten, melodisch an einander klangen und das schimmernde Instrument, dessen Spitze ein goldener Halbmond zierte, in beständigem Drehen und Hüpfen seine blinkenden Zierrathen in der Sonne tanzen ließ. Ich klatschte dann vor Freuden in die Hände und war hingerissen von Bewunderung über die Virtuosität der Musiker, welche marschirten und zugleich ihre Instrumente spielten.

„Du Unglückskind!“ pflegte Fräulein Clara zu rufen, wenn sie in's Zimmer trat und mich im Fenster liegen sah, während Fräulein Susette meine Haarflechten packte und mich erst losließ, wenn das Fenster wieder geschlossen war; „du Unglückskind! muß man sich immer um Dich ängsten!“

„Warum denn, liebe Pathen?“ sprach ich eines Tages; „die Musik ist doch so schön, wer könnte da widerstehen, und lassen Sie sich sagen, wenn ich einmal heirathe, so möchte ich keinen andern Mann als den Tambourmajor oder den Glockenspieler.“

„Heirathen!“ schrie Pathe Clara und schnellte von ihrem Stuhle auf.

„Heirathen! sie spricht vom Heirathen!“ ächzte Pathe Susette und setzte sich erschüttert nieder.

„Nun ja, liebe Pathe“, wagte ich schüchtern vorzubringen, „daran muß doch jedes Mädchen denken. Ich bin sechzehn Jahre vorüber.“

„Ich bin dreimal so alt“, eiferte Pathe Susette, „und habe noch nicht daran gedacht.“

Pathe Clara sagte nichts. Sie seufzte und machte sich mit meinen Flechten zu thun, welche Pathe Susette als Handhaben gebraucht hatte.

„Aha!“ dachte ich bei mir, „die ist still, die hat also doch schon einmal ans Heirathen gedacht; gedacht wenigstens.“ Mitleidig blickte ich von Einer zu der Andern, auf die schwächlichen Gestalten, die schmalen Schultern, die bleichen Gesichter, und die dünnen Löckchen, die unter dem weißen Häubchen hervorhingen. „Die und heirathen!“

Die Jugend schaut mit einer Art Vorwurf auf das Alter, das ihr unverständlich und daher ein Aergerniß ist, und das sie beständig kritisirt. Im Vollgenuß der Jugendkraft denken junge Leute nicht, daß auch ihre Leibesfülle welken, die dunklen Locken erbleichen, des Auges Strahl erlöschen, das Herz welk und müde werden kann.

Digitized by Google

„Liebe Pathen!“ sprach ich, entschlossen das Eisen zu schmieden, da es einmal warm war, „ich meine nur, wenn ich doch einmal heirathen soll, so möchte ich keinen Andern als einen mit einer schönen Uniform. Ach, das ist gar so prächtig, wenn die goldenen Epauletten in der Sonne flunkern und blinken. So!“ Ich drehte meine Schultern keck hin und her, wurde aber sogleich unbeweglich, als ich den entsetzten Blick der Fräuleins gewahrte.

„Also an leeren Prunk und Flitter denkst Du!“ sagte Pathe Susette mit einem Schauder, „an zweierlei Tuch! Dann bist Du unrettbar verloren. Doppelfarbig wie ihre Montur ist auch der Männer Herz, und Die, welche einem Solchen traut, ist auch verloren, zeitlich und ewiglich.“

„Wenn Du wüßtest —“

„Was, Pathe Susette?“ rief ich eifrig, denn wenn ich etwas hörte, das einem Geheimniß gleich war, da bekam ich ein Fieber.

„Wie es Deiner Mutter erging!“

„Ach das wüßte ich schon lange gern“, schmeichelte ich, „sagen Sie es mir endlich doch.“

„Am Ende wäre es am besten — —“, sagte Pathe Clara und sah ihre Schwester fragend an. Diese nickte. „Einmal muß sie es doch erfahren. Sie ist freilich noch so jung, aber vielleicht wirkt es abschreckend. Sieh nur, wie sie in's Fleisch wächst. Wir waren nicht so.“ Sie blickte kummervoll auf mich und ich schnell seitwärts in den Spiegel, indem ich vergnügt meine rothen Wangen, meine frischen Lippen, meine strotzenden Flechten und meine vor Lust und Gesundheit strahlenden Augen betrachtete. Ich gefiel mir selbst außerordentlich wohl und verglich mich der aufgeplatzten Centifolie, die eben in einem Glase Wasser auf der Komode stand, während ich mir nicht verleugnen konnte, daß meine Pathinnen wie zwei vertrocknete Hagebutten an einem Stiel aussahen.

„Wenn Du meinst“, entgegnete Clara.

„Wer weiß“, sagte Susette „vielleicht dämpft es diesen Leichtsinn! Nimm Dein Schürzchen ab und decke den Vogel zu, Susette, und dann setze Dich dort auf die Estrade und versuche, ob Du Dich eine Viertelstunde stille halten kannst, und höre zu.“

Das Stillehalten war eine große Zumuthung; war es überhaupt zu bewirken, so war es dadurch, daß ich Etwas anzuhören bekam.

„Es sind jetzt sechzehn Jahre — —“, begann Pathe Susette. „Sechzehn Jahre und zwei Monate“, corrigirte Pathe Clara.

„Sechzehn Jahre und zwei Monate, da kamen wir in diese Stadt. Wir wohnten früher in einer kleinen Provinzialstadt, weit von hier an einem großen Fluß —“

„Und gingen hierher, weil beide Eltern gestorben waren. Wir suchten eine Wohnung und fragten den Wirth des Gasthauses, in dem wir abgestiegen waren, ob er uns eine zu sagen wüßte, in einer ruhigen saubern Straße und nahe bei einer Kirche. „Gleich in meiner Nach-

Digitized by Google

barschaft, berichtete uns Dieser, sei eine, die uns passen könnte. Das Haus sei da rückwärts auf dem Kirchenplatze, ein Stiftshaus, wohnen meist Geistliche darinnen, und ist hart an der Hauptkirche gelegen. Sie erkennen es von allen anderen, denn es wird eben herabgeputzt." Wir bogen in das bezeichnete Gäßchen ein und da war die Kirche und auch das Haus. Aber gerade über der Hausthür hing der Krahnen, mit dem Maurer drinnen, der da weißte, und uns nach einer Hinterthür wies. Es sollte nicht sein, daß wir in dieses Haus kamen, denn in dieser Thür wurde eben ein Sarg niedergesetzt, bereit zum Forttragen. In einer Gruppe Weiber, die da versammelt war, befand sich eine ältere magere Person, die ein neugeborenes Kind in den Armen hielt.

„Die arme Person", hieß es, als wir fragten, wer da begraben würde, „die arme Person ist in's Unglück gekommen — ist verführt worden — von einem Hohen, einem Officier — hat sich von zweierlei Tuch blenden lassen —"

„Das weiß kein Mensch", nahm die Person, die das Kind trug, mit einer schnarrenden Stimme das Wort, „ich habe ihr aufgewartet, aber mir hat sie nichts vertraut. War immer ein braves Mädel, hab' sie gekannt von Kindheit an, hab' schon bei ihren Eltern gedient, der Vater war städtischer Wagmeister, ein rechtschaffener Mann, wie es nur Einen gab, und daß sein Kind so jung in's Grab muß, wird schon Einer zu verantworten haben. Der arme Wurm da ist zu bedauern, der keinen Menschen hat auf der ganzen Gotteswelt, denn der Bruder der Marie ist in den Krieg gezogen und ich selbst bin arm. —

„Und der arme Wurm, dessen Mutter in Jammer und Elend zu Grunde ging, die sich von einem Manne — höchst wahrscheinlich von zweierlei Tuch — bethören ließ, der keinen Menschen auf der Gotteswelt hätte, der — warst Du!"

„Du hast uns gejammert", nahm Pathe Clara das Wort, als sie meinte ich hätte mir nun den armen Wurm genug zu Herzen genommen. Es war aber nicht der arme Wurm, um den meine Thränen flossen, es war um die Mutter, die ich mir bis jetzt nicht anders denken konnte, als lebensvoll, blühend, frisch wie ich selbst, und die nun in meinem Geiste in einem Sarge erscheinen sollte, dessen Deckel ich mir nicht zu lüften traute.

„Du warst ein niedliches kleines Ding und schlugst die Augen so verständig zu uns auf — ganz besondere, denn solche Augen wie Du, hatte auf der Welt nur noch —"

„Der Krutzimutzi", fiel Susette schnell fürsorglich ein. Sie nahm oft Aergerniß daran, daß ich mich so gern im Spiegel betrachtete. Mein größtes Vergnügen war es auch. Sie versicherte mich, der Teufel stehe jedesmal hinter mir und rupfe mir die Haare aus, und fahre ich so fort, so werde ich bei Zeiten kahlköpfig. Das hat gute Wege, dacht' ich mir, und fühlte nach meinen Flechten.

„Nun, wir nahmen uns Deiner an. Ich hätte es nicht über's Herz gebracht, Dich dem Findelhaus zu übergeben. Die Jungfer

Digitized by Google

Salome wurde uns als eine gottesfürchtige, rechtschaffene Person gerühmt, die in einem Landstädtchen nicht weit von hier lebte. Ueber Deinen Vater wußte sie nichts zu sagen. Wahrscheinlich mußte er auch fort in den Krieg, wie so viele Andere, denn damals fing Napoleon an die Flügel zu regen. Ebenso ihr Bruder, der bei dem Leibregiment war. Wer es wüßte, wohin — —"

„Mit einem Wort", unterbrach sie Pathe Susette, „wir vermochten die Salome, daß sie Dich mit sich nahm, in ihre Heimat; zahlten ihr jährlich das Kostgeld und warst Du aus dem Gröbsten herausgearbeitet, dann wollten wir Dich zu uns nehmen — zur Beihülfe der Justine, die anfängt alt zu werden. Die Salome aber starb, ehe — —"

„Ehe ich aus dem Gröbsten herausgearbeitet bin", klagte ich schluchzend. Der Tod meiner Mutter, die Güte der Fräuleins, der Gedanke, so gar Niemand angehörig zu sein, hatte mein Herz bewegt und ich weinte bitterlich.

„So ist sie", sprach Pathe Clara und trocknete mir die Augen, indem sie mich an sich zog wie ein kleines Kind.

„Weich wie Wachs", fügte Pathe Susette hinzu, „um so mehr muß sie gehütet werden. Und", sprach sie, sich zu mir wendend, „das Soldatenvolk schaust Du mir nicht mehr an. Weißt Du, Clara, so was liegt oft im Blute und da kann nicht genug dagegen gethan werden."

Fortan gab es gerade zur Zeit, wenn die Paradestunde schlug, Geschäfte in der Küche; ich mußte Mandeln schälen, Citronat schneiden, Reis lesen, oder Schnee schlagen, und war nicht eher entlassen, bis der letzte Musikton verklungen war. Das schmerzte. — Der glänzende Tambourmajor mit dem silbernen Stab, der Glockenspieler mit dem goldenen Glockenspiel tanzte vor mir unter den Mandeln und dem Citronat, und manches Stückchen ward unter die Anricht verschnitzelt.

Einigen Ersatz boten die Ausfahrten der Herrschaft. Uns gegenüber lag die Hofburg. Sobald die Trommeln rasselten, die Burgwache ihr „Raus!" donnerte, war ich auf der Estrade am Fenster. Die großen vergoldeten Wagen mit den geschweiften Spiegelfenstern, die drei Lakaien in bunten, von Silberborten starrenden Kleidern, die sich in den Waßenriemen Einer hinter dem Andern hängend, so behaglich wiegten, die prächtigen Gespanne, voll Troddeln und Silberbuckeln, und vor allem die Läufer, die den Pferden vorauf liefen, waren ein Schauspiel mit nichts zu vergleichen. Diese waren es, die mein Herz entzückten. Es waren meist große kräftige Männer, in weißen Tricots, mit bunten Jacken, und auf dem Kopfe hatten sie Barette, mit weißen wallenden Federn. Gott, war das prächtig, wenn sie leichtfüßig dem Gespann voraus sprangen und ihre weißen Stäbe schwenkten! Ich schwankte ernstlich, ob so ein Läufer in dem herrlichen Costüme nicht am Ende eine bessere Partie sei, als der Tambourmajor und der Glockenspieler.

Die schönsten Läufer hatte die verwittwete Herzogin, prächtige Gestalten. Ihre weißen Jäckchen waren mit Scharlach umsäumt, ihre Barette waren geschlitzt, und hatten rothe Puffen und einen Wald von

Digitized by Google

weißen und rothen Federn. Da sprangen sie dahin vor den scharf ausgreifenden Pferden, ihre Stäbe über den Köpfen schwingend, als ob sie Pferde und Alles überflügeln wollten.

Sonderbarer Weise erregte die Auffahrt der prächtigen Herzogin anstatt Wohlgefallen nur Aergerniß bei den Fräuleins. Obwol wir im zweiten Stock wohnten, das Haus auf einer Erhöhung stand, und der Platz selbst so groß war, daß es kaum eine Möglichkeit war, die Herzogin könnte Jemand an unseren Fenstern erkennen, so drehten ihr meine Pathinnen, so oft sie vorüberfuhr, frostig und verächtlich den Rücken, der „Jezabel", wie sie sie nannten.

Die Herzogin war als junge Prinzessin an einen siebenzigjährigen Mann verheirathet worden und hatte ihrer Jugendlust keinen Zwang angethan. Die Gerüchte, die über sie im Umlauf waren, drangen auch über unsere Schwelle, und der damalige Ton bediente sich keiner zarten Umhüllungen, wenn es Menschlichkeiten galt, wie der heutige. So erfuhr ich im Lauf der Jahre genug von dem Leben der Fürstin, daß ich mir diese Benennung deutete. Meine Pathinnen waren in einem Kloster erzogen worden, und neben ihrer Frömmigkeit rein und sittlich, so daß ich auch endlich ihren Abscheu zu verstehen glaubte.

Am rücksichtslosesten ging der Senator Drexler mit dem Ehrenkleid der hohen Dame um, und kam der in's Erzählen, da standen Einem die Haare zu Berge, über die zwanglose Art, mit der sie ihre Erwählten sich zu eigen machte. Er kam wöchentlich ein paar Mal zum Besuch, und da ging es selten ohne Disput ab. Der Senator legte einen strengen Maßstab an Frauenwerth und diesen hatte er ganz „aus seiner Zeit" überkommen. Er hatte das Volk unter einer schlechten Regierung seufzen sehen, und war als Staatsbürger und Politiker ein eifriger Anhänger der nachherigen besseren, ein Fortschrittler. In allen übrigen Dingen aber war er conservativ, ein Mann „seiner Zeit". Es kostete ihm nach seiner Ansicht große Selbstverleugnung, in dieser schwächlichen, herabgekommenen Jetztzeit zu leben, die er mit einer Art Mitleid betrachtete. Denn daß er bei seinen siebenzig Jahren Nerven von Stahl, Zähne wie Eisen, und die Röthe der Jugend in seinem Gesicht hatte, das war lediglich das Ergebniß „seiner Zeit". — Auch in der strengsten Winterkälte trug er den Rock aufgeknöpft und den Hut unter dem Arm, anstatt auf dem Kopfe, und wenn er spazieren ging, raschen, leichten Schrittes, so blies er, um seine überflüssige Blutwärme abzusetzen, vor sich hin wie ein kleines Locomotiv. Er rühmte sich, niemals krank gewesen zu sein, und das glaubte ihm auch, wer ihn nur ansah. Krankheiten überhaupt betrachtete er als eine Neuerung der Aerzte, eine schwächliche Mode des Jahrhunderts. Als daher einst sein Neffe Paul, den er an Kindesstatt angenommen hatte — er war seit langer Zeit Wittwer und kinderlos — am Schleimfieber erkrankte, rief er überkommen von einer geringschätzigen Ueberraschung: „Der auch! — zu meiner Zeit hätte sich ein junger Mensch gelüsten lassen sollen, krank zu werden! Kreuzpapier" — dieses war eine Art keuschen Fluchs, den er manchmal

Digitized by Google

ausließ, „Kreuzpapier, zu meiner Zeit gab es andere Leute! Zu meiner Zeit wußte man nichts von all' den Ueberröcken, Halsbinden und Nasenwärmern, wie sie die jetzigen Eintagsfliegen haben müssen. Zu meiner Zeit, da ging man am Neujahrstag bei zwanzig Grad Kälte in seidenen Strümpfen, gesticktem Frack, den Chapeau-bas unter dem Arm, von acht Uhr früh bis Mittag gratuliren und Schmach hätte Den getroffen, der von Katarrh oder Halsweh gesprochen hätte! Ja, meine Damen, wir waren andere Leute, wir! In dem Alter, wo unsere heutige Jugend das Leben schon ausgenutzt hat, und sich dazu, da fingen wir erst an zu leben. Mit einundzwanzig Jahren hat man sich auf einen Ball gewagt, mit fünfundzwanzig hat man sich bescheiden verliebt, und der hieß ein Springinsfeld, der vor dreißig Jahren an's Heirathen dachte; drum sind wir auch ganze Kerle geblieben. Ph — h! Ph — h —! Ph — h —! Das hätten Sie sehen sollen, wie der alte Leiblein, mein Lehrherr, seine jungen Leute abgerichtet hat. Abends, wenn der Laden geschlossen war, hatten wir einen Cursus in der Kundenbedienung. Da war der dicke Herr Leiblein mit seinen blauen Schreibärmeln und der Ladenschürze, bald eine mächtige gnädige Frau, bald eine flinke Köchin, bald ein brüsker Officier, der nicht warten konnte, bald ein pipsiges Fräulein, und wir hinter dem Ladentisch. Was schaffen die Madame? Was beliebt der Jungfer Köchin? Groben Lotzbeck Nr. I, Herr Major? Befehlen? — Münzzeltchen oder Gerstenzucker für das gnädige Fräulein? — Kreuzpapier! wenn man es da an der Höflichkeit und Flinkheit fehlen ließ! wie jagte uns Der herum! Vom Pfefferfaß in die Melisse, vom Essig in den Senf, vom Repsöl in den Indigo. Einer der nicht den ersten Winter erfrorene Hände oder der Backen ohne Frostblasen gehabt hätte, der wäre als ein fauler Schlingel abgedankt worden. Und hätte vollends Einer in's Geschäft verlangt mit Handschuhen oder einem Barte — Kreuzpapier! mit dem Tabaksmesser hätte ihn der Leiblein rasirt. — Ja, meine Damen — das waren andere Zeiten. Ph — h —! Ph — h —! Ph — — h!"

Meine Fräuleins und der Senator sprachen sich nicht immer leicht. Die Fräuleins hatten eine tiefe Verehrung für Religion, Kirche und ihre Diener, welche der Senator seinerseits mit schauderhafter Freisinnigkeit abhandelte. Die Aufhebung der Klöster schien ihm ein eben so großer Sieg der guten Sache, wie sie meinen Pathinnen der Vorläufer schrecklicher Zeiten und Ereignisse war. Wenn sie in angestammter Loyalität dem regierenden Fürsten in allen anderen Dingen volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, so gewährte es ihnen doch eine große Befriedigung, des Verstorbenen Kirchlichkeit und Frömmigkeit in den Himmel zu heben.

„Was war denn an Dem zu loben!" perorirte der Senator in seiner lauten ausführlichen und scharfaccentuirten Redeweise. „Was haben wir an Dem gehabt? — Pfaffenwirthschaft — Jesuitenregiment, der Hof eine Buhlanstalt, der Fürst ein Betbruder und Wüstling zugleich, und seine Umgebung Spione, Maitressen, Bastarde und ausländisches Ge-

Digitized by Google

sindel. War der gottselige Herr des Morgens aufgestanden, so saß an seinem rechten Ohr eine Maitresse und an seinem linken der fromme Pater Frank, der erste Kammerherr der höllischen Camarilla. Wenn der hätte Holzklötze bauen dürfen! Wer hat sich damals wol unterstehen dürfen ein ehrliches deutsches Wort zu reden, wollte er nicht Hab und Gut, Leib und Leben riskiren! Das ist ja das Unglück der Fürsten, daß sie so viele Leute um sich haben müssen, und nicht selbst zu ihrem Volk reden, nicht selbst sehen und hören, sondern sich anderer Hände, Augen und Ohren bedienen müssen. Da lobe ich mir den jetzigen Herrn, der hat der Pfaffenwirthschaft ein Ende gemacht."

„Pfaffenwirthschaft!" rügte tadelnd Susette. „Und die vielen schönen Kloster, die jetzt leer stehen, oder profanirt werden; aus den heiligen Gotteshäusern Kasernen, Mauthhallen und Gott weiß was zu machen!"

„Die frommen Frauen und Patres so in die Welt hinaus zu stoßen! daraus kann nichts Gutes kommen", klagte Clara und legte kopfschüttelnd ihre Nadel nieder.

„Jammerschade um diese frommen Faullenzer und Müßiggängerinnen!" spottete der Senator „was haben diese wol dem Staat genützt?" fuhr er warm werdend fort. „Güter an sich gerissen, fürstliche Vermögen gesammelt, geschwelgt, gepraßt, sich gemästet von den sauren Kreuzern einfältiger Menschen. Apropos! Erst vorige Woche fand man beim Abbruch eines Klosters in Diessten in einer Rauchkammer, stellen Sie sich vor, in einer Rauchkammer unter dem Dache, sieben, sage sieben weibliche Körper, schön säuberlich neben einander hängend. Sie waren gleich Mumien vertrocknet und zusammengeschrumpft. Was sagen Sie dazu?"

„Daß es Erfindung, bloße Erfindung böser Zungen ist!" antwortete Pathe Clara schnell athmend.

„Pure Verleumdung, Herr Senator, damit will man die grausame Aufhebung dieser frommen Verbindungen rechtfertigen."

„Alles erlogen! Alles erlogen!" riefen Beide und zuckten, als hätte man ihnen auf sämmtliche Hühneraugen getreten.

„Erlogen? Ja prosit. — Alles gerichtlich constatirt", rief der Senator. „Ein Bekannter, der Ingenieur Häusler, der dabei war, hat es mir selbst erzählt. Ja, wer es wüßte, was hinter den heiligen Mauern Alles verübt wurde! Kein einziges aller der Klöster, die geleert und für andere Zwecke eingerichtet wurden, nicht eines, in dem man nicht solche Funde gemacht! Hier fand man sie vergraben, dort eingemauert. Hier waren es Opfer der Lust, dort der Rache. Wüßte man, wüßte man, wie manches unschuldige Opfer in diesen Gotteshäusern geschmachtet hat, man würde keinen Stein auf dem andern lassen. Reize nie einen Pfaffen, denn der Teufel selbst ist versöhnlicher als er."

„Gott! Gott! Gott!" rief Pathe Susette und schlug die Hände ineinander.

„Aus Ihnen spricht die helle Bosheit, das kann ich nicht mit an-

Digitized by Google

hören, das geht gegen das Gewissen", sagte Pathe Clara im Innersten gekränkt und erbittert.

Die Fräuleins erhoben sich feierlich von ihren Stühlen, um dem Senator anzudeuten, daß die Conversation ihren Höhepunkt erreicht habe, und der Senator entfernte sich mit einem siegreichen „Und es ist doch wahr! Ph — — h. Ph — —."

„Ganz wie Er", seufzte Pathe Clara, wenn er fort war.

„Ganz!" bestätigte Pathe Susette, „ich meine oft, ich höre ihn."

„Wen denn, Pathe? Wer ist denn der Er?"

„Der und Der, zieh' ihn bei der Nase her", sagte Pathe Susette schnippisch.

„Ein so junger Guck in die Welt muß nicht Alles wissen", fügte Pathe Clara hinzu.

„Viel Wissen macht Kopfweh", schloß Pathe Susette weise. — Das viele Wissen machte mir nicht Kopfweh, wol aber die Neugierde. So oft der Senator zu Besuch da war, saß ich mäuschenstill über dem Stickrahmen und lauschte mit größtem Antheil. Er war sehr gescheidt, der Herr Senator. Obwol er mich häufig mit meinem Erwählten, dem Tambourmajor und dem Glockenspieler neckte, so hatte doch jedes seiner Worte ein besonderes Gewicht für mich, und gar Vieles verstand ich nicht. Da bohrte der Wissensdrang in mir und gar vor Allem war es der Er, den die Pathinnen zwar immer kurz, aber häufig erwähnten. Fragte ich nach diesem geheimnißvollen Er, so wurde ich immer kurz und bündig oder mit einer altjungferlichen Neckerei abgefertigt. — Wer doch dieser Er sein mußte!

Die Fräuleins waren eifrige Zeitungsleserinnen und sie legten selten eine Nummer aus der Hand, ohne daß nicht einige Worte fielen, kurz, aber deutungsvoll, die ich alle auf Ihn bezog und Pein litt. Wer kennt nicht die Qualen eines unerforschlichen Geheimnisses in einem sechzehnjährigen Gehirn!

Nach einem Disput kam der Senator eine Weile nicht zu den Fräuleins. Statt seiner aber sein Neffe Paul, der den Correspondenten brachte, den meine Fräuleins mit dem Senator gemeinschaftlich hielten. Dieser Paul, oder Paulus, wie ihn sein Onkel nannte, war ein weniges älter als ich. Er hatte blaue lachende Augen, rothe Wangen, einen Lockenkopf und eine überflüssige Körperlänge. Wenn er daher in's Zimmer trat und mit der weltschweifigen Höflichkeit, welche sein Onkel unablässig bemüht war in ihm auszubilden, einen seiner Kratzfüße machte, welcher seinen Körper in eine horizontale Lage brachte, so daß seine Fußspitze auf dem Thürschloß lag und sein Lockenkopf unsern Rahmen fegte, so hatte ich immer ein spöttisches Lachen zu verbergen. Er aber sprach unbehindert deshalb mit lachenden Augen:

„Der Herr Onkel lassen sich empfehlen, schicken die Zeitung, und die Kaiserin hat einen Prinzen, König von Rom.

„Der Herr Onkel lassen sich empfehlen. Napoleon ist über den Niemen gegangen.

Digitized by Google

„Der Herr Onkel lassen sich empfehlen. Moskau steht in Flammen.

„Der Herr Onkel lassen sich bestens empfehlen. Napoleon ist von der Insel Elba entflohen."

Er überlieferte diese Aufträge mit einer so vergnügten Miene, als ob die Flammen von Moskau und die Einschiffung auf Elba der köstlichste Spaß sei. Nach einer solchen Zeitungsnachricht schlossen die Parteien wieder Frieden. Der Senator so wie die Fräuleins mußten sich über die folgenschweren Begebenheiten aussprechen, und das Verhältniß war ein friedliches, bis der Clerus, oder Napoleon wieder einen Feuerbrand zwischen sie warfen, der Senator pustend und blasend und mit dem hartnäckigen „ich habe doch recht" das Zimmer verließ, ich den Vogel zudecken mußte, und meine Pathinnen seufzend und aufgeregt einander zunickten.

„Gerade wie Er", seufzte Clara.

„Just so", antwortete Susette, „wenn's nur ein gutes Ende nimmt."

„Ich will es wünschen. Wie oft habe ich ihn gewarnt —", sprach Clara.

„Ja Der — und sich warnen lassen."

„Liebe Pathe, wer ist denn der Er? Sie könnten mir es doch einmal sagen", wagte ich dann zu fragen, „Pathe Susette — —"

Diese aber declamirte:

„Laß Dir sagen
Was die Katz' hat getragen
Drei scheckige Bären
Und Du sollst Gevatterin werden."

(Schluß im folgenden Heft.)

Theater-Erinnerungen.

Von **G. zu Putlitz.**

VIII.

Wir hatten, in Wien angekommen, gleich nach Rettichs gefragt, die ich mich freute wiederzusehen, meine Frau wünschte kennen zu lernen. Auch nach Baron Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) hatte ich mich erkundigt. „Rettichs" hieß es, „sind auf dem Lande, in ihrer Villa in Hütteldorf, und kommen nur, wenn sie zu spielen haben, zum Theater herein. Baron Münch aber ist auch in Hütteldorf, läßt sich jedoch vor Niemand sehen, und verkehrt nur mit Rettichs." Das war denn freilich nicht ermunternd und wir gaben es mit Bedauern auf die liebenswürdigen Menschen kennen zu lernen und wiederzusehen. Da saßen wir mit Laube in seiner Loge; „Die Royalisten" von Raupach wurden gegeben, die Rettich spielte. Laube war im Zwischenact auf die Bühne gegangen und kam mit den Worten zurück: „Ich habe der Rettich erzählt, daß Sie hier sind und sie sagt mir, daß Sie ja alte Bekannte wären!" Ich bat ihn im nächsten Zwischenact, zu fragen, ob und wann wir in Hütteldorf einen Besuch machen könnten. Die Antwort lautete: „Zu jeder Stunde, sie seien den ganzen Tag zu Haus."

Am andern Tage aßen wir früh und fuhren nach Hütteldorf, denn wir wollten zum Theater zurück sein. Rettich kam an die Gartenthür, gleich darauf seine Frau. Sie hatten noch nicht gegessen, aber sie wollten uns doch nicht fortlassen, wenigstens sollten wir uns zu ihnen setzen. Vom ersten Augenblick an war man heimisch bei den prächtigen Menschen, und wir folgten auch ohne Weiteres der Aufforderung. Eben waren wir in das Eßzimmer getreten, als die Thür sich öffnete, ein Herr sich zeigte, aber sofort, als er uns sah, mit verdrießlichem Gesicht den Fuß zurückzog und die Thür hinter sich schloß. Julie Rettich lachte. „Kommen Sie nur herein, Baron", rief sie. „Es ist Putlitz mit seiner Frau, vor denen werden Sie sich doch nicht fürchten!"

Münch trat nun zwar in das Zimmer zurück, aber sehr zufrieden mit den Gästen sah er noch nicht aus. Indessen, wir setzten uns an den Tisch und das belebteste Gespräch war schnell im Gang. Als wir hernach den Kaffee im Garten nahmen, war auch Münch gesprächig geworden, fühlte sich sichtlich behaglich und wurde mehr und mehr vergnügt. Wir gaben natürlich sofort das Theater auf und blieben bis in den Abend hinein.

Das Freundschaftsverhältniß Friedrich Halm's zum Rettich'schen Hause, zu dem hochgebildeten, in jeder Beziehung ausgezeichneten Ehepaar, war das seltenste, edelste und eigenthümlichste. Als Baron Münch, unter dem Namen Friedrich Halm, sein erstes Stück, das seinen Namen schnell durch ganz Deutschland berühmt machte, „Griseldis", in Wien hatte aufführen lassen, war es Julie Rettich gewesen, die die Titelrolle spielte. Das vermittelte die Bekanntschaft. Münch hatte schon damals in seiner scheu zurückgezogenen Weise seine dichterischen Bestrebungen vor aller Welt geheim gehalten und

Digitized by Google

lange war, nach dem Erfolg der Griseldis, der pseudonyme Friedrich Halm in aller Munde, ehe er sich zur Autorschaft bekannte. Ja, seine eigene Gattin hatte nichts von seiner Production, nicht einmal von seinem poetischen Talente gewußt und erst als der Erfolg den Schleier hob von dem Geheimniß, ging sie selbst in's Theater, um die Dichtung des Gatten kennen zu lernen. Sie kam zurück, leidlich befriedigt vom Stück, aber begeistert für die Darstellerin der Griseldis, die sie kennen lernen wollte. Der Wunsch war leicht zu erfüllen und er begründete eine rührende und treue Freundschaft zwischen den beiden Frauen und dadurch den beiden Familien. Da fesselte eine jahrelang dauernde schwere Krankheit die Baronin Münch an das Zimmer, eigentlich an das Bett, und die Häuslichkeit des Gatten war dadurch auf ein trübes Krankenpflegen beschränkt. So wurde ihm das Rettich'sche Haus Trost und halb eigene Häuslichkeit.

Durch ein ganzes Leben, treu, ungetrübt bis zum Tode hat das gedauert. Jeden Abend brachte Münch bei Rettichs zu, da fand er Anregung, Theilnahme für seine Productionen, Freundschaft, so wie engere Heimat. Julie Rettich wurde nicht allein die Muse seiner Dichtungen, ihr Talent wurde der Zweck derselben. Nur für sie hat er geschrieben, nicht allein seine Dramen, in deren jedem sie die Hauptrolle hatte, auch seine Gedichte, die sie vortrug. Wir können die Halm'schen Poesieen nicht mehr trennen von Julie Rettich. Was dieses Zusammenschaffen zweier so hervorragender Talente Förderndes, Begeisterndes haben mußte, wie in ihm die Production wuchs und sich concentrirte, läßt sich leicht begreifen, aber auch die Gefahr des Einseitigwerdens lag nahe und hätte bedenklich werden können, hätte nicht der feingebildete, klare Karl Rettich dazwischen gestanden und nach allen Seiten ausgleichend eingewirkt. Aber schon Julie, die Lieblingsschülerin Ludwig Tieck's, mit ihrem klaren Geist, der Wahrheit ihres ganzen Wesens, dem nie rastenden Streben, mit dem sie an der Ausbildung ihres Talentes arbeitete, lenkte von der Gefahr des Einseitigwerdens ab, der eine minder denkende, minder selbstständig schaffende Künstlernatur vielleicht erlegen wäre. Julie Rettich war die vielseitigst begabte Frau, die mir im Leben begegnet ist und doch, so viel sie war, nach den verschiedensten Richtungen, Alles war sie ganz und in Allem sie selbst: wahr, sicher, treu. So haben wir sie kennen gelernt als Künstlerin, als geistvolle Beratherin in allen Zweigen der Kunst und des Wissens, als Gattin, Mutter, Hausfrau und Freundin. Eins ist mir an allen ihren Leistungen immer wieder klar geworden, daß die höchste Blüthe der Kunst nur im edlen, durchgeklärten Charakter wurzeln kann. Hätte wirklich Jemand kritische Bedenken bei dieser oder jener ihrer Darstellungen, an Auffassung oder Manier der Wiedergabe erheben wollen, den edlen Charakter der Künstlerin fühlte man immer durch, und den Eindruck, den sie als Griseldis auf Frau von Münch ausgeübt hatte, haben viele nach Dieser empfangen, denn er war ein ganz richtiger. Dieser Ausdruck war ein ausnahmsloser, immer siegender und ihre ganze Umgebung veredelnder. Ich habe die wunderbare Frau später oft auf ihren Gastspielreisen begleitet und es war merkwürdig, wie ihr gleich das ganze zusammengewürfelte Personal der unbedeutendsten Bühne zu Füßen lag, Alles zu Wunsch that und nur weil sie da war, mit ihrer aufrichtigen, wohlwollenden Freundlichkeit, mit ihrem Ernst für die Kunst und ihrem edlen menschlichen Herzen. Was sie als Künstlerin leistete, so bedeutend es war, hätte vielleicht eine Andere auch, wenigstens annähernd erreichen können; die ganze Frau hat aber ihres Gleichen nicht gefunden.

Digitized by Google

Wie war es also zu verwundern, daß wir uns gleich an jenem Sommernachmittag in Hütteldorf von den drei seltenen Menschen so angezogen fühlten, daß wir mit Freuden der Aufforderung Folge leisteten, unsern Aufenthalt in Wien um einen Tag zu verlängern, um am andern Tage schon zu Tische herauszukommen?

Zur verabredeten Stunde hielten wir wieder an der freundlichen Gartenthür und Julie Rettich kam uns schon freudestrahlend entgegen. „Sie haben ein Wunder bewirkt", rief sie schon von Weitem. „Münch, der verreisen mußte, der sonst allen Menschen aus dem Wege geht, hat die Reise abgeschrieben und ist geblieben, nur um Sie diesen Nachmittag noch zu haben."

Er kam auch gleich zum Vorschein, ohne die Essensstunde erst abzuwarten. „Was hat ihn nur so gegen die Menschen verstimmt?" fragte ich Rettich und der erzählte mir denn, daß die unglückliche Anonymität, mit der er den „Fechter von Ravenna" hatte in die Oeffentlichkeit treten lassen, ihm eine ganze Fluth von Kränkungen gebracht hätte. Bei dem leicht verletzlichen, kränklich reizbaren Dichter war das begreiflich. Der Hergang war in Kürze folgender: Friedrich Halm, verstimmt durch mißbilligende Kritiken, und nicht volle Theilnahme des Publicums, die seinen letzten dramatischen Dichtungen geworden war, beschloß, sich durch Anonymität für sein neuestes Stück „Der Fechter von Ravenna" bei der Presse und dem Publicum eine Beurtheilung zu schaffen, die unabhängig wäre von Neigung und Abneigung, die er für seine Person voraussetzte. Er hielt seine Arbeit so geheim, denn nur drei Menschen wußten um dieselbe, und besorgte die Einreichung und Correspondenz so geschickt über Dresden, daß selbst der leicht merkende Laube irre geführt wurde. Das Stück kam in Wien an der Burg zur Aufführung und erregte ungewöhnliches Aufsehen, noch gesteigert durch die Anonymität, die allgemeine Neugierde weckte. Man muthmaßte hin und her, und nur der alte Grillparzer ließ sich nicht täuschen: „Das Stück", hatte er gleich gesagt, „konnten nur zwei Dichter gemacht haben — Halm oder ich. Da ich nun weiß, daß es nicht von mir ist, muß es von Halm sein!" Aber Halm leugnete hartnäckig und da nach dem Erfolg Niemand einen Grund dafür einsehen konnte, conjecturirte man weiter. Nun ging das Stück über die meisten deutschen Bühnen, theils mit glänzendem, theils doch mit gutem Erfolg und ganz Deutschland betheiligte sich an der Frage der Autorschaft. Die Tantièmen und Bühnenhonorare blieben liegen und summten sich auf. Niemand erhob sie, ja das Gerücht vergrößerte sie zu namhaften Summen. Da, auf einmal, vielleicht gelockt durch die herrenlosen Schätze, die des Autors harrten in den Theaterkassen, meldete sich ein armer Schulmeister Bacherl und nahm das Autorrecht für sich in Anspruch. Das Stück sei zwar nicht ganz das seinige, sagte er, aber eine treue Umarbeitung eines Stückes, das in der That in der Gruppirung der Personen einige Aehnlichkeit mit dem Fechter von Ravenna hatte und das er Laube eingereicht haben wollte als Concurrenzstück einer Preisbewerbung, die dieser für das Burgtheater ausgeschrieben hatte. Merkwürdiger Weise nahm ein Theil des Publicums, sogar literarische Notabilitäten, Partei für den Prätendenten des Autorruhms und Autorlohns und so ging der Sturm gegen Laube. Er müsse um die Sache wissen, er hätte das Bacherlsche Stück bekommen und er habe darauf den Fechter aufführen lassen. Laube verneinte energisch seine Mitwissenschaft, forschte aber weiter und da stellte sich heraus, daß das Stück von Bacherl wirklich bei der Preisbewerbung eingereicht war. Laube erinnerte sich, unter der Fluth von

Digitized by Google

Stücken auch eins, auf einem einzigen Briefbogen geschrieben, erhalten zu haben. Lachend hatte er gesagt: „Nun, das Stück brauche ich wenigstens nicht zu lesen, das könnte kaum eine halbe Stunde spielen und das Preisausschreiben fordert eins, das den Abend füllt!“ Sein Sohn hatte das Stück aber doch in die Hand genommen und dann mit lautem Gelächter versichert, daß man es als Preisconcurrenten sicher nicht zu beachten hätte, er erinnerte sich aber später, daß auf dem einen Briefbogen wirklich von Thusnelda und ihrem Sohn die Rede gewesen sei. Weiter hatte Niemand in Wien das Stück zu sehen bekommen.

Nun aber durfte Halm nicht mehr schweigen, schon um Laube zu rechtfertigen, und er bekannte sich öffentlich als Autor. Man hätte meinen sollen, mit dem Wort sei die Sache abgethan; aber dem war nicht so, und nun begannen wirklich Kränkungen für den Dichter, die unerhört waren. Ein Theil der Presse blieb dabei, Bacherl's Rechte aufrecht zu halten und für ihn wenigstens die Grundidee, die Gruppirung des Stoffes und der Charaktere in Anspruch zu nehmen. Vergebens wies Halm seine historischen Quellen nach, man hielt sich an einige allerdings auffallende Aehnlichkeiten, die nicht historisch, sondern Erfindung waren und Bacherl versicherte hoch und theuer, das Halm'sche Stück weder gesehen noch gelesen zu haben, und nur durch Kritiken auf den Stoff aufmerksam gemacht zu sein, und erkannt zu haben, daß es nichts Anderes als eine Umarbeitung seiner Tragödie sei. Diese Behauptung widerlegte freilich Roderich Benedix, der damals Theaterdirector in Frankfurt a. M. gewesen und zu dem Bacherl eines Tages gekommen war, um sich ein Billet zur Vorstellung des Fechters zu erbitten. Die ganze Sache war jetzt so klar als möglich: Bacherl hatte nach dem Fechter die Aehnlichkeiten in sein Stück hineingearbeitet. Aber die Angriffe auf Halm hörten noch nicht auf und verstummten erst, als Bacherl sein sogenanntes Stück, und zwar gleich in zwei zusammen gedruckten Bearbeitungen veröffentlichte und damit eine vollkommene Lächerlichkeit zu Tage brachte. Zum Ueberfluß zog der halb verrückte Mann von Stadt zu Stadt und las sein Stück vor, um sich, gegen geringes Entrée, von einem großen Publicum immer wieder verhöhnen zu lassen, bis die Polizei diesem Erwerb, der unter keine Kategorie von Kunstleistungen zu stellen war, ein Ende machte.

Aber Münch hatte seinen Aerger und die Kränkungen fort, die fast seine Ehrenhaftigkeit in Zweifel stellen wollten. Das hat ihn nur noch menschenscheuer und zurückgezogener gemacht, und in dieser Stimmung lernten wir den Dichter kennen. Aber wir bemerkten nichts von seiner Verstimmung und Rettichs versicherten immer wieder, hocherfreut, den Freund seit langer Zeit nicht so frisch und gesprächig gesehen zu haben.

Friedrich Halm ging nicht in's Theater, aber er hatte meine Stücke, so weit sie gedruckt waren, gelesen, und er sagte sein Urtheil über dieselben mit einer Offenheit, die zuerst die Freunde erschreckte. Sein Urtheil traf nur zu sehr mit meiner eigenen Muthlosigkeit zusammen und ich sprach diese unumwunden aus. Julie Rettich fuhr gleich dazwischen. Sie schalt mich tüchtig aus, und hat das später noch oft gethan: „Sie haben noch gar nicht probirt wie weit Ihr Talent reicht“, sagte Halm, „und dann verstehen Sie Aufbau und Oekonomie nicht!“

„Ja“, rief ich, „wie soll ich das lernen, wenn man meine Stücke nicht aufführt?“

„Von mir!“ erwiederte Halm ganz ruhig. „Wären wir an einem Orte,

so wäre das leicht, man kann in einer Stunde des Gesprächs viel lernen. Nun wir so weit auseinander leben, ist's viel schwerer, aber gehen müßte es bei gutem Willen doch auch!"

Ich griff mit beiden Händen zu, und in dem auch sonst unvergeßlichen, freundlichen Garten in Hütteldorf wurde der Grund für uns zu einer Freundschaft gelegt, die nur der Tod trennte, und mir gaben jene Stunden einen Wendepunkt meiner ganzen literarischen Thätigkeit, denn Halm's Versprechen blieb mir im Gedächtniß, sollte eingefordert werden, und er hat es mit aufopferndster Freundschaft gelöst.

Einige Wochen später richteten wir uns für den Winter ein in unserer ländlichen Einsamkeit. Die volle Sehnsucht nach einer Production war wieder da, aber die Scheu vor dem Theater noch nicht überwunden, und doch hatte ich die Ueberzeugung, die ich eigentlich auch noch habe, daß meine Begabung ausschließlich auf das Dramatische ginge. Ein Stoff lag mir in den Gedanken, der sich immer klarer gestaltete, ein Conflict, dessen Hauptfigur die zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein war. Es war eine traurige Veranlassung, die mich auf den Stoff hinleitete. Wir brachten einige Monate in Berlin zu, während unser Freund Wilibald Alexis seinen vortrefflichen vaterländischen Roman (leider sollte es sein letzter sein) „Dorothea" drucken ließ. Die beiden ersten Bände waren fertig, der dritte bedurfte noch der letzten Ueberarbeitung. Da warf, aus der Fülle der Gesundheit heraus, ein Schlaganfall den Freund auf das Krankenlager, als Anfang eines Siechthums, das er nicht wieder überwand. Noch meinte man, daß die Klarheit der Gedanken dem Kranken nicht zurückgekehrt sei, daß man an ihn keine Frage stellen könne, als der Verleger der Dorothea händeringend kam und die treu pflegende Gattin fragte, was denn nun aus dem Roman werden solle, da die Fortsetzung des Druckes dränge. Der Kranke hatte doch das geflüsterte Gespräch durch die halb offene Thür verstanden, winkte seiner Gattin und flüsterte mühsam: „Putlitz!" Nun kam der Verleger mit dem Manuscript, das man in dem Pult des Dichters gefunden hatte, und ich übernahm Durchsicht und Correctur. Das war nicht ohne Schwierigkeit, denn schon die Handschrift hielt sehr auf. Oft haben meine Frau und ich Stunden zugebracht, um einzelne Worte zu entziffern, die uns dann, wie die Lösung eines Räthsels, auf einmal einfielen. Dann mußte ich mich ganz in die historischen Quellen des Romans einarbeiten, um einzelne mit durchgegangene Anachronismen, die der Dichter bei der letzten Revision beseitigen wollte, herauszubringen. Es war eine mühselige und verantwortliche Arbeit. Aber während derselben kam mir der Gedanke, die Kurfürstin Dorothea, diese seltsame Frau, die schon ihre Zeitgenossen der Zauberei und des Giftmischens beschuldigten, und die auch Wilibald Alexis meisterhaft in unheimlichem Halbdunkel gezeichnet hatte, in ganz anderer Weise dramatisch zu gestalten. Eine weitere Aehnlichkeit mit dem Roman hatte mein dramatischer Stoff nicht, der schon chronologisch gerade da anfing, wo der Roman aufhörte.

Dieser Plan spann sich nun weiter auf der Reise, deren Eindrücke mannigfach auf die Entwickelung desselben einwirkten, und als er reif zur vollen Gestaltung drängte, mahnte es mich an das Versprechen, das mir Friedrich Halm gegeben hatte, mir an einer Arbeit zu lehren, wie man ein Stück bauen müsse. Mein Stoff schien mir ganz für meine Studien geeignet. Ein preußischer Stoff, ein Mitglied des Herrscherhauses als Hauptfigur das

Digitized by Google

war damals noch nicht auf der Bühne gestattet. Auf preußischen Theatern durfte also das Stück nicht gegeben werden, die außerpreußischen Bühnen aber konnten damals ihrem Publicum keine Sympathie für preußische Entwickelung zumuthen, und dadurch schien jede Aussicht auf eine Aufführung des Stückes abgeschnitten, und das gerade ließ mir dasselbe für meinen Lernzweck erwünscht erscheinen. Ich schrieb an Münch und entwickelte ihm meinen Plan, noch ganz warm in der Rückerinnerung unserer jüngst gemeinsam verlebten Stunden. Seine Antwort gebe ich im Original, nicht allein, weil sie für den Freund charakteristisch ist, sondern weil sie auch die Grenzen vorzeichnet, in denen sich nun ein Zusammenarbeiten entwickelte, ein Lehren und Lernen, aufopfernd, hingebend, wie es sicher selten, wenn nicht einzig dasteht. Der Freund schrieb:

„Verehrtester Freund! Ihr Schreiben hat mich wahrhaft überrascht. Der Eindruck, den meine Erscheinung beim ersten Anblick zu machen pflegt, ist in der Regel ein ungünstiger; man findet mich schroff und hochmüthig, im besten Falle kalt und zurückhaltend, und sucht sich baldmöglichst auf gute Art von mir zurückzuziehen. Bei Ihnen scheint nun gerade das Gegentheil eingetreten zu sein; sei es, daß ich mich Ihnen liebenswürdiger gezeigt als Anderen, eine Coquetterie, deren ich mich jedoch nicht schuldig weiß, oder daß Sie geringere Ansprüche an mich stellten, oder mich vorurtheilsfreier in's Auge faßten, als Andere, genug, Sie zeigen mir Wohlwollen und Vertrauen, und ich nehme Beides erwiedernd, Beides ohne viele Worte an. Die Zeit wird uns zeigen, was wir an einander haben; ich hoffe Viel und Gutes.

„Was Sie mir von Ihrer Stimmung schreiben hat nichts zu bedeuten. Nur das Genie trifft immer auf den ersten Anlauf das Rechte; Talente müssen durch Mißgriffe vorwärts schreiten lernen. Die Erfolge, die Sie gehabt, bürgen für ihr Talent; das Bewußtsein, daß es Ihnen noch an Dem und Jenem fehlt, geht mit dem Trieb Hand in Hand Ordentliches zu leisten, wie Sie sich ausdrücken; das heißt, Sie wollen lernen. Dieser Wille allein ist ein halber Sieg; ein Sieg der Erkenntniß, der nur der Thatkraft und Ausdauer bedarf, um ein Ganzes, das ist Thatsache, zu werden. Sie wollen lernen und Sie werden lernen — wenn Sie das Lehrgeld entrichten wollen, denn es ist eine saure Arbeit, die vor Ihnen liegt, und die Bretter, die die Welt bedeuten, sind heißer als vulkanischer Boden.

„Der Sprache, des Versbaues, poetischer Empfindung und Ausdruckes sind Sie mächtig. Sie haben bewiesen, daß Sie Farben zu mischen und den Pinsel zu führen verstehen, was Ihnen nach meiner Ansicht zum dramatischen Dichter noch fehlt, ist — Zeichnung und Composition. Sie wissen nicht Ihren Stücken einen festen Unterbau zu geben, und consequent Stein für Stein darauf zu legen. Sie motiviren leichtsinnig und verstehen nicht die kleinen Räder einzusetzen, die wirken müssen, um die großen in Bewegung zu setzen. Das Alles fehlt Ihnen zum dramatischen Dichter, wenn Sie, wie Sie sagen, Ordentliches leisten, das heißt der verwaisten deutschen Bühne mit großen, würdigen, lebensfähigen Stücken nachhelfen, die Zierde und der Stolz deutscher Nation werden wollen, das Alles aber ist zu lernen; habe doch ich es gelernt; leicht freilich ist es nicht zu lernen, Fleiß, Ausdauer, Liebe, ja die ganze Seele braucht es; der Lorbeer des dramatischen Schriftstellers ist nicht im Spiele zu erfassen.

„Wenn Sie in Ihrem Schreiben die Meinung aussprechen, daß Ihnen mein Rath nützlich sein könnte, so sehen Sie schon aus der Freimüthigkeit

und unumwundenen Schärfe meiner Aeußerungen, daß ich ganz bereit bin, Ihnen zu rathen und zu helfen wie ich kann. Nun stellen sich hier mehrere ganz eigenthümliche Schwierigkeiten heraus, von denen ich diesmal nur folgende heraushebe. Vielfältige Erfahrung hat mich gelehrt, daß aller Tadel ex post unfruchtbar, daß alle Kritik für den Dichter so gut als erfolglos ist. Nicht an einem gewordenen Stück, nur an dem werdenden kann ich Ihnen nützen, nur wenn ich Ihren Plan kenne, kann ich über die Ausführbarkeit desselben entscheiden, auf die Schwierigkeiten des Terrains, auf die Art und Weise, wie ihnen abgeholfen werden kann ꝛc. aufmerksam machen, und nur auf diese Weise können Sie die dem dramatischen Dichter so wichtige Mechanik und Technik sich eigen machen. Mit einem Worte, Sie müssen, bevor Sie eine größere Arbeit beginnen, mir den Plan, d. i. ein Scenarium des Stückes nicht erzählend, sondern als Dialog, freilich nur in einigen Schlagworten hingeworfen, auf einem Quartblatt Papier (: nicht mehr:) mittheilen; wir besprechen und erwägen ihn zusammen, und dann erst beginnen Sie die Ausführung. Wären Sie in Wien, so ginge das ganz leicht in ein paar Stunden; nun muß das Alles schriftlich abgemacht werden, was eben die Hauptschwierigkeit ist, indessen versuchen läßt sich Alles, und wenn Sie den Versuch machen wollen, ich bin, wie gesagt, zu Allem bereit, was Ihnen nützlich sein kann.

„Was den Stoff betrifft, den Sie mir bezeichnet haben, so habe ich ihn näher in's Auge gefaßt; d. h. die nöthigen Vorstudien gemacht, und ich kann Ihnen nun zu Ihrer Beruhigung sagen, daß Sie, wenn Sie ihn gehörig auszuarbeiten wissen, einen sehr glücklichen Griff gethan haben ꝛc."

Wir haben redlich gehalten, was wir uns versprachen, so schwer das zuweilen war. Eine große Correspondenz liegt vor mir, die Persönliches höchstens in wenig knappen Worten, sonst nur das Sachliche, und auch das in schroffer Gedrängtheit behandelt. Das Verhältniß des strengen, rücksichtslosen Lehrers zum vertrauenden, nicht zu beirrenden Schüler stellte sich immer fester. Münch war oft absprechender als nöthig war, fast nie anerkennend. Er verkannte meine Eigenthümlichkeit, denn während er durch Tadel spornen wollte, hätte er durch ein muthweckendes Wort der Anerkennung viel mehr erreichen können. Mehr als einmal wollte ich nicht nur diese Arbeit, nein, jeden Versuch zum dramatischen Schaffen ein für alle Mal bei Seite werfen; aber ich hatte es mir und ihm versprochen, diesmal auszuharren, und ich wollte mein Wort halten, wollte zeigen, daß ich in Allem, selbst dem Bitteren, nur aufopfernde Freundschaft erkenne. Noch heute, wenn ich die Correspondenz ansehe, die jetzt vor mir liegt, denn Halm hat mir später alle meine Briefe zurückgeschickt, rührt mich tief diese gegenseitige Hingabe; aber so groß mein Dankgefühl ist, so kann ich es mir doch auch anrechnen, daß ich Das durchführte.

Und doch waren die Monate, in denen ich so schaffte, beglückend. Ich arbeitete mit eisernem Fleiß, an nichts weiter denkend als an mein Stück, nur um so schnell als möglich wieder einen Act, den meine Frau mit unermüdlicher Geduld abschrieb, nach Wien schicken zu können. Dann dauerte es gerade eine Woche bis er zurückkam, wurde umgearbeitet und wieder abgeschrieben. Meine getreue Abschreiberin hat siebenmal das Stück copirt. Und es war doch nur eine Studie, für die ich keinen weitern Zweck sah, keinen Lohn erwartete, als zu lernen. Meine beste Kraft gab ich hinein. Nun war es fertig bis auf den letzten Act, der auch schon zweimal umgear-

Digitized by Google

beitet war und mir immer noch nicht genügte. Da trat eine längere Störung ein, die mich aus der Arbeit herausriß. Ich konnte sie hernach nicht wieder aufnehmen, ich kam mit Halm überein, daß die Lehrzeit nun geschlossen sei und daß eine spätere Arbeit einmal zeigen müsse, ob und was ich gelernt hätte. Mein „Testament des großen Kurfürsten" wanderte in die Mappe, wie das Extemporalienheft eines in eine andere Classe versetzten Schülers, das aus Pietät noch eine Weile aufgehoben wird. Daß das Stück noch einmal nutzbar, daß es gar aufgeführt werden könnte, daran dachte ich nicht.

IX.

Ganz unerwartet erhielt ich im März 1858 einen Brief von Halm, in dem er mir mittheilte, es böte sich mit höchster Wahrscheinlichkeit eine nicht leicht wieder zu findende Gelegenheit das „Testament des großen Kurfürsten" auf einer bedeutenden preußischen Bühne in vortrefflicher Besetzung zur Darstellung zu bringen, nur müsse ich dazu die zurückgelegte Arbeit mit aller Energie wieder aufnehmen und im Stande sein, das vollkommen bühnengerechte Stück in längstens fünf Wochen abzuliefern. Er fügte zwar hinzu, daß das eine tüchtige Anstrengung sei, und das noch viel zu thun bleibe; aber er mahnte dringend, denn mir fehle Selbstvertrauen, das nur ein Erfolg geben könne, den ich nothwendig brauche, um endlich meinen Erbfeind, den Zweifel an meinem Beruf zum dramatischen Dichter, todtzuschlagen. Das seine eigenen Worte, und ich brauche nicht hinzuzufügen, in welche Aufregung mich die ganz unverhoffte Aussicht brachte, mein Stück, dem der sonst so strenge und fast nur tadelnde Lehrer einen Erfolg voraussagte, aufgeführt zu sehen. Ich will gleich vornehmen, daß die Aussicht, die mir Halm eröffnete, sich auf ein Gastspiel stützte, das Julie Rettich mit Joseph Wagner, dem vortrefflichen Heldendarsteller des Burgtheaters, für den Sommer in Breslau abgeschlossen hatte.

Nun wurde mein Stück wieder hervorgeholt und die letzte Bearbeitung mit fieberhaftem Fleiß vorgenommen. Bei den vier ersten Acten war das leicht, denn sie lagen so gut als fertig da, aber nach dem Schluß des vierten Actes noch eine Steigerung für den fünften zu finden, wollte mir nicht gelingen. Der Act war fest gebaut, aber er erschien mir immer noch kalt, und je mehr ich das überwinden wollte, desto mehr schien mir dazu die Productionskraft zu fehlen.

Aber die Zeit drängte, und da ich mich nun auch mit Julie Rettich wegen der Aufführung besprechen wollte, entschloß ich mich schnell und reiste nach Wien, um nach mündlicher Berathung mit Halm dort meinen letzten Act umzuarbeiten. Der Freund empfing mich in liebenswürdigster Weise und sein erster Gruß war ein herzlicher Glückwunsch zu meinem, wie er sagte, vortrefflichen Stück. Das gab mir gleich Muth, und nach acht Tagen, in denen ich den Schreibtisch bis zu später Mittagsstunde nicht verließ, dann nach Tisch zu Halm ging zur Berathung, war mein Stück fertig. Freilich hatte ich noch manch' harten Kampf mit dem Freunde zu bestehen. Um die Arbeit zu fördern, hatte er seinerseits halbe Scenen, ja ganze Reden ausgearbeitet und verlangte nun, ich solle diese so ohne Weiteres in meinen Act einfügen. Ich widersetzte mich, denn ich wollte nichts so Fremdes in meine Arbeit aufnehmen, es kam mir vor wie ein fremder Blutstropfen in den eigenen Adern, und nicht ohne Mühe schlossen wir das Compromiß, daß ich wenigstens so Vieles als möglich, aber nach meiner Weise umgearbeitet, adoptiren

Digitized by Google

wollte. Gelernt habe ich auch dabei, denn Halm steigerte, gipfelte jede einzelne Rede so kunstvoll, freilich auch künstlich, daß mir dadurch der Effect, den die Darsteller damit bei der Aufführung machten, ganz klar wurde. Und doch kämpfte meine Empfindung gegen dies erkaltende Herausschleifen der Glanzmomente in der Rede, wie gegen eine Unnatürlichkeit, gegen die sich nun einmal mein Gefühl sträubt. Ich habe den freiesten Gebrauch von den Halm'schen Entwürfen gemacht und er gab sich zufrieden. Eigenthümlich war es mir, als dreizehn Jahre später die Halm'schen Redeentwürfe auf ein paar Blättern, die man unter seinen Papieren nach seinem Tode gefunden hatte, mir von befreundeter Hand zugeschickt wurden und ich diese Ursache unseres freundschaftlichen Streites wiedersah.

Aber der Muth zu meinem Stück wuchs mir mehr und mehr, wie ich mich überhaupt wohl fühlte in dem heitern Wien, in dem es mir immer gut gegangen, mir nur Freundschaftliches geworden war. Nun ist aber die eigentliche Heimat des Dichters immer seine Production und so wurde mir diesmal, als ich fast alle Zeit bei meiner Arbeit zubrachte, der Ort ganz heimisch, so daß wirklich aus vollem Herzen ungesucht und unabsichtlich die Verse entstanden, die ich meinem Kurfürsten in den Mund legte:

„Das Schild sei Oestreich, Brandenburg das Schwert
Und keinen Feind hat Deutschland mehr zu fürchten."

Sie sollten später noch bedeutungsvoll für das Stück werden.

Mein Drama war also fertig, die nothwendige Anzahl von Abschriften bestellt und wohlgemuth reiste ich von Wien ab. Bald darauf kam auch die Nachricht, daß Julie Rettich und Josef Wagner mit dem Stück und ihren Rollen einverstanden wären und daß der Director des breslauer Theaters, Herr Schwemer, sich warm für die Aufführung interessire. Alle Hindernisse schienen beseitigt, da kam uns fast unvorhergesehen ein neues, das fast das Erscheinen des Stückes ganz verhindert hätte. Director Schwemer hatte das Stück der Behörde eingereicht zur Genehmigung der Darstellung und nach langer Zeit des Zweifelns war ihm der Bescheid geworden, daß nur durch eine Cabinetsordre die Erlaubniß ertheilt werden könnte, ein Mitglied des Königshauses auf die Bühne zu bringen. Wir hatten nur noch wenig Wochen bis zur Aufführung und da hieß es denn alle Hebel in Bewegung setzen, die denn auch wirklich die Cabinetsordre bewirkten zur Erlaubniß, das Stück aufzuführen, freilich nur in Breslau und nur für das Rettich-Wagner'sche Gastspiel.

Mit dem 1. Juli begann das Wiener Gastspiel in Breslau und mein Stück sollte eine der ersten Aufführungen sein. Ich reiste am 21. Juni dorthin, mehr besorgt als voll Hoffnungen und immer noch nicht sicher, daß die Sache zu Stande kommen würde. Nach einer fatalen Nachtfahrt kam ich in Breslau an. Zwei Droschken fuhren zugleich in Zettlitz' Hôtel vor, wo ich mir mit der Rettich und Wagner Rendezvous gegeben hatte; aus der ersten stieg ich, aus der zweiten Heinrich Laube. Wenig Wochen vorher hatten wir uns ebenso in Magdeburg getroffen und wir mußten laut lachen über diese Begegnungen, die Verabredung nicht präciser hätte zu Stande bringen können. Ohne Einfluß auf das fernere Schicksal meines Stückes ist aber dies zufällige Begegnen nicht gewesen.

Zettlitz' Hôtel war eigentlich der Vorhof des Theaters, und damals gerade ganz gefüllt mit Künstlern aus allen Gegenden Deutschlands, die

Digitized by Google

theils in Breslau gastirten, theils sich mit jenen Rendezvous gegeben hatten. Von allen Seiten hörte man Gesangsübungen, die Table d'hôte versammelte ein vollkommenes Bühnenpersonal, um das sich ein großer Kreis von Kunstfreunden schloß. Nach dem Essen, im Garten, fanden sich verschiedene Gruppen zusammen, kurz, es war das Hôtel wie ein kleiner Badeort, in dem man Theatergespräche trank, und im Kunstenthusiasmus badete. Auch ich fand gleich einen Kreis von Universitätsfreunden und anderen Bekannten, der immer größer wurde. Es wäre ein angenehmer Verkehr gewesen, hätte ich nur mein Stück vorbereiteter gefunden. Allerlei kleine Hindernisse hatten es jedoch hinausgeschoben und die heimischen Theatermitglieder schienen keine große Lust dazu zu haben. Das konnte man ihnen freilich nicht verdenken.

Wenn es ohnehin schon eine harte Aufgabe ist, die Gastspiele zu unterstützen, bei denen die besten Rollen, die Haupttheilnahme und fast der ganze Beifall, den Gästen zufällt; eine gewaltige Anstrengung, eine ganze Reihe fremdgewordener, gewichtiger Stücke in schneller Folge zu repetiren: so ist das Lernen neuer Rollen für ein Stück noch nicht erprobten Erfolges, meist für einen Abend, eine harte Geduldsprüfung, noch dazu in der erschlaffenden Gluth der Julitage. Ohne unserer Freundin Rettich energisches Festhalten, ohne ihre Alle gewinnende Liebenswürdigkeit, der Keiner etwas versagen wollte, wäre wahrscheinlich aus der Aufführung nichts geworden. Aber auch meine Anwesenheit unterstützte dieselbe. Man würde sich nicht gescheut haben, mich brieflich mit „unüberwindlichen Schwierigkeiten" und „unvorhergesehenen Hindernissen" abzuspeisen; aber in's Gesicht ging das nicht, um so weniger, als schon ein großer Kreis sich für die Aufführung meines Stückes zu interessiren anfing, ohne dasselbe zu kennen. Ich aber kam mir von Tag zu Tag lächerlicher vor als Autor des Stückes, das kommen sollte und nicht kam, so zu einer mystischen Figur wurde, und von dem ich den breiten Schatten warf. Wäre nicht im Uebrigen der Aufenthalt so angenehm und anregend gewesen, die Theaterabende so genußreich, ich glaube, ich hätte es gemacht wie Heinrich Laube, der vor der Aufführung abreiste. Aber er wollte doch vorher das Stück kennen lernen, von dem ihm Joseph Wagner, auf dessen Urtheil er mit Recht großes Gewicht legte, mit Zuversicht gesprochen hatte. Joseph Wagner war, neben seiner hohen künstlerischen Begabung und der siegenden Schönheit seiner männlichen Erscheinung auf der Bühne, der stillste Mensch, den ich je gesehen habe. Er sprach nie, und nicht mit Unrecht sagte man ihn nach, daß er nur Das rede, was er auswendig gelernt hätte, und auch Das nur Angesichts des Souffleurs mit dem Buche. Er hörte auch eigentlich kaum, was ein Anderer sprach, und so war sein Urtheil immer knapp, aber unbeeinflußt, natürlich nur ganz aufrichtig. Der hatte nun meinem Stück einen Erfolg vorausgesagt, unmotivirt, aber ganz sicher und das erregte Laube's Aufmerksamkeit, der bis dahin immer an meinen Versuchen auszusetzen hatte, daß sie „nichts machten". Wir saßen bei Tisch neben einander und Laube forderte mein Stück, um es bis zum Theater durchzulesen. Ich brachte es und erwartete ihn dann mit Ungeduld in der Loge, in der er seinen Platz neben mir hatte. Er kam spät, setzte sich hin und sagte kein Wort. In den Zwischenacten sprachen wir von gleichgiltigen Dingen, von meinem Stück war keine Rede. Erst als die matte Opernvorstellung zu Ende und wir schon ein gutes Stück auf der Straße stumm neben einander hergegangen waren, stand Laube still und sagte in seiner kurzen Weise: „Ich habe Ihr Stück gelesen! — Wissen Sie, daß Sie mit dem in die Lite-

Digitized by Google

ratur treten? — Es ist schmal angelegt, und ob es ein breites Interesse erregen kann, müssen wir abwarten!"

Das war viel mehr, viel anerkennender als ich erwartet hatte, und noch mehr war ich erstaunt, als mir Laube sagte, er halte es nicht für unmöglich, daß er das Stück in Wien geben könne, es sei zwar vorzugsweise preußisch, aber nach keiner Richtung antiösterreichisch, und darauf wolle er sich stützen. Gleich müsse er es aber geben, ehe die Presse es als specifisch preußisch kennzeichne. Ich solle es sofort für ihn abschreiben lassen, und ihm dann detaillirt und aufrichtig über den Breslauer Erfolg schreiben. Alles war bei ihm knapp und geschäftlich, und wie es ihn immer reizte, etwas durchzusetzen, reizte ihn auch bei dieser Gelegenheit die Schwierigkeit, die Erlaubniß zur Aufführung zu erlangen.

Nun aber gingen die Proben doch wirklich an und wurden eifrig gefördert. Gleich in der ersten hatte Julie Rettich den Charakter der menschenfeindlichen, an Verleumdung gewöhnten, liebeleeren Fürstin sicher und eigenthümlich angelegt. Halb gebeugt, hart und versteint im Ausdruck, grollend im Ton trat sie auf, befremdend selbst für mich, der ich mir die Figur mit fürstlicherem Anstand gedacht hatte. Aber bald gewöhnte ich mich an dies Bild, das consequent und sicher durchgeführt war, und Julie Rettich erklärte: „So abgeschlossene Charaktere, so menschenfeindliche Gemüther sehen vor sich hin, nicht rechts, nicht links, Niemandem gerade in's Gesicht. Dadurch bekommt ihre Haltung etwas Gebeugtes, und die Fürstinnen von damals hatten überhaupt etwas Bürgerliches in ihrem Wesen, wie sie es in Bildung und Beschäftigung hatten. Nimmt man ihnen Das, raubt man ihnen die historische Farbe!"

Das war so einleuchtend, daß ich Nichts dagegen einwenden konnte.

Je näher nun aber die Aufführung kam, desto mehr fehlte mir die Genossin meiner Mühen und Sorgen um das Stück, meine Frau. Jeden Gedanken hatte sie miterlebt in seiner Entwickelung, jedes Wort entstehen sehen und dann — wie oft! — unverdrossen um- und abgeschrieben. Von ihrer Hand war sogar das Soufflirbuch, der unentbehrliche Helfer in der Noth der Proben. Nun sollte das Stück ohne sie aufgeführt werden. Ich schrieb also dringend, daß sie kommen möchte und sie folgte der Aufforderung. Am Tage vor der Aufführung traf sie ein, unser kleinerer Kreis, dessen Mittelpunkt Julie Rettich war, hatte sich noch um einen jungen Freund vermehrt, Eduard Tempeltey. Er war noch ganz berauscht von dem Erfolg seines ersten dramatischen Werkes in Wien im letzten Winter. Seine „Klytämnestra" war dort und mit großem Glück aufgeführt worden, getragen von Julie Rettich in der Titelrolle und nun kam er, eine neue Tragödie in der Tasche, aus Berlin herüber, um die Freundin zu begrüßen. Frisch, hoffnungsreich, werbend, stimmte er vortrefflich in unsere Stimmung und Spannung und schloß sich ihr gleich mit ganzem Herzen an.

In der letzten Probe fingen wir noch an zu kürzen, der Rothstift blieb in beständiger Bewegung und ich war unbarmherzig immer voraus, so daß die Freundin Rettich mehrere Mal dazwischen fuhr und rief: „Halt, halt! Er streicht mir noch das ganze Stück." Joseph Wagner dagegen ließ sich Alles ohne ein Wort der Einwendung gefallen, nur als ich ihm auch die Worte:

„Das Schild sei Oestreich, Brandenburg das Schwert
Und keinen Feind hat Deutschland mehr zu fürchten",

Digitized by Google

streichen wollte, womit die Rettich einverstanden war, weil sie meinte, das sei Phrase und die einzige im Stück, protestirte er: „Lassen Sie mir das", sagte er, „vielleicht applaudirt man mir das und ich weiß ohnehin nicht, wo man mir sonst applaudiren soll. Geht's spurlos vorüber, können wir es bei der Wiederholung fortlassen."

„Nun, weil er eine Wiederholung für möglich hält", sagte ich, „wollen wir ihm die zwei Verse zur Belohnung lassen."

Es war an einem Sonntag, als das Stück zum ersten Mal aufgeführt wurde, und dadurch das Theater ungewöhnlich gefüllt, ungewöhnlich für die Jahreszeit, die dem Theater so abhold, und für das Gastspiel. Eine Reihe von ernsten Stücken ermüdet das Publicum, und außerdem hatten die Gäste nur Bekanntes gebracht, was sie ein Jahr vorher schon vorgeführt hatten. Die einzige Novität „Die Maccabäer" von Otto Ludwig, hatte einige Abende vorher das Publicum kalt gelassen. Das mächtige, aber planlose Stück, das in der Mitte die Hauptfigur wechselt und so das Interesse durchbricht, kann nur durch musterhaftes Zusammenwirken bedeutender Kräfte, und auch dann nur allmälig, zur Anerkennung gebracht werden. Hier fehlte das, und das Hervorragen der Meisterleistungen der Gäste ließ die Unfertigkeit der Anderen nur noch greller und das Stück nur noch wirrer erscheinen. Das Publicum zeichnete die „Wiener" wie es sagte, durch Empfang und Hervorrufe nach den Acten aus, aber es war verstimmt über das Repertoire, das sie brachten.

Nun war die Stunde da. Ich saß mit meiner Frau in der Parquetloge, nahe am Proscenium, ungekannt, und wir hörten die Gespräche um uns her. „Was wird das nun wieder für ein Stück sein?" sagte Einer, „von dem hat man ja noch nie gehört. Wahrscheinlich eine langweilige Fortsetzung der langweiligen Maccabäer. Die Wiener glaubten diesmal, sie könnten uns Alles bieten."

Ein Anderer las den Zettel langsam durch und sagte dann gähnend: „Ah, so, nun kennt man schon die ganze Geschichte!"

Der heißblütige Tempeltey, in seiner freundschaftlichen Parteinahme, wollte schon dazwischenfahren, und nur mit Mühe hielt ich ihn am Rockschooß zurück. Stumm und ohne Zeichen des Beifalls ging der erste Act vorbei und mit unheimlicher Empfindung hörte ich die Worte der eigenen Dichtung, von fremden Lippen aussprechen, fremd und ganz anders als sie mir vorgeschwebt hatten. Das hat etwas Gespenstisches, es scheint unser Eigenes zu sein, und ist es doch nicht.

Die Rettich kam erst im zweiten, Wagner erst im dritten Act. Dadurch machte der erste das Publicum ungeduldig. Von verschiedenen Seiten hörte man sagen: „Die Wiener machen es sich auch gar zu bequem; nun spielen sie gar in einem Stück, in dem sie selbst nicht vorkommen."

Im zweiten Act, zum ersten Mal während dieses Gastspiels, wurde Julie Rettich nicht empfangen, aber das Seltsame ihrer ganzen Erscheinung weckte das Interesse, und sie wurde zum Schluß gerufen, eine Anerkennung, die mehr ihrer Beliebtheit als ihrer Rolle, und noch gar nicht dem Stück galt.

Nichtsdestoweniger kamen schon die Freunde in unsere Loge und meldeten ein reges Interesse für das Stück im Publicum. Im dritten Act schlug Joseph Wagner, bildschön in der Erscheinung, schwungvoll und hinreißend in der Declamation, mächtig ein und sein stürmischer Hervorruf war schon zum guten Theil Beifall für das Stück, das dann im vierten, im Zusam-

Digitized by Google

menspiel der beiden Hauptfiguren, einen wahren Beifallssturm errang. Man rief nun auch nach dem Autor, sogar meine Nachbarn in der Loge riefen meinen eigenen Namen so laut an mir vorüber, daß ich, trotz der berauschenden, glücklichen Aufregung, fast hätte lachen müssen und rathlos dasaß. Da kam der Director Schwemer leise in unsere Loge und flüsterte mir zu, Frau Rettich wünsche mich zu sprechen. Ich folgte ihm auf die Bühne, aber kaum angekommen, rauschte der Vorhang auf, die Freundin nahm mich bei der Hand, zog mich vor, und ehe ich es mich versah stand ich vor dem Publicum zum größten Erstaunen meiner Frau, die mein Fortgehen gar nicht bemerkt hatte, und mich noch immer neben sich in der Loge glaubte. Ungeschickt genug, mit verblüfftem Gesicht, muß ich vorgekommen sein, denn ich trat der Rettich schon hinter der Coulisse auf die Schleppe ihres schwarzen Sammetkleides und stolperte so, halb fallend, heraus.

Nun siegte aber auch der fünfte Act vollständig, ja auch Josef Wagner's gerettete Verse wurden lebhaft applaudirt, und diesmal gestützt und gehalten von den beiden Stützen und Haltern meines Stückes, kam ich, ich weiß nicht wie oft, ganz natürlich vor die Lampen.

Das war nun wirklich ein Rausch des Erfolges, den der Jubel aller Freunde, die im Hôtel Zettlitz zusammenströmten, noch vermehrte.

Der halb durchwachten Nacht würde aber ein langer, entnüchterter Morgen und Vormittag gefolgt sein, ohne die Proben, ohne Spannung matt im Vergleich zum vergangenen Tage. Aber da improvisirten wir uns in Julie Rettich's Zimmer eine kleine musikalische und declamatorische Matinée, wie ich sie reizender nicht wieder erlebt habe. In ganz kleinem Kreise wurden von einem Freunde ganz meisterhaft Beethoven'sche Sonaten vorgetragen, dazwischen Gesang, und Julie Rettich, vielleicht noch bewunderungswürdiger, noch künstlerisch vollendeter im Vortrag von Gedichten, denn als Darstellerin auf der Bühne, schüttete einen ganzen Reichthum ergreifendster Vorträge vor uns aus. Was den Morgen noch reizender machte, war, daß wir gar kein Publicum hatten, und die Freude am Geben und Empfangen ungetheilt behielten. So weckte eine Production immer wieder die andere, bis wir durch die Nachricht auseinander geschreckt wurden, daß auf vielseitiges Andrängen an dem Abend das „Testament des Großen Kurfürsten" wiederholt werden solle. Nun mußte die Freundin Kräfte sammeln für die neue Anstrengung, und wir, die wir schon an dem Abend abreisen mußten, konnten wenigstens die ersten vier Acte noch mit ansehen.

Das thaten wir denn auch, mit der Uhr in der Hand, während der Wagen mit dem Gepäck schon an der Theaterthür wartete. Zum dritten und vierten Act hatten wir uns gar schon hinter der ersten Coulisse etablirt, um das Gedränge auf dem Corridor im Zwischenact zu vermeiden. Noch einmal schleppten mich die Rettich und Wagner vor die Lampen, riefen uns ein: „Auf Wiedersehen zur Aufführung in Wien" nach, wir kamen zum letzten Augenblick auf die Eisenbahn, und als nach Schluß des Stückes das Publicum mich noch einmal zu sehen verlangte, mußte Josef Wagner melden, daß ich bereits Breslau verlassen hätte.

Digitized by Google

Kaisers Geburtstag in Metz.

Von **Adolf Ebeling.**

Schon seiner besondern Bedeutung wegen, denn es ist das erste Fest dieser Art im neuerworbenen Reichslande, dürfte vielleicht dem Leser ein kurzer Bericht über die Feier des kaiserlichen Geburtstages in Metz noch nachträglich willkommen sein. Haben wir Deutschen in Lothringen doch einen besondern Grund zu dieser Feier, denn wir bilden ja mit Elsaß die eigentlichen Reichslande, stehen also gewissermaßen dem deutschen Kaiser näher, als die übrigen deutschen Länder, die außer dem Kaiser noch ihren speciellen Monarchen haben. Endlich kommt dann noch der stolze Gedanke hinzu, diese Lande durch ruhmvolle, glänzende Siege wiedergewonnen, zurückerobert zu haben, der uns die Bedeutung eines solchen Datums, wie der Kaisersgeburtstag, noch erhöht. Diesen Gedanken hüten wir uns aber wol, hier laut auszusprechen, um die guten Leute, die allerdings par droit de conquête, aber noch keineswegs dem Herzen nach zu uns gehören, nicht unnöthig zu verletzen. Ein neuer Beweis, wie rücksichtsvoll und zart wir uns der hiesigen französischen Bevölkerung gegenüber benehmen und wie Unrecht die Pariser Zeitungen haben, noch immer die alte, abgedroschene Litanei anzustimmen: von dem übermüthigen Sieger, der seinen eisernen Fuß schwer auf den Nacken des Besiegten setzt; oder auch (gleichfalls ein sehr beliebtes Bild!) von den beiden armen Kindern — Elsaß und Lothringen — welche die barbarische Faust der Vandalen, oder die vandalische Faust der Barbaren von den Brüsten ihrer treuen Mutter — Frankreich — gerissen, um sie elend verschmachten zu lassen. Die Verlogenheit der französischen und vorzüglich der Pariser Tagespresse ist nämlich mit wenigen Ausnahmen noch immer dieselbe; wir haben kaum mehr ein verächtliches, sondern höchstens ein mitleidiges Lächeln dafür, aber an Frankreichs ernste und nachhaltige Wiedergeburt zum Bessern ist nicht zu denken, so lange dieser klägliche Zustand fortdauert. Denn was „den schweren eisernen Fuß des Siegers" betrifft, lieber Leser, so ist dies ein weicher Sammetpantoffel, der noch dazu so leise auftritt, daß man ihn kaum verspürt, und „die barbarische oder vandalische Faust" ist eine feine, fast zierliche Hand, die noch dazu mit einem gleichfalls sammetweichen Handschuh bedeckt ist. Die beiden maltraitirten Kinder endlich befinden sich ausnehmend wohl und wachsen und gedeihen zusehends, und das gerade, seitdem sie nicht mehr an den Brüsten ihrer frühern Mutter liegen, die ja auch nur ihre Stiefmutter gewesen.

Mit jenen weinerlichen und albernen Redefiguren hat es also nichts auf sich, und wenn sich trotzdem die hiesige französische Bevölkerung nicht an der kaiserlichen Geburtstagsfeier betheiligte, so liegt das in der Natur der Sache und ist ihr, offen gestanden, auch gar nicht zu verdenken. Die Dauer des gewaltigen Wechsels ist noch zu kurz, und der Schleier des Vergessens noch zu durchsichtig. Vor zwei Jahren um diese selbe Zeit dachte ja noch kein Mensch auf der weiten Gotteserde an solche Eventualitäten und Ereignisse, wie sie sechs Monate später hereinbrachen, denn wenn sich auch in verschiede-

Digitized by Google

nen Gegenden des Horizontes dunkle Wolken angesammelt hatten (die ominösen „schwarzen Punkte!") so konnte doch Niemandem in den Sinn kommen, daß sich jene Wolken zu einem solchen Gewitter zusammenziehen und sich mit einem solchen Donner und Blitz entladen würden. Daß also diese Umwälzung, wie ein Erdbeben, noch immer auf den Gemüthern der Franzosen lastet, ist natürlich. Um diese Erinnerung, namentlich für Metz, noch erschütternder zu machen, denke man nur an den letzten französischen Kaisersgeburtstag am 15. August 1870, den sogenannten Napoleonstag. Vom 14. bis zum 18. wurden gerade die blutigsten und schrecklichsten Schlachten des ganzen Feldzuges geschlagen, die von Mars-la-Tour und Gravelotte, für die deutschen Heere die großartigsten Triumphe und für die französischen die furchtbarsten Niederlagen . . . das Napoleonsfest, das sonst immer mit so vielem Pomp und Glanz bestellte, ging unter in Verwüstung und Flucht, in Trümmer und Blut, die Tedeumsglocken läuteten diesmal Sturm und Noth und das Feuerwerk dazu lieferten die brennenden Dörfer und Städte . . . Der französische Kaiser selbst stahl sich am Vorabend des Festes, wo er sonst in den Tuilerien die demüthigen Schmeicheleien des Senats und der übrigen hohen Staatskörper empfangen, bei Nacht und Nebel aus Metz hinaus, und anderen Tages hätten ihn die flinken preußischen Ulanen auf ein Haar in Longeville, wo er übernachtete, erwischt und gefangen genommen — — also, und um den Satz zu beenden, der ja doch nur Allbekanntes in's Gedächtniß ruft, wer wollte es den Metzern verargen, daß sie ihr an sich schon böses Gesicht am 22. März in noch bösere Falten legten.

Wir unsererseits ließen uns freilich dadurch nicht abhalten, unsere deutschen Fahnen herauszuhängen, die wir aber von Bonn und Mannheim verschreiben mußten, denn die hiesigen französischen Schnittwaarenhändler (deutsche haben sich hier noch nicht niedergelassen) hatten auf einmal in ihren Läden und Magazinen keinen schwarzen, rothen oder weißen Calicot. Seltsam und befremdlich genug, denn diese Stoffe gehören ja zu den gewöhnlichsten und täglich begehrten, aber die Kaufleute versicherten es uns in vollem Ernste, und da die Zeit der Requisitionen und Executionen längst vorüber und also eine Haussuchung und dergleichen nicht statthaft war, so mußten wir uns fügen. Und doch waren dies dieselben Händler, die noch vor acht, vierzehn Tagen eben jene Stoffe massenhaft in ihren Läden liegen hatten, nur statt des schwarzen einen dunkelblauen, und die dann stets die Ballen so übereinander legten, daß sie eine französische Tricolore, blau, weiß, roth, bildeten. So macht der Metzer Kaufmann Opposition gegen Deutschland . . . ziemlich unschuldig und ungefährlich, wie der Leser sieht. Unsere bestellten Fahnen trafen übrigens rechtzeitig ein, die meisten von ihnen trugen sogar — o Schrecken! — in der Mitte einen großen Reichsadler in buntem Farbendruck, mit der Kaiserkrone darüber. „Das Raubthier mit den grimmigen Klauen, das selbst das Kind im Mutterleibe nicht verschont hat", wie der Pariser Figaro noch kürzlich sagte. Wir ließen das „Raubthier" lustig im Winde flattern und trafen dann die nöthigen Anstalten zur Illumination auf den Abend. In den von Deutschen bewohnten Häusern, vorzüglich in den Parterrewohnungen, stellte man bekränzte Büsten des deutschen Kaisers oder des Kronprinzen auf, oder auch die wohlgetroffenen und elegant eingerahmten Portraits des Kaisers und der Kaiserin, von blühenden Hyacinthen, Tulpen und sonstigen Blumen umgeben.

Um zehn Uhr war feierliches Hochamt in der Kathedrale, die schon des-

Digitized by Google

wegen gedrängt voll war, weil sämmtliche katholische Soldaten, zunächst die bayrischen Regimenter, dem Gottesdienste beiwohnten. Aber auch eine Menge Franzosen hatten sich eingefunden, natürlich mehr aus Neugier, als aus Andacht: denn für den deutschen Kaiser zu beten, erscheint ihnen zur Zeit noch als ein schweres Verbrechen, obwol sie in Frankreich im Laufe dieses Jahrhunderts für alle möglichen Monarchen und Regierungen gebetet haben: für die Bourbonen, für die Napoleoniden, für die Republik, für das Julikönigthum, und jetzt wieder für die Republik und für den kleinen Thiers. Daß domine salvum fac bleibt immer dasselbe, nur das Schlußwort wechselt, je nach der augenblicklichen politischen Lage: imperatorem, regem, rempublicam und der liebe Gott muß sich das Alles gefallen lassen. Deshalb singt auch wol der Psalmist: „Der Herr ist geduldig und von großer Güte."

Es freute mich aber, als der Garnisonspfarrer die Messe mit so auffallend kräftiger und wohltönender Stimme intonirte, daß die hohen Gewölbe des wirklich prächtigen Doms laut widerhallten. Das imponirte den Franzosen und mehrfach vernahm ich hinter mir die beifälligen Worte: „écoutez, comme il chante bien." Beim Singen, am Schlusse der Messe, hörte man als neue Ueberraschung auf einmal die gewaltigen Klänge der großen Glocke (la Mutte), die, wie der Bourdon in Notredame, nur bei den höchsten nationalen Feierlichkeiten und Festen angezogen wird. Seit Metz und Lothringen deutsch geworden, hatte man diese Glocke nicht geläutet und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht Staats-, sondern Stadteigenthum ist und der Metzer Stadtrath sich begreiflich nicht veranlaßt gesehen hatte, sie herzugeben. Die deutschen Behörden, auch hier wieder ihr bekanntes Versöhnungsprincip befolgend, hatten die Sache auf sich beruhen lassen und sich mit den kleineren Glocken begnügt. Wenn der Fall umgekehrt läge, d. h. wenn sich die Franzosen in einem von ihnen eroberten Lande einer solchen Weigerung gegenüber fänden, so würden sie wahrscheinlich sehr kurzen Proceß mit dem Herrn Maire und den Herren Stadträthen machen; man denke nur an die skandalösen Proceduren im Königreich Westfalen unter Napoleon I. Diesmal war aber der Maire persönlich und aus freiem Antriebe zum Gouverneur gekommen und hatte ihm die Glocke zur Disposition gestellt. Also wieder ein Schritt weiter zur entente cordiale und ein neuer Beweis, daß die Metzer, wenn sie auch noch nicht Hand in Hand mit uns gehen, so doch einige annähernde Schritte, oder, wenn man lieber will, aus der Noth eine Tugend machen.

Bei dem großen Bankett, dem der Gouverneur und der neue Bezirkspräsident Graf Eulenburg präsidirten und zu welchem sich die Generalität, die deutschen Beamten und die hier sonst lebenden angesehenen Deutschen versammelt hatten (die verschiedenen Officiercorps tafelten, je nach ihren Regimentern, in verschiedenen Gasthöfen), durfte das Glückwunschtelegramm an S. M. den Kaiser und König nicht fehlen; auch die sehr herzliche Rückantwort traf noch rechtzeitig ein und wurde mit lebhaftem Enthusiasmus begrüßt. Da komme ich, wie ich sehe, auf einmal ganz in den officiellen Styl hinein — aber gleichviel, es war wirklich recht hübsch und hatte auch seine erhebende Seite, denn unter den vielen hundert und tausend Telegrammen, die der deutsche Kaiser an seinem diesmaligen Geburtsfeste erhalten, durfte das unserige sicher nicht den letzten Platz einnehmen, denn es kam ja aus Metz, der Hauptstadt Lothringens, das mit Elsaß die wahre und eigentliche Perle in der neuen deutschen Kaiserkrone bildet.

Digitized by Google

Das schöne Frühlingswetter war uns aber an jenem Tage untreu geworden, Nachmittags stellte sich sogar Schnee ein, zur nicht geringen Satisfaction der Franzosen, die bekanntlich früher immer mit dem schönen Wetter so geprahlt und groß gethan, das der Himmel ihren Kaiserfesten beständig geschenkt. Der Moniteur hatte sogar einmal die Phrase gebracht: „Dieu fait sa cour à Napoléon", was aber den armen Kaiser nicht verhindert hat, jetzt in Chiselhurst, wie im vorigen Jahre auf Wilhelmshöhe, über den Wechsel aller irdischen Dinge, also auch des Wetters, ganz eigenthümliche Betrachtungen anzustellen. Der fromme antideutsche Wunsch aber, daß das auf den Abend angesagte Feuerwerk zu Wasser werden möge, sollte trotzdem nicht in Erfüllung gehen; im Gegentheil, das Wetter klärte sich plötzlich auf und die Raketen und Leuchtkugeln stiegen schimmernd und stolz in die Luft. Das Feuerwerk wurde auf dem westlich gelegenen Fort Saint-Quentin, das zugleich die ansehnlichste Höhe in der ganzen Umgegend von Metz ist, abgebrannt und von der fast thurmhohen Terrasse der Esplanade konnte man das Schauspiel vortrefflich betrachten. Nun kamen auch die Franzosen, notabene, durch das abendliche Dunkel geschützt, in Menge herbei, um zuzusehen; neugierig sind sie einmal, wie alle Erdenkinder und mehr als andere und dann muß man auch gerecht sein: es giebt in Metz so wenig zu sehen, daß man das Wenige, selbst wenn es unpatriotisch, aber nur sonst amüsant ist, doch genießen möchte. Bengalische Flammen brannten auf den umliegenden Höhen, deren sanfte Linien sich dadurch sehr schön am Nachthimmel abzeichneten und endlich erschien auf dem Hauptabhange des Berges ein riesengroßes flammendes W, mit einer Krone darüber. Das war den französischen Zuschauern aber doch zu viel, vollends, als von der nahen Kaiser-Wilhelms-Kaserne ein rauschendes „Heil Dir im Siegerkranz" ertönte; sie zogen sich zurück, wären aber fast vom Regen in die Traufe gerathen, Diejenigen wenigstens, die an der Kaserne vorüber mußten, denn auch diese war prächtig illuminirt, und über dem Portal prangte gar unter lodernden Pechfackeln ein leuchtendes Transparent mit der Inschrift: „Heil unserm Heldenkaiser Wilhelm!" Nun machten sie, daß sie fortkamen, aber ich stehe nicht dafür, daß sie nicht beim Nachhausegehen in den verschiedenen Straßen, wo die deutschen Wohnungen ebenfalls illuminirt waren, hier und da noch einen ähnlichen Schrecken bekommen haben.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der Salon.

Die Ungleichen.

Eine Liebesgeschichte von **E. von Dincklage.**

„Glück ohne Ruh'
Liebe bist Du."

Der Portier klopfte hart an die Thür Nr. 52 und lauschte dann einen Moment mit verdrießlichem Gesicht. Wenn der Portier überhaupt Etwas dachte, so waren seine Gedanken gewiß nicht heiterer Natur, auch sein grauer Rock, der auf jedem der weißen Metallknöpfe ein „P" zeigte, und sein ergrauendes Haar wie seine müde Haltung sprachen nicht dafür, daß die Portierstelle in einem Frauenbade große Annehmlichkeiten oder Vorzüge darböte. Eben wollte der Graue in der „P"-Livrée noch einmal und stärker anpochen, als drinnen eine Frauenstimme „Herein" rief. Der Portier öffnete und überreichte wortkarg und müde, wie er es in seinem zugigen Thorweg geworden war, einer schwarz gekleideten Blondine eine Visitenkarte. Auf der Karte stand „Szenjivanyi Geza"; eine leise, fast mädchenhafte Verlegenheit zog über die kräftig gezeichneten Züge der nicht mehr jugendlichen Dame, sie schob einen Haufen Papiere und Schreibereien auf dem Sophatisch zusammen, legte ein schwarzes Spitzentuch über die Haare und fragte mit einem weichen, norddeutschen Dialect: „Wo ist denn der — der Herr Szenjivanyi?"

„Wo sollte er sein?" knurrte der Sohn des Marchfeldes, „er steht unten und wartet!"

„Er steht unten —!" wiederholte die Dame, wie um sich selbst von dieser Thatsache zu überzeugen, „gut, so führen Sie ihn herauf!"

Einige Secunden war es wieder so still in dem Zimmer der Dame in Trauer, wie es dort all' die Tage, seit sie es bewohnte, zu sein pflegte. Sie — ihr Name ist Eleonore — war eine Schriftstellerin und dieser Beruf pflegt nicht mit äußerm Lärm betrieben zu werden. Sie hatte Glück gehabt mit ihren Dichtungen, aber sie war nicht eitel, sie nannte sich eine „gut gelaunte alte Person" und war einfach und unscheinbar gleich den ausgedehnten Haiden unweit des Nordseestrandes, welche sie ihre Heimat nannte. Als Eleonore Schritte vernahm, erhellte sich ihr Antlitz wie von einem Lichte erleuchtet, sie öffnete die Thür und heftete ihre grauen Augen forschend auf ein schmales, brünettes Männergesicht, das von dunklen, krausen, empor gestrichenen Haaren umrahmt war. Der Fremde verbeugte sich. Er war mittelgroß und von elegantem, geschmeidigen Wuchse.

„Sie haben mich nicht erwartet?" fragte der Angekommene in sanftem, melancholischem Sprachton und jener langsamen Ausdrucksweise, welche bekundet, daß der Redende zuvor jedes Wort aus einer andern Sprache übersetzt.

Digitized by Google

„Doch, ich habe Sie alle die Tage erwartet!“ sagte Eleonore freundlich und reichte ihm die Hand. „Seien Sie willkommen, ich freue mich, daß wir nach jahrelangem brieflichen Verkehr uns jetzt Auge in Auge kennen lernen!“

Die zwei ganz ungleichen Menschen saßen einander gegenüber, sie die kühle blonde Tochter des Nordens, er der Sohn einer heißen südlichen Sonne, sie mit dem blauen Blute eines alten germanischen Geschlechtes in den Adern, er mit jedem Zuge, mit jedem Gedanken ein Magyar, sie eine strenge Lutheranerin, er ein lauer Katholik, sie über die Grenzen der weiblichen Jugend hinaus, er inmitten des brausenden Lebensstromes — nur Eins theilten sie: sie verstanden sich noch ehe sie einander etwas gesagt hatten.

„Ich muß Ihnen die Honneurs von „P.“ machen“, nahm die Schriftstellerin munter das Wort, „ich zeige Ihnen gleich das Beste, treten Sie an's Fenster!“

Sie schauten in einen ziemlich verwilderten Garten hinunter und, in der Höhe des Fensters, auf eine grüne Wand von Baumkronen und Zweigen.

„Ja, das sind unsere ungarischen Akazien!“ sagte er. „Die stehen hier in der Kälte!“

„O, es ist nicht immer kalt hier, Herr Szensivanyi, es kann auch sehr warm werden; was fingen wir armen badenden Frauen denn sonst hier an?“

Geza fuhr mit der Hand durch sein schwarzes straffes Haar und fragte besorgt: „Sind Gnädige nicht gern hier?“

„O nein“, lachte die Dame“, „die Gegend ist so traurig, nach meiner ersten Umschau habe ich geweint, obwol mich nicht leicht etwas zum Weinen bringt; diese schattenlosen Felder und Weinberge stimmten mich so trübe, nachdem ich eben aus Steyermark komme, wo ich mich in so erhabene Naturschönheit versenkte!“

„Mein Gott, weshalb bleiben Sie an einem Orte, wo Sie sich traurig fühlen? ich kann Ihnen die schönsten Bäder nennen, da ist —“

„Aber die Cur!“ unterbrach sie ihn lachend, „Sie vergessen ganz die Cur!“

„Nun, wenn Sie nicht gern da sind, so muß sich doch das Uebrige finden!“

„O nein, das findet sich nicht, aber ich finde mich in die Nothwendigkeit — wir Norddeutschen sind sehr consequent!“

Der Schriftsteller schüttelte voll Mitgefühl den Kopf, es that ihm so weh, daß eine Frau, eine Schriftstellerin, an einem Orte leben sollte, der ihr mißfiel.

Als sie zu dem kleinen Theater im Cursaal gingen, bot er ihr den Arm. Sie lehnte in einer gewissen trockenen Art ab, die vielleicht etwas milder betont gewesen wäre, wenn nicht die neugierigen Blicke des übrigen Publicums, ausschließlich Frauen und Kinder, auf den zwei Helden von der Feder geweilt hätten. Die Bühne ruhte auf einem

Digitized by Google

Billard und mehreren alten Biertonnen, aus Sparsamkeitsrücksichten wurde bei Tageslicht gespielt. Die ganze Zusammenstellung war ein Stück künstlerischen Elendes, welches den regen Schönheitssinn des jungen Mannes verletzte, der den edelsten Idealen mit der ganzen Kraft seiner Seele huldigte. Da seine Nachbarin aber anscheinend aufmerksam dem höchst mittelmäßigen Spiel zusah, so beschäftigte sich Geza mit ihr durch Vermittelung der Bühne, bei lustigen Stellen lächelte er im Voraus, weil sie ja auch sogleich lachen mußte, bei verschiedenen Anspielungen auf örtliche oder Volkseigenthümlichkeiten harrten seine Blicke schon der ihrigen, welche sie langsam und treuherzig zu ihm erhob. Nach dem Schauspiel mußte er das Eisenwasser des Brunnens kosten, und die Allee besehen, und soupiren, und endlich setzte er sich neben ihrem Sopha und sie zeigte ihm Stück für Stück eine Menge kleiner Bilder, welche ihre Reiseerinnerungen bis zum Bade „P." bildeten. Da war Philippine Welser's Portrait und das kurfürstliche Palais in Kassel, die Büste des Jupiter und der Traunsee, die Wartburg und Paul Heyse — bei jedem der systemlos dargereichten Bilder wachte eine besondere Erinnerung auf und er nahm mit dem Bilde aus ihrer Hand auch eine Vorstellung ihres Gemüthes in sein Gemüth auf.

„Reisten Sie ganz allein?" fragte er auf einmal beunruhigt.

„Freilich, weshalb nicht? ich bin fünfundvierzig Jahre alt!"

„O — in der That — das hätte ich nicht gedacht. Für wie alt halten Sie mich?"

„Ich Sie —? ach, Herr Szensivanyi, es ist so einfältig, aber ich kann niemals wissen wie alt die Leute sind, ich glaube ich achte nicht darauf, ich sehe nur ob sie lebendig oder interesselos sein mögen und denke wie ihr Wesen ist — warten Sie — ja, wenn Sie fröhlich aussehen, dann hält man Sie für sehr, sehr jugendlich, aber so, mit Ihrer traurigen Miene, da sehen Sie viel älter aus!"

„Ich zähle einunddreißig Jahre — sehen Sie, wie frisch und heiter Sie sind, Gnädige, und ich stehe schon jenseits der Illusionen!"

„Morgen gehen wir spazieren, dann erzählen Sie mir recht viel von Ihren Schicksalen und Ihren Arbeiten, nicht wahr? — Wir Curleute gehen immer früh schlafen, ich werde Ihnen noch Streichhölzer mitgeben — so, gute Nacht, schlafen Sie gut in „P."!"

Er küßte ihre Hand und suchte sein Zimmer auf.

Die Promenade fand statt. Geza meinte zwar, er sei so oft und bitter getäuscht, daß er sich ganz in sich selbst verschlösse, begann dann aber doch unaufgefordert durch Worte, als freien Seelenerguß seine ganze Lebensgeschichte mit allen Hoffnungen und Täuschungen, mit all' ihrer kurzen Lust und bittrem Herzeleid zu erzählen. Die Dichter haben eine andere Geschichte als die prosaischen Menschen, jene glücklichen Alltagsmenschen, von denen Shakespeare sagt: „Du bist ein glücklicher Mann, Du denkst wie Jedermann denkt!" — Der Sohn einer angesehenen Familie, begabt und gebildet, wird nicht ohne große Kämpfe Literat und das schwankende Schiff der Belletristik schleudert ihn leichter in den

Digitized by Google

Strudel, als die zäheren Kinder der Kunst und Wissenschaft, an deren Wiege keine Mutter von einem Sitz im Ministerium, oder einer Feldzeugmeisteruniform, nebst unzähligen Orden träumte! Jene werden von Haus aus in ihrer künftigen Stellung erzogen, wir müssen, wie ein erwachsener Baum, erst dann unsere Zweige binden, unsere Krone zustutzen lassen, wenn wir im vollen Laube sind. Eleonore kannte das, sie, eine Frau, hatte einsam genug den Dornenpfad durch die Familienansichten zurückgelegt. Nach außen hin sieht sich die Herzensgeschichte der Menschen immer mehr oder weniger ähnlich, die des jungen Literaten war nicht überraschend, aber traurig und um so rührender, als er sie in seiner sanften Art und mit den einfachen deutschen Worten schilderte, die ihm zu Gebote standen, hier und da unerwartet mit einer dichterischen, hochpoetischen Sentenz durchflochten. Er hatte ein schönes, reiches Mädchen geliebt, deren Vater grausam gegen Beide war, das arme Kind grämte sich und starb — er hielt die erkaltende Hand seiner Verlobten in der seinigen und floh seitdem alle Jugendfreuden und jede Geselligkeit. Jetzt schlief sie schon seit Jahren in ihrem Grabe. Endlich redete Geza von seinem feurig und schmerzlich geliebten Vaterlande, von seinem Streben und Hoffen zum Segen desselben — und dann sprang er über einen Graben und sagte: „Sehen Sie, die Rainweiden blühen schon, ich werde Ihnen welche pflücken!"

„Ich nenne sie Liguſtrum!"

„So heißt sie auch; und wie heißt man diese Blume in Deutschland?"

„Kornblume oder Cyane!"

„Ja, Cyane — kennen Sie alle Blumen und Pflanzen?"

„So ziemlich, nur nicht mit den botanischen Namen!"

„Sehen Sie, Gnädige, ich bin seit meinem Unglück nirgends lieber als im botanischen Garten zu Pest, manchmal schwankte ich, ob es nicht gerathen sei Kunstgärtner zu werden, die Manipulationen würde ich in zwei Jahren erlernen, das Uebrige weiß ich!"

„Sie sagen das so ernsthaft?"

„Mein Gott, ja, man lebt doch für Etwas auf der Welt, Sie können nicht ahnen, wie man durch die Journalistik aufgerieben wird!"

Eines Tages durchblätterten sie die Schriften und Bücher, welche Geza geschrieben, für die er mit einer ganzen übermächtigen Partei gerungen, derentwegen er schwere, große Opfer gebracht hatte.

„Erzählen Sie mir jetzt von sich", sagte er plötzlich, indem er ihre Hand, die auf der Sophalehne ruhte, in die seine nahm. Sie fühlte eine Art Dankbarkeit, daß er die Lebensgeschichte einer alten Person zu wissen wünsche; ihr Herz suchte eben nicht und sie war fern von Gefallsucht, sie hatte eine so reine mütterliche Freude an Geza's Begabung.

„Gut, ich werde Ihnen erzählen", sagte sie gefällig, „es ist so glücklich, daß ich das Schlimme, was ich erlebte, vergessen, oder doch verschmerzt habe, während das viele Gute gleichsam noch in frischer Blüthe steht. Ich erinnere mich des Schmerzlichen, aber ich erblicke es nur mit den Segnungen zugleich, die mir aus demselben erwuchsen."

Digitized by Google

Geza nahm ihre Finger fester zwischen die seinigen, als könnte etwas von Eleonoren's abgeklärter gesunder Natur aus dieser ruhigen Rechten in sein Wesen hinüberströmen.

„Ich war nie hübsch", begann Eleonore, „später sagte wol einmal Jemand ich hätte früher ganz gut ausgesehen, aber leider wußte ich das in meiner Jugend nicht, vielleicht wäre ich viel eher selbstständig und lebenserfahren geworden, wenn man mir das gesagt hätte!"

„Nicht hübsch?" staunte Geza, „mit Ihren sanften Zügen und dem Ausdruck in Ihren Augen?"

„Nun, im Alter sieht man leicht gut aus, an die Jugend werden andere Ansprüche gemacht. Im Ganzen, wenn ich mich erinnere — es ist schon so lange her — fand ich ziemlich viel Beifall, ich kümmerte mich aber nicht darum und wußte, man suchte hauptsächlich meine gute Laune. Trotzdem liegt meine Jugend nicht sehr hell in meiner Erinnerung. Ich verlor früh meine Mutter und mein Vater heirathete eine zweite Frau. Die Leute sagen, sie sei eine gute Frau gewesen, ich weiß auch nichts Böses von ihr, aber eigentlich auch nichts Gutes. Ich wollte sie wäre mitunter schlimm gewesen und dann wieder freundlich. Die Stimmung würde nicht so schwer und stagnirend geworden sein. Ich machte vielfache Versuche, von ihr verstanden zu werden, bald hoffte ich eine Anknüpfung von Herz zu Herz zu finden, dann wieder glaubte ich es müßten endlich geistige Anklänge zu finden sein — was ich that und gab diente aber nur dazu, meine Stiefmutter tiefer zu überzeugen, ich sei von Haus aus überspannt und verschroben —! Sie seufzte und ertrug mich mit Geduld. Sehen Sie, mein Freund, Sie und ich, wir Beiden bedurften nur der Minuten, um unsern gegenseitigen Werth zu bemessen, um die Parole des Verständnisses zu finden — der Frau meines Vaters bin ich immer fremd geblieben!"

Geza's Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, als gälte es, die Dame vor den Unbilden, welche sie lächelnd andeutete, noch nachträglich zu schützen, ach, er mit seinem so leicht verletzten Gefühl wußte, was es heißt, mißverstanden, mißkannt zu werden.

„Meine Stiefmutter", fuhr Eleonore fort, „hatte eine Tochter, ein schönes, lebenskluges, gewandtes Geschöpf, so lieblich und fesselnd als sich nur jemals die Selbstsucht verkörperte. Niemand wunderte sich, daß meine Eltern das schöne Geschöpf vergötterten, ich selbst gewahrte kaum, daß nach wenig Jahren Ottilien's lichte, blonde Erscheinung die arme Eleonore völlig in den Schatten drängte, es schien uns Allen, das müsse so sein. Alles Mühen war für mich, alles Blühen für sie. Sie wuchs höher als ich und blickte wie dazu berechtigt über meine einfachen Lebensinteressen hinweg. Daß ich mitunter kleine Gedichte schrieb und mich in Aufsätzen versuchte, wurde belächelt und als Erguß meiner bekannten Ueberspanntheit behandelt. Meine Umgebung erblickte erst dann den Stempel der Begabung auf meiner Stirn, als sie zugleich die Honorare in meiner Hand erschaute. Kein Wunder, wenn die Mama und Ottilie, welche gesund waren wie die Fische im Wasser, im Sommer

Digitized by Google

in's Bad reisten, während der kränkliche Vater, um die Curkosten zu sparen, daheim blieb und ich mit ihm zu seiner Pflege und Unterhaltung. Es galt Ottilien in die Welt zu führen und eine gute Partie für sie zu finden. In eine solche stille Sommersaison, wo das gesellige Vaterhaus wie scheintodt dalag, fiel der Besuch eines jungen Mannes, von dessen Liebenswürdigkeit und Begabung man in unserer Stadt viel redete. Er hieß Baron Kurzen, hatte sich der Jurisprudenz gewidmet und man prophezeihte ihm mit ziemlicher Gewißheit eine glänzende Carrière, da er sich neben seinen persönlichen Vorzügen einer hohen und einflußreichen Verwandtschaft erfreute. Eugen Kurzen war an meinen Papa empfohlen, er kam oft und öfter in unser Haus, sein unverkennbares Interesse für mich steigerte sich, als ich ihm Einiges von meinen dichterischen Versuchen mittheilte, er drang so lange in mich, meine Arbeiten zu veröffentlichen, bis ich seiner verlockenden Ueberredung nachgab. Als der erste Abdruck aus seiner Hand in meine zitternden Hände gelegt wurde, da gestand er mir, seine Bewunderung für mich sei längst Liebe geworden und er bitte um mein Herz und meine Treue für's Leben!"

Eleonore machte eine Pause, es zuckte doch eine Wehmuth um ihre Mundwinkel, als sie des Jugendglücks gedachte; gleich aber waren ihre Züge wieder heiter und sie sagte lächelnd: „Nicht wahr, Herr Szensivanyi, es ist komisch, mich altes Mädchen als glückstrahlende Braut zu denken, ich möchte mir selbst mitunter abstreiten, daß es so war!"

Geza's Augen nahmen einen weichen, überaus dichterischen Ausdruck an, als er entgegnete: „Die Schönheit, welche Baron Kurzen fesselte, ist keine solche, daß die Jahre sie vermindern könnten!"

„O Sie Schmeichler!" zürnte Eleonore, „Sie würden eine Wiesenblume glauben machen sie sei eine Rose — nun, ich weiß doch seit jener Zeit, was ein stolzes Glück, was reiche Lebenshoffnungen sind und vielen, vielen Frauen ward es nie so gut. Ich war ganz Liebe und Bewunderung, im Geheimen that es mir doch auch wohl, meiner schönen Schwester einen solchen vielbeneideten Verlobten vorstellen zu können und ihn eben durch mein bischen nie anerkanntes schriftstellerisches Talent gewonnen zu haben. Mutter und Schwester kamen, es wurden Feste gegeben, an meiner Aussteuer gearbeitet und der Tag unserer Hochzeit bestimmt — —!"

„Ich bitte Sie, erzählen Sie nicht weiter!" rief Geza, sprang auf und lief im Zimmer umher, „oder wenn es gesagt werden muß, so sprechen Sie kurz: Eugen starb!"

„O nein, mein Freund, Eugen starb nicht, aber er liebte meine Schwester und nachdem ich zurückgetreten war, ward Ottilie seine Gattin! Seien Sie ruhig, Herr Szensivanyi, es ist das nun schon lange her und die Ehe der zwei jungen Leute ward leider keine glückliche!"

„Natürlich nicht!" schaltete der Andere ein.

„Neben meinem eigenen schweren Schicksal ward mir die Aufgabe, meinen immer kränklicher werdenden Vater zu pflegen; derselbe mußte den Staatsdienst verlassen und unsere Einkünfte wurden dadurch um

Digitized by Google

mehr als die Hälfte verringert, was die Laune meiner Stiefmutter ungemein herabdrückte. Ich wurde heiter, mein Freund, um des alten freudlosen Mannes wegen, der das mir gethane Unrecht so tief empfand, daß er selbst schwer darunter litt — ich wurde heiter, weil ich lernte auf kein Glück mehr rechnen. Auch noch das Letzte trug ich — den Verlust des Greises, der wie ein dankbares Kind an mir hing — und dann widmete ich mich meinem Berufe und Allem, was schön und edel und aufstrebend ist!"

„Und Sie kennen nicht jene schwindelnde Empfindung des Verlorenseins im Universum? Sie rufen sich nie die furchtbare Frage zu: Weshalb — für wen, für was lebe ich?"

„O nein, mein armer Freund, „ich lebe so gern, ich liebe so Viele und so Vieles, jede meiner Lebensstunden hat ja einen Zweck und ein Ziel!"

„Ja, ja!" sprach Geza langsam und bewundernd, indem er einen Schritt zurück trat und die Arme über die Brust kreuzte. „Ihre Erscheinung ist wie die einer Heiligen, so mild und erdenfremd!"

„Lästern Sie nicht, Sie schwärmerischer Mensch; ich wollte nur, ich könnte Sie lehren gern zu leben!"

„O, Sie können es mich lehren, Eleonore, Sie können es und", er lächelte, „ich denke Sie werden es!"

Der Morgentrunk aus der Curquelle äußerte indeß ganz die entgegengesetzte Wirkung des classischen Lethewassers, Geza vergaß und begrub seine Gedanken vom vorigen Tage keineswegs, im Gegentheil, brennender wie je verlangte ihn, den Anker seines rastlosen Lebensschiffes an diese gleichmäßige Natur zu befestigen, nur fand sich nicht der Moment, sie war so freundlich und doch so würdig, daß sein Wunsch wie eine Art Friedensbruch an ihrem Vertrauen schien. Endlich aber ertrug er's nicht mehr, er kniete vor ihr nieder und legte seine Stirn auf ihre Hand. Als sie dieselbe fortziehen wollte sagte er: „O, Sie glauben nicht, wie sehr mich manchmal mein Kopf schmerzt und wie wohl es thut ihn hier ruhen zu lassen — was kann es Ihnen schaden, wenn meine Stirn auf Ihrer Hand liegt?"

Eleonore erröthete, sie hatte vergessen, daß sie alt und er jung war. Auf einmal und mit unerwarteter Heftigkeit schlang Geza seine Arme um sie und küßte ihre Lippen.

„O, mein Gott, was soll das — was berechtigt Sie, mich so zu beleidigen?" flammte die Dame auf und richtete sich vor ihm in die Höhe.

„Ich werde Sie um keinen Preis beleidigen, aber ich liebe Sie — ja, ich liebe Sie?"

„War mein Betragen so, als dächte ich Sie zu erobern?" rief Eleonore gekränkt.

„O, niemals, Sie waren gütig, aber durchaus kühl!"

Eleonore athmete auf: „natürlich, ich habe nie daran gedacht, Sie in dieser Weise zu lieben!"

„Ich weiß das, aber ich hoffe, Sie werden mich lieben lernen, ich

Digitized by Google

biete Ihnen Alles, was ein Mann zu bieten hat, mich selbst, meine Hand, meine Liebe — weshalb soll ich nicht hoffen glücklich zu werden, weshalb wollen Sie mir verbieten mein Lebensideal, nun ich es gefunden, endlich gefunden, mit allen Banden an mich zu fesseln?"

Die starke, muthige Frau sank in einen Sessel und weinte. Geza saß ihr gegenüber am Tische, stützte die Wange auf die Hand und blickte sie an. Er fand beinahe eine Befriedigung darin, daß sie da saß und um ihn weinte. Sie schluchzte und ächzte nicht, nur liefen die Thränen unaufhaltsam hernieder, selbst ihre Art zu weinen beruhigte ihn. Er drang nicht in sie um eine Antwort oder Entscheidung, sein richtiges Gefühl lehrte ihn, man müsse sie ihren Eindrücken überlassen, damit sie entscheide; er bat auch nicht, wozu? Er bot seine ganze Zukunft so redlich und vollständig als er konnte, sie war offenbar tief ergriffen, mehr konnte, durfte er für den Augenblick nicht erwarten.

Nach einer Weile trocknete sie sich die Augen, trat an's Fenster und blickte auf die stillen Akazienbäume unter demselben, dann näherte sie sich Geza, legte ihre Hände auf sein dunkles Haar und sprach: „Es steht fest, Geza, ich kann nicht Ihre Gattin werden!"

„Und weshalb nicht, um Gottes willen, weshalb nicht?"

„Es giebt viele Gründe, vor Allem aber mein Alter."

„Hier!" sagte er und zeigte in dem Buche, das er durchblättert hatte, auf folgenden Vers:

„Wann Du geboren, ich weiß es nicht,
Will's nicht wissen, ob ich's fände.
Sei mir ein Kreis, ein ewiges Licht,
Ohne Anfang, ohne Ende!"

Sie seufzte, er betrachtete ihre Hände und sprach, dieselben küssend: „Wie schön die sind!"

„Das wird Alles im Grabe liegen!" rief sie ernst.

„Weshalb lassen Sie mir nicht Ihre Hände und reden so schauerliche Dinge?"

„Weil — mein Gott, und wenn Alles Andere nicht wäre, wir sind ja Beide ohne Vermögen. Ich verliere meine Apanage, wenn ich heirathe!"

„Haben wir nicht bisher gelebt? Vereint würde das sich besser einrichten."

„O, nein, Geza, die Sorge um uns selbst ertrugen wir getrost, aber wir werden es nicht ertragen, daß wir einander, einer um des Andern willen, in Sorgen sähen, in Bedrängniß — ich bin von Haus aus einfach, aber Ihre Liebe würde es nicht erdulden, wenn ich mir Gewohntes versagen müßte!"

„Also warten wir noch — ich habe immer Unglück!" sagte der Ungar.

Eleonore schüttelte unmerklich den Kopf, er kam ihr vor wie ein junger Falke, dem man die blendende Haube über die Augen geworfen und der sich nun geduldig von Frauenhand leiten läßt, bis Blick und Schwingen wieder frei werden.

Digitized by Google

„Es ist am Besten Sie reisen morgen früh ab!“ Eleonore mißtraute plötzlich, zu ihrem Schrecken, der eigenen Festigkeit.

„Nein, nein, ich kann nicht — ich gehe nicht!“

Die Dame schaute ihn so bestürzt an, daß er alsogleich mit seiner von Natur so weichen Stimme bat:

„O, lassen Sie mich noch einen Tag da — ich werde ja noch lange genug unglücklich und vereinsamt sein!“ — Sie sagte nicht nein — konnte es nicht sagen.

Als er schlafen gegangen war, öffnete die Schriftstellerin das Fenster und ließ die feuchte Nachtluft über sich dahin wogen. „So spiele ich denn meine Romane statt sie zu schreiben!“ flüsterte sie. „Armer Bub! — Alles ist eine Laune von ihm, die wieder verfliegen wird, rasch wie sie kam — ja, wenn ich jung wäre — aber ich bin es nicht! Wenn ich das vergäße — der Aermste, er würde so unglücklich werden!“

Am nächsten Morgen verging eine Stunde nach der andern, ohne daß Geza ein Lebenszeichen von sich gab. Mitten in ihrer Beschäftigung überkam Eleonore der Gedanke: „Wenn er in einem Anfall von Empfindlichkeit oder Hypochondrie in der Frühe abgereist wäre!“ Sie fühlte ihre Hände am Körper herabsinken und kalt werden. „Es wäre am Besten so — vielleicht!“ flüsterte sie trotzdem und athmete dann doch tief und erleichtert, als sie seine Schritte auf dem Corridor und sein Pochen an der Thür vernahm.

Er blickte ihr befremdet in das erregte Gesicht: „Ich meinte“, sagte sie rasch, „Sie wären ohne Abschied von dannen gereist!“

Seine hübschen Züge nahmen einen guten kindlichen Ausdruck innigen Vertrauens an, als er entgegnete: „Wie konnten Sie nur vermuthen, ich vermöchte Sie ohne Abschied zu verlassen?“

Es war nichts Heftiges, Plötzliches in diesem Manne, er erglühte gleichsam von innen heraus, wenn ihn eine große Idee entzündete, aber es war kein Sprühen und Prasseln dabei, wie beim künstlichen Feuerwerk, sondern er entflammte gleich einem Alpenglühen, oder leuchtete auf wie der Silberblick des geräuschlos schmelzenden Metalls. Eleonore kam sich als ein prosaisches, materielles Wesen neben ihm vor, obwol sein Verhalten stets in den Grenzen jener geselligen und conventionellen Formen blieb, die manche „Genies“ überspringen zu dürfen glauben. Geza war ein tactvoller, wohlerzogener Mann, auf den ersten Blick.

Eleonore irrte, wenn sie in ihrer Gewissenhaftigkeit voraussetzte es müsse für beide Theile besser sein sich nach der stattgehabten Gefühlserregung zu trennen. Sie empfanden, Jeder habe gegen den Anderen etwas gut zu machen, er, daß er sie durch seinen Antrag bekümmerte, sie, daß sie sein treues Anerbieten zurückwies. Geza sagte in seiner rührend einfachen Art, die nächstliegenden, deutschen Ausdrücke zu wählen: „Ich könnte nicht anders für Sie fühlen, wenn ich ihr trauter Gatte wäre!“ — Und sie, was wünschte sie denn enthusiastischer als sein

Digitized by Google

Glück? Ja, sie rechnete darauf ihn beglücken zu helfen, trotz der Voraussetzung, seine liebende Verblendung werde bald von ihm weichen. Weil Geza sich froher, verstandener wußte, fand er in sich den Muth an den Abschied zu denken. Eleonoren's Züge wurden ernster, aber ihre Augen blickten heller und treuer. Sie hatte Geza eine Strecke hinausbegleitet und sie saßen neben der Landstraße unter ein paar mächtigen Linden, welche einem ländlichen Wirthshause gegenüber standen. Eleonore — er sagte ein oder zwei Mal gleichsam schüchtern: „Elly!" — blickte ihm voll in die Augen: „Wie können wir so fröhlich und warmen Herzens scheiden, Geza, da wir es so vorwurfsfrei thun, da wir wissen, wir werden einander nie mehr verlieren und können als treue Freunde auf einander rechnen. Sie werden es mir eines Tages danken, daß ich Ihre Hand nicht annahm. Sie wissen, daß Sie in alle Zukunft dennoch eben so sicher in Rath und That auf mich rechnen können, als wäre ich Ihnen wie jene mütterliche oder schwesterliche Verwandte von Gott berufen."

Es war ein stiller, sonniger Tag. Als der Wagen verschwunden war, erstieg Elly den Hügel, auf welchem die Kirche weiß und weitschauend zwischen den Grabkreuzen stand, und blickte zu der lebensgroß in Holz geschnitzten mater dolorosa unter dem Kreuze des Heilands empor. Die Seele Eleonoren's war so licht wie die Landschaft, so dankdurchglüht wie die gereiften, goldig wogenden Saaten von der Julisonne. Sie legte ihre verschlungenen Hände auf die Füße der Mutter Gottes, blickte zum blauen Himmel und flüsterte: „Ich danke Dir, mein Gott, daß Du meine Hand wie einen Schild auf dies schöne, so leicht verwundbare Menschenherz gelegt hast, laß mich meine Mission würdig erfüllen und ohne Selbstsucht. Was lohnt sich denn schöner und reicher als — entsagen?"

Sie schaute auf die heilige Gruppe: „Was ist Freude, was ist Schmerz? Dies ist mein letzter Frühlingstraum, ich weise ihn lächelnd zurück — dies ist ein Abschied und mir ist als hätte ich einen Verirrten gefunden und ihn auf den Pfad der Hoffnung geleitet!"

Geza schrieb. Briefe voll Sehnsucht, voll Bitten und Entmuthigung. Seine Heimat, von deren beruhigendem Einfluß Elly so viel gehofft hatte, erschien Geza verödet und eng, er unterschrieb sich: „Ihr treuer verlassener Geza." So sollte es nicht sein, ein Mann mit einem solchen Aeußern, so viel Begabung, Erziehung und Wissen, durfte sich nicht einsam fühlen. Die Freundin dachte seine Herzensempfindungen zurückzudrängen, wenn sie immer von Neuem seinen Ehrgeiz entflammte. Er arbeitete, er nahm ihre Pläne so hin und betrachtete sie als ob er sie selbst entworfen hatte — aber er vereinsamte sich in Folge seiner angestrengteren Arbeiten noch immer mehr und schrieb: „Ich bin für Andere wie gestorben!" Ihr dagegen stattete er getreulich Bericht über alle seine Schritte und Ideen ab; ja, er gewöhnte sich zu Allem ihren Rath einzuholen — wenigstens durfte sich Eleonore sagen, sie helfe ihm an Dem tragen, was seine poetischen Schwingen übermäßig herabdrückte — der Wucht der Verhältnisse! — Es ist eine schwere Aufgabe in einem

Digitized by Google

engumgrenzten Sprachgebiet, das sich noch innerlich in Parteien zerreißt, Lorbeeren zu pflücken, das Loos eines Journalisten ist nirgends ein liebliches zu nennen, in Ungarn aber bietet dasselbe noch ganz absonderliche Schwierigkeiten. Die Schriftstellerin hoffte den mit ganzem Herzen erwählten Freund zu einer gewissen heitern Höhe, zu natürlicher Lebensfreude anzufeuern, indem sie die eigene Gemüthsfrische und Eindrucksfähigkeit wie einen schmeichelnden Duft über ihre Briefe breitete. Sein sensitives Gefühl empfand diesen Eindruck vollständig, aber nicht in befriedigender Art, Das, was ihm *geboten* ward erinnerte ihn doppelt schmerzlich an das was ihm *versagt* wurde, er zog sich von jedem geselligen Verkehr zurück und umgab sich mit freudloser Einsamkeit. Ihre Hände zitterten, wenn sie seine Briefe eröffnete, ihre Theilnahme war wie ein aufgestauter Bach, dem es verwehrt wird eine dürstende Flur zu netzen und zu erquicken. „Ob er jemals heiter sein würde, wenn ich — —?“ . . . sie stockte und erröthete; es war ja nicht möglich, daß er neben einer ergrauenden Lebensgefährtin auf die Länge glücklich würde — mit der Zeit mußte ihm ein junges, schönes Mädchen begegnen und *er* sie lieben. Sie betrachtete oft und lange sein hübsches, ernstes Bild, das stets in ihrer Nähe aufbewahrt wurde. Elly hat nie gesagt sie fühle sich verlassen; wenn an ihre Thür gepocht ward, so erheiterte sich ihr Gesicht und jeder Gast fand sie guter Laune, ihre Bekannten erwarteten und empfingen die fröhlichste Anregung von ihr und sie meinte lächelnd: „Ich kann ja sonst nichts für all' Eure Güte zurückgeben, als daß ich Euch Frohsinn bringe!“ Sie heuchelte gewiß keinen Frohsinn; sie empfand ihn, aber manchmal flog mitten im heitern Gespräch eine trübe Wolke über ihre Stirn, oder sie ward von einer plötzlichen Zerstreutheit überwältigt. Zwei Augen aber lasen dennoch in dem Herzen, dem kein Seufzer, keine Klage entschlüpfte, diese Augen gehörten Elly's alter treuer Dienerin Hanna an, einem alten Familienerbstück, das sich weigerte nach dem Tode von Elly's Vater bei der „zweiten Gnädigen“ — die Stiefmutter wurde stets von Hanna als unbefugter Eindringling behandelt — zu bleiben und ihr gefolgt war. Eines Tages stand Hanna vor Geza's Bild und sagte, den Kopf halb nach ihrer sogenannten Gebieterin zurückgewendet: „Den sollten wir heirathen!“

„Was fällt Dir ein, Hanna, Du siehst, er ist ein junger, hübscher Mann!“

„Nun? Und sind wir denn Nichts? Das würde nicht übel sein, wenn wir einen *alten* Mann nähmen, das muß sich ausgleichen.“

„Rede nicht davon, Hanna, Du verstehst die Verhältnisse nicht!“

„So? Und verstehe ich auch nicht, daß gnädiges Fräulein immer an ihn denken und voll Unruh' sind, wenn diese Briefe einmal ausbleiben, deren Handschrift so undeutlich ist, daß ich sie nie lesen kann?“

„Nun ja — aber muß man sich deshalb heirathen?“

„Na ob —!“ entgegnete Hanna und legte ein Gewicht auf die Worte, als wenn sie eine lange überzeugende Rede gehalten hätte.

Digitized by Google

Als Hanna am nächsten Morgen den Schreibtisch ihrer Herrin abstäubte, war Geza's Bild von demselben verschwunden, Elly hatte es mit den Worten: „Ich will ihn nicht unglücklich machen!“ in Seidenpapier eingeschlagen und in einem Auszug verwahrt.

Inzwischen feuerten sich die getrennten Freunde zu reger Thätigkeit an, Geza drängte es sich für eine andere literarische Thätigkeit frei zu machen und Eleonore arbeitete für ihn; sie besorgte die Uebersetzung seiner Aufsätze, welche in verschiedenen deutschen Blättern, nicht ohne Erfolg, seinen Namen bekannt machten. Anfangs war Szensivanyi im höchsten Grade erfreut und voll Dankbarkeit, daß Elly's Hand die engen Grenzen gesprengt hatte, welche seinen Geistesproducten bislang gebieterisch gezogen waren, aber alsbald überwog wieder die traurige Betrachtung: „Mein Name taucht auf und geht wieder unter — gäbe man mir Muße ein *größeres* Werk zu bieten, dann erst würde es sich zeigen, was mein Geist vermag!“ Elly, die so geduldig, so Schritt für Schritt ihren Weg gegangen war, fühlte sich betroffen und niedergeschlagen, sie fragte sich, ob überhaupt jemals ein Tag kommen würde, kommen könnte, wo Geza spräche: „Ich bin zufrieden!“ Sein Wesen kam ihr vor wie ein glühendes Eisen, das Alles verzehrt und versengt, ohne selbst Genüge zu empfinden. Das Bewußtsein, ihm nicht helfen zu können, war ihr ein ungemein schmerzliches; sie faltete ihre Hände ineinander und legte ihre Stirn darauf: „Wenn ich zu ihm ginge — würde ich ihm dann nicht doch vielleicht helfen können, etwas froher zu werden, oder denke ich nur so aus Selbstsucht — weil — nein, nein, ich liebe ihn ja nicht wie eine Braut — ich eine Braut! — nur wie eine zärtliche Schwester. —“

Geza empfing Elly's Briefe, die regelmäßig, wie die Zeitung eintrafen, als eine freundliche Thatsache, immer mit dem halben Vorwurf: „Weshalb kommt sie nicht selbst, weshalb muß ich zwischen all' den Tausenden, die ein Haus, eine Familie besitzen, einsam, heimatlos umher gehen ihretwegen —?“ Der Gedanke, auch diese Briefe, voll Theilnahme, voll lebenskräftiger Ideen und ermuthigender Pläne für die Zukunft, könnten eines Tages *aufhören*, kam ihm nicht, sie selbst konnte und wollte ihn ja nicht entbehren, woher hätte sie denn sonst so viel Operfreudigkeit geschöpft?

Mehr und mehr zerfiel Geza mit seinen Verhältnissen; im tiefsten Herzen sprach er: „Sie könnte mir helfen — sie will es nicht!“

„Sie will es nicht“, wiederholte er leidenschaftlich, und fast krank vor Erregung, bis er eines Tages folgenden Brief erhielt:

„Lieber Geza! Indem ich eine liebe alte Pathe betraure, wird mir, als eine letzte Segensgabe der Verstorbenen, mein innigster Wunsch erfüllt, *der*, *Ihnen* Freiheit bringen zu können. Lösen Sie sich, so bald nur möglich, von Ihren journalistischen Verbindlichkeiten und bereiten Sie sich zu einer Reise, nach Nord oder Süd, wohin es Sie ziehen mag. Ich habe ein für meine Ansprüche weitaus genügendes Vermögen ge-

Digitized by Google

erbt, die einliegende Adreſſe iſt die meines Bankiers, ſie haben ſich nur an ihn zu wenden. Ich ſchreibe in größter Haſt um Sie keine Minute länger als es nothwendig gebunden und eingeengt zu wiſſen, jetzt, jetzt, Geza, ſchenken Sie Ihrem Vaterlande den Ruhm eines tüchtigen ungariſchen Schriftſtellers. Ihre Elly."

Geza's Antwort war noch in ſelber Stunde auf der Poſt, ſie lautete: „Ja, Elly, ich breche mit meiner äußern Lebensſtellung, aber nicht, um Das von Ihnen zu nehmen, was ich weder erwartet noch gefordert habe, während Sie mir verſagen was ich erflehe —! Sie lieben mich nicht, wozu ſtrebe ich denn weiter? Unglücklicher als ich es bin kann ich ſchwerlich werden. Gott ſchütze Sie, ich gehe in die weite Welt, und jede Minute, die ich länger hier athme, ſcheint mir eine Centnerlaſt. Bis in den Tod Ihr Geza."

Dieſem Briefe folgte eine telegraphiſche Depeſche. Dieſelbe war ſo kurz, daß ſich Geza wie ein Träumender in die Haare fuhr: „Beſtimmen Sie den Tag unſerer Hochzeit. Elly."

Rückantwort: „Am 6. Abends bin ich bei Dir. Geza."

Der junge Literat verbrachte die Nacht, indem er ziellos in den Straßen und dann in ſeiner Stube umher lief, bei jeder Straßenlaterne, die einen hellen Schein über das Trottoir warf, trat er heran und überlas das Telegramm, welches er krampfhaft in der Rechten zuſammen drückte: „Beſtimmen Sie den Tag unſerer Hochzeit. Elly."

Wie kurz, wie kalt — und doch welch' eine Fluth von Erwartungen, Hoffnungen und Plänen in dieſer einen, unromantiſchen Zeile.

Wie würde er ſie finden, ſeine —? Das Wort Braut war ihm doch ſehr ungeläufig für eine Frau wie Elly. Ja, wie würde er ſie finden; er fragte ſich das bis zur fieberhaften Aufregung, er konnte kaum etwas Anderes denken. Mit der furchtbarſten Unruhe erwartete er die Stunde ſeiner Abreiſe und auf dem langen, langen Wege, da war's ihm als wollte ſein Kopf zerſpringen und als könnte er nie lebendig an's Ziel kommen. Die letzte Station war die längſte, welche jemals auf einer europäiſchen Bahn vorkommen kann, ſo etwas konnten nur phlegmatiſche, norddeutſche Gemüther ertragen, deren freudloſe Heimatgauen der Zug durchbrauſte, Geza nicht. Es wurde dunkel, er ſah die Flächen nicht mehr, welche ihm wie eine unbegrenzte Sahara vorkamen, die Vorſtellung bemächtigte ſich ſeiner, er würde Elly nie wieder ſehen und in alle Ewigkeit ſo weiter brauſen — da pfiff es und der Zug hielt vor einem erleuchteten Bahnhofe. War ſie — konnte ſie zwiſchen den Menſchenſchwarm ſein, der ſich da durcheinander drängte? Geza ſaß da, in der Hand ſeine Reiſetaſche und rührte ſich nicht. Da erſchien ein grauer Männerkopf mit einer benummerten Mütze und fragte: „Sind Sie der Herr aus Ungarn für das gnädige Fräulein?"

„Ja!" entgegnete Geza zaghaft wie ein ertappter Ausreißer.

„So bitte ich Sie, mir zu folgen, ich ſoll Sie hinführen!"

Geza's Aufregung war in einen faſt apathiſchen Zuſtand überge-

Digitized by Google

gangen; er würde sich nicht gewundert haben, wenn der Mann ihn aufgefordert hätte, einen Fluß zu durchschwimmen oder eine mannshohe Mauer zu überklettern — indeß der Biedere that nichts dergleichen. Der Weg ging durch mehrere Straßen und dann wurde an einem freundlichen Hause mit einem Gärtchen davor die Schelle gezogen. Eine alte Dienerin schloß auf und öffnete die Thür eines hell erleuchteten Zimmers. In der Mitte desselben stand Elly, in einen schlichten schwarzen Anzug gekleidet, ganz wie damals, als er sie vor länger denn Jahresfrist kennen lernte. Die zwei Menschen sagten nichts; als er sie in seine Arme zog fühlte er, daß sie zitterte und daß ihre Hände vor Erregung kalt waren. Sie lehnte sich an seine Schulter und seufzte tief auf, als gälte es ein erstickendes Etwas von sich zu wälzen.

„Sag' mir, daß Du mich liebst, Elly!" sprach Geza fast drohend; „sag' es mir, sag' es mir!" schloß er bittend. Elly machte sich von ihm los, stellte sich neben den zierlich gedeckten Theetisch in das volle Licht und sprach, die Hände in einander geschlungen: „Ich bitte Dich, betrachte mich zuvor, ob ich wirklich so bin, wie Du es Dir in Deinem guten Herzen dachtest. Ich weiß es ja, ich bin zu alt — jetzt kannst Du noch zurücktreten, Geza, es ist sogar vernünftiger und besser für uns Beide wir leben als Freunde weiter, wie zuvor. Glaub' mir, ich werde Dich achten und hochschätzen wie bisher, aber laß uns nur diese Stunde nicht dereinst bereuen!"

Sie sah so ernst, so schlicht und demüthig aus, wie sie dastand, seines Richterspruches gewärtig, daß Geza in ein lautes, herzliches Gelächter — o, er hatte lange, lange nicht gelacht —! — ausbrach und ihre Hände erfassend versicherte: „Allerdings, ich habe Dich anders gedacht, ich wußte nicht, daß Du so lieb und weiblich wärst als Du es bist, und ich gebe nichts von Dir, nicht einmal diesen, Deinen kleinen Finger her!"

Jetzt erschien Hanna mit allerhand guten Speisen; als sie dieselben hingesetzt hatte und Elly ihr gesagt: „Sieh, Hanna, es kommt mit ihm so, wie Du es gewollt hast!" da faßte die alte Person mit ihren derben Fäusten seine wohlgeformten weißen Hände und fragte: „Wissen Sie denn eigentlich, wie gut Die da ist und wie lieb Sie ihr sind?"

„O, nun macht sie statt meiner die Liebeserklärung!" rief Elly im verstellten Bedauern.

„Wie danke ich ihr dafür!" sprach Geza und küßte die alte graue Dienerin wie man eine Mutter küßt.

Mit einiger Schwierigkeit ward der liebe Gast endlich vermocht sich an dem Theetisch niederzulassen und seine Blicke von Elly ab auf die Speisen zu richten, welche seiner harrten. Nachdem er Messer und Gabel aufgenommen legte er sie plötzlich wieder hin und fragte: „Elly, ißt Du immer mit silbernen Bestecken?"

„Ja, Lieber, was Du siehest gehört Alles Dir —!"

Geza wurde nachdenkend, er musterte ein Stück nach dem andern

Digitized by Google

und sagte dann: „Ich glaubte immer, Du wärst eher arm als reich und eigentlich freute mich das!“

„Aber ich sagte Dir doch damals, ich wäre nicht bedürftig und schrieb Dir dann von der Erbschaft —!“

„Ja, ja, ich erinnere mich — ich vergaß das, weil ich nur daran dachte, ob Du mich liebtest!“

„Gott segne Dich dafür, wie ich es thue!“

Zwei Stunden später meinte Geza: „Sieh, mir ist als lebte ich schon seit Tagen und Wochen in diesem Gemach und unter Deiner sorglichen Pflege — wie schön und leicht wird mein Leben von nun an sein!“

Elly's Züge wurden ernst: „Gott gebe es, ich kann das Gefühl der Unruhe nicht überwinden!“

„Du glaubst, ich werde Dich unglücklich machen?“

„O, ich dachte nicht an mich —!“ Sie trat an das Fenster und schaute hinaus in die Mondnacht. Geza fühlte sich durch ihre Worte erkältet, eine Ungarin würde ihn mit heißen Schwüren umarmt haben, und im Antriebe ihrer Leidenschaft das herrlichste Glück vorausgesehen. Elly's Liebe war ein Fürchten, ein Sorgen um ihn — er verstand die Größe und den Edelmuth ihres Empfindens, aber es würde ihn mehr gefreut haben, wenn sie in zärtlicher Selbstvergessenheit dem Augenblicke angehörte.

Hanna trat mit einem silbernen Leuchter ein.

„Noch eine Bitte, Elly“, sagte Geza, bevor er ging, „laß mich morgen nicht wieder dies Trauerkleid an Dir sehen; wenn Du wüßtest, wie mich diese Farbe betrübt.“

„Es ist die Trauer um unsere Wohlthäterin!“

„O, sie rechtet nicht mehr um solche Dinge, aber vielleicht fürchtest Du das Urtheil der Welt —!“

„Der Welt — nein Geza, von heute ab bist Du meine Welt, und Dein Wille meine Lebensvorschrift, glaubst Du, ich hätte mich Dir nur halb gegeben?“

Im Nachklang dieser Worte erreichte der Reisende das Giebelzimmer des Hauses, welches sauber für ihn hergerichtet war. Er betrachtete Alles, das Papier auf dem Schreibtisch, die gefüllte Cigarrenkiste, die geblumten Vorhänge und die spiegelglatten Leintücher: „Dies Alles gehört mir!“ sagte er dann halblaut, „eine Elly giebt nicht halb!“

„Du kommst mir ganz fremd vor!“ meinte Geza, als ihn seine Verlobte am andern Morgen in einem hellen Kleide begrüßte — „nicht wahr, ich hatte kein Recht dazu, Dich zum Ablegen der Trauer zu zwingen? Du hättest es nicht thun sollen!“

Elly nahm seine Hand und küßte sie statt aller Antwort. Sie, die Kühle, Gleichmüthige war wie ein folgsames Kind.

Geza stand vor einem Nelkenbeete — die Nelken, welche die verstorbene Pathe hatte pflanzen lassen! — und betrachtete die Blumen, als Elly ihre Hand auf seinen Arm schob und sprach: „Wir müssen nun wol auch Lebenspläne für unsere nächste Zukunft machen.“

Digitized by Google

Von J. Leisten *Geschnitten von H. Thiele*

Auf der Jagd.

Digitized by Google

Digitized by Google

Madame de Staël sagt: „Man kennt sich zehn Stunden oder zehn Jahre!“ Was sich am ersten Tage des Brautstandes feststellte, das trugen sie in den Ehestand hinüber, sie gingen leise und friedlich neben einander her, sie wohnten in einem schönen, geschützten Thale, hatten ein grün überwachsenes Haus und einen Garten mit einem Wässerchen, das hindurchplätscherte. Während Geza seine Blumen überwachte, waren Elly's Augen unablässig auf ihn gerichtet; sie empfand ein stetes Mitleiden mit ihm — weil er eine alte Frau hatte. Ueber dieser Frau wachte wiederum die alte Hanna, mitunter etwas tyrannisch fordernd, sie solle nicht immer und einzig nur an „den Herrn“ denken. Den Namen Szensivanyi lernte Hanna niemals richtig aussprechen. „Der Herr“ war übrigens glücklicher als er es je geträumt hatte. Sein sensitives Gemüth wurde in keiner Weise gereizt und er fühlte sich von treuester Liebe und Sorge umgeben. Während die Zeit fast unbemerkt dahinglitt, hatte er neben seiner Frau noch keinen Moment der Langeweile empfunden, sie war stets aufgelegt und heiter, sie ging und kam immer herzlich und geräuschlos, sie verstand und erfüllte seine kleinen Wünsche noch ehe er sie aussprach. Wie einsam die Beiden lebten, Elly hatte doch einige interessante Persönlichkeiten an ihren Theetisch geladen, die sich bei dem Dichterpaare ungemein heimisch fühlten, ein benachbarter Curort führte nicht selten auch einen Bekannten Geza's oder Elly's daher, die ein paar anregende Stunden in der Chaumière, so hatte „der Herr“ das Häuschen getauft, verlebten. Geza sagte stets: „Die Gäste meiner Frau!“

Elly bezeichnete die Besuche als: „Die Bekannten meines Mannes!“

Geza's großes Werk war indeß, obwol er ein Jahr die beste Ruhe dazu hatte, noch nicht ganz vollendet. Er begann bald ein Drama, bald kleinere Aufsätze, aber meinte immer: „Es geht mir zu gut!“ — Mitunter wenn es minder gut ging, d. h. wenn eine hypochondrische Stimmung über Szensivanyi kam, dann redete Elly unvermerkt von seinem großen Werke und er arbeitete wieder einige Zeit fleißig und zum Vortheile seiner Stimmung an demselben.

Wenn Geza weitere Ausflüge machte, so pflegte ihm seine Gattin bis zu einem schön gelegenen Kaffeehause entgegen zu kommen. Eines Tages war er aber schon vor ihr da und sie sah seine schlanke Gestalt, wie er ihr hastig entgegeneilte, ihre Hände erfassend drückte er dieselben mit ungewohnter Heftigkeit: „Mein Gott, was ist Dir, Geliebter, Du siehst bleich und erregt aus?“

„Da im Kaffeegarten sitzen zwei Herren, welche sich über die Chaumière unterhielten und sich erzählten: der ungarische Dichter, welcher darin wohne, habe eine alte deutsche Witwe des Geldes wegen geheirathet, und sie halte ihn dafür tüchtig unter dem Pantoffel!“ berichtete er mit kurzen, fliegenden Athemzügen.

„Weiter nichts?“

„Nun, ich denke das ist schlimm genug — so Etwas von Dir zu sagen, Elly!“

Digitized by Google

„Und von Dir, Geza", neckte Elly, „Du ständest unter dem Pantoffel!"

„Eigentlich", meinte Geza, sie ernsthaft anblickend, „haben sie darin Recht, ich stehe unter dem Pantoffel!"

„Eigentlich haben sie auch darin Recht, Lieber, daß Du eine alte Frau geheirathet hast, nur in der Witwe und der Geldspeculation haben sie geirrt; ich muß gestehen, Dir geht das Talent zu finanziellen Speculationen gänzlich ab!"

„Sieh, sieh", lachte Geza und führte sie sorgsam die letzten Stufen empor, „Du benutzest doch jeden Anlaß mich zu tadeln!" Dabei drückte er ihre Hand an sich und Beide lachten. Als sie so mit ihren heiteren Gesichtern Geza's noch kaum im Zorne verlassenen Platz einnahmen, sagte einer der Männer am Nebentisch, eben der, welcher über die Bewohner der Chaumière berichtet hatte: „Sieh da, ich glaube, das sind die Zwei von da unten!"

„Na, die sehen ganz beruhigend aus!" meinte der Andere.

Die Voraussetzung, Geza stehe unter der Oberherrschaft seiner Frau, hielt sich übrigens auch im nahen Städtchen aufrecht, in dessen Kaffeehause er die Zeitungen manchmal las. Szensivanyi empfand nämlich oft, wenn er von seiner Chaumière fern war, eine plötzliche Unruhe, ein momentanes Heimweh, er warf die Zeitung hin, eilte besorgt bis an das Gitterthor vor seinem Garten und blickte dann aufathmend zu Elly's erleuchteten Fenstern empor: „Dort ist sie — sie wartet meiner — sie ist gesund und fröhlich!" — sprach er und ging dann durch die Gartenwege, um immer und immer von Neuem wieder ihre Fenster anzublicken. Er nannte sie seine zweite Seele, weil sie einander keinen Gedanken, kein Gefühl verhehlten.

Die anderen Zeitungsleser, welche sahen, wie Geza so unvermuthet zu seinem Hute griff, fern davon den wahren Grund zu erkennen, sagten lächelnd über ihre Blätter hinausblinzelnd: „Es ist Theezeit — seine Alte hat ihn gut geschult!"

Gewöhnlich kam Elly ihrem wiederkehrenden Manne bis an die Stiege entgegen. Eines Tages hatte sie indeß seinen Schritt überhört, weil sie selbst erregt im Balconzimmer auf- und abging. Wenn, so selten das auch kam — wenn seine Frau von irgend Etwas aus der Ruhe gebracht wurde, so pflegte Geza durchaus gefaßt sie durch Rath und That in's Gleichgewicht zurück zu bringen. So legte er auch jetzt fragend die Hand auf ihre Schulter und hemmte dadurch ihr Weitergehen.

„Verzeih, daß ich Dich nicht kommen hörte, Geza, Du findest mich so beunruhigt, weil ich eben einen höchst betrübenden Brief von Ottilie erhielt. Denk nur, ihr Mann ist hoffnungslos erkrankt und ihre Vermögensverhältnisse sind der Art zerrüttet, trotz des guten Einkommens, welches sie beziehen, daß sie mich um ein Darlehn, vielmehr eine Unterstützung ersucht! Sag' mir, wie Du darüber denkst?"

Digitized by Google

„Natürlich wirst Du ihr die Unterstützung sofort zukommen lassen, Du bist edelmüthig genug dazu!“

„Ottilie giebt mir zu verstehen, ob wir nicht ihr Töchterchen zu uns nehmen wollten?“

„Nein, nein, das thun wir nicht!“ rief Szenfivanyi mit jener instinctiven Bestimmtheit, die sanfte und schwärmerische Gemüther manchmal überkommt. „Sie würde Dich immer an ihren Vater erinnern und Dir endlich Kummer machen, wie das ihre Eltern thaten, ich will nicht, daß diese Familie Dich noch einmal in Leid stürzt!“

Elly pflegte in solchen Fällen stets nachzugeben, und wohl ihr, hätte sie das Wort: „Poeten sind Propheten“ immer festgehalten. Zu ihrem Unglück that sie das nicht. Ottilien's Gatte, Baron Kurzen war gestorben, sie selbst behauptete in Folge des Kummers zu kränkeln und meldete sich in der Chaumière als Gast an, um von da aus den nahen Curort zu besuchen. Geza entschied: „Sie soll nicht unter meinem Dache wohnen!“ er warnte Elly, die Schlange noch einmal an ihr Herz zu nehmen; doch Elly behauptete seine Weigerung sei hart und selbstsüchtig und öffnete dennoch der Schwester ihre gastliche Thür.

Ottilie war ein schönes Weib, schöner noch als in ihrer frühen Jugend und sie ging im vollen Bewußtsein ihrer Vorzüge umher. Geza empfing seine Schwägerin so kalt, daß Elly doppelt freundlich sein zu müssen glaubte. Er erwiederte auf die Vorstellungen seiner Frau: „Ich überlasse Dir den koketten pompe funèbre!“

Ein Trauerpomp umgab Ottilien allerdings und von ihren beengten Vermögensverhältnissen war nichts zu merken. Geza, der ritterliche, bis zur Aufopferung höfliche Geza, war in seinem eigenen Hause, seit Ankunft der Schwägerin, mürrisch und einsilbig; er hielt sich seiner Frau stets zur Seite und erfaßte stets von Neuem liebkosend Elly's Hand, als müßte er sie gegen ein unbekanntes Weh schützen. Ottilie benahm sich sehr ungezwungen und richtete sich so sorgsam in ihren Zimmern ein, als gedächte sie dieselben auf Jahre zu bewohnen. Ihre Jungfer machte mit zahllosen Forderungen der alten Hanna den Kopf so wirr, daß diese auf und davon gehen wollte. Geza nahm in der That seinen Hut und floh sein bis jetzt so stilles, friedliches Haus.

„Du hast einen guten Tausch gemacht mit diesem Szenfivanyi, Lenore!“ bemerkte die Wittwe, indem sie sich anmuthig auf die Chaiselongue streckte, „sein Mund ist nicht hübsch, aber im Ganzen sieht er sehr gut und comme il faut aus. Lieber Gott, ich habe mit dem Eugen eine schlimme Ehe gehabt!“

„Nun, der Gram hat Dir mindestens nicht geschadet!“

„Ah bah! ich emancipirte mich von seinen Eigenheiten und genoß das Leben — man lebt nur einmal und ich bin nicht zur Krankenwärterin geboren —! Was sind denn eigentlich für Gäste in Eurem Curort? gewiß nichts Gentiles!“

„Wie Du's nehmen willst, ein Baron Trapper, der hier in der

Digitized by Google

Nähe begütert ist, ein junger Lord, einige Officiere — ich setze voraus Du fragst nicht nach den anwesenden Damen?"

„O nein — die Damen sind mir gleichgiltig!"

Ottilie war zum mindesten aufrichtig; „frech", nannte es Geza, der ein haarscharfes Maß an das weibliche Benehmen legte — er fand Alles in dieser Frau, was die Kehrseite zu Elly's Vorzügen bildete und dennoch — dennoch ließ er sich von ihr bestricken! Ottilie bemächtigte sich ihres Schwagers, nicht etwa weil er ihr so vorzugsweise gefiel, o nein, sie verstand sein Wesen gar nicht, nur deshalb störte sie das Glück dieser Ehe, weil sie sich über das „Turteltaubenpaar" ärgerte und die Schwester beneidete. Eben Geza's an den Tag gelegte Abneigung bildete die Brücke, über welche sie ihre „Empfindungen" flattern und hüpfen ließ. Sie sang im Halbdunkel mit ihrer schönen Altstimme sentimentale Lieder, sie bat ihn, ihr ungarische Sprachstunden zu geben, sie war bald Feuer, bald Eis, sie spielte jeden Tag eine neue Rolle und die arme sanfte Elly trat mehr und mehr in den Hintergrund neben diesem mousssirenden Sprudel, und wenn sie ja einmal versuchte sich neben der jüngern und schönern Rivalin mit ihren Geisteswaffen zu behaupten, so wußte diese mit einem gelegentlichen: „Nun in Deinem Alter sieht man das Leben schon nüchterner an —", oder: „Dein armer Mann kennt nur die Vergnügungen siebenzigjähriger Greise ꝛc." niederzuschlagen. Aus den kleinen, geistesbelebten Theeabenden wurden große und ziemlich lärmende Gesellschaften, in denen Ottilie von Kurzen wie eine Königin herrschte und unzählige Dinge „zur Zerstreuung ihres armen Schwagers" erdachte. Kein Wunder, daß Geza noch lange Zeit glaubte, er dulde Ottilie blos, indeß sie ihm schon unentbehrlich geworden war. Auch Elly, obwol betrübt über die Aufregung, die ihr Haus ergriffen und über die Zerstreuungssucht, der sich Geza ergeben hatte, kam nicht auf den Gedanken er könne sein Herz einer Frau hinwerfen, deren Leichtsinn er so gut kannte — und dennoch widerstand er dem Zauber nicht.

Vielleicht in ein und derselben Stunde gewahrte das Ehepaar, an welchem Abgrunde es wandelte. Elly, die arglose Elly, war wie vernichtet und Geza, zu schwach, sich der neuen Leidenschaft zu erwehren, war wenigstens zu wahr, um hinter dem Rücken seiner Frau ein geheimes Liebesverständniß anzuknüpfen. Er wollte mit ihr reden, er wollte ihr sagen, daß er sie als die liebste Freundin ehre und ehren werde, daß ihr Bündniß aber ein gar zu ungleiches sei, um Bestand zu haben — er wollte ihr Alles wiederholen, was sie einst selbst ein Jahr lang ihrer Ehe entgegen gehalten hatte. Zögernd erstieg Geza die Treppe zu Elly's Arbeitscabinet, früher war er stets mit ein paar Sprüngen oben gewesen, heute ging es langsam, Schritt vor Schritt.

Er erschrak fast, als das Thürschloß dem Drucke seiner Hand wich und Elly ihn ansah. O Gott, wie war ihr frohes Gesicht verändert — unter den Augen lagen tiefe dunkle Schatten, die Wangen waren bleich und die Hände zitterten, obwol sie sich mühte dieses Beben zu verbergen. Nein er konnte ihr Todesurtheil nicht so aussprechen wie

Digitized by Google

er es gewollt hatte, es mußte ein Ausweg gefunden werden — sie zu schonen!

„Elly", begann er unruhig, „ich gehe in die Stadt, warte nicht auf mich, es könnte spät werden, da ich Ottilie aus dem Curhause abholen muß und — und . . ."

Der weiche Mann sank auf einen Stuhl und barg sein Gesicht in die Hände, indeß Elly unbeweglich neben ihrem Sessel stehen blieb.

„Ich habe Dir vorschlagen wollen", begann sie, mühsam ihre Stimme beherrschend, „ob Du nicht diese gute Jahreszeit benutzen willst Deine Heimat zu besuchen, vielleicht, daß Du dort neues Interesse für Deine Arbeiten schöpftest!"

Er sah sie an: „Ich will mir's überlegen, liebe Elly!"

„Weshalb überlegen?" fragte sie, und ein Hoffnungsstrahl flog über ihre Wangen wie Morgenroth, „Du kannst jetzt, in dieser Stunde, den Entschluß fassen und schon heute Abend unterwegs sein!"

„Es geht nicht, ich versprach Deiner Schwester — —"

„Ich schicke Hanna zu ihr, außerdem hat sie Beschützer genug —!" Elly sagte das mit Bitterkeit und gab ihm unglücklicher Weise dadurch eine feindliche Richtung.

„Ganz recht, Baron Trapper macht ihr sehr den Hof, er ist ein rechter Hasenfuß und mir in der Seele zuwider!"

Elly seufzte — er war eifersüchtig auf diesen Baron.

„Vielleicht wenn ich Dich so recht innig bitte", nahm sie wieder das Wort, „entschließest Du Dich doch zu dieser Reise, unserer beider Seelenruhe steht auf dem Spiele und ein einziger mannhafter Entschluß würde uns mit Gottes Hülfe unser schönes, stilles Glück zurückgeben."

„Ja, ein Entschluß, ein Entschluß — das ist leicht gesagt, aber was mich dieser Entschluß kostet, ist es nicht mehr als der mögliche Gewinn? Sieh' mich nicht an, Du arme Frau, ich bin nicht Der, für den Du mich hieltest, Du kannst mich fortan nicht mehr achten und lieben, denn —!"

„Geza, um Gottes Barmherzigkeit willen, halt ein — wenn Du nicht gehen willst oder kannst, dann, Geza, dann muß ich gehen!"

„Du, Elly — Du? — freilich, ich hätte es denken sollen, Du willst gehen, damit Ottilie keinen Vorwand hat länger hier zu bleiben, alle Weiber sind schlau, selbst Du! Geht also Beide und ich werde vereinsamt sein wie zuvor!"

„Wenn Du vielleicht mit mir gehen wolltest —!" wagte seine Frau zu sagen.

„Und jenem Baron zum Gespött werden? Nein, liebe Freundin, das werde ich nicht!"

Einen Augenblick gedachte sie ihn fußfällig zu bitten, er möge allein oder mit ihr entfliehen, aber was vermochte sie, was vermochten ihre Worte gegen seine furchtbare Verblendung? All' sein Denken betraf ja nur jenes schöne, herzlose Weib. Ja, wenn Ottilie ihn geliebt hätte — aber Elly wußte es, sie liebte den Unglücklichen nicht.

Digitized by Google

Geza hatte Gefühlsscenen nicht gern; es war ihr klar, sie könne hier nichts gewinnen, nur noch verlieren, deshalb äußerte sie so sorglos wie möglich: „Wir können ja Alles noch überlegen!“

„Ja, wir können überlegen!“ Er küßte dankbar ihre Hand dafür, daß sie ihn entschlüpfen ließ und bereitete sich, Ottilien eine Stunde eher, als es sein Plan gewesen war, zu folgen. Im Antriebe einer seiner thörichten Schlußfolgerungen, wie sie die Leidenschaft zieht, glaubte er ein Recht zu besitzen, Ottilien seine Liebe zu gestehen, seit Elly von seiner Verirrung wußte. Eleonore las mit furchtbarer Bestimmtheit in dem sonst so rückhaltslosen Herzen ihres Gatten; sie bildete sich ein, es müsse ein Wort geben, welches diesen unseligen Zauber löste, aber sie fand es nicht. In der Thür wandte sich Geza noch einmal zu ihr, er blickte sie schmerzvoll an und sagte, wie damals, als er um sie warb: „Elly, Du bist wie eine Heilige!“ Doch dann ließ er die bittere Gegenwart hindurchklingen indem er schloß: „Aber wir sind zu ungleich — allzu ungleich!“

Jetzt stieg er rasch die Stufen hinab, sie lauschte seinen Schritten und als dieselben verhallt waren, sank sie lautlos zur Erde und murmelte mit den bleichen, bebenden Lippen: „Wir sind zu ungleich!“

In dieser Viertelstunde kam ein furchtbarer Gedanke über das arme verlassene Weib; sie wähnte, einer von den drei Bewohnern der Chaumière müsse heute seine Laufbahn auf Erden beschließen und schauderte dann wieder vor ihren eigenen wilden Phantasien. Während sie so mit ihrem Schicksal rang, öffnete sich behutsam die Thür und Hanna trat herein. Die alte Person schien erwartet zu haben, was sie fand, ein trostloses, zerbrochenes Herz.

„Gnädiges Fräulein!“ sagte Hanna — sie nannte ihre Herrin in vertrauten Momenten noch immer so — „ich habe mit zu dieser Ehe geholfen und so habe ich ein Recht, mich darein zu mischen!“

„Ich habe jetzt Niemanden als Dich, Hanna!“

„Das verhüte der Himmel, haben Sie denn recht laut gerufen: Herr hilf mir! und immer lauter, und immer von Neuem? Versuchen Sie es, armes Kind, Sie sollen sehen es hilft, ich werde die Fenster öffnen und eine Viertelstunde in meine Küche gehen!“

Nach einer Viertelstunde kam sie wieder.

„Ja, es hat geholfen!“ sagte Elly, die am Fenster saß.

„Wir Norddeutschen haben schon so unsere Mittel, gnädiges Fräulein!“ meinte Hanna sehr befriedigt.

„Nenne mich nicht gnädiges Fräulein, Du weißt, der Herr hört es nicht gern!“

„Lieber Gott, wir hören ja auch nicht gern, was er jetzt sagt!“

„Armer, geliebter Geza, ach, er ist viel, viel verlassener als ich!“

„Was werden wir denn jetzt thun, Frau Szensivanyi?“ fragte die Alte, welche verstand, daß man handeln muß, um einer mächtigen Gemüthsbewegung nicht zu erliegen.

„Ich werde gehen, Hanna!“

Digitized by Google

„Ihn verlassen —?“

„Geza verlassen —? O, was denkst Du, Hanna, meinen Gatten, das Licht meiner Augen — nein, niemals! Sieh, ich weiß es doch, Hanna, er kann auf die Länge nicht ohne mich leben, ich muß ihm fehlen, damit er mich wieder suche. Deiner Obhut überlasse ich ihn, dessen Leben mir theurer ist als das meine, überlasse ich unser Paradies, unsere Chaumière!“

„O — Sie wollen allein hinaus?“

„Allein! Ich habe versucht den ewigen Gesetzen der Natur zu trotzen — und nehme meine Strafe. Ach, möchte nur Geza gerettet werden, um jeden Preis vor schweren Selbstvorwürfen gerettet, ich wollte gern die ganze Wucht dieses Schicksals auf mich allein nehmen!“ Sie schwieg und große, erleichternde Thränen entquollen ihren Augen. — „Du wirst mir von ihm schreiben, Hanna; sende die Briefe an Deine Schwester, ich weiß noch nicht wohin ich gehe. Die Welt ist wie verödet und ausgestorben!“

Geza fand die angebetete Wittwe von einem huldigenden Männerschwarm umgeben.

„Ah, schon da, Schwager?“ rief die Baronin, „hat Ihre würdige Gattin Ihnen schon Urlaub gegeben und konnten Sie sich so zeitig von Ihren unsterblichen Dichtungen losreißen?“

Geza wechselte die Farbe. „Ueber meine Dichtungen zu urtheilen kann ich Niemandem wehren, aber ich gestatte über meine Frau keine anderen als die achtungsvollsten Aeußerungen!“

„Bei Gott, Schwager, Sie sind der empfindlichste Mann und der höflichste Gatte, den ich kenne!“

„Ich bin Ungar, Gnädige!“

Ottilien imponirte Szensivanyi's Verehrung für seine Frau; sie sah, daß er noch nicht ganz und gar besiegt war und blieb den ganzen Abend hindurch ungemein freundlich gegen ihn, trotzdem konnte die Liebeserklärung, welche ihrem Schwager fast das Herz verbrannte, an diesem Abend nicht ausgesprochen werden. Baron Trapper führte die beiden Verwandten in seinem Wagen zur Chaumière zurück und, abgesehen davon, daß es bereits sehr spät geworden war, hätte Geza nie unter dem Dache, das auch Elly barg, seine Gefühle für Ottilie aussprechen können. Er warf sich auf das Sopha seines Gartenzimmers, um dort zu schlafen und bat die alte Hanna, Elly nicht zu stören. Hanna wischte sich verstohlen die Augen. Wo war Elly? Sie mochte schon weit, weit jenseits der grünen Berge sein, welche das Thal mit der Chaumière umgrenzten.

Das wunde Herz eilt, einem geheimnißvollen Naturtriebe folgend, so gern wieder in die Heimat der Jugend. Auch Elly zog gen Norden, an die Gräber ihres Vaters und der verstorbenen Pathe. Als sie dort gebetet hatte war es ihr, als ob nun die Aufgabe ihres Lebens gelöst sei und auch sie könne sich schlafen legen für immer auf Erden. Aber er lebte ja noch, ihr Geza, er war noch zurückzuführen. Sie mußte leben für ihn.

Digitized by Google

Es war auf einem Dampfboote, wo Elly an der Brüstung lehnte und unverwandt in's Wasser blickte. Ein ältlicher Herr hatte sie schon längere Zeit mit Interesse beobachtet und näherte sich ihr endlich mit der Frage: „Wünschen Sie vielleicht die Zeitung zu lesen?"

Die Schriftstellerin nahm das Blatt dankend und der Herr äußerte: „Vielleicht stimmt der Anblick des Wassers Sie trübe?"

„Ich war wol schon trübe ehe ich es sah — mein Gemüth ist von Natur nicht zur Schwermuth geneigt!"

„Sie tragen Trauer?"

„Ja, ich traure um einen Todten, der mir viel Schmerz bereitete — indeß, man kann ja auch um Lebende trauern!"

„Und die Todten sich nahe, unzertrennbar nahe fühlen — ich verlor eine Gattin!"

„O, die Glückliche!" seufzte Elly und blickte dann in die Zeitung. Mit einem leisen Schrei gewahrte sie dort die Verlobungsanzeige der Baronin Ottilie von Kurzen mit dem Baron Trapper — es schwindelte ihr.

An der Landungsstation fand sie einen Brief von Hanna, welcher so kurz war, als ihn eben eine alte norddeutsche Magd schreibt.

„Liebe Frau! Der Herr hat sich nach der Verlobung drei Tage eingeschlossen, nichts angerührt, soviel ich bat, vom Essen. Die Andere ist inzwischen weggefahren, Gott sei Dank die Jungfer auch. Ich kochte dem Herrn sein gepfeffertes Fleisch und er hat dann etwas gegessen, als ich in Ihrem Namen bat, er sieht sehr miserabel im Gesichte aus und ist ganz still. Ich mußte ihm Ihr Schreibzimmer aufschließen, er war den ganzen Abend da. Gestern Morgen sagte er: Alte, bete für mich, grüße sie und schreibe ihr, ich wäre fort; sie kann getrost wieder kommen! — Ich half ihm seine Sachen packen, sonst wäre die Hälfte vergessen worden. Um Mittag ist er fort gefahren, beim Abschiede küßte er mich, gerade so wie an dem ersten Tage, wo er zu uns kam. — Es grüßt Sie Ihre Hanna."

Die alte Dienerin bewohnte die Chaumière noch bis in den Winter hinein ganz allein und sah wie ein kopfhängerischer alter Haushund aus. Endlich kam Frau Szenswanyi zurück, aber das Haus blieb beinahe eben so still als es gewesen war. Im Frühling wurden die Zimmer „des Herrn" sehr hübsch und elegant eingerichtet und vermittelst einer Glasthür mit einem Perron in Verbindung gesetzt, dem gegenüber Elly eine kleine Fontaine anlegen ließ. Diese Arbeit und die Pflege der Blumen beschäftigte sie von früh bis spät.

„Kommt er denn?" fragte Hanna.

„Ich weiß es nicht — aber man hofft doch immer!"

Als die Georginen und Astern blühten, kam zwar nicht Geza, aber doch ein Lebenszeichen, nämlich unter Kreuzband eine Zeitung, welche die Aufführung und anerkennende Aufnahme seines Dramas mittheilte. — Elly war ganz verklärt vor Freude; am selben Tage wurden in den Zimmern des Herrn die neuen weißen Gardinen aufgesteckt und aller-

Digitized by Google

hand Backwerk berzerichtet. Aber Woche auf Woche verging ohne weitere Kunde. Elly kämpfte hart mit sich, ob sie nicht nach Pest reisen sollte, ihn zu sehen — indeß sie wollte seinem Gefühl nicht vorgreifen und wartete, obwol das Warten immer schwerer wurde. Die Blumen verblühten, eine nach der andern, da traf eine Packetanweisung aus Pest ein. Elly lief mit Hanna durch einen schlimmen Regen zur Post. Sie vermochte kaum die Schnur zu lösen — in den Papieren lag im prachtvollen Einbande Geza's Roman, seiner geliebten Gattin gewidmet, und eine gute Anzahl lobender Kritiken, die ungarischen von einer deutschen Uebersetzung begleitet.

Hanna glaubte ihre Herrin würde zu viel von der Freude und Aufregung bekommen. Ernstlich besorgt ward aber die Alte, als Elly plötzlich ausrief: „Am Weihnachtsabend wird er kommen!"

„Hat er so geschrieben?"

„Nein, er schreibt nichts, aber ich ahne es!"

„Wir ahnen nun schon anderthalb Jahr umsonst!" erwiederte Hanna.

Die Hausfrau arbeitete und bereitete vor, als ob kein Zweifel an Geza's Wiederkehr statthaben könne, immer ängstlicher schüttelte Hanna den Kopf — wenn er noch einmal ausblieb, dann — dann war Alles vorbei! Die Alte begriff diese Bücherschreiber nicht. Er konnte es so gut haben.

Am Tage vor dem Weihnachtsfeste, einem Tage, der allen Norddeutschen so unendlich lieb und werth ist, weil Abends im häuslichen Kreise für Alt und Jung Liebesgaben bescheert und ausgetauscht werden — an diesem Tage wurden Geza's Zimmer geheizt, ein festliches Abendbrod für ihn gerichtet und Abends, zur Zeit als die Post im Städtchen eintreffen mußte, da ging Elly über den Schnee, welcher gefallen war, dahin, ihm entgegen, von Hanna's sorgenvollen Seufzern begleitet. Die einsame Frau blieb oft stehen und lauschte und spähte durch das abendliche Dämmerlicht — plötzlich drückte sie die Hand auf's Herz, ihr schwindelte und sie spannte doch alle Sinne an. Eine Gestalt, in einen Pelz gehüllt, kam rasch daher geschritten, Elly wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr — da erblickte er sie und erkannte das treue Weib. Er sprach kein Wort, aber er küßte den Saum ihres Kleides und sie umfaßte ihn und zog ihn empor an ihr Herz.

Sie traten geräuschlos, Hand in Hand, über den Perron in sein durchwärmtes, erleuchtetes Gemach, wo seltene Blattpflanzen den Schreibtisch umgaben wie eine südliche Laube. Geza nahm den Hut ab, beugte sein Haupt und sagte: „Schau her, Elly, mein Haar ist grau — ich bin in diesem Schmerzensjahr ein Greis geworden!"

Elly stieß einen Freudenschrei aus, zog die Kapuze vom Kopfe und löste ihr Haar — „Geza!" rief sie zwischen Lachen und Weinen, „jetzt sind wir die Gleichen!"

„Ja", sagte er und blickte ihr in die Augen, „versuche es noch einmal mit mir, ich weiß es, nur der Tod kann uns noch scheiden, ich habe

Digitized by Google

nie fester an Glück geglaubt als an diesem Tage — unsere Haare sind grau geworden, aber unsere Herzen sind jung geblieben!"

„Warst Du krank, Geza?" fragte Elly besorgt und sich an ihn lehnend.

„Nein, nicht krank, aber es nagte das Heimweh nach Dir und der Chaumière und dem Frieden an mir!"

„Und Du hattest kein Vertrauen zu mir, weil Du nicht heimkehrtest?" rief sie vorwurfsvoll.

„O Du armes Kind, wie hätte ich je an Dir zweifeln können? Ach nein, ich wußte Du erwartetest mich, aber ich mußte Dir in mir einen neuen Menschen bringen. Der Läuterungsproceß, den Du vor Jahren in bitterem Herzensweh so schön durchkämpftest, er mußte sich erst an mir vollziehen, ich wollte dem Vaterlande würdige Gaben gereicht haben, ehe ich die Ruhe suchen und was ich mir errungen, zu Deinen Füßen niederlegen konnte! Wir mußten gleich werden, und sind es geworden, auch darin, daß die Begeisterung selbstlos in uns fortglüht! Die Jugend liebt und schafft selbstsüchtig!"

„O, mißachte das Blühen, das Verlangen des Menschenherzens nicht!"

„Mißachten? Nein, es ist ein schönes, köstliches Werden, aber doch immer nur ein Werden zum Sein der höhern Reife und Vollendung!

„Und so sind alle Jugendfreuden für Dich dahin?" sagte sie traurig. „Dahin einer armen alten Frau halber?"

„Mein Kind!" sprach Geza und lächelte, er hatte sie bis heute nie wieder „mein Kind" genannt, nachdem sie in den Flitterwochen einmal bei dieser Bezeichnung traurig geworden war. „Wir begingen vielleicht einen Irrthum, als wir uns heiratheten, und wollen nicht darüber rechten, wer am meisten darunter gelitten hat. Als ich Dich erwählte, suchte ich die Frau meines Herzens und Du den Mann, der Dir eine Stütze sein sollte — ich ward es nicht, denn Dein Charakter war fester als der meine. Heute suche und finde ich Deine edle Seele, heute gebe ich Dir eine im schweren Kampfe gestählte Hand. Kannst Du mit sicherem Vertrauen zu mir aufblicken?"

„O Gott, ich danke Dir!" sagte Elly statt aller Antwort. „Geza, von tausend Frauen hat nicht eine solch' ein Weihnachtsfest, ich bin so wunderbar glücklich — daß ich wünsche zu sterben!"

„Nein", sagte er, „wie könnte ich denn noch einmal vereinsamt, ohne Dich leben?"

Digitized by Google

Neue Balladen von Theodor Fontane.

1. Gorm Grymme.

König Gorm herrſcht über Dänemark,
Er herrſcht die dreißig Jahr,
Sein Sinn iſt feſt, ſeine Hand iſt ſtark,
Weiß worden iſt nur ſein Haar,
Weiß worden ſind nur ſeine buſchigen Brau'n,
Die machten Manchen ſtumm,
In Grimme liebt er drein zu ſchau'n, —
Gorm Grymme heißt er drum.

Und die Jarls kamen zum Feſte des Jul,
Gorm Grymme ſitzt im Saal,
Und neben ihm ſitzt, auf beinernem Stuhl,
Thyra Danebod, ſein Gemahl;
Sie reichen einander ſtill die Hand
Und blicken ſich an zugleich,
Ein Lächeln in Beider Auge ſtand, —
Gorm Grymme was macht Dich ſo weich?

Den Saal hinunter, in offner Hall',
Da fliegt es wie Locken im Wind,
Jung-Harald ſpielt mit dem Federball,
Jung-Harald, ihr einziges Kind,
Sein Wuchs iſt ſchlank, blond iſt ſein Haar,
Blau-golden iſt ſein Kleid,
Jung-Harald iſt heut fünfzehn Jahr
Und ſie lieben ihn Allbeid'.

Sie lieben ihn Beid'; eine Ahnung bang
Kommt über die Königin,
Gorm Grymme aber den Saal entlang
Auf Jung-Harald deutet er hin,
Und er hebt ſich zum Sprechen, — ſein Mantel roth
Gleitet nieder auf den Grund:
Wer je mir ſpräche „er iſt todt"
Er müßte ſterben zur Stund'!

Und Monde gehn. Es ſchmolz der Schnee,
Der Sommer kam zu Gaſt,
Dreihundert Schiffe fahren in See,
Jung-Harald ſteht am Maſt,
Er ſteht am Maſt, er ſingt ein Lied
Bis ſich's im Winde brach,
Das letzte Segel es ſchwand, es ſchied, —
Gorm Grymme ſchaut ihm nach.

Digitized by Google

Und wieder Monde. Grau-Herbſtestag
Liegt über Sund und Meer,
Drei Schiffe mit mattem Ruderſchlag
Rudern heimwärts drüber her;
Schwarz hängen die Wimpel; auf Brömſebro-Moor
Jung-Harald liegt im Blut, —
Wer bringt die Kunde vor Königs Ohr?
Keiner hat den Muth.

Thyra Danebod ſchreitet hinab an den Sund,
Sie hatte die Segel geſehn;
Sie ſpricht: „Und bangt ſich euer Mund,
Ich meld' ihm, was geſchehn";
Ablegt ſie ihr rothes Korallengeſchmeid'
Und die Gemme von Opal,
Sie kleidet ſich in ein ſchwarzes Kleid
Und tritt in Hall' und Saal.

In Hall' und Saal. An Pfeiler und Wand
Goldteppiche ziehen ſich hin,
Schwarze Teppiche nun mit eigener Hand
Hängt drüber die Königin,
Und ſie zündet zwölf Kerzen, ihr flackernd Licht
Es gab einen trüben Schein,
Und ſie legt ein Gewebe, ſchwarz und dicht
Auf den Stuhl von Elfenbein.

Eintritt Gorm Grymme. Es zittert ſein Gang,
Er ſchreitet wie im Traum,
Er ſtarrt die ſchwarze Hall' entlang,
Die Lichter er ſieht ſie kaum,
Er ſpricht: „Es weht wie Schwüle hier,
Ich will an Meer und Strand,
Reich' meinen roth-goldenen Mantel mir
Und reiche mir Deine Hand."

Sie gab ihm um einen Mantel dicht,
Der war nicht golden, nicht roth,
Gorm Grymme ſprach: „Was Niemand ſpricht,
Ich ſprech es: er iſt todt."
Er ſetzte ſich nieder wo er ſtand,
Ein Windſtoß fuhr durch's Haus,
Die Königin hielt des Königs Hand,
Die Lichter loſchen aus.

Digitized by Google

2. Der 6. November 1632.

(Schwediſche Sage.)

Schwediſche Haide, Novembertag,
Der Nebel grau am Boden lag,
Hin über das Steinfeld von Dalarn
Holpert, ſtolpert ein Räderkarrn.

Ein Räderkarren beladen mit Korn,
Lorns Atterdag zieht an der Deichſel vorn,
Niels Rudbeck ſchiebt; ſie zwingens nicht,
Das Geſtrüpp wird dichter, Niels Rudbeck ſpricht:

„Buſch-Ginſter wächſt hier über den Steg,
Wir gehn in die Irr', wir miſſen den Weg,
Wir haben links und rechts vertauſcht, —
Hörſt Du wie die Dal-Elf rauſcht?"

„„Das iſt nicht die Dal-Elf, die Dal-Elf iſt weit,
Es rauſcht nicht vor uns und nicht zu Seit',
Es lärmt in Lüften, 's klingt wie Trab,
Wie Reiter wogt es auf und ab.

„Es iſt wie Schlacht die herwärts dringt,
Wie Kirchenlied es zwiſchen klingt,
Ich hör' in der Roſſe wieherndem Trott:
Eine feſte Burg iſt unſer Gott!""

Und kaum geſprochen, da Lärmen und Schrei'n,
In tiefen Geſchwadern bricht es herein,
Es brauſen und dröhnen Luft und Erd',
Vorauf ein Reiter auf weißem Pferd.

Signale, Schüſſe, Roſſegeſtampf,
Der Nebel wird ſchwarz wie Pulverdampf,
Wie wilde Jagd ſo fliegt es vorbei; —
Zitternd ducken ſich die Zwei.

Es iſt vorüber. Da wieder mit Macht
Rückwärts wogt die Reiterſchlacht,
Und wieder dröhnt und donnert die Erd'
Und wieder vorauf das weiße Pferd.

Wie ein Lichtſtreif durch den Nebel es blitzt,
Kein Reiter mehr im Sattel ſitzt,
Das fliehende Thier es dampft und raucht,
Sein Weiß iſt tief in Roth getaucht.

Der Sattel blutig, blutig die Mähn';
Ganz Schweden hat das Roß geſehn; —
Auf dem Felde von Lützen am ſelben Tag
Guſtav Adolf in ſeinem Blute lag.

Digitized by Google

Neue Skizzen aus Alt-England.

Von **Julius Rodenberg.**

I.

Dem Deutſchen, welcher England beſucht, wird vor Allem unvergeßlich bleiben der erſte Blick auf „Albions früheſte Schönheiten“, wenn aus einem friſchathmenden, grünen Meer die weißen Klippen von Dover vor ihm aufſteigen. Mit dem Gefühl, daß er hier ein neues Land betreten, verſchieden von Allem, was er bisher geſehen, betritt er den Boden von Kent. Andere Geſichter, andere Häuſer, andere Landſchaften, ein anderer Himmel und eine andere Art zu leben treten ihm plötzlich entgegen; aber dennoch heimelt ein Klang ihn an, wie aus der fernen Vorzeit. Er erinnert ſich, daß ſeine eigene Vergangenheit ihn hier begrüßt, und er gedenkt dieſer Worte, die ſich in Camden's „Britannia“ finden, daß „hier das erſte Sachſenreich in Britannien anno Christi 456 gegründet und von ihnen Cantwararye genannt“ worden ſei (Edit. Francof., p. 242).

Wo jetzt die rothe Fahne mit den blauen Kreuzbalken weht, da flatterte damals das Sachſenbanner mit dem weißen Pferd. Es war das Pferd, deſſen Figur die Schiffe der Sachſen ſchmückte, wie ſie noch heut die Strohdächer der Bauernhäuſer in Niederſachſen ſchmückt, das weiße Roß, welches Hengiſt und Horſa im Schilde führten und welches durch die hannoveriſche Succeſſion ſogar in das Wappen der drei vereinigten Königreiche gekommen iſt. Erſt ſeit der Thronbeſteigung der Königin Victoria ward es wieder daraus entfernt; doch aus unvordenklicher Zeit iſt es der Grafſchaft Kent verblieben, und dort, im alten Sachſenreich, dem ehemaligen Reich der Männer von Cantium, erzählt es die Geſchichte der Vergangenheit dem Wanderer, der dieſes Land im Sonnenſchein durchpilgert.

Ein herrliches Land, dieſer „Garten von England“, geſegnet mit Allem, was das Herz erfreut — mit Obſt und Korn und Hopfen, mit Wieſen und Wäldern voll ſtattlicher Eichen und Ulmen, mit fiſchreichen Flüſſen, mit Dörfern am Wege, und hier und da, von ſeinem Park und hundertjährigen Baumwuchs umgeben, eine der baronialen Hallen, an welchen keine andere Grafſchaft in England ſo reich iſt, als Kent, oder eines jener altmodigen Manorhäuſer im Tudorſtyl, von jeher der Sitz der landbegüterten Gentry. Welch ein Reiz des Anheimelnden, des Ehrwürdigen und der Vertraulichkeit ſchwebt doch um die rothen Backſteinmauern dieſer Landſitze, wenn ſie, zwiſchen den Städten, deren Inneres dröhnt von dem Sauſen der Arbeit, zur Seite des Wegs aus dem dunkeln Schooß ihrer Baumkronen auftauchen: Bilder der vornehmen Ruhe, Bilder des ſichern Beſitzes, Bilder der Dauer und Beſtändigkeit, inmitten des unaufhörlichen Wechſels, dem wir andern unterworfen ſind. Alt und doch nicht überlebt, abgeſchloſſen und doch nicht feindlich, ſtolz und doch nicht beleidigend ſtehen ſie noch immer da, verſchont von den Stürmen, welche die Schlöſſer von Frankreich gebrochen und diejenigen

Digitized by Google

von Deutschland bedroht haben: Sitze der Mannhaftigkeit, des Wolwollens, der Gastfreundschaft, die älteren Brüder der Städte, die Ueberreste des herzigen Altenglands. Grundbesitzer lebten hier, — Squires genannt — Leute, die nicht eigentlich adelig waren, obwohl sie eine lange Reihe von Ahnen haben mochten und ganz gewiß ein gutes Wappen hatten. In der Mitte stehend zwischen dem Adel und den Hüttenbewohnern bildeten diese „Squires" die berühmte alte „Gentry", die Substanz des Landes, „the might of the realme", den wahren Kern der englischen Nation, der den Reichthum und die Unabhängigkeit derselben repräsentirte und von dem eisernen Regiment Cromwell's gekräftigt wurde, zu derselben Zeit, wo dieser die Häupter der Nobility zerschmetterte. Die Begriffe des „Squire", der „Gentry", und damit zusammenhängend des „Gentleman" sind so durchaus englisch, daß man sie dem continentalen Verständniß nur durch Umschreibung erklären kann. Was der „Gentleman" im moralischen Sinne ist, wissen wir allenfalls und haben es sogar in unsern Sprachgebrauch aufgenommen. Allein das ist doch nur eine Seite des Begriffes und erschöpft ihn keinesfalls ganz. Der Squire — eine veraltete Bezeichnung, an deren Stelle der „Country-Gentleman" getreten ist, als eine der beneidenswertheften Persönlichkeiten im modernen englischen Leben — war ursprünglich ein Ritterbürtiger, der Sohn eines Ritters, bevor er den Ritterschlag empfangen, dann jeder Inhaber eines einfachen Lehns von mehr als 20 Pf. St. Einkommen, welches zum Ritterschlage berechtigte; mehr und mehr jedoch entzog er sich dieser kostspieligen Ehre und schon seit dem sechsundvierzigsten Regierungsjahre Eduard's III. (1373) wurde der Titel „Squire" jedem größeren Grundbesitzer zugestanden, ohne Rücksicht auf Ritterbürtigkeit oder Lehnsverhältniß. Der „Squire", der „Lord of the manor" ist häufig als ein Gutsbesitzer vom niederen Adel definirt worden: das ist er nicht, er ist mehr und er ist weniger; weniger, weil er einen *legalen Status*, wie der Edelmann, nicht hat — mehr, weil er, unter Umständen, von viel aristokratischerem Herkommen sein mag, als jener und einen localen Einfluß besitzt, der auf kein Gesetz zurückzuführen ist, sondern mit dem Grundbesitz selber, oft durch Jahrhunderte, von dem Vater auf den Sohn sich vererbt hat. „Nobilis fit"; der englische Peer und Lord wird *gemacht*, unter den alten Titeln steckt gar oft eine sehr neue Familie. Aber „nascitur generosus", zur Gentry muß man *geboren* sein und sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Antwort, welche Jakob I. in den Mund gelegt wird, als er, nach seiner Thronbesteigung in England, von seiner Amme gebeten ward, daß Seine Majestät die Gnade haben möge, ihren Sohn zum Gentleman zu machen. „Meine gute Frau", soll er gesagt haben, „ich kann ihn zum Lord machen; aber es ist außer meiner Gewalt, ihn zum Gentleman zu machen." J. Selden, der berühmte englische Jurist, dessen 1614 publicirter „Treatise on titles of honour" noch heut in Bezug auf alle die Rangverschiedenheit der Nobility und Gentry betreffenden Fragen als Autorität gilt, ging sogar so weit zu behaupten, „daß nicht einmal Gott der Allmächtige einen Gentleman machen könne!" Man wird sich das Verhältniß am Besten folgendermaßen klar machen: dem eigentlichen, dem *hohen* Adel, wenn man sich eines unserem continentalen Begriffe ungefähr entsprechenden Wortes bedienen will, der „Nobility", steht die „Gentry" gegenüber. Die Gentry zerfällt in die *titulirte* und die *nicht titulirte*, von denen die erstere aus *Baronets* und *Knights* gebildet wird. Die Baronets und die Knights machen die beiden Klassen desjenigen Grades aus, welcher mit der

Digitized by Google

„nobility", dem hohen Adel verglichen, als die „lesser" oder „lower nobility", der niedrigere Adel bezeichnet wird. Allein weder der Baronet noch der Knight hat jemals, außer seinem Titel und dem Vortritte in der Rangliste, das geringste Privileg vor dem alten Squire oder untitulirten Gentleman vorausgehabt, sie bildeten vielmehr und bilden immer noch zusammen die Gentry, welche nur für das Unterhaus wahlberechtigt und wählbar, während die Nobility durch Gesetz zum Oberhaus berufen ist.

Aber der Adel in England, die Nobility, kann sich, was das Alter betrifft, weder mit dem Adel in Deutschland, noch viel weniger mit dem in Frankreich messen. Es kommt dies zunächst daher, daß er seiner Natur nach ein politischer Adel ist, der, wie vorhin schon angedeutet, auf das Genaueste mit der Repräsentation im Oberhause zusammenhängt: ein Lord ist auch immer ein Peer; und daß er demgemäß ein charakteristisches Merkmal seines Ursprungs besser bewahrt hat, als der Adel in irgend einem andern Lande der Christenheit. Aller Adel ist und konnte nur ursprünglich ein Verdienstadel sein; aber durch die unbegrenzte Erblichkeit einer ihrem Wesen nach persönlichen Auszeichnung ist in den meisten übrigen Ländern dieser Charakter fast ganz verloren gegangen. In England hat er sich principiell nicht nur erhalten, sondern es scheint in neuerer Zeit die Tendenz dahin zu gehen, ihn auch factisch immer mehr zur Geltung zu bringen. Wiewol Erblichkeit vorhanden, ist sie doch eine beschränktere; die Kinder der großen Geschlechter kehren nach einer bestimmten Zeit in das Volk zurück, aus welchem ihre Väter emporgestiegen; ja der älteste Sohn eines Peers, der nach Ableben seines Vaters selber Peer werden wird, gilt bei Lebzeiten desselben wenn auch conventionell (title by courtesy, durch einen Titel der Höflichkeit), doch nicht rechtlich als ein Lord, und kann deshalb so lang ins Unterhaus gewählt werden. Umgekehrt ist es in England mehr als anderswo Gebrauch, das Verdienst als solches zu adeln, indem man ihm einen Sitz im Hause der Lords giebt. Zwanzig der größten Adelsfamilien sind durch Bürger und Kaufleute der City begründet worden, und siebenzig Peers verdanken ihre Erhebung einer erfolgreichen Laufbahn als Advocaten oder Verwaltungsbeamte. Der englische Adel ist eine Institution mit lebendigem Organismus, in welchem das Blut sich durch Assimilation sowol als Ausstoßung der verbrauchten Elemente beständig erneut; anstatt sich von dem Volke zu trennen, hat er stets seine beste Kraft aus dem Zusammenhang mit demselben gezogen, und wenn er daher weniger Ahnen hat, als der Adel des Continentes, so besitzt er dafür mehr Popularität und größeren Reichthum. Ein „Titel ohne Mittel" gilt nicht viel in England und Banquerott ist daher immer als ein hinreichender Grund zur Degradation angesehen worden. Ein Dutzend Peers könnte man nennen, hellose Verschwender, welche nachdem sie das Ihrige durchgebracht und in Armuth versunken, deswegen zu ihrem Sitze im Oberhause entweder nicht mehr berufen, oder aus der Liste desselben geradezu gestrichen worden sind. Noch massenhafter haben in den früheren Jahrhunderten die Kriege, in den späteren die Revolutionen und Verschwörungen unter den Lords aufgeräumt. Der Krieg zwischen der rothen und weißen Rose hat ganze Hekatomben adeliger Schlachtopfer gefordert: wurde doch ganz ausdrücklich vor den Bataillen der Befehl ertheilt, nur den Gemeinen Pardon zu geben, alle vom Adel aber zu tödten. So kam es, daß in den dreizehn Schlachten, vom Tage von St. Albans im Jahre 1455, bis zu dem von Bosworth im Jahre 1485, zwei Könige, vier Prinzen, zehn Herzöge, zwei Marquis, einundzwanzig

Digitized by Google

Grafen, zwei Viscounts und siebenundzwanzig Barone fielen — sei es auf offnem Felde, sei es nachher in Folge von Mord. Anderseits war es Anklage wegen Hochverraths — attainder — welche seit den Tagen des Eroberers die Reihen des englischen Adels blutig gelichtet hat: nicht weniger als achtzig Lords starben unter den Händen des Scharfrichters oder Henkers.

Von dem großen Normannenadel Wilhelms des Eroberers ist keine Spur mehr übrig; ebensowenig als von den Schöpfungen Königs Johann ohne Land. Von den ältesten titulirten Familien Englands können drei ihren Stammbaum bis zu den Tagen Heinrichs III., und drei bis zu denen Eduards I. verfolgen; aber merkwürdigerweise finden sich diese Familien auf der untersten Rangstufe der englischen Peersliste, während die höheren Würden derselben auf einen immer moderneren Ursprung zurückdeuten. Kaum ein Sechstel aller gegenwärtig im Oberhause vertretenen Häuser besaß seine Titel schon zur Zeit der Revolution von 1688 und seit dreißig Jahren ist die Liste der Peers um mehr als sechzig neue Namen vermehrt worden. Von zwanzig Herzogthümern stammt nur eines aus dem 15. Jahrhundert, und das älteste Marquisat ist nicht älter, als das 16. Von 108 Earlthümern stammen nur zwei aus dem 15., dagegen einunddreißig aus dem 18. und vierundfünfzig aus dem 19. Jahrhundert, und von den Viscounts datirt nur einer sein Haus aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert giebt es nur noch Baronien: vier aus dem 14., sechs aus dem 13. Jahrhundert, von denen drei durch Frauen — „peeresses, in her own right", Peeressen in ihrem eignen Recht — vertreten werden. Eine derselben, Baroneß Boscawen, vertritt die Baronin Le Despencer; diese und die Baronin de Ros sind die beiden ältesten Adelsgeschlechter des heutigen Englands: sie sind creirt worden im Jahre 1264. Darüber hinaus kann kein zur Peerage gehöriges Haus seinen Ursprung verfolgen, während der Name und die Familie von manch einem Angehörigen der Gentry verzeichnet steht im Domesday-book des Eroberers, wie z. B. diejenige des heute so sehr bewunderten Malers der „Hugenottenbraut", John Millais, Esq. Freilich war der Squire der alten Zeit ein anderer Mann, als es sein Nachkomme, der Country-Gentleman der Gegenwart ist; aber doch war der Unterschied nicht größer, als der des Lebens von damals und von heute überhaupt. Wer ihn in seiner rauhen, zuweilen rohen, aber immer doch im Grunde jovialen Weise kennen lernen will, der muß die Romane des vorigen Jahrhunderts lesen, z. B. „Tom Jones, der Findling", in welchem Fielding uns ein gar ergötzliches Bild der beiden würdigen Nachbarn Squire Western und Squire Allworthy giebt, von denen der eine nichts thut, als andere Leute glücklich zu machen, während der zweite — offenbar ein treueres Bild seiner Zeit — nichts thut, als auf die Jagd zu reiten, zu fluchen und sich mit seinen Pastoren zu betrinken.

Nicht minder alterthümlich als diese Wohnsitze der begüterten Landeigenthümer in Kent sind die Städte. Da ist vor allem Dover, die erste Stadt, welche der in Kent Landende betritt, mit seinem uralten Normannenschloß, diesem „Schloß und Riegel des ganzen Reichs", (clavis et repagulum totius regni), wie es der Chronist Matthew Paris (cit. bei Camden, S. 262) beschrieben. Da Kent der nächste Punkt zum Continente war, so sind alle Eroberer von England hier nacheinander gelandet: Julius Cäsar und die Römer bei Dover, die Sachsen an der Insel Thanet, die längst keine Insel mehr ist, endlich die Dänen. Darum ward seit der Normannenzeit diese Küste

Digitized by Google

als eine der wichtigsten bewacht, und zu ihrem Schutze wurden die „cinque Ports", die fünf Häfen erbaut, — von denen übrigens einige so wie Sandwich, seit mehreren hundert Jahren mitten im trocknen Lande liegen. Der Gouverneur der „fünf Häfen" hieß Lord-Warden; ein Posten, der wie die Häfen versandeten, auch selbst an Bedeutung verloren hat und eine Sinecure geworden ist, welche verdienten Staatsmännern verliehen wird, wie zuletzt dem Herzog von Wellington und dem Lord Palmerston. Die Residenz der Lord-Wardeine ist Walmer-Castle, ein altes Schloß am Meere, nicht weit von dem Dörfchen gleichen Namens, in welchem ich Anfangs der sechziger Jahre längere Zeit gelebt und den damaligen Lord-Wardein Palmerston, mit seinem Jockey hinter sich, noch fröhlich habe reiten sehen. Es ist ein lieblicher Aufenthalt; der Geruch der Felder mischt sich mit dem der Brise, die vom Meere heraufweht; links liegt höchst malerisch das Hafenstädtchen Deal, und gegenüber im Meere die gefährliche Bank der Goodwin-Sands, „die Goodwins, denke ich, nennen sie die Stelle; eine sehr gefährliche Sandbank, wo die Gerippe von manchem stattlichen Schiff begraben liegen" (Kaufmann von Venedig, III. 1) — einst, in fernen Tagen, das Besitzthum des Earl of Goodwin, des Vaters von Harold, welchen William der Eroberer bei Hastings besiegte. So hat das Meer unablässig gearbeitet, und — hier fortspülend, dort anschwemmend — Theile von dem, was ehemals Festland war, in seinen Fluthen begraben, um an anderen Stellen Inseln, wie die von Thanet, oder Häfen, wie den von Sandwich, in Festland zu verwandeln. Sandwich, jetzt ein stilles Land- und Ackerstädtchen, liegt stundenweit von der See, die man nur sehen kann, wenn man in der alten, von Gräbern umgebenen Kirche den zerbröckelnden Thurm besteigt. Dem Fremden, der durch diese menschenleeren Straßen geht, muß es wie ausgestorben vorkommen, als ob Alles von Schlaf und Traum befangen sei; nichts mehr wird er davon bemerken, daß hier einst ein sehr rührriges Leben geherrscht. Dreihundert Jahre sind es, daß Sandwich das Ziel einer eigenthümlichen Invasion war, aber einer friedlichen und willkommenen: es waren die protestantischen Flamänder, welche hier eine Zuflucht suchten, als sie vor Alba flüchtend, lieber ihre Heimath verlassen wollten, als ihren Glauben. Dieser Exodus von Belgiens reichsten Kaufleuten, tüchtigsten Fabrikanten und fleißigsten Handwerkern dauerte jahrelang; nach allen Richtungen hin wanderten sie aus, Diejenigen aber, welche sich nach England wandten und seine Küsten begrüßten als „asylum Christi", ließen sich zuerst in Sandwich nieder, wo wir schon im Jahre 1561 eine große Gemeinde derselben finden. Sie nahmen ihre Kunstfertigkeit, ihre Kenntnisse und ihre Liebe zur Freiheit mit, wohin immer sie gingen; und wol konnte man von ihnen sagen, hier in England wie später in der Mark Brandenburg, „daß die Städte glücklich seien, in welchen sie wohnten; denn Gott folge ihnen mit seinem Segen." Trotz päpstlicher Bullen gewährte Königin Elisabeth ihnen ein gastlichen Empfang. Bürgermeister und Rath von Sandwich wurden angewiesen, ihnen auf jede Weise freundlich entgegenzukommen und ihnen namentlich in der Ausübung ihres Gewerbes, der Tuch- und Seidenweberei, die sie nach England mitbrachten, jeglichen Vorschub zu leisten. So geschah es; man ordnete für den Verkauf ihrer Tuche zwei Wochenmärkte in Sandwich an, die bald aus allen Theilen Englands besucht wurden, man gab ihnen eine Kirche und einen Kirchhof, so wie sie's verlangt hatten bei der Landung: einen Ort, um ihren Gott anzubeten, einen Platz, um ihre Todten zu bestatten und Freiheit, ihr Gewerbe zu üben. Sandwich, welches kurz

Digitized by Google

zuvor durch die Versandung seines Hafens von seiner ehemaligen Höhe herabgesunken war, erhob sich zu neuer Bedeutung und Größe. Wohl konnte daher Schiller seinen Marquis Posa dem tyrannischen Philipp II. zurufen lassen:

— Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern, „froh und arm".
. . . . . Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Britannien.

Der Colonie von Sandwich folgten bald andere. Samuel Smiles, dessen Geschichte von der Ansiedlung der Flamänder in Kent wir hier recapituliren, erzählt, daß gleichfalls in der ersten Zeit von Königin Elisabeth eine Schaar von achtzehn wallonischen Familien unter Führung ihres Pfarrers, Hector Hammon, „Minister verbi Dei", nach Canterbury kam, wo sie nicht minder freundlich aufgenommen wurden. Sie stellten ihre bisher in England unbekannten Webstühle für Brocat, Orleans, seidene und halbseidene Zeuge hier auf. Der hochsinnige und freidenkende Matthew Parker, Erzbischof von Canterbury, wies ihnen eine vormals der heiligen Jungfrau gewidmete Crypta der Cathedralkirche zum religiösen Gebrauch an; und in dieser Crypta, von deren einstigem Reichthum an Gold, Purpur, Juwelen und kostbaren Steinen Heinrich VIII. nur die Ringe übrig gelassen hatte, an welchen die silbernen Lampen hingen, versammelten sich später die Refugiés zu Gebet und Predigt. Die Gemeinde, welche hier während des siebzehnten Jahrhunderts florirte, hat sich dann später freilich von Jahr zu Jahr mehr verringert, indem schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts die Mehrzahl derselben, zusammen mit den Hugenotten, sich nach London gewendet hat, wo man ihre Nachkommen in den Webern von Spitalfields noch heute wiedererkennt. Allein der Rest ist in Canterbury zurückgeblieben; und obwol die Gemeinde nur aus zwanzig Mitgliedern besteht, von welchen zwei Aelteste und vier Diakonen, so hält sie doch immer noch in der sogenannten „französischen Kirche", wie jene Crypta jetzt heißt, ihren calvinistischen Gottesdienst, während über ihnen in der Kathedrale der ganze Pomp der Hochkirche von England sich entfaltet.

Fester saß die flämische Gemeinde in Sandwich und dauerndere Spuren hat sie daselbst zurückgelassen. Hier machten sie nicht lange nach ihrer Landung bereits ein Drittel der Bevölkerung aus. Obgleich das Weben von Tuchen ihre Hauptbeschäftigung, so beschränkten sie sich doch nicht darauf. Viele von den Industriezweigen, in welchen England heute unbestritten den vordersten Rang einnimmt und welche eine Quelle des Nationalwohlstandes bilden, wie die Tuch- und Wollenmanufactur, führten sie zuerst hier ein, andere halfen sie vervollkommnen. Sie bauten die ersten holländischen Windmühlen, hier an der Küste von Kent, sie fabrizirten Porzellan, sie bestellten vor Allem das Feld und den Garten nach ihrer heimatlichen Weise. Bis zur Ankunft dieser Ansiedler, sagt Smiles, war die Kunstgärtnerei fast unbekannt in England; man glaubt es ihm, daß bis dahin Kohl, Wurzeln, Rüben und sonstige Gemüse kaum zu haben waren — versteht man es doch noch heute kaum, sie schmackhaft zuzubereiten! Die spanische Katharina, Heinrichs VIII. erste Gemahlin, von ihrer südlichen Heimath so sehr daran gewöhnt, konnte Salat in ganz England nicht haben, und mußte denselben sich aus den Niederlanden

Digitized by Google

kommen lassen! Das Alles, und noch viel mehr, brachten die Flamänder mit; sie verwandelten das schöne Kent in einen Garten, in welchem Alles grünt und blüht bis hinab zu den Ufern der See; und obwol Sandwich längst wieder eine stille Stadt geworden ist, welche von ihrem zweiten Aufschwung keine Kunde mehr giebt, so erinnern doch die Gärten, welche sich wie ein üppiger Kranz um die Häuser ziehen, und sich ebenso sehr durch ihre Sauberkeit als ihre Fruchtbarkeit auszeichnen, noch heute an die Tage der niederländischen Ansiedler. Auch diese haben längst aufgehört, eine eigene Gemeinde zu bilden, aber, wiewol vermischt mit den andern, haben doch zahlreiche Familien noch ihre ächt holländischen Namen bewahrt; ein directer Descendent der Bouveries, eines großen Wollfabrikanten, der im Jahre 1567 vor der Inquisition und Alba nach Sandwich floh, sitzt heute als Earl of Radnor im Hause der Lords, und E. Knatchbull Hugessen, Esq., gleichfalls Abkömmling einer flämischen Weberfamilie Hugessen, vertritt die Stadt, die seinen Vorfahren einst ein Asyl geboten, im Hause der Gemeinen.

Die Stadt jedoch, welche mehr als alle andern Städte in Kent Erinnerungen an die alte Zeit bewahrt und Demjenigen, der auf solche Stimmen der Vergangenheit horchen mag, ein ganzes Stück altenglischen Lebens und Dichtens erzählt: das ist Canterbury, im Inland gelegen, etwa halbwegs zwischen der Küste und London.

Uns mag sie, die alte erzbischöfliche Stadt, heut erzählen von dem großen Dichter, dessen Name mit dem ihrigen unauslöschlich verbunden sein wird, so lang es eine englische, ja so lange es eine Weltliteratur giebt!

Wir wollen von Chaucer sprechen, dem Vater der englischen Poesie, dem Dichter der Canterburygeschichten.

II.

Das Leben Chaucer's ist ein mannichfach bewegtes gewesen. Er hat die Gunst und die Ungunst des Schicksals reichlich erfahren, hat die Freuden dieser Welt herzhaft genossen und mit allen Verdrießlichkeiten des Daseins bis an sein Ende sich herumgeschlagen. Fremde Länder hat er gesehen und mit Menschen aller Stände verkehrt. Mit der höfischen Pracht des Königspalastes war er nicht minder vertraut, als mit den täglichen Geschäften des Städters und der Bauern. Mit einer gelehrten Bildung war er nacheinander Hofmann, Soldat, Diplomat, Beamter und Vertreter seiner Grafschaft im Parlament. Er kannte vor Allem sein eignes Volk und fühlte sich Eins mit ihm. Er liebte seine Heimat mit einer noch in seinem Alter jugendlichen Innigkeit; bis zuletzt spiegelte seine Seele den Glanz und die Frische der englischen Landschaft. Ein köstlicher Humor war sein, der noch die Wolken seines Abends wahrhaft vergoldete. Das Glück nahm ihm nichts von seiner liebenswürdigen Bescheidenheit und keine Widerwärtigkeit war stark genug, um ihn gänzlich zu Boden zu schlagen; obwol es seinem äußeren Lebenslauf nicht an Stürmen und Dunkelheiten gefehlt, so steht doch seine dichterische Erscheinung am Anfang der englischen Literatur und des englischen Volkslebens wie ein erster, schöner Frühlingstag.

Alle seine Biographen, welche vor dem Jahre 1866 geschrieben (so noch Hertzberg in der vortrefflichen Einleitung zu seiner Uebersetzung der Canterburygeschichten und Pauli in seinen Bildern aus Altengland), geben als das früheste beglaubigte Datum im Leben Chaucer's den Herbst 1359 an, in welchem er unter Eduard III. den Feldzug gegen Frankreich mitmachte. Seit-

Digitized by Google

dem ist unsere Kenntniß in dieser Beziehung aber auf eine merkwürdige Weise bereichert worden. Es war in dem genannten Jahr, daß Mr. Bond im British Museum zu London „zwei Pergamentblätter fand, welche vor einigen drei oder vier Jahrhunderten in den Deckeln eines alten, inzwischen von dem British Museum angekauften und als Addittional M. S. 1862 bekannten Manuscriptes zusammengeklebt worden waren." (Fortnightly Review, August, 1866, cit. in „Chaucer's England", by M. Browne, London 1869 und Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes", Nr. 17, April 1867.) Aus den weiteren Mittheilungen Mr. Bond's geht hervor, daß, als das erwähnte Manuscript neu gebunden werden sollte, diese Fragmente möglicherweise hätten weggeworfen werden können, wenn nicht im British Museum die Regel auf das Strengste befolgt würde: jegliche noch so gering scheinenden Streifen alter Schrift aufzubewahren. Diesem Umstand verdanken wir eine der werthvollsten Entdeckungen zur Geschichte von Chaucer's Leben. Die beiden Pergamentblätter zeigten sich nämlich als zu einem alten „Haushaltsbuch" (Household-Account) gehörig, welches für die Gräfin Elisabeth, Gemahlin von Eduard's III. Sohn, Prinz Lionel, geführt worden war. Die Gräfin, Tochter und Erbin von William de Burgh, letzten Earl von Ulster dieses Namens, war nach der Wahl des Königs von seiner Gemahlin Philippa erzogen, in ihrem neunten Jahr (1341) mit dem Prinzen verlobt und im Jahr 1352 mit ihm verheirathet worden. Unter ihren Ahnen mütterlicherseits war Jean von Acre, die Tochter Eduard's I.; und ihre Mutter war Maud, Schwester von Heinrich, erstem Herzog von Lancaster. Die geretteten Pergamentstreifen scheinen aus dem Kloster von Amesbury zu sein, in welchem eine Tante der Gräfin Elisabeth Aebtessin war; und die darauf enthaltenen Rechnungsnachweise beziehen sich auf die Jahre 30—33 Eduard's III., d. h. 1356—1357. Hier nun ist es, daß wir dem Namen Geoffrey Chaucer's zum erstenmale begegnen. Es ist im April 1357 und die Gräfin befindet sich in London, um Einkäufe für ihre Garderobe zu einem Besuch im Windsorschloß zu machen, wo das St. Georgsfest diesmal, zur Feier des jüngst von Eduard III. gestifteten Hosenbandordens, mit besonderem Pomp begangen werden sollte. Da finden wir nun in das Rechnungsbuch eingetragen: „Einen kurzen Ueberrock, ein Paar rothe und schwarze Hosen und ein Paar Schuhe für Geoffrey Chaucer." Zum zweitenmal wird dieser Name genannt am 20. Mai, wo wieder ein Kleidungsstück für Chaucer angeschafft worden und dann noch einmal um Weihnachten, wo er mit einem Geschenk von dreieinhalb Schillingen für „necessaries" bedacht ist.

Aus diesen an sich geringfügigen Notizen geht hervor, daß Chaucer im Jahre 1357 wahrscheinlich als Page sich im Gefolge des Prinzen Lionel oder der Gräfin Elisabeth befand, sie können ferner dazu dienen, einen Punkt in Chaucer's Leben zu bestimmen, der bisher immer ein wenig unklar gewesen ist. In den älteren englischen Biographien wird nämlich mit einer gewissen Vorliebe von seinem Aufenthalt in dem herrlichen Park und Schloß von Woodstock gesprochen, welches noch über die Zeit von Elisabeth hinaus existirte, wiewol beide jetzt längst von der Erde verschwunden sind. Ein eigenthümlicher Schimmer der Romantik ruhte immer auf dem Park von Woodstock und ist noch jetzt mit der Erinnerung an denselben verbunden; Heinrich I. soll ihn, als den ersten Park in England, angelegt haben und hier, unter den Rosen des Gartens, spann sich der lieblich-wehmüthige Roman zwischen Heinrich II. und seiner schönen Geliebten Rosamunde (der Heldin

Digitized by Google

von Körner's gleichnamigem Trauerspiel) ab. Noch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zeigte man zu Woodstock im Palaste das Gemach Rosamundens — „Rosamond's bower", — welches seitdem nicht aufgehört hat, ein Gegenstand der englischen Dichtung und Sage zu sein. Hier nun, so recht im Herzen der schönen englischen Landschaft, auf den anmuthigen Höhen von Oxfordshire, angedenen der Glyme sich malerisch hinschlängelt, hat man sich lange gefallen, den Dichter sich in seinem Alter zu denken. Hierher soll er sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen haben in ein stilles Haus, welches ihm in der reizenden Umgebung des königlichen Forstes verliehen worden wäre; und hier soll er die „Canterburygeschichten" geschrieben haben:

„In einem Hause, weit ab vom Weg,
Bei einem Brunnen im Walde."

Man malt es sich so schön aus, wie der Mai, der seinem Herzen und seiner Phantasie stets ein Fest gewesen, die Wiesen noch einmal mit „Weiß und Grün" geschmückt, und indem die ehrwürdigen Eichen vor seinen Erkerfenstern rauschten, Frühlingswind und Blumenduft die Erinnerungen an ferne Tage in sein Zimmer hereintrugen, wo er, unter seinen Büchern sitzend, das große Gedicht seines Lebens dichtete. Man zeigt dort in Woodstock noch einen Weg, den er am Morgen gern gewandelt sein soll und einige von den alten Bäumen, die vielleicht über ihm sich gewölbt; ja, noch in Elisabeth's Tagen stand dort bei Woodstock Park ein steinernes Haus, welches unter dem Namen von „Chaucer's Haus" bekannt war. Allein wir fürchten, daß dieser Weg, „den er am Morgen gern gewandelt", aus einem Gedichte „The Dream" (der Traum) stammt, welches bis vor wenigen Jahren unbestritten Chaucer zugeschrieben worden ist, von welchem aber B. Ten Brinck (Chaucer: Studien zur Geschichte seiner Entwicklung, ꝛc.) nachgewiesen hat, daß es unecht sei. Dieses Gedicht ist das einzige, in welchem Chaucer angeblich die landschaftliche Scenerie von Woodstock geschildert und seinen dortigen Aufenthalt in einer Stelle verewigt hat, welche folgendermaßen lautet: „Ganz am frühen Morgen, wenn ich den Tag erspähte, wollte ich nicht länger in meinem Bette bleiben. Ich ging aus, allein und frohgemuth, und hielt den Weg abwärts an eines Baches Seite, bis ich zu einem Lande kam von Weiß und Grün, so schön, wie ich nimmer in einem gewesen. Der Grund war grün, bestreut mit Maasliebchen, die Blumen und die Wälder gleich hoch, außer Grün und Weiß war nirgend etwas zu sehen." Da dieses Gedicht jedoch nicht von Chaucer ist, so wird damit auch das Zeugniß hinfällig, welches man für seinen Aufenthalt in Woodstock bisher in seinen Schriften zu finden gemeint. Nichtsdestoweniger war der Glaube daran so festgewurzelt, daß ein Poet des achtzehnten Jahrhunderts, Mark Akenside, für eine imaginäre „Statue des Dichters zu Woodstock" sogar eine Inschrift dichtete, welche die Zeilen enthielt:

„So war der alte Chaucer —
Hier hat er gewohnt
Manch' einen wonn'gen Tag. Dies Mauerwerk
Vernahm ihn, wenn die fröhlichen Legenden
Er sang, von Lieb und Ritterthum und Kurzweil
Des heimatlichen Lebens; Stand und Alter,
Die Moden und die Narrethei der Welt
Mit sichrer Hand abbildend."

Allein so wohl ist es dem alten Chaucer niemals geworden; die beglaubigten Thatsachen stimmen mit diesem gefälligen Phantasiegebilde nicht

Digitized by Google

überein, ja sie widersprechen ihm ganz direct. Zu der Zeit, wo die Sonne der Hofgunst ihm schien, hätte ihm sicherlich die Muße gefehlt, selbst wenn ihm ein Dichtersitz in Woodstock verliehen worden wäre, dort, sechzig englische Meilen von der Hauptstadt entfernt, „fröhliche Legenden" zu singen; denn seine Geschäfte banden ihn an London, zuerst viele Jahre lang, unter Eduard III., als Zollinspector des londoner Hafens, und später, unter Richard II. noch einmal als Rechnungsführer der königlichen Bauten in Westminster und verschiedener Parks, bei deren namentlicher Aufzählung jedoch von Woodstock nichts gesagt ist. Sagt er doch selbst in dem „House of Fame" (Haus des Ruhms), welches dem Jahre 1384 angehört:

„Von Deinem nächsten Nachbarsmann
An Deiner Thür hart nebenan
Hörst Du kein Wort bei Tag und Nacht.
Denn wenn Dein Tagwerk Du vollbracht
Und jede Rechnung fertig hast,
So suchst Du nicht Gespräch noch Rast,
Nein gehst nach Haus und schließt Dich ein ꝛc."

(In Hertzberg's Uebersetzung, Canterburygeschichten, Einleitung, p. 30).

Zu der andern Zeit aber, wo er aus seinen Aemtern in Ungnaden entlassen, allenfalls die Muße gehabt, fehlte ihm die königliche Gunst, die ihm allein ein solches Asyl hätte anweisen können.

Sollten wir darum aber den Gedanken an ein frohes und dichterisch-anregendes Verweilen Chaucer's in Woodstock, der dadurch schon eine gewisse Substanz erhalten hat, daß man ihn so gern gehegt, gänzlich aufgeben? Ich glaube nicht. Nur müßten wir uns entschließen, in seine Jugend zu verlegen, was man von seinem Alter behauptet; auf seine ersten Gedichte zu beziehen, was man von seinem letzten gesagt. So viel sonniger und heiterer war das Leben, da er es anfing, als wo es damit zu Ende ging; Alles, was das Schicksal an Fehlschlägen und Mißhelligkeiten für ihn hatte, das sammelte sich über ihm in seinen letzten Tagen. Da hatte er keine Ruhe, um in den Wäldern von Woodstock zu lustwandeln. Nicht hier beschloß er sein Werk als Dichter; wol aber ist es möglich, daß er es hier begann. Auch dafür bieten uns die beiden Pergamentstreifen, die Mr. Bond im British Museum entdeckte, willkommenen Anhalt. Der Hofstaat des Prinzen Lionel und der Gräfin Elisabeth scheint damals im Schlosse von Hatfield residirt zu haben; aber zahlreich waren die Reisen und Ausflüge, die sie von dort aus machten. Die beiden geretteten Blätter des Haushaltsbuches nennen alle Orte, an welchen die Gräfin mit ihrem Gefolge während der drei Jahre verweilt; und unter diesen Orten ist Woodstock. Höchst wahrscheinlich ist in dieser Zeit Chaucer's Gedicht „the Assemble of Foules" (die Versammlung der Vögel) entstanden, denn es bezieht sich auf die Vermählung John's von Gaunt mit Lady Blanche von Lancaster, welche, in dem Gedicht, die Vermählung um ein Jahr verschiebt. (S. Chaucer's England, by M. Browne p. 19). Nun fand die Hochzeit im Jahre 1359 wirklich statt, so daß wir als das Datum des, ein Ereigniß der fürstlichen Familie verherrlichenden, Gedichtes das Jahr 1358 haben, in welchem sich Chaucer nachweislich im Gefolge der Gräfin befand.

Aus dieser frühen Epoche der Zeit und dem Orte nach, stammt auch sein Verhältniß unverbrüchlicher Treue zu dem Hause Lancaster, welches entscheidend und gewissermaßen verhängnißvoll für ihn werden sollte. John von Gaunt, Herzog von Lancaster, war der Bruder des Prinzen Lionel, in

Digitized by Google

dessen oder in dessen Gemahlin Diensten Chaucer stand, und er verweilte während der drei Jahre, über welche jene Blätter aus dem Haushaltsbuch sich erstrecken, gleichfals in Hatfield. Hier muß daher der junge Poet die Bekanntschaft des Herzogs gemacht haben, dessen Hochzeit er besang, sowie er nachmals dem frühen Hinscheiden der Herzogin einen Ausdruck der Trauer in seinem Gedichte: „Boke of the Duchesse" (Buch der Herzogin) widmete. Im Jahre 1359 — dem Jahre, mit welchem seine bisherigen Biographen als dem ersten bestimmten Datum seines Lebens begannen — machte Chaucer den Feldzug gegen Frankreich mit, gerieth in Kriegsgefangenschaft und ward erst durch den Frieden vom Jahre 1360 wieder frei. Nach London zurückgekehrt, vermählte er sich mit Philippa Roet, einem Ehrenfräulein der Königin Philippa und Schwester der verwittweten Katharina Swynford, der Geliebten des Herzogs von Lancaster, die dieser aber, nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, in dritter Ehe rechtmäßig heirathete. In den letzten Regierungsjahren Eduards III. und zumal nach dem Tode des schwarzen Prinzen, wuchs der Einfluß des Herzogs von Lancaster; und mit diesem befreundet, noch bevor er mit ihm verschwägert wurde, genoß Chaucer nun Tage und Jahre des Wohlseins, so recht nach seines Herzens Wunsch. Nicht nur, daß er ein einträgliches Hofamt erhielt und eine königliche Pension bezog, sondern er ward mit diplomatischen Aufträgen mehrfach ins Ausland gesandt, „in secretis negotiis domini Regis versus partes transmarinas" und die Rechnungsrolle des königlichen Schatzamtes, in welcher die Summe für diese Sendungen verzeichnet sind, gibt ihm den Titel „armiger Regis", was man etwa mit königlichem Kammerjunker übersetzen dürfte. Zwei dieser documentarisch beglaubigten Missionen führten ihn nach Italien; eine nach Genua, im Jahr 1372, die zweite nach Mailand, im Jahr 1377. Man hat aus einer Stelle der „Canterburygeschichten", in welcher Chaucer sagt, daß Francesco Petrarka (Fraunces Petrarf) ihm die Erzählung von der geduldigen Griseldis in Padua selbst mitgetheilt habe, mit Recht eine persönliche Begegnung und Bekanntschaft unseres Dichters mit dem „Laureatpoeten" von Italien folgern wollen. Von jenen beiden angegebenen Reisen könnte nur die erste es sein, in welcher die Begegnung stattgefunden, da Petrarka 1374 starb, obwol von Genua nach Padua, in dessen Nähe, auf seinem Landsitz Arquà, derselbe die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, ein weiter Weg war.

Vielleicht ist es erlaubt, hier mit M. Browne (Chaucer's England, I, 25) noch einmal an die Pergamentblätter des British Museum anzuknüpfen und aus dem Verhältniß Chaucer's zum Prinzen Lionel zu schließen, daß er sich im Gefolge desselben befand, als dieser im Jahre 1369 nach Mailand zog, um sich mit Violante, Tochter des Herzogs Galeazzo von Mailand, in zweiter Ehe zu vermählen. Es ist daher, wie man sie auch verstehen mag, kein Grund, an der Thatsache selbst zu zweifeln, welche, von Chaucer in so wenig mißzuverstehenden Ausdrücken berichtet und von den begleitenden Umständen nicht widerlegt, zugleich etwas Symbolisches in sich trägt — einen Act ritterlicher Huldigung, von dem jugendlichen Genius der englischen Poesie der gereiften Schönheit und Vollendung italienischer Dichtkunst auf ihrem eignen classischen Boden dargebracht.

Nicht lange nachdem Chaucer den Himmel Italiens zum letztenmal gesehen, fingen die schlimmen Tage für ihn an. Eduard III. starb und sein Enkel, Richard II., Sohn des schwarzen Prinzen, folgte ihm. In der ersten Zeit, während der Minderjährigkeit seines Neffen, behauptete sich

Digitized by Google

zwar noch der Einfluß des Herzogs von Lancaſter, und ſo lange ging es auch unſerm Dichter noch in der gewohnten Weiſe gut. Allein das Jahr 1386 bezeichnet den Wendepunkt. In dieſem Jahre unternahm der Herzog, der Titularkönig von Caſtilien war, einen abenteuerlichen Zug nach Spanien, durch den er ſich die Krone ſelbſt zu erwerben trachtete. Doch das Unternehmen ſcheiterte kläglich und der Herzog blieb drei Jahre lang von England fort. Während dieſer Zeit aber vollzog ſich ein Umſchwung in der Regierungsgewalt, eine dem Hauſe Lancaſter feindliche Partei, unter der Führung des Herzogs von Gloſter bemächtigte ſich, unter dem ſchwachen König, des Staatsruders. Das Jahr 1386 war aber auch zugleich dasjenige, in welchem wir Chaucer als einen Vertreter der Grafſchaft Kent in dem Parlamente ſehen, welches ſich am 1. October in Weſtminſter verſammelte. Es läßt ſich annehmen, daß er hier die Sache ſeines Freundes, ſeines langjährigen Gönners und ſeines Schwagers, des Herzogs von Lancaſter nach Kräften vertrat. Aber die Folgen ſollten nicht ausbleiben, ſchon im December deſſelben Jahres ward er all ſeiner Aemter enthoben und im Jahre 1388 wird auch die Zahlung ſeiner Hofpenſion eingeſtellt, nachdem die ſeiner Gemahlin, als einer ehemaligen Hofdame, durch den Tod derſelben ſchon im Jahre 1384 erloſchen war. So kam es, daß der Mann, der bisher ſein Lebelang an ein reichliches Einkommen gewöhnt war, ſich fortan andauernd in Geldverlegenheiten befand. Zwar beſſerte ſich ſeine Lage noch einmal, als 1389 nach der Rückkehr Lancaſter's das Regiment Gloſters geſtürzt und ein Sohn des Erſteren, der Graf von Derby, Miniſter ward. Allein nur zwei Jahre bekleidete Chaucer die Stelle als Rechnungsführer der königlichen Bauten (Clerk of the King's Works), die er der günſtigen Wendung der politiſchen Angelegenheiten verdankte. Schon im Jahre 1391 finden wir ihn wieder ohne Amt und faſt ohne Mittel, und ſo bleibt er bis zum letzten Jahre des Jahrhunderts und ſeines Lebens, wo das Haus Lancaſter, an das er ſein Schickſal nun einmal gekülpft, glorreich in die Geſchichte von England eintritt, ihm eine Reihe von Königen gebend, aber zugleich auch die blutige Fehde zwiſchen der rothen und der weißen Roſe vermachend. Alles in Allem verbrachte Chaucer die dreizehn Jahre von 1386—1399, wenn nicht geradezu in Elend und Armuth, doch mit Mangel und Entbehrungen jeder Art, mit Schulden und mit Gläubigern kämpfend. Nun aber auch ſollte ſich ſeine gottbegnadete, im tiefſten Innern ſonnige Natur beweiſen, die kein irdiſches Ungemach verdunkeln konnte; denn in dieſen dreizehn Jahren, gleich der Nachtigall in der Nacht ſingend, ſchuf er ſein großes Gedicht, das, von Jahrhundert zu Jahrhundert getragen, der Weltliteratur angehört, wie es die von England eröffnet. Ich weiß nicht, welchen Unterſchied er macht oder welche Identität des Grades er annimmt, wenn John Morley (in ſeinem „English Writers from Dunbar to Chaucer") ſagt, daß nur der Engländer das Weſen dieſes Dichters durchaus verſtehen könne. Mir, ich muß es geſtehen, kommt dies nicht beſonders ſchwer vor, ich habe mir dieſen freien, heiteren und unabhängigen Mann immer ſo vorgeſtellt, wie Morley ihn malt: „Als er reich war, ſcheint er ſich zwanglos und naturgemäß aller guten Dinge erfreut zu haben, welche der Reichthum ihm gewähren mochte; und als er ſeines Vermögens beraubt war, erhob er keine gemeine Klage über Mangel, ſondern, ſich ruhig mit einem ſtärkeren Genuß des Reichthums tröſtend, den er in ſich trug, aß er ſchlechter zu Mittag und ſchrieb ſeine Canterburygeſchichten."

Digitized by Google

III.

Nicht ganz so zufällig, wie auf den ersten Blick erscheinen mag, ist die Verbindung von Kent und den „Canterburygeschichten". Abgesehen von dem localen Zusammenhange, auf den wir sogleich näher eingehen werden, besteht auch ein persönlicher, wenn man so sagen darf. Obwol man nicht mehr den Platz kennt, an welchem Chaucer's Geburtshaus in London gestanden haben mag, so kann doch die Grenze von Kent nicht weit entfernt gewesen sein, da die Riesenstadt heute einen Theil davon bedeckt; und wie Chaucer von einer ritterlichen Familie abstammte, welche ursprünglich in Kent ansässig war, so muß er selbst dort noch Grundbesitz gehabt haben, da wir ihn, wie bereits oben gesagt, im Jahre 1386 als einen der Abgeordneten oder „knights of the shire" für die Grafschaft Kent im Parlamente sehen. So wurzelte er fest in dem Boden, welchen er zum Schauplatz seines Hauptwerkes ausersehen hatte.

Das Gedicht selbst beginnt folgendermaßen: „In den ersten Tagen des April, wenn mit den süßen Frühlingsschauern auch die Wanderlust erwacht, um diese Jahreszeit geschah es, daß sich in einem Wirthshause zu Southwark, einem alten Stadttheile Londons auf dem linken Themseufer, eine bunte und ziemlich ansehnliche, aus neunundzwanzig Personen bestehende Gesellschaft zusammengefunden hatte, welche sämmtlich auf der Wallfahrt nach Canterbury begriffen waren."

Wo heute die High-Street im Borough von Southwark ist, gewöhnlich High-Street Borough genannt, zur Unterscheidung von den anderen Straßen in London gleichen Namens, da führte damals die große Heerstraße nach dem Süden und Südwesten von England. Das rechte Ufer der Themse, jetzt bevölkert von Hunderttausenden und geschwärzt von Rauch, eines der Hauptcentren von Londons gewaltigem Verkehr, mit zahllosen Fabriken, Schornsteinen und Lagerhäusern, war damals offenes Land, mit grünen Feldern und Gärten. „Nur am Ausgange der Brücke (London-Bridge), dem Südwerke (Southwark), war von Alters her aus verschiedenen Ursachen eine städtische Ansiedlung entsprungen. Zwei große Priorien, St. Mary Ovaries für Mönche und das Nonnenstift von Bermondsey hatten frühzeitig den in Verbindung mit solchen geistlichen Anstalten unvermeidlichen Erwerb und Verkehr gehoben. Nahe bei St. Marien, gar nicht weit von der Brücke, stand auch bis in die Zeiten der Reformation der großartige Palast des Bischofs von Winchester, eines der reichsten Prälaten des Landes, dessen weite geistliche Jurisdiction die Grafschaft Surrey umschloß. Der mächtigste Hebel des Verkehres aber war die große Straße, die von der Brücke auslief und zu den Häfen in Kent, Hampshire und Cornwall führte. Hier bewegte sich schwer beladenes Fuhrwerk hin und her; hier versammelten sich auch zu hergebrachten Jahreszeiten die bunten Pilgerschaaren, die zum heiligen Thomas Becket nach Canterbury wallfahren wollten." (Pauli, Bilder aus Altenglands, p. 373.)

Gleich hinter den Häusern, so viel davon in jener Straße gewesen sein mögen, begann der Weg nach Canterbury, der ganz mit grünen Hecken eingefaßt war, über eine gewölbte Brücke, Namens Locksbridge, deren Reste 1847 wieder aufgefunden worden sind, und in einigen der engen Heckengäßchen (Lanes) von Kent noch heutigen Tages verfolgt werden kann. Es läßt sich denken, daß die Straße, welche in diesen Weg auslief, sich bald beleben mußte von Kaufläden,

Digitized by Google

in denen die Pilger sich für die Reise versorgten, und von Wirthshäusern, in welchen sie mit ihrem ganzen Troß von Dienern und Pferden herbergten. Noch zu Stow's Zeiten, welcher 1598 sein „Survey of London" schrieb, waren „hier viele schöne Wirthshäuser zum Empfang von Reisenden, unter welchen das älteste „The Tabard" ist, so genannt nach dem Schild, welches, wie wir es nun bezeichnen, nach einem Jacket oder ärmellosen Rock ist, vorn geschlossen, offen auf beiden Seiten mit einem viereckigen Kragen und Flügeln an den Schultern . . . gegenwärtig nur getragen von den Herolden und ihr Wappenrock genannt, wenn sie im Dienste sind." Später, wahrscheinlich nicht lange nachdem Stow geschrieben, ward der Name „Tabard" in „Talbot" corrumpirt; aber unter dieser Bezeichnung existirte das alte Wirthshaus, oder wenigstens ein Theil desselben, an der alten Stelle bis in unsere Zeit. Das Aussehen der Gegend hatte sich in den fünf Jahrhunderten allerdings sehr geändert. Wo einst die Pilger sich zur Wallfahrt sammelten, da ist jetzt der ungeheure Bahnhof für die Linien der „South-Eastern und Southwestern Railways", von welchen die eine dem alten „Kent Road" dem Wege nach Kent folgt, die andere nach der Seeküste von Hampshire läuft. Wie von Alters geht der Verkehr über London-Bridge noch dieselben Straßen; aber diese Straßen sind Eisenbahnen geworden und wie massenhaft undurchdringlich ist der Verkehr gewachsen! Das Branden und Brausen dieser Menschenmenge, das eiserne Gerassel dieser Frachtwagen, dieser Omnibusse, Cabs, Hansoms — Alles bunt durcheinanderwirbelnd — dieser betäubende Lärm, dieser Anblick, der das Auge verwirrt — diese schwimmenden Seekolosse, die Schiffe unten, diese Schienenstränge oben — dieser gewaltige, schwarze Bogen, quer vor uns über die Straße gespannt und beständig dröhnend von den Zügen, die nach Charing Croß gehen oder von dort kommen — diese Telegraphendrähte, die mitten in der Luft zittern — wer würde unter dieser Fluth des modernen Londoner Lebens das alte stille Southwark und die Straße der Canterbury-Pilger wieder erkennen? Und doch sind wir hier zur Stelle. Zur Linken, wie versunken, in Wahrheit aber nur in einer Vertiefung, dadurch entstanden, daß die benachbarten Straßen erhöht worden sind, liegt die alte, aus jener Zeit uns noch wohlbekannte Kirche von St. Mary Overies, sie, die Chaucer noch gesehen hat und in der sein Freund Gower begraben worden ist. Zur Rechten, in der Richtung auf Southwark-Bridge, nicht weit von Barclay und Perkins berühmtem Brauhaus, ist der Platz, wo zu Chaucer's Zeiten noch der Palast des Bischofs von Winchester, und zu Shakespeare's Zeiten das Globe-Theater stand. Neue Straßen, unter ihnen die erst 1865 vollendete neue prachtvolle Southwark-Street Borough, bedecken überall den alten, classischen Boden; auch derjenige Theil der High-Street, welcher in die alte London-Brücke mündete, ward vor einigen dreißig Jahren zerstört, um zwischen der neuen London-Brücke und den Bahnhöfen Platz zu schaffen. Aber unverändert erhielt sich das untere Ende von Highstreet und in ihr das Wirthshaus der Canterburygeschichte, der alte Talbot, so viel davon nach einem Feuer im Jahre 1666 übrig geblieben war. Noch vor vier, fünf Jahren war es da zu sehen in einem Hofe, in welchen man gelangte, wenn man von High-Street durch ein Haus ging, welches erst nach jenem Feuer gebaut worden ist und den Hof nach der Straße hin verbarg. Wenn man in den Hof trat, so hatte man zur Rechten die Taverne, welche gleichfalls erst aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammte, also doch auch schon ihre zweihundert Jahre zählte und an einem eisernen Haken das Schild

Digitized by Google

trug: „The Talbot Inn R. Gooch“. Daran aber schloß sich im Hintergrund und einen Winkel nach links bildend, dasjenige, was vom alten Talbot noch stand, das Holzhaus des vierzehnten Jahrhunderts, mit seinem spitzen Dach, seinen wurmstichigen Galerien, seiner von Außen angebrachten Treppe, seinen Erkern und grünen in Blei gefaßten Fensterscheibchen. Unter einem der Erker war ein Schild mit: „Allsopp's Pale Ale“ und an einem der Treppengeländer ein anderes „John Paice Carman“. Unter den Galerien der Längenseite hing ein Bret, auf welchem die neunundzwanzig Pilger abgebildet waren, mit der Unterschrift: „The Old Tabard Inn. Dies ist das Wirthshaus, in welchem Geoffrey Chaucer und die neunundzwanzig Pilger logirten auf ihrer Reise nach Canterbury“; daneben hing ein anderes Bret mit der Inschrift: „Midland Railway Receiving Office“ — Annahmestelle für die Mittelland-Eisenbahn. Welch' ein Contrast — das vierzehnte und das neunzehnte Jahrhundert! Die Canterburygeschichte und die Eisenbahn! Aber bis zuletzt ist dieser Hof seiner ehemaligen Bestimmung treu geblieben: „John Paice Carman“ hat dafür gesorgt, daß es demselben niemals an Pferden und Gepäckstücken aller Art fehle, während „R. Gooch“, als gerechter Nachfolger von „mine host“ von vor fünfhundert Jahren eine zinnerne Kanne mit einem guten Trunk darin für jeden Durstigen bereit hielt.

Doch als ich die neueste Ausgabe von Murray's Handbuch des modernen Londons — „London at it is“ — nachschlug, da fand ich an der Stelle, wo sonst die Beschreibung gestanden, nur noch die Worte: „Tabard Inn, Southwark: The starting-place of Chaucer's Canterbury Pilgrims, Pulled down“ — das Tabard Inn: der Platz, von welchem Chaucer's Canterbury-Pilger aufbrachen. Niedergerissen.“

Digitized by Google

Der Verschwundene.

Novelle von **Meta Winzer.**

(Schluß.)

So waren Jahre vergangen. Napoleon war nach St. Helena gesegelt, die Welt ruhig, der Senator so wenig älter geworden, wie meine Fräuleins. Noch immer stickten wir Kelchmäntel, Altarkleider und Kanzeltücher, noch immer buk Justine Torten und Kränze, noch immer empfingen wir die Besuche eines Dechanten, eines Probstes, oder geistlichen Herrn Raths, Predigers, Pfarrers, tranken süßen Wein und hörten Anecdoten und ehrbare Späße an, in deren Reihe jetzt meine früheren Pläne mit dem Tambourmajor und dem Glockenspieler traten; die geistlichen Herrn ergötzten sich wacker, mich mit diesen Speculationen aufzuziehen und tranken mit rothen Gesichtern und funkelnden Augen auf das Wohl der künftigen Frau Tambourmajorin. Wir gingen noch in dieselbe Kirche in die Messe, saßen auf derselben Bank, machten Sonntags unsern Spaziergang in dem Hofgarten. In unseren Zimmern war noch Alles wie an dem Tage, wo ich sie zum erstenmal betrat, die Wachskindchen in ihren gläsernen Schreinen, die Täßchen, die Figürchen, die hunderterlei Spielereien standen noch auf ihren alten Plätzen, wie vor neun Jahren, und die Fräuleins selbst, von ihren zarten, blassen Gesichtern an, den dünnen Löckchen, die von beiden Seiten herunterhingen, bis auf die kurzen feierlichen Schritte, das steife, sanfte, altjüngferliche Wesen und die dunklen Kleidchen von Bombasin, sie waren ganz dieselben, sie schienen um keinen Tag älter geworden.

Nur ich selbst war eine Andere geworden, die Klagen der Pathinnen über mein weltliches Wachsthum wurden jeden Tag neu. Susette fiel keuchend in einen Stuhl, wenn sie damit fertig war, die Häkchen in meinem Kleide zuzumachen, und Clara's wächserne Finger vermochten kaum mehr meine blonden Flechten zu umspannen.

Beide blickten mich oft bedenklich an, wenn ich, über den Stickrahmen gebeugt, bald roth wurde ohne visible Ursache, bald bleich, bald Schwänzchen an eine Tulpe oder Lilie mit Goldfaden tracirte, oder mit der leeren Nadel unleserliche Buchstaben vorstach. Die Parade schaute ich gleichgiltig aufziehen, den Tambourmajor und den Glockenspieler hieß ich Hanswurste, und den einst so brünstig bewunderten Läufern der Herzogin warf ich sogar einmal in übermüthigem Hohn eine Handvoll Aepfelschalen in die wogenden Federn ihrer Barette. Ja, Pathe Susette ertappte mich einst auf der Frevelthat, daß ich während des Abstäubens der Kommoden gedankenvoll der Klosterfrau im Schneckenhaus einen Nasenstüber gab. Von dieser Zeit an wurde ich dieser Function nicht mehr für würdig erachtet. Pathe Susette verrichtete sie fortan selbst. Beide aber, Susette und Clara, saßen oft beisammen und besprachen leise und bedenklich, „was nur das Mädchen haben mag!“

Das Mädchen hatte — ich kann es jetzt wol sagen — einen Bräutigam.

Digitized by Google

Paul, der anfängliche Gliedermann, war ein so hübscher junger Mann geworden, daß ich mit dem besten Willen nichts Lächerliches mehr an ihm finden konnte. Er war allmälig der Dressur seines Onkels entwachsen, wodurch auch seine Kratzfüße auf das gewöhnliche Maß zurückgeführt wurden. Die Zeitung brachte er schon lange nicht mehr, die brachte die alte Lene, des Senators Haushälterin, häufig mit einer Extrabeilage, die sie mir verstohlen in die Hände practicirte. Paul, der früher eine höhere Bauschule besucht hatte, hatte nun eine Verwendung erhalten als Ingenieurgehülfe bei einem großen Bauunternehmer in der Provinz. Unsere Liebe, die bisher nur von Fenster zu Fenster gepflegt worden war — sein Stübchen lag gerade unter dem meinen — und keine anderen Zeugen gehabt hatte, als die schwarze Kirchenmauer und die Grabsteine der Prälaten und Patres in dem Klosterhof, sollte doch nun einmal eine Sanction erhalten, wie Paul verlangte, und am Abend vor seiner Abreise kamen wir im Waschhause zusammen und tauschten hinter der Mang Schwüre, Locken, Ringe und sonstiges bei solchen Gelegenheiten Uebliches aus. Die alte Lene war unsere Vertraute und brachte mir gelegenheitlich Briefe von Paul, welche incognito in einer Wäsch- oder Kleiderkiste anlangten.

Als ich am Morgen seiner Abreise mit rothen Augen und bleichem Gesicht meinen Pathinnen „guten Morgen" sagte, erschraken diese und es entstand ein langer Disput, ob ich die Masern oder den Scharlach ausbrüte.

Der Senator besuchte uns noch immer regelmäßig, jedoch die alten Discussionen hatten viel von ihrem Feuer und ihrer Erbitterung verloren, nur dann und wann tauchten die alten Flammen auf, wenn die Zeitungen von einer Flucht Napoleon's von St. Helena sprachen, oder sich ein Gerücht verbreitete, daß in einem Klostergang ein Gerippe oder mehrere gefunden worden seien. Diese Stoffe waren indeß bald erschöpft und um den drückenden todten Pausen im Gespräch zuvorzukommen, lenkte ich es auf Angenehmes und Nützliches. Von einem Klostergang war der nächste Weg auf die Architektur im Allgemeinen und von dieser auf einigem Umweg gelangte ich zu Brücken, Canälen, Casernen, Pyramiden, Fabriken, Tempeln, und kam endlich bei dem großen Zuchthaus an. Von da an war das Unternehmen gesichert. Wie es vielen Leuten geht, war es dem Senator weit weniger um einen gleichmäßigen Meinungsaustausch zu thun, als darum, sich selbst reden zu hören, seine eigenen Ansichten und Das, was ihn beschäftigte, abzusetzen. Waren wir glücklich bei dem gewissen Architekten angelangt, dann stürzte er sich kopfüber auf den Stoff, sprach eingehend und selbstzufrieden über seine Fortschritte, sein Leben und sein Thun. Paul war ja sein Zögling, sein Geschöpf, wie er glaubte, und durch ihn war so viel von der guten alten Zeit auf Paul geimpft worden, was ihn zu einem tüchtigen Manne machte. Etwas Anderes wollte ich gar nicht. — Während ich eifervoll und mit glühenden Wangen Bouillon aufspießte und Flittern festigte, jubelte mein Herz vor Entzücken, wenn der alte Herr stolz und impera-

Digitized by Google

torisch Auszüge aus Paul's Briefen vorlas, die selbst meinen Pathinnen ein Lächeln des Beifalls entlockten. Was nicht in den Briefen an den Onkel enthalten war, Plan, Aufriß und Durchschnitt eines Edens der Zukunft, das enthielten die meinen, und ich vergaß darüber die ganze Welt.

Mein alter lustiger Professor war gestorben und bald darauf, eines schönen Sommertages erschien Anna, die hinterlassene Nichte, an der Seite eines hübschen behäbigen Mannes, den sie uns als ihren Bräutigam vorstellte.

Anna war nahe den Dreißigen, hatte auf der rechten Schulter einen kleinen Pleonasmus, schielte ein wenig, und mochte in einem bedeutenden Verkehr mit der Essigflasche stehen, ihrer Gemüthsart nach. Das kann kaum anders sein bei einem Mädchen, dem jeder Blick in den Spiegel das trostlose Bewußtsein der Reizlosigkeit und verkümmerten Lebensansprüche erneut. Wider Erwarten hatte der Professor ein ganz hübsches Vermögen hinterlassen, dessen Erbin sie war, und das auch bald einen Entdecker und Schätzer fand in der Person eines speculativen Oekonomen, welcher Nichte und Hypothekenbriefe miteinander heirathete.

Wie war die Anna verändert! Eine ganz Andere. Zwar thaten der modische Pelz, der elegante Hut das Ihre, aber die Röthe auf den gewöhnlich grünlichen Wangen, die heiteren Augen, und vor Allem der Ausdruck des Glücks in dem Gesichte dieses Mädchens, der sonst nur Mißmuth, Neid und Herbigkeit war, dieses Ergebniß der Befreiung aus den Banden des Selbstmißtrauens, der Ausgeschlossenheit von der Glücksberechtigung, machte sie fast hübsch. Es war ein wahres Mirakel.

Mit der Hochzeit sollte es so schnell gehen, wie mit der Verlobung. Nächste Woche war die Trauung. Meine Pathinnen beriethen sich über ein passendes Hochzeitsgeschenk und sie entschieden sich für ein Kaffeeservice, das Justine kaufen sollte. — Wir schuldeten Anna's Onkel manche Aufmerksamkeit, die der Nichte abgetragen werden sollte.

Unter die Eigenheiten der Fräuleins gehörte auch, daß sie eine Verlobung für ein unheilvolles Beginnen hielten. Eine Hochzeit war ihnen gleichbedeutend mit einem indischen Settoe. Hörten sie von Bekannten, die sich verheirathen wollten, so schüttelten sie banger Ahnung voll den Kopf. „Nun, ich will wünschen, daß sie zu ihrem Ziele kommen.“ — „Wenn nur etwas daraus wird.“ — „Daß nur nichts dazwischen kommt! Mir wäre es leid um die arme Anna.“ — „Denn unser Thun ist nichtig vor Dir, o Herr.“

„Aber Pathe Clara, Pathe Susette!“ rief ich ungeduldig, „was soll denn dazwischen kommen! Sie sprechen, als ob unter jedem Pflasterstein ein Erdbeben lauerte und die Welt von heute auf morgen versinken müßte.“

„Was dazwischen kommen kann? Mein Gott, was nicht Alles! Du bist eben noch ein Kind und sprichst als ein solches. Kann nicht die Braut über Nacht sterben?“ sprach Pathe Clara.

Digitized by Google

„Kann nicht der Bräutigam über Nacht verschwinden?“ sagte Susette.

„Verschwinden!“ lachte ich auf, „ein Bräutigam ist doch keine Stecknadel, daß man ihn nicht wieder finden könnte. Ein Bräutigam, der verschwindet! Das ist wol noch nicht vorgekommen.“

„So — hm — hm —“, sagte Pathe Clara.

„Meinst Du? — hm — — hm — —“, rief Pathe Susette.

„Susette, das ist noch nie vorgekommen?“

„Natürlich nicht, weil Du es noch nicht erlebt hast!“

„Aber, liebe Pathen, haben Sie denn schon erlebt, daß ein Bräutigam verloren ging und nicht wieder gefunden wurde?“ fragte ich, denn ich ahnte wieder ein Geheimniß, das ich durchaus ergründen wollte. Die Fräuleins sahen mir gar zu ernst und nachdenklich aus. Eben als ich das Ergründen in's Werk setzen wollte, trat zu meinem Verdruß Justine mit dem Hochzeitsgeschenk in's Zimmer. Es war ein Kaffeeservice vom feinsten Porzellan mit goldenen Rändern und buntem Blumengewirre. Auf jeder der Tassen war ein Schild, worauf in Goldschrift auf der einen Anna, auf der andern Karl geschrieben war.

„Das ist wirklich prächtig“, sagte ich bewundernd. „Aber dazu gehört eines von den schönen Kaffeetüchern, deren wir so viele haben. Pathe Clara, Pathe Susette, bitte, legt eins bei, weil Anna gar so glücklich und freundlich ausgesehen hat. Wie oft wird sie dabei unserer gedenken.“

„Gedenken! wenn's nur dazu kommt“, sagte Pathe Clara bedenklich.

„Mein Himmel! warum soll es denn nicht dazu kommen? Vorgestern wurden sie aufgeboten, am Montag werden sie getraut, was könnte denn da noch dazwischen kommen?“

„Natürlich nichts!“ antwortete Clara und zuckte ironisch die Achseln.

„Zwischen Heute und Montag kann sich nichts ereignen“, setzte Susette in demselben Tone hinzu, „Du bist in solchen Dingen ein unverständiges Kind und sollst es, so Gott will, in Heirathss- und Liebessachen Dein Lebtag bleiben.“ Ich schlug die Augen nieder, als sie mir den Schrankschlüssel mit der Anweisung des Faches und der Gebundnummer gab, und ging kleinlaut meines Weges.

„Das will ich gern sehen“, dachte ich mit pochendem Herzen, „wie das werden soll, wenn Alles herauskommt.“

Am Ende eines langen dunklen Corridors in der Tiefe des Hauses war die Kammer, welche die Schränke enthielt, ungeheure Schränke von eingelegtem Holze, beide in allen Fächern gefüllt mit Leinwand und Damast. Susette hatte mir den unrechten Schlüssel gegeben, er öffnete ihren Schrank nicht, aber den Clara's — am Ende war es gleich, welche das Kaffeetuch hergab. Eine wahre Pracht von Leinenzeug quoll mir entgegen, als ich die eine Thür öffnete. Früher hatte ich diese Schätze nicht gewürdigt. Jetzt, da die Zeit herbei kam, wo ich meinen Hausstand gründen wollte, jetzt regte sich das Begehren in mir und ich überlegte, was mir davon zu Theil werden würde, wenn einmal das Eis zum Brechen kam, und Paul um mich anhielt.

Digitized by Google

Große Stöße von superfeinem Bettzeug, mit rothem Band gebunden, lagen vor mir, prachtvolles Damastgewebe in jungfräulicher Neuheit und Glätte, worauf in matten und glänzenden Gebilden Blumen, Früchte und ganze Menschengruppen dargestellt waren. Auf diesem Tafeltuch sah man eine Weinlese; Winzer und Winzerinnen waren an einem vollen Traubengehänge, das den Rand des Tuches umgab, beschäftigt. Auf einem andern war eine Jagd; die Jäger in kurzgeschooßten faltigen Röcken, mit Lockenperrücken und dreieckigen aufgeschlagenen Hüten standen in unglaublichen Stellungen und zerrten borstige Hunde, welche ihrerseits nach einem Wildschwein äugelten, das im Wipfel einer Eiche zum Vorschein kam. Auf dem dritten präsentirte sich eine Kaffeepartie. Um einen runden Tisch saßen Herren und Damen in bunter Reihe mit schlanken Taillen und langen Allongeperrücken und reichten sich mit verliebten Blicken und spitzen Fingern die Tassen zu. In wundervoller Arbeit war das große Bild des Tafeltuchs auf den Servietten verjüngt wiederholt. Die Kunst der Arbeit, die Wirkung von Glanz und Matt, und die Naivetät der Bilder rissen meine Schaulust hin, und als ich die eine Schrankseite hinter mir hatte, öffnete ich die andere.

Da war aber kein Linnen. Die Fächer füllten Porzellan in veralteten Formen, kostbar in Gold und Farben schimmernd, aber meine Aufmerksamkeit war sogleich durch das mittelste Fach gefesselt. Mein Gott, welche Entdeckung! — Und da kommen wir endlich auf das Geheimniß.

Dieses Fach hatte im Hintergrund eine Spiegelwand, an welcher ein kleines Bosquet aufgebaut war von Strohblumen und verblichenem, von Seide auf Silberdraht gesponnenem Blattwerk. In der Mitte dieses Bosquets lehnte das Portrait eines Officiers, in weißer Uniform mit Scharlachkragen und Scharlachrevers. Im linken Arm hielt er ein Kasket mit hängendem Roßschweif und blinkendem Beschlag; die Rechte stützte sich auf den Sponton.

Und welch' ein Gesicht! Auf der Stirn und um den festgeschlossenen Mund lag ein Zug von Trotz und Muth, der fast erschrecken konnte, hätten nicht die hellbraunen Augen so freundlich schalkhaft geblickt, wäre nicht der ganze Ausdruck des Gesichts so lieb, so wunderbar anziehend gewesen. Es war eines der Gesichter, die unter tausenden hervortreten und die man nimmer vergessen kann. Es gab mir einen Stich in's Herz, als zufällig in der Spiegelwand mein Gesicht neben dem Portrait erschien. Das waren ja ganz dieselben Augen wie die meinen. Ich vermochte meine Blicke kaum herauszulösen von dem geheimnißvollen Reiz dieses Bildes. Zweimal hatte ich die Thür des Schrankes in die Feder gedrückt und zweimal öffnete ich sie wieder, um mich dem Zug des Anschauens zu überlassen.

Um das Bild herum lagen in einer gewissen Ordnung allerlei Pretiosen, in dem Geschmack einer längst vergangenen Zeit. Ein großes ovales Medaillon an einer feinen Venetianerkette, auf deren zarter Gliederung es lag wie auf einem goldenen Kissen. Die eine Seite

Digitized by Google

enthielt ein Geflecht in Würfelform von glänzenden braunen Haaren, so zart und seidenartig, als wären sie von einer Frau. Auf der andern Seite standen auf schwarzem Sammetgrund mit kleinen Samenperlen zwei Buchstaben, kalligraphisch schön ausgeführt P. U. Gemalte und mit Goldflitter gestickte Fächer, Ringe, Döschen von Elfenbein und Achat, gestickte Strumpfbänder, eine kleine, emaillirte, mit Perlen besetzte Uhr und mitten darin ein Päckchen vergilbter, in ihren Brüchen zerfaserter Briefe mit schwarzem Band gebunden.

O, wie gerne hätte ich einen, nur einen dieser Briefe gelesen! Sie waren von diesem Manne, und dieser Mann, dieser P. U. war unzweifelhaft die geheimnißvolle Person, mit welcher sich meine Pathinnen so oft beschäftigten. Das Herz quoll in mir, eine Woge der Traurigkeit und des Schreckens stieg in mir auf, wenn ich mir ahnungsvoll Worte und Beziehungen zusammensetzte. Die Aehnlichkeit zwischen mir und dem Bilde, die auffallende Liebe und Zärtlichkeit, welche meine Pathinnen für mich, das fremde Kind, die adeligen Fräuleins für den Sprößling der Sünde hatten, all' Das verwirrte und bedrängte mich. Sollte meine Mutter im Sarge, an dem ich so oft im Geiste betete, nur eine Fiction sein, sollte Clara — — — ich liebte sie herzlich und dankbar, meine Wohlthäterinnen, aber als Mutter meinte ich keine von ihnen anerkennen zu können. Die Fräuleins beide, die so streng gegen die Fehltritte Anderer waren, sollte Eine von ihnen — — —

Der Widerstreit der Gefühle, der gänzliche Umsturz alles seither Bestandenen überwältigte mich fast und mit stürzenden Thränen lehnte ich meinen Kopf an die Thür, die das Geheimniß meines Daseins umschloß. Da hob die große Glocke der Kirche aus zur Vesper. Ich besann mich, daß ich bereits über eine halbe Stunde vor dem Schrank gestanden haben mußte und erschrak fast mehr darüber, noch nicht gesucht worden zu sein, als aus Pflichtgefühl.

Was hatte das zu bedeuten, daß ich diese lange halbe Stunde noch nicht vermißt wurde? — Rasch ergriff ich das nächste beste Tuch, nickte mit einem Liebesgruße dem Bilde zu und schloß den Schrank mit dem festen Vorsatz, die nächsten Tage eine Aufklärung über dasselbe — über mich — zu erzwingen.

Als ich mit flüchtigen Schritten den langen, dunklen Gang durcheilte, schallte mir schon von Weitem die peremtorische, scharf accentuirte Rede des Senators entgegen, und als ich in's Zimmer trat, fand ich meine Pathinnen auf ihren Stühlen erblaßt, verstört, wie von etwas Schrecklichem ergriffen, die feinen Hände gefaltet; den Senator in schwarzem Staatskleid, Schnallenschuhen, Spitzenjabot und einem Gebläse von fünf Pferdekraft auf den Lippen, vor ihnen.

„Jetzt ist Alles heraus", dacht' ich, und blieb auf der Schwelle stehen.

„Wenn also die ehrsame Jungfer Clara Susette", fuhr er feierlich in seiner Rede fort, indem er mich herauwinkte, „wenn die Jungfer Clara Susette mit dem Tambourmajor oder dem Glockenspieler nicht

Digitized by Google

schon Richtigkeit gemacht hat, so halte ich geziemend für meinen Schwestersohn, den Johannes Paulus König, seit dem fünften dato wohlbestallten städtischen Bauingenieur, um ihre Hand an, und maßen die ehrsame Jungfer Clara Susette nicht einen besondern Widerwillen gegen ein Ehebündniß mit dem besagten Johannes Paulus König hat, so soll sie ein lautes, vernehmliches „Ja" sagen und seine Königin werden. Ph—h—! Ph—h! Ph — —h!"

„Ach Gott! Ja, lieber Herr Senator, aber — — wie wissen Sie es denn? Er schrieb mir ja, er wolle selbst kommen und — und — bei den Pathen um mich — —"

„Du Unglückskind!" sagte Pathe Clara, „hinter unserm Rücken einen Briefwechsel zu führen!"

„Noch dazu mit einem Manne", setzte Pathe Susette ein.

„Wie es nur möglich ist!" sagte Clara mit Kopfschütteln. „Von uns fort zu wollen, wo sie es so gut hat!"

„Hinter unserm Rücken zu liebeln und an's Heirathen zu denken!"

„Einen Mann! Einen falschen Mann!" klagte Susette.

„Soll sie denn ein Frauenzimmer heirathen?" brach jetzt der Senator heraus, „und was die Falschheit betrifft, so will ich für den Paulus einstehen, daß kein falscher Tropfen Blutes in ihm ist. Kreuzpapier! Mit einundzwanzig Jahren Bauingenieur und siebenhundert Gulden Fixum! Was wollen Sie denn mit ihr anfangen, soll sie ihr Lebenlang Blumen sticken und solchen Firlefanz, bis sie um ihre Jugend ist, um ihre rothen Wangen, und eben so dürr und trocken, wie Ihr Geflitter da!"

„Wie könnte sie Gott besser dienen?" wagte Clara einzuwenden.

„Gott dienen! Schnickschnack! Gott dient sie am besten, wenn sie ihrem Mann eine brave Hausfrau ist, und dem Staat am besten, wenn sie ihm gesunde Kinder giebt, deshalb hat Gott die Ehe eingesetzt."

„Heirathen, das ist bald gesagt", warf Susette dazwischen, „aber zum Eheleben gehört gar vielerlei, gar manche Tugend und Eigenschaft, — Oh! hm —"

„Wie oft sind Sie denn schon verheirathet gewesen, Fräulein Susette?" fragte der Senator peremtorisch und schaute ihr, die Arme verschränkt, wie ein Inquisitor in's Gesicht.

Fräulein Susette preßte die Lippen zusammen, lehnte sich kerzengerade in ihren Stuhl und sah indignirt vor sich hin.

„Nun, ich meine nur", fuhr der Senator fort, „Sie müssen schon hübsche Erfahrungen in der Ehe gemacht haben, weil Sie so weise davon reden. — Liebe ist die einzige, die erste Tugend, die das Weib braucht. Eine Frau, die ihren Mann von Herzen liebt, hat eben so viel Geschick zu einer Heldin, wie zu einer Märtyrerin, zum Gebieten wie zum Gehorchen. Also liebwerthe Jungfer Clara Susette, geben wir dem Tambourmajor den Abschied."

Das Damasttuch, das ich noch in meinen Händen hielt, zitterte und Thränen perlten darauf hin. Meine Pathinnen weinten auch. Ihr

Digitized by Google

Leid, ihre tiefe und selbstlose Sorge, die nur mein Wohl bedachte und nicht ihr eigenes Alleinsein, wenn ich fortzog von ihnen, spaltete mein Herz in heißer Wehmuth, und ich schluchzte, daß ich sie nie verlassen könnte, nicht für alle Könige Europas.

„Ph—h! Ph—h— Ph— —h", blies der Senator, „'s braucht's auch nicht. Die Jungfer Anna zieht mit ihrem Herrn und Eheliebsten auf sein Gut und ich lasse ihre Wohnung neu herrichten wie ein Kästchen und da hinein zieht das Ingenieurpaar, da bleibt Alles beim Alten und wir leben beisammen wie zuvor, ganz wie zuvor. Ist das nicht besser, als wenn sie sich an einen Soldaten, oder Glockenspieler, oder Beckenschläger hinge und Sie sähen sie eines schönen Tages als Marketenterin an der Spitze des Regiments ausmarschiren, wenn der Napoleon wieder ausmarschirt? — Ph—h— Ph—h— immer eine Möglichkeit. Also Vivat hoch, das Brautpaar soll leben hoch! Hurrah!"

Die Fräuleins sanken, überkommen von der Stimme des Senators, auf ihre Stühle und hielten sich die Ohren zu, und der alte Canarienvogel, der fast nicht mehr sang und meistens stumm und aufgepustet auf seinem Stängelchen saß, konnte dem Appell nicht widerstehen und stimmte mit seinem Tusch so schmetternd ein, daß die porzellanenen Schäfer und Schäferinnen zu tanzen anfingen, die starren Goldblumen in dem Glasschrein leise erzitterten und die beiden Fräuleins erstaunt und überrascht zu dem blinkenden Käfig aufblickten, in dem der Vogel so mannhaft sein Köpfchen aufblies und seine Noten heruntergurgelte wie in seinen jüngsten Tagen. Ein Freudenschein fiel auf die Gesichter der Fräuleins.

„Er macht sich wieder", sagte Clara und trippelte in die Küche, ein halbes Endivienblatt zu holen, als Erfrischung auf den Vortrag.

„Er wird wieder frisch", fügte Susette hinzu und klemmte ein Stückchen Bisquit zwischen die Drahtstäbe des Käfigs.

Der Senator ersah seinen Vortheil. „Der Bursche wird wieder ganz jung", sprach er, mit seinem Stock auf den Käfig klopfend, „und das macht die Hochzeit, auf die er sich freut, und wir thun auch so. Und wenn uns die Jungfer Clara Susette, die zukünftige Frau König, nicht recht pflegt, so heirathen wir auch noch. Kreuzpapier! So was wirkt ganz ansteckend. Ich weiß nur nicht, wer mich nehmen wird, Fräulein Clara oder Fräulein Susette. Ph—h— Ph—h— — Bin immer noch ein rüstiger Mann. Ph—h— Ph—h— Dürfen sich meiner nicht schämen."

So war die Sache abgethan. Ich saß noch lange am Fenster meines Stübchens und schaute in den Klosterhof hinunter. Dieses Tages reiche Stunden zogen wie ein Strom an mir vorüber. Paul, der wohlbestallte Ingenieur, meine nahe Hochzeit, das Portrait im Schrank, meine Mutter, die Fräuleins, Eines verdrängte das Andere.

Meine Phantasie konnte diese Fülle von Glück nicht aufnehmen und ermüdet nahm ich es in meine Träume hinüber, als ich endlich in später Nacht einschlief.

Von meinem Bett aus schaute ich auf den Arm gestützt in den

Digitized by Google

Klosterhof hinunter. Der Mond schien hell und beleuchtete die eingemauerten Grabsteine so wundersam, daß die Schriften und die Gestalten der Aebte und Prälaten ganz deutlich hervortraten. Paul stand an der Mauer und hantierte, maß und rechnete an einem Grabstein. Jetzt trat er zurück, wie um sein Werk besser zu betrachten, und ich erkannte in der Gestalt auf dem Grabstein plötzlich die des Officiers aus dem Schranke. Im linken Arm hielt er das messingverzierte Kasket mit dem hängenden Roßschweif, in der rechten Hand hielt er den Sponton. Mit Staunen und Freude bemerkte ich, daß der graue Grabstein Farbe bekam, die Uniform wurde blau, die Gestalt wurde lebendig und trat aus dem Stein heraus wie aus einer Thür. Eine Heldengestalt! So kühn, so männlich, mit einem zärtlichen Lächeln!

Plötzlich war es mir, als hätte ich keine Decke mehr. Aengstlich suchte ich mich zu bedecken, da war plötzlich ein schwarzer, ovaler Schild zwischen mir und ihm. In dem Schilde waren ganz hellglänzende, transparente Buchstaben sichtbar, durch welche ein Licht fiel. Ich drehte und wendete mich ängstlich, um aus dem Licht der glänzenden Buchstaben zu kommen, und hatte den Eindruck, wenn ich die Buchstaben sagen könnte, wäre ich von etwas Schrecklichem errettet.

Von großer Angst erfaßt kehrte sich mein Auge auf die feurigen Buchstaben, doch diese verschlangen und veränderten sich ohne Unterlaß und ich konnte sie nicht entziffern. Da berührte die eisenkalte Spitze des Spontons, der den Schild durchstoßen hatte, meine Nase, und ich schrie gerettet auf: „P. U.“

„Sie glüht und fiebert“, flüsterte Pathe Clara, die an meinem Bett stand, als ich die Augen aufschlug.

„Sie ist offenbar krank“, setzte Pathe Susette hinzu, die mir mit dem stählernen Fingerhut auf die Nase getippt hatte. „Sie athmet, als ob sie gelaufen wäre, und ihre Stirn ist mit Schweiß bedeckt.“

„Da haben wir's“, seufzte Pathe Clara und faltete ergeben die Hände, „das ist der Anfang und so wird es fortgehen.“

„Das sind die Folgen von Liebesgeschichten, habe ich es nicht schon lange gesagt, daß uns Solches im Garten wachsen würde? Oder ist etwa aus einer Liebesgeschichte schon jemals Gutes hervorgegangen? Die Justine soll nur schnell zum Hofrath Mädler laufen, daß er ihr etwas verschreibt.“ So sprach Pathe Susette mit derselben bittern Resignation, mit der sie an mir die Elefantiasis oder den Weichselzopf entdeckt hätte. Ein Liebesverhältniß war ihr gleichbedeutend mit diesen Krankheiten.

„Pathe Clara, Pathe Susette, ich bin nicht krank“, sagte ich, ihre Hände ergreifend und sie schlaffelig an meine Wangen drückend, „ich habe nur geträumt — ach, so seltsam — — von P. U. im Wäschschranke.“

„P. U.?“ fragte Clara bestürzt.

„P. U. aus dem Wäschschrank!“ rief Susette und fühlte nach meiner Stirn.

„Ach ja, Pathe, ich habe so ängstlich geträumt, denn denkt Euch

Digitized by Google

nur, da unten trat er aus dem Grabstein heraus. So deutlich, so lebendig stand er vor mir und lächelte mich an mit seinen prächtigen Augen."

„Im Wäschschrank", jammerte Clara und sank auf den Stuhl neben meinem Bett.

„Das Unglückskind kam über den Schrank!" ächzte Pathe Susette und knickte auf der Estrade am Fenster zusammen.

„Darum blieb sie so lange aus", seufzte Clara, „sie sah ihn —"

„Nicht wahr, es ist der Er, von dem Ihr immer sprecht? Jetzt müßt Ihr mir auch sagen, wer der geheimnißvolle Mann mit der kühnen Stirn und den herrlichen Augen ist. Das Bild würde mich verfolgen Tag und Nacht, drum sagt mir, wer er ist. Einigermaßen — bin ich auch berechtigt — es zu wissen."

Ich sprach mit bewegter Stimme. Mir ahnte, daß ich zu meiner Mutter spräche.

Die Fräuleins sahen einander an, zweifelnd, stutzend. Pathe Clara's Lippen verfärbten sich. Sie athmete schwer.

„Am Ende ist es das Beste, sie erfährt, wie es war", sagte endlich Pathe Susette gefaßt. „Vielleicht wirkt die Geschichte abschreckend.

„Abschreckend!" rief ich und setzte mich im Bette auf. „Sie meinen, ich solle Paul nicht heirathen? Oh, dann will ich lieber Nichts hören. Mag Vater und Mutter gewesen sein, was sie wollen, von meinem Paul lasse ich nicht!"

„Ich war auch einmal eine Braut", sagte Pathe Clara mit dem Selbstbewußtsein einer alten Jungfer.

„Braut! Die Braut des schönen Mannes im Wäschschrank!"

Meine Ueberraschung mußte Pathe Clara geschmeichelt haben. „Ja", sagte sie, „der Hauptmann war ein stattlicher Mann! Nicht wahr, Susette?"

Susette nickte, wie man aus Gefälligkeit einer Sache, die blos Geschmackssache ist, beistimmt. In ihrer Miene lag offenbar die Frage, was denn überhaupt Schönes an einem Manne sein könne, wenn er nicht mit Pfeilen gespickt ist, wie der heilige Sebastian, mit Beulen bedeckt, wie der heilige Rochus, seine Haut unter dem Arme trägt, wie der heilige Bartholomäus, oder sonst einen Märtyrergradus an seinem Leibe hat.

War es möglich! Dieses vertrocknete Wesen, das vor mir saß, konnte das der Gegenstand liebenden Verlangens gewesen sein! Nach dem Blick dieser Augen haben einst die seinen gesucht, auf diese vertrockneten Lippen hat sein Mund Küsse gepreßt! Diesen Busen hat die Liebe mit all' ihren Stürmen und Seligkeiten bewegt, diese Clara, deren höchstes Streben das Gelingen eines Blumenkelches, deren höchstes Ziel das Lob eines Paters oder Predigers ist, sie konnte die Wahl eines so bedeutenden Mannes gewesen sein!

„Wie hieß er denn, Pathe Clara?" fragte ich kleinlaut, „und wie geschah es denn — — —"

„Der Hauptmann —"

Digitized by Google

„Hauptmann war er? Ach, mein Gott, Hauptmann, und so ein stattlicher Mann.“ Ich seufzte, ich wußte selbst nicht warum.

„Hauptmann war er im sechsten Regiment, das damals in der Provinzialstadt in Garnison lag. Meine Eltern lebten ebenfalls dort. Philipp von U .... war ein schöner Mann, ein charaktervoller Mann, und dabei ein so geschiedter Mann! Das ganze Regiment schaute zu ihm auf. Galt es eine Entscheidung, so war es sein Rath, seine Meinung, nach der sich Alles richtete. Und wenn er eine Rede hielt, Susette, wie flossen ihm die Worte vom Munde! Es war nur zu bedauern, daß er kein Geistlicher geworden. Wenn er nur den Mund aufthat, so war es, als ob Alle sagten, wie Du meinst, so denken wir. Nicht wahr, Susette?“

Die Pathe stimmte kopfnickend bei, wie etwa über die Thatsache eines Platzregens, der sich nicht leugnen läßt, die dann aber nichts Angenehmes ist.

„In Gesellschaften erst mußte man ihn sehen“, fuhr Clara fort, „er wußte Alle zu erheitern; wo er war, da war auch der Frohsinn, Alle schaarten sich um ihn, sein geselliges Talent, seine heitere Laune machten den einfachsten Spaziergang zu einem Fest, und ein Ball, eine Lustbarkeit ohne ihn war gar nicht zu denken. Dabei hatte er ein gutes Herz und war — — — durchaus ein lieber Mann — — ein lieber Mann. Alle Welt hatte ihn gern!“

Pathe Clara machte eine Pause. Die Erinnerung eines Liebesglücks lebte in ihr auf, und wie verschönernd! Jetzt zum ersten Mal begriff ich des Hauptmanns Liebe. Wie auf einem Palimpsest, vom Griffel der Zeit zum zweiten Mal überschrieben, die alte Schrift siegreich hervorbricht, so leuchtete ein Strahl aus diesem bleichen, stillen Gesicht, der von einem Herzen sprach, das hoch geliebt und schwer gelitten hatte.

„Ein lieber Mann“, sprach ich ihr, in Sinnen verloren, nach, „aber wo lebt er denn?“

„Das weiß man nicht“, antwortete Pathe Clara.

„Ach, wie Du nur sprichst! Der lebt schon lange nicht mehr“, sagte Pathe Susette.

„Wie wurden Sie denn von ihm getrennt?“

„Er war ein lieber Mann“, fuhr Pathe Clara fort, „aber er hatte seine Fehler.“

„Wie jeder Mensch, liebe Pathe.“

„Er war gar zu aufgeklärt.“

„Ein Freigeist.“

„Er hielt nichts von den Geistlichen.“

„Er tadelte die Regierung, den Fürsten.“

„Und sprach oft kühne Worte“, sagte Clara leise.

„Gerade wie der Senator, ganz wie dieser. Erinnerst Du Dich noch, wie er immer den gottseligen Pater Frank, den Beichtvater des Fürsten nannte?“ wisperte Susette.

Digitized by Google

Clara seufzte und legte die gefalteten Hände in den Schooß. „Oh, er sprach verwegen, verwegen", flüsterte sie leise. „Der Vater meinte, eine christliche Hausfrau vermöge viel über einen solchen Sinn, und er gab die Einwilligung zu unserer Verbindung. Meine Aussteuer wurde fertig, das Brautkleid war bereit, eine Wohnung gemiethet, die Caution erlegt, wir warteten nur auf die Heirathserlaubniß vom Militaircommando, aber die kam nicht. Er gab wieder ein, und wieder, aber nichts wurde beantwortet. Niemand begriff warum. Hatte man alle Bedingungen erledigt, und das war bei uns der Fall, so wurde immer die Heirathserlaubniß ohne Anstand ertheilt. Warum es bei uns stockte war Allen, und vornehmlich uns, unbegreiflich. Da beschloß der Hauptmann selbst nach der Residenz zu reisen und die Heirath zu betreiben; und das that er. Nach acht Tagen kam ein Brief voll Leben und Freudigkeit. Die Heirathserlaubniß hatte er ohne Anstand erhalten, und nur die Kameraden und Freunde, und eine Einladung zu Hof hielten ihn noch zurück. Ja, sogar zu Hof wurde er gezogen, und das war sein Unglück."

„Was geschah weiter, Pathe Clara?" fragte ich voll Begier, „hat er dort dem Fürsten die Meinung gesagt?"

„Was weiter geschah?" nahm Clara nach einer Pause wieder auf, „der Tag seiner Abreise war anberaumt. Er wollte in dem Gasthause, wo er logirte, den Freunden, weil er sie nicht zu unserer Hochzeit laden konnte, ein Freundschaftsmahl geben, und besprach am Abend vorher mit dem Wirthe und einigen Officieren die Einrichtung für den folgenden Tag. Da trat das Schänkmädchen herein und sagte, ein Fremder stehe draußen, der wolle mit dem Herrn Hauptmann sprechen. Der Hauptmann nahm sein Kasket, schnallte seinen Degen um, wobei ihm das Schänkmädchen leuchtete, und eilte, die Officiere heiter grüßend aus dem Zimmer. — Niemand hat ihn wieder gesehen!"

„Und Niemand hat ihn wieder gesehen!" sprach ich Clara wehmüthig ergriffen nach. „Hat man denn gar nichts mehr von ihm gehört, konnte er nicht verunglückt sein?"

„Man hat angenommen, er sei vielleicht nicht ganz nüchtern gewesen und in einen der Canäle gefallen, die die Stadt durchziehen."

„Man hat sie alle durchsucht, es fand sich keine Spur. Nichts von seiner Armatur, und die hätte sich doch im Wasser finden müssen. Nichts — nichts! Er war wie in die Erde versunken!"

„Und trunken war er nie; der nüchternste Mensch von der Welt. Das bezeugte auch das Schänkmädchen, die ihn bediente. Die war wie verzweifelt. Den ganzen Tag lief sie an den Bächen hin und her und suchte und forschte. — Ach, alle Menschen hatten ihn lieb, und da war wol Keiner, den er nicht in Liebe gewonnen hätte, wenn er nur einmal in sein gutes liebes Gesicht schaute, so voll Treue und Mannesmuth", sprach Clara.

Der Nachklang einer großen Seligkeit zitterte in ihrer Stimme, hob diesen eingesunkenen Busen, überglühte diese schmalen Wangen; der

Digitized by Google

Nachklang der Seligkeit einstigen Liebesglücks. Welch' ein Mann mußte der gewesen sein, der in diesem ausgelebten Herzen die Flamme der Erinnerung noch anzufachen vermochte. Ich hatte Pathe Clara nie so sehr geliebt, wie in diesem Augenblick. Ich zweifelte nicht länger, in ihr meine Mutter zu sehen.

„Bin ich ihm denn nicht sehr ähnlich, Pathe Clara?" fragte ich schüchtern. „Sehen Sie doch meine Augen an, ob es nicht ganz die seinen sind."

Clara blickte auf, mir in's Gesicht, und senkte dann das Haupt. Trauriger als ich sie noch je gesehen hatte, faltete sie die Hände, und einzelne Thränen stahlen sich aus ihren Augen.

„Gewiß weiß man freilich nichts", begann sie dann wieder, „aber uns blieb keine andere Annahme für sein Verschwinden, als daß er in die Stricke der Jezabel gefallen sei."

„In welche Stricke?" fragte ich aufgeregt.

„In die Stricke der Jezabel", antwortete Pathe Susette, und deutete über ihre Schulter nach der Hofburg hinüber. „Da Du selbst in solchen Banden liegst — armes Kind! — so weißt Du, was es ist, wenn ein Mann sich bethören läßt."

„Oh, Pathe Clara, Pathe Susette, sagt das nicht", rief ich entflammt von einer Art Eifersucht. „Ein solcher Mann, und treulos werden! Das ist nicht möglich!"

„Das verstehst Du nicht", nahm Pathe Clara mit einem Seufzer das Wort, „ein Mann bleibt in gewissen Dingen immer ein Mann, und gegen das Frauenzimmer — — war er schwach. Er konnte nicht widerstehen. Die Jezabel war aber wild, wild in ihrem Begehren und konnte keinen schönen Mann sehen, ohne nach ihm zu verlangen. Sie war nicht heikel mit den Mitteln, ihre Wünsche zu befriedigen. Ausgemacht war es, daß sie sich bei Hof mit ihm unterhielt, daß ihre Blicke ihn fast verschlangen. Bald darauf verreiste sie, nach Frankreich, wie man sagte, um das Guillotiniren zu sehen. Wollüstige Weiber sind immer grausam. Und dahin schleppte sie ihn auch."

„Warum sollte sie das gethan haben?" frug ich.

„Warum? um ihrer Lust recht ungestört, und frei von Aufpassern zu leben", sagte Pathe Susette.

„Und sollte er ihr so willig gefolgt sein?"

„Willig oder nicht", nahm Pathe Clara das Wort. „Es war eine ausgemachte, allbekannte Sache, daß sie ihren Opfern Liebestränke gab, mit Amuletten Hexerei trieb, und allerlei Zauberkünste brauchte."

„Gott steh' uns bei! Zauberkünste! Sind die möglich?"

„Alles! wenn ich Dir sage, Die trieb Alles!" sagte Pathe Susette.

„Warum sollte er aber nicht wiedergekommen sein, dauert denn so ein Liebestrank ewig?"

„Der ist längst guillotinirt, und sie lieferte ihn selbst."

„Das ist durchaus nicht gewiß", meinte Clara. „Er kann auch dem Napoleon gefolgt sein; wie der gleich einem Meteor auftauchte, strömte

Digitized by Google

ihm Alles zu. Und der Napoleon war ganz sein Mann. Vielleicht folgte er ihm nach Egypten, oder nach Rußland."

„Und liegt dort in der Berezina", fiel Susette ein.

„Das ist gar nicht gewiß", nahm Clara eifrig das Wort. „Er kann dort in Gefangenschaft gerathen, nach Sibirien geschleppt worden sein. Hört man doch von Zeit zu Zeit, daß von dort Leute zurückkehren, nachdem sie zehn und fünfzehn Jahre in der Gefangenschaft waren. Er kann noch immer kommen. Wir zogen deshalb hierher, acht Monate nach seinem Verschwinden. Waren es acht oder neun Monate, Susette?"

„Es waren mehr als neun. Es war um Lichtmeß —"

„Um im Mittelpunkte des Verkehrs zu sein, wo man Alles eher erfuhr, als in dem Winkel der Provinz. Ich bin überzeugt, wir hören noch von ihm."

„Das ist kindisch", entgegnete Susette, „jetzt nach mehr als zwanzig Jahren so was zu erwarten. Der ist todt, oder jedenfalls untreu. Er vergaß, als der Weltsturm hereinbrach, daß ein Name wie der Deine existirt."

„Ach, Pathe Susette, sprich nicht so, sprich doch nicht so! Wie kannst Du sagen: Untreu! — Vergaß!" rief ich erschüttert. „Kann man denn vergessen, was man geliebt hat! Gott! wenn Paul mich je vergessen könnte!" Ich barg den Kopf in meine Hände und weinte in leidenschaftlichem Weh.

Meine Pathinnen fuhren erschreckt auf, und es fehlte nicht viel, daß sie mit dem Senator gerufen hätten: „Die auch!"

„Weißt Du, Clara, was ich glaube?" wisperte Susette, indem sie ihre Stimme dämpfte, als sei ein gefährlich Krankes im Zimmer, „ich glaube, die Verliebtheit ist eine Kinderkrankheit, wie die Masern oder der Scharlach, die man einmal gehabt haben muß. — Ist sie nicht ein wahres Kind?" fuhr sie geärgert fort, „eben weinte sie, und jetzt das Gelächter; just wie ein Kind, just wie ein Kind, und die will heirathen!"

„Pathe Susette, ich muß ja lachen", sagte ich mit thränenden Augen, „da Sie niemals verliebt waren, so steht es Ihnen noch bevor, und es kann Ihnen gehen, wie mit dem Scharlach: je später man ihn bekommt, desto hitziger bricht er aus. Pathe Susette, wie, wenn er recht gefährlich würde? Mit dem Senator ist's doch nicht ganz richtig!"

„Affe!" rief sie mir zu, ordnete ihr weißes Busentuch und zog ihre Korkzieherchen zurecht. „Der Hauptmann kommt nicht mehr zurück."

„Wer weiß", meinte Pathe Clara, „mir ist's, wie wenn er doch noch käme. Jetzt stehe auf, Clara, es geht auf Acht!"

Damit gingen sie.

„Sie hofft noch", dachte ich bei mir. „Wer die Wege dieses Mannes wüßte! Es giebt fatalistische leitende Züge, die das Schicksal des Einzelnen wie ganzer Völker in gegebene Bahnen reißen. Napoleon war ein Komet, der Tausende in seine Flammenspur gezogen hat, ist auch dieser Mann von dem Strome verschlungen worden? — Ist er untergegangen, oder befiehlt er in irgend einem Theil der Welt Völker! Die

Digitized by Google

höhere Natur wirkt mächtig weit hinaus, auf ganze Gesellschaftsgruppen, die sie auf ein gewisses Maß der Anerkennung und der Nachfolge zwingt. Welche Seiten der Reform, des Schaffens hätte ein Charakter wie der des Hauptmanns anzuschlagen vermocht! Und wo modert er ohne Thaten, ohne Ruhm?“

Wie hatte sich der Ingenieur herausgewachsen, und wie schön stand ihm die Uniform! Sie war einfach, dunkelblau mit schmaler Goldborte, gar nicht zu vergleichen mit der Gold- und Farbenpracht eines Tambourmajors und Glockenspielers, aber wie schön stand sie ihm, und wie stattlich sah der Mann darin aus, und wie männlich! Als Paul fortzog, ein dünner lang aufgeschossener Jüngling, war sein kindliches gutes Gesicht noch beherrscht von einem Theil Blödigkeit und einem Theil Weltumstürzungsmuth, wie sie diesem Alter eigen sind. Das kindlich gute Lächeln war noch da, der freundliche Blick der blauen Augen. Aber auf seine Stirn war jetzt der Ernst des Mannes, in sein Wesen die Verantwortlichkeit des Beamten getreten, und mit Entzücken weilte mein Auge auf ihm, lauschte ich seinen Worten, und saugte die Glückseligkeit in mich, daß dieser wohl und gelungen herausgebildete Mensch mein sei, mein eigen. —

Der Senator war nicht wenig stolz auf seinen Neffen, und blies Hochofenhitzgrade, wenn Paul von seinen Fortschritten erzählte, von seinem Geschäftskreise, von der Gunst und dem Vertrauen seiner Vorgesetzten, von den Aussichten, die ihm offen standen, und von der Beförderung, die er erobern wolle. Hoh! war denn nicht er es, der Senator, der den Neffen so glücklich zu einem Ingenieur gedrillt hatte? — Natürlich mit Beihülfe seiner Zeit!

Das Herz meiner Pathinnen hatte Paul im Sturm genommen. Seinem warmen offenen Wesen konnte Niemand widerstehen. Sie ließen sich das Courmachen des jungen blühenden Mannes ganz merkwürdig gern gefallen, ja selbst eine bescheidene Umarmung, ein geraubter Kuß kam vor, und sogar Justine, unsere alte Justine ertappte ich, wie sie mit dem ganzen Gesichte lächelnd dabei stand.

Wir hätten lieber gleich Hochzeit gemacht; seine Anstellung genügte vollkommen, um ein paar einfache Menschen zu erhalten. Aber eine Heirath ohne Brautstand dünkte meinen Pathinnen frivol und leichtfertig. Ich mußte erst in der Küche für die selbstständige Führung eines Haushalts tüchtig gemacht werden. „Ihr müßt Euch doch erst kennen lernen“, hieß es. Was brauchten wir uns denn noch erst kennen zu lernen; wir liebten uns herzlich und hatten die Zuversicht, uns gegenseitig mit all' unseren Fehlern glücklich zu machen.

Auch der Senator war für den Brautstand und das Kennenlernen. „Als Paul fortging war er fast noch ein Knabe“ — beiläufig gesagt war Paul damals zwanzig Jahre — „ein Knabe, und wenn Ihr auch hinter unserm Rücken gebriefwechselt habt, so lernt man sich aus

Digitized by Google

Geschriebenem doch nicht kennen. Ein Brief ist mehr oder minder doch nur eine Reinschrift des Originals. Und auch das Original verändert sich, der ganze Mensch verändert sich. An Haut und Haaren findet eine beständige Umbildung statt, und auch die Handschrift ändert sich. Es giebt wenige Menschen, die so unwandelbar sind, daß sie nicht nach Jahren ihre eigene Handschrift mit Verwunderung läsen. Also lernt Euch erst recht kennen! Ph — — h. — Ph — — h."

„Nimm denn dieses verwünschte Wäschzeichnen gar kein Ende?" rief Paul öfters in großer Ungeduld, wenn er mit mir einen Spaziergang machen wollte, und ich zwischen blendenden Stößen von Damastservietten und Bettzeug auf der Estrade saß, um die Namensziffern der Pathen heraus zu trennen, und die meinen hineinzusetzen.

Meine Fräuleins hatten großmüthig ihre Schränke aufgethan, und mich wahrhaft glänzend mit Wäsche ausgestattet. Das Winzerfest, die Jagd, die Kaffeepartie und noch manches Kunstwerk wurde mir zu Theil, aber sie erwarteten auch, daß ich dieses Geschenk würdigte, und es hätte sie verletzt, wäre ich mitten in einer unvollendeten Tagesaufgabe aufgestanden. Aus Pietät blieb ich auch sitzen und widerstand, obwol mit leidsamem Herzen, Paul's Drängen, mit ihm einen Gang um die Stadt zu machen. Ein solcher Spaziergang war ohnehin die einzige Gelegenheit für uns, um mit einander allein zu sein. In seinem Aerger darüber verglich mich Paul mit der dickzopfigen Sennerin, der Hauptperson auf dem Schilde eines Milchladens neben uns, welcher die Schneeberge bis an den Hals gingen, wie mir die Bettzeugstöße.

Mit der schonungslosesten Kritik commentirte er die Jäger und das galvanisirte Wildschwein, wie er es nannte, und behauptete, die Trauben auf dem Winzerstück seien aufgerichtete Billardkugeln, während ich ihm dann meinerseits die Gesetztheit der Herren auf dem Kaffeetuch wünschte.

Zuweilen brachte er mir auch ein Buch: Agnes von Lilien, Jukunde von Castell, oder einen Roman von Lafontaine. Oh! welche Glückseligkeit erwuchs mir aus den Schicksalen dieser liebenden Paare! Die Leser der heutigen, der Tendenzromane kennen nicht die Wonnen, in die man sich damals hineinlas. Man litt, man weinte, man jubelte, man triumphirte mit den Helden und Heldinnen. Man stürzte hinab in die schwarzen Abgründe, welche Menschenbosheit gegraben, man schwang sich auf zu den Sternen gekrönter siegender Tugend, und all' das auf drei Seiten. Außer Legenden der Heiligen und Märtyrer, den Lebensgeschichten frommer Einsiedler und Asceten, hatte ich bei meinen Pathinnen kein Buch zu Gesicht bekommen. Mit welcher wonnigen Theilnahme setzte ich mich nach einem ausgelesenen Romane, in dem das Laster seine Strafe, die Tugend ihren Lohn, und alle Lebensräthsel ihre befriedigende Lösung am Traualtar gefunden hatten, in das Fenster mit der Aussicht auf den Klosterhof, und fühlte alle die Gefühle noch einmal durch. Welche romantische Bedeutung gewann das Verschwinden des Hauptmanns, wie spann ich sein Schicksal in meinen Gedanken aus. Von Paris ging er nach Egypten, von Egypten nach Sibirien, wurde dort

Digitized by Google

Feldherr oder König, oder sonst was. Aber daß er nicht geschrieben hat! Schreiben hätte er doch sollen. Ein solch' gänzliches Verschollensein widerstritt meinen romantischen Schicksalstheorieen. — Ein ungelöstes Räthsel und diese waren mir von Kindheit an wider die Natur.

Der Winter ging in den Frühling über, der Schnee schmolz von den Dächern, die Eisflora an den Scheiben thaute hinweg, die Tage wurden länger, Ostern war vor der Thür, und gleich nach Ostern sollte unsere Hochzeit sein. Unsere Wohnung im dritten Stock ließ der großmüthige Senator neu herrichten. Sie war ein Ideal von Nettigkeit. So weit ging des Onkels Güte, daß er uns sogar die Möbelschätze opfern wollte, welche ihm seine verstorbene Frau anno siebzehnhundertsechsundsechzig zugebracht hatte, und die all' noch in ihrer geschweiften Pracht und ihrem eingelegten Prunk in einer Kammer aufbehalten waren. Es bedurfte des hartnäckigsten Protestes von unserer Seite, den Onkel zu vermögen, von seiner Großmuth abzustehen. Er betrachtete die Erzeugnisse der modernen Schreinerei und Tapeziererei nur mit Geringschätzung. „Kreuzpapier! solcher Plunder, wenn man den zu meiner Zeit zu Markt gebracht hätte! Das ist ja Zeug für eine Puppenstube!"

Je näher der Hochzeitstag rückte, desto bedenklicher und ängstlicher wurden meine Pathinnen. Geschah es, daß ein Bote vom Baubüreau mit einer Meldung an Paul kam, oder ihn abrief, so flüsterte Pathe Susette: „Du läßt ihn doch nicht gehen?" Nahm Paul seinen Hut, um auszugehen, so faßte mich Pathe Clara krampfhaft am Arm und winkte nach der Thür hin, durch die er hinausgegangen war. Sie hatten ihn lieben gelernt, wie mich selbst, und Beide waren täglich und stündlich auf dem Sprung, ihn wie einen Ausreißer, der nur die Gelegenheit abpaßt durchzubrennen, am Rockschoß zu ergreifen. Sie waren so besorgt, als sollten sie ihn heirathen, nicht ich, und waren nicht zu überreden, daß keine Gefahr vorhanden sei, und daß das Verschwinden eines Bräutigams gerade nicht zu den alltäglichen Ereignissen gehört.

„Wenn er nur zu rechter Zeit wieder kommt, zum Abendessen, meine ich", sagte Susette, wenn Paul noch einen Gang zu einer Baustelle machte.

„Freilich kommt er zu rechter Zeit wieder, Pathe Susette, wo sollte er denn hingehen?"

„In den Krieg, zum Beispiel", erwiederte sie.

„Aber es ist ja jetzt kein Krieg, liebste Pathe, Napoleon ist ja gefangen, sicher und fest."

„Kann nicht wieder Krieg werden? So lange der Napoleon lebt, sind wir nicht sicher. Er wird einmal echappiren und da sein mit einer Heeresmacht ehe wir daran denken, und dann hast Du Deinen Paul gesehen", sprach Susette mit einer Zuversichtlichkeit, als hätte sie das Experiment des Stärkekochens oder des Geléemachens im Auge.

„Da bin ich nun ganz ruhig; Paul hat keinen kriegerischen Geist, den zöge der Napoleon nicht von meiner Seite, und wenn er ihm einen Marschallsstab böte."

Digitized by Google

„Aber die Jezabel!“ scherzte Clara, bedeutungsvoll nach der Burg hinüber winkend.

„Die nun gar“, sagte ich, laut auflachend. Mir gegenüber hing der Spiegel, aus dem ein frisches, fröhliches, blühendes Gesicht heraus lachte, das es nicht nur mit der dickzopfigen Sennerin im Spitzhut, sondern auch mit der geschminkten Jezabel in der Sammettoque aufnehmen konnte.

„Aus Dir lacht der Uebermuth“, sagte Pathe Clara mit altjungferlicher Ueberlegenheit. „Andere waren auch jung und — nicht garstig. Sag' nur nicht, wenn ein Unglück geschieht, Du seist nicht gewarnt worden!“

„Ich will wünschen, daß Alles gut abläuft“, sprach Susette mit einem Seufzer der Resignation, die auf Alles gefaßt ist. „Des Mannes Sinn ist wandelbar. Ging es mir nach, so wird die Trauung bei verschlossener Kirchenthür vorgenommen. Wünschen will ich, daß Alles gut zum Ende kommt — —.“

Und es kam Alles gut zum Ende. Ich wurde das geliebte glückliche Weib meines Paul und wir waren in unserem anmuthigen Nestchen so fröhlich wie das Schwalbenpaar, das unter dem Dache nistete. Paul war sehr beschäftigt und wenig zu Hause. Die Regierung hatte große Bauten und die gründliche Umgestaltung einiger alten Stadttheile beschlossen, welche, nachdem der Frühling eingezogen war, mit großer Thätigkeit und vielen Kräften in Angriff genommen wurden.

Das war Wasser auf des Senators Mühle. „Weg mit dem alten Gerümpel, den Kapellchen und Seelnonnenställchen und Klatschständen“, perorirte er, wenn ein altes geweihtes Gemäuer niedergerissen wurde. „Luft und Licht! Luft und Licht! Fort mit den Steinen des Anstoßes! Neue Straßen brauchen wir, luftige Häuser, und wenn wieder ein Kloster Platz machen soll, da helfe ich selbst mit handlangern. Ph — — h! Ph — — h! Luft und Licht! — Gerade Straßen und ein freies Wort. Wie haben's denn die Römer gemacht? Ganze Städte niedergebrannt und neu aufgebaut. Und erst der Napoleon, der Hauptumstürzler! In dem Stück wollen wir ihm nachahmen, in dem schon, und in zehn Jahren werden wir erst sehen, daß er auch manches Gescheidte that, manchen Sauerteig ausfegte. Ph — — h! Ph — — h! —“

Da ich fast den ganzen Tag Strohwittwe war, brachte ich die Nachmittage bei meinen Pathinnen zu, ging täglich mit ihnen zur Messe, wir knieten auf derselben Bank, in derselben Kapelle, gaben denselben Bettlern, die auch auf denselben Plätzen standen, wie von jeher. Ich sang mit ihnen, ich stickte mit ihnen und ließ mir, ohngeachtet meiner Frauenwürde, gern gefallen, unter ihrer zärtlichen verhätschelnden Botmäßigkeit zu stehen, wie vorher. Ach, warum nimmt sie mich denn nicht an ihre Brust und sagt: Du bist mein Kind! dachte ich oft im Stillen. Ihre altjüngferliche Sprödigkeit ließ dieses nie zu und Pathe Clara

Digitized by Google

wich allen Verständigungen damit aus, als verstände sie nicht, was ich meinte. Ach, wie tausendmal war ihr dieser Fehltritt, wol der einzige in ihrem ganzen Leben, vergeben, wie tausendmal hatte sie ihn gebüßt auf ihrem freudenlosen beraubten Wege!

Paul und ich, wir sprachen oft davon, und er meinte, seinetwegen wolle sie sich nicht als Mutter bekennen, daher müßte auch das Geheimniß mit zarter Schonung behandelt werden. Auch von dem Hauptmann sprachen wir oft; Paul bekam das Bild einst zu schauen, mit einem verwundert zärtlichen Blick verglich er dessen Züge mit den meinen.

„Ich bin ihnen Beiden dankbar, daß sie mir ein so braves, liebendes Weibchen beschieden haben", sagte er damals; damit war die Sache ausgesprochen und ich nannte den Hauptmann bei solchen vertraulichen Gesprächen meinen Vater. Ach, tiefe Wehmuth erfüllte mein Herz bei dem Gedanken, daß er vielleicht in fernem Lande, wie Clara glaubte, in Sclaverei und Elend schmachtete, oder schon längst auf irgend einem Schlachtfelde moderte, wie Pathe Susette sich nicht nehmen ließ.

„Warum er aber doch nicht geschrieben hat?"

Hundertmal gedachte ich der Worte des Senators: Des Weibes nothwendigste Tugend ist die Liebe, aus ihr gehen alle anderen hervor. — Paul war ein bedeutender Mann, an Tüchtigkeit, Bildung, Wissen und Gesittung den meisten seiner Collegen weit überlegen, und ich ein pures Gänschen. Aber meine Liebe zu ihm, meine herzliche, verehrende Liebe leitete mich bald in die rechten Bahnen; er lehrte mich, ich lernte und strebte vorwärts. Ein solches Streben trägt ein unaussprechliches Genügen in sich, und es gab wol keine Familie in der großen Stadt, die glücklicher war, als die in dem rothen Hause auf der Klippe.

Da fiel ein Schlag in dieses Stillleben.

Das große Drama war geschlossen, Napoleon gefangen, die Welt erfreute sich des Friedens, und nothwendig hoben sich Handel und Verkehr nach langem Darniederliegen. Die freisinnige Regierung erweckte Muth und Kraft und Unternehmungen regten sich überall, Bauten entstanden auf allen Seiten. Besonders waren es Amtsgebäude, die in Angriff genommen wurden, und die drängte man aus der winklichten Altstadt in's Freie hinaus, die Klostergebäude der Stiftskirche waren bereits in das Regierungsgebäude umgewandelt. Auf der andern Seite sollte ein großer Gymnasiumsbau eine neue Straße beginnen.

Dagegen stemmte sich das rothe Haus auf seiner Erhöhung wie eine Klippe. Um und um wurden alte Häuser niedergerissen, lagen Berge von Schutt, stiegen neue Mauern und Gerüste auf, nur das rothe Haus stand wie eine Reliquie aus einer andern Zeit da. Standhaft hatte der Senator allen Anerbietungen zum Verkauf widerstanden, obwol er mit Vergnügen sah, wie um ihn und neben ihm Alles neu wurde. Wer konnte sich auch den Senator ohne sein rothes Haus, oder das

Digitized by Google

rothe Haus ohne den Senator denken? Es wurzelte so fest, so kerzengerade, so langlebig wie er selbst im Boden. „Wenn ich das Haus hergebe, dann begrabt mich nur", sagte er.

Eines Tages kam er, den Hut unterm Arm, mit offnem Rock von einem Gang in die Stadt zu den Fräuleins, welchen ich eben den Bericht Automarchi's über Napoleon's Krankheit vorlas.

Der Senator war wider seine Weise schweigsam und verlegen. Wer hatte den Senator Dräxl jemals wortarm oder verlegen gesehen?

„Ist etwas mit Paul vorgefallen?" fragte Pathe Clara besorgt.

„Ist er fort?" schrie Pathe Susette erschreckt auf.

„Nichts ist mit Paul vorgefallen, nichts, so viel ich weiß", antwortete der Senator bedächtig und blies große Wolken Bedrängnißhitze, „aber in Kurzem werden wir Alle fort sein. Ja! sehen Sie mich nur drauf an. Kreuzpapier! mich so übertölpeln zu lassen! Denken Sie nur", fuhr er mit einem Ton der Selbstironie fort, „denken Sie nur, ich habe das Haus verkauft, ja! das habe ich, der Senator Dräxl, gethan! Was sagen Sie dazu?"

Er verschränkte die Arme, warf ein Bein über das andere und schaute mit einem solchen Stirnrunzeln und Kopfschütteln von Einer zur Andern, als sei Der, der das Haus verkauft habe, ein Esel vom reinsten Wasser und verdiene eine Peitsche vom besten Leder.

Nadel und Scheere entfielen den Händen der Fräuleins, und mir die Zeitung.

„Das Haus verkauft!" sprach ihm ein dreifaches Echo nach.

„Ja! — Denken Sie, die Ablösungscommission, der ich so oft widerstanden habe, faßte mich heute bei meinem Gemeinsinn, meiner Bürgerpflicht, bei meiner Loyalität, stellte mir das Beispiel der Römer vor, die Alles opferten für das Gemeinwohl — denken Sie, sogar dahinter sind sie gekommen — rieben mir meine Principien unter die Nase — was sagen Sie dazu? Eine Ablösungscommission und sich hinter Principien zu stecken — kurz, das Haus ist verkauft, und wer sich kopfbeuteln möchte, der ist der Senator Dräxl — Ph — — h! — Ph — — h — h — h!"

„Beruhigen Sie sich, lieber Onkel!" sagte Paul, der eben nach Hause kam, „eine Weigerung hätte Ihnen auch gar nichts geholfen. Was Sie nicht freiwillig hergegeben hätten, das würden wir genommen haben; das Haus wäre jedenfalls expropriirt worden. Das Haus steht in unserer Linie, das Haus und der Hügel müssen fort. Es ist Ihnen gewiß lieber, auf diese Weise loszukommen und das Princip der Freiheit und Unabhängigkeit zu retten. Ehre gerettet, Alles gerettet! Und das Haus müssen wir haben!"

„Was sagen Sie dazu, meine Damen? Was sagen Sie dazu?" rief der Senator mit dem gewohnten Feuer. „Das Haus, das ihn seit seiner ersten Kindzeit beschirmt und beschützt hat, aus dem er seine ersten

Digitized by Google

Seifenblasen steigen, seine Trommel ertönen, seine Fahnen fliegen ließ, das verdammt er — ein gottloser Sohn — zum Tode. Hab' ich deswegen einen Architekten aus Dir gemacht, daß Du mir den Boden unter den Füßen wegziehst?"

Eben so feurig und ernsthaft perorirte Paul.

„Sie haben einen Architekten aus mir gemacht, auf daß der Staat tüchtige Gehülfen in seinem Umgestaltungswerk hat, daß er dessen Bürgern luftige, gesunde Wohnungen baut, das alte Gerümpel der Kapellchen, der Klatschstände, der Seelnonnenständchen niederreißt und neue Straßen, luftige Häuser schafft. Sollte hie und da ein Kloster niederzureißen sein, so weiß ich gewiß, würde der Herr Onkel selbst mit handlangern."

„Da höre Einer!" entgegnete der Onkel mit gerunzelter Stirn, hinter der jedoch die Freude und der Stolz auf seinen mannhaften Neffen lauerte, „da sehe Einer, was sich ein Onkel Alles vorrücken lassen muß. — Und wo sollen wir denn künftig wohnen?" fügte er mit seiner ausgiebigsten Stimme, seiner ausführlichsten Accentuation hinzu, „wo werden wir denn wieder ein Haus finden, in dem wir wieder so schön beisammen wohnen können? Weißt Du ein Haus, wo wir künftig unser Haupt hinlegen werden? He?"

„Zu dienen, Herr Onkel! ich weiß just so eins", antwortete unerschrocken der Examinand; „der Rath Melzel, dem das schöne Gartenhaus gehört, ist versetzt worden. Wie wäre es, wenn wir es kauften? Da haben wir Alle Platz; dazu der schöne Garten, die gute Lage nahe an der Stadt, und doch mitten im Park. Was meinen wir dazu?" fragte Paul in lustiger Laune und machte einen Kratzfuß aus alter Zeit.

„Der Melzel? — verkauft der das schöne selbstgebaute Haus? Ich meine, wenn wir es gekauft haben, werdet Ihr mit Spaten und Hacke darüber kommen und uns wieder hinaus expropriiren."

„Nein, Herr Onkel! unsere Straßenpläne liegen alle im Westen und jener Theil bleibt der Anlagen und des Schloßgartens wegen unberührt. Das wäre ein excellenter Plan! Von dort aus durch den Schloßgarten habe ich nur ein paar Schritte in's Baubureau und kann manche Viertelstunde daheim zubringen, während ich von hier aus einen langen Weg zu machen habe."

„O Du schlauer Paul!"

Ich fiel dem Onkel um den Hals. „Ach, guter Onkel, wenn wir künftig unsere Abende anstatt im Zimmer, im Garten zubringen könnten, wie würde ich mich des Gartens annehmen, wie wohlthätig würde das Grün auf die Augen der Pathinnen wirken."

„Und wie würde der Vogel erst wieder aufleben, wenn sein Käfig den ganzen Tag im Freien hinge! Das setzte seinem Leben zehn Jahre hinzu", sagte Paul mit einem Winke nach den Fräuleins.

Ich wendete mich rasch um. Keine hatte bisher ein Wort gesprochen. Ach, sie sahen so trostlos, so beraubt aus, als sei ihre ganze Existenz vor ihnen eingebrochen.

Digitized by Google

Für schwache Seelen ist jeder Wechsel, jedes Losreißen von dem Gewohnten ein Todesurtheil. Besonders ist es das Aufgeben einer Wohnstätte, was so unglücklich macht, und ein altes Herz gewöhnt sich nur widerstrebend an neue Räume. Das Haus, die Wohnung, die man so lange bewohnte, ist ein Kalender des vergangenen Lebens, ein Depot aller Fest- und Werktage, leicht zu überschauen, und man meint, mit ihm ein gelebtes Leben selbst aufzugeben. Ein solcher schmerzlicher Wechsel stand jetzt den Pathinnen bevor, und ich sah mit bitterm Mitgefühl, wie das Leid über ihnen zusammenschlug, denn sie hingen mehr als sonst Jemand an dem Gewohnten. — Ich sah sie flehend an.

„Dem Vogel", hob endlich Pathe Clara an — „dem würde es gefallen."

„Wenn nur keine Katzen —", setzte Pathe Susette besorglich hinzu.

„Katzen werden polizeilich ausgewiesen", nahm Paul das Wort, „und der Vogel wird an einem geschälten Mastbaum aufgezogen, der so hoch ist, wie der Petersthurm. Und für diesen Nachmittag schlage ich den Damen einen Spaziergang nach dem Gartenhause vor. Was sagt meine kleine Clara Susette dazu? Es ist nur, um eine passende Stelle für den Vogelkäfig auszufinden."

Die Clara Susette sagte von Herzen Ja. Der Spaziergang wurde gemacht. Es war ein heiterer, sonniger Apriltag. Schon begannen die Bäume grüne Schossen zu treiben. Hyacinthen, Narcissen, Crocus und Leberkraut waren in dem wohlgepflegten Garten in vollem Flor, und jenseits des rasch dahin fließenden Baches, dessen milchiges Wasser zeigte, daß es vom Alpenschnee genährt wurde, lag der Park mit seinem grünen Rasen, seinen Büschen und dem heimlichen Dunkel seiner Buchen und Tannen. Mein Herz schwoll vor Freude und Rührung, als ich die stillen Gründe und Fluren betrachtete, die ich fortan vom Morgen bis zum Abend in allen Jahreszeiten und Beleuchtungen schauen sollte.

Was ist es, das die Seele sänftigt und entzückt bei'm Anblick einer grünen Wiese, eines blühenden Blumenbeetes, des dunklen, rauschenden Waldes! Ist es das Gedeihen, das tröstet? — die Schönheit, die entzückt, oder die ahnungsreiche Mahnung des schaffenden, sorgenden Weltgeistes? — Ich hatte von jeher Alles lieb, was Vegetation heißt. Ein Grasbüschel am Wege, ein Krautkopf, ein wilder Strauch beschäftigten gleich sehr mein Interesse. Und all' dieses, der ganze Garten mit seinen Blumen, seinen Gemüsebeeten und seinen Spalierbäumen, seiner Aussicht über den Park, all' das sollte mein sein, vom Morgen bis zum Abend. In stummem Entzücken fiel ich den guten Pathinnen um den Hals, erst Pathe Clara, dann Pathe Susette, dann zog ich sie alle Beide in meine Arme, bei ihrer Schmächtigkeit ein leichtes Geschäft.

Meine Pathinnen waren so seelengut, um nicht bei meiner Freude das eigene Leid zu vergessen. Das Haus war sehr schön und bequem, und willig gingen sie auf meine Eintheilungspläne ein. Die obere Etage hatte ein sehr großes Mittelzimmer, einen Balcon — bei welchem der

Digitized by Google

Baumeister alle speciellen Bedürfnisse des Canarienvogels im Auge gehabt haben mußte, so passend war er für ihn befunden, und da sollten die Pathinnen wohnen. Die Hälfte der Parterrezimmer sollte der Senator bewohnen. Die andere Hälfte gab ein Wohnzimmer, ein Besuch- und ein Schlafzimmer für mich und Paul, und dieser hatte in der Mansarde noch ein prachtvolles Arbeitszimmer, das Juwel des Hauses, denn es hatte die Aussicht in's Gebirg, nämlich — so sagte Paul, wenn man sich auf einen Stuhl und dort auf die Zehen stellte, so kamen über den Buchenwipfeln zwei weiße Flecke wie große Schneeballen zum Vorschein. Das aber war Verkleinerung. Denn wenn man die rechte Richtung nahm, zwischen dem dritten Fenster und der Thüre, sah man ganz deutlich die Gipfel des berühmten Deckelsteins glänzen.

Auf dem Heimwege wurden specielle Einrichtungen getroffen, ich hatte es ja aus Allem gemerkt, daß der Kauf des Hauses so gut wie abgeschlossen war. Ich kannte Paul's Weise so gut. Der große Stickrahmen wurde placirt, die Christkindchen auf's Beste einquartirt, die geschweiften Kommoden mit den porzellanenen Schäfern und Schäferinnen kamen genau so an die Pfeiler zu stehen, wie im rothen Haus, und die ausgestopften Vögel auf ihren Postamenten nahmen sich hier, wo sie überall einen Hintergrund von Wiesen und Bäumen hatten, gewiß besser aus als in dem finstern Hause auf dem Schloßplatze.

„Wären wir bei der Wohnung auf dem Kirchenplatz geblieben, so säßen wir heute noch ruhig und fest", sagte Pathe Clara. Ein leiser Vorwurf bebte in ihrer Stimme.

„Du wolltest ja nicht einziehen", erwiederte Pathe Susette, „Dich schreckte der Sarg im Hinterhause."

„Ich meine nur", fuhr Pathe Clara nachdenklich fort, „wenn Er —"

„Kommen Sie, dort winkt uns Paul. Wir müssen ihn in seiner Autorität schonen." Mein scharfes Auge hatte ihn auf einem Schutthaufen entdeckt, als wir uns dem rothen Hause näherten. Hinter demselben war der Bauplatz und war die Mauer eingerissen worden, welche den Klosterhof, in den ich von meinem ehemaligen Stübchen sah, von der Straße trennte. Schon lange hatte ich gewünscht, diesen Ort meiner stillen Betrachtungen zu betreten.

„Kommen Sie, liebe Pathe Clara und Susette, geben Sie mir die Hände, treten Sie nur fest auf diese Bohle — so — da sind wir. Ach, der Klosterhof! Wie oft habe ich da herunter geblickt!"

Es war an diesem stillen Orte wie in einem Ameisenhaufen. Die Maurer arbeiteten mit Picke und Haue an dem festen Gefüge der Umfassungsmauer, die nach Art der alten Klosterbauten nur langsam und hartnäckig dem Zertrümmerungswerk nachgab. — Andere gruben in die Tiefe zu einer Grundmauer. Der herausgeworfene Schutt wurde sogleich auf Karren fortgeschafft. Einzeln, einer hinter dem andern schoben die Arbeiter die schweren Karren mühselig auf dem gelegten Bahnbrete den hohen Schuttberg hinauf, und nachdem sie den Karren mit der Last

Digitized by Google

umgestürzt hatten, auf der andern Seite raschen Laufes hinunter. Mit Freude und Stolz blickte ich auf meinen Paul, der Alles leitete und oh! mit welch' inniger Befriedigung, wie sie sich Alle bestrebten, ihm gerecht zu werden, seine Befehle auszuführen, und wie sich Jeder etwas zugute darauf that, wenn der Herr Ingenieur das Wort an ihn richtete.

„Treten Sie hierher, Pathe Clara und Susette, hier sind Sie vor dem Staub gesichert", sprach er — „ich muß Ihnen nur zeigen, auf welch' schwachen Füßen unser Haus steht. Ja, ja, es hilft kein Zittern für den Frost, und wir müssen bald ausziehen, recht bald sogar, wenn wir nicht riskiren wollen, eines schönen Morgens sammt unseren Betten in ein Gewölbe hinunter zu rutschen."

„Mein Himmel", rief Pathe Clara besorgt, „wir müssen doch die gesetzliche Frist haben, auszuziehen?"

„Wir können doch nicht mit Sack und Pack davon laufen, wie ein Abbrändler", fügte Pathe Susette hinzu. „Die Vorhänge müssen gewaschen, das Kupfer und die Zimmer geputzt, die Bilder gefirnißt, die Betten gesonnt werden. Auch möchte ich nirgends einziehen, wo nicht Alles gefegt und gereinigt ist. Vier Wochen wenigstens, Clara, was meinst Du?"

Pathe Clara stimmte ihr bei. „Wenigstens, allerwenigstens", sagte sie.

„Wollen sehen, was sich thun läßt", sagte Paul in seiner fröhlichen Weise, „kommen Sie nur daher, komm her, kleine Sennerin — so — da schauen Sie hinab in dieses schwarze Gewölbe. Wir haben da nach Grund gegraben zu einem feuerfesten Gewölbe für das Archiv, wenn Kriegsnoth oder Feuersgefahr dräuen sollten, und finden da den allerprächtigsten gewölbten Bau. Dieses Gewölbe muß noch zur Hofkirche gehören, es stößt an die Fürstengruft, die Verbindungsthür ist, wie es scheint, zugemauert. Nun stellen Sie sich einmal hierher, sehen Sie, dieses Gewölbe geht unter dem Wall hin, auf dem unser Haus steht, und sehen Sie, wie auf dieser Seite die Mauer ihn nicht mehr stützt und zu bröckeln beginnt. Auf dieser Seite muß ich aufhören lassen zu arbeiten, sonst würde das Haus einstürzen. Aber ausziehen, das müssen — — Was giebt's da unten?"

Die Arbeiter, die an der Bresche beschäftigt waren, verloren sich, Einer um den Andern, in das Gewölbe unten.

„Was giebt's? Was habt Ihr gefunden? — Ein Gerippe? — Nun, das ist wol natürlich in einer Gruft. Aber den prachtvollen Quaderbau sollten Sie doch sehen. Ja, ja, die Klosterherren wußten zu bauen, vornehmlich die Jesuiten. — Oberpolier Hartmann, wenn Sie es doch meinen Damen möglich machten, da hinunter zu kommen."

„Nichts leichter, Herr Ingenieur!"

Der Oberpolier Hartmann hatte ein paar trotzig blickende Augen, einen grauen Schnurrbart, aber ein frisches, treuherziges Gesicht. „Komm her, Kaspar, da eine Bohle her — die breite dort, und daneben noch eine — so. Setzt unten etwas an, damit sie nicht nach-

Digitized by Google

geben. — Ist's fest? — Ganz tüchtig! — Kommen Sie nur, Herr Ingenieur!"

„Komm, kleine Sennerin — Hartmann, geben Sie meiner Frau die Hand — ich führe die Fräuleins — so — kommen Sie ohne Furcht —"

Die Pathinnen kreischten ein wenig und sträubten sich, als die Reihe an sie kam. Aber die Einfahrt war nicht so schwierig. Der Schutt hatte einen Abhang gebildet und ich war an der starken Hand Hartmann's sicher unten angelangt.

Da unten war es sehr finster und man mußte das Auge erst ruhen lassen, ehe man in dem spärlichen Lichte, das durch die Bresche drang, etwas erkennen konnte.

„Sehen Sie sich einmal dieses Gewölbe an! In der Mitte läuft es in einer Säule zusammen. Das ist ein Bau, wie wir ihn mit all' unserer Erfindung und Theorie nicht mehr zu Stande brächten. Sehe Einer nur einmal diese Quaderfügung! Hartmann, ist diese Säule nicht ein Prachtwerk?"

Hartmann bewunderte den Bau gleichfalls. Was Kostbares sie daran sahen, konnte ich nicht entdecken, denn mein Auge traf nur auf schwarze, in einander fließende Massen, aus denen sich einzig die ebenfalls schwarze Säule breit und dick heraushob. An ihrem Fuß aber lag etwas Weißes. Ein Schauer durchrieselte mich. Da lag ein Gerippe lang ausgestreckt und durch die Muskelbänder noch fest zusammenhängend.

Meine Pathinnen schrieen auf. Oben in der Bresche erschien der Kopf des Senators. „Was macht Ihr da unten? Wollt mir das Haus unterminiren — — schöne Geschichte das", fuhr er athemlos fort, als er herunter gekommen, „wenn Ihr so fortfahrt, so stürzt mir das Haus über dem Kopf ein — — Dieses niedere, weit ausgreifende Gewölbe sieht aus wie ein ausgemauertes Grab!"

„Das ist es doch auch, Onkel. Sehen Sie, da liegt ein Todter", sagte ich.

„Wahrscheinlich ein Prinz des fürstlichen Hauses", meinte Pathe Clara.

„Oder eine Prinzessin", fügte Pathe Susette hinzu und trat ehrerbietig zurück.

„Für eine Prinzessin ist das Skelett zu lang, das muß ein Mann, und zwar ein ungewöhnlich langer, gewesen sein", sagte Paul, „sehen Sie — über sechs Fuß; das muß eine Gestalt gewesen sein, größer als ich."

„Und Prinzen und Prinzessinnen begrub man meines Wissens nicht, indem man sie auf die bloße Erde legte", nahm der Senator in seiner nachdrücklichen accentuirten Weise das Wort, indem er sich auf das Skelett niederbeugte, „die wurden einbalsamirt und in ein halb Dutzend Särge eingeschachtelt. Wißt Ihr warum?" wendete er sich an die Arbeiter, die die Stelle umstanden. „Das will ich Euch sagen: damit sie

Digitized by Google

bei der Auferstehung, wo sie weder Kammerdiener noch Kammerfrau um sich haben, keine Mühe haben, ihre Gebeine zusammenzusuchen. Ja, so ist's. — Ph— —h—! Ph— —h—! Von unser Einem wird erwartet, daß er es selbst thue."

Die Arbeiter verzogen die Gesichter über diesen apokalyptischen Witz und lachten in sich hinein. Er selbst lächelte darüber und blies einige Wolken von sich.

„Ich will Euch sagen, wer Dieser war; weder ein Prinz, noch eine Prinzessin. Der war ein widerspenstiges Schaf aus Pater Frank's Heerde — Gott hab' ihn selig — und Den — Gott hab' ihn zweimal selig — Den hat er zur Buße da herein gesperrt!"

„Susette, laß' uns gehen", sagte Pathe Clara ängstlich, „die Luft hier unten ist so dumpf. Laß uns gehen!"

„Der Senator redet auch so gottlos, daß Einem ganz schwach werden möchte. Komm, Clara Susette!"

„Onkel!" rief ich entsetzt, „reden Sie doch nicht so, Das wäre ja gräßlich! In diesem Gewölbe, von allen Lebendigen getrennt, sollte ein Mensch gelebt haben! Mir wird ganz weh!"

„Ein Mensch! — viele Hunderte! — Hat man denn nicht in fast allen Klöstern Leichen und Skelette an ganz absonderlichen Plätzen gefunden? Fräulein Clara, Fräulein Susette — was hab' ich oft gesagt? Sucht nur, und Ihr werdet sicherlich den Wasserkrug finden; das Brod wird freilich schimmelig geworden sein."

„Das sieht schon fast aus wie ein Wasserkrug, ist aber doch keiner", rief einer der Leute, und brachte aus einem Winkel einen dicht mit Schimmel überzogenen Gegenstand herbei.

„Hab' ich's nicht gesagt? Hab ich's nicht gesagt?" rief der Senator triumphirend, „wir werden noch ganz andere Dinge finden! Laßt sehen, was ist denn das? Leberwerk. Vielleicht eine Kuttengurte."

„Wahrhaftig in Gott! Das ist ja ein — lange doch Einer ein wenig Stroh herunter, ihr dort oben!" rief der Oberpolier, und fing an, mit dem dargereichten Stroh zu reiben, daß grünlich feuchter Staub in Wolken umherstob, „das ist ja ein Kaskett! Und das ist Riemenzeug, das ist eine Degenkuppel, das Messingbeschläg kommt ganz deutlich zum Vorschein, Buchstaben — in das Beschläge eingegossen — —"; mit einem Schrei des Entsetzens warf er plötzlich Alles von sich, als hätte ihn eine Schlange gestochen. „P U." Das ist ja die Degenkuppel meines Hauptmanns, das Kaskett meines Hauptmanns — der verschwunden ist — meines armen Hauptmanns — verschwunden seit zwanzig Jahren —!"

Der Mann sank auf den Schutthaufen, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte bitterlich.

Ich war erstarrt. Pathe Clara erbleichte und wankte, Paul fing sie in seinen Armen auf und trug sie hinauf in's Freie. Pathe Susette folgte. Ich war festgewurzelt und wies Paul zurück, der wieder herunter gekommen war, um mich zu holen. Ich konnte nicht von der Stelle.

Digitized by Google

Ich stand ja vor den Gebeinen meines Vaters, hier war er gestorben, auf dieser Stelle, einsam und verlassen von allen Menschen in dieser fürchterlichen Grabesöde, ach wer weiß mit welchen Qualen, mit welchem Kampfe!

Paul, der meine Erschütterung sah, umfaßte mich und hieß die Leute an ihre Arbeit gehen.

„Wir wollen diese Ueberreste sorgfältig sammeln. Aber glauben Sie denn wirklich, Herr Oberpolier, diesen Mann gekannt zu haben? Armaturstücke sehen sich gleich."

„Sehen sich gleich", sprach Hartmann ironisch nach, „diese Schuppenbänder, dieses Haussecol habe ich oft genug unter den Händen gehabt und geputzt und diesen Kreuzdorn an der Kuppel, die jetzt der Grünspan frißt, unter tausend wollte ich ihn erkennen. Er ist besonders geformt, und oft genug habe ich die Finger an ihm blutig gerissen."

„Sehen Sie", fuhr er nach einer Pause, sich gewaltsam bezwingend fort, „jetzt sind es zweiundzwanzig Jahre, da kam der Hauptmann hierher in Geschäften, er logirte im Goldenen Kreuz, und ich bediente ihn. Ich war damals beim Leibregiment. Drei Wochen war er hier, und ich habe hundertmal gedacht: jetzt, für diesen Mann könntest Du Leib und Leben geben. Meine Schwester, die Schänkmädchen im Goldenen Kreuz war, sagte das Nämliche, und Jeder, der ihn nur einmal gesehen, sein freundliches Wort gehört, war ihm zugethan mit Leib und Seele. Am Vorabend vor seiner beabsichtigten Abreise ging er aus, und — — niemals ward er wieder gesehen. Die Einen meinten Dies, die Anderen Jenes; aber wie man auch suchte und forschte — — nichts ward entdeckt. — Du braver Mann mußtest auf so elende, so nichtswürdige Weise zu Grunde gehen!"

Große Thränen rollten dem harten Manne aus den Augen und in den grauen Schnurrbart. „Herr Ingenieur! Sie sind ein braver Mann wie er, Sie respectire ich gleich nach Diesem hier, drum sollen Sie auch wissen, welch' ganz besonderes Interesse ich hatte, ihn wieder zu finden.

„Meine Schwester und ich wir waren Waisen, aber von braven Eltern, die früh wegstarben. Unser Vater war städtischer Wagmeister und hinterließ uns nichts als einen rechtschaffenen Namen. Ich kam zum Militär, die Marie mußte dienen. Im Goldenen Kreuz hatte ihre Stunde geschlagen, sie vergaß sich, und ein halbes Jahr darnach erfuhr ich erst, was ihr der Hauptmann gewesen. Junges Blut — und so fort — wer konnte es ändern — da kamen die Franzosen in's Land anno 97. — Ich mußte ausmarschiren. Elf Jahre war ich auswärts, in Spanien, in Frankreich, in Italien, und als ich wieder kam, erfuhr ich, daß die Schwester todt sei. Wohin das Kind gekommen, das sie geboren, wußte mir Niemand zu sagen. Bei einer alten Jungfer Salome in einem kleinen Landstädtchen, hieß es, wurde es erzogen, aber die war auch todt, als ich hinaus kam, und wahrscheinlich ist das Mädchen auch nicht mehr auf der Welt! —"

Digitized by Google

„Vielleicht doch", sagte ich und drückte voll tiefer schmerzlicher Rührung seine schwieligen Hände. „Wir wollen zu einander stehen, denn jenes Kind bin ich, und dieser da — ist mein Vater!"

Die Stimme brach mir in Thränen und Paul nahm mich in seine Arme und trug mich hinaus aus dieser Gruft.

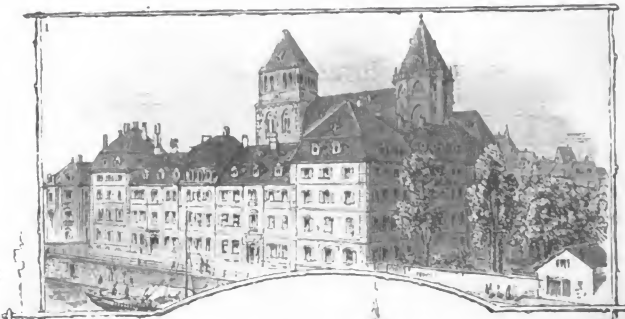
Am andern Tage wurde das rothe Haus geräumt. Die Gebeine des Märtyrers der Wahrheit und des freien Wortes wurden in geweihter Erde begraben.

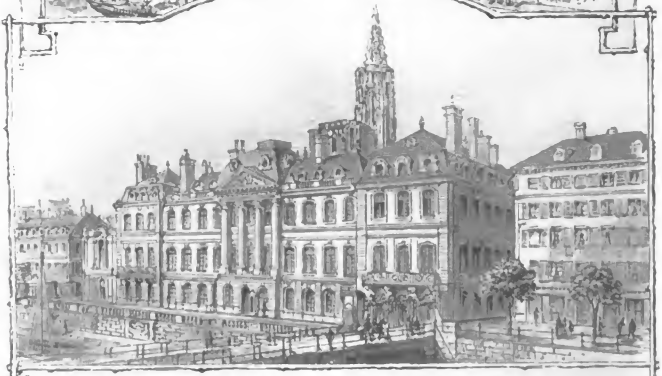
Ob das unglückliche Opfer jesuitischer Inquisition gemordet worden, oder ob er in dem fürchterlichen Gewölbe verschmachten mußte, wurde nicht aufgeklärt. Ein Wasserkrug wurde nicht gefunden.*)

*) Obige Erzählung hat eine wahre Begebenheit zur Grundlage, welche von einem noch lebenden Verwandten des, unter Karl Theodor auf die mitgetheilte Weise verschwundenen Hauptmanns P. Unruh, überliefert worden ist. Anm. d. Verfasserin.

Digitized by Google

Digitized by Google





Strassburg.

1. Thomaskirche und Thomasstift. 2. Universität von der Ill aus.
3. Universität vom Münster aus.

Digitized by Google

Unsere Weihnachtsfreude.

Von Wilhelm Hallmann.

Ja, Dich Gott, Du alte [illegible]
uns [illegible] so theure und [illegible]
[illegible] hat der Dämmer in die [illegible]
Deu[illegible] deutschen Geist [illegible]
[illegible] Fort über der [illegible]
[illegible] hebt mehr die fremde [illegible]
[illegible] verwandene Fabel, die [illegible]
[illegible] Ahnungen, das [illegible]
[illegible] ragenden Hellung[illegible]
[illegible] hebt die Bahn ihr [illegible]
[illegible] unser Leben in die sonnig[illegible]
[illegible] donnernd in den [illegible]
Ja, grüß Dich Gott, [illegible]
Dich [illegible] fest jenem [illegible]
[illegible], wie bist ich Dich fr[illegible]
[illegible] ich, die sie war? Hat [illegible]
[illegible] den überwunden [illegible]
[illegible] Wenn auch [illegible]
[illegible] Straßen sich aus [illegible]
[illegible] vorgängige Erfin[illegible]
[illegible] Licht?
Mag dem so sein [illegible]
[illegible], am Herd [illegible]
deren Straßen mit [illegible]
[illegible] Lust [illegible] immer stärker [illegible]
[illegible] sie [illegible] ihrer Zeit [illegible]
[illegible] fer, [illegible] Worte der [illegible]
[illegible], [illegible] aus [illegible]
[illegible] Zeit [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] die wallenden Zöpfe [illegible]
[illegible] zeigt die lustige „Com[illegible]
[illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] die wahre Weihnachtsfreude [illegible] kann, [illegible] so [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] blühen die [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] Wangen und Herzkoppchen über den [illegible] [illegible], jugendlich [illegible].

[illegible] sind [illegible] [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Unſere Reichshochſchule.

Von **Wilhelm Rullmann.**

Grüß Dich Gott, Du altes, liebes Straßburg! Du „wunderſchöne", uns Allen ſo theure, uns immer doch noch ſo feindliche Stadt!

Dort ragt das Münſter in die Höhe . . . Sei mir gegrüßt, Du ewiges Denkmal des deutſchen Geiſtes, der einſt hier waltete und wieder hier walten wird. Dort ſchimmert der Rhein, der raſcher, freudiger zu fließen ſcheint, ſeit er nicht mehr die trennende Grenze iſt. Das freundliche, aus dem Schutt auferſtandene Kehl, die proviſoriſch wieder hergeſtellte Brücke, die hohen Pappeln am Rheinufer, das Denkmal Desaix', die neuen, kleinen Häuschen in dem einſt raſirten Feſtungsrayon — Alles fliegt an uns vorüber, in weitem Kreiſe zieht die Bahn ihren Bogen, immer höher, immer ſtolzer ragt der Münſterthurm in die ſonnige Höhe — da fährt auch der Zug ſchon durch den Wall donnernd in den Bahnhof ein.

Ja, grüß Dich Gott, Du altes, liebes Straßburg! Dreimal hab' ich Dich geſehen ſeit jenem Herbſt von 1870, aber nie ſah ich Dich lieber als heute, nie hab' ich Dich freudiger begrüßt. Und doch — iſt ſie nicht dieſelbe geblieben, die ſie war? Hat ſie den Groll und den Haß gegen den überrheiniſchen Ueberwinder, mit dem ſie nichts gemein haben will, nicht treu bewahrt? Wenn auch äußerlich Manches ſich verändert hat, wenn auch ganze Straßen ſich aus dem Schutt erhoben, lebt nicht im Innern die finſtere, ſchweigende Erbitterung fort, die kein neues, thätiges Leben aufkommen läßt?

Mag dem ſo ſein — doch erſchien mir Alles anders am Tage meiner Ankunft, am Vorabend des großen Feſtes. Das iſt eine deutſche Stadt, deren Straßen wir heute durchwandeln; ſelten einmal trifft ein wälſcher Laut unſer Ohr. Immer ſtärker wird die Menge, immer zahlreicher treffen die Feſtgäſte ein; jeder Zug bringt Schaaren derſelben vom linken und rechten Rheinufer. Deputirte der auswärtigen Univerſitäten, alte Straßburger Studenten, Schauluſtige aus der Nähe und Ferne — Alles drängt ſich in fröhlichem Schwarm durcheinander. Ueberall Begrüßungen und Zurufe, überall Händeſchütteln und Umarmungen. Zwar nur von den Staatsgebäuden hängen die wallenden Fahnen herab; aber den mangelnden Reiz der feſtlichen Farben erſetzt die luſtige „Couleur", die manches bemooſte und unbemooſte Haupt ziert.

„Sie nahen, ſie kommen,
Die feſtlichen Schaaren,
Vandalen, Teutonen,
Und blaue Bavaren . . ."

Ja, es iſt eine wahre Völkerwanderung über den Rhein herübergezogen, wie ſie ſo bunt zuſammengewürfelt nicht einmal das fünfte Jahrhundert aufweiſt, und verwundert blicken die Straßburger auf die wallenden Fahnen, die bunten Mützen und Cerviskäppchen über den narbendurchkreuzten, jugendlich kecken Geſichtern.

Es ſind über tauſend Studenten zu dem Feſte eingetroffen, ein heiteres, bewegliches Völkchen, das ſingend und lachend die Straßen durchzieht, das

Digitized by Google

nur einen Gedanken hat, den Straßburgern die Herrlichkeit eines deutschen Burschen leibhaftig vor Augen zu führen, und nur einen Kummer — die kleinen französischen Biergläser.

Bis in die Nacht hinein dauert das fröhliche Treiben. In manchem Bierhause sitzen noch, nachdem „der Schwarm sich verlaufen hat", Philister und Burschen, alte und junge Herzen in traulichem Bunde vereint, „als Ritter von der Gemüthlichkeit". Andere kosten in Weinhäusern den elsässischen Traubensaft und mit Straßburgern anstoßend, suchen sie ihnen die Scheffel'schen Verse verständlich zu machen:

„Der Wein wächst fürwahr nicht zum Schmollen,
Der wächst zum Schmolliren heran!"

— und kräftig erschallt der Schluß des Festliedes:

„Stoßt an drum: Neustraßburg soll leben,
Soll wachsen und kraftvoll gedeihn,
Als Straße für geistfrisches Leben,
Als Burg der Weisheit am Rhein!"

* * *

Das war der Vorabend des großen Tages. —

Und er selbst ist schon vorüber, der herrliche Festtag, während ich dies schreibe; und wie würdig und schön er verlief, das ist längst in Hunderten von Blättern bekannt geworden, wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen.

Was hätte ich hier auch zu berichten? — Nur ein Bild möge festgehalten, oder, da dieses dem trockenen Worte nicht möglich ist, wenigstens angedeutet werden, das der Münsterbeleuchtung am Abend. In gewissem Sinne war dies der Höhepunkt des Tages, insofern nämlich, als nun auch die Bevölkerung Straßburgs allmälig warm geworden, dem Zauber des Festes sich nicht ganz entziehen konnte, dessen harmonischen Eindruck ein ärgerlicher Vorfall in einer Bürgerkneipe nicht stören konnte.

Es war ein herrlicher Anblick, als an dem Schiff der Kirche, die Galerie entlang und den majestätischen Thurm hinauf die tausend und tausend Flämmchen aufflackerten, wie schimmernde Perlenreihen, die den wundervollen Bau umschlossen. Gewiß, das Spiel der Abendsonne auf dem herrlichen Steingefüge gewährt einen weit künstlerischeren Anblick; aber diese künstliche Beleuchtung fällt mehr in die Sinne und auf dem dunklen Hintergrund der dämmernden Nacht läßt sie die harmonischen Formen des steinernen Riesen um so deutlicher, um so gewaltiger hervortreten. Auch das bengalische Licht äußert nun seine zauberhafte Wirkung und hoch auf dem Knopfe des Thurmes spielend umfließt es die Pyramide desselben mit wechselndem Farbenglanz.

Eine ungeheure Menschenmasse durchwogt den Münsterplatz. In der Mitte desselben spielt eine Militairkapelle und kräftig, von tausend Stimmen begleitet, donnert „Die Wacht am Rhein" in die Nacht hinaus, wie ein Schwur zu den Vogesen hin, daß man das wiedergewonnene Kleinod nicht wieder preisgeben wird. Wie theuer dies Kleinod uns Allen ist, die rührende, altehrwürdige Weise sagt es uns ja, die von der Musik jetzt angestimmt wird:

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt —"

Digitized by Google

Ein Pfand dieses festen Vorsatzes, dies Kleinod treu zu behüten, ist uns die Wiedererrichtung der deutschen Universität, der all' dieser Jubel gilt; und mit Adolf Stöber, dem elsässischen Dichter, rufen wir ihr zu:

„Nicht auf die Höh'n allein, auch in die Thale
Versende Deiner Strahlen Gluth und Schein:
Gleichwie beleuchtet heut' die Kathedrale,
So glänz' als Feuersäul' in's Land hinein.
Was nicht gelang dem Mörser und dem Stahle,
Nimm unsres Volkes Geist und Herzen ein.
Sei wie der Dom ein Fingerzeig nach Oben,
Wo alle Völker Gott im Lichte loben!"

* * *

Und nun, da das Fest verrauscht, sei es gestattet, der beginnenden Arbeit zu gedenken und einen Blick auf die Stätte zu werfen, an welcher zum Heile der Wissenschaft und des Friedens fortan gelehrt und gelernt werden soll.

Es war wunderbar, wie schnell und wie einmüthig nach dem Falle Straßburgs der Gedanke durch ganz Deutschland ging: Wir müssen die alte Universität wieder aufrichten! Wer hat diesen Gedanken zuerst gehabt? Niemand weiß es zu sagen. Ehe noch der Bibliothekar Dr. Barak von Donaueschingen sich das große Verdienst erwarb, die zerstörten Bibliotheken Straßburgs wieder aus der Asche zu rufen, sprach man schon allgemein von der Wiederaufrichtung der Universität und der Wille der Reichsregierung zeigte sich von vornherein im Einklange mit dem Wunsche der Nation. Mag auch dem „deutschen Professor" vielleicht die Initiative hier zu verdanken sein, sicher ist, daß dieser Gedanke nicht so begeisterten Anklang gefunden hätte, wenn die alte Universität nicht durch ein besonderes Band dem deutschen Volke gleichsam an's Herz geschlossen wäre — durch den Aufenthalt seines größten Genius.

Die Geschichte der berühmten Hochschule von dem Gründungsjahre 1621 an bis zum Jahre 1770, in welchem der jugendliche Goethe sie aufsuchte, gleicht doch am Ende einer vielbeschriebenen Tafel, deren Schriftzüge die Hand der Zeit verwischt hat; nur das Auge des Forschers entdeckt hier und dort einen einst gefeierten Namen, den Titel eines vormals berühmten Werkes, dem Auge des Laien starrt eine graue unbestimmte Fläche entgegen. Und hier dürfen wir noch ein anderes Bild gebrauchen: auch eine reiche Landschaft liegt oft farb- und glanzlos da, so lange ein trüber Himmel ihre Schönheit verhüllt; wenn aber plötzlich die Sonne durch den Wolkenschleier bricht, wenn ihre Strahlen hier einen Wald, dort eine Hütte, dort eine Felsengruppe streifen: dann stellen sich dem Wanderer oft Bilder dar, die ihm unvergeßlich bleiben. Mußte nicht so auch ein Strahl jener großen Dichtersonne auf die akademischen Häupter der alma Argentinensis fallen, um ihnen Unsterblichkeit zu verleihen? In diesem Sinne gilt gewiß auch für Straßburg und seine Hochschule, die den jungen Adler, der seine ersten Flügel regte, gastlich in ihre Mitte aufnahmen, jenes schöne Wort:

„Es ist vortheilhaft
Den Genius bewirthen; giebst Du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er Dir ein schöneres zurück."

Hat an der Liebe des deutschen Volkes zum Elsaß — die sicher besteht, in wie zweifelhaftem Lichte sie auch dem Elsäßer erscheinen mag — der

Digitized by Google

Aufenthalt unseres größten Dichters, der dort am Wendepunkt seiner Entwickelung stand, einen nicht geringen Antheil, so gilt dies auch von der straßburger Universität, abgesehen von der Bedeutung, die sie als das großartigste Versöhnungsmittel hat, das Deutschland dem wiedergewonnenen Bruderstamme darbringen konnte.

Es waren große Tage für Deutschland, aber traurige für die oberrheinische Hauptstadt, in denen der „Salon" einst seine Leser durch die Straßen der letztern führte, um schreckliche Bilder der Zerstörung an ihrem Auge vorüberziehen zu lassen. Diese Tage sind vorüber, und es ist gewiß, neues Leben blüht auch hier aus den Ruinen! Wenn wir heute wieder einen Gang durch Straßburg machen, so geschieht es, um auf die ersten Spuren dieses neuen Lebens hinzuweisen, dessen Träger und Förderer vor Allem die neue Universität sein soll. So suchen wir denn heute die Oertlichkeiten auf, die auf Vergangenheit und Zukunft derselben Bezug haben.

Unser erster Gang ist dabei freilich wieder — nach Ruinen. Wir richten unsere Schritte nach den Trümmern der neuen Kirche, der alten Dominicanerkirche, in deren Anbau einst die werthvollen Bibliotheken Straßburgs und das Museum Schöpflin's aufgestellt waren, und an die das ebenfalls verbrannte protestantische Gymnasium stieß.

Hohe kahle Mauern, ausgebrannte Wände, zerbröckeltes Gestein und einige Aschenreste, die der Wind noch zurückgelassen — das ist Alles, was von einem fruchtbaren Sitze der Bildung und Gelehrsamkeit übrig ist.

Hier auf dem Hofe des Gymnasiums stand einst die Bildsäule jenes trefflichen Stättmeisters Jacob Sturm von Sturmeck, dessen kühner Initiative das Straßburger Schulwesen seine Entstehung und erste Blüthe verdankt. Wenn, wie die „Straßburger Zeitung" kürzlich meldete, die Wiederaufrichtung dieses Monumentes eine beschlossene Sache ist, so entrichtet man damit den schuldigen Zoll der Dankbarkeit einen Manne, dessen Name in den Annalen seiner Vaterstadt unsterblich fortlebt.

Und in dem großen Saale des Gymnasiums war das hohe Bild jenes würdigen Rectors Johannes Sturm aufgestellt, der sich durch seine Organisation des Straßburger Gymnasiums in der Geschichte der Pädagogik ein unvergängliches Denkmal selbst gesetzt hat.

Von Geiler von Kaisersberg, dem Elsässischen Luther, und von Wimpheling, dem großen Humoristen des Elsaß, war die erste Anregung zur Gründung eines höhern Schulwesens in Straßburg ausgegangen. Aber erst, als Wimpheling's talentvollster Schüler, der junge Patrizier Jacob Sturm, das Amt eines Scholarchen verwaltete, kam die Bewegung für die Schule in vollen Fluß. Er war es, der seinen Namensvetter Johannes Sturm von Paris berief und ihm die Organisation der gelehrten Anstalt anvertraute. Am 28. März 1538 wurde das neue Gymnasium eröffnet, dem vom Rathe die Räumlichkeiten des verlassenen Dominicanerklosters neben der Kirche angewiesen wurden. Eine Inschrift an der letztern verkündete der Nachwelt, daß der Rath der Stadt dieses „ludum litterarium" im Jahre 1538 nach Beendigung des schweren Streites zwischen Karl V. und Franz I. der studirenden Jugend eröffnet habe „Präfecto primario Jac. Sturmio, rectore Joanne Sturm."

Diese beiden Männer waren es, die das Fundament zur spätern Hochschule legten; die Straßburg zu dem machten, was Bossuet von ihm rühmt,

Digitized by Google

„eine der gelehrtesten Städte der Reformation, derart, daß man sie von den frühesten Zeiten an als Muster der Disciplin allen anderen vorhielt."

Johannes Sturm arbeitete unablässig darauf hinaus, dem Schulwesen Straßburgs als würdiges Schlußglied eine Universität anzufügen. Er gelangte nur bis zu einer Akademie, die 1566 eröffnet und erst lange nach seinem Tode (im Jahre 1621) durch kaiserliche Privilegien zu einer universitas litterarum erhoben wurde.

Wenn uns so die neue Kirche mit ihrer Umgebung die Anfänge der Straßburger Hochschule in die Erinnerung zurückruft, so vergegenwärtigt sie uns zugleich auch die Blüthe derselben.

Denn hier redet noch jeder Stein, der von der Asche eines Buches oder eines Manuscriptes geschwärzt ist, von dem Andenken Schöpflin's.

„Ich, für meinen Theil", sagt Spach in seinem Essay über den großen Gelehrten, „betrete niemals das Vestibul mit Inschriften, Altären, Grabsteinen und Fragmenten von gallischen und deutschen Bildsäulen; ich nehme niemals in die Hand ein Buch aus dieser ungeheuren, von ihn gegründeten Bibliothek; ich dringe niemals in dieses Antikenkabinet, ohne das Andenken Schöpflin's zu segnen, und bin sicher, daß das Gefühl, welches ich empfinde, von allen denen getheilt wird, die inmitten der zeitgenössischen Bewegung den Cult der Studien, der Wissenschaften und Künste bewahrt haben."

Und eine einzige, von zerstörenden Flammen durchleuchtete Augustnacht verwandelte Alles, was an den großen Gelehrten erinnerte, in Moder, Asche und Trümmer! Armer Schöpflin! Aber freilich — sein verklärter Geist wohnt jetzt in jenen heiteren Regionen, in denen des Jammers trüber Strom nicht mehr rauscht. Und wenn ihm noch Macht geblieben wäre, uns, den Zerstörern, zu zürnen, wir haben ein Mittel gefunden, seinen Zorn zu versöhnen, indem wir die Hochschule wieder aufrichten, deren Zierde er war.

Ein halbes Jahrhundert wirkte Schöpflin an der Straßburger Universität. 1721 habilitirte er sich dort, 1771 starb er.

„Im Badenschen geboren, in Basel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradiesischen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten und wohlgelegenen Vaterlande." So sagt Goethe von ihm und in der That beschäftigten ihn schon frühe Forschungen über die Geschichte jenes schönen Herzogthums Allemannien, von welchem das Elsaß, Baden und Theile Württembergs und der Schweiz die modernen Bruchstücke sind. Das Elsaß insbesondere ist es dann, dem er seine ganze Arbeitskraft widmet; eine riesige Arbeitskraft, deren unvergängliche Monumente seine Alsatia illustrata und diplomatica sind. Von dem erstern Werke, das für alle Zeiten für die Geschichtschreibung des Elsaß grundlegend ist, erschien der erste Theil 1751 zu Colmar, der zweite trotz unermüdlicher Arbeit erst zehn Jahre später. Ludwig XV. belohnte dies monumentale Werk durch eine Pension von 2000 Livres, die neben einer Pfründe am Thomasstift Schöpflin völlige Freiheit des Schaffens sicherte.

Goethe trat dem würdigen alten Gelehrten, dessen Verdienste ihm damals noch unerreichbar schienen, nicht näher. Und doch giebt er in „Wahrheit und Dichtung" eine treffende Charakteristik von Wesen und Bedeutung Schöpflin's. Mit den Schülern desselben, Oberlin und Koch, dagegen stand er in freundschaftlichem Verkehr; Beide zeigten ihm wiederholt das Museum ihres Meisters, dessen genaue Beschreibung uns Oberlin überliefert hat.

Digitized by Google

Nur einmal trat der jugendliche Dichter in den Kreis der Verehrung, der sich um das greise Haupt des Fürsten der Gelehrsamkeit zog. Es war am Abend des 24. Nov. 1770, da er sich an einem Fackelzug betheiligte, mit dem man das fünfzigjährige Jubiläum des würdigen Greises festlich beging. Es ist der rechte Flügel des St. Thomasstiftes, unter dessen Fenstern sich die akademische Schaar versammelt. „Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftgebäudes erfüllten unsere Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß sie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Musikgeräusch kam er herab und trat unter uns; und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank und wohl gewachsene heitere Greis stand mit leichtem freien Wesen würdig vor uns und hielt uns werth genug, eine wohlgedachte Rede, ohne Spur von Zwang und Pedantismus, väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden, so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten- und Paukenschall erklang wiederholt und die allerliebste hoffnungsvolle akademische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause."

Es sind die Traditionen der höchsten Blüthe der Hochschule, die sich an dieses Thomasstift und an die Thomaskirche knüpfen.

In der letztern finden wir auch das Grabmal Schöpflin's. Es stellt den Eingang in eine Grabstätte vor, in deren Innern, zwischen zwei korinthischen Säulen, eine Urne aus weißem Marmor auf einem Altar steht, über welchem man das in Kupfer gearbeitete Seitenbild des berühmten elsässischen Geschichtschreibers erblickt. Die Unterschrift nennt uns den Tag nach Goethe's Promotion, den 7. August 1771, als den Sterbetag Schöpflin's.

Auch die Grabsteine Oberlin's und Koch's fallen uns in die Augen, von der Meisterhand Ohmacht's mit trefflichen Büsten und monumentalem Schmuck ausgestattet. Ein einfacher Denkstein zeigt uns endlich noch die Ruhestätte eines Mannes der Wissenschaft an, der nicht weniger, wie die genannten eine Zierde der Straßburger Hochschule war — jenes berühmten Hellenisten Johannes Schweighäuser, der zu Goethes Zeit bereits durch kleine akademische Abhandlungen die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich zog.

Die St. Thomaskirche, deren Fundament von schottischen Mönchen gelegt sein soll, ist eine der ältesten Kirchen der Stadt. Im Jahr 1007 durch ein Gewitter zerstört, wurde sie von eben demselben Bischof Werner wieder auferbaut, der im Jahre 1015 das Fundament des neuen Münsters legte, und von seinem Nachfolger Wilhelm eingeweiht, wie der Chronist uns dies erzählt:

„Dieser Bischof baut auch darneb'n
S. Thomans Kirch, noch bey seim Leb'n . . .
An des verstorb'nen Bischoffs statt
Man Wilhelmum erwählet hat,
Was an S. Thomans Kirch gebrach,
Bawt dieser Bischof auß, hernach
Weiht er sie, als die Jahrzahl war
Ein Tausend ein und dreißig Jahr."

Nach Königshoven wurden erst bei dieser Gelegenheit „us den münchen gemachet weltliche Dumherren". Und dieses Domcapitel, schon im Mittelalter als doctum chapitrum berühmt, sollte später der Mittelpunkt der Straßburger Hochschule werden oder wenigstens der Schwerpunkt, auf dem die materiellen

Digitized by Google

Lebensbedingungen derselben ruhten. Als nämlich im Jahre 1566 die Akademie gegründet wurde, erhielten die an derselben angestellten Professoren die Canonicats-Präbenden als Chorherren des Stiftes St. Thomä. Und von da an blieb, auch für die spätere Universität, das St. Thomasstift die allernährende Mutter für die Jünger der Weisheit, da die ersten Professoren aller Facultäten aus dem Stift ihre Einkünfte zu beziehen hatten und zum großen Theil in demselben auch wohnten.

Das St. Thomasstift wird auch der deutschen Hochschule der Zukunft als wichtiger Bestandtheil angehören. Hier werden sämmtliche Vorlesungen der evangelisch-theologischen Facultät stattfinden, und die Professoren Bruch, Reuß, Schmidt, Baum, Cunitz, die alle der frühern protestantischen Akademie angehörten, ihre bisherige Thätigkeit fortsetzen. In dieser Facultät wird nur eine einzige neue Kraft von auswärts hinzutreten, Professor Schultz aus Basel, der jedoch seine Vorlesungen erst im nächsten Semester eröffnen wird.

Das Gebäude der Akademie, zu dem wir nun weiter pilgern, erinnert an die Metamorphosen, welche die alte Hochschule in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durchzumachen hatte. Die Capitulation von 1681 hatte in einem besonderen Paragraphen die Rechte und Privilegien der alten Universität bestätigt. Eine besondere Ordre Ludwig's XIV. an den préteur royal vom Jahr 1685 gab zu wissen, daß der König „unterrichtet von den Rufe, welchen die durch die Kaiser in Straßburg gegründete Universität sich seit einer sehr langen Zeit erworben, und von dem Wunsche beseelt, der genannten Universität sich ebenso anzunehmen, wie der anderen seines Königreichs" — für die fernere Blüthe der Straßburger Hochschule zu sorgen ernstlich bedacht sei. In der That wagte man über ein Jahrhundert lang nicht an eine Institution zu rühren, die zugleich der Hort des Deutschthums in der oberrheinischen Provinz war; erst durch Beschluß der Regierung vom 30. Floreal des Jahres XI. (20. Mai 1803) wurde die Universität in eine protestantische Akademie verwandelt und am 7. November durch eine Rede Oberlin's eröffnet. Es war die Grabrede der alten deutschen Hochschule, in welcher er die Verdienste der Dahingeschiedenen aufzählte. Durch das kaiserliche Decret vom 10. Mai 1806, welches das gesammte höhere Unterrichtswesen Frankreichs ordnete, erhielt Straßburg eine kaiserliche Akademie mit fünf Facultäten, die bis in unsere Zeit fortbestand.

Im Gebäude der alten Akademie werden bei der neuen Organisation die naturwissenschaftlichen, mathematischen und juristischen Vorlesungen stattfinden. Hier werden Kräfte wirken, die aus allen Gegenden des Reichs herbeigezogen sind. Köppen aus Würzburg, Bremer aus Kiel, Laband aus Königsberg, Brunner aus Prag, Binding aus Freiburg — sie alle und noch andere Treffliche werden sich zusammenfinden, um die juristische Facultät zu einer der glänzendsten des Reiches zu machen. Auch die exacten Wissenschaften weisen bedeutende Namen auf und hier ist es gelungen, mehrere Kräfte der früheren faculté de sciences der neuen Hochschule zu erhalten.

Bei der medicinischen Facultät konnte dies leider nicht erreicht werden. Die alten Lehrkräfte derselben, zum größten Theil Elsässer von Geburt, werden in diesem Sommer ihre Vorlesungen in französischer Sprache zu Ende führen. Neue treten an ihre Stelle; Waldeyer aus Breslau, Hoppe-Seyler aus Tübingen, v. Recklinghausen aus Würzburg, Leyden aus

Digitized by Google

Königsberg u. A. Auch das deutsche Ausland, oder das ausländische Deutschland, wie man es nun nennen will, stellt hier sein Contingent; Schmiedeberg aus Dorpat, Lücke aus Bern und Gusserow aus Zürich sind für die neue Hochschule gewonnen worden. Die Vorlesungen werden in dem Gebäude der faculté de médecine und in den Kliniken abgehalten werden.

Noch ein Gang bleibt uns übrig — zum kaiserlichen Schlosse. In den Räumen desselben hat am 1. Mai die Feierlichkeit stattgefunden, mit der die Reichshochschule eröffnet worden ist. Das Absteigequartier gallischer Imperatoren wird von nun an ein Sitz deutscher Wissenschaft sein. Hier ist die Universitäts- und Landesbibliothek aufgestellt, die der Viertelmillion stattlicher Bände schon nahe gekommen ist; und hier werden endlich noch die Vorlesungen der philosophischen, historischen und philologischen Wissenschaften stattfinden.

Auch hier Namen vom besten Klange, die eine schöne Zukunft verbürgen. Nennen wir Einen zunächst, der sich eines europäischen Rufes erfreut, Max Müller von Oxford, der zwar nur provisorisch liest, aber höchstwahrscheinlich definitiv für Straßburg gewonnen werden wird. An den großen vergleichenden Sprachforscher reihen wir Springer von Bonn, der die Cultur- und Kunstgeschichte würdig vertritt, während Weizsäcker von Tübingen für Geschichte, Studemund von Greifswalde für classische Philologie, Laas von Berlin für Literatur und Liebmann von Tübingen für Philosophie berufen sind. Außerdem werden die Straßburger Professoren Spach, Heitz und Bergmann aus den früheren facultés de lettres und de sciences in die neue Hochschule hinübertreten.

Unsere Feinde — denn sie selbst betrachten sich noch immer als solche — mögen es uns selbst bezeugen Wir citiren aus dem „Siècle". Nachdem dieses Blatt das Verzeichniß der Vorlesungen, welche an der Straßburger Universität für das Sommersemester angekündigt sind, mitgetheilt, macht es seinem „gepreßten Herzen in folgenden Sätzen Luft: „Schämen wir uns nicht, es einzugestehen, daß dieses Programm ausgezeichnet ist: Eigenschaft der Professoren, Zahl und Verschiedenheit der Vorlesungen, Alles ist da. Deutschland hat aus seinen anderen Universitäten die besten Lehrkräfte gewählt und die neue Universität ist schon von der Gründung an eine der bestzusammengesetzten des Reiches. Mit solchen Elementen, Professoren im kräftigsten Alter und gut bezahlt, einer Bibliothek, die jetzt schon beinahe zweihunderttausend Bände zählt, kann man sicher das Zuströmen der deutschen Jugend nach Straßburg erwarten. Die Folgen sind vorauszusehen."

Und welche „Folgen", meint das französische Blatt, die es bei dieser trefflichen Ausstattung der neuen Hochschule voraussieht? — Nennen wir sie bei Namen: die Versöhnung des Elsaß! Hierin liegt vor Allem die Bedeutung des Ereignisses, das wir in den ersten Tagen des Mai festlich begehen: Deutschland konnte, wie schon früher bemerkt, dem unter tausend Schmerzen wiedergewonnenen Bruderstamme kein großartigeres Versöhnungsmittel entgegenbringen, als die Wiederaufrichtung jener Hochschule, die einst der Stolz des Landes und der Hort deutschen Geisteslebens gewesen war. Mag die Wissenschaft auch um ihrer selbst willen da sein und wirken, hier wird ihr Wirken auch die schönste Gabe der Humanität, die Versöhnung, im Gefolge haben; und da, wo die Kraft des deutschen Armes sich bewährt hat, wird hoffentlich auch der Athem des deutschen Geistes sich mächtig erweisen.

Digitized by Google

Die Schwalben.

Von **Karl Müller.**

Von jeher sind die Schwalben mit den Menschen befreundet gewesen, und überall wird ihnen der wohlverdiente Schutz gewährt, der ihnen die Ansiedlung in Stadt und Dorf gestattet. Wenn auch viele der neuerrichteten Bauten und Häuser nur in sehr geringem Grade die Bedingungen gewähren, unter welchen die Schwalbe gern nistet, und nicht wenige Hausbewohner des Schmutzes halber die Anfänge des Nestbaues mit Stöcken und Stangen zu entfernen bemüht sind, so giebt es doch unzählige Plätzchen mit warmer Lage, rauher Fläche und schützend hervorstehendem Dachrande, welche den lieben Gästen friedlich winken, und Tausende von Hausbesitzern nehmen gern eine kleine Unannehmlichkeit mit in den Kauf, wenn sie diesen treuen, anhänglichen Thierchen Obdach zu bieten im Stande sind. Freilich ist es der Schwalbe, der Rauch- wie der Hausschwalbe, am liebsten, wenn die menschlichen Wohnungen die Spuren des Alters und des Zerfalls an sich tragen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil damit die Gelegenheit zu bequemem Nisten sich mehrt. Wie manches Rauchschwalbenpaar ist schon durch das Ausbessern einer runden Fensterscheibe über der Thür des Pferde- oder Kuhstalles in bittere Verlegenheit gesetzt worden, weil kein anderer Weg zum Neste geöffnet war.

Mit Sehnsucht wird die Ankunft der Schwalben im Frühling erwartet. Sie ist der Vorbote der schönen Sommerzeit. Einen eigenthümlichen Zauber haben die Töne der Rauchschwalbe, wenn sie am Morgen nach ihrem Erscheinen an der heimischen Stätte ihr „Wittwitt" hören läßt oder gar zum ersten Male wieder mit ihrem Liedchen das Frühroth besingt. Einem langjährigen Gaste widmet man doppelte Aufmerksamkeit, und dem sinnigen Landmanne fehlt etwas, wenn das treue Rauchschwalbenpaar eines Frühjahrs nicht mehr über den Köpfen der gehörnten oder hufbeschlagenen Stallbewohner sein Nest bereitet und über dem Rücken des mückenumschwärmten Viehes nach Beute schnappt. Und welch' einen fesselnden Anblick bietet diese Edelschwalbe, wenn sie in kunstvollem Fluge die Luft durchschneidet, bald hier sanft dahin schwebt und nur zuweilen die Schwingen regt oder auch im plötzlich flatternden Aufschwung ein über sich entdecktes Kerbthier hascht, bald dort in Zickzack und kühnen Wendungen um Gegenstände zur Rechten und Linken oder geradaus in sausender Eile schießt, bald drüben über der Spiegelfläche des Teiches oder den schäumenden Wellen des Flusses in abwärts ausgeführtem Bogenflug das Gefieder netzt und im Auftauchen es schüttelt. So sicher ist ihr Flug, so fein und scharf ihre Wendung, daß sie durch Oeffnungen, welche nur den Umfang einer Mannsfaust haben, ohne Anstoß fliegt. Nicht minder unterhaltend erscheint sie, wenn sie auf einem Vorsprung des Gebäudes fußt, um zu ruhen oder ihre Federn zu putzen und zu ordnen. Angehaucht von lauem Zephyr oder angeregt von den Strahlen

Digitized by Google

der Sonne, schlägt sie wonnig mit den Flügeln und singt eine Zeit lang mit Hingebung ihr kurzes aber angenehmes Liedchen, während die Nachbarmännchen mit ihr wetteifern. Plötzlich verstummen die wohlgelaunten Sänger, denn es erscheint unter dem Warnruf „Dewihlit" ein Gefährte, der den gefährlichen Räuber, den Baumfalken, erblickt hat. Alle erheben sich entweder in die Luft, weitausstrebend, als wollten sie in weite Ferne von dannen ziehen, oder sie flüchten, wenn die Gefahr nahe rückt, bestürzt in die Ställe in Sicherheit.

Snell hat über die Signaltöne der Rauchschwalben eingehende Beobachtungen gemacht. „Sie signalisiren den Wanderfalken ebenso wie den Baumfalken. Die Rauchschwalben haben nämlich wie die meisten Vögel zweierlei Signaltöne: der eine, ein helles lautes Aufschreien, drückt mehr Zorn und plötzlichen Schrecken aus, der andere, ein tiefer flötender Ton („flüh, flüh"), ist der Ausdruck der äußersten Angst. Diesen letztern Alarmruf nun stoßen die Rauchschwalben beim Anblick des Wanderfalken aus, wofern er ihnen nicht schon unmittelbar auf den Fersen ist, und ergreifen zugleich eilends die Flucht. Dies ist so auffallend, daß man hiernach schon unterscheiden kann, ob ein Falco palumbarius oder ein Falco peregrinus in Sicht ist."

An schönen sonnigen Tagen erblickt man die Rauchschwalbe, gleich ihren Verwandten in höheren Luftschichten, weil unter diesen günstigen Witterungsverhältnissen auch die mancherlei Kerbthiere sich zur Höhe erheben, während an rauhen naßkalten Tagen oder bei Sturm die fortwährend auf Nahrung bedachten Vögel dicht zur Erde hernieder kommen um vorzüglich an geschützten Plätzen die so viel wie möglich trockene und warme Lagen suchenden Zwei- und Netzflügler sich anzueignen. Dabei bekundet die Rauchschwalbe ein scharfes Sehvermögen. Sie entdeckt selbst im Fluge die an den Wänden und Fenstern der Häuser still sitzende Beute und streift sie mit Flügelschlägen ab, um sie sofort mit dem weiten Sperrvogelschnabel aufzunehmen. Das Nest der Rauchschwalbe haben wir in Ställen, Scheunen, Schornsteinen, gemauerten Ziehbrunnen, unter Balken, über Thorwegen und in Hausfluren gefunden. Sie liebt einen Vorsprung über dem Neste als Schutz und eine Erhabenheit unter demselben als Stützpunkt. Das Material zum Neste besteht aus Erdklümpchen, denen Halme untermischt werden, welche neben Speichel, mit welchem das Ganze verarbeitet wird, zum bessern Halt dienen. In der Regel wartet der eine Gatte beim Bauen auf die Ankunft des andern, um ihm dann Platz zu machen. Erdklümpchen und Hälmchen werden zugleich aufgenommen und verwendet. Da nur der Morgen zum Baugeschäfte verwendet wird, so dauert es längere Zeit, bis das Mauerwerk vollendet erscheint. Mit der Absonderung des Speichels ist eine zitternde Bewegung des Kopfes und anstrengendes Würgen verbunden. Wenn eine Anzahl Klümpchen auf- und aneinander geklebt worden ist, so wird von den Schwalben Zeit zum Trocknen gelassen. Die Form des fertigen Nestes bildet den vierten Theil einer Hohlkugel, die Breite desselben beträgt acht, die Tiefe vier Zoll. Das Polster besteht aus zarten Halmen, Haaren, Federn und filzigen Stoffen mannigfacher Art. Dieses Polster ist oft jahrelang das einzige Bauwerk eines Rauchschwalbenpaars, welches ein und dasselbe Nest gern wieder benutzt. Nicht selten nimmt jedoch ein Paar Anstand aus irgend welchem unbekannten Grunde, das alte Nest zu beziehen und baut lieber ein neues daneben, oder darauf, woher es kommt, daß nach und nach

Digitized by Google

eine größere Anzahl von Wohnungen an einem Balken des Stalles entsteht. Uebrigens trifft man auch kleine Colonien von Nestern mehrerer Rauchschwalbenpaare an.

Die einigermaßen flugfähigen Jungen wagen sich gar bald auf die in der Nähe befindlichen, zum Fußen geeigneten Gegenstände, hocken im Gefühl ihrer Unsicherheit gern dicht nebeneinander und locken wie die Alten „witt witt", welchen Ton sie rasch hintereinander ausstoßen, wenn die vor ihnen in der Luft stehenden Alten sie füttern. Nach und nach erweitern sie ihren Flugkreis, kehren aber Abends noch zur Wohnstätte zu ihrer größern Sicherheit zurück. Wie schon das seine vier bis sechs dünnschaligen, blendendweißen, mit grauen und röthlich-braunen Punkten versehenen Eier zwölf bis dreizehn Tage bebrütende Weibchen zur Zeit rauher und nasser Witterung mangelhaft von dem Männchen versorgt ward, so müssen jetzt die futtergierigen Jungen in Folge der Ungunst des Wetters auch mit geringeren Gaben der sie und sich ernährenden Alten vorlieb nehmen. Sie halten sich noch längere Zeit vereinigt, bis sie selbst die Insectenjagd verstehen und betreiben. Viele Familien setzen sich, sichtlich von Behagen ergriffen, auf die Spitzen der Bäume und emporragenden sonstigen Gegenstände während eines warmen Regens nieder und lassen ihr Gefieder gründlich durchnässen, um es dann an geschützter Stelle zu trocknen und einzuölen. Zum zweiten Mal brüten die Rauchschwalben im August, und beide Bruten sammeln sich im Herbste mit Schaaren ihrer Brüder und Schwestern im Rohrdickicht, auf Thürmen und Häusern und verlassen uns des Nachts. Nur einzelne bleiben etwas länger bei uns und folgen endlich auch den vorangezogenen Schaaren.

Die nur zur Zeit der Herbstwanderung mit der Rauchschwalbe öfters vereinigte, sonst aber gänzlich von dieser geschiedene und zuweilen mit derselben wie mit ihresgleichen in Zank und Streit gerathende Mehlschwalbe (Chelidon urbica) bildet eine andere Sippe, ähnelt ihr aber in der Lebensweise sehr. Die Ankunft der Mehlschwalbe fällt in den April, einige Tage nach der Rückkehr der Rauchschwalbe. Da sie einer außerordentlichen Menge von Kerbthieren zur Nahrung bedarf, so wird sie durch den zeitweisen Rückschlag der Witterung manchmal in Noth versetzt, und traurig und matt habe ich unter solchen Einflüssen die gestern noch fröhlich im Aether sich wiegende Schwalbe andern Tags durch die Straßen fliegen sehen.

Während das Rauchschwalbennest nur den vierten Theil einer Hohlkugel ausmacht und demnach oben offen steht, bildet das Mehlschwalbennest die Hälfte einer solchen und hat nur seitlich ein Flugloch. Freilich macht unter Umständen die Wohnung nicht völlig eine Halbhohlkugel aus, denn gewisse Vorsprünge, an welche es angelehnt wird, hindern und machen überflüssig die Ausführung der Wölbung. Auch wird die Form durch den weitern Umstand beeinträchtigt, daß viele Schwalbenpaare ihre Nester neben- und selbst aufeinander colonienweise bauen. Das Baugeschäft wird nur Morgens vorgenommen. Man sieht gewöhnlich mehrere Paare eine geeignete Niststätte umkreisen und untersuchen. Sie probiren und prüfen erst, ohne Material herbeizutragen, die Plätzchen, wobei es zu Zänkereien kommt, welche durch Drohungen mit dem geöffneten Schnabel und ein wahres Raisonniren in Scene gesetzt werden. Wird eine besonders ergiebige Stelle entdeckt, so sammelt sich alsbald wie auf Commando oder Verabredung die ganze baulustige Schwalbengesellschaft der Nachbarschaft, und nun bietet sich

Digitized by Google

dem Beobachter ein wirklich unterhaltendes Schauspiel dar, wenn die im Gehen unbeholfenen, trippelnden Vögel bohnengroße Klümpchen Erde im Schnabel anfammeln und den Nestern zutragen. Selten, weit seltener als die Rauchschwalben mischen sie der Erde Strohhälmchen bei. Ihre Füße klammern sich mit großem Geschick an der Wand fest, und der ausgebreitete feicht gegabelte Schwanz dient zur Stütze. Die Klümpchen werden in derselben Weise wie von der Rauchschwalbe mit Speichel bereitet und sorgfältig aufgeklebt, keineswegs aber geglättet, sondern grob berappt. Zuerst entsteht ein Kranz von unten in Halbbogenform, auf welchem die Schwalbe nun einen bequemern Sitz hat und rüstig weiter mauern kann. Oefters wechselt nach Bedürfniß die mauernde Schwalbe ihre Stellung. Bald hängt sie sich außen an die Nestwand an, bald schaut sie von innen heraus. Letzteres geschieht insbesondere dann, wenn das Flugloch gemauert wird. Im Innern glättet die Mehlschwalbe gleich ihrer Verwandten ebensowenig das Nest aus, wie außerhalb. Wohl aber füttert sie es mit Stroh- und Grashälmchen, Federn, Wolle und sonstigen weichen Stoffen aus. Das Weibchen brütet allein über den vier bis sechs dünnschaligen, weißen Eiern, bei günstigem Witterungsverlauf zwölf bis dreizehn Tage, bei ungünstigem etwas länger, weil es alsdann wegen der mangelhaften Fütterung von Seiten des Männchens das Gelege verlassen und sich selbst auf die Kerbthierjagd begeben muß. Die flügge gewordenen Jungen bleiben darum so lange im Neste, weil ihnen die Natur das Luftmeer als den Hauptaufenthalt angewiesen hat. Die ältern der Brut drängen sich an dem Flugloch vor, weshalb die jüngeren um manchen Bissen kommen und bald verhungern müßten, wenn die Alten nicht Platz machten und in die Tiefe des Nestes sich zu ihnen drängten. Zirpend schauen die älteren Jungen den herbeifliegenden Eltern entgegen. Nachts hört man die Brut noch unruhig zirpen, und zu verwundern ist es, wenn man bedenkt, daß Alt und Jung in dem engen Raume Platz findet. Manchmal giebt aber auch die Nestwand nach und die ganze Gesellschaft wird an die Luft gesetzt. In Folge dessen bemerkt man auch da und dort ein noch nicht flugfähiges Schwälbchen, welches verlassen auf dem Dach oder Erdboden auf dem Bauche liegt, die Flügel zum Stützen beim Sichweiterbewegen gebraucht und sehnsüchtigen Blickes nach der Höhe um Futter schreit. Wenn die Jungen ausgeflogen sind, besuchen sie noch eine Zeit lang ihre Geburtsstätte allabendlich, bis es ihnen von den Eltern verwehrt wird, die zu einer zweiten, weniger fruchtbaren Brut schreiten. Die Atzung findet fliegend in der Luft statt. Die alte und junge Schwalbe fliegen sich entgegen, steigen ein wenig vor einander in die Höhe und unter Gezirp empfängt der Pflegling die Liebesgabe. Mitten unter großen Flügen erkennen unfehlbar alle Schwalbenpaare ihre eigenen Jungen.

Vor Eintritt des Herbstzuges sammeln sich die Schwalben eines Dorfes oder einer Stadt auf Dächern, Thürmen und sonstigen ihnen geeignet erscheinenden hervorragenden Gegenständen und halten Flugübungen, nicht, wie Suell meint, um sich kennen zu lernen, denn wenn man jemals gesehen hat, wie die ganze Schaar gleichsam commandomäßig hinausstürmt, sich auflöst und wieder zum Sammelplatz zurückkehrt, so kann eine gewisse Einübung als vorläufiger Ausdruck des immer stärker sich regenden und treibenden Wandertriebes nicht verkannt werden.

Von ungewöhnlichem Interesse ist für den sinnigen Beobachter die Nestbereitung der Uferschwalbe (Hirundo riparia), welche mein Bruder

Digitized by Google

eingehend beobachtet hat und von der er nachstehende Schilderung entwirft. Auf den ersten Anblick dürften wir das Thierchen kaum für fähig halten, ein Werk zu vollbringen, das ein Steinhauer mit dem Meißel nicht so trefflich auszuführen vermöchte; allein bei näherer Musterung seines kurzen, harten und spitz zulaufenden Schnabels, sowie seiner zum Ankrallen geschickten Füße wird das Räthsel gelöst. An den steilen Ufern von Flüssen, an hohen Dämmen und schroff emporstehenden Wänden der Hohlwege und Engpässe sucht sich die Uferschwalbe eine Stelle aus, wo der Boden weder zu locker ist, noch auch die Härte eines Felsensteines ein unüberwindliches Hinderniß wäre. Fest klammert sie sich an die rauhe Fläche, nachdem sie durch mehrmaliges Prüfen der Oertlichkeit unter kurzem, bogenförmigen Ab- und Zufliegen, oder auch durch langsames Vorrücken mit den Füßen dieselbe ausgewählt hat, und beginnt mit dem scharfen Schnabelteil bei eingezogenem Hals zu meißeln, während der losgelöste Sand theils in kleinen Stückchen abspringt, theils zur Seite des Vogels hinabrollt. Je nachdem es der Vogel für nöthig hält, rückt er mit den Füßen im Kreisbogen um den Punkt, wo er den Boden mit dem Schnabel bearbeitet, so daß dieser stets den Mittelpunkt bildet, von welchem aus die Vertiefung erweitert und fortgesetzt wird. Auf diese Weise richtet er ein ziemlich rundes Eingangsloch her, das eben groß genug ist, um ihm ein bequemes Einschlüpfen zu ermöglichen. Groß und bewundernswürdig ist die Ausdauer, mit welcher die Schwalbe aushöhlt, und einige Tage gehen darüber hin, bis sie ihr Werk vollendet hat. Zuweilen wird die Arbeit unterbrochen durch einen Flug in die Weite oder durch Ausruhen an dem Arbeitsplatz im Sitz, der uns viel unbequemer scheint, als er in der That dem Vogel selbst ist. Sobald ein breiterer Rand um das Loch gebildet worden, erhält der Künstler einen besseren Sitz, und immer mehr verschwindet sein Körper im Innern der Wand. Aber auch da ist ihm sein Platz bald mit dem Rücken nach oben, bald nach unten, bald nach den Seiten hin angewiesen, damit die Höhle nach regelmäßiger Form fortgeführt werden kann. Hat sich eine angemessene Menge von gelöstem Sand auf dem Boden der Höhle angehäuft, so leisten die geschäftigen Füße den Dienst des Ausscharrens, der um so beschwerlicher sein muß, je näher der Höhlengang seinem Ziele zugeführt wird. Der Sand wird nach und nach an den Rand geschleudert und ausgeworfen, wobei es jedoch die Vorsicht des Vogels zu verhüten weiß, daß die Krallen der Füße den festen Boden verletzen und zerbröckeln. Die Richtung, welche die Höhle nimmt, ist die schräg aufwärts laufende, offenbar in der Absicht eingeschlagen, um das Eindringen und Sich-Sammeln des Regenwassers zu verhüten. Der Vogel wird jedoch bisweilen in seiner Richtung durch irgend ein Hinderniß in der Gestalt eines Steines oder einer Wurzel gehindert und veranlaßt, dem Gang eine Biegung zur Seite zu geben. Auch mögen die Krümmungen Folgen der Art und Weise sein, wie die Ausbohrung geschieht. Die Tiefe, bis zu welcher die Schwalbe vordringt, ist verschieden; die gewöhnliche beträgt zwischen zwei und drei Fuß. Hierbei mag sowol die Bodenbeschaffenheit, als auch das Alter oder die größere oder geringere Ausbildung des Vogels entscheidend sein. Am Ende dehnt sich die Höhle etwas mehr aus, weil hier das kunstlose Nest angebracht wird, welches aus einer Unterlage von Heu, trockenen Kräutern und Federn verschiedener Wasservögel besteht, auf der die sehr kleinen, zart rosa-weiß gefärbten Eier im Juni gelegt und ausgebrütet werden. In dieser Weise sieht man an geeigneten

Digitized by Google

Plätzen ganze Schaaren von Uferschwalben eine Felswand bearbeiten, denn sie lieben die Geselligkeit, wie nur irgend ein Vogel. Oft sind die Wohnungen so dicht neben- und übereinander angebracht, daß nur eine wenige Zoll dicke Wand die eine von der andern scheidet. Es ist dann ein sehr unterhaltender Anblick, das thätige, muntere Schwalbenvolk in seinem ergötzlichen Treiben zu beobachten. Hier hämmern einige an kaum angebohrten Stellen; da bemerkt man eine andere, nur noch mit dem Schwanz in dem Loche, den Sand unter dem Leibe wegscharrend, der in die Tiefe hinabrollt; dort begiebt sich eine Abtheilung von der Ansiedelung weg, um sich von der mühsamen Arbeit zu erholen; hier kommt eine neue Schaar an, um die unterbrochene Thätigkeit von Neuem aufzunehmen.

Der Mauersegler (Cypselus apus) ist ein Bewohner steinerner Gebäude von bedeutender Höhe und mit geeigneten Mauerlöchern. In Friedberg, dieser alten Festung, namentlich in dem Burgtheil, lernte ich als Knabe zuerst den Mauersegler kennen; dort war er Hausgenosse der Seminaristen an dem steinernen Seminargebäude und der Familie des Thurmwächters an dem alten runden Thurm. Vom ersten Mai an bis zum August umschwärmten dort in meiner Geburtsstadt die Mauersegler die hohen Gebäude und jagten mit solch' gellendem Geschrei durch die Straßen, daß man ihres Treibens oft müde ward. Am frühen Morgen schon folgte mein Auge dem unvergleichlichen Segler, wenn er aus einer Mauerspalte des alten Seminargebäudes hervorgekommen war und in niedertauchendem Bogen gleichsam erst Luft gefangen, um seine Bewegungen im weiten Luftmeere, seinem wahren Lebenselemente, zu beginnen. Hoch schwang sich bei hellem Himmel der mit außerordentlich langen, spitzen Schwingen ausgerüstete Vogel empor und schwebte dann wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln kreisend dahin. Sich nährend in der Luft, vermeidet der Mauersegler selbst die Niederlassung auf den Boden beim Ansammeln der Baustoffe, die er fliegend aufgreift, so viel als möglich; wird er jedoch genöthigt die Erde zu berühren, so zeigt er sich da gänzlich unfähig zum Sitzen, geschweige denn zum Gehen. Gestützt auf die Schwingen liegt er da und schnellt sich beim Aufschwung kräftig mit denselben empor. So macht er es, wenn er das Allerlei zum Bauen vom Boden aufnimmt, so verfährt er auch, wenn er an Pfützen und seichten Ufern trinkt. Sein Gesicht ist scharf und die Größe seines Auges auffallend, während er im Uebrigen oder Allgemeinen nicht als feinsinniges Thier bezeichnet werden kann. Sein Charakter drückt sich in stürmischem, unfriedlichem Wesen und in einer großen Stumpfheit gegenüber Allem aus, was nicht in den einförmigen Bereich seines Wandels gehört. Oft geräth er mit seinem Nächsten in blutige Raufereien, die in der Luft ausgekämpft werden und manchmal tödtliche Folgen haben, oder er stört anderer Vogelarten, so z. B. der Sperlinge häuslichen Frieden in der herrschsüchtigsten Weise, wenn ihm die Höhle als Nistplatz zusagt. Unwillig schleudert er Eier und junge Sperlinge aus dem Neste und richtet sich wohnlich ein. Und seine Wohnung ist eben nichts Anderes, als eine Lage von buntem Durcheinander in der Höhle; der Geruch des Nestes erregt Ekel, und dasselbe wird zur Herberge des Ungeziefers. Auch sie ziehen Anfangs August in die Fremde.

Digitized by Google

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

X.

Wenig Wochen nach der ersten Aufführung des „Testament des Großen Kurfürsten" in Breslau, waren wir in Wien, um auch dort das Stück, das Heinrich Laube mit großem Eifer und scharfer Rapidität in Scene setzte, über die Bühne gehen zu sehen. Wieder war der freundliche Garten in Hüttelsdorf der Mittelpunkt unseres Aufenthaltes, und fast möchte ich sagen: wir waren der Aufführung des Stückes dankbar, weil sie uns das Zusammensein mit den Freunden schenkte. Fast wäre das uns aber noch im letzten Augenblicke entzogen, denn als wir auf der Hinreise auf die österreichische Grenze kamen, verweigerte man uns auf das Allerentschiedenste die Weiterreise, weil ich, anstatt eines Passes, nur eine Paßkarte aufzuweisen hatte. Der Beamte that wirklich als ob der Umsturz zweier Staaten nothwendig dem Einlaß eines nur halb Legitimirten folgen müßte. Erst als ich zufällig ein paar Geldstücke auf dem Tische des Paßrevisionsbüreaus liegen ließ, fand sich ein Ausweg, uns, wenn auch unter polizeilicher Aufsicht, wenigstens bis Wien zu lassen, und der dortigen Behörde unsern sofortigen Ausweis anheim zu stellen. Der Beamte brachte uns zwar, höchst gefällig unsere Sachen nachtragend, in's Coupé, aber er hatte doch nach allen Stationen telegraphirt und überall erschienen Beamte, um sich zu vergewissern, daß die höchst staatsgefährlichen Passagiere noch vorhanden. In Wien kam jeden Morgen ein Polizeibeamter in mein Hôtel und citirte mich auf das Polizeibüreau, und immer vertröstete ich ihn auf den nächsten Tag. Am Tage der ersten Aufführung leistete ich nun wirklich Folge, wurde von einem Zimmer in das andere escortirt und fand im letzten einen eben so höflichen als gebildeten Herrn, der mich gleich anredete: „Ah, Herr Baron, wir werden die Freude haben heute Abend ein Stück von Ihnen im Burgtheater aufführen zu sehen!" Dann unterhielten wir uns eine Weile über das Theater, über Literatur und Kunst, und zum Abschied versprach der Herr nach Kräften zu applaudiren. Von meinem fehlenden Paß war gar nicht die Rede, und ich hatte nur einen freundlichen Claqueur gewonnen, der mich nicht im Stich ließ und den ich recht wohl nöthig hatte.

Daß die Aufführung eine vortreffliche war, bedarf keiner Versicherung, war doch noch zu Julie Rettich und Joseph Wagner Meister Anschütz als Dorfschlinger getreten, und das Stück von Laube mit meisterhafter Präcision einstudirt. Aber das Publicum hielt sich abwartend. Man hatte gehört, daß das Stück eigentlich ein preußisches sei, und wollte keinen preußischen Sympathien applaudiren, aber man fühlte nach und nach durch, daß die Theilnahme wuchs und den noch immer kargen Beifallszeichen vorauseilte. Erst als Josef Wagner seine gereiteten Worte gesprochen hatte:

„Der Schild sei Oestreich, Brandenburg das Schwert,
Und keinen Feind hat Deutschland mehr zu fürchten",

erhob sich, ausgehend aus dem Officierparket, ein Beifallssturm, der minutenlang die Vorstellung unterbrach, als wollte er nun den zurückgehaltenen Applaus doppelt nachholen. Das Mißtrauen das man nun einmal in Wien,

Digitized by Google

gegen alles Norddeutsche hatte, war plötzlich gebrochen, und man mußte wol durchfühlen, daß eine Oesterreich freundliche Empfindung, die durch den ganzen in Wien geschriebenen Act zog, das Mißtrauen nicht rechtfertigte. Die Gesammtheit des Publicums hat ein feines Verständniß für die Dichtung, die dem Einzelnen fehlt. Der Erfolg des Stückes war ein entschiedener.

Als dann Rettichs nach Hütteldorf zurückgefahren waren, begleitete uns Betti Paoli, die hochbegabte Dichterin, die wir schon flüchtig in Berlin kennen gelernt hatten, die wir dann bei Laube und Rettichs wiedersahen, und von der wir uns sehr angezogen fühlten, in unser Hôtel, um mit uns die aufregenden Eindrücke des Abends nachklingen zu lassen.

„War das nun ein Erfolg?“ fragte ich.

Betti Paoli schwieg eine Weile. „Ein erster gewiß“, fing sie an „ein entscheidender noch nicht. Wir müssen erst abwarten, wie die Kritik sich verhält. Sie kann freilich keinen Erfolg machen, aber vernichten kann sie ihn hier in Wien vollkommen. Das Publicum hat sich bei uns nun einmal gewöhnt jedes Stück fallen zu lassen, gegen das sich die Kritik mit einiger Einstimmigkeit erklärt, und diese ist sich ihrer Macht sehr wohl bewußt.“

Ich habe später erfahren müssen, daß Betti Paoli, die damals selbst die Theaterkritiken in einer vielgelesenen Zeitung schrieb, nur zu sehr Recht hatte. Eine ganze Reihe von Stücken, bei denen man mir einen mehr oder weniger glänzenden Erfolg des ersten Abends meldete, schlug mir die Kritik mit einer fast an Wuth reichenden Parteinahme todt, und alle mußten nach wenig Vorstellungen zurück gelegt werden. Machtlos gegen solch Verfahren, habe ich zuletzt meine Stücke nicht mehr in Wien eingereicht, und mich dadurch einer Animosität entzogen, der ich nichts entgegen zu stellen hatte.

Mit dem „Testament des großen Kurfürsten“ verfuhr die Presse noch leidlich glimpflich und das Stück konnte doch eine Reihe von Wiederholungen erleben, bis die immer höher steigende politische Verstimmung zwischen Oesterreich und Preußen auch diese abschnitt. Ueberhaupt mußte ich erfahren, daß das Stück, ohne alle politische Tendenz gedacht und geschrieben, freilich zum Vortheil des äußern Erfolges, durch ganz Deutschland als Tendenzstück aufgenommen wurde. Jene zwei mehrfach erwähnten Verse, in ganz anderer Empfindung so harmlos gedichtet, so zufällig stehen geblieben, wurden als Thema des Stückes angesehen, und weckten bei Ausbruch des französisch-italienischen Krieges gegen Oesterreich, so laute Demonstrationen aller Arten, daß sogar die französischen Gesandtschaften protestirend gegen weitere Aufführungen des Stückes einkamen. An dieser Auslegung, trotz des Erfolges, den sie mir brachte, war ich unschuldig, wenn ich sie auch von ganzem Herzen theilte, und es mir eine angenehme Pflicht schien, einen Theil meiner Burgtheater-Tantièmen für das Stück den Sammlungen zu Kriegszwecken für Oesterreich zu überweisen. Vom österreichischen Ministerio kam mir ein Dankschreiben dafür, wie mir aber die Presse dankte, habe ich schon erzählt.

Sehr interessant war es mir, bei der nun auch bald folgenden Aufführung des Stückes in Berlin eine von Julie Rettich's ganz abweichende, aber nicht minder consequente und wirksame Auffassung der Rolle der Dorothea von Frau Crelinger zu finden, die fürstlicher, starrer, aber künstlerisch vollendet für Berlin vielleicht mehr am Platz war. In einer Beziehung wurde das Stück in Berlin ganz Das, als was es gedichtet war — ein vaterländisches und weckte den Entschluß eine ganze Reihe vaterländischer Stoffe für die Bühne zu bearbeiten, und nur mit sehr bitteren Empfindungen

Digitized by Google

habe ich später diese Lebensaufgabe, bei der mir von keiner Seite entgegen gekommen wurde, aufgegeben.

Mit gesteigertem Zutrauen zu mir selbst, und mit der Ueberzeugung, an dramatischem Bau und Oekonomie tüchtig gelernt zu haben, ging ich bald an einen neuen Stoff, dessen historische Vorstudien schon anziehend waren. Das tragische Schicksal des Don Juan d'Austria, natürlichen Sohnes Kaiser Karl V, über dessen geheimnißvolle Herkunft die Geschichte nie mit völliger Klarheit den Schleier lüftete, zog mich an und gab mir den Stoff zu einer Tragödie, obzwar ich mir von Anfang bewußt war damit ein Feld zu betreten, zu dem meine Begabung nicht ausreichte, auf das sie mich jedenfalls nicht hinwies. Aber mit welcher Vorsicht ging ich diesmal an's Werk, wie sicher und überlegt baute ich auf, ehe ich an die Ausarbeitung schritt. Wieder versuchte ich es, mir bei meinem Freunde und Lehrer Halm Rath einzuholen, aber diesmal verunglückte das vollkommen; ja, es hätte beinahe zu einer bedenklichen Verstimmung geführt, wäre ich nicht schnell entschlossen auf einige Tage nach Wien gegangen, nicht um wie früher zu lernen und als fügsamer Schüler selbst da zu gehorchen, wo eigene Ueberzeugung mir einen andern Weg zeigte, sondern mich frei zu machen von einer Dictatur, die in meine Production einzugreifen drohte. Rettichs standen mir vermittelnd zur Seite, und so wurde, wohl oder übel, der Schüler freigesprochen und ich habe Halm später nur fertige Stücke geschickt, die er aufrichtig, aber mit knapper Kritik abzufertigen pflegte. Die Dankbarkeit aber für alle Aufopferung, für die Freundschaft, mit der er meinem ganzen Schaffen eine neue Richtung gab, stand wieder ungetrübt und warm da, und so habe ich sie ihm bewahrt bis übers Grab hinaus. Der Briefwechsel, den wir über das „Testament des großen Kurfürsten" führten, und der zu einem stattlichen Volumen anwuchs, enthält manche goldene Lehre, manchen practischen Rath für die Kunst des Dramatikers, nicht allein über Wahl und dramatische Brauchbarkeit des Stoffes, sondern ganz besonders diesen steigernd aufzubauen, durch ökonomische Vertheilung auszunutzen, und durch Zuspitzen der Reden, Scenen und Acte zu immer steigender Wirkung zu bringen. Freilich darf diese Kunst nicht zur Schablone führen, die, scheinbar den Effect erzeugend, die Dichtung erkaltet, und das zum Resultat eines Rechenexempels macht, was der warme Pulsschlag der Poesie nachhaltig erzeugen soll, aber sie giebt Maß und Beherrschung. Die Gefahr, die ich fühlte, der erkaltenden Berechnung anheim fallen zu können, war es besonders, die mir nothwendig erscheinen ließ mich aus des Meisters allzudictatorischer Schule frei zu machen, obgleich ich wol fühlte, daß ich in ihr noch Vieles hätte lernen können und lernen müssen.

Während der Bearbeitung des Don Juan d'Austria knüpfte sich für mich eine Verbindung, die, wenn auch in gemeinsamen künstlerischen und literarischen Interessen wurzelnd, und durch diese hervorgerufen, weit über dieselben hinaus eine Freundschaft wurde, die manchen poetischen Sonnenblick in unser Leben warf. Auf einer Fahrt nach Kopenhagen lernte ich auf der Durchreise durch Lübeck und Travemünde Emanuel Geibel kennen, und unser Spaziergang am Strande der Ostsee, so wenig Stunden er dauerte, ließ uns schnell einander näher treten. Wenige Wochen später besuchte uns Geibel in einer Wasserheilanstalt unweit Hamburg, wohin wir mit einem kranken Kinde hatten gehen müssen, und hat dann fast alljährlich, so weit es seine Gesundheit erlaubte, einige Wochen unsere ländliche Zurückgezogenheit, auf

Digitized by Google

meinem Gute, getheilt und verschönt. Im Vorlesen seiner Dichtungen, über das ein ganz besonderer poetischer Zauber liegt, im Besprechen neuer dramatischer oder lyrischer Entwürfe, wuchs uns gegenseitig die Lust am Schaffen, und die Kraft dazu. Der Verkehr mit productiven Naturen macht productiv und immer hat das Zusammensein mit dem Freunde, der so ernst und gewissenhaft sein Leben dem Dienest der Poesie geweiht hatte, dessen ganzem Wesen der Dichterstempel so entschieden aufgeprägt war, nachklingend mich zu neuer Arbeit angeregt, und in derselben den Sonnenblick poetisch verschönter Stunden zurückgeworfen. Ich meinte das auch am Don Juan de Austria zu empfinden, der unter großen Hemmnissen, denn ich war in das Abgeordnetenhaus gewählt und meine Zeit für dichterisches Schaffen dadurch sehr beschränkt worden, vollendet wurde.

Wieder waren es Julie Rettich und Josef Wagner, die diesmal bei einem gemeinsamen Gastspiele in Leipzig die Lebensfähigkeit des Stückes erprobten. Aber wie anders war es als zwei Jahre vorher in Breslau! Die größere Sicherheit, das Geschäftsmäßige der ganzen Sache, hatte vollkommen den romantischen Zauber abgestreift, der über der Spannung und Erregung jener Tage lag, und ließ diese erste Aufführung entnüchtert erscheinen. Dazu kamen Ort und Zufälligkeiten. Ich war allein gekommen und wohnte mit den Freunden nicht in demselben Hôtel, so daß ich sie bei der Ueberanstrengung durch das Gastspiel nur wenig sah. Leipzig, mitten im Sommer, war leer, heiß, nüchtern, die Theilnahme am Theater matt. Dazu war das Stück so gut als gar nicht vorbereitet, ja die Schauspieler hofften die Aufführung aufgeben zu sehen, so wenig hatten sie sich mit den Rollen eines ihnen vollkommen unbekannten Stückes beschäftigen können. Noch zwei Tage vor der Aufführung wußte Niemand um was es sich handle, und einer der Schauspieler, der mich anredete und den ich fragte, welche Rolle ihm zugetheilt sei, wußte den Namen nicht und erkundigte sich ganz naiv, ob denn Das, was er zu spielen hätte, ein alter oder junger, ein guter oder böser Mensch sei. Mehr als zwei Proben konnten wir überhaupt nicht haben und die letzte, am Vormittag der Aufführung, ging so wirr durcheinander, daß ich an jeden Erfolg verzweifelte.

Ich ging früh in's Theater und in die Garderobe der Rettich, die pünktlich wie immer, lange vor der Zeit fertig war. „Ich habe Angst!“ sagte ich beim Eintreten. „Ich auch!“ erwiederte sie mir, „mir ist's als fielen wir heute durch.“ Dann saßen wir uns eine Weile stumm gegenüber, denn Jeder fühlte es, daß er dem Andern keinen Muth einzusprechen vermöge, der ihm selbst fehlte. „Es ist wunderbar genug“, fing Julie Rettich nach einer Weile an „daß zwei vernünftige Menschen, für die ich uns Beide doch halte, selbst wenn ich das Wort in engster Bedeutung fasse, sich eine Lebensaufgabe wählten, bei der man sich so ängstigen muß. Sitzen wir hier nicht Beide wie die armen Sünder, die vor ihre Richter geführt werden sollen, und unser ganzes Unrecht ist, daß Sie Stücke schreiben und daß ich sie spiele?“

„Und Stücke und Spiel sind nicht einmal viel schlechter als die mancher Anderer“, fügte ich gezwungen lachend hinzu.

„Ja, das müssen wir erst sehen!“ erwiederte Julie Rettich. „Ueber die Frage wird uns die nächste Viertelstunde Antwort geben.“

Der Vorhang ging auf und schon nach der Expositionsscene trat Julie Rettich als Gräfin Bouges auf. Ich sah es, wie sie blaß war unter der Schminke, und wie die bleichen Lippen bebten vor Angst. Aber die Freundin

Digitized by Google

raffte sich zusammen und ich las deutlich auf ihrem Gesicht den Entschluß: „Koste es was wolle, ich muß ihm einen Erfolg erkämpfen.“ Sie setzte alle Kraft ein und es gelang. Lebhaft applaudirt schon nach der ersten Rede, wurde sie nach dem Actschluß stürmisch gerufen. Nun hob sich das Interesse von Act zu Act, die Rettich, Joseph Wagner, der gleichfalls vortrefflich war, dazu eine Erscheinung wie sie glänzender für den Don Juan nicht gedacht werden konnte, ich mit ihnen wurden nach jedem Act vor die Lampen gefordert und ein Erfolg war da, der zumeist die mitspielenden Schauspieler überraschte, die jetzt erst das Stück kennen lernten.

Und doch — es war wieder nicht wie in Breslau, nicht so beglückend, nicht so berauschend, das kommt nur einmal im Leben, mir wenigstens; denn wenn ich seitdem von einem geglückten eigenen Stück nach Haus komme, ist mir immer am Deutlichsten was noch fehlt und ich bin nie unzufriedener mit mir selbst als nach einem Erfolg, der mich fast entmuthigt für neue Arbeit.

Was gut ist, meine ich nicht wieder machen zu können, und an den Mängeln fürchte ich das nächste Mal scheitern zu müssen. Am höchsten, wenn auch nicht am gerechtesten, schätzt man immer die Production, die man gegen Andere oder gegen einen geringern Erfolg vertheidigen muß.

Einige Monate später errang das Stück mit der Crelinger und Hendrichs einen guten Erfolg in Berlin und erlebte eine Reihe von Wiederholungen, verschwand aber dann vom Repertoire, ich weiß nicht weshalb. In Wien kam es erst ein Jahr später zur Aufführung, und bei meiner Vorliebe für die Wiener Bühne, an der ich so viel Freunde hatte, und immer wohlwollendes Entgegenkommen fand, lag mir der dortige Erfolg ganz besonders am Herzen. Ich sollte ihn in erfreulichster Weise erfahren.

Wir hatten einige Spätherbstwochen, schon nach der Badesaison, in Travemünde zugebracht und blieben auf der Heimreise einen Tag in dem alten Lübeck, das mir wie ein versteintes Blatt Geschichte, erzählend von vergangener Macht und Blüthe, aber ohne wehmüthige Spur des Verfalls, immer so lieb und anziehend gewesen war. Den letzten Abend wollten wir mit Emanuel Geibel und einem ganz kleinen Freundeskreise im Rathskeller, in der Rose, verleben. Da, als ich schon auf der Treppe war, wurden mir die eben eingetroffenen Briefe nachgebracht, unter ihnen mehrere aus Wien, und im Halbdunkel las ich flüchtig von einem sehr guten Erfolg meines Stückes auf dem Burgtheater. Mit der freudigen Erregung über diese Nachricht trat ich in den geheimnißvollen Raum, ehrwürdig geweiht seit Jahrhunderten für trauliches Zusammensein, für unbelauschtes Freundeswort, für heitern Gläserklang, für die volle Poesie, die aus dem Wein uns entgegen duftet. Das war denn ein unvergeßlicher Abend, an dem Freund Emanuel improvisirend einen begeisterten Vers nach dem andern in den Zusammenstoß der Gläser mischte, und in den immer wieder der Erfolg meines Stückes hineinklang.

Wenige Tage später hatte ich erfahren, daß mir die Wiener Kritik diesen Erfolg vollkommen vernichtet hatte und das Stück nach wenig Vorstellungen vom Repertoire verschwand.

Aber schon war ein neues Stück fertig geworden, dessen erste Aufführung für die nächsten Tage bevorstand, „Wilhelm von Oranien in Whitehall“. Den Stoff hatte ich viele Jahre lang mit mir herum getragen, und dadurch war er überreif, fast kalt geworden. Ich will gleich vorausschicken, daß das Stück mustergiltig und klar gebaut, mehrere gut ausgeführte Scenen

Digitized by Google

enthält. Einen Fehler hat aber die Ausführung, den nämlich, daß es in Jamben geschrieben ist. Bis auf wenig Reden, die aber vielleicht der Vers mehr hervorrief, als sie ihn bedingten, wäre die ungebundene Rede mehr am Platz gewesen und hätte das Stück humoristischer als Lustspiel gefärbt, worauf es eigentlich sein Stoff hinwies. Es ist ein historisches Lustspiel, und durch Versform und Pathos erst zum Schauspiel geworden. Dabei hat es eine Reihe von heiteren Effecten eingebüßt, die ihm wohlgestanden hätten.

Diesmal sollte das Schweriner Hoftheater die Feuerprobe der ersten Aufführung bestehen lassen. Meine freundschaftliche Verbindung mit Friedrich von Flotow hatte das angebahnt, und er selbst hatte sich der Mühe unterzogen, sehr gefällige einleitende und Zwischenactsmusik für das Stück zu componiren. Ich selbst kannte weder Ort noch schauspielerische Kräfte, reiste aber zu den Proben und der Aufführung hinüber, nicht ahnend daß ich diesem Theater einst so nahe stehen würde. Sehr angenehm war ich überrascht, als schon in der ersten Probe keinem der Darsteller eine Silbe seiner Rolle fehlte, und das Stück überhaupt so gut ging, daß wir es gleich hätten aufführen können, hätte ich nicht selbst eingreifende Streichungen und Umarbeitungen in einzelnen Scenen für nöthig erachtet, wobei ich allseitig freundlichstes Entgegenkommen fand.

So war die Stunde der Aufführung da. Ich stand, von den Schauspielern umgeben, auf der Bühne, das Zeichen die Ouvertüre zu beginnen sollte gegeben werden, da stürzte in größter Aufregung ein Bekannter auf die Bühne und rief: „Es kann nicht gespielt werden — der Großherzog ist auf der Jagd erschossen!“ Die Bestürzung war unbeschreiblich, und schon hatte sich auch unter den Zuschauern die Schreckenskunde verbreitet, und Viele stürzten aus ihren Logen.

Herr von Flotow war auf dem Lande, und der besonnene Director Steiner erklärte, auf ein Gerücht hin das Theater schließen, hieße die unverbürgte Nachricht officiell machen. Das dürfe er nicht, er müsse also zur gewohnten Stunde den Vorhang aufgehen lassen, der natürlich sofort fallen werde, wenn, was Gott verhüte, etwas Wahres an dem Gerücht sei. Eine zweite Nachricht sprach dann nur von einer nicht ungefährlichen Verwundung, und noch verhandelten die Schauspieler, denen es wirklich kaum zuzumuthen war in dieser Aufregung nach dem Schrecken zu spielen, als man meldete: „Eben tritt die Frau Großherzogin Mutter in ihre Loge!“ Nun also waren alle Zweifel gelöst und die Ouverture ging an. Unter den vielen Beweisen von Güte und Wohlwollen, die mir von der seltenen Frau schon geworden waren und noch werden sollten, hat mich der immer am tiefsten gerührt, daß sie, um die Aufführung meines Stückes zu retten, das Opfer brachte in der Angst jener Stunde sich die Gewalt anzuthun, sich ruhig in ihre Theaterloge zu setzen. Freilich beruhigte sie dadurch die Bestürzung der ganzen Stadt. Aber der Großherzog war wirklich schwer verwundet, und die Nachrichten kamen und flogen durch die leer gewordenen Zuschauerräume während der ganzen Vorstellung. Wie wenig Aufmerksamkeit für das Stück da übrig bleiben konnte läßt sich denken, und ich selbst war so wenig bei der Sache, daß mich diese erste Aufführung vollkommen im Unklaren ließ, wie weit das Stück eine Wirkung hätte oder nicht. Ich erinnere mich wol, daß man hier und da applaudirte, auch wol mich hervorrief, aber ich fühlte an mir selbst, daß kein Mensch seine Gedanken bei dem Stücke hatte,

Digitized by Google

noch haben konnte. In der Berliner Aufführung hat es sich dann als ganz practisch bewiesen, eine große Verbreitung aber nicht gefunden.

In Schwerin war der Großherzog viele Wochen an das Krankenbett gefesselt und als er, genesen, zum ersten Mal wieder in's Theater ging, befahl er die Aufführung des Stückes, das am Tage seiner Verwundung durch die Nachricht davon gestört worden war. So kam dem Stück die freudige Stimmung über die überstandene Gefahr zugut und entschädigte es überreichlich für die zerstreute Theilnahme des ersten Abends. Ich aber kann das Schicksal dieser ersten Aufführung noch immer nicht von dem Stück trennen, und das umsoweniger als ich immer mehr mit dem Herzen die Stimmungen nachempfinden lernte, die ich, damals noch fremd, theilte. Ich habe mich, als ich mehrere Jahre später das Schweriner Theater selbst leitete, nicht entschließen können den „Wilhelm von Oranien" dort wieder auf die Bühne zu bringen.

XI.

Indessen war im eingehenderen Studium der vaterländischen Geschichte der Plan mehr und mehr gereift, eine Reihe von Stoffen aus der preußischen Vergangenheit für die Bühne zu bearbeiten. Das „Testament des großen Kurfürsten" hatte mir freilich, trotz des Erfolges der dem Stücke wurde, und den glückliche Zufälligkeiten begünstigten, die Schwierigkeiten der Aufgabe ausreichend gezeigt. Ich sah wol, daß ich auf die außerpreußischen Bühnen für diese Stücke so gut wie ganz verzichten mußte. Das wäre noch nicht so wichtig gewesen, aber es fehlte mir auch in Preußen eine tonangebende Bühne, von der ich Unterstützung erhoffen durfte, eigentlich auch die Sympathie des Publicums für sogenannte vaterländische Stücke, denn es ist eine Eigenthümlichkeit, namentlich des berliner Publicums, daß es die Stoffe, die seiner Geschichte entnommen sind, nur in heiterer ironisirender Form aufnimmt, sich der patriotischen Begeisterung von der Bühne aber verschließt. Das hatte ich mehrere Mal an fremden Werken erfahren und durfte nicht erwarten diese Stimmung für meine Productionen zu überwinden. Nichts destoweniger hatte ich meine letzten Stücke nur als Vorstudien für die mir selbst gestellte literarische Lebensaufgabe genommen und die Pläne zu einer Reihe von Tramen zurecht gelegt. Die Geschichte des Markgrafen Waldemar, gewöhnlich der falsche Waldemar genannt, sollte beginnen. Gestützt auf die Autorität, namentlich mehrerer jüngerer Historiker, dazu auf eigene geschichtliche Ueberzeugung, hatte ich Waldemar als echten, wahren aufgefaßt, und ging mit voller Hingabe an mein Stück. Wie es jetzt vor mir liegt, nach einer langen Reihe von Jahren, muß ich es noch heute, in Bezug auf Bau, Charakteristik, historische Farbe und patriotische Wärme für mein bestes Stück halten und die Stunden, Tage, ja die Jahre in denen es entworfen wurde, wuchs, sich immer fester gestaltete, bis es sich in die knappe dramatische Form fügte, waren reich an Freuden des Schaffens. So wurde das Stück fertig nach ernster Arbeit, warmer Hingabe, und die lebendige Productionskraft hielt die Zuversicht auf dasselbe aufrecht. Dann freilich kam das Zagen, der Zweifel. Die Freuden des dramatischen Dichters sind nun einmal vorüber, wenn er sein letztes Wort schrieb, und dann folgen die Noth, der Verdruß, das geduldprüfende Warten, die Aufregung vor der Aufführung, die Enttäuschung nach derselben. Nichts von Alledem sollte mir diesmal erspart werden, aber ich will so wenig als möglich davon erzählen.

Den Freunden in Wien hatte ich natürlich mein fertiges Stück geschickt,

Digitized by Google

und ihr Urtheil war anerkennend, wenn auch zurückhaltend. Sie hatten ohnehin schon gegen die Beschränkung auf vaterländische Stoffe ihre Erinnerungen erhoben, die von ihrem Standpunkt sicher gerechtfertigt erschienen. „Der deutsche dramatische Dichter gehört dem ganzen Deutschland", hatte mir Halm geschrieben, „und Sie werden der bitteren Erfahrung nicht entgehen, daß man Ihnen weniger willig entgegenkommen wird, je kleiner der Kreis auf den Sie angewiesen sind. „Ueber die dramatische Wirkung des Stückes waren die Freunde zwar nicht zweifelhaft, aber die eigenen Bedenken ließen es wünschenswerth erscheinen, dieselbe erst zu erproben, ehe ich mich damit vor das Berliner Publicum wagen würde, dessen Urtheil diesmal Tod oder Leben bedeutete, denn Berlin ist maßgebend für alle preußischen Provinzialtheater, und eine weitere Verbreitung war ja von vorn herein aufgegeben. Wieder half Julie Rettich's Freundschaft, die sich immer mehr in der That als in Wort bekundete. Sie hatte für die Sommerferien des Burgtheaters eine größere Gastspieltour beschlossen, auf der sie zugleich eine talentvolle und überaus anmuthige Schülerin, Fräulein Rosine Satran einführen, und ihr den Schritt auf die Bühne eröffnen wollte. In Linz sollte das Gastspiel beginnen, und es war ihr leicht geworden den Waldemar als Novität in das Gastspielrepertoire aufnehmen zu lassen, um so mehr als sie selbst und ihre Schülerin die weiblichen Hauptrollen inne hatten. Größer war die eigene Aufopferung mit der sie nicht allein das Wagniß einer ersten Aufführung übernahm, sondern auch das Studium einer Rolle, die sie voraussichtlich nur das einzige Mal spielen würde. Wir, meine Frau und ich, hatten uns mit der Freundin Rendezvous gegeben, und trafen sie, nach einer sehr genußreichen Reise über München und durch das Salzkammergut, mitten in den Mühen eines anstrengenden Sommergastspiels. Es waren die heißesten Tage des Sommers 1862 und es gehörte nichts weniger als das Talent, der künstlerische Ruf, und die persönlich so hochgeachtete Stellung einer Julie Rettich dazu, das kleine, überaus geschmackvolle Linzer Theater alle Abende bis zum letzten Platz zu füllen. Auch die junge Kunstnovice Rosine Satran hatte mit Glück debutirt, und das ganze Publicum interessirte sich bereits für dies junge, vielversprechende Talent nicht mehr, weil es von Julie Rettich ausgebildet und eingeführt war, sondern schon weil diese erste schüchterne Entfaltung des anmuthigen Kindes ihren eigenen Reiz ausübte.

Wir fanden gleich einen großen Kreis vor, der sich um Julie Rettich versammelt hatte, und jeden ihrer freien Augenblicke für sich beanspruchte. Die geistige Vielseitigkeit der seltenen Frau, ihre Verbindungen in allen Kreisen der Gesellschaft machten das natürlich, und auch auf unser Kommen hatte sie in liebenswürdigster Weise vorbereitet. Schnell waren wir zugehörig in dem anregenden und gleich für mein Stück theilnehmenden Verein geistig gebildeter Menschen. Dazu kam der Zauber der prächtigen Lage des Ortes, der die Poesie der Natur um das Zusammensein breitete. Unter dem Schutz solcher Interpretin, getragen von so freundlicher Theilnahme und liebenswürdigem Urtheil für das noch ungekannte Stück, verschwand schnell das eigene Zagen um den Erfolg desselben, wenn ich mir auch sagen mußte, daß die Feuerprobe hier eine sehr gelinde sein würde, denn unter solchen Umständen hätte auch ein schlechteres Stück als das meinige freundliche Aufnahme gefunden. Unter den neuen Freunden und Gönnern war es vor Allen der sinnige, reich begabte Novellist und Dichter Adalbert Stifter, damals Schulrath in Linz, der Propaganda für mein Stück machte, obgleich er sonst dem

Digitized by Google

Theater und der dramatiſchen Production fern ſtand. Dem jüngeren Collegen kam er warm und freundlich entgegen, obgleich er mir ſelbſt geſtand kaum etwas von meiſten Productionen zu kennen. „Sie müſſen ein Buch geſchrieben haben", ſagte er, „das etwa „Was ſich der Wald erzählt" heißt. Der Titel gefiel mir, aber das Buch iſt mir niemals zu Geſicht gekommen." Dieſe kleine Erſtlingsarbeit, über Verdienſt populär geworden, hatte ſchon ein Viertelhundert Auflagen erlebt, war in ſechs bis acht Sprachen überſetzt, in Amerika nachgedruckt, aber über die öſterreichiſche Grenze nicht gekommen. So ſchwer drang die literariſche Production von Norddeutſchland in Oeſterreich ein. In Adalbert Stifter hätte man ſicher auf den erſten Blick nicht den Dichter, den fein empfindenden poetiſchen Landſchafter, den Meiſter in tonvollſter Detailmalerei erkannt. Er machte faſt einen pedantiſchen poeſieloſen Beamteneindruck, und erſt bei eingehenderem Geſpräch klang durch ſeinen treuherzigen Humor die Dichterempfindung durch, die ſich völlig erſt in ſeinem eigenen Zimmer verrieth, wenn man mit ihm allein war. Da ſtand wie ein romantiſches Geheimniß der verſchnörkelte alte, reich ausgelegte, geſchnitzte Schrank, den er ſo meiſterhaft in ſeiner Novelle beſchrieben, da pflegte er in dem weit hinausgebauten Blumenfenſter die unzählige Sammlung verſchiedenartiger Cacteen, die nur ein ſo feiner Beobachter der Pflanzenwelt zu unterſcheiden vermochte, die nur ein für die Details der Schöpfung ſo empfängliches Dichtergemüth mit ſo treuer Sorgfalt zu pflegen geſchaffen war. Das war ſeine Liebhaberei, an der er ſich mit kindlicher Naivität freute.

Mich, wie geſagt, hatte Adalbert Stifter ſofort unter ſeine Protection genommen und übte dieſelbe zuweilen in verlegenmachender Weiſe. Wo er bei gemeinſamen Spaziergängen oder auf der Straße einem Bekannten begegnete, und er kannte faſt die ganze Stadt, ſtellte er mich vor. „Dies iſt der Dichter des Stückes das Montag gegeben wird. Ich kenne es zwar nicht, aber Frau von Rettich findet es ſehr ſchön. Er hat auch ein Buch geſchrieben, das zwar hier Niemand kennt, das aber in Berlin (das galt für identiſch mit Norddeutſchland) fünfundzwanzig Auflagen erlebt hat." Ich muß wol ein ſehr verblüfftes Geſicht gemacht haben, zu der geſtotterten Theilnahme für ein Stück, von dem man nichts wußte als ein Lob aus dritter Hand.

Die armen Schauſpieler waren natürlich wieder am ſchlimmſten dran. Fünf neu gelernte claſſiſche Stücke hatten ſie hinter ſich und nun ſollte zum Schluß des Gaſtſpiels der Waldemar kommen, den ſie gar nicht kannten. Zwei Proben ſollten wir haben, und der überaus entgegenkommende Director Kreibig verſicherte, es ſei Alles vorbereitet. Wir gingen zur erſten Probe, und ich ſetzte mich ſtill in eine dunkle Ecke, um zu erwarten, was werden würde. Aber Director Kreibig rief mich auf die Bühne, und bat mich die Probe nun anfangen zu laſſen. „Wer iſt Regiſſeur für das Stück?" fragte ich. „Ich ſelbſt!" erwiederte Director Kreibig, „aber ich habe vollauf mit der Einrichtung der Decorationen und Coſtüme zu thun, und lege alſo die Regie in die beſten, in Ihre Hände." Damit verſchwand er und kam auch nicht wieder. Es iſt ſchwer zu ſagen, wer unvorbereiteter auf die ihm zugetheilte Rolle war, die armen Schauſpieler, die kaum eine Idee von dem Stück hatten und ſeufzend die Bogen ihres Parts zählten, oder ich, der improviſirte Regiſſeur. Aber, was war zu thun? Wir gingen an das Werk.

Es war ein drückend heißer Tag, aber die Gluth im Freien wäre Erquickung geweſen gegen die dumpfe Luft im Theater. Indeſſen Julie Rettich ſtand mir tapfer bei, und wir arrangirten das Stück, wiederholten jede Scene,

Digitized by Google

und guter Wille zeigte sich bei jedem Einzelnen. Aber schon nach dem zweiten Act waren meine Kräfte vollkommen erschöpft und als der Director Kreibig einmal wieder auf die Bühne kam und fragte, ob ich noch irgend einen Wunsch hätte, erwiederte ich ihm, halb verschmachtet: „Ach ja, ein Seidel Bier; aber recht kühl!"

In der Wohlthat, die mir die Erfüllung dieses Wunsches gewährte, empfand ich die Qual der armen Schauspieler doppelt, und ich erklärte, wir müßten Alle ein Frühstück haben, sonst brächten wir das Stück gar nicht durch. Schnell waren Tische auf der Bühne zusammengeschoben, Bier, Würste, Butter und Brod herbeigeschafft, und während die Damen freundlich die Wirthinnen machten, gruppirte sich ein lustiges Bild auf dem Theater, das gar nicht zum Waldemar gehörte, und das ich gleich „den falschen Waldemar" nannte. Es war wie die Rast einer Karavane, nach mühseligem Zug durch sonnendurchglühte Wüste. Director Kreibig schüttelte den Kopf. „Das geht nimmer gut!" rief er ein Mal über das andere. Jetzt bringen Sie sie nie wieder in Ordnung. Das Stück kann morgen nicht sein und übermorgen muß die Frau von Rettich nach Nürnberg. „Aber Julie Rettich beruhigte ihn, und ich bin der Meinung, daß dies improvisirte Frühstück das Stück rettete, wie ein Trunk den Verschmachtenden. Die Schauspieler bekamen auf einmal eine Lust, einen Opfermuth für das Stück, während sie bis dahin ihre Erschöpfung, ihre Verstimmung über den künstlerischen Frohndienst nur mühsam bekämpft hatten. Sie ließen sich die Situationen, ihre Rollen klar machen, und gingen nun mit solchem Feuereifer in der Probe weiter, Jeder helfend, daß, während ich bis dahin der Wagenlenker gewesen war, der die erschöpften Rosse mit Mühe vorwärts treiben mußte, ich jetzt die Regiezügel festfassen mußte, um vor Ueberstürzung zu bewahren. Am andern Morgen, in der zweiten und letzten Probe, sahen Alle übernächtig aus, denn sie hatten, ohne Ausnahme, ihren Schlaf geopfert, um ihre Rollen zu lernen, und es ging, merkwürdig genug. Daß am Abend Manches nicht vollkommen heraus kam, was ein sorgfältiges Studium des Stückes und der Rollen bedingt hätte, versteht sich von selbst, aber es war ein urwüchsiger Zug in der Darstellung, der dem Charakter der Zeit vortrefflich paßte, und von dem sich Julie Rettich's geist- und gemüthvolle Darstellung, und Rosine Satran's kindliche Naivität edel und anmuthig abhob. Die unwillkürliche Naturwahrheit zuweilen überstürzten und übertriebenen Eifers einzelner Darsteller riß doch mit hin und gab eine historische Illusion, die das eingehendste Studium nicht hätte erzeugen können. Das Stück gefiel wirklich und Darsteller und Dichter wurden nach jedem Act gerufen. Daran hatte das improvisirte Frühstück, das mich den Darstellern näher brachte, sein gutes Theil.

Während des Stückes bereitete sich eine Ovation für Julie Rettich vor, die einzig in ihrer Art war, und die vom ersten Rang ausging. Einige der Herren gingen in den Zwischenacten mit Schreibzeug und großen Papierbogen durch alle Logen, alle Ränge, und ließen eine Adresse unterschreiben. Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, wurde Julie Rettich noch einmal gerufen und unter dem Zujauchzen des sich erhebenden Publicums trat eine Deputation aus den Coulissen, die der Künstlerin, mit einem Lorbeerkranz, eine Dankadresse für ihr Gastspiel überreichte, unterzeichnet vom gesammten Publicum des Abends. Das galt nicht allein der Künstlerin, das galt der Frau, und dem Charakter.

Wir begleiteten die Freundin nach Nürnberg, wo sie ein neues Gastspiel

Digitized by Google

eröffnete, wieder mit demselben, immer wachsenden Erfolge. Im „Waldemar“ hat sie aber nur das eine Mal in Linz gespielt. Daß diese Aufführung aber keine entscheidende Probe für die Lebensfähigkeit des Stückes hatte sein können, fühlte ich wol, und so mußte es diese in Berlin durchmachen. Für die Berliner Aufführung stellten sich schon vor derselben Schwierigkeiten heraus, auf die ich nicht näher eingehe. Genug, daß ich schon Lust und Zutrauen zu dem Stück verloren hatte, ehe der Aufführungsabend kam. Nichts destoweniger erwies sich das Stück, als wirksam, getragen von einer Meisterleistung Dessoir's, unterstützt von der Crelinger, die nur in den Gefühlsmomenten, auf die die Wirkung des letzten Actes berechnet ist, Julie Rettich nicht erreichte, und einer vorzüglichen Wiedergabe einer minder eingreifenden Rolle durch Berndal. Das Publicum hielt nicht zurück mit seinem Beifall und der Erfolg konnte ein recht guter genannt werden. Das Stück wurde aber, nach der sechsten Aufführung, vielleicht weil es in den Kassenerfolgen den Erwartungen nicht entsprach, zurückgelegt, um nie wieder auf dem Repertoire zu erscheinen. Ich weiß nur, daß es außerdem in Schwerin gegeben wurde, aber ehe ich die Leitung des dortigen Theaters übernahm, und in Wiesbaden, wo der jetzige Director des Wallnertheaters, Herr Lebrun, ihm nicht allein durch sorgfältige und einsichtsvolle Regie, sondern auch durch markige Darstellung der Titelrolle einen ehrenvollen Erfolg verschaffte.

Mir war nicht allein ein einzelnes Stück gescheitert, sondern der ganze Plan einer Reihe von vaterländischen Stoffen zu Grunde gegangen. Hätten einzelne Aufführungen des „Waldemar“, das immerhin nicht unwürdige noch eindruckslose Stück wenigstens vor dem gänzlichen Vergessenwerden gerettet, so wären andere vaterländische Stücke in schneller Folge ihm nachgekommen. Eine warme Heimatsliebe spricht doch aus demselben. Aber die Lust und das Zutrauen waren gebrochen, und die Production braucht die ermuthigende Lust der Anerkennung, die zwar von verschiedenen Seiten auch diesem Stücke wurde, aber mir doch keine Sicherheit für spätere dramatische Arbeiten gab, und mir den Boden raubte, auf dem sie allein lebendig werden konnten. Wie sehr mir derselbe fehlte, sollte mir noch in demselben Winter auf's Neue klar werden.

Gebrochen und Abstand nehmend von allen ferneren Schauspielplänen war ich nach der Waldemar-Aufführung von Berlin heimgekommen, und damals versuchte ich zum ersten Mal meine für dramatische Bearbeitung zurechtgelegten Entwürfe novellistisch zu gestalten, was mir Anfangs nur bedingt glückte. Auf die Bühne war nun einmal meine ganze Anlage gerichtet und dieser mußte ich mit aller Energie theilweise Zwang anthun, um der novellistischen Form gerecht werden zu können. Ich hoffe, daß mir Das, aber erst viele Jahre später, gelungen ist, als mir immer mehr nothwendig wurde, mich von der willkürlichen Gunst oder Ungunst der Theater frei zu machen. Und doch mußte ich diesen ersten novellistischen Versuchen dankbar sein, denn sie zogen mich wieder in die Production, die allein die Heilkraft hat für Stimmungen, wie sie mir jene Zeit nothwendig brachte. Wie oft im Leben in schweren und schwersten Zeiten, hat die Production die Heilkraft an mir geübt. Da mitten in den einsamen, winterlichen Landaufenthalt hinein kam die Aufforderung an mich von einem patriotischen Verein in Berlin, ein Festspiel zu schreiben zur fünfzigjährigen Feier der Gründung des Eisernen Kreuzes. Die Aufgabe lockte mich, der Funke fiel in den Zunder der Entsagung von aller dramatischer Arbeit und schlug schnell zur Flamme auf.

Digitized by Google

Ich sagte zu und war schnell in der Arbeit, die mich, wie kaum eine andere vorher, erwärmte und begeisterte, und zu der ich von Anfang an bestes Vertrauen hatte. Meine Auftraggeber waren weniger vertrauend und wenigstens vorsichtiger. Als ich meldete, daß mein Festspiel fertig sei, ersuchten sie zwei Autoritäten, den Hofrath Friedrich Adami und den Regisseur der königlichen Bühne in Berlin, Georg Hiltl, beide bewährte Schriftsteller, mich in meinem Hause aufzusuchen, das Stück zu prüfen, und falls dasselbe irgend wie den Anforderungen nicht entspreche, auf freundliche Weise zurückzuhalten. Bessere Abgesandte konnten gar nicht für den immerhin schwierigen Auftrag gefunden werden, aber auch kaum ein angenehmerer Besuch für mich. Die Herren kamen etwa wie die Schuldeputation, die die Prüfung abhalten soll; ich las mein Festspiel, und was warm aus dem Herzen gekommen war, fand warme Herzen. Die Darstellung wurde sofort in Aussicht genommen und überlegt, und was in guten Stunden besprochen war kam hernach, unter Georg Hiltl's sachverständiger und liebevoller Leitung, zur Feier des Tages auf der Kroll'schen Bühne zur Aufführung. Die hervorragendsten Mitglieder des königlichen Theaters und der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne hatten sich zur Darstellung vereinigt, die ganz vortrefflich ging. In den Proben waren Alle gerührt, warm durch die Bedeutung der Feier und erregt von der Begeisterung vergangener Tage, die ich mir einbilde in glücklicher Stunde glücklich getroffen zu haben. Aber über den Aufführungsabend schwebte kein glücklicher Stern. Schon das Programm war nicht günstig. Eine lange historische Rede, Geduld prüfend für den größten Theil des Publicums ging voran und nahm erkaltend einen großen Theil der Beziehungen des Festspiels vorweg. Dann war der König mit allen seinen fürstlichen Gästen und den Prinzen erschienen, mußte aber, da noch eine andere Festfeier an anderm Orte seiner harrte, nach den ersten Worten meines Festspiels aufbrechen, was halb mißgedeutet wurde, jedenfalls Stimmung und Theilnahme für das Stück zerstreute. Matt spielte es sich ab. Da nun auch die Verhandlungen darüber, das Festspiel auf der königlichen Bühne wieder aufzunehmen, zu keinem Resultat geführt hatten, war das ephemere Leben einer historisch ernsten, von glücklicher Stimmung begünstigten patriotischen Dichtung in kaum einer Stunde ohne Nachklang ausgetönt, und wenn ich einen geschnörkelten Dank- und Lobbrief meiner Auftraggeber abrechne, für mich nichts übrig geblieben als die wehmüthige Erinnerung an beglückende Schaffensstunden und die schmerzliche Bestätigung der Waldemar-Erfahrung.

Mit dem vaterländischen Drama war ich vollkommen zurückgewiesen, und auch sonst hatte ich für meine dramatischen Bestrebungen in Berlin jeden Boden verloren, da für mehrere Jahre meine Stücke sämmtlich vom Repertoire verschwanden.

Ich habe, meinem Vorsatz treu, die Schuld meiner Mißerfolge nur in mir selbst und in den Mängeln meiner Production zu suchen, vielleicht in Zufälligkeiten, die das „habent sua fata libelli" immer wieder wahr machen, auch diesmal mich bestrebt, so objectiv als möglich zu berichten.

Sei es demnach hingestellt, was Alles meinem redlichen Streben entgegentrat, die Nachwirkung aber empfand ich mit aller Schwere, und ein Druck lag über mir, der alle Productionskraft zu vernichten drohte, und meine angeborne Leidenschaft für die Bühne in allerbitterste Abneigung wandelte. Auch das würde ich verschweigen, hätte es nicht einen Entschluß gereift, der nicht allein in meine Lebensverhältnisse eingriff, sondern mich in

Digitized by Google

ganz anderer Weise als bisher der Bühne näher brachte, und auf meine Entwickelung als dramatischer Schriftsteller den entschiedensten Einfluß hatte.

Einige Monate nach der Waldemar-Aufführung in Berlin und noch ganz in der unüberwundenen Stimmung, die sie mir hinterließ, erhielt ich, an einem trüben Winterabend, auf meinem Gut einen Brief aus Schwerin vom Director des dortigen Theaters, Herrn Steiner. Der Brief berichtete erst ganz harmlos über eine freundlich aufgenommene Aufführung des „Waldemar" in Schwerin und fuhr dann auf der letzten Seite, wie beiläufig fort: „Ueber eine andere Neuigkeit, die uns hier Alle in große Aufregung versetzt, werden Sie Genaueres wissen als wir. Wir wissen nur, daß unser Intendant, Herr von Flotow, ganz unerwartet seine Entlassung genommen hat, um nach Wien überzusiedeln, und daß der letzte Auftrag, den unser Großherzog ihm ertheilte, der war, Sie zu fragen, ob Sie sich entschließen könnten, die von Flotow aufgegebene Stellung an unserm Theater zu übernehmen. Auf Ihre Antwort sind wir natürlich sehr gespannt!"

Die Quelle aus der, und die zuverlässige Art, in welcher mir diese Mittheilung kam, ließen keinen Zweifel aufkommen, daß sie mehr sei als ein leeres Gerücht, und ich faßte den Gedanken wenigstens in's Auge, der mich vollkommen überraschte. Niemals hatte ich auch nur entfernt daran gedacht eine derartige Stellung einzunehmen, wo es auch sei. Mein ganzes Streben beschränkte sich auf den Wunsch, der Bühne möglichst gute Stücke zu schreiben und mir einen geachteten Schriftstellernamen zu erringen. Alles Andere, was mich ja nur in jenem Streben hindern, meine Kräfte absorbiren mußte, hätte ich, wenig Monate vorher, auf das Entschiedenste zurückgewiesen; ja der Gedanke, mich außerhalb Preußen zu fesseln, wäre mir wie eine Unmöglichkeit erschienen, alle anderen Schwierigkeiten ungerechnet, die die Ansprüche meiner Familie, meines Wohnsitzes, meinen Verbindungen in Berlin entgegenzustellen berechtigt waren. Aber in diesem Augenblick, in dem meine schriftstellerische Zukunft gebrochen schien, meine Bestrebungen um das vaterländische Drama zurückgewiesen waren, erschien die Aussicht der deutschen Bühne auch auf andere Weise als schriftstellerisch, förderlich sein zu können, wie eine Rettung, die der angeborene Zug zu derselben nur noch lockender machte, ja der Gedanke eine Zeitlang außerhalb Preußen zu leben, kam mir jetzt gerade weniger befremdend vor. Aber noch schwankte der Entschluß um so mehr, als nach dem Briefe des Director Steiner Wochen vergingen, ohne eine Erwähnung der Angelegenheit. Da kam ein Brief von Friedrich von Flotow, der mir, aber fast privatim, die Anfrage stellte, ob ich unter Umständen mich entschließen würde sein Nachfolger in Schwerin zu werden. Ich antwortete ausweichend, mir die freie Entscheidung vorbehaltend, und als ich nach Berlin ging, um mein Festspiel aufführen zu sehen, war ich, bestürmt auch von meinen Berliner Freunden, mit denen ich die Frage besprach, ganz entschlossen nicht nach Schwerin zu gehen. Zufällig, am Tage nach der Aufführung des Festspiels, kam mir in Berlin, und zwar in allerliebenswürdigster Weise, der Antrag nach Schwerin, direct; und unter dem Eindruck des vergangenen Abends, sagte ich, ohne weiteres Besinnen, sofort zu. Die Bedingungen waren schnell und ohne Schwierigkeit geregelt, und ich ging vorläufig eine Verpflichtung auf drei Jahre ein, die alle meine Lebensverhältnisse umgestaltete. So wurde denn ein Entschluß gefaßt, den ich nie zu bereuen Ursach hatte.

Digitized by Google

In einem Postwagen.

Von **M. Goldschmidt.**

Mancher meiner Leser wird vielleicht bei dem Titel „In einem Postwagen" an die gute, alte Zeit denken, wo eine Reise noch etwas ganz Anderes war als heutzutage, wo die Fahrt von Berlin nach Wien einer That glich, wo das Ziel in einem sonderbaren, halb anziehenden, halb beklemmenden Halbdunkel lag und selten ohne ein kleines oder größeres Abenteuer in, unter oder mit dem Postwagen erreicht ward. Diejenigen, welche dergleichen noch erlebt, werden daher glauben, das Horn „zum Ritt (oder zur Fahrt) in's alte romantische Land" zu hören. Aber nichts von Alledem! Kein Abenteuer wird in meiner Postkutsche stattfinden; kein holdes, banges, in der Ecke verborgenes Mädchen hier ihrem künftigen Bräutigam begegnen, keine junge Wittwe beim Glanze der Epauletten aus ihrer Trauer zu neuer Hoffnung und neuem Glauben erwachen, kein Räuber wird uns anfallen, ja nicht einmal ein Rad zerbrechen.

Ich war in Köln und beabsichtigte von dort aus einen Ausflug nach einem benachbarten Städtchen zu machen, wohin weder Eisenbahn noch Dampfschiff ging, und als ich beim Eintreten in den Speisesaal des Hôtels dem Wirth begegnete, fragte ich ihn um Rath. Er antwortete, daß es sich gut für mich träfe, am nächsten Tage fände in einem Schloß nicht weit von dem Städtchen, nach welchem ich wollte, eine große Auction statt, und drei Herren, die am andern Ende des Saales säßen, hätten schon Extrapost bestellt; sie hätten gewiß noch einen Platz für mich frei. Ich bat ihn, die Herren zu fragen, ob ich gegen Zahlung meines Antheils mit ihnen fahren dürfe, und nach wenigen Augenblicken kam er zurück und lud mich zu ihnen ein.

Es waren Juden, der Eine stark und breitschulterig, mit großem Kopf, rothem Gesicht und schwerem, krausen Haar, der Andere klein, winzig, blaß, der Dritte beinahe so rund wie eine Kugel. Ich würde den Ersten für einen Gerber oder Roßkamm gehalten haben, den Zweiten für einen Philologen, den Dritten für einen Speisewirth; sie waren aber, wie es sich bald erwies, alle Drei Kaufleute, jeder aus einer Stadt in der Rheingegend.

Der starke Mann erkundigte sich, woher ich sei, und auf meine Antwort: „Aus Kopenhagen", sagte er: „Aus Kopenhagen? Kennen Sie da einen Dr. Wolff?"

„Den Rabbiner? Ja."

„Setzen Sie sich. Wollen Sie auch zur Auction?"

„Nein, ich bin kein Kaufmann."

„Was sind Sie denn?"

„Ich habe studirt."

Digitized by Google

„Studirt. Mein zweiter Sohn soll auch studiren; aber der Aelteste bleibt beim Geschäft. Warum? Studiren bringt nichts ein. Wer studirt, muß einen Rückhalt haben.“

Ich fand das sehr verständig gedacht, aber nicht fein gesagt; es paßte jedoch ganz zu seinem Aeußern und vervollständigte sein Bild, er war ein vermögender Mann.

Er fügte hinzu: „Ja, Sie können mitfahren, und Sie haben nicht nöthig zu bezahlen; wir haben den Wagen ja doch genommen“

Ich bestand indeß darauf, daß ich meinen Antheil zahlen wollte, und er gab mit einer unbeschreiblichen Kopfbewegung nach, die so deutlich wie Worte sagte: „Dummstolz!“

Nach einer kurzen Verabredung über die Stunde der Abfahrt am nächsten Morgen schied ich von ihnen, überzeugt, daß ich eine langweilige und vielleicht unangenehme Reisegesellschaft haben würde; ich hatte sie ja aber selbst gesucht und acceptirt, und die Reise war außerdem nur eine kurze.

Es war ein schöner Maimorgen. Im kleinen Garten des Hôtels, wo ich meinen Kaffee trank, stand ein junger Kirschbaum in Blüthe, und seine stille, jungfräuliche, im Morgenthau duftende Schönheit bildete einen seltsamen Contrast zu meinen drei Reisegefährten, die im Thorwege auf- und abgingen, unruhig und mißmuthig, weil der Kutscher nicht pünktlich erschien. Als ich ihnen den Morgengruß zurief, kamen sie in den Garten, und es ward mir sogleich klar, daß sich der starke Mann ärgerte, weil ich ohne Aerger dasaß; dann aber sagte er zu den Anderen: „Recht hat er! Kommt der Kerl geschwinder, wenn wir hier auf- und niederlaufen? Setzen wir uns.“ Allein das Gespräch, das ich einzuleiten versuchte, kam nicht mehr in Gang. Sie saßen, aber sie ruhten nicht. Endlich kam der Wagen und wir fuhren ab.

Meine drei Reisegefährten waren nicht mehr ärgerlich, aber sie hatten sich doch auch noch nicht ganz beruhigt. Ich sah deshalb von ihnen weg auf die Häuser. Die Läden waren noch geschlossen, und Alles würde gleichgiltig oder todt erschienen sein, ohne die Namen an den Schildern. Der Körper der Stadt schlief, aber der Gedanke war wach und sah uns stillbrütend, berechnend nach. Es fiel mir in einer oder zwei der Straßen auf, daß sehr oft, entweder in großen, schwarzen Inschriften oder mit Goldbuchstaben auf halbrunden Metallschildern die Worte zu lesen waren, „Moden“ oder „Modewaarenhandlung“. Der runde Mann, der mir gegenüber saß, machte, wie sich herausstellte, dieselbe Wahrnehmung; unsere Augen begegneten sich, und er sagte lächelnd: „Es sind viele Nachkommen Asaël's in dieser Stadt.“

„Nachkommen Asaël's?“ fragte ich überrascht, „wer sind die?“

„Das wissen Sie nicht? Wo haben Sie studirt?“ sagte er munter. „Warten Sie, bis wir von dem Pflaster hinweg sind, dann werde ich's Ihnen erzählen.“

Wir fuhren über den großen Paradeplatz und wieder durch enge Gassen mit seltsamen, mittelalterlichen Namen, die ich festzuhalten

Digitized by Google

suchte; aber meine Gedanken waren bei Asaël. Endlich kamen wir über die Kettenbrücke, zwischen den alten, düsteren Festungswerken auf die Landstraße hinaus, und der runde Mann sagte: „Asaël . . . jetzt erzähle ich es Ihnen. Eines Tages, vor vielen, vielen Jahrtausenden, vor der Sündfluth, saßen zwei Engel im Himmel, und auf die Erde hinabschauend sprachen sie von der Verderbtheit der Menschen, die damals sehr groß war, vielleicht eben so groß wie jetzt. Der eine der Engel hieß Asaël, der andere Schamsadai. Sie sagten, wenn es ihnen erlaubt würde auf die Erde zu steigen, so würden sie sich ganz anders als die Menschen aufführen und ihnen ein gutes Beispiel geben. Der liebe Herrgott hörte, was sie unter sich sprachen, und gab ihnen die Erlaubniß. Gut, sie kamen herab und begegneten einem jungen, schönen Frauenzimmer, und da sie die Macht der Erde schon empfanden, so verliebten sie sich Beide in das Mädchen. Auf die Frage des schönen Menschenkindes, wer und was sie wären, gaben sie zur Antwort, daß sie Engel wären.

Zum Beweis forderte das Mädchen, sie sollten ihr das heilige Wort nennen, das in den Himmel führt, und alsbald, als sie das gethan, sprach das Mädchen das Wort nach und stieg in den Himmel, wo sie von Gott empfangen und als Stern an's Firmament gesetzt ward. Jetzt wollten die zwei Engel auch hinaufsteigen; aber sie fanden den Himmel geschlossen. Schamsadai erhenkte sich reuevoll am Himmel; Asaël aber blieb auf der Erde und machte sich zum Meister in Farbenpracht und Weiberputz. Darum sagte ich: Nachkommen Asaël's. Verstehen Sie mich jetzt?"

Ich hatte nie zuvor die Legende vom Weibe Istahar (Stern) in dieser Gestalt gekannt und hätte jetzt gern noch mehr solche Sagen von dem runden Manne gehört; aber der starke Mann ließ es nicht dazu kommen. „Ich sage Ihnen, Herr Pertsch", sprach er, „hier soll man nicht reden von Schamsadai, der sich erhenkt hat; denn hier hat sich neulich ein Jude erhenkt, richtig erhenkt, mit einem Strick um den Hals — daß sich Gott erbarm! — und er war Modewaarenhändler."

„Daß sich Gott erbarm!" rief Herr Pertsch, und der kleine, bleiche Mann, Herr Nathan, wiederholte es.

Nach einer kurzen Weile fuhr Herr Pertsch fort: Rebbaunu schel Aulom!*) Ein Jude sich erhenken! Wann henkt sich ein Jude? Weiß man nicht den Grund, Herr Pollock? Hatte er was begangen? Hat man ihn arretirt?"

„Den Grund weiß man", antwortete Herr Pollock. „Er war Modewaarenhändler und saß in einem guten Geschäft. Die Anderen beneideten ihn, und der Zollinspector war böse und argwöhnisch auf ihn, und es gab eine Schmuggelgeschichte, und darin wurde er verwickelt. Er ward verhaftet, aber er war unschuldig und wurde wieder losgelassen. Mittlerweile war aber der Handel von ihm gegangen, und er konnte sich nicht wieder in die Höhe bringen. Eines Abends, als er die

*) Unser und der Welt Herr.

Digitized by Google

Sparbüchsen seiner Kinder leeren mußte, um Brod zu kaufen, stieg e: hinauf unter's Dach und erhenkte sich."

Im Allgemeinen, wenn wir vom Unglück anderer, uns unbekannter Menschen hören, fällt ein finsterer Schatten über unsern Weg; allein wir schreiten rüstig weiter, durch den Schatten in den Sonnenschein, der uns noch lächelt, und dessen wir zu unserer Lebensthätigkeit bedürfen. Es kann aber irgend ein Umstand mit einem solchen Unglück verbunden sein, der uns seltsam ergreift und uns in dem trüben Schatten zu weilen zwingt. Ich fühlte mich beinahe weniger von der endlichen Katastrophe ergriffen als von der Scene, die in den Worten gemalt war: Er mußte eines Abends die Sparbüchsen der Kinder leeren, um Brod zu kaufen. Ein solches Bild nagenden Kummers und liebender Verzweiflung stand vor meinen Augen, daß es mir war, als hätte ich den Mann gekannt und wäre in der nächsten Stube gewesen, ohne ihm helfen zu können, und der ganze Zweck meiner jetzigen Reise schien mir unbedeutend und ohne Sinn. Meine Reisegefährten waren vielleicht noch tiefer ergriffen, sahen aber nicht dasselbe Bild und faßten das Ereigniß mehr als Nationalsache auf. Sie sprachen von Unduldsamkeit und Judenhaß; andere Beispiele wurden erwähnt, die mir ferner lagen, und ich gab eine Weile auf das Gespräch wenig oder gar nicht Acht, bis ich Herrn Pollock mit gehobener Stimme von England sprechen hörte.

„Ja", sagte er, „in England, da ist viel von dem, was sie Toleranz nennen. Sie hassen einander, aber sie sehen sich höflich an. Kann Einer dem Juden einen Stoß geben, so thut er es; er darf aber nicht sagen, er thue es, weil es ein Jude ist. Na, wenn man ein reicher Mann ist, dann geht's noch. In anderen Ländern kann ein armer Mann auch ein Hund sein; aber solch' ein Hund, wie ein armer Mann in England ist, noch dazu, wenn er ein Jude, das giebts nicht zum zweitenmal in der Welt. Solch' einen armen Mann habe ich gekannt. Es war ein hochgewachsener, hagerer Mann. Er wohnte in dem Theil von London, der die City genannt wird. Damals war es einem Juden nicht erlaubt ein offenes Geschäft in der City zu treiben; vielleicht ist es noch nicht erlaubt.

„Allein der Mann, von dem ich rede — er hieß Isak Abraham — hatte die Erlaubniß bekommen, eine kleine Bude an der Paulskirche zu halten. Es ist eine sehr große Kirche. Ich bin selbst dagewesen und habe sie gesehen. Vor der Kirche läuft in der Halbrunde ein hohes Eisengeländer her und dicht an diesem Geländer hatte er seine Bude. Sie war just so groß wie ein Schilderhaus, und er handelte mit Peitschenschnüren und Stöcken. Er hatte fünf, sechs Söhne, und er ließ sie alle mit Peitschenschnüren und Stöcken handeln. Jeden Morgen händigte er ihnen so und so viele Schnüre und Stöcke ein und sagte: „Sie kosten so und so viel; bietet Einer weniger, so könnt Ihr doch verkaufen; ein Anderer wird kommen und mehr zahlen." Sie liefen alle da an der Kirche herum. Als ich in meiner Jugend zum ersten Mal in London war, habe ich sie selber gesehen.

Digitized by Google

„Der älteste Sohn gefiel dem Vater nicht. Er hatte kein Talent zum Handel, keinen Eifer. Da muß aufgepaßt und geschrieen und festgehalten werden, da muß man sein wie ein Jagdhund oder wie ein Verzweifelter, der seinen Mann nicht läßt, bis er sich loskauft. Es gehört Talent dazu, wahrhaftig; aber um es richtig anzuwenden, muß man den Hunger kennen und Furcht vor ihm haben. Ephraim, der Aelteste, war gewiß nicht reicher als sein Vater und seine Brüder, und dennoch hatte er keinen Eifer. Er war ein Träumer, ein Nachtwandler, sagte der Vater. Er war darauf verfallen, in die Kirche zu gehen, nicht um der Christen willen, sondern wegen der Figuren, die da stehen; große Marmorfiguren, zu Ehren Derer, die Schlachten gewonnen haben zu Land oder zu Wasser, und das kann man den Engländern nicht ableugnen, sie haben viele große Schlachten gewonnen. Selbst der große Napoleon, der die ganze Welt hatte zittern machen, und dem die Erde zu klein war, wer sperrte ihn auf einer Insel, wie in einem Käfig ein? Die Engländer. Es ward ihnen gegeben.

„Nun, der Ephraim hatte es sich herausgenommen in die Kirche zu gehen, und eines Tages stand er da und besah sich die Figuren, die aufgestellt sind zu Ehren Nelson's, ihres Admirals. Ich habe sie selber gesehen. Ein Frauenzimmer, das England bedeuten soll, führt zwei Schiffsjungen zu der Figur von Nelson hin und zeigt auf sie in solcher Weise, daß man beinahe hören kann, was sie sagt. Sie sagt: Geht hin und schlagt Euch und riskirt Arm und Bein und Leben und Tod, dann könnt Ihr auch ein Monument bekommen wie dieses. Ich habe es selber gesehen. Es ist groß; man muß es gestehen.

„Nun, des Isak Abraham's Ephraim stand da und sah sie. Was er dabei dachte, mag Gott wissen. Er war kein Matrosenkind, und der Ruhm war nichts für ihn. Oder hatte er Lust zur See zu gehen? Er kam zur See! Aber nicht auf die Art Hören Sie an.

„Während er dastand, kam ein Mann auf ihn zu. Es war ein Geschäftsfreund seines Vaters, ein Fellbereiter und Methodist. Es giebt in England unzählig viel Secten von Christen, und eine der Secten heißt die Methodisten. Die sind die ärgsten Tolefresser*). Als der Fellbereiter den Ephraim in der Kirche sah, ward er von dem Gedanken ergriffen, denselben zu bekehren. Er führte ihn in der Kirche umher, sprach vorsichtig über Religion, erzählte ihm von anderen Kirchen, die weit besser wären — nämlich die Methodistenkirchen — und lud ihn zu sich ein. Er hatte ein kleines, freundliches Haus mit einem Garten und eine hübsche, fünfzehnjährige Tochter, ein braves Kind, wie Sie erfahren werden; aber Ephraim ward dennoch kein Christ Der Fellbereiter kam mit seiner Tochter und besuchte Isak Abraham's Familie; er wollte in ein recht freundschaftliches Verhältniß zu ihnen treten. Er wollte die ganze Familie bekehren und sprach auch zu Isak Abraham über Religion. Dadurch erfuhr Isak Abraham gelegentlich, daß der

*) Fanatiker; eifrig für den Gekreuzigten.

Digitized by Google

Fellbereiter seinen Sohn Ephraim in der Kirche getroffen hätte. Er begriff sehr gut, daß der Sohn nicht in die Kirche gegangen war um der Religion willen, sondern um zu faullenzen, und er züchtigte und schlug ihn deswegen, obgleich er schon siebzehn Jahre alt war, und Ephraim ging auch nicht wieder in die Kirche; aber der Fellbereiter gab seinen Plan mit Isak Abraham nicht auf.

„Eines Tages, als der Fellbereiter ihn sehr drängte, antwortete Isak Abraham: „Nun, was Euren Jesus Christus betrifft, so können wir schon einig werden. Gegen ihn habe ich nichts Er war doch, ehe er Euer Erlöser ward, ein kleiner Judenknabe." — Der Fellbereiter ward blaß und sagte kein Wort.

„Sie waren Geschäftsfreunde und gewohnt, Wechsel auf einander zu ziehen, kleine Wechsel, selten über zehn Pfund Sterling. Weil der Fellbereiter bisweilen auf Reisen war, hatte es sich wol ereignet, daß der Eine des Andern Accept geschrieben, und es war gut gegangen. Eben war ein solcher Wechsel ausgestellt. Isak Abraham hatte ihn trassirt und das Accept des Fellbereiters darauf geschrieben. Am Verfallstage, als der Wechsel dem Fellbereiter präsentirt wurde, antwortete er: „Es ist mein Name, aber ich habe ihn nicht geschrieben." — Es war an einem Sabbath; Isak Abraham saß zu Hause bei seiner Familie, als ein Advocat mit einem Gerichtsdiener eintrat und ihm den Wechsel und einen Arrestbefehl vorhielt Jetzt war es an Isak Abraham todtenblaß zu werden. Ephraim, sein ältester Sohn, ging auf den Anwalt zu, sah den Wechsel an und sagte: „Ich habe ihn geschrieben." Da mußten sie den Vater loslassen und den Sohn nehmen und Ephraim ward vor Gericht gestellt und schuldig gefunden und zu siebenjähriger Deportation nach Botany-Bay verurtheilt.

„Es war viel Jammer und Klage in der Familie, versteht sich, aber Isak Abraham sagte nichts; er war ein harter Mann. Am letzten Abend vor der Abfahrt des Schiffes ging die Mutter weinend und händeringend durch das ganze Haus und die Söhne saßen in den Ecken herum und schluchzten, daß ein Stein sich hätte erbarmen mögen. Da sagte Isak Abraham: „Von morgen an muß es still im Hause sein! Wär' es vielleicht besser, wenn ich es gewesen, wenn Ihr Euren Versorger verloren hättet und Alle auf die Straße geworfen wäret? Der Haß der Christen mußte ein Opfer haben. Wer war näher als er? Wer kann besser entbehrt werden? Weinet heute Abend — aber von morgen an still im Haus!

„Nun, es verging ein Jahr oder zwei; dann kam ein Brief von Ephraim. Er schrieb, er befinde sich wohl, man sei nicht hart gegen ihn und er werde zu schwerer Arbeit nicht angehalten, er habe einige Kinder zu warten und viel Zeit übrig. Wenn man ihm einige alte Kleider senden wolle, so könne er sie mit gutem Vortheil verkaufen; sie sollten nicht fein, nur stark sein, nach solchen Kleidern sei große Nachfrage.

„Isak Abraham sagte spöttisch: „I, Der will handeln! Der versteht sich auf's Handeln!" — Aber die Mutter sagte: und wenn sie auch aus-

Digitized by Google

gehen und alte Kleider erbetteln müsse, so solle Ephraim sie haben. Sie verkaufte ihre eigenen alten Kleider und kleinen Schmuckſachen und brachte ein recht hübsches Bündel zusammen. Als sie das Bündel schnüren wollten, zerschlug Isak Abraham seine Sparbüchse. Seit Ephraim verurtheilt war, hatte er sich abgewöhnt, Abends Bier zu trinken, und was er dabei ersparte, hob er in einer Thonbüchse auf. — „Nehmt's!" sagte er. — Die Mutter sagte: „Giebst Du Deinen Segen dazu?" — „Ich gebe meinen Segen", antwortete er.

„Mit dem Gelde gingen sie auf den großen Kleidermarkt. Es wird nämlich in London jeden Tag ein Markt gehalten — was soll ich sagen: eine Börse für alte Kleider. Ich bin selbst da gewesen. Es ist ein großer Platz und man begreift nicht, wo alle die alten Kleider herkommen, und man begreift beinahe eben so wenig, wo alle die Judengesichter herkommen. Der Platz hat seines Gleichen in der ganzen Welt nicht; aber man möchte so was auch nicht zweimal sehen.

„Wieder verging ein Jahr; dann kamen fünfzig Pfund Sterling von Ephraim und er bat um mehr alte Kleider. Er schrieb: „Legt Alles, was Ihr habt, in alten Kleidern an und laßt uns Compagnie machen."

„Um es kurz zu sagen: Nach einem Jahre verlangte er nicht nur alte, sondern auch neue Kleider. Es waren die Goldfelder drüben entdeckt worden, und die Leute strömten zu Tausenden herbei. Er sandte Gold und Gold und abermals Gold. Seine Strafzeit verlief und er kaufte Wolle und sandte sie nach England mit Gold dazu, um eine Tuchfabrik anzulegen. Er stieg und stieg so gewaltig, daß die Firma Isak Abraham und Sohn nach Verlauf einiger Jahre Hunderttausende von Schätzen in Australien und die größten Tuchfabriken und Schneiderwerkstätten in England besaß, und jeder der Söhne hatte ein jährliches Einkommen von 10—20,000 Pfund Sterling, und sie führten ein großes Haus und ritten am Mittag im Hydepark, wo die reichen Engländer reiten, und es gab keine schöneren Pferde, als die der Söhne Isak Abraham's, und sie nannten sich nicht länger Abraham, sondern Bramini.

„Da kam eines Tages ein Brief von Ephraim: er wolle zurückkehren. Er lebe drüben, wo alle Welt von seiner Deportation wisse, und er wolle auch einmal den Kopf erheben und Athem holen wie ein reicher Mann. Das gab einen Schreck in der Familie! Es war beinahe vergessen, daß einer der Söhne wegen eines falschen Wechsels deportirt worden war; Niemand sprach davon; es war ganz wie vergessen. Wenn er nun aber zurückkäme, so würde man an Alles wieder erinnert werden und welchen von ihren feinen Bekannten würden sie einladen können, um mit einem Deportirten zusammenzutreffen? Ihre Häuser würden wie die Pest gemieden werden. Sie bewogen den Vater und die Mutter dazu, ihm entgegenzureisen, ihn in der Stadt, wo er landen würde, zu empfangen, und dann auf ein Landgut, das sie in der Nähe besaßen, zu führen. Als aber Ephraim sich einige Zeit da aufgehalten hatte, wollte er nach London, um die Paulskirche zu sehen, und sie mußten ihn nach London begleiten, und die Brüder empfingen ihn sehr freundlich; allein

Digitized by Google

sie waren für Niemanden zu Hause und gingen nur spät Abends aus und lebten wie Einsiedler.

„So kam Peßach*) heran und der Vater lud sie Alle nach alter Sitte zum Szeder**) ein. Da geschah etwas ganz Neues. Die Tochter des Fellbereiters kam zur alten Madame Abraham und sagte, ihr Vater sei gestorben und sie wisse Alles, und sie bitte für ihn um Verzeihung. Madame Abraham antwortete, daß Gott Alles zum Guten gewendet habe, sogar Ephraim sei gesund und glücklich zurückgekehrt. „Ach", sagte das Mädchen, „ist er wirklich nach Hause gekommen? Wollen Sie mir erlauben, ihn zu sehen — nicht mit ihm zu sprechen, sondern nur ihn zu sehen. Ich will, wenn Sie es mir erlauben wollen, als eine Magd verkleidet an Ihrem Festabend bei Tische aufwarten oder nur ein Gericht hereintragen, damit ich ihn sehen kann, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen. Verwehren Sie es meines Vaters Tochter nicht, Ihren Sohn zu sehen und zu segnen!" — „Gut, so mag es denn sein", sagte Madame Abraham.

„Als sie Alle am Szedertisch saßen, erhob sich der alte Isak Abraham und sagte: „Gott hat uns befohlen, daß wir jedes Jahr an diesem heiligen Abend die Hagode, die Erzählung von unserer Befreiung aus dem Lande Aegypten, vorlesen sollen. Es soll der Hausvater sie laut vorlesen und sie den Kindern erklären und ihnen Dankbarkeit einprägen, wie da geschrieben steht. Heute, an diesem gesegneten Abend, habe ich eine andere Hagode, die ich zuerst vortragen will, Gott wird es erlauben. Und dann erzählte er die ganze Geschichte von dem Wechsel, von der Deportation, von den alten Kleidern, von der Rückkehr Ephraim's, von der Härte der Brüder, und schloß mit den Worten: „Ephraim, mein Sohn, mein Aeltester, komm, setz' Dich an meinen Platz, sei das Haupt der Familie und sei gesegnet!"

„Da schrieen die Brüder laut auf und sagten: „Was hilft es, Vater, daß Du die Wechselgeschichte auf Dich nimmst? Bisher war es nur Einer in der Familie, der deportirt worden war; von jetzt an werden es Zwei sein, Einer, der deportirt wurde, ein Anderer, der da hätte deportirt werden sollen! Die Leute werden so reden. Kannst Du die Welt ändern?"

„„Beruhigt Euch", sagte Ephraim, „ich gehe wieder fort."

Da warf sich die Magd, des Fellbereiters Tochter, vor ihm nieder und rief: „Ephraim, Herr Ephraim, ich bin Mary. Mein Vater hat Alles über Euch gebracht, aber er war kein böser Mann und hat es schwer bereut. Ich, seine Tochter, ich will Deine Magd sein! Du sollst nicht allein und verlassen in die weite, kalte Welt hinausgehen! Dein Gott soll der meinige sein und ich will Dir treu sein wie ein Hund, nein, wie ein englisches Mädchen!"

„Da rief Ephraim: „Mary, Du bist es! Dann bin ich ein glücklicher Mensch und wir Zwei gehen zusammen nach Australien!"""

*) Das jüdische Osterfest.
**) Das Mahl zur Erinnerung an den Auszug aus Aegypten.

Digitized by Google

Wahrscheinlich würde man im Postwagen über diese Geschichte viel gesprochen haben, aber der hurtig rollende Wagen führte uns an einem Handwerksburschen vorüber, dessen Kleider zerlumpt und dessen Füße nackt, während ein paar Stiefel an seinem Ränzel angebunden waren. Als er in den Wagen sah, rief er aus: „Da fahren die verfluchten Juden stolz einher, während unser Eins zu Fuß gehen muß!“ — Wenige Minuten später stieg der Weg bergan und wir mußten langsam fahren, so daß uns der langbeinige Bursche wieder einholte. Herr Pollock holte ein Fünfgroschenstück hervor und gab es dem Burschen, der die Gabe mit einem Gesicht empfing, welches einen eulenspiegelartigen Ausdruck hatte, während er offenbar über seinen Fluch beschämt war. Als wir uns wieder von ihm entfernt hatten, sagte Herr Pollock ruhig: „Im künftigen Leben wird er vielleicht fahren und ich werde zu Fuß gehen müssen, und er wird mich vielleicht zwingen, ihm für eine Gabe zu danken. Aber was man hat, das hat man.“

Herr Pertsch sagte: „Seine zerrissenen Kleider erinnern mich an eine Geschichte.“

„Laßt sie hören“, sagte Herr Pollock.

„In einer böhmischen Stadt“, hub Herr Pertsch an, „war ein Rabbi, der das Wort kannte*). Er hatte drei Söhne und als der älteste in die Welt hinaus wollte, erlaubte der Vater ihm einen Wunsch, damit er sein Glück machen könnte. Der Sohn wählte Schönheit. Wohin er kam, ward er auch von den Weibern geliebt und würde sich glücklich gefühlt haben, hätten ihn nicht die Männer im gleichen Grade gehaßt und verfolgt. Er kehrte daher zum Vater zurück und bat, daß kein Mann ihm Böses anzuthun im Stande sein möchte. Der Vater sagte: „Du nimmst einem Deiner Brüder einen Wunsch weg, hast aber so gefährlich gewählt, daß ich Dir willfahren will. Es sei denn, wie Du bittest.“ — Der Sohn ging wieder in die Welt und ward wiederum glücklich, bis eines Abends ihm ein Weib aus Eifersucht eine Nadel ins Herz stieß.

„Als der zweite Sohn ausziehen wollte, erlaubte der Vater auch ihm einen Wunsch, und er wählte Stärke. Es geschah auch, daß er überall siegte, wohin er kam. Er schlug aber so viele Menschen zu Krüppeln, daß er jeden Augenblick Gefahr lief, eingekerkert und verurtheilt zu werden, und sich nur mit großer Mühe retten konnte. Vergebens bemühte er sich, friedfertig und sanft zu sein: sobald er Einen nur anfaßte, zerbrach er ihm Arm oder Bein. Zuletzt ging er zu einem klugen Mann und bat um Rath, und der kluge Mann sagte, er wolle ihm helfen, zuerst solle er aber schwören, daß er ihm in Allem und Jedem gehorchen wolle. Das gelobte und schwur der Starke. Darauf machte ihn der kluge Mann zu seinem — Hausknecht.

„Als der dritte Sohn in die Welt ziehen wollte, sagte ihm der Vater: „Für Dich habe ich jetzt Nichts übrig und vielleicht ist es besser so, denn Deine Brüder haben gewünscht und es ist ihnen übel bekommen.

*) Das Zauberwort, welches Macht über die Geisterwelt hat.

Digitized by Google

Gott hat Dir ein gutes und dankbares Herz gegeben; gehe mit Gott und siehe, wohin er Dich führt."

„Der Sohn zog aus und ward ein Handwerksbursche.

„Eines Tages kam er auf seiner Wanderung an einen Hof oder ein Landhaus, das einem Juden gehörte, und er ging hinein, um einen Reisepfennig zu bitten. Der Besitzer war verreist, aber seine Frau zu Hause, und sie hatte eine andere Frau zu Besuch bei sich. Wie es oft geht: in der Gegenwart Anderer wird man wohlthätiger, als man sonst zu sein pflegt, und die Hausfrau gab dem Burschen erst eine Mahlzeit, dann einen Zehrpfennig und als er sich mit Dank verabschieden wollte und sie sein zerlumptes Kleid sah, sagte sie: „Wartet einmal, ich muß noch einen abgetragenen Rock meines Mannes haben." Sie kam auch bald mit einem blauen Frack zurück, den der Bursche außerordentlich schön fand. Er fürchtete sich nur, daß die Frau die reiche Gabe bereuen könne, zog daher im Vorhof den Frack eiligst an, warf seinen alten Rock von sich und ging.

„Die Frauen standen am Fenster und sahen, als er ihnen den Rücken kehrte, daß der eine Schooß des Fracks abgerissen war, und während es ihnen um den armen Burschen leid that, konnten sie doch nicht umhin, zu lachen. Er hörte ihr Lachen, glaubte aber, es sei nur aus Freude, ihn so glücklich und so geputzt zu sehen, kehrte sich daher um und grüßte mit dankbarem Lachen, was sie noch mehr lachen machte.

„So schritt er des Weges einher und wo er Leuten begegnete, lachten sie, was ihn, weil er selbst so froh war, nicht verwunderte.

„Er kam durch eine Stadt, wo der Richter am Fenster stand. Dieser Richter litt an einem Geschwür, das die Aerzte nicht heilen konnten. Als er den Burschen im einschößigen Frack so glücklich einherstolziren sah, brach er in ein so heftiges Gelächter aus, daß das Geschwür aufging und er augenblicklich eine große Linderung verspürte. Er sandte einen Boten, der den Burschen einholte und zu ihm führte, und er sagte zu ihm: „Da, nimm einen Gulden, um der guten Wirkung willen, die Dein einschößiger Frack auf mich gemacht hat!"

„„Ach", sagte der Bursche, „was nützt mir jetzt Euer Gulden? Ihr habt mir die frohen Gesichter aus der Welt genommen und das Beste obendrein: meine Dankbarkeit gegen die Frau, die mir den Frack geschenkt hat."

„„War Das Dein Bestes?" frug der Richter.

„„Gewiß", antwortete der Bursche.

„„Dann bist Du ein dankbarer Mensch und sollst bei mir bleiben, damit ich Dir Gutes thun kann!""

Meine Reisegefährten kamen nun darauf zu reden, wie mangelhaft und unvollkommen die Welt für Diejenigen sei, die das Wort nicht kennen und die daher in einem Augenblick der Noth oder Bedrängniß nur wünschen können, ohne mit Sicherheit auf Erfüllung zu rechnen. „Wie schön wär's", sagte Herr Pertsch, „wenn man den lieben Gott zu seinem speciellen Vertrauten hätte! Was gäbe man nicht darum!"

Digitized by Google

Herr Nathan sagte: „Darüber hat ja schon der Herrgott mit Enoch und Elias gesprochen.“

„Wie so? Ich habe nie davon gehört!“ rief Herr Pollock aus.

„Wenn ich sage, daß der liebe Gott davon gesprochen, will ich mich nicht versündigen. Der Herr spricht nur zu seinen Erwählten, und wer bin ich, daß ich sollte berichten können, was Gott dem Enoch und dem Elias gesagt! Aber, mit Ehrfurcht sei es gesagt, man legt dem lieben Gott die Worte in den Mund.“

„Laßt uns hören! Erzählen Sie, Herr Nathan“, sagte Herr Pollock.

Herr Nathan erzählte darauf wie folgt:

„Man berichtet — aber, wie gesagt, ich trage nicht die Verantwortung dafür, es ist nicht Ernst, es ist Gedicht und Bild — daß der Herr, gesegnet sei sein Name! sich eines Tages mit Enoch und Elias auf die Erde begeben habe. Sie verstehen ja, es ist nicht so gemeint. Wie könnte der Herr, der den Himmel und die Erde erschaffen, als ein Mensch einhergehen? Es ist nicht so gemeint, und wenn man zum Voraus sagt, daß es nicht so ist, darf man es erzählen.

„Der Herr also kam mit Enoch und Elias nach einer Stadt, und es war eben Peßach- (Oster-) Abend; die Familien saßen am Szebertisch (zur Festfeier geschmückten Tisch); die Hunde bellten, als sich die Fremden nahten.

„Elias, der voran ging, kehrte sich um und sagte zu Enoch: „Das ist ein Empfang für den Herrn und uns Beide!“

„Darauf antwortete Enoch scherzend: „Der Empfang ist richtig. Die Hunde erinnern sich Dessen, was Du ihren Voreltern versprachst: „Die Hunde sollen Isebel fressen an den Mauern Jesreels.““*)

„Elias sagte: „Demnach haben die Hunde einen schärfern Sinn als die Menschen, die jetzt ohne Ahnung von Dem, was sich ihnen naht, dasitzen! Wenn sie es wüßten! Wie würden sie emporspringen und mit Anträgen und Bittschriften sich heranbrängen, wie wenn einer ihrer Könige sie besuchte! Und welch' ein König, der jetzt kommt!“

„Der Herrgott sagte — Sie verstehen, er sagte es nicht —: „Ich bekomme ihre Bitten und Gesuche jeden Tag, besonders aber am Abend.“

„Elias frug: „Sind sie geschrieben?“

„Der Herrgott antwortete: „Wenn sie sie aus einem Buche vortragen, so sind sie geschrieben, aber sehr lang.“

„„Sind sie sonst nicht geschrieben?“ frug Elias.

„„Selten“, antwortete der Herrgott.

„„Wenn Deine Majestät es erlaubt“, sagte Elias, „möchte ich fragen, ob Du nie versucht hast, einem Menschen zu willfahren, wenn er um Etwas bat, das nicht im Buche stand?“

„Der Herrgott antwortete: „Ja.“

*) Erstes Buch der Könige XXI, 23.

Digitized by Google

„„Und dann? Will Deine Majestät mir erlauben zu fragen, ob es einen guten Ausgang genommen hat?“

„„Niemals“, antwortete der Herrgott, „einen einzigen Fall ausgenommen.“

„Elias sagte: „Ist es Deinem unterthänigen Knecht erlaubt, zu fragen: welchen Fall?“

„Der Herrgott antwortete — aber ich sage es Ihnen noch einmal, daß ich keine Verantwortlichkeit übernehme und meine Worte seien ohne Entheiligung gesprochen! — der Herrgott antwortete: „Ziel und Endzweck des Menschen ist Uebereinstimmung mit sich selbst. Bei der Schöpfung sind ihm die Mittel dazu gegeben worden. Andere Mittel bringen Disharmonie hervor.“

„Elias rief eifrig: „Sollte es denn in dieser ganzen Stadt keinen Einzigen geben, der um etwas Gescheidtes bitten wird? — nicht um Reichthum, denn er führt zu Uebermuth und Thorheit — nicht um ein Weib, denn es mag die Seele von Dir, o Herr, abwenden — nicht um langes Leben, denn dabei wird man einsam und freundelos — sondern um etwas Besseres und Vernünftigeres, um Etwas, das mit ihm selbst übereinstimmt.“

„Der Herrgott antwortete: „Es ist in dieser Stadt Einer, der Nichts von all' dem wünschen wird.“

„Da rief Elias: „Darf ich mit ihm einen Versuch machen?“

„Der Herrgott gab die Erlaubniß und deutete auf das Haus des Mannes. Es war eines der ansehnlichsten in der Stadt, und in der Stube war man eben an die Stelle der Hagode gelangt, wo man innehält und die Fenster öffnet und dann laut den Elijah Hanovi, den Propheten Elias, den Erlöser, ruft.

„Im Augenblick, als sie so riefen, stieg Elias durch das Fenster herein, und sagte: Hinneni, Elijah Hanovi!“ *)

„Die ganze Familie erhob sich mit einem wilden Geschrei und stürzte zur Thür, hinaus, nur den Hausvater ausgenommen, der sich auf sein Antlitz warf und sagte: „Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn! Jetzt werden die Tage der Heimathlosigkeit vorüber sein!“

„„Nein“, antwortete der Prophet, „ich komme nicht um Israel zurück in's gelobte Land zu führen, sondern zu Dir allein. Der Herr hat es mir erlaubt Dir eine Gunst zu erweisen, einen Wunsch zu erfüllen. Wähle jetzt mit Verstand.“

„Nach langem Bedenken sagte der Mann: „Dann bitte ich, daß ein Jeder, der aus dem Brunnen dieser Stadt trinkt, Wohlgefallen an mir finden möge.“

Elias antwortete: „Das scheint mir vernünftig! Es muß in Uebereinstimmung mit Dir selbst sein; denn um das Wohlwollen Andrer zu wünschen, muß man selbst wohlwollend sein. Es ist erfüllt.“

„Indessen hatte sich mit Blitzesschnelle die Kunde in der Stadt ver-

*) Ich bin es, der Prophet Elias.

Digitized by Google

breitet, daß der Prophet Elias gekommen sei, und hatte Alle in große Bestürzung versetzt; denn man wußte ja nicht, ob die Ankunft des Propheten den Aufbruch nach Canaan oder die Reise zu den Vorfahren im Himmel bedeute. Sobald man aber merkte, daß nichts Ungewöhnliches auf der Straße vorging, daß der Himmel nicht donnere und die Posaune nicht geblasen wurde, beruhigte man sich, ja war betrübt darüber, daß nichts von den großen Ereignissen eingetroffen, und daß man getäuscht worden sei. Zuletzt zweifelte man sogar daran, daß es wirklich der Prophet Elias gewesen und fing an zu spotten; allein das dauerte nur so lange, bis man aus dem Brunnen getrunken hatte. Wenn man auch nicht überzeugt wurde, glaubte man doch und verehrte und liebte den Mann.

Dieser mußte sich freilich sagen, daß nicht ihm, sondern dem Brunnen das Verdienst zukomme; aber theils trank er selbst aus dem Brunnen, theils wurde es ihm nach und nach einleuchtend, daß weil der Prophet sich ihm offenbart und ihm einen Wunsch gestattet hatte, auch etwas Ungewöhnliches und Ausgezeichnetes an ihm sein müsse. Er ward deshalb unermeßlich stolz, aber es that ihm keinen Schaden, weil er zur selben Zeit wohlwollend war, und weil ihm von allen Seiten Wohlwollen und Ehrfurcht erwiesen wurde. Zu jeder Zeit, wenn er sich seinen Mitbürgern zeigte, strahlten aller Augen von Hingebung und Bewunderung, und in Folge davon strahlten auch seine Augen von Zufriedenheit und Liebe. Er war überzeugt, daß seine Stadt die beste der Welt sei, und als er dies seinen Mitbürgern sagte, da waren diese darüber so hoch erfreut, daß sie ihn als einen ausgezeichneten Patrioten wo möglich noch höher schätzten als zuvor. Fremde, die nach der Stadt kamen, wunderten sich zwar über die hohen Ehren, welche diesem Mann allgemein erwiesen wurden; allein sobald sie aus dem Brunnen getrunken, wurden ihre Ansichten ganz diejenigen der Bürger.

„Nun traf es sich, daß in einer nicht entfernten Stadt ein hoch angesehener Mann lebte, der erwachsene und tüchtige Söhne hatte. Dieser sagte eines Tages zu seinen Söhnen: „Kommt, laßt uns die Stadt besuchen, von der so viel Seltsames erzählt wird; denn entweder müssen Diejenigen, welche einander so sehr bewundern, sich durch Gerechtigkeit, Sanftmuth, Mäßigung, Hochsinn und andere Tugenden auszeichnen, oder sie müssen Narren sein. Im ersten Falle werden wir ein Beispiel zur Nachahmung, im andern eine warnende Lehre finden.“ — Die Söhne erhoben sich, und sie zogen von dannen.

„Als sie sich der Stadt nahten war eben jener Mann zu seinem Weinberge, der an einem Orte lag, wo mehrere Wege zusammenstießen, gewandelt, und hier geschah es, daß der Vater, der mit seinen Söhnen kam und des Weges nicht kundig war, den verehrten Mann in einiger Entfernung sah und ihm zurief: „Heda! Du! Wo geht der Weg nach der Stadt?“

„Der verehrte Mann war nicht gewohnt, in solchem Tone mit sich reden zu lassen und Gesichter zu sehen, die nicht von Liebe und Bewun-

Digitized by Google

derung leuchteten; es stieg daher in seinem Gemüth ein plötzlicher und heftiger Zorn gegen „die fremden Tölpel“ auf, und er kehrte ihnen ohne zu antworten, den Rücken.

„Der eine der Söhne ging auf ihn zu und sagte ihm: „Bist Du taub?“

„Der Verehrte drehte ihm den Kopf ein wenig zu, antwortete mit einem bissigen „Nein“, und setzte seinen Weg fort.

Da rief ihm der Sohn nach: „Du ungezogener Mensch, der Du meinem Vater nicht antworten wolltest! Ist dies die Bescheidenheit und Gastlichkeit, die in Eurer Stadt gelehrt wird? Wenn Du, dem Aussehen nach, nur ein gemeiner Bürger, Dich so beträgst, was müssen wir dann von den Vornehmen erwarten, die bis zum Wahnsinn stolz und eitel sein sollen!“

„Der verehrte Mann sagte kein Wort und eilte zur Stadt. Sein Zorn und Unwillen war aber über die Maßen groß. Er, wie ein gemeiner Bürger aussehen! Es kochte ordentlich in ihm. Zwar wußte er sehr wohl, daß er nur nöthig hätte, die Fremden in die Stadt zu führen und aus dem Brunnen trinken zu lassen; aber sein Zorn war so groß, daß er von ihnen gar nicht geliebt sein wollte. „Ihr eigener Haß soll sie verzehren“, sagte er; „sie sollen ihn in sich tragen wie ein Gift, das in Einem fort brennt, ohne zu tödten.“

„Er ließ die Thore der Stadt schließen, und als die Fremden ankamen, wurden sie höhnisch abgewiesen. Sie kehrten demnach zurück, und wo sie hinkamen, erzählten sie lachend und in Ernst, wie es ihnen ergangen, und welch' ein sonderbares Volk jene Stadt bewohne, ja sie gingen so weit zu sagen, die Stadt habe, wie es scheine, sich einen andern Gott erwählt und bete einen Affen an.

„Dieses brachte, wie sich denken läßt, eine starke Spannung zwischen den beiden Städten hervor; wo ihre Bürger sich begegneten, zankten und schlugen sie sich, und es floß Blut. Als der König davon erfuhr, hieß er die Häupter beider Parteien vor sich erscheinen, um Rechenschaft abzulegen.

In der glücklichen und liebevollen Stadt war man zwar sehr betrübt, daß der verehrte Mann wegreisen und vielleicht auf längere Zeit abwesend sein sollte; aber zugleich freute man sich im Voraus auf den Triumph, den er über die feindliche Stadt davon tragen würde; denn es fiel Keinem ein daran zu zweifeln, daß der Fürst, von seiner Beredsamkeit überwunden, ihn mit den größten Ehren zurücksenden würde. Der verehrte Mann selbst war ganz ruhig und zuversichtlich. Er ließ sich eine Flasche aus dem Brunnen der Stadt füllen und nahm sie mit sich.

„Als er dann nach der Hauptstadt und zum Hofe kam, sah er ein, daß die Flasche obgleich mit so köstlichem Getränk gefüllt, doch zu gering war, um dem Fürsten als Geschenk dargeboten werden zu können, und er wagte auch nicht den Fürsten zu bitten, daß er Wasser, das mehrere Tage unterwegs gewesen, trinken möge. In dieser Verlegenheit wandte er sich an den königlichen Mundschenk und bot ihm eine reiche Gabe an, wenn er in den Wein des Fürsten, einige Tropfen von dem unschuldigen

Digitized by Google

Wasser aus der Flasche mischen wollte. Der Mundschenk nahm die Flasche und die Gabe entgegen, aber als ein treuer Diener offenbarte er Alles dem Fürsten.

„Der Fürst berief seine Räthe, und als sie von der Sache hörten, war ihr erster Gedanke, daß der Mann, von einem feindlichen König angeregt, den Fürsten vergiften wolle. Keiner der fürstlichen Diener wollte das Wasser probiren; und man nahm daher einen Hund, eine Katze und ein Huhn, ließ sie einige Tropfen aus der Flasche trinken, schloß sie ein und beobachtete sie. Es zeigte sich bei ihnen eine steigende Unruhe; sie wollten hinaus; und man sah das schon als ein bedenkliches Zeichen an; indessen war die Stunde gekommen, wo die beiden Parteien vor dem Fürsten erscheinen sollten.

„Der verehrte Mann baute getrost darauf, daß der Mundschenk den Fürsten vom Wasser habe kosten lassen; und als er sich zum Sprechen erhob, geschah es mit jenem selbstzufriedenen Lächeln, das in seiner Stadt alle Seelen fesselte, aber hier am Hofe keinen guten Eindruck machte. Um sein Unglück voll zu machen war der Hund, die Katze und das Huhn, die vom Wasser getrunken, und deren Sehnsucht nach ihm durch den Zwang gesteigert war, aus ihrem Gefängnisse entsprungen und drangen jetzt in den Saal. Der Hund sprang laut und froh bellend auf ihn zu, die Katze schmiegte und drückte sich an ihn und das Huhn schlug die Flügel und gackelte. Der Fürst und sein Rath sahen darin einen Beweis, daß die Flasche einen Zaubertrank enthalten habe und der Fürst sagte mit einem finstern Blicke: „Welchen bösen Zauber hast Du unsern Mundschenk verleiten wollen uns darzureichen?“

„Noch in diesem Augenblicke hätte der verehrte Mann vielleicht den Sieg erringen können, wenn er sich erboten hätte den Inhalt der Flasche zu leeren; er war aber nicht gewohnt, sich zu vertheidigen, verlor alle Geistesgegenwart und stand wie ein überwiesener Missethäter da.

„Der Fürst befahl ihn in's Gefängniß zu führen und als Majestätsverbrecher und Hochverräther zu behandeln.

„Jetzt winkte der Herrgott im Himmel den Elias herbei, zeigte ihm den Mann im Gefängnisse und erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache.

„Elias rief: „Ich bin immer ein hitziger und voreiliger Mann gewesen, und es hat mir nichts geholfen, daß Du mich im glühenden Wagen mit glühenden Pferden in den Himmel hast steigen lassen! Ich habe den Ruf eines Propheten bekommen; aber ich war es nicht, der prophezeite, Du weißt es, o Herr! Ich habe es nicht voraussehen können, zu welchem Ende dieses Mannes Wunsch ihn führen würde und jetzt habe ich Mitleid mit ihm. Willst Du, allmächtige Majestät, nicht helfen?“

„Der Herr fragte, was denn gethan werden sollte?

„„Er muß aus dem Gefängniß heraus!“ sagte Elias; „ich will selbst, wenn Du es erlaubst, hingehen ihn zu befreien.“

„„Und wohin willst Du ihn führen?“ frug der Herr.

„„In seine Stadt!“

Digitized by Google

„„Als ob des Königs Gewalt ihn da nicht erreichen könnte!“

„„Wahrlich, daran dachte ich nicht . . . aber ich kann ihn in ein fremdes Land führen.“

„„Und ihn landesflüchtig und einsam verkümmern lassen!“

„„Deine Majestät hat immer Recht!“ rief Elias aus. „Ich weiß Nichts! Ich habe den armen Mann in's Unglück gebracht und kann ihm nicht heraushelfen.“

„Der Herr sagte: „Ich sehe wol, daß ich wieder ein Wunder thun muß, nur um die Wirkungen des vorigen Wunders zu vertilgen. Ich will des Königs Zorn besänftigen; er soll den Mann als unschädlich zurückschicken. Ich will dem Wasser des Brunnen seine Kraft nehmen, und ich will auch allmälig die Gemüther der Stadt seiner Wirkung entziehen, damit der Mann nicht gar zu geschwind in ihren Augen zu dem herabsinke, was er wirklich ist. All' die Mühe machst Du mir, Elias, durch jenen einzigen Wunsch“

„Elias warf sich auf sein Antlitz und dankte dem Herrn; dann aber sagte er: „Will mir Deine Majestät eine Frage erlauben?“

„„Frage!“ sagte der Herr.

„Der Mann“, sagte Elias, „wünschte Etwas, das mit ihm selbst in Uebereinstimmung war, und dennoch lief es unglücklich ab. Was kann ein Mensch denn wünschen?“

„Der Herr antwortete: „Wer Anderes als die Kraft Gutes zu thun wünscht, ist ein Thor; wer aber den Wunsch hat, dem ist schon geholfen.““

. . . . . .

Während diese Geschichtchen im Postwagen erzählt wurden, hatte ich nach und nach vergessen, daß meine Reisegefährten Kaufleute waren, die zu einer Auction reisten, und ich wurde ganz überrascht, als der Wagen plötzlich vor dem Schlosse hielt und mehrere Leute auf sie zu kamen, sie begrüßten und von Geschäften zu sprechen anfingen. Bald rauschte und schwirrte die Luft um sie her von Worten aus dem kleinen Geschäft wie von kleinen gierigen Vögeln. Die drei Männer kamen mir wie verwandelt vor — aber welche Gestalt war die wahre?

Digitized by Google

Wilhelm Camphausen

und die Düsseldorfer Schlachtenmaler.

Von **Wolfgang Müller** von Königswinter.

Als ich die unteren Classen des Düsseldorfer Gymnasiums besuchte, saß mit mir auf den Schulbänken ein kleiner hübscher Knabe, welcher zu den jüngsten Schülern der Classe gehörte und welcher uns aus verschiedenen Gründen ganz besonders interessirte. Er besaß nämlich ein auffallendes Zeichentalent, das sowol während der Lectionen als in den Zwischenstunden in allerlei Entwürfen zum Vorschein kam. Wenn wir ihn aufforderten, irgend einen Gegenstand mit der Feder oder mit dem Bleistift auf ein beliebiges Stück Papier zu werfen, so entstand bald ein Reitergefecht oder eine kleine historische Composition, die in unglaublicher Schnelligkeit fertig wurde und die wir dann mit Nase und Mund anstaunten. Kurz, er war der Maler der Classe. Außerdem aber ging die Kunde umher, daß sein Vater bei seiner Geburt aus Freude über die Ankunft des Sohnes plötzlich vom Schlage gerührt und gestorben sei. Der Name des jungen Künstlers war Wilhelm Camphausen. Sein Vater hatte einer wohlstehenden Kaufmannsfamilie angehört und war Theilhaber an dem ersten Banquierhause gewesen, welches damals in Düsseldorf existirte. Mit der bekannten rheinpreußischen Ministerfamilie gleichen Namens stand er in entfernter Verwandtschaft. Die Mutter war eine geborene von Ammon und die Schwester des bekannten Juristen Friedrich von Ammon, der sich als Kämpfer für das rheinische Recht mit dem übelberüchtigten Minister von Kamptz und als langjähriger Vertreter der Stadt Köln in der preußischen Kammer einen Namen gemacht hat. Die Familie stammte aus dem Clevischen und hielt auf ihren alten Beamtenadel, weshalb es denn auch dem Vater unseres Künstlers schwer geworden war, die Hand der Tochter zu erhalten. Er hatte wie Jacob um Rebekka sieben Jahre um die Braut geworben, mußte aber kaum in ihrem und des Kindes Besitz von der Erde scheiden.

Die Neigungen des Knaben wandten sich natürlich mehr der Kunst wie den Wissenschaften zu. Er stieß jedoch bei der Familie auf Hindernisse, aber er besiegte sie und erhielt in dem jungen Maler Alfred Rethel, der nur zwei Jahre älter und auch fast noch ein Knabe war, den ersten Lehrmeister. Im Jahre 1834 wurde er mit sechzehn Jahren Schüler der Akademie unter der Leitung Karl Sohns. Seine Begabung führte ihn sofort zur Schlachtenmalerei. Und so machte er denn auch seine einjährige Dienstzeit als Husar ab und fand auf diese Weise reichliche Gelegenheit, das Kriegsvolk und das Reiterleben zu studiren und sich in Zeichnungen von Soldaten und Pferden zu üben. Wenn er in seinen Anfängen vorzugsweise als Realist auftrat, so nahm er die Gegenstände doch meistens aus vergangenen

Digitized by Google

Digitized by Google

Wilhelm Camphausen

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeiten. Die Schule befand sich in jener Zeit noch in einer romantischen Strömung, denn es fehlte in unserm Vaterlande an gesundem politischen und geschichtlichen Leben. Selbst die großen Ereignisse der Freiheitskämpfe waren mehr oder weniger in den Hintergrund gedrängt. Auch luden die unschönen Costüme jener Periode nicht zur malerischen Darstellung ein. Helme mit Federbüschen, Lederkoller und bunte Waffenröcke, Harnische, breite Schwerter, lange Spieße, Stulphandschuhe und hohe Stiefel, das waren schließlich doch ganz andere Gegenstände für die Augen, wie eckige Czakos, steife rothe Kragen, frackartige Röcke und auf die Schuhe gehende enge Beinkleider. Es galt viel mehr die äußere romantische Erscheinung, wie die vaterländische Idee. Und so sehen wir den jungen Künstler anfänglich mit pittoresken Costümen beginnen. Nachdem er einige kleine Schulbilder geliefert hatte, an denen er die Lehre abmachte, beschäftigten ihn zunächst Scenen aus dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege und Beduinendarstellungen.

Da Camphausen's Familie zu den Optimaten der Stadt gehörte, so kam der junge Künstler schon in früher Jugend in die Kreise, in welchen Immermann verkehrte. Und als nun dieser Dichter im Jahre 1839 die ersten Gesänge von Tristan und Isolde vorlas und ihm sagte: „Junger Mann, diesen Stoff sollten Sie illustriren!“ begab er sich sofort an die Arbeit und machte eine Reihe von Zeichnungen zu den einzelnen Gesängen, die auch nach dem allzufrühzeitigen Tode des Dichters fortgesetzt wurden. Es schien eine Zeitlang, als würde er sich nunmehr ganz der Romantik widmen. Im Jahre 1844 malte er sogar die Jagd, auf welcher Tristan den König Marko rettet. Das Bildchen, welches vom Kölnischen Kunstverein angekauft wurde, habe ich später in einer Auction erworben. Diese Arbeiten legten den Keim zu einer nähern Bekanntschaft mit Immermann's Wittwe, die damals ihre jüngste Schwester, Fräulein Lotte Niemeyer, welche zugleich die Schwester des in Tübingen berühmt gewordenen Klinikers Felix Niemeyer war, bei sich hatte. Das junge, lebendige und schöne Mädchen gewann die Neigung Camphausen's, der sich in sehr jungen Jahren verlobte. Bevor er indeß in die Ehe trat, machte er noch eine Reise durch Deutschland und hielt sich längere Zeit in den Hauptstädten Berlin, Dresden und München auf. Schadow hatte ihn inzwischen zum Meister ernannt. Und so begann denn ein sehr fleißiges Künstlerleben.

Die ersten Bilder, mit denen Camphausen Aufsehen machte, waren „Tilly auf der Flucht bei Breitenfeld“ (1841) und „Prinz Eugen bei Belgrad“ (1842). Das Letztere befindet sich im Kölner Museum. Es folgten einige romantische Bilder, wie eine Scene aus dem Volksliede: „Morgenroth“ und die schon erwähnte Jagd aus Tristan und Isolde. Im Jahre 1845 beschäftigte ihn dann ein echt mittelalterlicher Gegenstand, zu welchem er ohne Zweifel durch die in München gewonnenen Anschauungen geführt wurde. Es war „die Schlacht von Askalon“, welche der Consul Böker in Newyork erwarb. Camphausen hatte indeß in diesem Versuch ein Gebiet betreten, das seiner Natur nicht entsprach, denn für die romantische Mystik des Mittelalters ist er nicht gemacht, er entwickelte sich mehr und mehr als moderner Mensch. Und so sind ihm denn auch die Stoffe aus der englischen Revolution, deren Studium er sich nunmehr hingab, ungleich besser gelungen. Er hat nämlich in der Folge eine Menge von Scenen, die sich zwischen Royalisten und Puritanern abspielen, bearbeitet. Dahin gehören: „Die Cromwell'schen Reiter, welche den herannahenden Feind beobachten“ (1846), „Die

Digitized by Google

Puritaner, die gefangene Cavaliere transportiren" (1847); „Die Cromwell'schen Soldaten, welche einen Schloßhof erstürmen" (1848); „Karl II. auf der Flucht aus der Schlacht von Worcester" (1849); „Karl I. in der Schlacht bei Naseby" (1850); „Die Puritaner auf der Morgenwacht" (1851). Dazwischen fallen noch in das Jahr 1851 „Gustav Adolf's Dankgebet nach dem Siege bei Breitenfeld" und 1846 „Graf Heinrich zu Solms in der Schlacht bei Neerwinden", die der Fürst von Solms-Braunfels bestellte. Ueberhaupt erhielt der geschickte Reitermaler jetzt manche Aufträge für Familienstücke. Im Jahre 1847 malte er den „Prinzen Friedrich von Preußen" zu Pferde. Auch fallen in diese Zeit schon verschiedene moderne Schlachtbilder, wie „Eine Attaque des ersten preußischen Kürassierregiments" (1846); „Das Reitergefecht bei Liebertwolkwitz"; so wie „Murat von dem Dragonerlieutenant zur Lippe verfolgt".

Das Jahr 1848 erweckte unser Vaterland zu neuem politischen Leben, die historischen Anschauungen erweiterten sich, der Patriotismus gewann einen breitern Boden. Diese Verhältnisse wirkten auch auf die Entwickelung der Kunst. Für einen Maler wie Camphausen mußten sie natürlich besonders fruchtbringend sein. Wir sehen ihn denn auch sofort nach Stoffen greifen, die unserer Gegenwart näher stehen. Es lag in der Natur der Sache, daß er sich vielfach mit Friedrich II., dem Gründer des modernen Staates in Deutschland, beschäftigte. Der große König und seine Generale bilden jetzt eine Reihe von Jahren die Hauptgegenstände seiner Thätigkeit. So malte er die „Reiterbildnisse Friedrich des Großen, Seidlitz's bei Roßbach, Ziethen's aus dem Busch", welche durch die Lithographie vervielfältigt worden sind. Dann folgte „Friedrich der Große und das Dragonerregiment Ansbach-Bayreuth", welches die verwittwete Königin Elisabeth dem jetzigen Kürassierregiment in Pasewalk schenkte, ferner „Blüchers Rheinübergang bei Kaub im Jahre 1814", der sich im städtischen Museum zu Breslau befindet, dann „Blüchers Begrüßung mit Wellington bei Belle-Alliance", im Museum zu Königsberg, die „Reiterbildnisse Blüchers und Gneisenaus", im städtischen Museum zu Königsberg, „Friedrich der Große und seine Altersgenossen auf der Ravine bei Potsdam" und „Nun danket alle Gott, Choral der preußischen Grenadiere nach der Schlacht bei Leuthen", beide Bilder im Besitze des Kaisers, und schließlich „Seidlitz in Gotha" und „Blücher als schwedischer Cornet gefangen vor Belling", im Besitze des deutschen Kronprinzen.

Unsere Nation wurde im Jahre 1864 zu neuer kriegerischer Thätigkeit veranlaßt. Der schleswig-holsteinische Krieg brach aus und Camphausen begab sich nach dem Schauplatz, wo sich das Drama abspielte. Dort war er Augenzeuge der Erstürmung der Düppeler Schanzen und sammelte überhaupt einen reichen Schatz von Anschauungen und Erfahrungen für seine Kunst. Er hat diese Fahrten auch in einem Buche mit Illustrationen, die zuerst im „Daheim" erschienen, herausgegeben. Dann folgte im Jahre 1866 der Krieg mit Oesterreich. Den Beschluß dieser gewaltigen Zeiten bilden die Kämpfe mit Frankreich 1870 und 1871. Deutschland hatte nach jahrhundertlanger Zerrissenheit auf's Neue die verlorene Einheit zurückerobert. Unsere Nation stand mit einem Male wieder an der Spitze der Nationen. Und erst jetzt kann sich auf den Gebieten der Geschichte wie der Kunst der kräftige männliche Geist des Germanenthums wieder erheben. Seitdem hat sich nun Camphausen erst recht entwickelt. Er hat mit keckem Muthe in die Vergangenheit der staatenbildenden Hohenzollern gegriffen.

Digitized by Google

Vor drei Jahren malte er das große Reiterbild von „Friedrich dem Großen", daran reihte sich in ähnlicher Größe „Der große Kurfürst". Beide Gemälde waren von unserm Kaiser bestellt. Gegenwärtig ist er mit einer ähnlichen großen Arbeit für das Museum in Köln beschäftigt, welche „Kaiser Wilhelm mit Bismarck, Moltke und Roon" zum Gegenstand hat. Auch soll er den Kaiser als Pendant zu Friedrich II. und dem Großen Kurfürsten für Berlin malen. Nebenher gehen noch kleine Reiterbilder des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, und der Generale Moltke und Werder. Alle diese Arbeiten sind bereits in Lithographie veröffentlicht oder sollen noch publicirt werden.

Außerdem ist Camphausen ein außerordentlich gewandter Illustrator. Er fehlt in keinem Jahrgange des Düsseldorfer Künstleralbums und der Düsseldorfer Monatshefte. Hier sind es bald humoristische, bald romantische, bald militärische Stoffe, die er behandelt. Wir sehen ihn als begleitenden Zeichner sowol von Anekdoten, Schwänken, Volksliedern, Balladen, als auch von kriegerischen Ereignissen. Ebenso gesucht sind seine Skizzen aus den letzten Kämpfen für die deutschen illustrirten Zeitschriften. Aber auch in den Mappen des Künstlers finden sich noch eine Menge von Zeichnungen, die wenigstens bis jetzt dem großen Publikum unbekannt geblieben sind.

Die hervorstechendste Eigenschaft des Camphausen'schen Talentes ist die große Beweglichkeit, mit welcher er sich jeden Stoff nicht allein aneignet, sondern auch zur Ausführung zu bringen weiß. Es kann ihm nicht leicht eine Aufgabe gestellt werden, vor deren Lösung er zurückschreckt. Er findet mit Leichtigkeit die Form für jeden Stoff. Dabei gruppirt er gut und lebendig und erweist sich allerwärts als ein tüchtiger Zeichner. Auch in der Erfindung der Farbenstimmungen, wie sie zu den Gegenständen passen, ist er geschickt. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß er, wenigstens in seinen früheren Arbeiten, den Contour in einer so vorwiegenden Weise behandelte, daß die coloristische Seite mehr in den Hintergrund trat. Alle Arbeit, sowol das Componiren, wie das Malen, geht ihm überaus flink und flüssig von der Hand. Gerade darin liegt aber auch die bedenkliche Seite seiner Begabung, welche formell fast zu sehr ins Breite geht, um gleicherweise tief zu sein. Für dramatische Vorgänge fehlt es ihm namentlich an psychologischer Leidenschaftlichkeit, wie wir denn namentlich seine englischen Revolutionsbilder wilder und aufgeregter gestaltet wünschen müssen. Am ausgezeichnetsten sind ohne Zweifel seine zuständlichen Bilder aus dem Feldleben der modernen Zeit. Die Reiterbilder des großen Kurfürsten und Friedrich II. müssen geradezu mustergiltig genannt werden. In einer spätern Epoche werden die Portraits unsers Kaisers und seiner Kriegsleute und Staatsmänner zu den historischen Quellen gehören. Es ist noch besonders zu bemerken, daß er in denselben auch eine ungleich kühnere und männlichere Pinselführung und Farbengebung erreicht hat.

Da Camphausen der erste Schlachtenmaler der Düsseldorfer Schule im modernen Sinne war, so hat sein Vorgang in namhafter Weise auf die jüngere Generation gewirkt. Er ist sogar der Lehrer mehrerer talentvoller Künstler in seinem Fache geworden. An erster Stelle ist hier Emil Hünten, geboren 1827 in Paris, der Sohn des bekannten Componisten zu nennen. Er begann seine Kunststudien auf der Akademie zu Antwerpen und wandte sich dann später nach Düsseldorf. Nicht so vielseitig und fruchtbar wie Camphausen, der in allen Sätteln gerecht ist, beschränkt er sich auf das

Digitized by Google

moderne Soldatenbild. Krieger und Pferde sind ihm nicht minder gut bekannt wie seinem Meister. Er führt uns bald größere und kleinere Treffen, aber auch viele lustige humoristische Scenen vor, die er charakteristisch componirt, fein zeichnet und vortrefflich malt. Manche seiner kleinen Bilder übertreffen sogar die Camphausen'schen Gemälde an innerlicher Vertiefung. So viel ich weiß, hat er keine größeren Darstellungen geliefert. Auch Hünten hat sich vielfach auf die Schlachtfelder der letzten Kriege begeben und seine Studien nach der lebendigen Wirklichkeit gemacht. Ebenso ging Karl Webb, geboren zu Breda 1832, bei Camphausen in die Lehre und lieferte anfangs Puritanerbilder. Er ist später nach Antwerpen übergesiedelt und malt ziemlich wirksame Genrebilder im Costüm des siebzehnten Jahrhunderts. Auf andere junge Künstler wirkte Camphausen wol nur mittelbar. Es sind Christian Sell, geb. zu Altona 1831, und Adolf Northen, geb. zu Hannov. Münden 1828. Die Letzteren befassen sich weniger mit der Cavallerie als mit der Infanterie. Ich muß hier zum Schlusse noch Georg Bleibtreu, geb. zu Xanten 1828, aufführen, der seine Gefechte gleichfalls meistens durch Fußvolk ausführen läßt. Er hat in Düsseldorf freilich nur angefangen und ist dann später nach Berlin gezogen. Sowol durch sein entschiedenes Compositionstalent und seine feine Charakteristik, wie durch seine tüchtige Malerei erregte er gerechtes Aufsehen.

Man wird Camphausen indeß doch immer als den primus inter pares ansehen müssen. Neben seiner Kunst hat ihm auch seine weltmännische Bildung eine hervorragende Stellung unter den Düsseldorfer Künstlern verschafft. Man merkt ihm sofort an, daß er sich stets in ausgewählter Gesellschaft bewegte. Die Schlachtenmaler waren und sind noch immer die bevorzugten Lieblinge der hohen Herren. So verkehrte der Künstler vielfach am Hofe des verstorbenen Prinzen Friedrich von Preußen, der lange Zeit in Düsseldorf residirte, mit dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, der demselben folgte, und auch in den höchsten Kreisen zu Berlin, mit denen ihn mannigfache Bestellungen in Verbindung brachten. Dabei besitzt er treffliche geschichtliche Kenntnisse und ist zugleich ein Freund der Poesie, die er bereits im Umgange mit Immermann lieb gewonnen und niemals, wie so viele seiner Collegen, vernachlässigt hat. Zugleich ist er ein ausgezeichneter Vorleser und Declamator, er tritt als gewandter Schauspieler auf, er weiß die verschiedensten Persönlichkeiten in drastischer Weise nachzuahmen, ja, noch mehr, er greift nicht selten zur Feder und schreibt und dichtet ganz hübsche Sachen.

Durch diese letzteren Eigenschaften hat er zu allen Zeiten in der Düsseldorfer Künstlerschaft sehr anregend und herzerfreuend gewirkt. Bekanntlich waren in der ersten Periode der Schadow'schen Schule Immermann und Uechtritz die Leiter der Festspiele. Dann trat der Maler und Dichter Robert Reinick an ihre Stelle. Später gab ich dann und wann die Ideen zu den Maskeraden und Frühlingsfesten. Im Jahre 1848 kurz vor den verhängnißvollen Märztagen schlug ich einen rheinischen Carnevalszug vor, der auf dem Künstlerballe zur Ausführung kam. Wir ließen alle Gestalten der Geschichte, der Sage und des Volkslebens von der Schweiz bis nach Holland an dem Auge der Zuschauer vorbei schreiten. Ich hatte Verse dazu gemacht, welche Camphausen declamirte, und wir ernteten reichlichen Beifall. Dieselbe Idee ist bei der diesjährigen Fastnacht wieder aufgenommen worden und noch reicher und prächtiger zur Darstellung gekommen, denn Düsseldorf

Digitized by Google

ist seit jenen Tagen an Umfang und Einwohnern um das Doppelte gewachsen und kann also über ungleich größere Mittel verfügen. Auf der Bühne sahen wir Camphausen in ernsten, wie in komischen Rollen stets mit großem Vergnügen. Er trat mit Glück in den feinen Gestalten der Shakespear'schen Lustspiele, aber auch in so drolligen Gesellen, wie dem Frankfurter Hampelmann, auf. Sein Organ ist ausgiebig, klangvoll und sehr modulationsfähig und seine Bewegungen sind gewandt und lebendig. Als Poet des Malkastens verfaßt er mitunter humoristische Chroniken der Gesellschaft, welche bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen werden und viele Lustigkeit erregen. Im vorigen Jahre sah ich auch ein recht sinnreiches Festspiel aus seiner Feder. Die Künstlerschaft unternahm nämlich nach dem Friedensschluß eine Darstellung von lebenden Bildern, deren Ertrag zum Besten der Verwundeten bestimmt war. Dieselben wurden drei Abende hintereinander wiederholt und zogen eine Menge von Bewohnern der Nachbarstädte an. Camphausen hatte den verbindenden Text geliefert und zum Schluß ein Festspiel gedichtet, welches das Erwachen Barbarossa's darstellte. Dasselbe begann im Kyffhäuser, wo der Rothbart im Schlafe lag, der Zwerg erschien und meldete, daß es draußen in der Welt gar wunderlich aussehe. Der Kaiser rüstete sich zur Ausfahrt und sammelte sein Heer. Dann veränderte sich mit einem Male die Scene, und Barbarossa verwandelte sich plötzlich in Kaiser Wilhelm, was dann natürlich den größten Jubel unter dem versammelten Publikum hervorrief.

So gehört Camphausen zu den wahrhaft glücklichen Künstlernaturen. Der Weg in's Leben war ihm von vornherein durch angenehme sociale Verhältnisse geebnet, er hat niemals mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, er machte von seinem Eintritt in die Kunst bis in die Gegenwart stetige Fortschritte und wurde von Jahr zu Jahr von der Nation mehr und mehr anerkannt, was natürlich auch eine immer fortschreitende Verbesserung seiner materiellen Lage zur Folge hatte. Zugleich ist er auch durch seine gesellschaftlichen Talente eine allerwärts beliebte und gesuchte Persönlichkeit.

Digitized by Google

Das niederländische Geusenfest.

Frei! frei für zwei Mal vierundzwanzig Stunden! Wer, wie ich, Jahr aus, Jahr ein täglich um sechs Uhr Morgens am Redactionstisch sitzt, der wird das Wonnegefühl begreifen, mit dem ich, allein in einem Eisenbahncoupé, bald rechts, bald links den Kopf aus dem Wagen steckte, die frische Morgenluft einathmete, dem schmetternden Triumphgesang der Lerche zujauchzte und ihrem Fluge folgte.

Mein Reiseziel war Rotterdam und Brille, mein Reisezweck das Geusenfest.

Ich wollte absichtlich einige Stunden früher eintreffen. Mich interessirte jederzeit, schon als Kind, der Vorabend eines Festes mehr als das Fest selbst, das Werdende mehr als das Gewordene; die Feststimmung hat in diesen Vorstunden etwas Frühlinghaftes; die Weihe der Erwartung. Der unvermeidliche Mißton schläft noch ungeahnt, oder ist wenigstens noch nicht hörbar.

Von Antwerpen aus, wo man den Zug wechselt, wird die Landschaft immer flacher, baumloser; große Moorflächen; Ginster und Binsen bilden die ganze Vegetation mit einigen krüppelhaften Fichtennadelwaldungen; Krähen und Reiher steigen auf und ab und flattern ängstlich flügelklatschend fort bei dem sausenden Pfeifen der Locomotive. Der Himmel selbst hat eine bleierne Farbe. Hier und da ein ärmliches Dorf. Die Nähe des Meeres macht sich schon fühlbar.

Auch der Typus und die Haltung der Leute wird ein anderer, sobald man einmal über die holländische Grenze.

Da steht ein kleines, hochaufgeschürztes zwölfjähriges Bauernmädchen hinter einem Zaun; sie strickt. Der Zug schnellt vorüber. Sie schlägt die Augen nicht ein Mal auf.

Eine Flamänderin wäre auf fünfzig Schritte weit herbeigelaufen.

Die Gegend wird immer eintöniger. Das braunhaarige Gras der Dünen macht sich bemerkbar. Am Horizont ein heller, glitzernder Silberstreifen. Es ist der Moordeich, ein Arm der Nordsee, der im vierzehnten Jahrhundert urplötzlich die ganze Landschaft von reichen, stark bevölkerten Dörfern begrub; eine Art Herkulanum und Pompeji des Nordens, ohne Auferstehung.

Bei hellem, lichtem Wasser wollen die Schiffer an gewissen Stellen Kirchthurmspitzen erblickt haben; Andere behaupten, wenn der Sturm die Wellen peitscht und wild aufbäumt, Glockengeläute dumpf und hohl aus der Tiefe gehört zu haben . . . Der Sturm als unterirdischer Glöckner . . . Eine wahre Seemannsphantasie! Wer wol einen Blick in einen dieser unterirdischen Dome werfen könnte!

Digitized by Google

Ein schriller Pfiff rüttelt mich aus meinen Träumen. Wir sind am Moerdyck.

Die Glocke des harrenden Dampfschiffs, das uns über den Moordeich bis nach Rotterdam führen soll, klingt und ruft, ruft und klingt. Im Nu entleeren die Eisenbahnwagen eine bunte Menge, welche sich zur Schiffsbrücke stürzt. Das Dampfschiff füllt sich an allen Ecken und Enden.

Ich flüchte mich zum Steuermann, der mir bereitwilligst ein Plätzchen auf seiner schmalen Bank einräumt. So überschaue ich das ganze Verdeck.

Wir fahren dahin. Anfangs ein Schwanken, ein Heben und Sinken, als befände man sich auf offenem Meer. Bald verengert sich aber der Meerarm, und wir gleiten so friedlich dahin wie auf dem Vater Rhein. Die Ufer sind flach, aber belebt. Schmucke Herrenhäuser wechseln ab mit netten, zierlichen Dörfern und großen Schiffswerften. Da steht das Gerippe eines gewaltigen Steamers; von der Ferne gleicht es dem Skelett eines Haifisches oder irgend eines antediluvianischen Mastodonten. Dort liegt ein Seeschiff zur Ausbesserung; die Mannschaft grüßt mit einem lauten: „Oranje boven!“

Häuser, Schiffe und Kirchen sind bereits festlich beflaggt. Wohin man sich wendet, die roth-weiß-blaue holländische Fahne, noch häufiger aber die Oranienfarbe, die Farbe der nationalen Dynastie.

Selbst die meisten Passagiere tragen die Farbe bereits im Knopfloch, oder in einer Schleife auf der Brust. Alles eilt zum Feste. Da sind auch vlämische Deputationen aus Gent, Antwerpen und Brügge. Sie werden stürmisch begrüßt. Nord- und Südländer fraterniſiren. Dem Schiedam wird fleißig zugesprochen.

Auf dem Verdeck bilden sich Gruppen. Man plaudert lebhaft, man disputirt. Ich nähere mich der animirtesten; sie ist aus Vlamen und Holländern gebildet. Man unterhält sich von dem morgigen Fest und seiner Bedeutung.

Die Vlamen haben anfangs das große Wort; es sind die Gascogner der Niederlande.

„Ja“, sagte ein stämmiger, blonder Vlame mit blauen Augen, „schon damals, vor dreihundert Jahren, schlug man sich wie heute gegen denselben Feind. Was war der Kampf gegen Spanien anders, als der des Germanenthums gegen das Romanenthum?“

„Sie haben wol Motley gelesen?“ erwiederte ein junger Dominé (ein evangelischer Pastor) mit bleichem, aber intelligentem Gesicht, indem sein Blick schalkhaft auf einen Band sich heftete, welcher dem Touristen aus der Tasche herausguckte; „aber so trefflich auch seine Geschichte der niederländischen Revolution geschrieben, so reichlich ihm alle Quellen zu Gebote standen, so hat der berühmte Geschichtsschreiber die Ursache des Abfalls der Niederlande von Spanien doch nicht begriffen oder nicht begreifen wollen.“

„War denn Wilhelm von Oranien etwa kein deutscher Fürst?“ wendete der Vlame mit gelehrter Miene ein.

„Allerdings“, entgegnete der Dominé, „aber wer dachte damals an Racenkämpfe oder an's Nationalitätenprincip? Die Gewissensfreiheit und die politische Freiheit, d. h. hauptsächlich die Gemeindefreiheiten und deren Gerechtsame, das waren die wuchtigen Hebel des Aufstandes. Darum suchte auch der Prinz von Oranien Schutz und Hülfe gegen die spanischen Bedrücker sowol bei den französischen Protestanten als bei den Deutschen.“

Digitized by Google

„Das mag wol sein", warf hier ein alter Holländer ein, „aber der zwanzigste und zehnte Pfenning hatte auch seinen reichen Antheil an dem Aufstand."

„Ganz gewiß", nickte der Sprecher zustimmend; „und doch, so furchtbar deprimirend hatte bereits Alba's Regiment gewirthschaftet, so decimirt waren die Niederlande an energischen Männern, die theils gemordet, theils auf flüchtigem Fuße oder in der Fremde lebten, so tief lag Handel und Gewerbe darnieder, daß es ohne die rettende That der Meergeusen vielleicht um die Niederlande auf immer geschehen war. Ihnen, den Geusen, allein verdankt Holland sein Bestehen und das Haus der Oranier seinen Ruhm und seine Krone.

„Die Einnahme Brille's, der Besitz dieser kleinen, aber durch ihre Lage wichtigen Festung, wendete plötzlich das Ungeschick, das alle Pläne des unsterblichen Patrioten durchkreuzte. Mit der ersten von ihm gebildeten und unter seinem Bruder geschlagenen, fast vernichteten Armee hatte er alle seine Hülfsquellen erschöpft; ein großer Theil seines Privatvermögens war verschlungen; der Lebensnerv des Krieges fehlte, das Geld. Die Amsterdamer Kaufleute versprachen — gaben aber nichts, oder hielten die Unterhändler mit leeren Worten hin. Auf die ungewisse Gefahr hin wollten sie das Gewisse halten. So kam der Augenblick, wo nur noch die Wassergeusen die Fahne des Aufstandes hoch hielten —"

„Wenn sie dieselbe nicht in's Blut tauchten", unterbrach ein naseweiser Commis, der auch seinen Brocken Geschichte einflechten wollte.

„Ja, es waren wilde Gesellen. Sie besaßen nichts mehr auf Gottes weiter und so schöner Welt — als sich selbst und ihre Rachebegierde. Ihre Angehörigen waren todt oder geächtet. Ihr Vermögen confiscirt. Sie hatten nichts mehr zu verlieren, Alles zu gewinnen. Ihr bürgerliches Gewerbe oder ihr Adelstand — Alles war vergessen. Sie waren im vollen Sinne des Wortes Corsaren. Sie raubten, sengten und brannten. Die Nothwehr hatte sie bewaffnet, die Verzweiflung sie dazu gebracht, auf's Meer in ihren elenden Nußschalen zu flüchten. Die Gewohnheit machte sie grausam.

„Der Schweiger mit seinem politischen Tiefblick hatte vom ersten Augenblick erkannt, daß sie ihm nützlich werden könnten. Darum stellte er ihnen Kaperbriefe aus, die ihnen die Häfen Englands öffneten. Kein spanisches Schiff war vor ihren Angriffen sicher. Sie brachten manche reiche Gallione auf. So kostbar auch die Beute, Alles wurde verpraßt, außer dem Antheil welcher dem Prinzen von Oranien zufiel.

„Trotz aller Verwilderung aber, die nicht ihnen, sondern ihren grausamen Bedrückern zur Last gelegt werden muß, lebte tief in ihren Herzen das Gefühl des Vaterlandes und seiner Schmach; bereit zu jedem Handstreich hatten sie schon mehrere Anschläge auf Brille, Delfzyl, Appingadam ꝛc. gemacht, die aber entweder vereitelt wurden, oder sich unausführbar erwiesen. Immer wieder wurden indeß jene Projecte aufgenommen, denn nur der Besitz einer jener Vorfestungen konnte die spanischen Schiffe verhindern, bis nach Friedland und Seeland durchzudringen und dort den Meergeusen das Handwerk zu legen.

„Als sie nun in der Nacht vom 1. April 1572, Dank dem wackern Fährmann Koppstock, Brille überrumpelt, das Herzog Alba momentan ganz von Truppen entblößt hatte, als sie Kirchen und Klöster geplündert und nur darauf bedacht waren, ihren Kirchenraub in Sicherheit wie ihre Haut zu

Digitized by Google

bringen, da bedurfte es nur einiger eindringlichen Worte Treslong's, Jacques de Ryd's und eines genter Edelmanns, Namens Kabyljau, um sie zum Schwur zu bestimmen, Brille auf Kosten ihres Lebens und sollten sie auch alle Sechshundert verbluten, für den Prinzen zu behaupten. Und Brille ward denn auch wirklich die Brutstätte der Republik der sieben vereinigten batavischen Provinzen. Was Holland ist und was es war, verdankt es den Geusen."

„Unter denen es auch viele Blamen gab", fiel der Blame ein.

„Blamen und Wallonen — was allerdings nicht in's Motley'sche System paßt; Lüttich hatte so gut sein Contingent gestellt als Flandern. Und was trennte schließlich den Süden vom Norden? Der Katholicismus. Er führte Blamen und Wallonen wieder unter die Zuchtruthe Spaniens — und er leitet Euch heute noch irre . . ."

Während der Dominé so sprach mit einem Feuer und einer Leidenschaft, die man dem bleichen Mann mit den schlaffen Zügen und dem matten, grauen Auge gar nicht zugetraut, fiel mir ein katholischer Geistlicher auf, der nicht weit von unserer Gruppe an den Mast gelehnt stand und über sein Brevier heraus giftige Blicke auf den Dominé warf. Einen Augenblick sogar glaubte ich, er würde sich in die Unterhaltung mischen. Der halb geöffnete Mund schloß sich indeß eben so rasch, er kniff die Lippen enger zusammen und versenkte sich scheinbar in seine frommen Litaneien.

Niemand sonst hatte Acht auf ihn gegeben. Ich hatte ihn in's Auge gefaßt. Es war der schwarze Punkt am Festhimmel.

Das Gespräch spielte sich dann mehr auf das moderne politische Gebiet herüber und ich hörte zu meinem Erstaunen dieselben Holländer, welche als begeisterte Patrioten von ihrer Vergangenheit gesprochen, sich mit räthselhafter, unglaublicher Skepsis über die Gegenwart und die Zukunft Hollands aussprechen. Schon stand ich im Begriff, den geschichtsbewanderten Dominé um die Auflösung dieser räthselhaften Doppelnatur zu bitten, als eine allgemeine Bewegung entstand. Die Einen suchten ihre Siebensachen zusammen; die Anderen bewunderten die herrliche Rhede mit ihrem bewimpelten Mastenwald, die sich vor den entzückten Blicken entwickelte. Wir waren in

Rotterdam.

Der Hafen ist großartig; die Stadt ist lange nicht so charakteristisch und originell als Amsterdam, das nordische Venedig. Alles drängt und rennt. Die Straßen sind eng und dunkel; bei den vielen Fahnen wird es Einem ganz orangegelb vor den Augen. Man arbeitet noch an der Decorirung der Häuser und der Straßen. Die Sonntagsfeier muß der Geusenfeier weichen.

Im Gasthof räth man mir, in Rotterdam zu bleiben, um den prächtigen historischen Aufzug zu sehen, der an 100,000 Gulden kosten soll.

Ich will aber nach Brille.

An Reisegesellschaft fehlt es nicht. Alles jubilirt, Alles singt und schreit: „Oranje boven!"

Brille

ist ein kleines Städtchen und gleicht allen anderen holländischen Oertchen. Jedes Haus bildet gleichsam eine Festung und ist mit eisernen Ketten abgesperrt — ländlich, sittlich. An ein Unterkommen für die Nacht ist gar nicht zu denken. Nach vielen Bitten und um schweres Geld finde ich ein Sopha,

Digitized by Google

so hart, als sei es mit Steinen gepolstert. Ich schlafe spät ein und werde in aller Frühe schon durch den Ruf: Oranje boven! erweckt.

Es war mein Rettungsruf. Hätte er mich nicht geweckt, so hätte ich die Ankunft des Königs Wilhelm's III. verfehlt, der mit einer Begeisterung empfangen ward, als wäre der große Schweiger selbst von seinem Postament im Haag herabgestiegen und nach Brille gekommen, um seine getreuen Geusen zu feiern.

Wilhelm III.

ist ein stattlicher Herr. Noch größer und stärker als der ro galantuomo hat er mit Victor Emanuel außerdem eine große Vorliebe für das schöne Geschlecht gemein. Sein Auftreten ist imposant. Man kann von ihm sagen: Jeder Zoll ein König. Trotz mancher Schattenseite zählt Wilhelm III. zu den volksthümlichsten Monarchen der Jetztzeit, die bekanntlich daran keinen Ueberfluß hat. Er ist mehr geliebt als geachtet. Das russische Blut, das ihm, von mütterlicher Seite her, in den Adern rollt, hat ihm manchen Schabernack gespielt. Leidenschaftlich, heftig, willig, kehrt er zuweilen im Privatleben den Despoten hervor. Das Alter hat indeß das Ungestüm des heißen Blutes etwas abgekühlt. Die Niederländer vergaßen gern manchen Jugend- und Mannesstreich, Wilhelm III. ist eben ein Oranier. So kalt, fast gespannt sein Verhältniß zur Königin (eine Prinzessin von Würtemberg) ist (die Sonne und den Mond nannte der Volkswitz früher das Königspaar, da sie selten zusammen in derselben Stadt weilen), so tief innig ist sein Verhältniß zur Nation. Es ist eine getheilte Anhänglichkeit. Wenn der König mit der Hand auf seine mächtige Brust schlägt und stolz ausruft: „Ich bin ein Niederländer!" so ist das keine Phrase.

Davon überzeugte sich männiglich bei Gelegenheit der letzten großen Ueberschwemmung. Nicht nur griff der Monarch in seine Privatschatulle, vertheilte ungezähltes Geld zur Linderung des schrecklichen Unglücks, so daß er einen bedeutenden Theil seines Vermögens opferte; er selbst war einen Tag und eine Nacht an Ort und Stelle, stand zuweilen im Wasser bis über die Knie, feuerte an zur Rettung und half selbst mit, wenn es darauf ankam.

Damals gewann er alle Herzen wieder, die er sich entfremdet oder die sich von ihm abgewandt hatten, da er manchmal sich wenig darum kümmert, seine königliche Würde etwas preiszugeben.

Wilhelm III. ist ein Feind der Politik und das Muster des constitutionellen Monarchen, wie ihn Herr Thiers früher unter der Julimonarchie charakterisirte: „Er führt das Scepter und regiert nicht." Bei öffentlichen Volksfesten, bei Freischießen ꝛc., da fühlt sich Wilhelm III. ganz heimisch. Sonst stolz wie seine Haltung, läßt er sich hier gehen und improvisirt gern kleine Ansprachen. Seinen Ministern tritt dabei wol der Angstschweiß zuweilen auf die Stirn, er aber weiß stets das zündende Wort zu finden, das vom Herzen kommt und zum Herzen geht.

So auch heute in Brille.

Als der König die langdräthige, bombastische Festrede des Professors De Bries von der utrechter Universität hatte über sich ergehen lassen, nahm er, bevor er zur Grundsteinlegung der zwei Monumente schritt, welche die Geusenthat verewigen sollen *) das Wort, richtete eine kurze Ansprache an

*) Das erste Monument wird die Freiheit darstellen, wie sie dem Meer entsteigt; das zweite soll ein Asyl für invalide Seeleute werden.

Digitized by Google

die zahlreiche Versammlung und dann, wie ergriffen von mächtigen, hinreißenden Erinnerungen, entblößte auch er das Haupt und rief mit starker Stimme: „Heute soll der König weichen, laßt uns nur an's Vaterland denken, es lebe hoch!“

Beim Festessen sprach der König abermals und erklärte gewissermaßen seinen Gefühlsausbruch bei der Grundsteinlegung, indem er bemerkte: „Der König ist für sein Volk da, nicht aber das Volk für den König.“

Diese geflügelten königlichen Worte wurden noch in derselben Stunde in Holland wie im Ausland bekannt. Niemand hat indeß bis jetzt bemerkt, daß Wilhelm III., und gewiß nicht ohne Absicht, seine Worte der Urkunde entnommen, worin die 1581 im Haag versammelten Generalstaaten Philipp II. feierlichst seiner Souverainetätsrechte verlustig erklärten, weil er seinem Eid ungetreu geworden und die Landesprivilegien gekränkt. „Die Völker“, heißt es darin wörtlich, „sind nicht um ihrer Könige willen geboren, sondern Gott hat die Könige zum Besten der Völker verordnet; es läßt sich kein regierender Fürst ohne Volk denken, aber ein Volk kann gar wol ohne einen Fürsten bestehen.“

Die Niederlande haben das am schlagendsten selbst bethätigt. Und wenn dieselben trotzdem heute mit unerschütterlicher Loyalität ihrem Fürstenhaus zugethan sind, so erklärt sich das aus dem Umstand, daß die Dynastie mit dem Volke selbst geworden, so eng mit ihm verwachsen ist, daß sie unzertrennbar sind.

Nur der ultramontane Theil Hollands bethätigte an diesem feierlichen, nationalen Fest und Erinnerungstage andere Gefühle; Brabant und Limburg trübten grollend den allgemeinen Jubel; sie stimmten nicht ein und dort, wo die protestantische Minorität das Geusenfest feiern wollte, störten sie dasselbe auf alle Weise. Hier und da wurden die Oranienfarben mit Füßen getreten unter dem Rufe: „Es lebe Pius IX., der Papst König!“

Das war der schwarze Punkt, den ich auf dem Moordeich bereits notirt und der unterdeß zur Wolke geworden, seinen ohnmächtigen Donner und feucht gewordenen Blitz entsandte.

Diese Vorfälle beweisen, daß der Riß fast noch heute eben so klaffend als vor dreihundert Jahren.

Brüssel, 5. April.

Ein Fortschrittsleugner charakterisirte einst den Lauf der Welt und die Kämpfe der unermüdet nach ihren Idealen strebenden und ringenden Menschheit durch das Bild einer ringelförmig verschlungenen Schlange, die sich selbst den Schwanz abbeißt, der ihr immer wieder anwächst.

Ein Blick rückwärts belehrt uns, selbst in den bittersten Momenten des Zweifels, daß dies eine Lästerung. Der Fortschritt ist und besteht — so unleugbar wie das Sonnenlicht — das die Blinden selbst fühlen, wenn es sie nicht mehr blenden kann. Wahr aber ist und bleibt, daß seit Jahrhunderten gerade in Augenblicken des siegreichsten Vordringens die Menschheit sich von einer den pontinischen Sümpfen emporsteigenden Schlange umstrickt und in allen ihren Bewegungen gefesselt sieht. Wäre sie nicht unsterblich, bei Gott, die Schlangenzüchter, die Jesuiten, würden ihr das Loos Laokoon's bereiten: wie Dieser sich der Antiope vermälte, so strebt Jene, sich mit der Freiheit zu vermälen, welche der Ultramontanismus ebenso haßt als fürchtet.

Bis zur Stunde gelang es den Jüngern Loyola's und ihren Bundesgenossen, welche sich unter allen Feinden der Menschheit recrutiren, diese

Digitized by Google

Verbindung zu verzögern; mit blutendem Herzen ſahen die Freiheitskämpfer die Frucht ihres Ringens, ihrer Arbeit zurückweichen, wenn ſie die Hand ſchon ausgeſtreckt, um ſie zu pflücken; Viele verbluten und ſterben; Andere bleiben muthlos oder brechenden Blicks zurück; die Reihen füllen ſich aber immer wieder; in die Spuren der Alten treten die Jungen und ewig erneuert ſich der Kampf. Er wird und muß mit dem endlichen Siege enden. Nur über ihre Kampfesweiſe möchte ich, gerade in der jüngſten Zeit, mit unſeren Freiheitskämpfern im Allgemeinen, ohne Unterſchied der Nationalität, rechten. Sie iſt ſtets dieſelbe geblieben, trotzdem ihre Erfolgloſigkeit ſchon allein überwiegend durch den Umſtand dargethan iſt, daß heute Europa ſich wieder mehr denn je der Jeſuiten zu erwehren hat, von denen es ſich im vorigen Jahrhundert durch eine wahre Herculesarbeit zu befreien verſtanden, indem es den Papſt Clemens XIV. moraliſch zur Aufhebung jenes unheilvollen Ordens zwang.

Auf die Dauer muß jederzeit die Gewalt der Liſt unterliegen. Die Termitenarbeit der Jeſuiten ſpottet der päpſtlichen Aufhebungsbullen, wie der Ukaſe der weltlichen Herrſcher.

Eine gänzlich abſolute, unwiderruflich vollführte Scheidung der weltlichen und geiſtlichen Gewalten, die bis in ihre äußerſten Conſequenzen durchgeführte Trennung der Kirche vom Staat würde den Ultramontanismus und ſeine Träger, die Jeſuiten, tödtlicher treffen als Verfolgung und Ausweiſung. Wann werden die Regierungen einmal begreifen, daß ſie täglich und ſtündlich ihren Gegnern nicht nur Pulver und Blei, ſondern auch die beſten Poſitionen überliefern, um die Geſellſchaft in permanentem Belagerungszuſtand zu erhalten?

Max Sulzberger.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google

Der Salon.

Chambre Garnie.

Novelle von **S. Junghans.**

Ein trüber Herbsttag dämmerte dem Abend zu; tiefgehende Wolken waren von frühe an rastlos über die Stadt hingefahren und der Wind hatte die Blätter von den schwarzborkigen verstaubten Lindenbäumen der Promenade stoßweise einhergewirbelt in einem Tanze, der von Lustigkeit nichts an sich trug. Im letzten Hause einer stillen Straße, einer jener Straßen, welche früher zu den besten der Stadt gehörten, von denen aber der Strom des Verkehrs nach und nach abgedämmt worden ist, so daß sie an trockene Flußbetten gemahnen, einer Straße trübselig und unschön, mit Häusern, an denen das Holz der Fensterbekleidungen dunkel von Zeit und Wetter geworden ist, und die Stukkzierrathen und die Tünche sich abbröckeln — im letzten Hause einer solchen stand jetzt, da es stark zu dämmern begann, eine ältliche Frau von dem niedrigen Stuhle am Ofen auf, wo sie lange vor sich hinstarrend gesessen hatte, und schickte sich an, Licht zu machen. Als das Feuerzeug einigemal versagte, entfuhr ihr ein tiefer Seufzer des Ueberdrusses: es war, als werde ihr die Last des Lebens in diesem Augenblicke und in diesem Falle ganz besonders fühlbar.

Die Lampe brannte endlich und erhellte ein kleines, ziemlich ärmliches Zimmer. Die Bewohnerin desselben hatte sich an den Tisch gesetzt und eine Arbeit zur Hand genommen, mit einem Ausdruck von Dumpfheit und Trübsinn auf dem Gesicht, der dort der gewöhnliche zu sein schien; da wurden Schritte auf der Treppe hörbar; die Thür öffnete sich, ohne daß die Frau den Kopf gewandt hätte, und ein schlankes hochgewachsenes Mädchen trat herein.

Nach einem „Guten Abend, Mutter", welches kaum hörbar und mürrisch erwiedert wurde, nahm sie, ruhig, als sei sie solchen Empfang gewohnt, Hut und Mantel ab und setzte sich der Frau gegenüber. Ihre stattliche Höhe und edle Tournure hätten die Gestalt gar anmuthig erscheinen lassen ohne eine gewisse Schlaffheit, welche in ihrem Gange und ihrer ganzen Haltung lag; auch waren die wohlgeformten Hände viel zu mager und die grauen Augen zu matt; sogar dem reichen blonden Haar fehlte der Glanz der Gesundheit und Jugend.

„Hier ist das Geld, Mutter", sagte sie jetzt, indem sie einiges Silber auf den Tisch legte.

Die Frau schien dasselbe nicht zu beachten; sie blieb hartnäckig über ihre Arbeit gebeugt, als aber das Mädchen, welches scheu beobachtend nach ihr hingesehen hatte, das Geld rasch zusammenschob, streckte sie die Hand aus und legte sie darauf. „Wie viel ist es?" — sie zählte. „Was, wieder zu wenig?" fuhr sie zornig in die Höhe; „was bedeutet das?"

Digitized by Google

Christine erwiederte, das sei der höchste Preis, den sie erhalten könne. Das Geld war die Bezahlung einer Handarbeit, wie sie das Mädchen für einen Kaufmann in der Stadt zu liefern pflegte, und die Mutter brach jetzt in einen Strom von Verwünschungen gegen diesen Mann aus, um bald darauf in erbitterte Klagen über ihre Armuth, die Schlechtigkeit der Welt und die Gleichgiltigkeit ihrer Tochter überzugehen. Es zuckte wie Ungeduld über das bis dahin ruhige Gesicht des Mädchens, als sie endlich ausrief:

„Und Du hast wieder etwas mitgebracht? Du willst immerfort halb umsonst für ihn arbeiten, ihn reich machen helfen, während wir am Hungertuche nagen! — Ich leide es nicht länger! Augenblicklich bringe ihm das Zeug wieder! Oder nein — heute Abend nicht mehr; Du kannst jetzt etwas Besseres thun. — Es ist morgen immer noch Zeit", setzte sie einlenkend und im leisen Bewußtsein der Unausführbarkeit ihrer Anordnung hinzu. „Morgen in aller Frühe — hörst Du?"

Christine hörte. Nach einer Weile fing sie an, von anderen Dingen zu reden, wie es draußen schon herbstig sei und wie leer die Straßen, und wie sie gewöhnlich ihren Weg am Canal hernehme, weil sie das Wasser so gern habe. Dabei hatte sie ihr Packet geöffnet und die Stickerei, die Perlen und die bunte Seide herausgenommen.

„Sieh' Mutter, ein hübsches Muster und nicht sehr mühsam. Ich muß das eine natürlich noch arbeiten; nach und nach und besonders, wenn ich erst mehr Aufträge zu Zeichnungen erhalte, gedenke ich von G . . . loszukommen."

Damit war die Sache erledigt; die Mutter gab mit den Worten: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen", ihre Position auf wie immer, denn sie war so schwach wie heftig.

Nach einer Weile, während Christine schweigend und emsig ihre Farben geordnet, sich Alles zurecht gelegt und in einer gewissen methodischen Art angefangen hatte, zu arbeiten, sagte die Frau in dem mürrischen Tone, welchem sie treu blieb, auch wenn sie etwas Gleichgiltiges oder Günstiges mitzutheilen hatte:

„Es ist vorhin ein Herr dagewesen, um die Zimmer drüben anzusehen; sie schienen ihm recht zu sein, er wird wahrscheinlich bei uns miethen."

„Wie, Mutter? Das ist ja ein Glück", meinte Christine mit einiger Lebhaftigkeit. „Wann kommt er wieder?"

„Morgen früh, dann kannst Du mit ihm reden."

„Gut. Was ist es für ein Mensch?"

„Ein Studirter; groß, schwarz. Er sieht fein aus."

Mutter und Tochter, denen in ihrem kümmerlichen Leben durch einen Miethsmann, welchen sie lange vergebens erwartet hatten, eine große Sorge abgenommen wurde, machten ihre wirthschaftlichen Pläne mit Rücksicht darauf und die Gespräche in der kleinen Stube hatten an jenem Abend eine weit lebhaftere Färbung als gewöhnlich; ja, Christine wurde förmlich heiter. Wie aber am nächsten Morgen Stunde um

Digitized by Google

Stunde verging, ohne daß der Herr von gestern sich einstellte, um das eingeleitete Geschäft abzuschließen, da schlug diese Stimmung rasch in ihr Gegentheil um, und Frau Werner verfehlte nicht, ihre Tochter mit grimmiger Genugthuung darauf aufmerksam zu machen, wie sie sich nur einmal über etwas zu freuen brauchten, um sofort damit ein Mißlingen heraufzubeschwören.

Derjenige, welcher, ohne es zu ahnen, der Wittwe für eine solche pessimistische Anschauung diesmal den Beleg lieferte, schlenderte am Spätnachmittage eben jenes Tages mit einem andern jungen Mann die herbstliche Promenade entlang; es wurde von Diesem und Jenem geplaudert, bis der Letztere plötzlich zu seinem etwas einsilbigen Gefährten sagte:

„Ich merke, Walther, die Geschichte ist Dir doch nicht einerlei, obgleich Du mit großer Bravour den Gleichgiltigen spielst; und in Teufels Namen, wer kann es Dir auch verdenken!"

„Ich muß Dich ersuchen, Dich etwas deutlicher auszudrücken, Freund. Was ist mir nicht einerlei und warum kann man es mir nicht verdenken?"

Der Andere zuckte ungeduldig mit den Schultern. „Welche Komödie! Nun denn, so deutlich, wie Du es wünschen kannst: meiner bescheidenen Ansicht nach, die sich auf freundschaftliche Beobachtung stützt, bist Du von der Verlobung der schönen Amelie, die seit einigen Tagen publik ist, nahe, und zwar unangenehm, berührt. Ich finde das vollkommen begreiflich und sympathisire durchaus mit Dir, in so fern, als ich wünsche, der amerikanische Vetter, welcher den Preis davon getragen hat, wäre in seinem Urwalde an einem Baume hängen geblieben wie weiland Absalom, ehe er uns hier in die Quere kam. Weiterhin glaube ich aber, daß Dein Gefühl für die schöne Capriciöse noch keine bedeutende Tiefe erlangt hatte, daß Du daher bei dieser Wendung der Dinge nicht gerade Schmerz, wol aber etwas wie Aerger empfindest und daß Du viel gescheidter thun würdest, diesem Aerger in meiner Gegenwart auf altbewährte Weise Luft zu machen, als Dein unnahbarstes Gesicht zu schneiden und an diesem hoffnungslos langweiligen Tage —"

„Auch so hoffnungslos langweilig zu sein", ergänzte Walther. „Gut, Du sollst die Genugthuung haben, welche den Menschen so selten beschieden ist: die, Deinen Rath befolgt zu sehen; ich will's mit dem Luftmachen versuchen, denn Du hast allerdings nicht ganz Unrecht, wenn Du der Sache Ternow d'Orville die Macht mich zu ärgern beimissest. Durfte ich mich doch, das weißt Du ja, als den bevorzugten Verehrer der kleinen Hexe betrachten. Noch liebte ich sie nicht gerade, aber ich war verliebt und — was noch mehr zu bedeuten hat — in einem täglichen geistigen Abhärtungscursus hatte ich mich mit dem Gedanken, ein Ehemann zu werden, förmlich gemessen, ich war vertraut mit demselben geworden, ich hatte ihn lieb gewonnen — und nun die ganze Mühe umsonst! Umsonst hatte ich gelernt, mich mir als aufmerksamen Gatten vorzustellen, um-

Digitized by Google

sonst thatsächlich einige meiner Junggesellengewohnheiten abzulegen begonnen! Und nun", fuhr er in demselben launigen Tone fort, „da meine besten bürgerlichen Gefühle verletzt worden sind, da meine Eitelkeit einen furchtbaren Stoß erlitten hat, jetzt, in diesem empfänglichen Zustande, überfallen mich die petites misères du genre humain: meine Wirthin kündigt mir die Wohnung und ich verliere meinen Hund. Aber da fällt mir ein — Donnerwetter, wie kann man so vergeßlich sein,—" und er blieb stehen und zog seine Uhr heraus.

„Nun, was hast Du vor? ein Rendezvous?"

„Allerdings, und zwar mit einer Frau, welche aussieht, als liege sie dem Amte der Windmutter in den Alleghani-Bergen, der Zubereitung des schlechten Wetters, ob. Ich habe halb und halb bei ihr gemiethet", erklärte er, „und sie erwartete mich heute Morgen, um abzuschließen. Es ist noch Zeit, ich werde mich eiligst hinbegeben, denn die Zimmer — in einem Hause freilich, dessen Physiognomie der der Frau gleicht — waren nicht übel."

„Ist es weit von hier?"

„Nein, das Haus befindet sich hier in der Vorstadt, in der Brückenstraße. Begleitest Du mich?"

„Ich habe leider nichts Besseres zu thun."

Christine war allein; die Mutter benutzte die Dämmerstunde, die Zeit, in der sie am liebsten ausging, zu einer Besorgung, und das Mädchen saß emsig über den Tisch gebeugt, an einer Zeichnung anmuthiger Arabesken, die sie selber componirte. Als es jetzt klopfte, sah sie erwartungsvoll auf; es kam so selten Jemand. Den Eintretenden ging sie ruhig entgegen, sobald aber Walther sie begrüßt und sich mit ausgesuchter Höflichkeit wegen seines Nichtkommens am Morgen entschuldigte, erröthete sie und auch ihre Antwort zeugte von Verwirrung. Der Herr werde sich wol bei ihrer Mutter nach allem Nöthigen erkundigt haben, sagte sie, indem sie sich anschickte, die Besucher in das zu vermiethende Zimmer zu führen; ihre durchgebildete Sprache und die anmuthige Einfachheit des Ausdruckes waren sogar bei diesen wenigen Worten auffallend. Walther erwiederte ihr mit einer ehrerbietigen Feinheit des Tones, welche seinen Begleiter in Erstaunen setzte; das Mädchen fand sich hinein, als sei sie nichts Anderes gewohnt. — Das Nothwendige war bald geordnet; der Miether hatte durch seine Liberalität in Betreff des Kostenpunktes von Neuem Colmars Verwunderung erregt. In wenigen Tagen wird er diese Räume bewohnen und ihnen, so weit dies bei „meublirten" Zimmern möglich ist, den Stempel seines Wesens aufdrücken; schon hat er halb scherzend gefragt, ob es ihm vergönnt sein werde, Nägel in die Wände zu schlagen, da er viele Bilder besitze, und Christine hat ihm mit großem Ernste bejahend geantwortet. Noch Eins — er bringt einen Hund mit, oder vielmehr, er hofft einen mitzubringen. hofft seinen verlorenen kleinen Hausfreund wiederzufinden — wird dieser fernere Miether von den Damen geduldet werden?

Jetzt lachte Christine, zum ersten Male; die beiden Herren sahen

Digitized by Google

sie an, verwundert über den verklärenden Sonnenschein auf ihrem Gesicht, als sie so unschuldig ihre weißen Zähne zeigte. Sie selber erschrak, es war so lange, daß sie nicht gelacht hatte; sie wurde roth und sagte, wie sie gewiß glaube, die Mutter werde gegen das Mitbringen des Hundes keine Einsprache erheben. „Aber ich habe eine Katze", setzte sie etwas ängstlich hinzu, „wird er dieser auch wol nichts thun?"

Der Fall war kritisch; Colmar, den die Sache zu amüsiren anfing, mischte sich jetzt hinein, indem er sich erbot, für die Wohlerzogenheit des Walther'schen Hundes unter allen Umständen einzustehen.

„Aber, mein Herr, wie können Sie wissen, ob er meine Katze in Ruhe lassen wird", sagte Christine, selber verwundert über ihre Kühnheit, das Gespräch nur zum Vergnügen noch fortzusetzen. Colmar war einen Augenblick betroffen, aber als Jurist faßte er sich rasch.

„Mein liebes Fräulein, wie gesagt für den vortrefflichen Charakter des Hundes übernehme ich die Bürgschaft, so lange Ihre Katze den Frieden nicht verletzt. Ihnen liegt es nun ob, bei dieser letztern all' Ihren jedenfalls veredelnden Einfluß in Anwendung zu bringen."

Christine lachte hell auf und dann sah sie ganz schuldbewußt aus und sagte:

„Ach, entschuldigen Sie nur — es passirt mir so selten —"

„Was, mein verehrtes Fräulein? Daß Sie Katzen moralisch zu beeinflussen haben?"

„Nein, daß ich lache. Also, Herr — Herr —"

„Assessor Walther —", ergänzte der junge Mann.

„Herr Assessor, bringen Sie Ihren Hund immer mit, wenn Sie ihn wieder finden. Ich wünsche es Ihnen von Herzen."

„Amen", sagte Colmar. „Und nun, mein Fräulein, gehorsamster Diener. Vielleicht werde ich, wenn ich meinen Freund hier besuche, das Vergnügen haben unsere Bekanntschaft zu erneuern."

„Das glaube ich kaum", sagte Christine einfach und mit offenem Blick. Walther, dem der etwas freie Ton Colmar's außerordentlich peinlich war, zog diesen mit sich fort, nachdem er sich auf die verbindlichste Weise von der jungen Stickerin verabschiedet hatte.

„Ein ganz nettes Frauenzimmer", sagte Colmar draußen, indem er sich eine Cigarre ansteckte.

„War sie hübsch?" fragte Walther zerstreut.

„Hübsch? Die hübsch? für einen sehr genügsamen Geschmack vielleicht — mir etwas zu kümmerlich."

„Nun, ich meine, sie hätte nicht übel ausgesehen", sagte Walther, noch immer abwesenden Blickes.

„Dir schien sie allerdings zu gefallen, Du warst fabelhaft höflich."

„Das bin ich armen Mädchen gegenüber immer; war Dir dieser hübsche Zug in meinem Charakter noch unbekannt?" lachte Walther. „Aber komm, nach dem Geschäft das Vergnügen, oder, da es für unser Einen kein Vergnügen mehr giebt, die Unterhaltung, der Müssiggang, wie Du willst — wir wollen beim Broglio ein Glas Wein trinken."

Digitized by Google

Für das „arme Mädchen" wurde der Einzug des Assessors zu einem Abschnitt in einem Leben, welches bisher wenig Sonnenschein gekannt hatte. Eine leise, fortwährende Anregung ging für sie von ihm aus. Sie ordnete sein Zimmer, während er abwesend war, und es machte ihr Freude, seine täglichen Gewohnheiten ihm abzumerken, seine Geistesrichtung aus dem, womit er sich umgab, zu erlauschen; er interessirte sie eben.

Walter mußte es bald gewahr werden, daß eine emsige, kluge, aber scheue und zurückhaltende Aufmerksamkeit ihn umgab; denn ohne daß er ein Wort zu sagen gehabt hätte, wurde bald Alles gerade so gehalten, wie er es wünschte und gewohnt war. So hatte sie beobachtet, daß er in seinem Wohnzimmer, welches nach altmodischer Weise durch einen Kamin von außen geheizt wurde, zuweilen, trotz der nun eintretenden Winterkälte, die Fenster öffnete, und sorgfältig wußte sie bald eine mäßige, immer gleiche Temperatur inne zu halten. Die Acten, welche ihm gebracht wurden, legte sie klug zur Hand, die Bücher in denen er las, brauchte er nie zu suchen. Walther verfolgte die neuesten Erscheinungen der Literatur; sein Tisch lag stets voll bunter Broschüren und geheftеter Bände; er ahnte nicht, daß Christine an seiner Lectüre Theil nahm, daß sie verstohlen jedes Buch durchblätterte, jede Flugschrift las, die er mitbrachte; es machte ihr Freude, hier gleichsam auf einem Gebiete mit ihm zusammenzutreffen.

Und nun gar, wenn sie ihm wirklich begegnete, auf dem Flur, auf der Treppe, auf der Straße, wo er sie so höflich grüßte! Es geschah nicht oft, aber welcher eigenthümliche Reiz lag darin, für einen kurzen Moment in seine guten schönen Augen zu sehen, den forschenden, ernsten Blick derselben flüchtig und ängstlich zu erwiedern!

Eines Abends, als die Mutter nicht zu Hause war, und Christine über einer Zeichnung saß, klopfte es an die Thür. Des Mädchens erster Gedanke war Walther, und so fühlte sie kaum Verwunderung, als auf ihren Hereinruf der Assessor wirklich eintrat.

Sie ging ihm entgegen, um die kurze Erörterung, welche sie erwartete, stehend anzuhören; er bot ihr die Hand und sagte dann:

„Bitte, nehmen Sie wieder Platz, mein Fräulein; ich will es mir, wenn Sie erlauben auch bequem machen."

Damit hatte er sich einen Stuhl in ihre Nähe gerückt; sie saß auf dem Rande des ihrigen, immer befangener werdend, da sie fühlte, daß er sie während des Sprechens betrachtete.

Ihr glatt gescheiteltes, blondes Haar glänzte goldig im Lampenlicht, sie hatte jetzt ein viel jugendlicheres Aussehen, als vor einigen Monaten; etwas nach vorn gebeugt, wartend saß sie da, die schlanken Hände fest gegen einander pressend. „Nicht hübsch?" Walther dachte an den Ausspruch Colmar's — „nicht hübsch? — sie ist reizend!"

Er meldete ihr nun den Grund seines Kommens, eine kleine Reise, die er zu machen habe, und bat, daß sie ihm den Morgenkaffee am folgenden Tage etwas früher als gewöhnlich schicken und während seiner

Digitized by Google

Abwesenheit Briefe und sonstige Sendungen für ihn in Empfang nehmen und, wie er angab, darüber verfügen möge.

„Und dann", fuhr er fort, „habe ich endlich Ihnen und Ihrer Frau Mutter meinen Dank aussprechen wollen für Ihre freundliche Fürsorge . . ."

Das sei gar nicht nöthig, warf Christine etwas ängstlich ein; es geschehe das Alles gern —

„Nicht wahr, Ihnen habe ich besonders zu danken, bestes Fräulein", fuhr er fort und beugte sich zu ihr hinüber. „Ich dachte es gleich, als ich Sie zuerst sah, daß es mir bei Ihnen gefallen würde — und Sie glauben gar nicht, wie wohl ich mich hier fühle."

„Das freut mich", sagte sie herzlich und wagte es, flüchtig ihre großen grauen Augen zu ihm aufzuschlagen. Sie hatte wunderbare Augen — ein fremdartiger Ernst schaute aus dem tiefsten Grunde derselben auf. Er hätte ihre Hand fassen und sie bitten mögen, ihn noch einmal anzusehen; wäre sie ihm wie eine gewöhnliche Stickerin vorgekommen, so hätte er es vielleicht gethan, trotz der scrupulösen Rücksicht auf arme Mädchen, zu welcher er sich einst vor seinem Begleiter bekannt hatte. Aber bei der Tochter seiner Wirthin schienen die vornehmen Don Juansmanieren so wenig am Platze; er fühlte sich ihr gegenüber befangener als vor den jungen Damen der guten Gesellschaft, bei denen ein etwas freier Ton oft als das beste Einführungsmittel sich erwies.

„Könnt' ich mich nur in irgend einer Weise erkenntlich zeigen für Ihre Freundlichkeit", sagte er endlich zweifelnd; er sah das einfache Zimmer, die Stickerei auf dem Tische; gern hätte er dem jungen, hartarbeitenden Mädchen eine Freude gemacht.

„Was will er? was kann er meinen? etwa mir ein Geschenk anzubieten?" Sie erröthete bei dem bloßen Gedanken und sagte hastig:

„Sie sind mir gar keinen besondern Dank schuldig, Herr Assessor; ich halte ja nur Ihr Zimmer in Ordnung und sorge dafür, daß es warm ist; weniger kann ich nicht thun. Jeder Miether würde dieselbe Aufmerksamkeit erfahren", setzte sie leise hinzu. Das war nicht ganz der Wahrheit gemäß, Walther schien es zu merken und sah sie forschend an. Beide waren rasch über die erste, theilnahmlose Bekanntschaft hinausgekommen, hatten diese Staffel eigentlich ganz übersprungen; unter der Oberfläche des ruhigen Gesprächs brannte das tiefere Interesse, sie fühlten es Beide und das gab der Unterhaltung einen gefährlichen Reiz. „Darf ich fragen, was Sie eben thaten, mein Fräulein", sagte Walther, das bisherige Thema ohne Weiteres fallen lassend, da er es für erledigt halten konnte nach wortlosem Uebereinkommen, einem bittenden Blicke aus ihren Augen: er möge ihr doch nichts schenken wollen, und einem gewährenden und zugleich fordernden aus den seinen: „Gut, dann muß ich aber auf andere Weise meinen Dank abtragen dürfen." Er rückte seinen Stuhl herum nach dem Tische, sie zeigte ihm ihre Zeichnung und sah dann in ängstlicher Erwartung nach seinen Lippen. „Wenn er mir nur offen sagt, ob es etwas taugt oder nicht", dachte sie.

Digitized by Google

„Haben Sie Unterricht gehabt?“ fragte er, das Blatt noch in der Hand. Das war tröstlich; ein oberflächliches Compliment würde sie sehr enttäuscht haben. „Nein“, entgegnete sie; „in der Schule wurde die Zeichenstunde extra bezahlt und ich konnte nicht theilnehmen.“

„Sie haben ganz entschiedenes Talent, Fräulein“, sagte er warm, „und“ — indem er ein Epheublatt vom Tische nahm — „wie ich sehe, den richtigen Instinct der Begabten, der Natur zu folgen. Die Arabeske ist sehr hübsch erfunden; können Sie solche Sachen nicht verwerthen?“

„Ich dachte oft daran, für das Geschäft, in dessen Auftrag ich jetzt sticke, oder für ein anderes Muster zu zeichnen; aber meine Arbeiten müssen erst besser werden; sie sehen noch zu stümperhaft aus“, fügte sie vorwurfsvoll hinzu in dem Gedanken: „Sie hätten mir das, wenn Sie ehrlich gewesen wären, bemerklich machen müssen.“

Er verstand sie. „Ich pflegte früher ganz gut zu zeichnen“, sagte er und legte die Hand an die Stirn, als könne ihm durch Besinnen die Fertigkeit zurückkehren; „wie sehr würde ich mich freuen, wenn ich Ihnen, so gut ich es vermag, einige Anleitung geben dürfte.“

„Ach! Das wäre sehr gut von Ihnen.“

„Sie müssen mir nur erlauben, dann und wann Abends vorzusprechen und Ihre Arbeiten anzusehen.“

„Die Mutter wird nichts dagegen haben, wenn ich sie erst überzeugen kann, daß mit Zeichnen mehr zu verdienen ist als mit Sticken. Sie sehen, ich sticke für Geld“, erklärte sie, auf den Tisch mit der Seide und den Perlen deutend, mit einer ganz leisen Bewegung der Mundwinkel.

Er beugte sich über die angefangene Arbeit; sie war wunderfein. „Sie haben Feenhände“, sagte er und, einer warmen, knabenhaften Regung folgend, ergriff er die herabhängende Hand des Mädchens, welches jetzt neben ihm stand und küßte sie. Christine zog die Hand rasch zurück und sah ihn an; erst drohten ihre Augen, dann senkte sie die Lider und stand nun da, als sei sie die Schuldbewußte. Da überkam den Mann plötzlich eine Ahnung von der Gewalt, die er über dies einfache Geschöpf schon habe, aber damit auch ein unendliches Wohlwollen gegen sie und ein ganz neues Gefühl wie Beschämung vor einem Unverdienten; jetzt war sie ihm erst heilig, wie hätte er seine Macht mißbrauchen können!

„Liebes Fräulein“, sagte er weich, „verzeihen Sie mir; ich möchte Sie um Alles in der Welt nicht kränken; denken Sie nicht schlecht von mir. — Leben Sie wohl, auf ein paar Tage; es bleibt also bei unserm Uebereinkommen?“

„Ja, bitte“, antwortete sie leise.

„Ich werde viel an Sie denken“, wollte er noch sagen, aber er ließ die Worte unausgesprochen; die kurze Bekanntschaft gab ihm kein Recht dazu, und er mochte aus seinem Glück keinen Vortheil ziehen. Aber was war seine Großmuth anders als das Vorgefühl des unendlichen Rückstandes in welchem er, der dachte und berechnete, bleiben mußte gegen ein Weib, das ihm hülflos anheimgegeben schien?

Digitized by Google

Die Reise, welche Walther am andern Morgen antrat, geschah von Amtswegen; ihr Ziel war eine kleine Stadt des Bezirks, in welcher die Schwurgerichtssitzungen gehalten wurden, denen er beizuwohnen hatte. Die Verhandlungen der ersten Tage interessirten ihn wenig, abgestumpft wie er war gegen das Schicksal der an Diebstählen und Raufereien Betheiligten; wider Erwarten aber nahm der letzte Fall, welcher vor die Geschwornen kam, seine lebhafte Theilnahme in Anspruch.

Es handelte sich auch hier um einen Diebstahl, begangen an der Kasse im Laden eines Stickereigeschäfts, und eine Arbeiterin der Handlung saß auf der Anklagebank. Ihre Schuld war ziemlich klar erwiesen: Niemand als sie und eine alte vornehme und würdige Dame hatten während der Zeit, innerhalb welcher der Diebstahl begangen sein mußte, den Laden betreten, in welchem die Frau des Kaufmanns selber als Verkäuferin fungirt hatte, und noch dazu war diese, als die Braun, so hieß die Angeklagte, sich im Laden befunden, auf einige Augenblicke in den daneben liegenden Waarenraum gegangen, um etwas zu holen. Die Braun hatte ferner am Tage des Diebstahls ihre sie drängende Hauswirthin befriedigt mit einer Summe, über deren Erwerb sie keine genügende Auskunft zu geben vermochte. Diese Wirthin und die Kaufmannsfrau traten als Zeuginnen gegen sie auf.

Das arme Geschöpf leugnete hartnäckig und mit fieberhaftem Eifer; es war ein noch ziemlich junges Mädchen mit fahlem Gesicht und eingefallener Brust; sie schien vor Angst und Scham außer sich zu sein. „Ich bin keine Diebin, nein, nein, ich bin wahrhaftig keine Diebin!“ schluchzte sie immer wieder. In ihren Erwiederungen auf die Fragen des Vorsitzenden sagte sie offenbar die Wahrheit mit einer ängstlichen Genauigkeit des Ausdrucks, die man bei geringen Leuten nicht oft findet, und ohne daß ihr der Gedanke zu kommen schien, sie könne ihre Antworten benutzen, um ein günstiges Vorurtheil für sich zu erwecken. In der That stellte sie durch ihre Aussagen unbewußt ihre Schuld mehr und mehr fest, so weit der traurige Zustand ihrer Angelegenheiten dieselbe wahrscheinlich machen konnte.

Sie gestand ein, am Morgen des Tages, an welchem der Diebstahl geschehen war, keinen Heller besessen zu haben, sie gab sich gar keine Mühe, ihre Aussage, das Geld sei ihr an jenem Morgen als Geschenk von einer unbekannten Person zugestellt worden, besonders glaublich zu machen, aber bei der Frage des Richters, die den Diebstahl feststellen sollte, schreckte sie zurück und betheuerte ihre vollständige Unschuld.

Sie wurde verurtheilt und man erkannte ihr unter Annahme mildernder Umstände — ihrer bisherigen Unbescholtenheit und großen Armuth — das geringste Strafmaß, eine mehrwöchentliche Gefängnißstrafe, zu. Sie hatte zuletzt halb bewußtlos dagesessen, die Hände vor dem Gesicht, die Nägel gegen die Stirn gedrückt; als das Erkenntniß gegen sie vorgelesen wurde, blieb sie still, nur ihre Hände schob sie tiefer in das Haar und schloß sie krampfhaft.

Die ganze Verhandlung hatte auf alle Betheiligten einen besonders

Digitized by Google

peinlichen Eindruck gemacht. Als die Herren vom Gericht nach dem Schlusse der Sitzung zusammenstanden, hörte Walther den Vorsitzenden zu einigen der Geschworenen sagen: „Das arme Geschöpf! es wäre ihr nichts übrig geblieben, als buchstäblich zu verhungern, wenn sie nicht gestohlen hätte; ich will mit meiner Frau reden, es muß sich um sie bekümmert werden, wenn sie heraus kommt."

Walther trat an den wohlwollenden alten Herrn heran. „Können Sie mir eine Unterredung mit der Braun bewilligen, Herr Rath?" fragte er. „Der Fall hat mich lebhaft interessirt; ich möchte —"

Es würde ihm schwer geworden sein, auseinanderzusetzen, unter welchen juristischen Gesichtspunkten er denselben zu verwerthen gedenke. Glücklicher Weise gab der Gerichtsrath, ohne auf seine Erklärung zu warten, sogleich bereitwillig die nöthigen Anweisungen, und bald darauf öffnete sich für den jungen Mann die Thür der Zelle im Untersuchungsgefängniß, wohin man die Verurtheilte vorerst zurückgeführt hatte. Was er hier wollte, wußte er selber kaum; seit seiner Kindheit hatte er kein so überwältigendes Mitleid gefühlt, wie heute; diesem folgte er, und dann — es war ihm, als sei er es einer Andern schuldig, dieser armen, geringern Schwester irgend etwas Gutes und Freundliches zu erweisen.

Das Mädchen saß auf dem Rande des niedrigen Bettes der Zelle gerade so wie auf der Anklagebank, zusammengesunken, die Hände in das Haar eingewühlt. Walther ging auf sie zu und legte die Hand leise auf ihre Schulter. Sie regte sich nicht. „Katharine Braun", sagte er nun. Bei dem Laute der unbekannten Stimme ließ sie die Hände sinken und sah ihn an, in ihren Augen aber blieb es dunkel, offenbar konnte sie seine Anwesenheit nicht begreifen. — „Ich war vorhin in der Sitzung", sagte er, fast verlegen; sie stöhnte.

„Ich bin fremd hier; kann ich nichts für Sie thun?"

Da sie ihn kaum zu hören schien und regungslos verharrte, sprach er weiter: „Sie stehen ganz allein . . . es ist Ihnen hart gegangen . . . ich verurtheile Sie nicht und möchte Ihnen gern helfen."

Diese in gütigem Tone gesprochenen Worte brachten das Mädchen zum Bewußtsein; sie schlug von Neuem die Hände vor's Gesicht und brach in bitteres Weinen aus. „Hart gegangen", schluchzte sie; „hart gegangen — ja, es ist mir hart gegangen, aber ich hätte doch ehrlich bleiben sollen. Ich konnte ja hungern — und Kartoffeln hatte ich auch immer noch, die Köchin unten im Hause gab mir alle Abend welche, übrig gebliebene, aber kalt schmeckten sie so schlecht", fügte sie hinzu, in einem Tone der Entschuldigung, der dem Assessor in's Herz schnitt. „Ich hätte auch noch mehr verdienen können, wenn der Husten nicht gewesen wäre und die Schwäche; aber es kam Alles zusammen — und nun ist es aus —"

Er suchte sie zu trösten, erzählte ihr, wie ihre Lage das Interesse der Herren vom Gericht erregt habe, und daß man nach Verbüßung der Haft ihr unter die Arme greifen werde. „Dann brauche ich nichts mehr, dann gehe ich in's Wasser", war Alles, was sie darauf entgegnete.

Digitized by Google

Sein Reden half nichts, sie blieb bei ihren Worten. „Ich bin wegen Diebstahls gestraft, ich habe gesessen — das leide ich nicht auf mir. Ach Gott, wäre ich doch wenigstens ehrlich in's Grab gestiegen, es hätte nicht mehr lange gedauert — die Mutter ist auch an der Schwindsucht gestorben —", schob sie ein; „aber der Hunger, der Hunger —"

Erschüttert beugte sich Walther nieder und nahm eine der fieberheißen Hände des Mädchens in die seinen; er war mit seinen Trostgründen am Ende; ihren festgewurzelten, engbeschränkten Begriffen gegenüber war nichts auszurichten; ihre Idee von Ehrlichkeit und Schande hatte nicht die Dehnbarkeit, welche sie bei klugen Leuten annimmt; sie war gebrandmarkt in ihren eigenen Augen.

Als er sie verließ und an der Thür noch einmal zurückblickte, saß sie gerade so wie bei seiner Ankunft, zusammengesunken, ein Bild der Trostlosigkeit, der menschlichen Hülfe unerreichbar.

Der Schließer stand draußen und als er die Thür verriegelt hatte und mit Walther den Gang hinunter schritt, sagte er, mit dem Daumen über seine Schulter deutend:

„Ich habe ihren Vater gekannt, er war Cantor — bin mit ihm in die Schule gegangen — die ehrlichste Haut unter der Sonne."

„Nun, das Mädchen ist auch ehrlich, ehrlicher als viele Leute, die nicht stehlen", war Walthers unjuristische Antwort.

Der Mann blieb stehen und sah seinen Begleiter mit schlauer Miene an. „Das wissen Sie auch?" sagte er halblaut und murmelte dann, indem er weiter ging und mit dem Kopfe nickte noch mancherlei über die Rechtlichkeit der Leute, die noch nie gehungert haben. Auf Walther's Wunsch führte er ihn zu dem Inspector, unter dessen Aufsicht die Verurtheilte sich während ihrer Haft befinden würde. Mit diesem besprach sich der Assessor; er fand ihn ebenfalls wohlmeinend und gern bereit, der Gefangenen alle Erleichterungen zu gewähren, die ihr gestattet werden konnten und für welche Walther ihm eine Vergütung zurückließ.

Und nun lag das Städtchen und die traurige Geschichte hinter ihm; der Zug brauste durch die winterliche Ebene; Raben mit ellenbreiten Flügeln hoben sich bei seinem Nahen schwerfällig vom Felde in die Höhe und durchschnitten dann langsam die Luft nach dem niedern Horizonte hin.

Die Sonne hatte den kurzen Tagesbogen schon gemessen und den kalten Himmel im Sinken roth angeglüht; der frühe Winterabend dunkelte heran. Walther wunderte sich selber darüber, wie ihn der Gedanke an seine Zimmer, an sein Heim, innerlich erwärmte; er merkte jetzt erst, daß er während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit nur an das Mädchen dort gedacht, Alles nur in Bezug auf sie empfunden und betrachtet hatte. Sie an diesem Abend noch zu sehen, durfte er nicht hoffen, er freute sich aber darauf, wieder in ihrer Nähe zu sein.

Der Zug fuhr ein; die wenigen Straßen, welche vom Bahnhofe nach seiner Wohnung führten, waren von dem jungen Mann bald durch-

Digitized by Google

schritten; am Hause angekommen, sah er zufällig nach seinen Fenstern in die Höhe und erblickte Licht hinter den zugezogenen Vorhängen. Der Gedanke, daß Christine in seinem Zimmer sich zu schaffen machte, erfüllte ihn mit lange nicht mehr gekanntem Vergnügen; er erstieg die Treppen eilig und leise, trat unhörbar heran und öffnete die Thür. Auf dem Tische stand ihre kleine Lampe und vor demselben auf dem Teppich, die Hände gegen die Tischplatte und den Kopf in die Hände gestützt, kniete das Mädchen vor einem Buche. Bei seinem Eintreten fuhr sie erschrocken in die Höhe. „Guten Abend, mein Fräulein", sagte er lächelnd und ruhig; „ich dachte gerade an Sie und nun sehe ich Sie gleich — das ist schön."

„Ach, verzeihen Sie, Herr Assessor; was müssen Sie von mir denken, daß ich mir diese Freiheit nehme! Ich war im Zimmer, um die Fenster zu schließen, da sah ich das Buch und fing an zu lesen — ich dachte nicht, daß Sie heute Abend noch zurückkommen würden."

„Das glaube ich gern", sagte er behaglich. „Aber was haben Sie denn da Schönes?"

Er nahm das Buch auf und sah sie dann verwundert an. Es war die neueste Lieferung einer Ausgabe des Nibelungenliedes im Grundtext. „Können Sie das verstehen?" fragte er.

„Es geht jetzt ziemlich. Nach und nach finde ich durch den Zusammenhang heraus, was die meisten auch der schweren Worte bedeuten."

„Sie haben also schon mehr der Art studirt?"

Sie wurde sehr roth und verrieth sich dadurch.

„Sie haben die früheren Lieferungen hier gelesen? Ach, das ist reizend! Aber, liebes Fräulein, warum haben Sie mir nie gesagt, daß diese Bücher Sie interessiren? Es würde mir das größte Vergnügen gemacht haben, Sie Ihnen zu leihen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Walther."

„Sie danken mir? und wofür, wenn ich fragen darf? Für meinen noch unerwiesenen guten Willen?"

Sie hätte antworten können: „Dafür, daß Sie mich ansehen, daß Sie mit mir reden" — und weil ihr Herz voll war, fand sie nichts zu sagen, aber sie faßte Muth und hob die Augen zu ihm auf. Freilich nur, um sie rasch wieder niederzuschlagen; diese flüchtigen Blicke aber waren es gerade, die den jungen Mann bezauberten. Er stand, die Hand auf den Tisch gestützt, vor ihr und sah sie an, da mochte es ihr einfallen, daß es Zeit sei, dem Zusammensein für jetzt ein Ende zu machen. „Es ist kalt bei Ihnen", sagte sie und schritt unter seinem Blick fort, nach der Thür hin; „ich werde sogleich Feuer anmachen. Darf ich Ihre Lampe anzünden?"

Sie wußte genau, wo Alles zu finden war und hantirte geräuschlos und anmuthig, während er noch immer auf demselben Fleck stand; dann nahm sie ihre Lampe auf und bot ihm guten Abend. Er streckte die Hand aus, sie legte scheu die ihrige einen Augenblick hinein. „Haben Sie fleißig gezeichnet?" fragte er noch.

Digitized by Google

„Ich hatte nicht viel Zeit; es giebt jetzt vor Weihnachten mehr zu sticken als gewöhnlich.“

„Aber ich darf doch einmal kommen und sehen, was Sie fertig haben?“

„Ja, bitte. Kommen Sie morgen früh, die Mutter wird in die Kirche gehen.“

Er lächelte Antwort; sie ging, drehte sich aber nahe der Thür noch einmal herum: „Ich sage das nicht, weil ich es etwa der Mutter verhehlen will, daß Sie kommen; ich denke nur, es ist für Sie angenehmer so. Die Mutter klagt gern und würde Ihnen nur Trauriges zu erzählen wissen. Nun gute Nacht!“

Am andern Morgen trug Christine Sorge, Alles, was der kleine Haushalt verlangte, früh abzuthun, damit der Mutter Zeit blieb, sich zum Kirchgang vorzubereiten. Es erforderte ein solcher bei ihr immer einen mehrere Tage alten Entschluß und unterblieb oft dennoch, weil die Frau behauptete, sie habe keine Zeit, in die Kirche zu gehen, dieselbe sei für Leute, die wenig zu thun hätten; den Armen, welchen die Erbauung am nöthigsten sei, werde sie auch am sauersten gemacht.

An jenem Sonntag nun stand dem frommen Gange äußerlich nichts im Wege; als die Mutter dennoch keine Anstalt zu demselben machte, mußte sich Christine entschließen, sie zu erinnern. „Wolltest Du nicht heute in die Kirche gehen, Mutter?“ meinte sie. „Ich werde ganz gut allein fertig und Du bist so lange nicht dort gewesen.“

„Da hast Du freilich Recht, aber was hilft es auch? Manchmal denke ich, ich werde das Kirchengehen ganz lassen; ich bete nun schon zwölf Jahre lang — so lange ist's ja her, daß Dein Vater starb und uns in der Noth ließ — und es wird nicht besser bei uns.“

„Nicht doch, Mutter; wer weiß, wie es erst geworden wäre, wenn Du nicht gebetet hättest“, sagte Christine ernsthaft.

„Ach, schlimmer kann es uns nicht gehen wie jetzt; es fehlte nur, daß unser Verdienst aufhörte und dann würden wir ausgepfändet. Mit Deinem Bruder will es nicht recht fort — Du hast keinen Mann bekommen — ich werde alle Tage hinfälliger . . . was willst Du später anfangen, wenn ich todt sein werde?“

Darauf hatte Christine freilich keine Antwort, sie war aber an jenem Morgen nicht geneigt, sich durch den Hinblick auf die ferne Zukunft betrüben zu lassen. Die Mutter bemerkte ihre stille Heiterkeit und hatte ihre Gedanken darüber. „Wann ist der Assessor gestern Abend zurückgekommen?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ich denke mit dem Sechsuhrzug; er kam während Deiner Abwesenheit.“

„Hast Du ihn gesehen?“

„Ja, ich war gerade in seinem Zimmer, um die Fenster zu schließen, als er kam.“

„Nun, er wird heute Morgen weiter nichts brauchen, ich denke, ich

Digitized by Google

gehe. Hole mir mein Gesangbuch: man muß nur immer noch Gott danken, daß man das Leben hat."

Christine hatte ihre Gründe, der Mutter eine so uneigennützige Handlung wie ein Dankgebet nicht ohne Weiteres zuzutrauen, sondern zu glauben, dieselbe möge auch wol etwas zu bitten haben. Sie war nun fort und das Mädchen breitete die grüne, verblichene Decke über den Tisch, zu der sie, noch von den Kinderjahren her, das Vertrauen hatte, daß sie dem Zimmer ein besonders ordentliches, ja festliches Aussehen zu geben vermöge. Da klopfte es auch schon und der Assessor trat ein. Er war sorgfältig gekleidet; Christine, der ihre gar einfache Garderobe in der letzten Zeit anfing, einigen Kummer zu machen, trug ihr allerbestes schwarzes Kleid; Beide saßen sich zum ersten Male ordentlich im Tageslicht und sie ertappten sich gegenseitig auf einer momentelangen Musterung des Andern, welche Beide im nächsten Augenblicke lächeln machte. Bald saßen sie zusammen am Tisch über den Zeichnungen Christinens; Walther lobte, verbesserte, fragte; sie durfte erklären, durfte ihre immer originellen Ideen darlegen und wenn er dann einmal rasch den Kopf hob und ihr prüfend und bewundernd in's Gesicht sah, so fühlte sie ein Entzücken, von deren Möglichkeit sie früher keine Ahnung gehabt hatte. Ihre Befangenheit wurde geringer; sie fand endlich sogar den Muth, ihn zu fragen, wie seine Reise verlaufen sei.

Er hatte schon daran gedacht, ihr von der Verhandlung zu erzählen, durch welche seine Theilnahme so lebhaft erregt worden war; eine gewisse Scheu aber, ihr jene jammervollen Verhältnisse vorzuführen, die sich mit den ihren doch in einem Punkte berührten, hatte ihn dann wieder abgehalten; jetzt siegte das Verlangen, auf ihren Zügen die Empfindungen zu verfolgen, welche seine Geschichte wachrufen würde, und er begann zu berichten.

Sie saß still in dem kleinen braunen Sopha, die Hände vor sich auf dem Tische in einander gelegt, die Augen niedergeschlagen. Er sprach so mild und schonend von der Diebin, enthielt sich so ganz der gleichgiltigen, herbklingenden Ausdrucksweise, mit welcher die Juristen den Jammer, der ihnen im Gerichtssaale begegnet, leichthin abzuthun pflegen, daß Christine immer nur dachte: Wie gut er ist! — Wie er bei der Gefangenen gewesen und sich ihrer angenommen hatte, berührte er nur leicht, sie aber fragte Alles aus ihm heraus. Als er geendet hatte, reichte sie ihm die Hand.

„Diese wird sterben", sagte er nach einigen Augenblicken des Schweigens, „dann ist sie aller Noth enthoben. Wüßte man nur nicht, daß es mehr, viel mehr solcher Existenzen giebt!"

„Ja, es giebt viele elende Menschen", meinte sie leise; „das macht, weil Alle zu gern leben wollen, daran sind sie krank."

Er sah sie überrascht an. Sie fuhr fort, und es kam dabei wieder der müde Ausdruck über sie, welcher ihm früher an ihrem Gesicht aufgefallen war:

„Ich habe oft darüber nachgedacht. Was plagt die Armen und

Digitized by Google

Geringen, was erſchwert ihnen das Leben? eben die Sorge um dieſes Leben ſelber; ſie ſind gewohnt zu denken, daß ſie es erhalten müſſen, und doch kann man ſie tauſendmal ſagen hören, es ſei ihnen eine Plage, eine Qual. Niemand aber zwingt ſie, dieſe Qual zu ertragen; die Mühe, zum Leben und Athmen ſich das Nothwendige zu erkämpfen, wer legt ſie ihnen auf?"

„Wo haben Sie dieſe grauſame Logik gelernt, mein Fräulein? — Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo wundern Sie ſich, daß Diejenigen, denen der Broderwerb irgend welche Mühe koſtet, ſich nicht lieber kurz und gut das Leben nehmen."

„Nicht Diejenigen, denen er irgendwelche Mühe koſtet, ſondern Die, welche ihn trotz aller Mühe nicht genügend finden, wie jenes arme Mädchen. Bei ſolchen Menſchen wundert es mich allerdings, daß ſie ihrem Leben nicht leichter ein Ende machen."

„Nun, ſie ſuchen ſich erſt auf andere Weiſe zu helfen, indem ſie, beiſpielsweiſe, nehmen, was ihnen Niemand, nicht einmal gegen ihrer Hände redliche Arbeit, in ausreichendem Maße geben will. Zu unterſuchen bliebe freilich, warum die Menſchen gerade vor dem Tode mehr Furcht haben, als, um bei unſerm Beiſpiel zu bleiben, vor der Strafe des Verbrechens."

Sie hatte aufmerkſam zugehört und nickte jetzt.

„Aber, mein Fräulein, da kommen wir auf ein ſehr abſtractes Gebiet; ich muß geſtehen, zu einer derartigen pſychologiſchen Unterſuchung wenig Neigung zu ſpüren. Wie nachdenklich Sie drein ſchauen! Sie ſelber, haben Sie denn vom Leben eine ſo geringe Meinung?"

„Wenigſtens hab ich nicht viel Urſache, eine hohe Meinung von demſelben zu hegen. Wenn ich die Mühe, die es mich ſchon gekoſtet hat, mit der Befriedigung, welche es abwarf, vergleiche, ſo —"

„Nun?" fragte er geſpannt.

„So finde ich, daß ich allenfalls das Recht hätte, einen ſo unvortheilhaften Beſitz aufzugeben."

„Hätten Sie Muth dazu, Fräulein Chriſtine?"

Er nannte ſie zum erſten Male bei ihrem Taufnamen. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen und ſie konnte ſich plötzlich nicht mehr zurecht finden unter den trüben Ideen, mit denen ſie ſonſt verkehrte. „Bitte, laſſen Sie uns davon nicht mehr reden, Herr Walther", ſagte ſie; „was kann Ihnen auf meine einfältigen Gedanken ankommen!"

„Ihre Gedanken ſind mir ſehr intereſſant, mein Fräulein. Sie ſind auch durchaus nicht einfältig, wol aber viel zu ernſt für Jemand ſo jung wie Sie."

„Ich bin nicht jung. Ich bin vierundzwanzig Jahre alt und ich komme mir oft noch älter vor. Die Jahre werden Einem lang, wenn ſie ſo ſtill, eines wie das andere, vergehen."

Sie ſagte das einfach, ohne Klage, mit einem ergreifenden Ausdruck der Wahrheit. In Walther ſtieg eine Ahnung auf von der furchtbaren Einförmigkeit eines ſolchen Traumlebens, ein plötzliches Verſtehen,

Digitized by Google

das ihn schaudern machte. Die eigenartige Richtung des Mädchens aber, ihre unabhängige und stolze Schätzung des Lebens nach Dem, was es eigentlich werth ist, zog ihn mächtig an, wie ihn die stille Hoffnungslosigkeit, welche oft aus ihren Mienen sprach, mit innigem Mitleid erfüllte. Wie sehr verlangte es ihn, sie froh zu sehen: die edelsten Genüsse, welche das Leben bietet, hätte er ihr erschließen mögen, alles Gute und Liebe wünschte er ihr. Unbedacht ließ er sie all' dies Wohlwollen merken; es gab ihm die sanftesten Worte ein, es strömte aus seinen prächtigen Augen erwärmend auf sie nieder und klang aus dem herzlichen Ton seiner Stimme, der sie erzittern machte. Und sie, nach Art der Frauen, erwiederte diese allerdings reiche und schöne Gabe mit Allem, was sie besaß; ihr Denken und Wollen, ihr ganzes Sein gab sie hin mit der unerreichbaren Großmuth der Armen.

Die Zeit war den jungen Leuten rasch vergangen, besonders Christine schaute mit ungläubigen Augen nach der Uhr an der Wand; daß die Stunde schon so weit vorgerückt sein sollte, kam ihr wie Zauberei vor.

„Die Mutter wird nun bald aus der Kirche kommen", sagte sie zögernd.

„Gut, lassen wir sie, ich werde mich nicht wegschleichen wie der Fuchs aus dem Taubenschlage", meinte er lächelnd.

Wie wohl that ihr das; fühlte sie doch, daß sie nicht widerstanden haben würde, wenn er von ihr verlangt hätte, seinen Besuch zu verhehlen. Wie viel besser war es so; er schämte sich der freundlichen Neigung nicht . . . . . ach, vielleicht gab es doch ein Glück auf der Welt!

Die Mutter kam jetzt zurück, ihrerseits auch in besserer Stimmung als gewöhnlich, da sie die tröstlichen Bibelsprüche des Predigers von dem endlichen Wohlergehen, das den Gerechten, wenn auch erst in einem andern Leben, erwartet, naiv genug in sehr irdischer Weise und zu ihren besondern Gunsten sich gedeutet und, so gut sie es vermochte, einmal wieder Hoffnung geschöpft hatte. Den Assessor, dessen Besuch ihr in Folge solcher Gedanken in ganz besonderm Lichte erscheinen mochte, empfing sie sehr freundlich.

„Wir werden uns immer freuen, wenn Sie bei uns vorsprechen", sagte sie. „Freilich müssen Sie vorlieb nehmen bei einer armen Frau, die sich eben nur durchschlägt . . ach, und es wird uns sauer genug gemacht. Was kostet doch ein solcher harter Winter viel Geld! Und eben höre ich von Frau Schmidt, mit der ich aus der Kirche ging", fuhr sie zu Christinen gewendet fort, „daß uns der Hauswirth wieder mehr abzufordern gedenkt. Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie wir das Alles noch erschwingen sollen!"

Christine war bei diesen Erörterungen, die Walther mit gutmüthigem Lächeln und theilnehmendem Wort hinnahm, glühend roth geworden; wollte die Mutter dem Assessor einen höhern Miethpreis abpressen? Sie wagte nicht, nach ihm hinzusehen. Endlich gelang es ihm, ihren Blick aufzufangen; er begriff ihre Verlegenheit und sein Auge beruhigte sie. Er verabschiedete sich dann von der Mutter mit höflicher Verbeu-

Digitized by Google

gung, Christinen reichte er die Hand, worüber die Frau nicht verfehlte, ihre Betrachtungen anzustellen.

„Seltsam", dachte Walther, als er in seinem Zimmer am Schreibtisch saß und er lächelte vor sich hin, „für die gute Frau drüben bin ich nichts als der Miethsmann, den sie nach Kräften auszubeuten entschlossen ist — in ihren Augen existire ich nur, um ihr etwas einzubringen; Christine dagegen — sie würde, glaub' ich, lieber hungern, als mich um einen Heller nur übervortheilen — das liebe Mädchen! Es klopft! Herein! wer will mich wieder plagen! — Ach, Colmar! was verschafft mir die seltene Ehre?"

„Nun, nun, nicht gleich so spitz! Wer sich, wie Du, in menschenverlassene Gegenden zurückzieht, der darf sich nicht wundern, wenn er von Bekannten, die Beruf und Neigung noch an ihre Mitgeschöpfe fesseln, wenig zu sehen bekommt."

„Ich gratulire Dir zu dem Epitheton ornans, „menschenverlassen". Es klingt recht gut, auf Genauigkeit macht es aber wol keinen Anspruch, sonst möcht' ich mich gemüßigt finden, Dir die Seelenliste aus dem Hause hier, welche gestern behufs Ausfüllung meinerseits in meine Hände gelangt ist, vorzulegen."

„Danke sehr. Aber, um auf Hausgenossen zu kommen, wie wirst Du mit Deiner blonden Wirthin fertig, die damals gleich einen so tiefen Eindruck auf Dich machte?"

Colmar hatte, auf eine einladende Geberde seines Freundes hin, auf dem Sopha Platz genommen; seine Cigarre brannte, er lehnte sich zurück, sah behaglich dem Rauche nach und schien bereit, das eben berührte Thema mit all' der Hingebung, welche die Dinge dieser Welt überhaupt jetzt von ihm beanspruchen konnten, zu behandeln.

Nicht so Walther. Er gab eine gleichgiltige Antwort und fragte dann, was Jener mit seinem Sonntage anzufangen gedenke.

„So viel wie immer, mein Lieber, das heißt nichts . . . Also kaum gesehen hast Du sie? Das nimmt mich nicht Wunder, sie kam mir gleich eigenthümlich vor, etwas vorweltlich, weißt Du, aber im Ganzen nicht übel. Hübsch, freilich, hübsch war sie nicht."

„Du hast Recht", sagte Walther ruhig; „Fräulein Werner ist nicht eben hübsch zu nennen."

Colmar setzte das Lorgnon auf und sah Walther an. „Sie gefiel Dir aber doch Anfangs, nicht wahr?"

Der Assessor war auf seiner Hut. „Sie gefiel mir? Habe ich das gesagt? Nun, dann würde sie mir auch wol noch gefallen; ich habe keine Gelegenheit gehabt, mein Urtheil über die junge Dame zu ändern."

„Die junge Dame!" spottete ihm Colmar nach. „Auf das große blasse Frauenzimmer in dem altmodischen Anzuge scheint mir der Ausdruck ungefähr eben so gut zu passen wie auf die Statue jener ältlichen Muse, der Schutzgöttin des Odeons in B.; erinnerst Du Dich ihrer noch? Auch sie pflegte Dich, wenn ich nicht irre, zu begeistern."

Digitized by Google

„Das ist möglich, ich weiß es nicht mehr. Schon damals scheinst Du Dich lebhaft für meinen Geschmack interessirt zu haben“

„Ja, er war immer apart. Uebrigens thue ich der „jungen Dame“ doch wol Unrecht mit dem Vergleich. Sie kann kaum über fünfundzwanzig zählen.“

Walther zog seinen Stuhl an den Tisch und klopfte die Asche von seiner Cigarre. „Wahrscheinlich nicht mehr“, sagte er. „Soll ich auf der vorhin erwähnten Liste nachsehen?“

Er sprach im gemüthlichsten Tone von der Welt und Colmar rief aus: „Nun, ich beginne, an Deine Tugend zu glauben! Uebrigens bleib' ich dabei, das Mädchen war so übel nicht. Ich hätte mein Glück bei ihr versucht; wenn man zu so viel langer Weile verdammt ist, wie ich, lernt man vorlieb nehmen.“

Walther biß die Zähne auf einander, aber er enthielt sich der Zurechtweisung, die ihm auf die Lippen wollte; nur indem er die größte Gleichgiltigkeit zur Schau trug, konnte er den Namen des schon geliebten Mädchens vor fernerm Mißbrauch bewahren. Er stand auf und trat an's Fenster. „Sehr kurzweilig ist meine Nachbarschaft allerdings nicht gerade. Wie sieht es denn auf der Promenade aus? Ich war verreist und bin lange nicht dort gewesen.“

„Nun, die Bäume stehen alle noch, es gehen auch noch immer dieselben Hunde dort spazieren. Da wir von Hunden reden — hast Du eigentlich den Bräutigam der kleinen Ternow schon gesehen? Du solltest ihn kennen lernen.“

„Ich bin durchaus nicht abgeneigt.“

„Du warst noch nicht dort nach der Verlobung?“

„Nein.“

„Nun, dann komm mit mir. Du siehst ja feierlich genug aus.“ Hier wurde die Lorgnette wieder zur Hand genommen, zum Mißbehagen Walther's, welcher halb und halb fürchtete, Colmar möchte ihm ansehen, wo er gewesen sei. „Wahrhaftig süperb! Ach, Du hast Besuche machen wollen und ich habe Dich zurückgehalten.“

„Ich wollte allerdings zum Director, wenn Du aber zu Ternow's gehst und mich in's Schlepptau nehmen willst —“

„Wenn mich nicht Alles trügt, darfst Du auf einen sehr guten Empfang rechnen. Die alten Verehrer sind wieder in Requisition, da man den Bräutigam gern ein wenig eifersüchtig hätte.“

Walther war bald bereit und Beide gingen. Auf dem Flur sah sich Colmar, zur heimlichen Entrüstung seines Begleiters, auf's Angelegentlichste um, aber trotz der Lorgnette ganz ohne Erfolg; alle Thüren blieben verschlossen.

Die jungen Männer trafen im Empfangszimmer des sehr elegant eingerichteten Ternow'schen Hauses Fräulein Amélie, ihren Bräutigam und eine andere junge Dame, welche ihnen als Fräulein von Stauffen, eine Cousine, vorgestellt wurde. Amélie hatte am Clavier gesessen, sie erhob sich und trat den Kommenden mit lebhafter Zuvorkommenheit ent-

Digitized by Google

gegen, während der Bräutigam, Herr d'Orville, offenbar ungern seine sehr bequeme Lage in einem niedrigen Sessel am Kamin verließ, um sie zu begrüßen. Zu seiner ganzen Höhe aufgerichtet, zeigte er sich als großen, prächtig gebauten Mann mit auffallenden, dunklen Zügen. Während der nun folgenden Unterhaltung war zu merken, daß das Reden seine starke Seite nicht sei; Amélie aber schien gerade in der Stimmung, Leben in die Gesellschaft zu bringen. Sie sah es besonders darauf ab, Walther, der sich am Liebsten zuhörend verhalten hätte, in's Gespräch zu ziehen.

„Da ist nun endlich der Assessor, von dem ich Dir so viel erzählt habe, Clementine", sagte sie zu der eifrig stickenden Cousine; dann, zu Walther gewendet: „Fräulein von Stauffen ist fast vergangen vor Begierde, Sie kennen zu lernen, Sie abscheulicher Mensch!" — Sehr roth und mit entrüsteter Miene wies die hübsche Blondine diese Behauptung zurück, während Walther sich verbeugte und Herr d'Orville Colmar, den er schon kannte, zunickte, als wolle er sagen: „Hören Sie nur, wie sie wieder anfängt!"

„Auch Ronald —", Walther mußte sich besinnen, wer zum Henker denn Ronald sei — „hat so viel von Ihnen hören müssen, daß er mir zuletzt bei Strafe seiner Ungnade verboten hat, Sie nur zu nennen", fuhr sie mit einem koketten Blick nach dem Eigenthümer des hochtönenden Namens fort. Jetzt war an diesem die Reihe, Verwahrung einzulegen und Colmar bezeugte dem Freunde seinen Neid über die ganz besondere Gunst, in der er, der Missethäter, zu stehen scheine, „während ich, Otto Colmar, der ich alle meine Pflichten, besonders die der gesellschaftlichen Höflichkeit und zarten Rücksicht, immer auf's gewissenhafteste erfülle, darüber von unserer schönen Freundin noch nie ein Wort der Anerkennung gehört habe, und wäre es auch nur gewesen, indem sie mich Dir, dem Pflichtvergessenen, als ermunterndes Beispiel vor Augen geführt hätte."

„Ach, das ist immer so der Welt Lauf gewesen! Wie geht es doch in der Geschichte vom verlorenen Sohn; der Brave, Gute glaubt auch sich beklagen zu müssen, als der Taugenichts, welcher wer weiß wo herumgeschwärmt hat, in allen Ehren aufgenommen wird. Kennst Du die Geschichte vom verlorenen Sohn, Ronald?" rief sie, indem sie mit der kleinen Hand über das dunkle, hochfrisirte Haar hinstrich. „Hast Du überhaupt schon je in der Bibel gelesen? Getauft bist Du ja, glaub' ich, gar nicht."

Der schwarze Herr, mit einem Ernste, der Walther höchst lächerlich vorkam, gab zu, daß sich für seine Taufe später keine sicheren Beweise hätten beibringen lassen, da seine Eltern während seiner frühsten Jugend in einer sehr einsamen Ansiedlung des fernen Westens gewohnt hätten.

„Darf ich fragen —", nahm Colmar mit großer Höflichkeit das Wort, „ob der schöne Name, bei welchem Ihr Fräulein Braut Sie vorhin nannte, ein in Ihrer Familie gebräuchlicher ist?"

Herr Ronald d'Orville sah mißtrauisch nach dem jungen Mann

Digitized by Google

hinüber, als vermuthe er in der Frage eine Anzüglichkeit, ohne recht zu wiſſen, wo dieſelbe ſtecke. Es ſei möglich, ſagte er, daß der Name, den ihm doch jedenfalls ſeine Eltern beigelegt, ſchon früher in der Familie gebräuchlich geweſen.

„Es iſt ein ſchottiſcher Name; wahrſcheinlich hat Ihre Familie ſich im fernen Weſten mit ſchottiſchen Anſiedlern vermiſcht.“

Das war eine glänzende Idee; d'Orville nahm ſie ſogleich ſtillſchweigend in Beſitz und pflegte von da an zu erzählen, daß der Vater ſeiner Mutter — welche in Wahrheit die Tochter eines iriſchen Ackerknechts geweſen und deren Race er den kühnen Schnitt der Geſichtszüge verdankte — einem hochadeligen ſchottiſchen Geſchlechte entſtamme. Amélie hörte dieſe Fabel noch oft, ohne daß ſie es je für nöthig befunden hätte, an die gravirende Thatſache zu erinnern, wie d'Orville den Namen Ronald anſtatt des ihm früher eigenthümlichen weit proſaiſchern „Georg“, einer ihrer Launen verdanke.

Indeſſen war Walther mehr als einmal dem auf ihn gerichteten Blick der eifrig ſtickenden Couſine begegnet und rückte nun, da ihn das Geſpräch über amerikaniſche Verhältniſſe, von Colmar und dem ſchwarzen Herrn geführt, wenig intereſſirte, ſeinen Stuhl etwas näher an den ihren.

„Sie können noch nicht ſehr lange in der Stadt ſein, gnädiges Fräulein, ſonſt hätte ich doch wol ſchon früher das Vergnügen gehabt, Sie hier zu ſehen“, begann er, in Ermangelung des Stoffes zu einer inhaltvollern Bemerkung, das Geſpräch.

„Oh doch, ſchon eine Woche“, gab ſie ihm mit einem langſamen Aufſchlag ihrer hellblauen Augen zur Antwort.

„Ah“, meinte er lachend, „da bedarf es ja keines großen Entſchuldigungsapparates von meiner Seite. Ich wollte eben eine kleine Reiſe, die ich gemacht habe, als Grund meines nicht früheren Erſcheinens vorſchützen, aber eine Woche kann ſchon unter gewöhnlichen Umſtänden vergehen, ohne daß ich mich bei Ihren gaſtlichen Verwandten einfinde, nicht wahr, Fräulein Amélie?“

„Wie befehlen Sie?“ fragte Amélie, indem ſie ſich lebhaft zu den Beiden wendete.

„Der Herr Aſſeſſor ſagt mir eben, daß er Euer Haus bei Weitem nicht ſo häufig beſucht, als ich nach Deinen Angaben glauben durfte“, nahm Couſine Clementine, die ſich für ihre vorherige Verlegenheit an Amélie rächen wollte, etwas ſpitz das Wort.

„Ich ſagte ſogar, unter gewöhnlichen Umſtänden“, fuhr Walther mit einem bedeutungsvollen Blick auf die junge Dame fort, „und Sie konnten mich doch unmöglich erwarten zu einer Zeit, wo Sie vermuthen mußten, daß ich — nun, es ſei geſagt — daß ich an gebrochenem Herzen krankte.“

Sie ſah ihn mit einem raſchen Blick an, ungewiß, wie weit ſeine Worte ernſt gemeint ſein mochten.

„Sie ſcherzen“, ſagte ſie in einem Tone, der den Ausdruck Lügen

Digitized by Google

strafte, und dann wieder mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit zu der blonden Clementine gewendet:

„Aber gleichviel; jetzt, da der Assessor wieder in unsere Kreise gerathen ist, müssen wir ihn zu halten suchen. Das muß besonders Deine Sache sein, Clementine; mir würden meine Bemühungen wol kaum noch etwas helfen", fügte sie mit einem reizenden Lächeln und einem Seufzer hinzu. Hier wurde Herr Ronald aufmerksam; die letzte Bemerkung Colmar's unbeantwortet lassend, wendete er sich zu den übrigen Dreien mit der Miene eines Menschen, welcher am Gespräch Theil nehmen will.

„Und Du hast ganz Recht, Clementine", fuhr die nie verlegene Amélie mit einem leisen Wink gegen die beiden Anderen fort, „es ist eine Schande, daß man das schöne Wetter nicht besser benutzt. Ronald sollte sich und uns das noch dazu für ihn ganz neue Vergnügen einer Schlittenfahrt verschaffen! Mein Bräutigam", erklärte sie, „der jetzt erst die Bekanntschaft des Schnees macht — er ist im Süden aufgewachsen —"

„In Louisiana", erläuterte der Bräutigam.

„Will mir nicht glauben, daß der Schnee über Nacht schmelzen kann, daß man sich daher zu Schlittenfahrten rasch entschließen müsse. Bekräftigen Sie die Thatsache, meine Herren!"

Das geschah, und es erfolgte die Verabredung, am Nachmittage in Schlitten zu einem im Sommer viel besuchten Hôtel vor der Stadt zu fahren, welches auch im Winter für etwaige Gäste alle Bequemlichkeiten bereit hielt. Die Einladung, im Ternow'schen Hause zu Tisch zu bleiben, schlugen die jungen Männer aus, fanden sich aber früh am Nachmittage im Salon wieder ein, wo nach kurzer Zeit die beiden jungen Damen in gewählter Wintertoilette erschienen.

Amélie besonders sah in der Pelzkappe, die so keck auf dem dunklen Haar saß, und unter welcher ihre lebhaften Augen unternehmungslustig hervor blitzten, und in dem pelzverbrämten Sammet, einem Geschenk des Verlobten, ganz entzückend aus.

Unten standen drei zweisitzige Schlitten bereit; die Räthin Ternow, eine kleine, lebendige Dame, erschien jetzt auch, eilig und noch im Eintreten der Magd draußen die letzten Befehle zurufend, und nun, meinte Amélie, müsse man sich vereinbaren, wie man sitzen wolle. Sie brachte übrigens sofort diese etwas einseitige Vereinbarung in den Gang, indem sie dictirte: „Du, lieber Ronald, fährst Mama", d'Orville warf seiner Braut einen unheilverheißenden Blick zu; sie legte das Händchen auf seinen Arm, näherte die Lippen seinem Ohr und flüsterte: „Es schickt sich so, bester Ronald, natürlich würde auch ich am Liebsten mit Dir fahren — Du, Clementine, beglückst Herrn Colmar und Sie, Walther, nehmen mit mir vorlieb."

Ueberzeugt, daß sie mit dieser Anordnung die Uebrigen, bis auf Walther natürlich, nach Kräften ärgere, sprang sie lustig die Treppen hinunter.

„Kommen Sie, Assessor, dies sind die besten Pferde. Kutscher, Sie

Digitized by Google

fahren durch die Stadt nach dem G.'schen Thore hinaus und bleiben eine Strecke vor den Anderen!"

Man saß nun warm und bequem, und rasch und leicht ging es über den festgefahrenen Schnee dahin. Die Unterhaltung war bald im Gange, zwischen den jüngeren Paaren wenigstens, während die Räthin, trotz ihres entschiedenen Conversationstalentes, in ihren Bemühungen den künftigen Schwiegersohn zu einem Gespräch zu vermögen, durchaus scheiterte. Uebrigens wurde sie in denselben durch einen Aufenthalt unterbrochen, welcher um ein Haar die ganze Vergnügungsfahrt unmöglich gemacht hätte.

Als nämlich der Schlitten, welcher Amélie und Walther führte, scharf um eine Straßenecke bog, war aus einem Laden auf der Seite soeben ein Mädchen getreten und hatte eilig die Straße kreuzen wollen. Vor den plötzlich heranschnaubenden Pferden fuhr sie zurück, glitt dabei aus und fiel fast unter die Hufe. Der Schlitten ging über ihre Kleider hin, und erst einige Schritte weiter brachte der Kutscher die Thiere zum Stehen.

Im Nu war Walther hinabgesprungen und hob die anscheinend Besinnungslose auf; es war Christine. Ihr bleiches Köpfchen ruhte an seiner Schulter; er faßte sie kräftig und trug sie durch die neugierig Herbeieilenden in den Laden zurück, aus dem sie gekommen war.

Dort hatte er sie eben auf einen Stuhl niedergelassen und sich überzeugt, daß sie nur vor Schrecken halb ohnmächtig sei, als Amélie eintrat, erst scheu um sich schauend, ob kein schrecklicher Anblick ihrer harre. „Gott sei Dank, sie ist nicht ernstlich beschädigt", meinte sie.

„Ach nein, gnädigstes Fräulein", sagte die Eigenthümerin des Magazins, eine kleine, dicke Frau; „es ist nur der Schrecken, der ihr noch in den Gliedern steckt. Gleich wird Wasser gebracht. Hier, geben Sie ihr zu trinken, mein Herr, sie erholt sich ja schon."

Walther, der noch immer den Arm um das Mädchen gelegt hielt und ihren Kopf an seiner Schulter stützte, führte ihr das Glas an die Lippen. Sie war todtenbleich, und noch halb bewußtlos wendete sie das Gesicht von dem dargebotenen Wasser fort; als aber Walther sagte: „Trinken Sie, Fräulein", näherte sie gehorsam die Lippen dem Glase und trank. Eben so mechanisch richtete sie sich dann in die Höhe und sah nun erst mit Erstaunen die Umstehenden und die vielen ängstlichen Blicke, welche auf sie gerichtet waren. Zuletzt fiel ihr Blick auf Colmar, der sie mit großer Aufmerksamkeit durch die Lorgnette betrachtete.

„Was der Teufel", sagte er halblaut; „das ist ja —" Aber der Blick, den ihm Walther zuwarf, war so ernst, daß er kurz abbrach. Christine war aufgefahren, als sie ihn erkannte, und hatte sich rasch nach Demjenigen umgewendet, dessen Arm sie noch immer stützte. Walther sagte ruhig: „Sie sind wohler, Fräulein; Gott sei Dank, daß wir Sie nicht beschädigt haben."

„Er will mich nicht kennen —", dachte das arme Kind und hätte am liebsten die Augen wieder geschlossen, die sich rasch mit Thränen füllten.

Digitized by Google

„Kommen Sie, Fräulein Werner", sagte die Ladeneigenthümerin ermuthigend; „es geht ja schon besser; Sie ruhen sich hinten im Stübchen noch ein wenig aus, und wenn Sie ganz munter sind, schicken wir Sie nach Hause."

Christine stand rasch auf, um all' diesen neugierigen Augen zu entgehen. Den Schwindel, welchen sie noch fühlte, tapfer bekämpfend, wendete sie sich zu Amélie und sagte mit dem leisen Lächeln, das sie so gut kleidete:

„Ich bin jetzt ganz wohl; ich danke Ihnen für Ihre Sorge; bitte, halten Sie sich meinetwegen nicht länger auf."

Aber eine Person, die man umgefahren hatte, so rasch ihrem Schicksal zu überlassen, schien dem Fräulein Ternow doch nicht ganz passend.

„Wo wohnen Sie denn, Fräulein?" fragte sie; „es ist wol besser, wenn wir Sie erst nach Hause fahren."

Christine streifte mit scheuem Blick Walther's Gesicht; er sah vor sich hin. Sie bildete sich ein, es könne ihm unangenehm sein, wenn die junge Dame ihre Beziehung zu dem Assessor erfahre, daher fiel sie rasch ein:

„Nein, nein! ich danke Ihnen sehr; ich werde ganz gut gehen können. Bitte, lassen Sie mich hier — es thut mir sehr leid, Ihre Fahrt gestört zu haben."

„Nun, das hat wenig zu sagen", nahm Walther mit ernstem Lächeln das Wort. „Ein Glück ist es, daß Sie und wir mit dem Schrecken davon kommen; der Unfall, an dem unserm Kutscher doch nicht gerade Schuld beizumessen ist, hätte einen recht unglücklichen Ausgang nehmen können."

Er empfahl dann noch Christine auf's Angelegentlichste der Kaufmannsfrau, welche mit gutmüthigem Wortschwall versicherte, für des Fräuleins Nachhausekommen sorgen zu wollen, und lüftete höflich den Hut vor dem Mädchen, das ihn kaum anzusehen wagte. Amélie verabschiedete sich auf's Leutseligste; Colmar und Clementine schienen sehr froh darüber, daß die Unterbrechung keine nachhaltigere gewesen war, und saßen schon wieder an ihren Plätzen, als das andere Paar heraustrat. Walther trat erst noch an den Schlitten der Räthin, welche mit ihrem phlegmatischen Begleiter sitzen geblieben war, da man sie von der Ungefährlichkeit des Unfalls überzeugte und stattete Bericht ab, und dann knallten die Peitschen, die Pferde griffen aus und bald hatte man die Stadt hinter sich und vor sich eine weite, stille Landschaft.

Amélie schien durch den Zwischenfall etwas nachdenklich geworden; nachdem desselben noch einmal mit wenigen Worten von den Beiden gedacht worden war, ließ sie eine längere Pause eintreten, die endlich Walther mit den Worten endete:

„Ich habe Ihnen, glaub' ich, meinen Glückwunsch noch gar nicht dargebracht, Fräulein Amélie; die rechte Zeit dazu hat bisher immer gefehlt."

Digitized by Google

Sie blickte gerade aus, so daß ihm nur ihr reizendes Profil zugekehrt war; er sah, wie sie spöttisch den Mund verzog. „Nun, so thun Sie es jetzt, mein sehr verehrter Herr Assessor", entgegnete sie. „Ich sollte denken, der Augenblick sei recht günstig."

„Gut denn: ich beehre mich, Ihnen zu Ihrer Verlobung und besonders zu Ihrer baldigen Vermälung mit Herrn Ronald d'Orville von Louisiana — so war es ja wol? — das unbeschränkteste Glück und den allerreichlichsten Segen zu wünschen."

Diesmal war der Spott im Tone zu unverkennbar. Sie drehte sich rasch herum und entgegnete scharf: „Finden Sie etwas — nun — etwas Lächerliches an meiner Verlobung mit meinem Vetter, Herr Assessor?"

„Ihr Vetter? ach ja, ganz recht, Herr d'Orville ist ein Verwandter" — sagte er, wie zu sich selber, und dann zu ihr gewendet: „Ich? etwas Lächerliches! mein theuerstes Fräulein, wie können Sie mich mit einer so unfreundlichen Voraussetzung betrüben!"

Amélie sah sich rasch um, doch war dies nur eine mechanische Aeußerung der Vorsicht; der nächste Schlitten war nicht nahe genug, als daß man dort das Gespräch hätte verstehen können. „Weshalb sonst", fuhr sie nun weicher fort, „dieser offenbare Spott? Habe ich Sie gekränkt, Walther? habe ich Ihnen wehe gethan?"

Walther war innerlich empört über dies kokette Spiel und überredete sich selbst in Gedanken, daß er nur darauf eingehe, um sie zu strafen, um ihr ihre Künste alle zu entlocken und zu sehen, wie weit sie es treiben würde.

„Beste Amélie", sagte er jetzt leise und eindringlich, „können Sie denn den schmerzlichen Eindruck nicht ahnen, den die Nachricht, Sie haben Ihre Hand vergeben, auf mich machen mußte? Sollte Ihnen wirklich verborgen geblieben sein, was Ihre schönen Augen Alles angerichtet hatten? Aber verzeihen Sie diese Fragen. Ich bin ein Thor, daß ich am Unwiderruflichen rütteln möchte."

Amélie warf schmollend die Lippen auf. „Sie können mir keinen Vorwurf machen, Walther. Allerdings zeichneten Sie mich aus, aber das war auch Alles. Dann verschwanden Sie vom Schauplatz, Gott weiß, weshalb; d'Orville kam, er war meinen Eltern sehr erwünscht; als er seinen Antrag gemacht hatte, wurde ich bestürmt und so —"

„Ich war krank, deshalb kam ich nicht", sagte Walther vorwurfsvoll.

„Hat Ihnen Colmar das nicht gesagt?"

„Ich wüßte nicht; auch Colmar sahen wir seit d'Orvilles Ankunft nicht viel. Ach, ich könnte fast wünschen, Manches wäre anders gekommen", sagte sie mit einem Seufzer; ihre herabgleitende Hand berührte die Walthers, er ergriff diese kleine Hand und drückte sie; sie ließ es geschehen. „Fügen wir uns in das Unabänderliche und bleiben wir gute Freunde", sagte sie rasch mit einem vollen Blick aus den dunklen Augen. Und jetzt hielt der Schlitten, Walther sprang hinab und hob seine Dame sorgsam heraus.

Nach wenigen Minuten saßen sämmtliche Theilnehmer der Fahrt

Digitized by Google

in einem kleinen, traulichen rothen Salon des Hôtels vor dem blinkenden Tische. Das Gouter mundete vortrefflich nach der scharfen Fahrt, die gute Laune stieg und man belobte sich gegenseitig um die Idee zu dem wohlgelungenen Vergnügen.

Der kurze Wintermachmittag verging rasch, der Glanz des Tages verblich, die Dämmerung und die Kälte draußen waren nicht gerade einladend zur Heimfahrt. „Wahrhaftig, ich habe noch keine Courage, mich hinauszuwagen!“ rief Colmar. „Ich dächte, wir brauten einen Punsch, als Präservativ gegen das Wetter draußen. Was meinen Sie dazu, meine Damen?“

„Wieder eine von Ihren famosen Ideen, Colmar!“ sagte d'Orville mit seiner tiefen Stimme. Er war ganz umgänglich geworden im Laufe des Nachmittags und hatte sich als kein ganz übler Mensch gezeigt.

„Einen Punsch, einen Punsch! Ja, ja, einen Punsch!“ rief nun auch Amélie; die Mama konnte sich der Vernünftigkeit des Vorschlags nicht ganz verschließen, und Colmar, welcher die von seinem Freunde bekräftigte Vermuthung aufstellte, daß ihm in der Kunst der Punschbereitung wol schwerlich ein Sterblicher gleichkommen dürfe, machte sich daran, dieselbe zu bewahrheiten. Der Punsch gerieth trefflich und erhöhte womöglich noch die Stimmung; was Wunder, daß Colmar, angeregt wie er war, auf seine Lieblingsbeschäftigung, die des Unheilstiftens, verfiel.

„Sage mir doch, Walther“, begann er, das dampfende Glas hebend, „ich habe mich die ganze Zeit besonnen, wo mir das Gesicht der heute von uns überfahrenen Unglücklichen schon vorgekommen sein möge, und eben wahrscheinlich in Folge der Punschinspiration, durchfährt mir ein Erinnerungsblitz den Kopf — war es nicht bei Dir und ist sie nicht die Tochter Deiner Wirthin, die sanfte Schöne, welche Dir einstmals so gut gefiel?“

Die Mädchen sahen Walther erstaunt an und merkten an seinem Gesicht sofort, daß Colmar sich nicht irre. „Wie?“ riefen beide, „und das sagten Sie uns gar nicht! Das ließen Sie nicht merken!“

„Allerdings war es Fräulein Werner, bei deren Mutter ich wohne“, gab Walther ziemlich finster zur Antwort. „Wie wollten Sie aber, meine Damen, daß ich eine Erkennungsscene veranstalten sollte, da ich das Mädchen kaum gesehen habe und besonders nicht wissen konnte, ob sie in dem Augenblicke begriff, wer ich sei.“

„Das ist aber wirklich ganz romantisch“, meinte Clementine, während Amélie etwas unruhig die beiden jungen Männer beobachtete, zwischen denen einige nicht eben freundliche Blicke hin und her gingen.

„Was ist romantisch, gnädigstes Fräulein?“ fragte Walther.

„Nun, daß Sie dem Mädchen, welchem Sie den Ritterdienst geleistet haben, wahrscheinlich noch begegnen werden.“

„Welchen Ritterdienst, mein Fräulein?“

„Himmel, Sie fragen so barsch, wie ein Untersuchungsrichter! Sie

Digitized by Google

haben sie doch aufgehoben und in Ihren Armen durch „das gaffende Volk“ vom Schauplatz fortgetragen!“

„Ganz richtig; es ist allerdings ein Abenteuer“, meinte er trocken.

„Sie muß sich in Sie verlieben, das geht gar nicht anders!“ rief Fräulein von Stauffen, welche an der unfreiwilligen Romantik der Begebenheit mehr und mehr sich zu entzücken schien.

„Herr Colmar hat das Fräulein bei Ihnen kennen gelernt, Herr Assessor?“ fragte Amélie jetzt und ihre Stimme vibrirte ein wenig, trotz des gleichgiltigen Tones, in dem sie sprach.

„Das würde eine außerordentlich incorrecte Behauptung sein“, sagte Walther hart. „Colmar war mit mir, als ich meine jetzigen Zimmer miethete; ich hatte Tags zuvor mit einer alten Frau verhandelt; an jenem Abend war die Tochter da. Das arme Mädchen sah, ich gestehe es, etwas seltsam aus: altfränkisch würden Sie's wol nennen; dieser Umstand nun scheint einen unauslöschlichen Eindruck auf Freund Colmar gemacht zu haben; schon an jenem Abend beim Fortgehen ergoß er seine Spötteleien über mich, der ich als Miether in ein gewisses Verhältniß zu der fraglichen Person trat. Uebrigens könnt' ich den Spieß umkehren: schien es doch fast, als seiest Du heute Morgen nur zu mir gekommen, um mir Deine Muthmaßungen über das Alter des Fräuleins auszusprechen, und war doch Dein drittes Wort eine Frage nach ihr.“

„Und hat er nicht vorhin auch wieder von ihr angefangen?“ Mit diesen Worten führte sich d'Orville als ganz unerwartete Hülfsmacht für Walther in das Gespräch ein und wendete es zu Gunsten des Letztern. Clementine ließ es sich nicht nehmen, Colmar in ihrer etwas förmlichen Weise zu necken, und er wehrte ihre Angriffe lachend ab, bis Amélie ausrief: „Ach Gott, laßt mir doch endlich das Frauenzimmer in Ruhe! Sie sah, mein' ich, ein bischen langweilig aus, aber sonst ganz nett und fein für eine Nähterin oder dergleichen. So etwas ist sie ja wol, nicht wahr, Walther?“

„Es thut mir leid, Sie nicht aufklären zu können, gnädigstes Fräulein; ich habe wirklich weder Zeit noch Lust, mich darum zu bekümmern, wie meine Hausgenossen ihr Brod verdienen, besonders da ich annehmen darf, daß es auf eine ehrliche Weise geschieht.“

„Das lob' ich mir!“ rief Colmar und sah nach Amélie hinüber; „Du bist von geräuschlos waltenden Hausgeistern umgeben, denen Du nicht nachzufragen brauchst. Dein Zimmer sieht so behaglich-ordentlich, so reinlich und wohlgehalten aus, als wenn eine Gattin in den Flitterwochen seiner Besorgung obläge, und das Alles, ohne daß Du es auch nur merkst, nur ahnst, daß es anders sein könnte. Ich aber, dem die Entbehrung die Augen für dergleichen geschärft hat, ich weiß reine Dielen, helle Fenster, eine wohlthätige Wärme und nun gar hübsche Blumen auf dem Fensterbret zu schätzen. Ach, gnädiges Fräulein“, wandte er sich an Clementine, „wenn Sie wüßten, was ein Garçon wie ich auszustehen hat von schmutzigen Hausmägden, von geizigen Wirthinnen und in einem so kalten Winter, Sie würden . . .“

„Nun, was würde ich?“

„Sie würden ihm Ihr wärmstes Mitgefühl gewiß nicht versagen.“

„Und ihm damit eine außerordentliche Erleichterung verschaffen“, spottete Amélie und dann fuhr sie fort: „Es ist hohe Zeit, an den Aufbruch zu denken; was meinst Du, Mama?“

„Gewiß, gewiß, liebes Kind, laß mich nur meinen Punsch rasch austrinken . . . So“.

„Wie! Sie können es über's Herz bringen, diese trauliche Stunde zu enden, Fräulein Amélie! jetzt, wo der Punsch seine wohlthätige Kraft erst recht auszuüben beginnt!“ rief Colmar. „Ich fühle mich so innerlich erwärmt, so zufrieden mit der ganzen Welt —“

„Ihr gerühmtes Getränk scheint nicht über alle Geister die gleiche Macht zu haben; sehen Sie Ihren Freund an, wie finster er drein schaut.“

Walther stand mit untergeschlagenen Armen an einem der hohen Fenster; er hatte sich halb von der Gesellschaft abgewendet und sah in den Winterabend hinaus.

„Ich glaube, er macht sich noch immer Gedanken über den heutigen Unfall“, bemerkte Colmar. „Ich rathe Dir Deiner Ruhe wegen Dich heute Abend nach den Folgen desselben bei dem armen Opfer zu erkundigen, Walther.“

„Dein Punsch ist sehr stark, Colmar — eigentlich etwas zu stark für eine Gesellschaft, in der sich Damen befinden“, sagte Walther scharf, indem er sich aufrichtete und sein Glas von der Fensterconsole mit einer eigenthümlichen Bewegung festfaßte. Colmar merkte, daß er nicht weiter gehen durfte; Amelie, welche die kleine Scene rasch begriff, drängte zum Aufbruch und hängte sich vor der Thür des Saales ohne Weiteres wieder an Walthers Arm.

Diesem war ihre Gesellschaft und ihr Geplauder jetzt wenig angenehm, aber er nahm sich zusammen und es gelang ihm, seine böse Stimmung leidlich vor ihr zu verbergen, besonders da sie mit weiblichem Tacte nicht wieder an den Vorfall des Nachmittags rührte, dessen Erwähnung ihn auf's Empfindlichste verletzte. Er sah sich, Dank der boshaften Scherze Colmars, durch die unschuldige Christine beinahe der Lächerlichkeit preisgegeben und mit dem seltsamsten Gefühl, einem Gemisch von Widerwillen fast und von Mitleid, dachte er ihrer, während die schöne Amélie sich an seine Seite schmiegte und von ihrer baldigen Hochzeit sprach, wie sie dann wahrscheinlich dem Bräutigam in die Ferne folgen müsse und wie sie sich bis dahin noch zu amüsiren gedenke.

Indeß saß Christine zu Hause, emsig über ihre Arbeit gebeugt wie gewöhnlich. Sie hatte der Mutter von ihrem Mißgeschick erzählt; so leicht sie aber die Sache behandelte, die Frau fand doch darin hinlänglichen Grund zu manchen bitteren Auslassungen über „dies vornehme Volk“, diese Leute, die nichts zu thun haben und deshalb nicht wissen, was sie vor Uebermuth Alles anfangen sollen!

Digitized by Google

„Aber Mutter, eine Schlittenfahrt ist sicherlich kein Verbrechen. Lasse Ihnen doch diese Vergnügungen, die Niemand etwas schaden. Ach, es muß herrlich sein, so rasch und leicht über den Schnee hinzufliegen . . ."

„Und dabei die Menschen, welche ihrer Arbeit nachgehen, zu überfahren, ja, das muß herrlich sein! es muß überhaupt herrlich sein, so über die armen Leute hinschreiten zu können, als wären sie gar nicht auf der Welt. Wenn Du nun verletzt worden wärest, es hätte sich wahrscheinlich Niemand um Dich oder um mich, die wir doch dadurch großen Schaden gehabt hätten, gekümmert."

„Nicht doch, Mutter; ich sagte Dir ja, wie sie freundlich und besorgt um mich waren. Die junge Dame, welche mit Herrn Walther im Schlitten gesessen hatte, wollte mich sogar nach Hause fahren lassen, aber das mochte ich nicht."

„Wie kommt nur der Assessor unter diese Gesellschaft", sagte die Mutter nachdenklich. „Wenn er so schöne Damenbekanntschaften hat, was braucht er dann stundenlang hier bei Dir zu sitzen und Dich zeichnen lehren zu wollen. Er ist vielleicht ein Allerweltscourmacher und ich rathe Dir, Christine, Dir nichts von ihm in den Kopf setzen zu lassen."

In diesem Augenblicke klopfte es und Walther trat ein. Daß er gerade jene Worte der Mutter unterbrach, machte Christine noch verlegener, als sie es sonst gewesen sein würde. Ihr Erröthen und ihre niedergeschlagenen Augen brachten diesmal einen ganz andern Eindruck bei ihm hervor als sonst; es kam ihm in den Sinn, einlenken und weise das Mädchen vor dem Ueberhandnehmen eines Gefühls, das er doch bis jetzt in sich auch genährt hatte, hüten zu wollen. Deshalb reichte er ihr die Hand, wie der Arzt einer Kranken und drückte ihr von Neuem sein Bedauern über den heutigen Unfall aus in den höflichsten Worten, die aber so fremd und kalt klangen, daß Christine bald ihre Fassung wiederfand und ihn verwundert ansah. Ihre Augen, diese traurigen grauen Augen, deren Blick ihm, trotz Amélie's funkelnden Sternen, immer bis an's Herz drang, hätten ihn auch diesmal fast verwirrt; er vermied es ihnen zu begegnen und sagte, indem er ihr Stickmuster in die Höhe nahm und betrachtete, als fessele es seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade:

„Schon wieder bei der Arbeit, Fräulein Werner? Sie hätten sich heute wenigstens Ruhe gönnen sollen, nach ihrem Abenteuer."

„Christine hat keine Zeit, sich zu pflegen, Herr Assessor", nahm die Mutter statt ihrer scharf das Wort. „Wenn sie nicht arbeitet, so haben wir nichts zu essen, denn meine kleine Pension . . ."

Der Assessor fand heute sein gutmüthiges Lächeln bei diesen Worten nicht, und Christine unterbrach rasch:

„Herr Walther ist nicht schuld daran, daß sie nicht größer ist, Mutter; sieh doch nicht so böse aus. Uebrigens fühle ich mich ganz wohl; halten Sie mich denn für so schwächlich, daß mich ein kleiner Schrecken gleich ganz umwerfen müsse? Ich bin gesund und stark."

Digitized by Google

Dabei richtete sie sich mit anmuthigem Lächeln aus der unseligen gebückten Stellung, die sie beim Sticken einnahm, in die Höhe. Die Blässe ihrer Wangen war in der That keine krankhafte; es war die matte Färbung, welche von der Stubenluft erzeugt wird; ein wenig Freiheit und Glück, und die fahle Blume hätte sich vielleicht zu lieblichem Glanze entfaltet.

Die Mutter schwieg mit mürrischem Angesicht auf die leise Zurechtweisung Christinens; sie machte sich noch etwas am Ofen zu schaffen und ging dann hinaus. Vergebens aber wartete das Mädchen auf ein Wort von Walther in dem herzlichen, freundlich-vertraulichen Ton, den sie von ihm gewohnt war, und der ihr so wohlgethan hätte. Was bisher zwischen ihnen vorgegangen, schien heut' Abend aus seiner Erinnerung gewischt, es war als hätte sich eine Scheidewand zwischen ihm und ihr erhoben. Sie fühlte das, und ein dumpfer Schmerz trat ihr an's Herz; sie wurde scheu und einsilbig und wünschte ihn fort, um ungestört über ihn weinen zu können. Walther, noch unter dem Eindruck der unangenehmen Empfindungen, die ihm der Nachmittag gebracht hatte, deutete ihre offenbare Befangenheit nach seiner Weise, das heißt, er brachte sie in Zusammenhang mit dem Argwohn, daß man ihn am Ende gar hier fesseln wollte. Was bedeutete die verlängerte Abwesenheit der Mutter? hatte die Frau wenigstens, wenn auch nicht Christine, der er nur das Beste zutraute, voreilige Hoffnungen aus seinen Besuchen geschöpft? Wollte sie ihm das Mädchen aufdrängen? Walther biß sich auf die Lippen, als er an Colmar, an Amélie, an die Spötteleien, das Achselzucken und die vornehme Verwunderung dachte, mit der jede Andeutung eines solchen Verhältnisses von seinen Bekannten aufgenommen werden würde. Er stand rasch auf, stellte sich hinter seinen Stuhl, so daß sich derselbe zwischen ihm und Christine befand, sagte, wie er hoffe, der heutige Unfall werde keine weiteren Folgen für sie haben, und wünschte ihr dann gute Nacht, da er eine eilige Arbeit vollenden müsse.

Tief verletzt von seinem seltsamen Benehmen sagte Christine hastig, mit zuckenden Lippen:

„Ich habe Ihnen Zeit gekostet, die Sie besser hätten verwenden können — das thut mir leid. Wegen meiner Ungeschicklichkeit heute, mit der ich Ihre Lustfahrt so unangenehm unterbrach, hätte ich längst um Verzeihung bitten sollen, ein anderes Mal werde ich vorsichtiger sein, wenn ich über die Straße gehe."

Der Unwille stand dem sanften Mädchen so gut, es lag so viel herbe Anmuth in ihrem Ausdruck desselben, daß diese Worte beinahe das Eis gebrochen hätten. Aber sie ließ dem jungen Mann keine Zeit einzulenken, ihr scheuer Stolz war wach geworden und riß sie fort. Sie hatte die Lampe aufgenommen, um ihm hinauszuleuchten; als Walther ihr die Hand hinstreckte, übersah sie diese Bewegung. Die Thüren schlossen sich, die beiden Menschen, die so herzlich zu einander verlangten, waren getrennt; getrennt nicht nur durch die wenigen Wände, welche sich zwischen ihnen befanden: eine unsichtbare Mauer, eine gewaltige

Digitized by Google

Macht, die Macht des Herkommens, erhob sich, um sie zu scheiden. Das Mädchen auf der einen Seite kann nichts thun, als warten und trauern; er von der andern muß den Muth haben, die Mauer durchbrechen zu wollen. Nur Muth und Wille gehört dazu, denn schon vor seiner Absicht, sie zu überkommen, vor seinem Hauche schon wird sie zusammensinken.

Christine saß am alten Platze, wie vorhin, ehe Walther dagewesen war, aber wie anders erschien jetzt Alles umher! Das Zimmer war trübe geworden; vorhin hatte es die Hoffnung erhellt. Sie saß und stickte, und dann kamen die Thränen mit Macht; in den Tropfen an ihren Wimpern brach sich das Licht, die Perlen, mit denen sie zu arbeiten hatte, verhundertfachten sich; sie drückte die Hände gegen die Augen, als könne sie so den von tief innen quellenden Strom hemmen.

Die Mutter kehrte zurück, und mit unendlicher Anstrengung bezwang das Mädchen Miene und Stimme und sprach wie gewöhnlich, bis sich Beide bald darauf zur Ruhe begaben.

Christine machte am nächsten Tage die Besorgung, welche sie in die Stadt führte, früher als gewöhnlich, und die Mutter schalt, daß sie ihre Arbeitszeit verkürze und die Dämmerung nicht abwarte. Christine aber war thöricht genug zu hoffen, dem Manne, den sie compromittirt hatte ohne es zu wollen oder zu ahnen, könne sein gestriges Behaben leid geworden sein. Stunde um Stunde saß sie an dem kleinen Tische dicht vor der Lampe und tief über die Arbeit gebeugt — scheinbar ruhig, während ihr das Herz klopfte, daß sie fast fürchtete die Mutter müsse es hören. Endlich schlug es neun; jetzt konnte er nicht mehr kommen, die Qual des Wartens hatte ein Ende. Aber dennoch zitterte sie heftig, als sie Schritte auf der Treppe hörte; vielleicht sah er nur hinein, um zu fragen, wie es ihr gehe, dazu war es noch nicht zu spät.

Man ging an der Thür vorüber; es war der Subalternbeamte aus dem obern Stock, dem seine Kinder schon entgegenriefen.

Der qualvolle Abend war vorüber und so verging noch mancher andere, und das Mädchen lernte etwas dabei — sie lernte, daß Sehnsucht und Angst nicht tödten, und daß man Tage und Wochen lang trägt, was man keine Stunde aushalten zu können meinte.

Eines Abends kamen die Schritte, denen sie schon einige Minuten lang lauschte, wirklich bis zur Thür; ihr Athem stockte, man klopfte, sie vermochte keinen Laut hervorzubringen. Auf den Ruf der Mutter trat der Briefträger ein, eine seltene Erscheinung auf der Schwelle der vereinsamten Frauen, und brachte einen Brief. „Er ist von Karl, Mutter", sagte Christine tonlos.

„Von Karl? — es waren Weihnachten zwei Jahre, daß wir zuletzt von ihm hörten; ich dachte, er wollte nichts mehr von uns wissen. Lies mir den Brief vor; Gutes wird wol nicht darinnen stehen."

Der Sohn der Wittwe, der eine Schreiberstelle bei der Ausgangsstation einer neuen Bahn im Nachbarlande inne hatte, berichtete, daß es ihm gut gehe, und daß er sich mit der Tochter des Restaurateurs auf

Digitized by Google

dem Bahnhof verheirathet habe. Die Mutter müsse es ihm verzeihen, wenn er sie nicht vorher benachrichtigt habe: die Sache sei rasch gegangen. Jetzt wolle er seine früheren Thorheiten wieder gut machen und die Mutter zu sich nehmen. Christine könne ja wol eine Stelle finden, denn für zwei neue Familienglieder reiche die Wohnung und die Einnahme nicht aus. Oder ob das Mädchen keine Gelegenheit habe, sich zu verheirathen; da wäre sie am besten aufgehoben, und sie möge nur ja nicht zu wählerisch sein — und so fort.

Christine ließ die Hand mit dem Blatte sinken. „Nun, Mutter, das ist ein Glück", sagte sie mit einem trostlosen Lächeln; „für Dein Alter ist gesorgt, und . . ."

„Und Du?" unterbrach die Frau in ihrem gewöhnlichen Klageton; „ach, es ist doch etwas ganz Anderes um einen Knaben, er kann sich überall durchbringen, aber ein Mädchen! Was bist Du mir doch für eine Sorge, Christine!"

„Ich, Mutter? wie kannst Du so reden. Du weißt, ich habe seit langem zu unserm Unterhalt beisteuern können, von Karl hast Du nie einen Groschen gesehen", sagte die Tochter hastig, indem sie sich mit ihrer Arbeit zu schaffen machte: sie hatte sich noch nie auf diese Weise gerühmt und wurde roth dabei. Die Mutter sollte ja auch nur mit dem Hinweis auf ihre Geschicklichkeit beruhigt werden.

„Das ist wahr", entgegnete die Frau grämlich; „aber Dich unter fremden Leuten zu wissen, daran mag ich nicht denken; man wird sich wol die Einladung Karl's aus dem Sinne schlagen müssen; vielleicht hat er sie gar nicht so ernstlich gemeint. Was mag es für eine Frau sein, die er hat; läßt sie uns denn grüßen?"

Christine nahm den Brief noch einmal auf. „Ja, hier am Ende steht: Meine Frau grüßt Dich, so wie auch ihre Schwägerin herzlich, sie hofft, Dich bald zu sehen. — Karl scheint mich für recht überflüssig auf der Welt zu halten", setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „und ich denke, ich bin es auch, jetzt, wo Du mich nicht mehr brauchst."

„Laß die gottlosen Reden", sagte die Frau scharf; sie schwieg von da an über den Vorschlag des Sohnes, welchem vorerst nicht geantwortet wurde. Bei Christine aber griff, in ihrer tiefen Traurigkeit, ein Gedanke um sich, den sie früher stets zurückgewiesen hatte, jetzt aber, wie sie meinte, hegen durfte.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Aus den Tagebuchfragmenten eines Einſamen.

Von **Ada Chriſten***).

Dein Gatte todt — ſo habe ich vernommen ....
Wär' er ſchon damals, als ich ging, geſtorben,
Ich hätte wie ein Mann um Dich geworben.
Warum, o Gott! iſt es nicht ſo gekommen!? —
Kannſt Du ob des Gedankens mich verfluchen? —
Soll jeder Wunſch in meiner Seele ſchweigen,
Soll ich vergeſſen, daß Du einſt mein eigen,
Nicht in der Wildniß immerfort Dich ſuchen?
Soll ich zurück nach langen, finſtren Jahren,
Soll ich, Geliebte, Dich noch einmal ſehen? —
Nein — nein! — — Du könnteſt heute mißverſtehen
Den Bettler mit den erſten grauen Haaren!

* * *

Ein Bettler nur könnt' ich, Geliebte, nahen,
Denn ärmer bin ich, wie in jenen Tagen,
Wo lächelnd wir ein gleiches Loos getragen
Und jugendſorglos in die Zukunft ſahen.

O wär' ich reich, ich wollte zu Dir eilen,
Und nieder ſänke ich zu Deinen Füßen,
Und Deine lieben Hände wollt' ich küſſen,
Und bitten Dich, mein Gold mit mir zu theilen.

Doch hab' ich heut' den erſten Block geſchlagen,
Um mir mein eignes kleines Haus zu ſchaffen.
Ich ſuche Gold; mit meinen guten Waffen
Und meinen Hunden geh' ich nächtlich jagen.

Du ahneſt nimmer, wie die ſtarren Schrecken
Der Einſamkeit das Menſchenherz befehden.
Oft drängt es mich, die Bäume anzureden,
Die ihre Aeſte hoch zum Himmel ſtrecken.

---

*) Wir theilen obige Fragmente aus einem größern Cyklus „Ein Tagebuch" mit, welchen die Dichterin uns freundlichſt zur Verfügung geſtellt und welcher demnächſt in einem Bande neuer „Gedichte von Ada Chriſten" erſcheinen wird.
Die Redaction des „Salon".

Digitized by Google

Oft liege ich an kleinen schwarzen Seen,
Dem Stöhnen lausche ich der milden Unken;
Oft lasse ich, von wilder Sehnsucht trunken,
Den wilden Sturm durch meine Locken wehen.

Oft, wenn des Waldes Thiere alle schlafen,
Wenn jeder Vogel in sein Nest geflogen,
Lass' ich mich treiben von des Meeres Wogen,
Und frage: Menschenkind, wo ist Dein Hafen? . .

* * *

Durch meine Seele wogt ein dumpfer Jammer.
Ein junges Weib mit schönen welken Zügen,
Mit Todeszeichen, welche nimmer trügen,
Liegt leise weinend in der kleinen Kammer.

Ich fand sie heute noch vor Tages Grauen,
Die Hunde schlugen an vor einem Graben,
Sie lag wie todt, ich suchte sie zu laben,
Und trug sie heim durch nebelfeuchte Auen.

Ein Knäblein hatte sie im Arme hangen,
Ein Kind mit tiefen, sonderbaren Blicken —
Es mahnt an Dich sein Lächeln wie sein Nicken,
Dir gleicht das Antlitz mit den bleichen Wangen.

Ein wüster Mann hat dieses Weib verlassen;
Er kam hierher, um Gold, um Glück zu suchen —
Er fand nur Hunger, lernte bald verfluchen
Die karge Erde und die Menschen hassen.

Er ging von ihr. Ob er das Glück gefunden,
Ob er sie ließ, um einsam zu verderben?
Sie weiß es nicht. Sie wird verlassen sterben
In Noth und Elend und an Herzenswunden.

Schon zucken um den Mund die grauen Schatten,
Und bald mit süßen, liebeweichen Tönen,
Und bald mit Schluchzen, angstvoll heißem Stöhnen,
Demüthig stets, ruft sie nach ihrem Gatten.

Hast Du vermocht wie jenes Weib zu lieben?
Du hast Dich lieblos einst von mir gerissen,
Und ich war krank, so krank an Wahn und Wissen!
Du hast's erkannt, Du hast ja einst geschrieben:

„Ich würde grau, Du würdest hart!" Es klangen
So schlicht und traurig damals Deine Klagen —
Was Du gefürchtet, hat dies Weib ertragen,
Und der Geliebte ist von ihr gegangen. —

Durch meine Seele wogt ein dumpfer Jammer,
Und alle Pfeiler meines Lebens wanken,
Ein Heer von Fragen, schlummernde Gedanken
Weckt Jene, die nun stirbt in meiner Kammer . . .

Digitized by Google

* * *

Die Fremde starb. — Ich sah sie still verlodern.
Erloschen ist ihr Leben und ihr Lieben.
Der Knabe ist als Erbe mir geblieben —
Sie ist dahin, und bald wird sie vermodern.

Denn einsam habe ich sie heut' begraben;
Auf ihrem Hügel schon die Vögel singen,
Und morgen will ich ihr ein Kreuzlein bringen,
Und wilde Rosen soll sie nächstens haben.

Mir ist so weh, hör' ich den Knaben lallen!
Er läßt sich lächelnd von den Hunden tragen,
Er lauscht dem Vogelsang dem schüchtern-zagen,
Selbst einem Vöglein gleichend, das dem Nest entfallen.

Wie wir Gescheiterte zusammentaugen,
Der ernste Mann und dieses junge Leben —
Ich fühle plötzlich oft ein seltsam Beben,
Schaut es mich an mit längst bekannten Augen.

Mit Deinen Augen! — Ja — sie gleichen Deinen,
Der Kinderblick, er pocht an meinem Herzen;
So schauteſt Du — so hülflos, stumm, in Schmerzen —
O, weinen möcht' ich, Dir zu Füßen weinen.

* * *

Ein halb Jahrhundert ist dahingezogen,
Seit ich das erste Blatt für Dich geschrieben,
Nur die Erinnerung ist jung geblieben —
Ich bin gealtert in des Kampfes Wogen.

Hoch steht mein Haus, es blühen gelbe Rosen
So wie vor Deinem Hause längs den Traufen;
Gardinen, gleich den Deinen, ließ ich kaufen,
An grünen Balken oft die Stürme tosen.

Auch die Terrasse, von Geranк umflossen,
Gleicht jener, wo von Blüthenweiß umfangen
Ich Dich geschaut, wo einst in Dunkel rangen
Zwei arme Seelen — wo Du mich verstoßen.

Ein Greis, der tändelt mit Erinnerungen —
Welch' seltsam Bild! — Oft muß das Haupt ich schütteln,
Muß mich an meinen eignen Schultern rütteln;
Mich dünkt, ich hör' ein Lied, das Du gesungen.

Die alte Weise hat sich aufgerungen,
Aus tiefen, reinen, unsichtbaren Saiten,
Stets leis' und leiser ihre Töne gleiten —
Wer weiß, ob morgen sie nicht ganz verklungen.

Digitized by Google

Ob morgen jene Saiten nicht zersprungen,
Ihr letzter Ton nur bebt in diesen Räumen,
Und Reue, Schmerzen, hoffnungsloses Träumen
Für ewig überwunden und bezwungen! . . .

* * *

Mein Herzens-Sohn, doch nicht der meiner Leiden,
Das heimatlose Kind, das ich erzogen,
Es kommt auf raschem Schiff zu Dir geflogen,
Nur diesen Boten will ich zu Dir senden.

Aus reinen Händen sollst Du rein empfangen
Die morschen Blätter sammt dem letzten Willen,
Sollst hören von dem alten Mann, dem stillen,
Der nach vollbrachter Arbeit heimgegangen!

Und sollt' ein blühend Enkelkind Dir leben,
Ein Mädchen, ähnlich Dir an Reiz und Milde,
So werbe ich und fleh': vor meinem Bilde
Mögst ihre Hand Du meinem Knaben geben!

Laß nimmer ihn aus Deinem Hause scheiden;
In seinen Augen nur kannst Du es lesen,
Wie theuer mir der Herzens-Sohn gewesen.
Mög' doch mehr Glück ihm blühen als uns Beiden!

O lächle nicht ob dieser letzten Bitten!
Der Knabe hat ein Herz und eine Seele
So fromm wie meine, ehe Wahn und Fehle
In ihr genistet — ehe ich gelitten! . . .

Wie war es einsam auf den fremden Wegen,
Wie wird es einsam sein in fremder Erde —
Wirst Du auch beten, daß sie leicht mir werde?
Dir und der Heimaterde sei mein Segen! — —

Digitized by Google

Willibald Alexis.

Von Theodor Fontane.

I.

Viele meiner Leser kennen Heringsdorf. Mit Laubholz und Kiefern bestandene, von Moos und Strandhafer überwachsene Sandhügel ziehen sich am Ostseeufer hin; in der parallel laufenden Thalmulde stehen, vereinzelt, oder schon zu Straßen geordnet, bescheidene Sommer-, noch bescheidenere Fischerhäuser; auf der vordersten Dünenreihe aber, hier und dort von mächtigen Weißbuchen überragt, lachen in hellem Weiß einzelne Villen und haben eine entzückende Aussicht auf das offene Meer.

Anfang der dreißiger Jahre führte mich's aus der benachbarten Stadt (in der ich meine Knabenjahre verlebte) oft nach Heringsdorf hinaus, das, auf halbem Wege nach Dorf Coserow und dem Streckelberg hin gelegen, mir und meinen Spielgenossen immer einen Vorschmack von dem Zauber des sagenhaften, zu Füßen jenes Berges untergegangenen Vineta bot. Wir hörten mit phantasie-geschärftem Ohr die „Abendglocken" klingen, die Kunde gaben

„von der schönen, alten Wunderstadt",

und mit Vorliebe declamirten wir die Strophen des eben damals bekannt gewordenen Müller'schen Liedes in den Seewind hinein, wenn wir am Strand hin dem Auf und Ab der Brandung nachliefen, oder aber den tiefen Sandweg durchwateten, der uns den Abhang hinauf, auf die Höhe der Düne führte.

Eines Tages, als wir eben diesen Abhang erstiegen, begegneten wir auf halber Höhe einem Herrn in jagdgrünem Rock und Gebirgshut, in ziemlich derselben Form, wie sie jetzt wieder getragen wird. Er war kaum mittelgroß, brünett, der Kopf steckte in den Schultern, die Augen dunkel, aber von einem freundlichen Glanz. Er erwiederte unsern Gruß, trat an den Größten und Hübschesten unter uns heran (dessen „Bilder aus dem südspanischen Leben" er zehn Jahre später herausgegeben hat), streichelte ihm das lange, blonde Haar, trug ihm Grüße an die Eltern auf und stieg dann hinunter, dem Strande zu.

„Wer war das?"

„Er hat unsere Villa gekauft; er heißt Häring, aber sie nennen ihn Willibald Alexis."

„Der", sagt' ich. Ich kannte seinen Namen wol; mein Vater war all' die Zeit über ein Walladmor-Bewunderer gewesen.

Ich blickte dem Dahinschreitenden nach; — der erste Dichter, den ich sah. Sein Bild ist mir deutlich im Gedächtniß geblieben. Wer mir damals

Digitized by Google

[illegible] Lied.

Theodor Fontane.

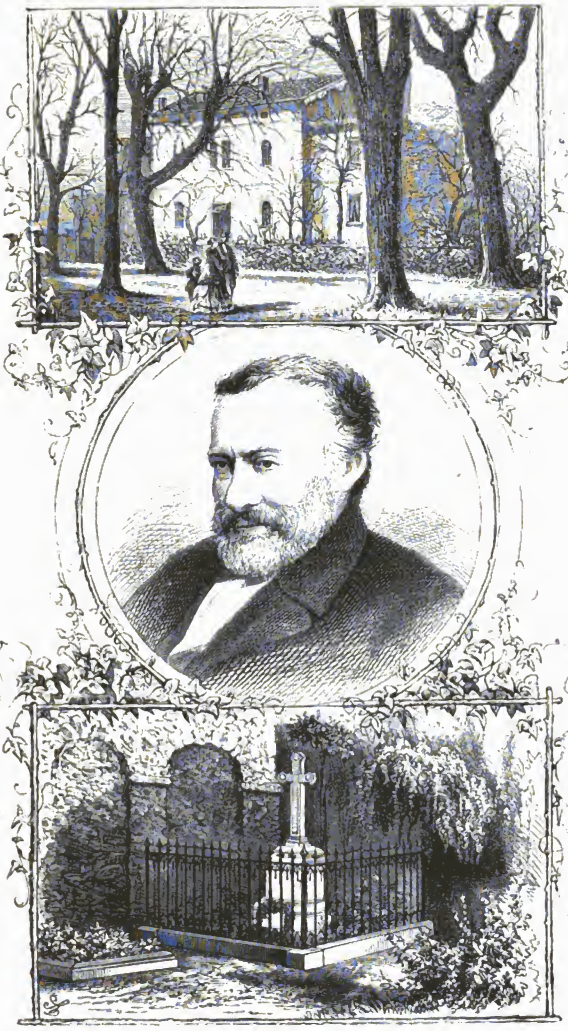
I.

[illegible] geboren. Mit Laubholz und Kiefern be-
[illegible] der uralte Sarebruch ziehen [illegible]
[illegible] tiefen Thalwinde stehen, vereint [illegible]
[illegible] die Sommer-, noch Wintergrün
[illegible] Tannicht oben, hier und dort von [illegible]
[illegible] an Moos hingelne Birken und [illegible]
[illegible] ne Meer.
[illegible] wie weit's aus der benachbarten Stadt
[illegible] ch nach Hermsdorf hinaus, [illegible]
[illegible] aus dem Sarebberg hin gele[illegible]
[illegible] ten Landstraat von dem [illegible]
[illegible] langten Dinge be-
[illegible] die „Abendglocken" klang[illegible]

[illegible] Kindesalter",
[illegible] Zeichen des eben damals [illegible]
[illegible] Heimat hinein, wenn wir [illegible]
[illegible] nach oben, oder über den [illegible]
[illegible] hinauf, auf die Höhe [illegible]

[illegible] Abendzeit erstiegen, begegnete mir
[illegible] Leid und Freud gehabt, [illegible]
[illegible] mir wie. Er war [illegible]
[illegible] er, die Augen dunkel, [illegible]
[illegible] ernst, daß man den [illegible]
[illegible] er aus dem [illegible]
[illegible] Freundlichkeit ihm [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] dann nun

[illegible] [illegible] [illegible] [



Willibald Alexis.

Digitized by Google

gesagt hätte, daß ich vierzig Jahre später über ihn schreiben würde, über ihn und über Bücher, die damals selbst noch nicht geschrieben waren!

Wilibald Alexis, mit seinem eigentlichen Namen Wilhelm Häring, wurde am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren. Seine Familie, ursprünglich Hareng, stammte aus der Bretagne und verließ Frankreich nach Aufhebung des Edicts von Nantes. Indessen wahrscheinlich nicht unmittelbar, wie die Mehrzahl der Refugiés, sondern erst einige Jahrzehnte später. Der Großvater ließ sich in Soldin (Neumark) nieder, modelte sein französisches Hareng in ein deutsches Häring und widmete sich, wie so viele andere Eingewanderte, dem Gartenbau oder der Obstbaumzucht. Der Sohn (also der Vater unseres Wilibald Alexis) trat in die Beamtenlaufbahn ein, wurde Canzleidirector und starb frühzeitig zu Breslau.

Bald nach diesem Todesfalle, sehr wahrscheinlich zwischen 1805 und 10, übersiedelte die Wittwe nach Berlin und ließ ihren Sohn, der studiren sollte, das Werder'sche Gymnasium besuchen. So trafen ihn die Befreiungskriege. Die Kämpfe der Jahre 1813 und 14 mitzumachen, war er zu jung; 1815 aber trat er in das berühmte Regiment Colberg als freiwilliger Jäger ein und nahm insonderheit an der Belagerung der Ardennenfestungen Theil. „Die Nibelungen", so wird erzählt, „hatte er mit in den Krieg genommen; er brachte sie unversehrt wieder heim, aber auch — ungelesen." In Berlin nahm er seine Studien wieder auf, widmete sich der juristischen Carrière, machte sein Staatsexamen und arbeitete als Referendar beim Criminalgericht. „Seine Arbeiten nach dieser Seite hin waren nichts weniger als hervorragend."

Etwa um's Jahr 1820 veröffentlichte Wilhelm Häring, bereits damals unter dem Namen Wilibald Alexis (den er als Mitglied einer studentischen Verbindung geführt hatte), seine erste Arbeit, ein scherzhaftes Epos; bald auch einige Novellen. Fouqué, der Kenntniß davon nahm, fand das Talent darin so ausgesprochen, daß er ihm rieth, die Carrière zu vertauschen. Wilibald Alexis folgte diesem Rath und trat bereits 1823 mit einer Erzählung hervor, die bald in ganz Europa von sich reden machte. Es war sein Roman „Walladmor", halb eine Nachbildung, halb eine Ironisirung Walter Scott's. Er stand damit nicht gerade vereinzelt da. Tieck, Raupach dachten bekanntlich ähnlich; letzterer schrieb um dieselbe Zeit seine „Schleichhändler". Es war aber doch ein Unterschied zwischen Raupach und Wilibald Alexis. Jener persifflirte nur die Wirkung, die die Romane, ihrerseits unverschuldet, ausübten, Dieser, indem er ihnen spielend ein Gleiches an die Seite stellte oder zu stellen vorgab, die Romane selbst. Dazu kam, daß die Gleichheit nur ein bequem erborgter Schein war. Wissentlich oder nicht wurde eine Volte geschlagen. Was Wilibald Alexis dem Leser bot, war Walter Scottisch, aber durchaus nicht Walter Scott.

Während Dieser immer neue Gestalten schuf und gerade darin seine Größe hatte, begnügte sich Alexis damit, schon vorhandene Scott'sche Gestalten zu copiren, zu modeln, oder aus zweien eine zu machen. Es war eine sehr eigenthümliche Procedur. Sehr richtig ist gesagt worden (durch Karl Gutzkow), daß heutzutage ein solches Sicheinführen in die Literatur einen Menschen ruinirt haben würde; damals nahm man das hin, amüsirte sich, ja, es gab „feine Ironici", die dies witzig fanden. Mein Empfinden ist das entgegengesetzte. Ich bekenne mich hier völlig zur Modernität, habe kein

Digitized by Google

Verständniß für diese Form feinsollenden Humors und vermag, das Mildeste zu sagen, eine solche in ihren Beweggründen ziemlich unklare Plaisanterie nicht recht am Orte zu finden.

Noch weniger, daß Wilibald Alexis diesen Einfall wiederholte und 1827 „Schloß Avalon", ebenfalls unter der Maske Walter Scott's, publicirte. Die Aufnahme war kühler und die Mystification hatte damit ihre Endschaft erreicht. Wie ich hinzusetzen muß, glücklicherweise.

In den drei bis vier Jahren, die zwischen dem Erscheinen von „Wallabmor" und „Schloß Avalon" lagen, war Wilibald Alexis unausgesetzt thätig gewesen. Eine Anzahl Novellen in den damals so beliebten Taschenbüchern war erschienen; auch zum Theater, wenn wir nicht irren, zur Königstädtischen Bühne, trat er in Beziehungen und verschiedene Stücke von ihm wurden aufgeführt, unter denen wir nur den „Prinzen von Pisa" und den „Verwunschenen Schneidergesellen" nennen. Einer spätern Periode gehörte „Die Krone von Cypern", „Excellenz" und „Der Salzdirector" an. Keines dieser Stücke hatte als solches eine Bedeutung; alle sind sie schnell und wol für immer vom Repertoire verschwunden, dennoch war unter seinen vorbereitenden Thätigkeiten, wenn man diesen Ausdruck gestatten will, keine, die von so nachhaltigem und glücklichem Einfluß auf seine späteren Arbeiten geworden wäre. Ein specieller Vorzug seiner Romane, nämlich der klare, gutgegliederte Aufbau, in dem sich die Pyramide der drei oder fünf Acte erkennen läßt, ist, wenn nicht ausschließlich, so doch wahrscheinlich zu größerm Theil auf diese mehrjährige Beschäftigung mit dem Drama zurückzuführen.

1827, so sagte ich, erschien „Schloß Avalon"; eine Reise nach Südfrankreich (1826) war unmittelbar vorausgegangen, eine Reise nach dem Norden, die ihn über Kopenhagen und Helsingör bis Gothenburg und Drontheim und von dort, das Gebirge überschreitend, nach Stockholm und Upsala führte, folgte unmittelbar (1828). Ueberhaupt scheint er — wie die Angehörigen beinah aller Coloniefamilien — den Reise- und Wanderzug gehabt zu haben. Nur nicht an der Scholle kleben. „Frei, auf, hinaus in's weite Land." Beide Reisen beschrieb er, die eine in seinen „Wanderungen im Süden", die andere in seiner „Herbstreise durch Scandinavien".

Unter dem Mannigfachen, was er innerhalb der Reiseliteratur geleistet hat, dürften diese Schilderungen der Nordlandsnatur, wie des Volkslebens der Schweden und Norweger, das Beste geblieben sein. Ueberhaupt aber glänzt er auf diesem Gebiet und gesellt zu der Schärfe der Beobachtung eine Frische und Lebendigkeit der Darstellung, die am besten zeigt, wie wohl ihm unter einem fremden Himmel war. Ihm, der doch die märkische Steppe, das Land und seine Bewohner, wie kein Anderer vor ihm und nach ihm zu schildern verstanden hat!

Und das ist die Stelle, wo, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, eine Abschweifung gestattet sein mag. Was von allem bewußten Sehen gilt, daß erst die aus einer Fülle von Anschauungen erwachsende Möglichkeit des Vergleichs die Gabe und die Lust zum Beobachten weckt, das gilt ganz besonders auch von dem Auge für die Landschaft. Wer immer Dasselbe sieht, sieht nichts. Er weiß, das ist ein Hügel, ein Wald, eine Mühle; er kann der Wegweiser einer Gegend sein, aber nicht ihr Maler; die Berglinie, die tausendmal zu ihm gesprochen, er vermag sie weder zu zeichnen, noch zu beschreiben, erst die Fremde bringt ihm die Physiognomie seiner Heimat zum

Digitized by Google

Bewußtsein. Das Todte ist ihm plötzlich lebendig, das Zurückliegende gegenwärtig, das rein Aeußerliche auch ein Innerliches geworden; er trägt es mit sich umher; er hat es auch da, wo er es nicht hat; seine Seele beschäftigt sich mit ihm, er sieht es, er liebt es. Am Meer und im Gebirge, im Glühen des Gletschers und im Leuchten des Golfs, erobert man sich die Fähigkeit, einen im Dämmer ruhenden, von Mummeln überwachsenen Havelsee und die im rothen Gewölk dastehende Kiefernheide in ihrem Zauber zu verstehen.

Aber die Fremde thut noch mehr. Sie lehrt uns nicht blos sehen, sie lehrt uns auch richtig sehen. Sie giebt uns auch das Maß für die Dinge. Und dies ist, künstlerisch genommen, fast noch wichtiger, als daß sie uns die Dinge überhaupt erschließt. Sie leiht uns die Fähigkeit, groß und klein zu unterscheiden und bewahrt uns vor jenem ebenso ridiculen, wie anstößigen Localpatriotismus, der den Sieg der Müggelsberge über das Finsteraarhorn proclamirt. Schmidt von Werneuchen's landschaftliche Schilderungen, bei aller gelegentlich bis zur poetischen Empfindung sich steigernden Treue und Liebe, wirken zu erheblichem Theile komisch, weil seine Welt mit dem Barnim und Havellande abschloß. Wie anders Wilibald Alexis. Die Stelle, wo er die Mark über sich selbst erhebt, soll noch gefunden werden. Er hatte das feinste Auge, aber auch das gerechteste. Keine Schönheit entging ihm, aber er wies ihr ihre Stelle an. Der Boden war ihm lieb und theuer, weil jede Waldecke ein Wald von Dunsinan für ihn war, hinter dem tausend lebendige Gestalten standen; er liebte diesen Boden, von dem aus (dies stand fest in seinem Herzen) nicht nur ein neues Deutschland, sondern auch eine neue Zeit geboren werden sollte, aber er sah auch Alles, was diesem Boden gebrach. Leichtlebigkeit, Gefälligkeit der Form und der Erscheinung, Begeisterung, Idealität, das Alles lag draußen; Sand und Sumpf hatten nicht Zeit gehabt, diese Güter in Pflege zu nehmen. Er sah Alles, was fehlte, menschlich und landschaftlich; daß er es sehen konnte, das hatte ihn die Fremde, das hatte ihn das Reisen gelehrt.

Wir kehren zu unserer biographischen Skizze zurück. Während jener glücklichen Epoche von Ende der zwanziger bis Anfang der dreißiger Jahre, die recht eigentlich, wiewol er zu allen Zeiten seines Lebens viel reiste, seine Reiseepoche war, entstand auch sein erster vaterländischer Roman „Cabanis". Die Arbeit, mit eben jenen Unterbrechungen, die von seinen Reiseausflügen unzertrennlich waren, dehnte sich über vier Jahre aus. Er wird den Roman etwa 1827 begonnen und 1831 beendet haben. Die Veranlassung dazu, so wir recht berichtet sind, fand er ebenso sehr in der zufälligen Bekanntschaft mit colonistischen Familienpapieren, als in seiner andauernden Beschäftigung mit Walter Scott. Eins unterstützte das Andere. Die Papiere gaben den Inhalt, Walter Scott bestimmte die Form. So wurde eine Familiengeschichte zum großen historischen Roman, zum Zeit- und Sittenbild des Siebenjährigen Krieges. Das Buch machte Aufsehen; Friedrich Wilhelm III. ließ dem Verfasser eigens seine Anerkennung ausdrücken. Es scheint indeß, daß es bei dem bloßen „Aufsehen" verblieb und daß weder ein großer äußerer Erfolg, noch eine besondere Anerkennung seitens der Kritik das Erscheinen des Werkes begleitete. Wer jener Zeit sich entsinnt, wird weder das Eine noch das Andere überraschlich finden.

Die herrschende literarische Richtung war die romantische, partiell die jung-deutsche; für den Walter-Scottismus blieb nicht viel übrig. Die phantastisch-abenteuerliche Seite der Waverley-Novellen ließ man gelten, die hi-

Digitized by Google

storische stieß auf Kühle oder Widerspruch. Und nun gar die Uebertragung dieser Dinge auf die Mark! Ein Interesse, das die Stuarts nur unvollkommen einzuflößen gewußt hatten, sollten es die Hohenzollern, und zwar innerhalb des Romans, zu überbieten vermögen? Wusterhausen lag so prosaisch nah, Potsdam war so öde und langweilig; — die tonangebende Kritik, gleichviel welcher der beiden genannten Richtungen sie angehörte, erschrak bei dem Gedanken an märkische Rob Roys und Kenilworths und gab ihrem Schrecken Ausdruck. Dies war hart genug, aber es war noch nicht das Härteste. Viel niederdrückender war es, daß sich die Freundschaft, wie so oft, mit dieser Kritik identificirte. Jeder, der in verwandter Lage war, wird an sich selbst erfahren haben, wie schwer dies wiegt. Der Tageskritik läßt sich trotzen, auch der bittersten und schärfsten; sie ist wie ein Sturmwind — nach kurzen Momenten der Gefahr richtet der Baum sich wieder auf.

Anders die Freundschaftskritik, die Tag um Tag geübte, stille Negation der nächsten Umgebung! Sie ist der Tropfen, der den Stein höhlt. Ihr sich zu entziehen, ist schon da unmöglich, wo uns das Gefühl der Gleichberechtigung oder der Ueberlegenheit begleitet; doppelt unmöglich wird es da, wo wir unserer Umgebung eine allgemeine oder eine kritische Superiorität selber zusprechen. Dieser Fall war der Fall unseres Wilibald Alexis. Es waren nicht Niemande, die sich nüchtern oder ablehnend gegen ihn verhielten, es waren die besten Geister, die Berlin damals besaß, oder solche, die von Halle, Dresden, Leipzig aus das Berliner Urtheil unterstützten, beziehungsweise machten: Tieck und Fouqué, Hitzig und Chamisso, Raupach und Rellstab, Varnhagen und Sternberg; unter den jüngeren: Ferrand und Gaudy. Der Einfluß dieser Kühle, den das Einzige, was darüber hinweg helfen kann: eine begeisterte Aufnahme beim Publicum (ich deutete dies schon an) nicht balancirte, konnte nicht ausbleiben; Wilibald Alexis schob das Kurbrandenburgische, das culturhistorisch Märkische wieder bei Seite und schrieb „Haus Düsterweg" und die „Zwölf Nächte", Romane, in denen er sich mehr oder weniger als unter dem Einfluß der modernen jungdeutschen Richtung stehend erwies.

Die „Zwölf Nächte" erschienen 1838. In demselben Jahre vermälte er sich mit einer durch Schönheit und Herzensgaben gleich ausgezeichneten Engländerin, Lätitia Perceval. Schon zwei Jahre früher, 1836, hatte er bei Ferdinand Dümmler ein Bändchen Lyrisch-Episches unter dem Titel „Balladen" herausgegeben. Bei Besprechung dieses jetzt halb verschollenen Büchelchens verweilen wir einen Moment.

Wenn mit Recht gesagt worden ist: „Besser als an Eichbäumen erkennt man an den Strohhalmen, von wo der Wind weht", so gilt ein Gleiches von Liedern und Gedichten. Das Kleine charakterisirt oft rascher und durchschlagender als das Große, und wenn ein umfangreiches Werk, an dem äußerliche Erlebnisse und ganze Bibliotheken mitgearbeitet haben, uns in Zweifel über die eigentlichste Beanlagung seines Verfassers lassen mag, so schließt ein Lied uns das Geheimniß seines Werthes oder Unwerthes auf. Hier sprechen Selbstständigkeit und Nachahmung, Innerlichkeit und Phrase, Reichthum und Armuth am deutlichsten zu uns und gestatten Rückschlüsse auf eine vorhandene Kraft oder Ohnmacht. Selbstverständlich so weit die Poesie in Betracht kommt. Ein schlechter Lyriker mag im Uebrigen ein Newton oder ein Moltke sein. Zudem muß man auf diesem Gebiet vom äußern Erfolg absehen. Das Tiefste hat das kleinste Publicum.

Digitized by Google

Was nun die „Balladen" von Wilibald Alexis angeht, so geben sie uns, wie es Dichtungen sollen, den ganzen Mann. Wir haben hier concentrirtes Leben. Ja mehr, das Beste, das aus seinem Herzen kam, wir finden es hier.

Das Buch selbst ist todt, aber die einzelnen Blätter leben und werden weiter leben. Dahin gehören in erster Reihe: „Friedericus Rex, unser König und Herr" und „General Schwerin". Das erstere ist längst zu einem Volkslied geworden, so ganz und gar, daß die Wenigsten den Verfasser kennen und darauf schwören würden, daß es vor mehr als hundert Jahren, in den Tagen des Siebenjährigen Krieges, entstanden sei; das andere, von gleicher Schönheit, ist minder in's Volk gedrungen, wird es aber noch. Gut Ding will Weile haben. Ich gebe nur drei Strophen daraus:

„Schwerin, mein General, ist todt,
Schwerin ist todt!
Sie luden in eine Kanone ein
Vier Kugeln schwarz wie Pech und Stein,
Vier Kugeln in der prager Schlacht,
Die haben meinem General den Tod gebracht.
Schwerin ist todt.

General Schwerin ergriff die Fahn':
„Allons, Grenadiers, ich gehe voran!"
Vier Kugeln, ach, von heißem Blei,
Die rissen dem General die Brust entzwei.
Schwerin ist todt!

Er sank, die Fahn' in seiner Hand,
Wie ein guter Preuß' und Protestant.
„Es lebe mein König!" rief er noch,
Und hörte die Siegestrommeln noch.
Schwerin ist todt!"

Neben dem Holtei'schen „Mantellied" mit seinem erschütternden:

„Und mögen sie mich verspotten,
Du bleibst mir theuer doch,
Denn wo die Fetzen herunterhangen,
Sind die Kugeln hindurch gegangen,
Jede Kugel, die machte ein Loch",

ist auf dem Gebiete preußischer Kriegslyrik, vielleicht aller Kriegslyrik überhaupt, nie Schöneres geschrieben worden, als das „Fridericus Rex" und „Schwerin ist todt". — Diese beiden Gedichte allein würden ausreichen, den Namen ihres Verfassers, so lange es ein Preußen giebt, unsterblich zu machen.

Wenn ich mich frage, was hier so mächtig wirkt, so ist es, neben der Intensität poetischer Empfindung überhaupt, noch ein Besonderes, das den Ausschlag giebt: das historische Gefühl. Davon hatte er, zu seinem Ruhme, ein gerüttelt und geschüttelt Maß. Die große Epoche seines Schaffens, die erst etwa vier Jahre nach Edirung dieser Balladen begann, sollte später Zeugniß davon ablegen; aber auch schon in diesen Balladen selbst finden sich, über jene beiden Prachtstücke hinaus, die Belege dafür. So in einem Bruchstück, das den Titel führt, die „Berezinanacht". Ich gebe den Anfang:

Digitized by Google

„Zwei Monden wankte schon das kranke Heer
Hin auf dem ungeheuren Leichentuche,
Das ein erzürnter Himmel ausgebreitet
Auf Rußlands Ebnen Frankreichs Blut zu sammeln.
An jedem Morgen ließen wir 'nen Kirchhof
Um die verglimmten Feuer. Unsre Besten,
Verschont vom Stahl, von keinem Blei getroffen,
Gekrümmt im Schnee, den kaum ihr Blut geröthet,
So schliefen sie erstarrt den ew'gen Schlaf,
Und keine Thräne floß den kühnen Herzen.
Es war nicht Zeit zum Weinen — selbst dem Bruder
Schüttelt der Bruder nicht die Hand zum Abschied —
Denn alles Edle starb, Gemeinsinn, Ordnung,
Ruhm, Ehrsucht; nur das wilde Selbst, der Trieb
Zum Leben herrscht und peitscht uns weiter."

Dann fährt die Schilderung fort:

„In hellen Nächten sah man weite Schaaren
Von blassen Geistern unserm Zuge folgen.
Die hohlen Augen stierten dampfartig,
Die hagern Arme streckten sich verlangend,
Und weh dem Armen, dessen Pulsschlag stockte.
Allnächtlich schmolz die Schaar der Lebenden,
Allnächtlich wuchs das Heer der Geister hinten.
So nahten wir, selbst nur ein Heer Gespenster,
Der Berezina unheilschwangern Ufern.
Zwei Nächte hämmerten beim Kiefernbrande
Die Zimmerer an Frankreichs Todesbrücke,
Ein jeder Hammerschlag galt einem Todten.
Selig die Todten, die's nicht mehr gesehn!"

Auch rein Lyrisches ist in das vorwiegend Erzählende dieser Sammlung eingeflochten, die neben Balladen und Liedern auch noch Sprüche, Epigramme, Impromptus und Gedankenschnitzel enthält. Von besonderer Grazie sind die Mottos, mit denen er die einzelnen Abschnitte einleitet. Der zweite: „Reminiscere", bringt Jugendgedichte, die folgende Ueberschrift tragen:

„Wie Erwachs'ne wol bisweilen
Noch erfreut ihr Kinderkleid,
Baten die gereimten Zeilen
Auch mich um Barmherzigkeit:

Mancher hat uns gern gelesen,
Und will hier uns wieder sehn;
Darum laß das Federlesen
Und uns bei den Andern stehn.

Gönntest Du den neuen Gästen
Auserles'nes nur zum Schmaus,
Ei, so thätest Du am besten,
Wenn Du Alles strichest aus."

Wie graziös in Form und Inhalt! Ich leiste darauf Verzicht, Weiteres zu citiren, und gehe nun zu dem Hauptabschnitt seines Lebens, zu seiner Großproduction über.

Schon mit dem „Cabanis" war er an der Stelle gewesen, wo er hingehörte; äußere Einflüsse, wie wir sahen, hatten ihn davon abzudrängen vermocht; Jeder hat durch solche Kämpfe und Schwankungen zu gehen; aber, Gott sei Dank, ein Stamm, der bestimmt ist, geradlinig aufzuwachsen, überwindet alle Irrungen nach rechts und links und schießt, sich selber überlassen,

Digitized by Google

wieder nach oben. Jene äußeren Einflüsse erlahmten oder schwanden ganz: Varnhagen zog sich mehr und mehr in seinen Schmollwinkel zurück, Simrock ging an den Rhein, Tieck und Fouqué wurden alt oder entfremdeten sich dem Berliner Leben; Hitzig, Chamisso, auch die Jüngeren, Ferrand und Gaudy, starben fort. Was er menschlich an diesem Hinscheiden verlieren mochte, gewann er literarisch. Er fand sich selber wieder; er knüpfte da an, wo er 1832 stehen geblieben war; acht Jahre später erschien der erste jener vaterländischen Romane, zu denen „Cabanis" der Vorläufer gewesen war. Er führte den Titel: „Der Roland von Berlin".

Das war 1840. Sein Schaffen von da ab gehörte mit geringen Unterbrechungen dem vaterländischen Roman an. Diese seine letzte Epoche umfaßt einen Zeitraum von sechzehn Jahren.

Dem „Roland von Berlin" folgte 1842 „Der falsche Woldemar", 1846 und 48 „Die Hosen des Herrn von Bredow" und der „Wärwolf", 1852 „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", 1854 „Isegrimm", 1856 „Dorothea". Auf den Inhalt und die Bedeutung dieser Romane gehe ich in der zweiten Hälfte dieser Arbeit des Nähern ein.

Das Jahr 1848 mit seinen politischen Erregungen, man darf auch sagen, mit den Forderungen, die es an einen Mann, wie Wilibald Alexis stellte, unterbrach sein ruhiges, sich immer mehr klärendes, ihm immer bewußter werdendes Schaffen. Bald nach den Märztagen, von einer größern italienischen Reise zurückkehrend, trat er in die Redaction der Vossischen Zeitung ein (der sein Schwager Rellstab schon seit lange angehörte) und blieb innerhalb derselben etwa ein Jahr lang thätig. Dann schied er aus, um zu seinen „Historien" zurückzukehren. Die Journalistik war nicht sein Feld. Er war zu reizbar, verfügte auch nicht über jene rasche Productionskraft, die das Zeitungswesen wohl oder übel erheischt. Anderes kam hinzu. Ein von ihm herrührender Artikel hatte eine Reprimande König Friedrich Wilhelm's IV. erfahren, etwa des Inhalts: „Von Ihnen hätt' ich mir Besseres erwartet." Dergleichen konnte er nicht ertragen; Anstoß geben war überhaupt nicht seine Sache, und nun gar Anstoß an solcher Stelle! Er zog sich zurück, verdrossen über Persönliches und Allgemeines. Die Aera Hinckeldey behagte ihm nicht; der neue Geist, der auf Sanssouci umging, hatte nichts gemein mit dem alten, der hier einst ein Menschenalter hindurch geherrscht hatte; er fühlte sich in seinen besten Empfindungen verletzt und seine Arbeiten aus jener Zeit lassen diese Mißstimmung zum Theil erkennen. Berlin war ihm vergällt und bei aller Vorliebe für die Mark — er gab sie auf, um der Hauptstadt nicht länger allzu nahe zu sein.

1853 kaufte er sich in Arnstadt (Thüringen) an und baute sich daselbst ein bequem eingerichtetes Haus, das, mit der Rückseite an eine schöne Lindenallee lehnend, die Aussicht hatte auf freundliche, bis in den Spätherbst blühende Gärten und grüne Berge im Hintergrund. Er fühlte sich in dieser Stille glücklich; neue Arbeiten beschäftigten ihn, unter diesen namentlich ein Roman: „Großbeeren", der bestimmt war, den beiden Erzählungen: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und „Isegrimm" sich anzureihen und dem düster Begonnenen einen versöhnlichen Abschluß zu geben.

Das Ganze eine Trilogie: Fall, Knechtschaft, Erhebung. An der Vollendung dieses Romans, dessen Erscheinen manches mißliebige Urtheil, das sich gegen die breite Ausmalung unserer Jenaepoche gerichtet hatte, zum Schweigen gebracht haben würde, wurde er durch Erkrankung, Lähmung, gehindert;

Digitized by Google

1856 traf ihn ein Schlaganfall, der sich im Jahre 1860 wiederholte. Von da ab war er in seiner geistigen Kraft zum wesentlichen Theile gebrochen. Er vermochte noch zu folgen und zu verstehen, er las, ihm blieb die Fähigkeit, Geistiges aufzunehmen und sich innerlich, zustimmend oder ablehnend, dazu zu stellen; aber die Kraft, das geistig in ihm Vorgehende auszudrücken, war ihm genommen. Er verwechselte die Worte. Es war dasselbe Leiden, an dem, genau um dieselbe Zeit, König Friedrich Wilhelm IV. dahinsiechte.

Gutzkow, der den kranken Poeten damals sah, schreibt über diese Begegnung:

„Das Wiedersehen mit diesem, in seinen Vorstellungen klaren, von der heftigsten Willensregung und Mittheilungslust ergriffenen und dabei doch an jeder Kundgebung gehinderten, ausgezeichneten, an Lebenserfahrungen und Talenten so reich gewesenen Mannes war in der That erschütternd."

Die Jahre, die von 1860 an folgten, waren, wie sich voraussehen ließ, keine Freudenjahre mehr; es fehlte von da ab das eigentlichste Licht solchen Hauses: die geistige Arbeit, die Freude am Schaffen. Aber so viel Freude, wie überhaupt noch denkbar war, so viel blieb ihm. Pflege, milde Geduld, Entsagung, — die leuchtende Erscheinung einer selbstsuchtslosen Liebe wurden dem Hause ein neuer Glanz, und Gastlichkeit und feine Sitte trugen das Ihre dazu bei, ein wohlthuendes Licht innerhalb seiner Mauern nicht ersterben zu lassen.

Besucher kamen von nah und fern; aber der intimere Verkehr, wenn wir von einigen Anverwandten (Pflegetöchter, an denen der Dichter mit besonderer Liebe hing) absehen, beschränkte sich doch ausschließlich fast auf zwei Personen: Propst Drendmann und Appellationsgerichtsrath Dr. Vollert. Zu dem Letztern sollte er auch noch geschäftlich literarisch in nähere Beziehungen treten. Darüber ein kurzes Wort. Der „Neue Pitaval" gab die Veranlassung dazu.

Der „Neue Pitaval" — über den zu sprechen ich mit Vorbedacht bis hierher verschoben habe — ist, wie bekannt, eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder älterer und neuerer Zeit, die von Wilibald Alexis, im Verein mit dem ihm befreundeten Criminalgerichtsdirector Hitzig, schon 1841, und zwar auf Veranlassung der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig, begonnen wurde. Nach Hitzig's Tode (1849) hatte die Fortführung des Werkes Wilibald Alexis allein obgelegen. Auch diese Arbeit schien, von 1860 ab, ruhen zu sollen. Das Bekanntwerden mit Dr. Vollert indeß, der 1858 an das Arnstädter Gericht versetzt worden war, schuf eine erwünschte Aushülfe und schon 1861 ging die Redaction dieses, einer weiten Verbreitung sich erfreuenden Sammelwerkes auf den genannten Herrn, Dr. Vollert über. Dieser steht noch an der Spitze des Unternehmens, von dem, in einem Zeitraum von etwa dreißig Jahren, achtundzwanzig Bände erschienen sind. So lange Wilibald Alexis bei geistiger Vollkraft war, hatte er dem „Neuen Pitaval" jederzeit eine besondere Liebe zugewandt. Er hing mit poetisch-psychologischem Grauen an dieser „Nachtseite der menschlichen Natur". In wie weit diese Neigung und diese Beschäftigung sein eigenes freies Schaffen beeinflußte, darauf komme ich an anderer Stelle, wenn auch nur flüchtig, zurück.

An der politischen Neugestaltung Deutschlands, an unseren Siegen 1864 und 66, auch noch an dem großen Kriege von 70, nahm er den lebhaftesten Antheil, denn es blieb ihm sein preußisches Herz bis zuletzt getreu, und wenn

Digitized by Google

er dem Hochgefühl über die Erfüllung seines Jugendtraumes auch nicht mehr in Worten Ausdruck geben konnte, man sah es doch an dem freudig glänzenden Auge, wie tief er empfand.

Eine besondere Freude ward ihm noch 1867, als ihm König Wilhelm, auf Antrag des Kronprinzen, den Hohenzollern'schen Hausorden verlieh. Ob er ihn noch getragen, ist gleichgiltig; es gab keinen Mann in Preußen, dessen Brust, speciell an der Stelle, wo das Herz sitzt, mehr Anspruch darauf gehabt hätte, mit diesem Kreuze geschmückt zu werden. Allein sein „Fridericus Rex" hatte ihm den vollgiltigsten Titel darauf verliehen.

Das war 1867; die Jahre gingen; er war müde geworden, er sehnte sich nach Ruhe. Wer damals, um die Sommerzeit, nach Arnstadt kam und an stillen Nachmittagen unter den Bäumen des Parks spazieren ging, der begegnete einem Wägelchen, drin ein Kranker langsam auf und ab gefahren wurde: ein alter Herr, das Haupt entblößt und auf die Seite geneigt, das Gesicht interessant, trotz aller Zeichen des Verfalls. Dieser Kranke war Willibald Alexis. Manches Auge ist theilnahmvoll diesem stillen Gefährt gefolgt.

So kam der December 1871. Am 8. wurde er bettlägerig; vier Tage später wußte er, daß er sterben werde, und nahm Abschied von seiner treuen Pflegerin, ihr in rührenden Zeichen, da er das Wort nicht finden konnte, für ihre Liebe dankend. Dann verfiel er in einen bewußtlosen Zustand; am 16. schloß sich sein Auge für immer.

Am Vorabend vor seinem Begräbniß wurde ein Gottesdienst an seinem offenen Sarge gehalten. „Er lag wie in Blumen begraben; nur sein Antlitz sichtbar. Er sah ernst, bleich, müde aus, so müde, wie ich noch keinen Todten gesehen." Um den Sarg her standen die nächsten Anverwandten: seine Frau, seine Pflegetochter, Frau Majorin von Döring (Wittwe seit dem Tage von Gravelotte), deren Schwester, Frau Hauptmann von Zedlitz, zwei Schwägerinnen, Appellationsgerichtsrath Dr. Vollert aus Eisenach, Bankdirector von Holtzendorff aus Gotha. Aus Berlin war Niemand erschienen. Oberconsistorialrath Dreidmann trat an den Sarg und sprach: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet. Denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieb haben." (Epistel Jacobi, Kap. 1, Vers 12.) Mit diesen Worten lasset uns Abschied nehmen von unserm lieben Freunde. Es gießt ja einen Glanz der Verklärung aus über all' das tief Schmerzliche, was uns jetzt erfüllt, und es ist selig und im Sinn unseres Freundes, mit versöhntem Herzen die Tage des Leids und der Thränen abzuschließen. Zudem, er hat nicht blos Böses empfangen aus seines Gottes Hand. O, wie viel köstliche Gnade und Gabe ist ihm widerfahren im Leben! Ihm gab der Herr einen reich ausgestatteten Geist, ein edles, dem Höchsten zugewandtes, ein lebenskräftiges, frisches Gemüth und Herz. Einer unerschöpflichen Arbeitskraft gelangen schöne Werke. Eine glückliche Ehe verschönte seine Tage. Viel Liebe und Verehrung floß ihm von allen Seiten zu und große, mächtig bewegte Zeiten durfte er mit durchleben; wofür er als Jüngling gekämpft, das sah er im Alter triumphiren. Nur Eines hat ihm sein Gott versagt: einen schönen, friede- und freudevollen Lebensabend ... Sein Lebensabend war ein Martyrium ... Aber wir, die wir Zeugen dieses Martyriums waren, sahen nicht eine einzige edle Eigenschaft seines Herzens durch die Macht der täglichen Leiden aufgehoben oder geschwächt. Ueberall,

Digitized by Google

aus allen schweren Proben, denen er unterworfen war, ging siegreich hervor all Das, was sein eigen war: sein kindlicher Sinn, seine herzliche Dankbarkeit für jede kleine Freude, seine warme Liebe zu Allen, die ihn liebten, seine Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit, seine Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, seine hohe Vaterlandsliebe und deutsche Gesinnung, vor allen Dingen aber seine ebenso demüthige, als starke Ergebung in den Willen Gottes. Kein Murren, kein Hadern, keine Bitterkeit über sein schweres Geschick floß über seine Lippen. Sein inneres Leben kam nie aus dem schönen Gleichgewicht, aus der heiligen Harmonie. Sein Körper erlahmte und erstarb, aber nie erlahmte und erstarb sein urgesunder, frommer Sinn. Und wenn er auch wenig laut werden ließ von dem Tiefsten, was sein Herz bewegte, Jeder fühlte in seiner Nähe etwas von dem Gebet des Psalmisten: „Wenn mir auch Leib und Seele verschmachtet, bist du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Theil." ... So gehe denn hin in Frieden, Du lieber, frommer, treuer Mann, ruhe aus von des Kampfes und der Arbeit Hitze; der Segen aber, den wir von Dir empfangen, wird bei uns bleiben mit Deines Namens Gedächtniß."

Nun erfolgte die Einsegnung; dann wurde der Sarg geschlossen und die alte Lindenallee hinunter, in der der nun Heimgegangene so oft im Rollstuhl auf- und abgefahren war, nach der Kapelle des Kirchhofs geschafft. Von hier aus erfolgte andern Tags unter dem Gesang von „Jesus meine Zuversicht" das Begräbniß. Es war ein Unwetter und der Sturm so heftig, daß das Singen darin verhallte.

An der Nordseite des Kirchhofs hat er seine Ruhestatt gefunden.

Digitized by Google

Wanderungen durch das Elsaß.

Von **Ferd. Lucius.**

Ein Ausflug nach dem Odilienberg.

Mythische Hohenburg, Du vaterländischer Pindus,
Alter Mirakelberg, sei Du uns freundlich gegrüßt!
Sei uns freundlich gegrüßt, Du, heilige Nymphe des Berges!
Tausend der Jährchen und mehr fließt Dein gesegneter Born!
Sieh, die Poeten besteigen Dein luftiges Belvedere —
Mit der kastalischen Fluth stärke das blöde Gesicht!
Schließe die Herrlichkeit vergangener Zeiten dem Blick auf;
Rings ja schmücken umher Wunder und Sagen das Land.

Karl Candidus.

Unser Ländchen ist in Folge der letzten Kriegsereignisse mit einem Male auf unerwartete Weise aus seiner bisherigen Verborgenheit hervorgezogen, und ohne unser Zuthun auf der Weltbühne in den Vordergrund geschoben worden; seit Monaten wird dasselbe allenthalben viel genannt, auch in solchen Gegenden, wo man früherhin kaum dem Namen nach es kannte, und Viele wenden heute ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme ihm zu, die vorher nur wenig oder auch gar nicht um dasselbe sich gekümmert. Das Elsaß liefert im gegenwärtigen Augenblick reichlich Stoff zu Leitartikeln und Correspondenznachrichten in öffentlichen Blättern und zu traulichen Gesprächen am häuslichen Herd; seine Geschichte wird auf's Neue erzählt in größeren Werken und kleineren Schriften; man berichtet in mehr oder minder sachkundigen Aufsätzen über den Geist der Stadtbewohner und die Gesinnungen der Landleute; über die Erzeugnisse des Gewerbfleißes und die Producte des Bodens, über politische Zustände und commercielle Verhältnisse. — Dies Alles — ich gebe es gern zu — mag für den Staatsmann und Beamten sehr erwünscht und wichtig sein und das Interesse der Handelswelt in hohem Grad in Anspruch nehmen. Diese Gebiete jedoch liegen mir persönlich so fern, daß ich durchaus keine Lust habe auf dieselben mich zu wagen; und zudem haben die von gewaltigen Stürmen aufgeregten Wogen hier zu Land noch immer viel zu wenig sich geebnet, als daß es gerathen wäre, jetzt schon ein endgiltiges Urtheil für oder wider, nach der einen oder andern Richtung hin abgeben zu wollen. Auch liegt ganz Anderes mir im Sinn und schwebt ein durchaus verschiedenes Ziel mir vor, indem ich mich anschicke in die Reihe der Berichterstatter einzutreten und über das Elsaß einige Mittheilungen niederzuschreiben. Ich möchte den geehrten Leser bekannt machen mit meinem mir so lieben Heimatlande und zu diesem Ende ihn hinausführen aus der schwülen und ungemüthlichen Atmosphäre der politischen Kreise, aus dem rast- und ruhelosen Treiben und Jagen des geschäftlichen Verkehrs, damit er aus eigener Anschauung sich überzeuge, wie sehr das Elsaß es verdiene immer mehr und mehr gekannt zu werden, sowol um der landschaftlichen Schönheit willen, die es uns darbietet in so reichlicher Fülle, als auch

Digitized by Google

wegen der geschichtlichen Erinnerungen, die zahlreich allenthalben uns entgegentreten.

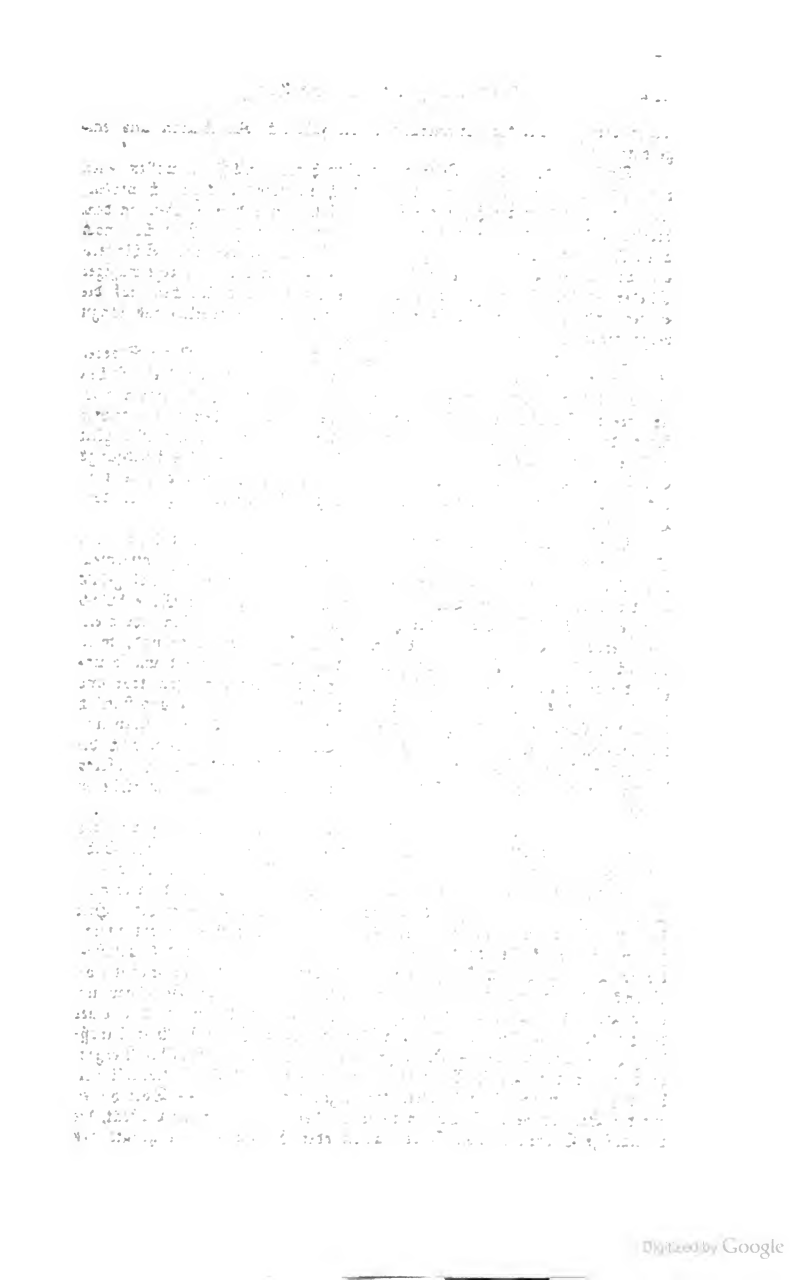
So komm denn, lieber Leser, wir wollen hinaus in's Freie, wollen jenen blauen Bergen uns zuwenden, die freundlich einladend uns zu sich winken; wollen da und dort die Höhe der Vogesen besteigen und uns laben an dem herrlichen Anblick, den die weitausgedehnte und reichgesegnete Landschaft nach allen Richtungen hin uns gewährt; wollen hintreten zu den alten Schlössern und verfallenen Burgen, die in so großer Anzahl und in fast regelmäßiger Gliederung die Höhenkegel unserer Berge krönen, und lauschen auf die Sagen und Geschichten, die sie bald wonnevoll, bald schauerlich aus längst vergangenen Jahrhunderten uns zu erzählen wissen.

Wenden wir uns vor Allem jenem Berge zu, der, wie Vater Stoeber schon vor mehr denn fünfzig Jahren schreibt, „dem Andenken des elsässischen Vaterlandes verwebt ist wie dem der Schweiz der Gotthard, wohin noch jetzt treuer Glaube den Pilger zur Kapelle der elsässischen Fürstentochter führt, die im siebenten Jahrhundert sich der Religion und Wohlthätigkeit weihete, wohin aus den Banden des kalten mechanischen Geschäftsgangs Straßburgs Bewohner so gern flüchten, um wieder einmal des Lebens so recht froh zu werden". Unser erster Ausflug soll Hohenburg oder dem Odilienberge gelten.

Wir wählen den etwas weitern, dafür aber auch bedeutend lohnendern Weg und fahren nach dem nur sechs Stunden von Straßburg entfernten, anmuthig am Fuße der Vogesen gelegenen Städtchen Barr. Wol geht's auf dieser Strecke unserer Schienenwege nach alter väterlicher Weise hübsch fein gemächlich, sachte her — der Haltstellen unterwegs sind eben sehr viele, ein übervolles Dutzend. Uns, die wir keine Geschäftsreisende sind, wird dadurch willkommene Gelegenheit geboten, die umliegende Gegend um so ungehinderter in Augenschein zu nehmen. Daß der Boden höchst fruchtbar und ergiebig ist, das sagen uns nicht blos die ausgedehnten, stolz und stattlich wogenden Weizenfelder, die großblätterigen dunkelgrünen Tabaksstauden und die anderen in üppiger Fülle prangenden Sommerfrüchte, sondern auch die zahlreichen Dörfer, die links und rechts gar schmuck und malerisch unseren Blicken sich darbieten und auf den Wohlstand der Bewohner uns schließen lassen.

Jetzt nähern wir uns dem Gebirge, die Gegend wird hügelig, wir sind im Rebengebiete angekommen. Von Molsheim an zieht sich die Bahn südwärts hin, in nächster Nähe den Vogesen entlang; da gilt es auszuschauen, denn die Scenerie verändert sich mit jedem Augenblick und in raschem Wechsel wird ein anmuthiges Bild nach dem andern uns vorgeführt. Hier liegt Rosheim mit seiner alten sehenswerthen und durch ihre Bauart interessanten Stephanskirche, einst eine der zehn freien Reichsstädte des Elsasses, die im Dreißigjährigen Kriege auf Befehl des Grafen Peter Ernst von Mansfeld geplündert und verbrannt wurde, weil deren Bewohner ihn einen Bastard gescholten hatten; auch ist Ittel Joerg hier geboren, einer der Hauptanführer der aufständischen Bauern, der im Jahre 1525 in Straßburg hingerichtet wurde. — Jenes große weiße Gebäude auf halber Bergeshöhe hinter dem Dorfe Bischofsheim ist ein altes Franziscanerkloster, heute jedoch, wenn ich nicht irre, von Ligoristen bewohnt. — Dort hinten auf der Bergeshöhe siehst Du, in tiefer dunkler Waldeinsamkeit versteckt, die weitläufige Burgruine von Geierbaden oder Girbaden, die größte des

Digitized by Google



Digitized by Google

Der Odilienberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wasgau's nach der Hohkönigsburg bei Schlettstadt droben. — Der Zug hält in Oberehnheim. Auch dieses Städtchen war eine Reichsstadt einst, und bis in die neuesten Zeiten haben dessen Einwohner aus pietätsvoller Rücksicht für das von den Vätern überkommene Erbe seine mittelalterlichen Mauern und Thore aufrecht und in Stand gehalten, so störend und hinderlich sie auch sein mochten für den von Tag zu Tag zunehmenden Verkehr. Eine Zierde der Stadt und ein Beweis für deren bedeutendes Einkommen ist die neue, vor wenig Jahren erst in gothischem Styl erbaute Kirche, deren zwei schlanke Thürme hoch gen Himmel streben. Die Gemeinde hat für diesen Bau über eine Million Franken verausgabt. — Und die beiden Zwillingsschlösser, welche so stille gute Nachbarschaft auf jenem Vorberg halten? Die heißen Lützelburg und Rathsamhausen und wären es wol werth, daß wir ihnen einen Besuch abstatten; ohne große Mühe und sonderliche Anstrengung steigt man auf bequemem Pfade die Höhe hinan, und eben so lieblich als ihre Lage ist auch die Aussicht, die sich von ihnen aus eröffnet sowol in das Gebirge als auch in die Ebene. Aber dort oben, über uns, das Kirchlein auf steil und schroff vorspringender Felsenwand, das ist die Odilie; die grüßt und winkt und ruft und ladet schon aus weiter Ferne, das Ziel unserer Wanderschaft. In Barr verlassen wir den Zug. Nur ungern verzichte ich auf das Vergnügen, den Leser einzuführen in das von meinen Knabenjahren her mir wohlbekannte und liebe Städtchen, dessen behäbigen Wohlstand ein flüchtiger Blick auf jene stattliche Häuserreihe schon von hier aus errathen läßt. Es hat denselben seinen Gerber- und wollenen Strickwaaren eben so sehr als auch seinen allerorts mit Recht gesuchten Weinen zu verdanken, unter denen der „Kirchberger" in erster Reihe genannt zu werden verdient. Im Jahre 1678 wurde Barr, nachdem es sich kaum von dem großen Brande von 1592 erholt, an allen Ecken und Enden angezündet und bis auf die Martinskirche und einige wenige Häuser niedergebrannt, weil ein Bürger der Stadt beim Abzuge der Truppen einen französischen Officier vom Pferde heruntergeschossen.

Ein angenehmer, sanft durch Rebberge aufsteigender Weg, auf welchem manch' ergiebiger Ausblick in die Ebene uns gestattet wird, führt uns nach dem nahen, frei und luftig auf geschützter Höhe gelegenen Heiligenstein. Auch diesem Dorfe sieht man's schon bei flüchtigem Durchwandern an, daß dessen Bewohner im Allgemeinen in günstigen Verhältnissen sich befinden; deutlich bezeugen uns dies die Privathäuser sowol, als auch die öffentlichen Gebäude, an denen wir vorüberkommen; hier die noch neue, in einfachem, aber würdigem Styl erbaute Kirche, und ganz in deren Nähe, auf der andern Seite der Straße, das in jüngster Zeit erst fertig gewordene und für eine kleine Landgemeinde wirklich großartige Schul- und Gemeindehaus. Indem wir dasselbe betrachten, fällt uns ein künstlerisch schön in Stein gehauenes Standbild auf, das dessen Giebel schmückt und, wie die Inschrift sagt, einem gewissen Erhardt Wantz zu Ehren hier (nur etwas zu hoch nach unserm Dafürhalten) angebracht ist. Dieser Name ist uns unbekannt; ein gesprächiger, mit der Dorfchronik wohlvertrauter Alter, an den wir uns wenden, giebt uns bereitwillig den gewünschten Bescheid. „Diesem Mann da", erzählt er uns, „hat unsere Gemeinde hauptsächlich ihren jetzigen Wohlstand zu verdanken, und indem wir sein Bild hier aufgestellt, haben wir sein Andenken erhalten und den schuldigen Dank ihm bezahlen wollen. Erhardt Wantz, oder wie er hier bei uns gewöhnlich nach seinem abgekürzten Vor-

Digitized by Google

namen nur genannt wird, Ehret, war ein schlichter Rebmann und lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Mit Leidwesen sah er einen in der Nähe des Dorfes der Morgen- und Mittagssonne herrlich ausgesetzten Bergeshang, die Au genannt, brach und öde liegen, während er doch, nach seiner Meinung, für den Weinbau auf das Vortheilhafteste ausgebeutet werden konnte. Nach vielem vergeblichen Hin- und Herlaufen, nach lange nutzlos fortgesetztem Ringen und Kämpfen brachte er es endlich dahin, daß die Stadt Straßburg denselben an die Gemeinde Heiligenstein abtrat. Eiligst wurde er umgebrochen und mit Reben angepflanzt, welche Ehret drunten vom Rhein her, als ganz besonders für diesen Boden geeignet, hatte kommen lassen — und heute wächst nun auf diesem ehemals unfruchtbaren Berge jener köstliche Wein, der unter dem Namen Heiligensteiner Clevener bekannt ist und zu den vorzüglichsten Sorten des Elsasses gezählt wird. Wir vergessen den Mann nicht, dem wir so viel zu verdanken haben, darum haben wir sein Standbild hier angebracht —

„Und wenn im Herbst der Jubel
Hinabschallt laut zu Thal,
Wenn sich die Winzer sammeln
Zum frohen Festesmahl;
Wenn hell die Becher klingen
Gefüllt mit gold'nem Wein,
Da tönt ein Vivat Ehret
Auch jedesmal mit ein!"

Wir sagen unserm gefälligen Cicerone für die uns mitgetheilte Auskunft bestens Dank und . . . ziehen weiter? — Nun ja, doch nicht ohne vorher durch eigenste Erfahrung dessen Behauptung erprobt zu haben. Und der gute Alte hat uns nicht zu viel gesagt; der Clevener ist ein Vinum C O S (soll bekanntlich heißen color, odor, sapor) im wahren Sinne des Wortes, ein Wein, der Farbe, Geruch und Geschmack hat, und gern stimmen nun auch wir pflichtschuldigst mit ein in Ehret's wohlverdientes Lob.

Vor dem Dorfe führt uns der Weg links den Berg hinauf und in geringer Entfernung liegt vor uns das der Familie von Türckheim gehörige Truttenhausen (Druidenhaus) freundlich auf der Höhe da. Die beiden herrschaftlichen Wohnhäuser nehmen unsere Aufmerksamkeit weniger in Anspruch, als die mit schönen englischen Anlagen umgebene, durch die Sorgfalt der Besitzer sehr wohl erhaltene Kirchenruine. Sie ist das letzte Ueberbleibsel des von Herrad von Landsperg 1182 hier erbauten Klosters für zwölf regulirte Chorherren des Augustinerordens. Im Jahre 1336 — so lesen wir auf einer an der Ruine befestigten Tafel — wurde dieses Kloster durch die herumstreifenden sogenannten Engländer verwüstet — 1444 verheerten es die Armagnaken — 1525 hatte es abermals durch die aufrührerischen Bauern zu leiden und 1555 wurden alle Gebäude, sammt der Kirche, durch einen zufällig ausgebrochenen Brand in Asche gelegt und nicht wieder aufgebaut.

Werfen wir noch einen raschen Blick hinüber nach den Ruinen des um's Jahr 1200 erbauten Landsperger Schlosses, rufen schnell an den ersten Bäumen des Waldes einen lieben Namen über den Hohlweg hin, den uns das allezeit bereite Echo deutlich drei Mal wiederholt — und jetzt langsam aufwärts den Berg hinan.

Da stehen wir auf dem höchsten und vorliegendsten Punkte, auf der Platte des Maennelsteins, 830 Meter über dem Meeresspiegel. Wonne-

Digitized by Google

trunken lassen wir das entzückte Auge umherschweifen auf dem zauberisch schönen Bilde, das eben so großartig als lieblich vor uns sich entfaltet und das ganze Rheinthal umfaßt drunten von Landau an bis hinauf nach Basel. Hier zu unseren Füßen Wälder und Rebhügel, Wiesen und Ackerfelder — weiter hin, so weit das Auge reicht, zwanzig Städte, dreihundert Dörfer, und da „das Wahrzeichen des Elsasses, Straßburgs Münsterpyramide" — dort drüben, zwischen den Rhein und den Schwarzwald eingeengt, das langgestreckte badische Ländchen — und dort wieder im fernen Hintergrund — (doch deutlich nur bei reiner Spiegelluft, wenn Regenwetter im Anzug ist) in rosenrother Färbung schimmernd, die zackigen Spitzen und Hörner der himmelanstrebenden Schweizergletscher.

Indem ich so ausschaue und an dem wundervollen Anblick mich labe, taucht ganz ungesucht in meinem Gedächtniß auf, was Karl Candidus (der liebe Freund und Studiengenosse lebt gegenwärtig als Prediger „an des Schwarzen Meeres Strande" in Odessa) in seiner eigenthümlichen und originellen Weise vor bereits dreißig Jahren in jugendlicher Lebenslust von dieser Stelle laut über Berg und Thal hinaus gesungen:

„Stoß an, mein Freund, das Rheinthal das soll leben!
Vor langen, langen Jahren war's ein See,
Das ganze Rheinthal war ein See, Juchhe!
Und heute wächst so guter Rheinwein da!
So guter Rheinwein da, Victoria!
Stoß an, mein Freund, das Rheinthal das soll leben!
Hoch!

Vor langen Zeiten war's ein wüstes Meer.
O Barbarei! Nur Fische kreuz und quer!
Und heute sind so schöne Mägdlein da!
So schöne Mägdlein da, Victoria!
Stoß an, mein Freund, das Rheinthal das soll leben!
Hoch!

Ihr hohen Münster! Und ihr Schlößlein, ihr!
Du städtereiches, schönes Lustrevier! . . .
Bei Bingen brach es durch, bei Bingen, ja!
Soll leben Bingen, hoch! Victoria
Stoß an, mein Freund, das Rheinthal das soll leben!
Hoch!"

Wenden wir uns über die Bloos dem etwas tiefer liegenden Odilienkloster zu, so begegnen wir den bedeutenden Ueberresten der sogenannten Heidenmauer.*) An manchen Orten ist dieselbe zwei Meter dick und besteht meistens aus zwei hintereinander liegenden Steinlagen. Ohne Kalk und Mörtel sind die großen ungleichen Quaderstücke (oft 2 Meter lang, 1 Meter breit und 70 Centim. hoch) aufeinandergesetzt; jedoch, damit sie nicht weichen konnten, waren sie theilweise durch sogenannte Schwalbenschwänze verbunden, d. h. durch eichene, 20 bis 30 Centim. lange und 3 bis 4 Centim. dicke Keile, die an beiden Enden breiter waren als in der Mitte, und somit

*) Für die hier und weiter unten mitgetheilten historischen Notizen habe ich folgende Werke zu Rathe gezogen: Schöpflin, Alsatia illustrata. Schweighäuser, Antiquités d'Alsace. Pfeffinger, Hohenburg oder der Odilienberg. Silbermann, Beschreibung von Hohenburg. Aufschlager, das Elsaß, histor.-topographische Beschreibung der beiden Rheindepartemente.

Digitized by Google

die aneinander gestoßenen Steine zusammenhielten. Natürlich sind dieselben längst schon verfault; an vielen Felsstücken jedoch kann man noch heute deutlich die Einschnitte bemerken, in welchen sie lagen. Ganze lange Strecken dieser Mauer sind im Laufe der Jahrhunderte zusammengestürzt, besonders da, wo man derselben keinen Felsengrund zu verschaffen vermochte; auch finden sich noch viele andere größere und kleinere Lücken und Unterbrechungen vor und sind dieselben vornehmlich an solchen Stellen bemerkbar, wo die Steine zur Erbauung naher Gebäude, wie Klöster, Schlösser, Kirchen auf leichte Weise fortgeschafft werden konnten. Diese Lagermauer zog sich um den ganzen Bergrücken herum, senkte sich in ein tiefes Thal hinab, erhob sich nordwärts wieder auf einen andern Berg und bildete bald hervorspringende, aber abgerundete, bald eingebogene Winkel, je nachdem die Terrainbeschaffenheit es erforderte. Ihr Umfang beträgt 10,500 Meter und die dadurch eingeschlossene Fläche soll über eine Million Quadratmeter enthalten. Nach der Meinung der vaterländischen Alterthumsforscher soll die erste Anlage zu dieser in ihrer Art einzigen Mauer schon von den Galliern gemacht worden sein. In der Folge vertheidigten sich auch die Römer hinter dieser Verschanzung, die sie ohne Zweifel noch mehr befestigten, gegen die Einfälle der Allemannen und anderer Völkerschaften. Münzen von Augustus an bis Constantin dem Großen, welche man bei diesen Mauern oft und viel gefunden hat, zeugen von dem Aufenthalt römischer Legionen auf dieser Höhe. Von Ottrott bei Oberehnheim führt auch eine, stellenweise noch leicht zu erkennende römische Heerstraße, etwa $2^1/_2$ Stunde lang, auf die Bergspitze hinauf. Der Lagermauer folgend nähern wir uns dem eigentlichen Odilienberge und den auf demselben befindlichen Gebäuden; zu unserer Linken erblicken wir einen in freier Lage steil aufsteigenden Felsblock. Es ist dies der Wachtelstein, oder wol richtiger Wachtstein, weil auf demselben wahrscheinlich die Wachtposten aufgestellt wurden, um die umliegende Gegend auszuspähen. Ganz in dessen Nähe befinden sich die sogenannten Druidenhöhlen, welche tief in den Felsen gehauen und mit sehr großen Steinplatten bedeckt sind; ob sie aber von den Druiden wirklich herrühren, wer kann es sagen? Kenner der Vorzeit wollen nur Wachtstuben in ihnen erblicken.

Wir stehen am Eingang in den Hof des Klosters, dessen Geschichte reich mit sagen- und legendenhaften Zügen verwebt ist.

Zur Zeit, als man zählte 666 n. Chr. regierte Adalrich (auch Attich und Eticho genannt, der Stammvater der Fürstenhäuser Oesterreich-Habsburg und Baden-Zähringen) als Herzog des Elsasses und hatte seinen Sitz gewöhnlich auf der königlichen Pfalz zu Oberehnheim. Das Glück, welches ihm bisher fortdauernd hold und günstig gewesen, hatte ihn verwöhnt; da aber traf ihn ganz unverhofft mit einem Male hart und schwer ein furchtbar empfindlicher Schlag. Längst schon war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, einen Nachfolger seiner Würden, einen Erben seiner ausgedehnten Ländereien (auch jenseits der Vogesen hatte er große Besitzthümer) umarmen zu können — da gebar ihm Berehsinde, seine Ehefrau, ein blindes Töchterlein. Dieses Mißgeschick brachte ihn ganz außer sich; glühender Haß erfüllte ihn gegen das schuldlose Kind, und um es zu schützen vor seinen böswilligen Nachstellungen übergab es dessen Mutter insgeheim einer Amme in dem nahegelegenen Scherweiler, von wo es einige Zeit nachher, als man auf seine moralische Bildung Bedacht nehmen mußte, in das Kloster Palma (Beaune-les-Nones, sechs Stunden von Besançon) gebracht wurde, welchem

Digitized by Google

eine vertraute Freundin Berehsinden's als Aebtissin vorstand. Hier soll sie durch den bayrischen Chorbischof Erhardt aus der Taufe gehoben worden sein und den Namen Odilia — zugleich aber auch durch Gottes wunderbare Fügung das Gesicht erhalten haben. Nachdem sie in diesem Kloster auf das Sorgfältigste unterrichtet und erzogen worden, kehrte sie 678 in die Heimat zurück. Ihr Vater aber, welcher von dieser glücklichen Heilung noch nichts wußte, wurde über diese Heimkehr so wüthend, daß er seinen Sohn Hugo, der dieselbe hinter seinem Rücken veranstaltet hatte, leblos zu Boden niederstreckte und der Tochter ein gleiches Loos androhte. Diese jedoch entzog sich seinen boshaften Anschlägen durch eine schleunige Flucht. Aber es währte nicht lange, da brach sein trotziges und verstocktes Herz; er bereute seine Verblendung, rief Odilien zurück und zum Beweise seiner Sinnesänderung begünstigte er deren Hang zum Klosterleben, schenkte ihr seinen Lieblingsaufenthalt, das Schloß Hohenburg, welches er sich einige Jahre vorher an der Stelle einer verfallenen römischen Burg (sie hieß Altitona) auf dem Berge oben erbaut hatte, zu einem Damenstifte und setzte sie demselben als erste Aebtissin vor. Beide Eltern starben kurz nacheinander, etwa um's Jahr 695, und wurden durch Odilien in einen gemeinschaftlichen Sarg gelegt, welcher bis heute erhalten wurde und somit eines der ältesten Denkmäler aus der fränkischen Periode des Elsasses ist.

Kaum war das Kloster Hohenburg vollendet, als Odilie es auch schon erkannte, daß ihre wohlthätigen und menschenfreundlichen Absichten nicht in dem Maße erreicht wurden, wie sie es wünschte. Arme, Gebrechliche, Kranke, welchen sie in hingebender Liebe Pflege und Hülfe zugedacht, konnten unmöglich, oder doch nur mit der größten Mühe bis zur Spitze des Berges gelangen, auf welcher das Kloster stand. Sie gründete darum unverweilt, auf halber Bergeshöhe etwa, ein Hospital, baute nicht lange nachher daneben ein Kloster sammt einer Kirche und rief so die Abtei Niedermünster in's Dasein, von welcher jedoch, da sie 1572, vom Blitz getroffen, niederbrannte und nicht wieder aufgebaut wurde, heute nur noch einige Ruinen zu sehen sind Bis in ihr hohes Alter lebte Odilie auf solche Weise dem Dienste der leidenden Menschheit und ließ es sich nicht nehmen, jeden Tag den beschwerlichen Weg von Hohenburg nach Niedermünster und zurück zu machen. Sie leuchtete in allen christlichen Tugenden ihren Untergebenen mit eigenem Beispiele voran und der Ruf ihrer Frömmigkeit verbreitete sich bei ihren Lebzeiten noch in der umliegenden Gegend und selbst im Auslande. Wäre sie auch nicht durch die Erkenntlichkeit ihrer Zeitgenossen sowol, als auch späterhin durch päpstliche Bullen in die Reihen der Heiligen aufgenommen worden, die Nachwelt würde darum doch ihren Namen nicht weniger in dankbarem Andenken behalten haben. — Man nimmt so ziemlich übereinstimmend an, daß sie nahe an siebzig Jahre alt geworden und wol um's Jahr 722, am 13. December, gestorben ist.

Unter ihren Nachfolgerinnen dürfen wir nicht vergessen, der durch Verstand und Herz und Kenntnisse gleich ausgezeichneten Herrad von Landsperg Erwähnung zu thun, welche im Jahre 1195 als Aebtissin von Hohenburg das Zeitliche gesegnet. Sie ist die Verfasserin des Hortus deliciarum (Lustgarten), einer für ihre Nonnen veranstalteten Sammlung lateinischer Excerpte, die sich auf die biblische Geschichte, nach den Begriffen ihres Zeitalters, bezogen und denen das Nöthigste aus anderen Wissenschaften zur Erläuterung beigefügt war. Das „mit zierlichen Initialen und phantasievollen

Digitized by Google

Randzierungen" ausgestattete Manuscript wurde sorgsam auf der Straßburger Stadtbibliothek aufbewahrt, ist aber leider! in der Schreckensnacht des 24. August 1870 mit so vielen anderen werthvollen und unersetzlichen Schätzen ein Raub der Flammen geworden.

Endlich treten wir jetzt durch das unter dem Wirthschaftsgebäude angebrachte Bogenthor in den mit großen majestätischen Linden regelmäßig bepflanzten Hof ein und sehen zu unserer Rechten die mit wetterschwarzen, eichenen Schindeln gedeckte Kirche und, daran stoßend, das Kloster vor uns liegen; ein oberflächlicher Blick auf beide Gebäude sagt uns jedoch, daß sie aus Odilien's Zeiten nicht stammen können. Und so ist es auch; sie wurden erst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, so wie sie jetzt sind, aufgebaut, während die früheren Gebäude oft und viel durch Blitz und Waldbrände angezündet und vernichtet worden. (Z. B. 1049—1199—1243—1301—1473—1546—1681— — 1622 waren es mansfeldische Truppen, welche dieselben niedergebrannt.) Die Kirche ist ein schönes, dauerhaftes, durch starke Strebpfeiler aus Quadern gestütztes und durch dreizehn Fenster erhelltes Bauwerk. Der Länge nach mißt sie 28 Meter und wird durch zwei Reihen toscanischer Säulen unterstützt, die sie, je vier und vier, in drei gewölbte Abtheilungen sondern, wovon die mittelste 9 Meter hoch ist; die beiden Seitengänge sind weniger hoch und breit. — Aus dem Chor der Kirche führt eine Thür in die Kreuzkapelle, in welcher man den Sarg Adalrich's und Berehsinden's sieht. — Gleich daneben befindet sich die Odilienkapelle, woselbst bis 1793 der schöne steinerne Sarg stand, in welchem die Gebeine der Heiligen ruhten; damals aber wurde derselbe erbrochen und stark beschädigt, und als man ihn ein Jahr später im Beisein eines Districtscommissars wieder eröffnete, fand sich nicht das Mindeste mehr darin vor. Schon 1354 war dieser Sarg übrigens aufgeschlagen worden in Gegenwart Kaisers Karl IV., der Odilien's rechten Vorderarm herausnahm und als Reliquie nach Prag bringen ließ. Der Sarkophag ist 1799 restaurirt und in dieser Kapelle aufgestellt worden; auf dem Deckel desselben ist die Heilige knieend dargestellt, eine kunstlose, ja wir dürfen fast sagen rohe Arbeit. Rings an den Wänden umher ist in einer Reihe von Gemälden Odilien's Geschichte veranschaulicht, und ex voto-Bilder und Blätter nehmen jedes freie Plätzchen ein. — Die Zährenkapelle macht einen freundlichen Eindruck durch die neuen, hübsch gemalten Frescogemälde, welche deren Seiten zieren, und einige merkwürdige Momente aus dem Leben der Heiligen darstellen. Auf dem Altarbilde wird uns gezeigt wie Adalrich, auf die inbrünstige Fürbitte seiner Tochter hin, durch zwei Engel aus dem Fegfeuer herausgetragen wird. Vor dem Altare liegt schützend über einer Vertiefung ein eisernes Gitter — dieselbe soll dadurch entstanden sein, daß Odilie hier fort und fort auf ihren Knieen gelegen und für ihres Vaters Seelenheil gebetet hat — auch die zahlreich dabei vergossenen Thränen haben sichtbare Spuren hier zurückgelassen. — Ihr gegenüber steht die Engelskapelle, auch Hangende Kapelle genannt, weil sie, auf einen vorspringenden Felsen erbaut, gleichsam über dem Abgrunde schwebt. Wenn man nicht an Schwindel leidet, kann man auf einem schmalen Pfade um dieselbe herumgehen; und auch uns öffnet auf unsere Bitte eine freundliche Novize das eiserne Gitter, welches denselben absperrt, um Unvorsichtige abzuhalten und Unglück zu verhüten. Wer aber furchtlos ganz besonders gern neun Mal nach einander diesen Umgang zu halten beliebt, soll uns Freund Candidus sagen:

Digitized by Google

„Ueber dem Abgrund dort hängt schwindelnd die Engelskapelle;
Sieh', und am Rand hin zieht schauerlich schmal sich ein Pfad!
Und — es ist die Sage des Volks — ihn wandeln furchtsame Mägdlein
Tollend und kichernd: es stell' eher der Freier sich ein!"

Auch von hier aus eröffnet sich uns eine prachtvolle Aussicht, nicht so umfassend wie jene der mehr vorliegenden südlichen Bergecke des Männelsteins, aber vielleicht noch reizender durch den herrlichen Contrast der amphitheatralisch sich gegen die Ebene eröffnenden Berggruppen. Dort, weit in die Ebene sich verlierend, ein fruchtbares Vorgebirge, bis oben mit Wein und anderm Anbau bedeckt, überall mit Ortschaften umlagert; an seiner äußersten Spitze, wo die Fläche anhebt, das uralte Oberehnheim, einst Adalrich's Residenz; weiter die lachende Anhöhe, den Lauf des Breuschcanals bis nach Straßburg bezeichnend, über dem Vorgebirge die Berggipfel jenseits des Breuschthales; näher dem Blick, auf dem Abhange des Odilienberges, der sich jenseits des Klosters hervorzieht, die Schwesterburgen Lützelburg und Rathsamhausen, erst im Dreißigjährigen Kriege durch die französischen Waffen gebrochen; — dahinter auf fernem Gipfel das einst mächtige Girbaden — im Westen, bei 800 Fuß über die Odilie erhaben, des Hochfelds Bergrücken, der Lehnpunkt einer ganzen Reihe Bergmassen, durch wechselnde Nadel- und Laubholzwaldungen vielfach schattirt — und dann zu den Füßen des Abgrundes die lieblichen Wiesen des Niedermünster-Höhenthals mit seinem gastlichen Meyerhofe, und um ihn her die malerischen Trümmer des befreundeten Klosters, das auch Odilien als Stifterin ehrte. (Ehrenfried Stoeber, Alsa, S. 104). Welch' eine reiche unabsehbare Fülle von landschaftlicher Pracht und Herrlichkeit!

Ein kürzerer und bequemerer Weg, als der hier beschriebene, führt von Oberehnheim über Ottrott herauf und ist so angelegt, daß er leicht auch befahren werden kann. Die guten Schwestern, welche das Kloster bewohnen (Hohenburg sammt den umliegenden Waldungen ist Eigenthum des Straßburger Bisthums), sind gern bereit „für Geld und gute Worte" den Beweis zu liefern, daß Küche und Keller bei ihnen allzeit auf's Beste bestellt sind; und wer Lust hat, sich längere Zeit hier aufzuhalten, für den stehen trauliche Zimmer bereit, vor deren umgitterten Altanen in der Tiefe die herrlichsten Fernsichten ausgebreitet liegen.

Heute herrscht hier oben allenthalben tiefe, ich möchte sagen sabbatliche Stille; gesenkten Hauptes und gemessenen Schrittes gehen nur hier und da ein Klosterbruder oder eine Ordensschwester ihren gewohnten Berufsarbeiten nach; ungestört können wir unseren Betrachtungen uns hingeben und gemüthlich gegenseitig die Empfindungen austauschen, welche der Rückblick in die Vergangenheit und der Ausblick in Gottes schöne Welt in uns wach gerufen. So ist es aber nicht an einem Pfingstmontage, da kommen Hunderte, ja Tausende hier zusammen; auf allen Wegen und Pfaden strömt Jung und Alt in buntem Durcheinander der Höhe zu, singend und jubelnd in ausgelassener Lebenslust die Einen, Litaneien murmelnd und den Rosenkranz betend die Anderen; aus allen Städten und Dörfern der Umgegend haben sie sich aufgemacht, Manche um eine ihnen auferlegte Buße abzuthun, Andere um Genesung von irgend einem Leiden von der Heiligen für sich oder ein Familienglied zu erflehen, die große Mehrzahl aber, um sich zu vergnügen und gemeinsam einen frohen Tag, auf den sie sich im Voraus schon längst gefreut, auf dem weithin so beliebten Odilienberge zuzubringen. Da ist ein

Digitized by Google

Wogen und Drängen und Treiben und Summen und Tosen, wie man's sonst auf einem belebten Jahrmarkt gewöhnlich nur zu finden pflegt. Wo man auch hinschauen mag, sieht man Gruppen beisammen sitzen, welche ihre mitgebrachten Vorräthe mit einander theilen und fleißig das Vogel (kleines hölzernes Weinfäßchen) im Kreis herum gehen lassen. — Hier hat sich ein Gesangverein aufgestellt und nach den ersten getragenen Accorden schon sieht sich derselbe von einem zahlreichen Publicum umgeben, das aufmerksam auf die schönen Weisen lauscht, welche voll und kräftig der Sänger Brust entquellen. — Dort drüben ballt sich hastig ein anderer Menschenknäuel zusammen, neugierig sucht Einer über den Andern wegzuschauen und ununterbrochen tönt weithin schallendes Gelächter zu gleicher Zeit aus hundert Kehlen; es ist ein geistreicher Witzbold, der einen komischen Vortrag hält und sich des ungetheiltesten Beifalls seiner Zuhörer für seine gratis gebotene Kunstleistung zu erfreuen hat. — Auch um die höchst primitiven Buden herum drängen sich Schau- und Kauflustige in großer Zahl, als ob da ganz besondere Herrlichkeiten zu haben wären, und doch wird wenig Anderes feil geboten als Wein und Bier, Würste und Brod, Heiligenbilder und Meßbücher, Rosenkränze und Odilienmedaillen. Diese letzteren besonders finden reißenden Absatz, denn unter den Besuchern sind wenige und — auch Frauen und Mädchen nicht — welche an diesem Tage den Odilienberg verlassen, ohne die an einem rothen Bändchen hängende Medaille als selbstgespendete Auszeichnung und leichten Kaufs erworbenes Ehrenzeichen auf der Brust zu tragen.

Aber auch in der Kirche und den Kapellen sind alle Räume dicht mit Menschen angefüllt; knieend, stehend, gehend sagen die zahlreichen Wallfahrer ihre Gebete her. In der Odilienkapelle jedoch ist das Gedränge ganz besonders groß, denn in derselben ist, wie vorher gesagt worden, der Sarg der Heiligen mit ihrem in Stein gehauenen Bilde aufgestellt. Auf diesem Sarge kniet jetzt noch weiter eine Frauensperson, welche fort und fort in heiligem Eifer und hastiger Eile die eigens dazu mitgebrachten Schnupftücher entgegennimmt, welche fünfzig Hände zugleich in gläubigem Wetteifer ihr hinhalten; sie wischt mit denselben das steinerne Gesicht der Heiligen ab und giebt sie ungesäumt ihren hochbeglückten Eigenthümern wieder zurück, welche überzeugt sind, daß sie damit nun ein heilkräftiges Mittel gegen etwaige Augenleiden besitzen. — Eine ähnliche Heilkraft wird von dem Volke ebenfalls dem Wasser des etwa zehn Minuten tiefer an dem Wege nach Niedermünster liegenden Odilienbrunnens beigelegt. Viele Pilger füllen darum mit demselben ihre Fläschchen an und bewahren sie sorgsam zu Hause für vorkommende Fälle auf. Es soll diese Quelle auf das inständige Flehen der Heiligen aus dem Felsen hervorgebrochen sein und ihr somit die Möglichkeit geboten haben, einen verschmachtenden und mit dem Tode ringenden Wanderer in's Leben wieder zurückzurufen.

Es ist Abend geworden, der Fuß des Berges ist schon längst in Schatten gehüllt — wir müssen an die Heimkehr denken. Noch ein Mal, ein letztes Mal lassen wir unsern Blick umherschweifen . . . Und jetzt . . . lebe wohl Odilienberg — wer Dich einmal gesehen, kehrt gerne wieder!

Digitized by Google

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

XII.

Ehe ich nun mit meinen Erinnerungen in die neue Thätigkeit eintrete, sind noch mancherlei Rückblicke nachzuholen die die Vorbereitung auf dieselbe klar machen sollen, mancherlei Beziehungen zu erwähnen, die mir förderlich wurden.

Am 17. März 1863 hatte ich mich zur Uebernahme der Intendantur des schweriner Hoftheaters verpflichtet und im Herbst, zur Eröffnung der Saison in Schwerin, sollte ich dieselbe antreten. Die Vorbereitungen waren schwieriger als ich dachte, solche kaum gerechnet, die schon die Uebersiedlung, die vollkommene Umwandlung meines Hausstandes bedingte. Ueber alle Schwierigkeiten half mir aber die Freude an der neuen Aufgabe fort, so daß mir der Entschluß leichter wurde als meinen Freunden; denn kaum war derselbe bekannt geworden, als sich namentlich unter meinen Berliner Bekannten ein eifriges Für und Wider erhob. Die Meisten waren ganz entschieden dagegen, und hoben namentlich hervor, daß, unter der Last der neuen Geschäfte, die eigene Production Einbuße leiden würde. Dem konnte ich nur entgegenstellen, daß mir bereits, und zwar Ausschlag gebend für den Entschluß, meine Aufgabe als dramatischer Schriftsteller in Berlin gebrochen und jede Aussicht für dieselbe abgeschnitten sei. Dann erhoben sich Zweifel über meine practische Befähigung zu einer solchen Stellung, man prophezeite mir unüberwindlichen Aerger und Verdruß, kurz, hätte ich allem Dem Glauben beimessen wollen, so hätte ich noch in der letzten Stunde zurücktreten müssen.

Am klarsten und verständigsten, weil sie die Verhältnisse am besten kannte, sprach sich Charlotte Birch-Pfeiffer aus. Zuerst hatte sie dem Gerücht keinen Glauben schenken wollen, dann wurde sie zweifelhaft, kam zu uns, sprach ganz harmlos von Allerlei, und warf dann hin: „Denken Sie nur, auf was Alles die Leute verfallen. Man hat mir von verschiedenen Seiten erzählt, Sie würden Theaterintendant in Schwerin!“ Sie lachte dabei, aber als ich auch lachte ohne zu leugnen, rief sie aus: „Also ist's wahr! Nun denn, das Nessushemd, das Sie da überwerfen, werden Sie niemals im Leben wieder los. Das Theater, wie man ihm auch dient, läßt Einen nicht mehr frei, am wenigsten wenn man, wie Sie, angeborene Leidenschaft dafür hat. Will man sich mit Gewalt von ihm trennen, bleibt doch immer ein gutes Stück Herz dabei hängen. Auch vom Becher des Herrschens kostet man nicht ungefährdet. Gehen Sie in Gottes Namen, Ihnen ist nicht mehr zu helfen, und ich will Sie auch nicht mehr schelten, wenn Sie nur geloben fleißig meine Stücke zu geben.“

Sie ging nun ganz in die Besprechung der neuen Aufgabe ein und meinte, ganz im Gegensatz zu den anderen Freunden, daß meine eigene Production nicht allein keine Einbuße erleiden, sondern neue Anregung gewinnen würde und daß ich nun endlich, in der practischen Beschäftigung mit der

Digitized by Google

Bühne, lernen würde dankbarere Rollen zu schreiben: „Wenn man den Schauspielern Gelegenheit bietet sich Erfolg zu erringen, erringen sie ihn für das Stück mit, das lernt man aber nur in der Praxis", sagte sie „und wie sonst hätten Sie sich jemals Praxis erwerben können?"

Sie entwickelte mir nun eine ganze Reihe von Regeln über den Verkehr und die Behandlung der Schauspieler, über die Grenze bis zu der man dem Publicum in seinen Anforderungen nachgeben dürfe, kurz, wie ich bis dahin als Schriftsteller ihren Rath einholte, so fand ich ihn durch die ganze Zeit meiner Theaterführung nun auch als Bühnenlenker aufrichtig, klar, immer practisch, welt- und sachkundig.

Es sei hier vergönnt, bei der hochbegabten, eigenthümlichen und doch so viel beneideten und verkannten Frau zu verweilen. Mir war sie durch einen zwanzigjährigen Verkehr Freundin geworden und ist es geblieben bis zu ihrem Tode. Ich will den Leser gleich in ihr Arbeitszimmer einführen, die Werkstatt unermüdlicher Thätigkeit, unerschöpflicher Productionskraft. Es war nicht gleichgiltig, daß ich immer, wenn ich zu ihr kam, selbst mit Fremden, die ihre Bekanntschaft zu machen wünschten, in das Arbeitszimmer eindrang und nicht im Salon bleiben wollte, in dem die fleißige Frau nicht sie selbst war, und das immer etwas Fremdes für ihr Wesen behielt. Die Honneurs des Salons zu machen war nicht ihre Sache, aber vor dem Schreibtisch war ihr Platz. Da war sie frei, ungezwungen, aufrichtig, selbst wenn sie sich vorgenommen hatte, in dieser oder jener Beziehung schlau zurückhaltend zu sein, wobei sie sich aber immer im Eifer des Gesprächs verrieth.

Schreiten wir also auch heute durch den Salon mit seinen rothen Plüschmeubles, seinen Büsten und Bildern, seinen Andenken und Geschenken. Was der Besitzerin wirklich lieb war, ist nicht hier, das hat sie mit in ihr Laboratorium genommen. Da sieht es nicht elegant aus, aber Alles gehört zusammen, paßt zu der Bewohnerin, zeigt ihre liebsten Erinnerungen, und beweist den Fleiß des Momentes. Der Thür gegenüber steht das grüne Gardinenbett, die Wände des Zimmers sind bedeckt mit Bildern früherer Collegen, die kleine Galerie über ihrem Schreibtisch zeigt die Intimsten. Im zweiten Fenster steht in gewaltigem Bauer der Papagei, an der Spiegelwand der Toilettentisch mit einzelnen Schmucksachen, lauter Andenken. Aber der eigentliche Kernpunkt des Zimmers ist der Schreibtisch, bedeckt mit Papieren und Notizzetteln, zur Seite Bücher und Rollen. Vor demselben sitzt die stattliche Gestalt der Schriftstellerin, der oder die Besucher im Kreise um sie herum.

Es waren viele und gute Stunden, die ich neben diesem Schreibtisch zubrachte und sie haben uns auch viele und gute Früchte getragen. Da lasen wir uns actweise unsere Stücke vor, aufrichtig rathend und helfend. Oft mußte ich gewaltsam eindringen, wenn Charlotte Birch-Pfeiffer behauptete, sie hätte keine Zeit, sie müsse ihre Rolle zum Abend repetiren, oder sie hätte Kopfweh. Aber mit einem eben fertig gewordenen Stück in der Tasche, oder mit einem Act läßt man sich nicht so leicht abweisen, wenn man sein Urtheil empfangen will. Es wurde ein Compromiß geschlossen, und, um keine Zeit zu verlieren, überhörte ich schnell die Abendrolle. Wie viel Mal habe ich so zum geistreichen Unsinn der Julie Kiekebusch aus den Schleichhändlern oder zur albernen Weisheit der Daja in Nathan die Stichworte soufflirt, um so bald als möglich mein Manuscript aus der Tasche ziehen zu können.

Digitized by Google

Aber ich las meine eigenen Sachen erbärmlich schlecht, überstürzt hastig, immer in der Angst damit zu langweilen. „Langsam, langsam!“ rief dann die Zuhörerin, „ich kann nicht mitkommen“. Dann nahm sie auch wohl das Manuscript und wollte selbst lesen, aber mit Empörung warf sie es nach wenig Zeilen zurück. Die Handschrift war noch undeutlicher als die Vorlesung. Sie selbst las ihre eigenen Sachen vortrefflich, ganz anschaulich, aber an den äußern Apparat mußte man erst gewöhnt sein, um sich nicht stören zu lassen. Sie setzte sich zum Lesen einen großen grünen Schirm von Pappe auf, dessen breiter Rand den ganzen Kopf deckte, und dessen Widerschein über das Gesicht einen grünen Schimmer goß, zwischen dem die Thränen der Rührung bei den sentimentalen Stellen niederrollten. Das reizte mich dann unwiderstehlich zum Lachen, aber mit halb komischer, halb zorniger Strafpredigt wurde ich zurückgeführt in die gebührende Stimmung. Natürlich wurden für diese Vorleseſtunden alle anderen Besucher abgewiesen, und nur Nanny, die alte Kammerfrau und Freundin des Hauses, kam von Zeit zu Zeit herein, meist um ein Almosen für einen verarmten Schauspieler oder eine Schauspielerin in höchster Noth zu erbitten, was sie immer rührend dringend befürwortete und worauf sie nie ohne eine reichliche Gabe ging. Verschwendung in der Wohlthätigkeit, die Unfähigkeit eine Bitte zu versagen, waren ein Grundzug in Charlotte Birch-Pfeiffers Charakter, und wie viel auch ihr gutes Herz gemißbraucht sein mag, noch mehr hat sie wirklich geholfen, und bei ihren weitverbreiteten Verbindungen weit über das Maß der eigenen Mittel und der zu Zeiten sehr hohen, freilich auch überschätzten Einnahmen hinaus. Zu diesem überschwenglichen Geben stand scheinbar der offen gezeigte Wunsch zu verdienen in scharfem Widerspruch, der mit einem oft krankhaft gereizten Streben nach Erfolgen Hand in Hand ging. Stets klagte sie, daß ihre Stücke nicht oft genug auf das Repertoire kämen, und oft habe ich sie über diese Klage geneckt. Wer so viele und wohlverdiente Succeſſe errungen hatte in der Sphäre seines literarischen Schaffens, wer so die Repertoire aller Bühnen beherrschte, der hätte, sollte man meinen, einen etwas geringern Erfolg leicht verschmerzen sollen, um so mehr als die reiche Productionskraft gleich wieder mit einer neuen Gabe da war. Aber der Neid auf diese überschätzten Einnahmen, auf die scheinbar leicht errungene Anerkennung der Menge hatte für Charlotte Birch-Pfeiffer, wenn auch kaum im Publicum, so doch in der Kritik eine Opposition hervorgerufen, die ihr leicht erregbares Gemüth in steten Kampf verwickelte und die muthige und energische Frau zu allen Mitteln greifen ließ, ihre literarische Stellung zu behaupten, als ob das ihre populären bühnenwirksamen Stücke, mit den dankbarsten Aufgaben für die Darsteller, nicht allein vermocht hätten. Wie oft habe ich das der Freundin, aber immer vergebens, zu beweisen gesucht. Und in etwas hatte sie Recht. Nicht allein die Kritik, auch die Schauspieler behandelten die Birch-Pfeifferschen Stücke mit einer ganz ungerechtfertigten Geringschätzung, und ich habe das als die härteste Undankbarkeit angesehen, denn welcher Schauspieler oder Schauspielerin der letzten vierzig Jahre verdankte nicht Rollen aus den Stücken der Birch-Pfeiffer seine Erfolge, Viele ihre ganze künstlerische Stellung. Es war aber das nicht lediglich Undankbarkeit, sondern die oft unbewußte Empfindung, daß nicht eigenem Talent allein, sondern der Dankbarkeit der Rolle ein Hauptantheil des Erfolges zukäme, den dann in derselben Aufgabe oft ganz unbedeutende Talente auch errangen. Es ist freilich angenehmer eine undankbare Rolle zu schaffen,

Digitized by Google

als den Lorbeer mit der Dankbarkeit eines unausläßlichen Erfolges zu theilen. Natürlich wurde nun die Dichterin im steten, oft mit hämischen Waffen des Spottes geführten Kampf mit der Unterschätzung um so eifersüchtiger auf Anerkennung und durch die Freude über einen Erfolg ging immer der Jubel: „Sie kriegen mich doch nicht unter!“

Und so leicht machte es sich die fleißige Frau doch auch nicht mit ihren Productionen, als das der Menge erschien. Ich, der ich durch eine lange Reihe von Jahren ihre Stücke von den ersten Anfängen, bis zur Vollendung und Aufführung mit durchlebte und einen Einblick habe in das ganze Getriebe ihrer Arbeit, kann es beurtheilen. Wie oft habe ich sagen hören: „Was ist's denn für ein Verdienst? Sie nimmt einen beliebigen Roman, schlachtet ihn in Acte, und das Stück, ohne Zuthat eigener Erfindung ist fertig.“ Ja, es solls ihr nur Einer nachmachen! Bei dem eigenthümlichen Talent, alle dramatisch verwerthbaren Momente aus einer Erzählung herauszufinden, bleibt die Reproduction immerhin ein eigenes Schaffen, und kein deutscher dramatischer Autor hat in dieser Beziehung nur annähernd vermocht, was Charlotte Birch-Pfeiffer so oft gelang. Als Louise Neumann, entzückt über die poesievolle Novelle „Die Frau Professorin“ von Berthold Auerbach, sich an die hervorragendsten Autoren wandte, mit der Bitte ihr ein Stück aus dieser Poesie zu schreiben, erklärten ihr Alle, daß sie das nicht vermöchten, bis es die Birch-Pfeiffer versuchte und glänzend zu Stande brachte. Und gerade wegen dieses Stückes, das freilich manchen poetischen Flügelstaub der Novelle abstreifen und ihr großen Zwang anthun mußte, ist die Verfasserin am härtesten angegriffen worden.

Schlagend aber tritt sie dem Vorwurf, nur fremde Erfindung leicht für sich zu verwerthen, durch eine große Reihe von Originaldramen entgegen, die gerade, und meist, ihre durchgreifendsten Stücke geworden sind.

Wie ich nun die Arbeit mitlebte von den ersten Anfängen, so hatte ich dann auch Theil an allen Aufregungen und Sorgen, die der Aufführung vorausgingen. Die Tage einer ersten Darstellung waren fieberhaft erregte für das ganze Haus, in dem der herzlichste patriarchalische Sinn waltete. Für Charlotte Birch-Pfeiffer war ihr ganzer Hausstand, mit seiner Verwandtschaft, und Allem, was dazu gehörte, wie ihre eigene Familie, und er lohnte ihr das durch Hingabe und Aufopferungswilligkeit, die weit über die Verpflichtung des bezahlten Dienstboten hinausging. Die rührendsten Züge davon könnte ich erzählen. Aber dies Verhältniß ging auch über das Haus hinaus und umfaßte Alle, die in irgend welchem Verhältniß zu demselben standen. Bei den Freunden war das selbstverständlich; aber alle Handwerker, wer nur einen Nagel einschlug, bis zum Buben, der den Waschkorb brachte, hingen an der „Frau Doctorin“ und nahmen Theil an ihren Nöthen und Erfolgen. Vielleicht erklärt sich dadurch die breite Popularität ihrer Stücke. Kam nun der Tag heran, dessen Nahen die Aufregung immer höher steigerte, und die die Dichterin, in ihrer drastischen Weise, Jedem, der in's Haus kam, zeigte, schilderte und motivirte, so war das ein Ereigniß für einen großen Kreis von Menschen, aber auch eine Pein für alle Hausgenossen. Charlotte Birch-Pfeiffer hatte selbst keinen andern Gedanken als an den verhängnißvollen Abend, kein anderes Sinnen, als wie ein eingebildetes Unheil von ihm fern gehalten werden könnte, keine Ruhe an irgend einem Ort. Ihre kluge ältere Schwester, die, fast immer krank, im Hause lebte, und von aller Welt „Tante Louis“ genannt wurde, pflegte dann zu sagen: „Wann nur das

Digitized by Google

unſelige Stück erſcht vorbei wäre, die Lotte iſcht ſo wüſcht, daß man's bald gar net mehr ertrage kann!"

Und nun kam der Abend, wir zogen aus, eine kleine Völkerwanderung, getreue Mitkämpfer für den Erfolg, und dann freudige Theilnehmer an demſelben. Was aber Charlotte Birch-Pfeiffer für die eigenen Stücke that und litt, das that ſie redlich auch für die ihrer Freunde, und das habe ich ſelbſt mehr als einmal erfahren.

Es war ein beſonders freundlicher Zufall, daß mir meine erſte Verbindung mit dem Schweriner Hoftheater, noch ehe ich die Intendanz deſſelben angetreten hatte, Gelegenheit gab, der Freundin zu ihrem Jubiläum beim Großherzog die Verleihung der Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft zu vermitteln, die, als meine erſte Bitte, freundlichſt gewährt wurde. Später hat mir der treu freundſchaftliche, hochgebildete Miniſter von Schrötter in Schwerin, durch deſſen Hände dieſe Verleihung ging, oft lächelnd geſagt: ich ſei ein vortrefflicher Anwalt, denn ich hätte neben dem Vorzug der Dichterin — nie einen unſittlichen Stoff, noch der beliebigen Coquetterie mit Tagesfragen, einen Erfolg verdankt zu haben, ſondern nur dem warmen Herzſchlag, der die Herzen fand — beſonders hervorgehoben, daß ſie ſelbſt im Leben bethätigte, was ſie auf der Bühne verherrlichte, und ſo ſehr ſie auch zu rühren verſtünde, doch ebenſo viel Thränen durch Wohlthat getrocknet, wie ſie deren als Dichterin hervorgelockt hätte. Ich kann das heute nur wiederholen, und weiß, wie die Freundin mir, als der Tod ſie uns plötzlich und unerwartet entriſſen hatte, nicht allein bei meinen literariſchen Arbeiten, ſondern mit ihrer Freundſchaft in allen guten und ſchweren Stunden fehlte.

Aber noch in anderer Weiſe, als durch Rath und That bei meinen Arbeiten, kam das Haus der Freundin meinen dramatiſchen Beſtrebungen förderlich entgegen. Ich lernte in demſelben die Mitglieder der Bühne kennen, die durch eine lange Reihe von Jahren die Zierde und Stütze des Berliner königlichen Theaters waren. Mehrere von ihnen ſind für immer, viele von der Bühne geſchieden und dieſen ſeien beſonders dieſe Erinnerungen gewidmet, während die in voller Wirkenskraft ſtehenden für ſich ſelbſt reden und durch immer friſche Schöpfungen im Gedächtniß erhalten. Ich ſchreibe eben Erinnerungen. Da tritt mir vor Allen Hermann Hendrichs vor die Seele, der letzte Romantiker der deutſchen Bühne, wie er oft mit Recht genannt wurde. Ueber allen ſeinen Darſtellungen lag ein Zauber plaſtiſcher Schönheit, ein Hauch romantiſcher Poeſie, der ihn ganz beſonders, nicht auf ſcharf auszuprägende Charaktere, nicht auf Aufgaben hinwies, die tief ausklügelnder Verſtand zu ſchaffen vermochte, ſondern auf mehr lyriſche Vorwürfe, auf ideale Geſtalten, die in ſchöner Form zum Herzen ſprachen. In ſolchen übte er unwiderſtehliche Gewalt, mochten ſie nun tragiſch erſchüttern oder mit graziöſem Humor erheitern. Hendrichs war der erſte Student Reinhold in meinen „Badecuren" geweſen, und ſchon damals hatte ich ihn kennen gelernt. Nun traf ich ihn oft bei der gemeinſamen Freundin und er war der Einzige, deſſen Gegenwart mich nicht ſtörte, wenn ſie mir ein neues Stück vorlas. Alle Anderen pflegten nur zu loben und mir ſo meine oft ſehr unumwundene Kritik, die ſie ſich unter vier Augen gern gefallen ließ, die ſie aber vor Dritten verletzte, unmöglich zu machen. Hendrichs übte nie eine Kritik über das ganze Stück, er gab ſich ganz dem Eindruck hin, und bei rührenden Stellen weinte er mit der Autorin um die Wette. Zugleich aber ſagte er, wie Dies oder Jenes zu machen ſei und gab ſo nebeneinander den

Digitized by Google

Eindruck auf das Publicum und die Darstellbarkeit für den Schauspieler. Das beurtheilende Wort, das an ihm einen Anhalt fand, überließ er mir allein, wie er überhaupt wortkarg war. Es war das ein Beweis wie er selbst seine Aufgaben schaffte, nämlich mit künstlerischem Instinct aus der Empfindung heraus, die sich dann in weich plastischer, aber immer schöner Form gestaltete. Deshalb war er auch schwer abzubringen wenn er sich einmal in seiner Auffassung vergriff, denn die schärfste Dialectik richtet nichts aus gegen die Empfindung.

Hendrichs hatte das Glück gehabt an der königlichen Bühne, und zwar, günstig für die Entwickelung seines Talents, zwei Partnerinnen zu finden, die sich seiner Auffassungs- und Darstellungsweise ergänzend und fördernd zu harmonischem Zusammenwirken anschlossen; die eine dem jugendlichern Künstler in graziös humoristischer Richtung, die andere dem gereiftern in romantisch tragischem oder sentimalem Genre. Da Beide im Hause, oder vielmehr am Schreibtisch der „Frau Doctorin" verkehrten, Beide eine Epoche ihrer Stücke bezeichnen könnten, gehören sie durchaus in diese Besprechung, um so mehr als Beide, wenn ich ihre Bekanntschaft auch diesem Boden verdanke, mir in freundlichem, Letztere in freundschaftlichem Verkehr näher traten.

Charlotte von Hagn kann man mit Recht die glänzendste Erscheinung im deutschen Lustspiel nennen, unereicht in dem Genre, das sie selbst schuf, ja unerreichbar, weil das Genre eine Specialität war. Ueber das Genre ließe sich streiten, über Charlotte von Hagn's Meisterschaft in demselben nicht. Die geistsprühenden, von blendender Schönheit der ausdrucksvollen Züge und der ebenmäßigsten Gestalt unterstützten Darstellungen fesselten durch eine ununterbrochene Kette immer neu überraschender Pointen. Selbst das Gewagteste erschien im Maße der Anmuth. Charlotte von Hagn trat ab, noch ehe meine schriftstellerischen Versuche sich an's Licht der Lampen wagten, sie hat also niemals eine Rolle von mir spielen, ich nie eine für sie schreiben können. Nichts desto weniger konnte ihre Darstellungsweise, die ich in der höchsten Blüthe durch mehrere Jahre kennen lernte nicht ohne Einfluß bleiben. Ich habe, nach ihrer Verheirathung, eine Saison in Ostende mit ihr verlebt. Alles was sie sprach, dachte, that, war voll Esprit, und daß ich ein französisches Wort für die deutsche Künstlerin wählen muß, mag zeigen, daß ihre künstlerische Begabung ein gutes Theil französischen Elementes an sich trug. Vielleicht ist sie die einzige deutsche Schauspielerin gewesen, die es vermocht hätte, sich auch in Paris eine glänzende Künstlerlaufbahn zu erringen, um neben einer Mars, sicher neben einer Madeleine Brohan Triumphe zu feiern. Damals, von der Bühne zurückgetreten, krankte sie an dem Heimweh nach derselben, aber nicht an dem sentimentalen, an dem das Herz bricht, sondern an dem zürnenden, sich selbst ironisirenden, das gegen die Fesseln grollte, die sie von dem Felde ihrer Triumphe zurückhielten. Sie sagte nicht; „Ich sehne mich nach meiner Kunst!" aber sie wiederholte unaufhörlich: „Ich dürste und verschmachte nach lautem Beifall", ja sie fügte hinzu: „Wenn ich etwas auf der Bühne schaffen könnte und wüßte es brächte den Tod, ich besänne mich nicht, wenn ich nur sicher wäre, unter dem rauschenden Donner des Beifalls zu sterben." Alles das aber sagte sie lächelnd, wie man ein geistreiches bon mot ausspricht und doch versteckte sich, neben dem Schalk, auch der tragische Dämon des Theaters hinter diesem Lächeln. Ihr Traum, ihre glühendste Sehnsucht war es zur Bühne zurück-

Digitized by Google

zukehren, auf der noch ein großes Feld der Thätigkeit, der Erfolge sie erwartet hätte. Sie hat dieselbe nie wieder betreten, denn, als die Hindernisse fortgeräumt waren, die sich damals ihrer Sehnsucht entgegenstellten, machte eine lange, lähmende Krankheit die Erfüllung unmöglich.

Charlotte von Hagn, trotz der glänzenden geselligen Stellung, in der sie lebt, wird, wenn auch nicht an der Sehnsucht nach dem Theater, sicher aber mit derselben sterben.

Wenn man Charlotte von Hagn's Darstellungsweise einen in tausend Strahlen blitzenden Brillanten nennen könnte, so glich die von Lina Fuhr einem in sanftem Farbenschein schimmernden Opal. Der Schleier der Romantik lag um Erscheinung, Klang der Stimme, Blick des dunklen Auges. Mit ihr und Hendrichs ist die Romantik von der deutschen Bühne geschieden. Nie überraschend, immer anziehend, weich in ihren Gestaltungen wie eine dunkle pensée, immer anmuthig weiblich, mochte sie nun erschüttern oder rühren, im Lustspiel nie die Grenze des Lächelns überschreitend, das über Thränen gleitet, fand dies letzte wahre Käthchen von Heilbronn der deutschen Bühne ihren letzten männlich schönen und doch träumerischen Wetter von Strahl in Hendrichs. In einem Stück von mir habe ich die Künstlerin nur einmal spielen sehen, und zwar in Hamburg, während ihres dortigen Engagements, die Louise in den Badecuren; aber nun wohnen wir als getreue Nachbarn seit einer Reihe von Jahren unter einem Dach und rufen oft und gern uns das Andenken der gemeinsamen Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer, und die alten, lieben Theatererinnerungen zurück, während unsere Kinder, unzertrennliche Lern- und Spielgenossinnen, ihre Puppen zum Besuch zu einander führen.

In dem Leben, unter den Einflüssen dieses Hauses wuchs Charlotte Birch-Pfeiffer's einziges, ihr gebliebenes Kind auf. In früher Entwickelung, mit scharfem Verstande, regem Sinn für Wissen, stand die kleine Minna schon als halbes Kind mit selbstständigem Urtheil unter allen Erwachsenen; die Mutter wollte nichts davon wissen, daß das Kind Schauspielerin werden könnte, und doch zeigte sich schon früh Begabung und Neigung zum Künstlerberuf. Jede hervorragende Erscheinung am Berliner Theater erregte es zu leidenschaftlicher Begeisterung oder zur entschiedenen Negation. Das Gastspiel der Rachel hatte den größten Einfluß auf das junge Gemüth, und wenn die virtuose Nachahmung dieser genialen Künstlerin, an der selbst die Mutter Freude hatte, auch Anfangs wie eine Spielerei getrieben wurde, so zeigte sich doch, selbst in dieser, sofort das eigene Schaffen und aus der halb parodirenden Copie, gestaltete sich ein überraschend scharfes Original. Kaum erwachsen war Minna Birch unerschütterlich entschlossen, sich der Bühne zu widmen, und nach schwachem Widerstand willigte die Mutter ein, ja sie ergriff nun die Künstlerlaufbahn der Tochter mit dem ganzen Mutterstolz und förderte sie nach Kräften. „Die Waise von Lowood", noch mehr die „Grille", beides Stoffe, auf die ich Charlotte Birch-Pfeiffer oft und dringend hingewiesen hatte (denn ich suchte immer nach Stoffen für die Freundin), die sie aber immer zurückwies, wurden recht eigentlich für die Tochter geschrieben, die so überraschend schnell fortschritt in ihren vorbereitenden Studien, daß sie, kaum erwachsen, am Hoftheater zu Coburg zuerst die Bühne betrat. Das freundliche Verhältniß der Mutter zum kunstliebenden und künstlerisch so begabten Herzog von Coburg hatte die Wahl dieses Theaters für die ersten Versuche natürlich gemacht. Minna Birch siegte nicht auf den ersten Schlag,

Digitized by Google

trotz ihres eminenten Talentes. Ihre äußere Erscheinung, der der Reiz der Jugend fehlte, und der doch die Hindernisse des jugendlich Unfertigen noch anhingen, standen ihr entgegen, zumal da sie selbst sich in dieser Beziehung am strengsten und mit dem geringsten Zutrauen beurtheilte. Wenige Jahre einer oft unterbrochenen Bühnenlaufbahn genügten aber, der jungen Künstlerin, die schon im zweiten Decennium ihres Lebens den Uebergang von der tragischen Liebhaberin in das ältere Charakterfach anbahnte, einen hervorragenden Namen unter den deutschen Tragödinnen zu erringen.

Vielleicht hätte sie die Aufgabe erfüllt, der Tragödie in Deutschland neuen Aufschwung zu geben, da verheirathete sie sich und trat von der Bühne ab. Aber die Energie der Productionskraft, die der darstellenden Kunst entzogen wurde, schuf sich ein Feld auf einem andern Kunstgebiet, und so steht Frau Wilhelmine von Hillern, meine liebe Freundin seit ihrer Kindheit, in voller Schaffenskraft als Romanschriftstellerin, mit tiefem Ernst des Ringens und Fortschreitens. Für ihr erstes oben erwähntes Debut in Coburg hatte ich der jungen Freundin ein Stückchen geschrieben „Vom Herzen“: eine Brandstiftungsgeschichte zu der eine Verhandlung vor den Assisen in Coblenz, der ich als Student beiwohnte, mir den Stoff und die Anregung gegeben hatte. Das Stück, wie der Stoff, hatte etwas Kränkliches und der Erfolg war denn auch ein sehr zweifelhafter. Die junge Debutantin schob das auf ihr Spiel, was ich selbst von Anfang an meinem Stück zur Last legte, und wir haben noch kürzlich, nach anderthalb Jahrzehnten, so eifrig das Recht an dem Mißerfolg gegen einander beansprucht als stritten wir uns um einen Lorbeer, und es war doch das Gegentheil was wir uns nicht zusprechen wollten. Ich habe aus dem Stück später, als ich die dramatische Production mehr und mehr aufgab, eine Novelle gemacht*), und so hat das kleine Werk, im Uebergang von der Bühne zum Roman, wenn auch im Kleinen, den Entwickelungsweg der Künstlerin mitgemacht, für die es anfangs geschrieben war.

*) Unter dem Titel „Der Stein vom Herzen“ zuerst erschienen im „Salon“ Bd. VI, 1—48.

Frage nicht!

Was blitzt mir vor den Augen? Was tönt so süß dem Ohr?
Was singt die Luft der Lieder aus langem Schlaf empor?
Bezaubert Dich im Grünen die warme Veilchenluft?
Ist's weil die Liebe sprengte die winterliche Gruft?
Herz, wenn im Rausch der Jugend Dir stürmisch wallt das Blut,
Frag' nicht, ob es die Liebe, ob es der Frühling thut:
Bergauf und thalhernieder zieh' mit dem Sonnenschein
Und stimm' in all' die Lieder auch Du frohlockend ein!

Wilhelm Buchholz.

Digitized by Google

Die Ulanenbraut.

Novelle von Adelheid von Auer.

I.

Auf dem Schlosse des Monsieur Damartin hatte, so lange der Krieg währte, trotz aller Durchzüge feindlicher Truppen, Einquartierungslasten u. s. w. nicht solche unheimliche Unruhe geherrscht, war nicht ein solches Durcheinander von Kommen und Gehen gewesen, als seit der Zeit der Ankunft des Monsieur l'Abbé, eines Verwandten der Madame Damartin. Sophie Hartwig, die deutsche Gouvernante der Kinder, erinnerte sich dessen genau. Von da an das geheimnißvolle Treiben, die Unterredungen bei verschlossenen Thüren, die exaltirte Stimmung Monsieurs, der Schatten auf der Stirn seiner leichtlebigen kleinen Frau.

Sophie hatte keine ganz leichte Zeit auf dem Schlosse durchlebt. Als der Krieg ausbrach, dachte sie daran, ihre Stellung aufzugeben, in die Heimat zurückzukehren, aber wohin? —

Sie war eine Waise, auf sich allein angewiesen, wo sollte sie gleich ein Unterkommen finden!

Zudem, sie hing an den Kindern, Madame hatte ihr immer viel Anhänglichkeit und Güte, Monsieur ihr stets jene echt französische chevalereske Courtoisie bewiesen, die das Benehmen des gebildeten Franzosen auszeichnet, und selbst über mangelnde innere Bildung momentan einen verhüllenden Schleier wirft.

Monsieur Damartin, so stattlich er sich auch mit seinem behäbigen Embonpoint, seinen geschonten zarten Händen, seinem wohlgeordneten Haarwuchs und seinem untadelhaften Anzug ausnahm, war dennoch nichts mehr und nichts weniger, als einer jener reichen Emporkömmlinge, die der ausschweifende, auf Luxus gerichtete Sinn der französischen Hauptstadt sich aus dem fleißigen Bürgerthum großzieht. Sein Wahlspruch war glücklicher Weise noch: Erst gearbeitet, dann genossen; und darnach hatte er gehandelt.

Monsieur Damartin's Arbeit war eine Kopfarbeit gewesen, ohne doch dem seinigen besondere Anstrengung zu verursachen. Die schönsten und elegantesten Köpfe der Capitale hatten von seinen kunstfertigen Händen alle die verunstaltenden Umwandlungen erfahren, die der Geschmacksrichtung der neuern Zeit ein so beschämendes Zeugniß ausstellen. Er konnte sich rühmen, dem höchsten Adel, Gräfinnen und Herzoginnen die Köpfe zurecht gesetzt zu haben, allerdings nur in seiner Eigenschaft als Friseur — ja beinahe wäre ihm sogar einmal die Ehre zu Theil geworden, seine Kunst an dem schönen Haupt der Kaiserin zu versuchen, und er zählte den Zwischenfall, der es verhindert, fast zu den schlimmsten Mißgeschicken seines Lebens, das ihn übrigens ziemlich glatte, ebene Wege geführt hatte.

Digitized by Google

Er war fleißig, betriebsam, mäßig, sparsam gewesen; seine Frau, die Tochter eines wohlhabenden Elsässer Fabrikanten, hatte ihm eine gute Mitgift zugebracht; so kam's, daß er noch in den besten Jahren stand, als er seine Verhältnisse schon so arrangirt sah, zu dem zweiten Abschnitt seines Lebens, dem Genuß des Erworbenen, übergehen zu können.

Wenn Voltaire Recht hat, indem er die Nation, zu der er selbst gehört, eine Mischung von Tiger und Affen nennt, so hatte Monsieur Damartin unbedingt mehr von dem letzten Genre. Von der Grausamkeit, Wuth, Wildheit der erstern Bestie war nichts in seinem Blut, aber Nachahmungssucht im verfeinerten Styl. Das Leben eines großen Grundherrn war sein Ideal, vornehme Allüren sein Steckenpferd. An eitler Prahlerei leistete er nicht Unerhebliches, aber so viel gutes Bürgerblut war noch in ihm, ihn vor Nachahmung all' der zahlreichen unsittlichen Thorheiten und Laster zu schützen, für die Paris so ergiebigen Boden darbietet, und die, von dort aus immer mehr um sich greifend, Verhältnisse und Zustände herbeiführen, die den Voltaire'schen Ausspruch fast zu rechtfertigen scheinen.

Verschwenderischen Luxus gab's auf Château Damartin, wie Monsieur gern sein neu erstandenes Grundstück nannte, nicht; aber stark überfirnißten Comfort.

Er hielt sich einen feinen schwarzen Anzug, in den, nach Bedürfniß, ein anstelliger Bauernbursch hineingesteckt und zum valet de chambre dressirt wurde. Madame mußte sich wol oder übel an ein Kammerzöfchen gewöhnen und, da die Ducheſſe .... de ....., eine der Gönnerinnen Damartin's, ihren Kindern eine deutsche Gouvernante gehalten, so drang er auch darauf, und zwar um so mehr, als der Unterschied der norddeutschen Aussprache jener, und des entsetzlichen Elsässer Deutsch, das seine Frau noch manchmal sprach, ihm sehr in sein verwöhntes Ohr gefallen war. Seine Wahl hatte sich demgemäß auch auf eine norddeutsche Gouvernante gelenkt.

Durch Vermittelung deutscher Geschäftsfreunde seines Schwiegervaters war Sophie in das Haus des reichen Haarkünstlers gekommen, und hatte sich während ihres dreijährigen Aufenthalts in demselben so durchaus das Wohlwollen und Zutrauen ihres Brodherrn, so die Zuneigung seiner kleinen Frau erworben, daß beim Ausbruch der gewaltigen Krisis des Jahres 1870 weder Monsieur noch Madame etwas von ihrem Fortgehen hören wollten.

Monsieur glaubte, sie halte ihr Leben für gefährdet.

„Was denken Sie von unserm ritterlichen Frankreich!" sagte er, — wann führte es andere Waffen gegen Frauen, als solche der Galanterie! Was denken Sie überhaupt von dem Kriege? Wir werden nichts davon merken. Meine Freunde sind auch die Ihren; wenn Sie auch eine Deutsche sind, Sie haben nichts zu fürchten, ich bin da, ich!"

Ein leichtes Lächeln glitt über Sophien's ernste Züge.

„Furcht treibt mich nicht fort", sagte sie.

„Eh bien, aber was denn?"

Digitized by Google

Dem Mädchen schwebte das Wort auf den Lippen, das sein Empfinden ausdrückte. Die französische Sprache hat kein bezeichnendes dafür, im französischen Naturell fehlt das Verständniß für den Begriff desselben. Es war Sehnsucht, lange im Herzen bekämpfte, im Sturm der Ereignisse die Fesseln der Zurückhaltung sprengende Sehnsucht nach der Heimat, nach einem Fuß breit deutschen Bodens, darauf mit zu erleben, mit zu leiden, was Gott schicken würde, mit zu helfen an dem großen Werk, das sich vorbereitete; Sehnsucht nach einem deutschen Herzen, das eigene Hoffen und Fürchten in dasselbe auszuschütten. In der Fremde weilen müssen, in Feindes Land, von feindlichem Interesse umgeben, einsam, wie ein vom Sturm losgerissenes und fortgewehtes Blatt, während der heimatliche Baum, saft- und kraftvoll aus tausend Zweigen Eintracht allen Stämmen rauschte — der Gedanke war's, der Sophien's ganze Seele mit sehnsüchtigem Heimweh erfaßte.

Aber Monsieur sagte in einem Athem fünfzigmal: „Non, non, non, non, ma chère", und dann skizzirte er den Verlauf der Kriegsereignisse im Styl der genialsten, französischen Auffassung, ihr die Unhaltbarkeit ihres Wunsches klar zu machen: „Promenade nach Berlin — Deutschland überschwemmt von der grande nation — unwiderstehlicher Elan — die deutsche Demokratie sich um das Banner der Civilisation schaarend — Panique der preußischen Soldateska — der Rhein französischer Fluß — Mainz französische Festung — Frankreichs gerechte Ansprüche befriedigt. Dann Weltfriede! goldenes Zeitalter!" So spiegelte sich im Hirn des wohlfrisirten Friseurs das Resultat der nahenden Kämpfe.

„Parole d'honneur, so kommt's, so ist's vorbereitet, man muß wie ich mit Ministern und Fürsten gelebt haben, um das zu wissen" — schloß er seine, auf Beruhigung der deutschen Hausgenossin berechnete Rede.

Madame fand wirksamere Mittel Sophie zurückzuhalten. Sie könnte Sophie nicht entbehren, sagte sie. Die entsetzlichen Männer, die immer nur von Mord und Todtschlag schwatzen. Sie wollte nichts davon wissen, die Frauen müßten zusammenhalten, und außer ihr und Sophie sei ja nur die Nanetou im Hause, das dumme Ding. Bei wem sollte sie sich denn Trost holen, wenn all' die Grausamkeit losginge, als bei Sophie?

Aus all' dem bunten haltlosen Geschwätz hörte Sophie doch die geängstigte Seele heraus, und wie ein Hülferuf tönte die Bitte zu bleiben an ihr Ohr. Sie war halb besiegt und Jean's, François' und Adelen's Kinderthränen vollendeten den Sieg. Hier waren Herzen, wenn auch weit ab vom eigentlichen Verstehen, dort Niemand, ihr die Hand zum Willkommen zu bieten; dazu die Ungewißheit aller Verhältnisse, die Unmöglichkeit vielleicht bis an die Grenze zu kommen.

Sie blieb. Der Zeitensturm brauste mit niederschmetterndem Flügelschlag über die unüberwindliche Nation, über Frankreichs Gloire, über Turko's, Zuaven, Spahi's und Zephyr's, diese modernen Vorkämpfer

Digitized by Google

französischer Civilisation. Die Promenade nach Berlin unterblieb und Deutschland wurde überschwemmt, aber von Gefangenen.

Laute Verzweiflung und blasse Furcht, Declamationen über la malheureuse France, la pauvre France, bald taumelndes Entzücken über erlogene Erfolge, bald tiefste Niedergeschlagenheit, und Drohungen gegen die maudits Prussiens — so schwankte die Stimmung von Extrem zu Extrem.

Es war kein erbaulicher Aufenthalt für das deutsche Mädchen, das seinen Jubel still in sich verschloß, und, getragen und emporgehoben von derselben Woge, die jene in die tiefste Tiefe zog, nichts Anderes zu thun vermochte, als mit sicherm Fuß die schwanke Brücke strengster Pflichterfüllung zu betreten, auf der so grelle Gegensätze allein zu vermitteln waren.

Wieder und wieder breitete die Sehnsucht die Flügel aus, aber jetzt war's ganz unmöglich fortzukommen.

„Wollen Sie fort, und Sie können uns doch noch vor den Deutschen schützen; ach, Sie können uns so viel helfen und nützen jetzt, ich bin todt vor Furcht, wenn Sie gehen", flehte Madame, und Monsieur, der natürlich über die Furcht seiner Frau lachte, aber doch für sich unruhiger und kleinmüthiger wurde, suchte zwar nicht bei seiner deutschen Gouvernante Schutz vor den Deutschen, aber er stammelte doch mancherlei unverständliches Zeug von dem angenehmen Bewußtsein, einer Deutschen Freundschaft zu beweisen, trotz der Feindseligkeiten beider Völker, von französischer Noblesse und wie er sich aus Anerkennung nichts mache, aber dennoch — und wie ihm gar nicht bange sei vor den Feinden, mehr wie sie Alle tödten und das Haus plündern könnten sie ja nicht; er traue sich's aber zu, mit ihnen fertig zu werden, im Guten natürlich, nur die Sprache, die Sprache, Mademoiselle, und deshalb —

„Nun für alle Fälle, Mademoiselle, wir müssen an Alles denken, auf Alles gefaßt sein, selbst auf eine vorübergehende Invasion des Feindes und, Mademoiselle — ja deshalb — —"

Sophie sprach und dachte nicht mehr an Fortgehen. Sie beschloß auf dem Platze auszuharren, auf den Gott sie gestellt, und gerade je mehr sie sich emporgehoben fühlte, je mehr der vorwärts drängende Siegeslauf der Ihrigen sie mit stillem Dankesjubel erfüllte, je sicherer ihre Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang wurde, um so mehr gelang es ihr, den Strom falscher Nachrichten und schwankender Meinungen über sich hinbrausen zu lassen, all' dem französischen Phrasenthum von Gloire und Größe und Unbesiegbarkeit ein ruhiges Schweigen entgegen zu setzen; vermochte es mit einer beschwichtigenden Miene, einem treffenden Wort abzuschneiden, wenn Monsieurs französisches Temperament mit seiner Gutherzigkeit, seinem Tactgefühl durchging und die Verzweiflung über die Siege des Feindes sich in Schmähungen Luft zu machen suchte. Ihr sich stets gleichbleibendes Wesen, ihre Fassung, ihre unerschrockene Haltung imponirten ihm. Es glückte ihr, manche Auffassung zu mildern, manchen Irrthum zu berichtigen. Die französischen

Digitized by Google

Siegesnachrichten wurden nicht mehr mit ausschweifendem Jubel begrüßt, die deutschen Berichte nicht mehr unbedingt als freche Lüge bezeichnet. „Es steht Wilhelm darunter, es wird wahr sein", sagte Monsieur mehr als einmal mit tiefem Seufzer.

Zu den enragirtesten seiner Nation gehörte er nicht, und der Macht der Thatsachen wich meist sein zuerst blind aufflammender Fanatismus. Des kleinen Ortes günstige Lage bewahrte diesen vor allzu großer Nähe der Schlachtfelder, das entsetzliche Gespenst des Krieges zog nicht in voller entfesselter Wuth über dessen glückliche Fluren dahin. Tiefer in's Land hinein erstreckte sich der blutige Schauplatz; Monsieur begriff allmälig, daß nur geschlagene Armeen sich rückwärts concentriren. Er begriff es.

„Ah, les maudits allemands!" rief er aus. „Diese Nation von Vandalen! Welcher Act des Barbarismus, in Frankreich einzubrechen, es mit ihren Horden zu überschwemmen, zu sengen, zu brennen, zu plündern, ah, les scélerats! Aber die Rache wird kommen, die Rache! Eine Mauer wird jede französische Brust, ein Todtschlag jeder Blick aus flammendem Auge sein, die ausgestreckte Rechte wird den Frevler niederschlagen, ah, lassen Sie sie kommen, Ihre Deutschen. Sie, Sie sind ein gutes Mädchen, eine Ausnahme, Sie haben drei Jahre unter Franzosen gelebt, Sie! Aber lassen Sie die Barbaren nur kommen, Sie werden sehen, wie ich sie empfangen werde, ich."

Die erste Einquartirung kam.

„Les fantassins, les fantassins!" schallte es wie ein Ruf des Entsetzens durch das Haus. Monsieur griff seinem Metier zuwider mit wilder Zerstörungslust in seine wohlgeordneten Locken, Naneton wollte in die Keller flüchten, Adele verbarg ihr Antlitz ängstlich in die Schürze der Mutter, die beiden Buben schnallten ihre Kinderfäbel um — wie anders war's, als die Schaar wieder abzog. Die Buben mitten unter den Soldaten ihnen das Geleit zu geben, Naneton kokettirend mit dem Feldwebel, Monsieur biedere, deutsche Händedrücke wechselnd mit den feindlichen Officieren.

Und nun Sophie? Mit glänzenden Augen schaute sie den abziehenden Truppen nach. Es waren die ersten Landsleute, die sie seit Beginn des Krieges erblickt, und sie kamen als Sieger, als großmüthige Sieger!

Ihr Herz wallte auf. „Gott schütze sie", sagte sie aus tiefster Seele, „Gott schütze ihn!" setzte sie in Gedanken hinzu, und ein tiefer Schatten flog über ihre Züge.

„Mademoiselle, ich danke Ihnen!" sagte Monsieur Damartin pathetisch, „Sie haben sich vortrefflich benommen; ich weiß, was ich Ihrer Freundschaft, Ihrer gerechten Würdigung unseres Benehmens gegen Sie, Ihrer Fürsprache zu danken habe."

Eine Zeit lang hielt die günstige Stimmung vor und sie erwärmte sich für die Deutschen. Truppenzüge auf Truppenzüge kamen vorüber, eine Einquartirung löste die andere ab, „c'est la guerre", seufzte Monsieur und sah traurig seine leer werdenden Scheunen und Ställe an,

Digitized by Google

aber keinerlei Exceß war vorgekommen, die Deutschen hielten strenge Mannszucht, die Leute betrugen sich höflich, die Officiere rücksichtsvoll. Monsieur mußte zugeben, daß die eigenen Landsleute weniger schonend verfuhren.

Die Wogen fingen erst wieder an hoch zu gehen, als nach Sedan der Volkskrieg entbrannte und die Köpfe auf's Neue erhitzte, als der Abbé im Hause erschien und mit seinem finstern Gesicht jene schon erwähnte Unruhe in's Haus brachte. Sedan, statt das Ende der blutigen Kämpfe herbeizuführen, verlieh diesen nur einen viel grausamern, erbittertern Charakter.

Nun war Verrath das Losungswort und somit das Geheimniß der sonst unmöglichen deutschen Siege erklärt.

„A bas les traitres!" schrie auch Monsieur und phantasirte von einem Umschlag aller Dinge. Aber vorwärts mit Gott zogen die deutschen Schaaren, Straßburg fiel und Metz fiel, und um das große Babel schloß sich die lebendige eiserne Kette, und die frisch geflochtenen deutschen Lorbeeren schmückten das Grab der französischen Gloire.

Sophien's gute Zeit war vorüber, die Stimmung im Hause war trübe. Madame schlich gedrückt umher, Monsieur's Patriotismus tobte, auch das deutsche Herz ersehnte das Ende des Krieges. Der Abbé ging und kam wieder, es knüpfte sich wenig Freude an sein Kommen. Monsieur war nur aufgeregter, Madame noch niedergeschlagener und die Knaben führten wunderliche Reden.

„Wenn wir groß sind und Krieg mit Deutschland haben, wir brennen Alles nieder, nur Ihr Haus nicht, Mademoiselle", versicherte ihr Jean eines Tages.

„Ich denke, wenn Ihr je als Feinde nach Deutschland kommen solltet, werdet Ihr nicht vergessen, daß die deutschen Feinde Eurer Eltern Haus nicht nieder brannten", sagte Sophie ernsthaft. „Prahlt mit besseren Dingen, wenn Ihr durchaus prahlen müßt, als mit Thaten, die besser unterbleiben."

Jean verstummte beschämt.

François sagte entschuldigend: „Wenn Onkel Abbé es befiehlt, wir müssen es thun."

„Ich nicht", erklärte Adele, „ich und Mama wir sind keine Francireurs, wir schießen nicht auf die Prussiens, die Prussiens sind gut, nicht wahr, ma chère Sophie?"

Sophie blickte zu Monsieur hinüber, der ein ihm eben zugestelltes Schreiben entsiegelte.

„Gut, aber auch streng und hart, wenn die Noth es erfordert; die Häuser, aus denen auf sie geschossen wird, brennen sie nieder, nicht so, Monsieur?" fragte sie scharf.

„Oui!" schrie dieser, das offene Schreiben über seinem Haupt schwenkend in höchster Ekstase, „oui, sie brennen die Häuser nieder, aber die Rache naht, sie naht mit Riesenschritten, das Glück hat sich gewendet, Gott hat ein Einsehen, Orleans ist wieder unser! Ah, Mademoiselle,

Digitized by Google

seien Sie froh, daß Sie einen Beschützer haben, daß ich Ihr Freund bin, ich!"

Orleans war längst wieder in deutschen Händen, das Weihnachtsfest, das Fest der Liebe, der Freude war vorübergezogen; manch' sehnsüchtiger Gedanke der deutschen Krieger flog in die Heimat zurück, in der die Lichter am grünen Baum auch gar nicht recht hell brennen wollten, und in gar mancher Familie durch heiße Thränen über irgend einen Liebling, der für sein Vaterland das Leben gelassen, ausgelöscht wurden.

Der grimme Kampf wurde hinüber getragen in's neue Jahr; aber die Siegesbülletins flogen nach wie vor in die Heimat und es waren die letzten Anstrengungen des sich verzweifelt wehrenden Feindes, die ihre blutigen Spuren der hartgefrorenen Erde aufdrückten.

Der Fall der prunkvollen Hauptstadt war voraussichtlich nahe, und das schreckensvolle Drama, mit immer erhöhter Wuth in Scene gesetzt, eilte unaufhaltsam dem von der Vorsehung bestimmten Schlusse entgegen.

II.

„Heiliges Kreuz Donnerwetter, das Nest wollen wir doch ausnehmen! — fluchte der Führer des Ulanendetachements, das auf der Straße nach N. dahinzog, den Weg für die ihm nachfolgende Infanteriecolonne zu recognosciren und zu säubern, eine ihm eben gemachte Meldung in der ungebundenen Sprache des Feldsoldaten beantwortend.

„Lieutenant Fink!" erscholl sein Commandoruf.

Der Genannte sprengte heran, ein junger Officier mit gebräuntem Gesicht und üppigem Bartwuchs, Energie in jedem Zuge seines Antlitzes, und die Augen blitzend von dem frischen Lebensmuth einer thatenlustigen, den Tod nicht fürchtenden Seele.

Es handelte sich um das nicht weit abwärts von der großen Straße gelegene Château des Monsieur Damartin, der, bisher im Ruf eines gemäßigten, vernünftigen Mannes stehend, doch jetzt verdächtigt war, doppeltes Spiel zu spielen und seinen guten Ruf zu benutzen, um desto sicherer dem Franctireurunwesen in der Gegend Vorschub leisten zu können. Als Hauptschlupfwinkel der Bande war erst das Schloß selbst, sodann ein im Walde befindliches und, seit der Förster eingezogen, gänzlich verlassenes Forsthaus genannt, ebenso eine Meierei, jenseits des Waldes in einer Thalschlucht gelegen, dessen Besitzer in Pachtverhältnissen zu Monsieur Damartin stand, aber den Pachtcontract aufgehoben, seine Familie entfernt hatte und gleichfalls dem Vaterlande diente, ob als Franctireur oder in den Reihen des Heeres, wußte man nicht. Auf dem Schlosse selbst sollte ein Depot von Waffen und Munitionsvorräthen aller Art verborgen gehalten und von da aus durch einen der Familie verwandten Priester die Organisation des Corps und dessen Unternehmungen geleitet werden.

Auf diese Kunde hin gab der Officier seine Instructionen. In wenigen übersichtlichen Zügen wurde dem Lieutenant Fink die zu lösende Aufgabe mitgetheilt, die hervorgeholte Specialkarte gab die genaueste

Digitized by Google

Ueberſicht über das Terrain. Es war natürlich von Wichtigkeit, des Abbé, als Haupträdelsführer, habhaft zu werden, und dieſen Theil der Aufgabe nahm der Führer für ſich ſelber in Anſpruch.

„Ich werde mit dem kleinſten Theil der Leute das Schloß beſetzen, vorläufig friedlich als Einquartirung, und mich des Herrn Abbé verſichern", ſagte der Rittmeiſter. „Sie nehmen die Richtung durch den Wald, detachiren eine Abtheilung unter dem Commando eines Unterofficiers nach dem Jagdhaus und gehen mit der andern nach der Meierei zu. Sie heben die Leute auf, wenn ſie dort ſind, das Wie? iſt Ihre Sache. Genaue Inſtructionen laſſen ſich nicht geben. Sie handeln den Umſtänden nach, die Sachlage kann ſich jeden Augenblick ändern. Welchen von den Unterofficieren werden Sie detachiren?"

„Unterofficier Fink", antwortete der Gefragte, ohne ſich zu beſinnen Der Rittmeiſter lächelte, „Das wollte ich Ihnen auch gerathen haben", ſagte er ſcherzend, „ich glaube, Ihr Alter hätte Sie enterbt, wenn's Ihnen eingefallen wäre, ihn nicht voran in's Feuer zu ſchicken."

„Der Grund würde nicht maßgebend ſein, aber ich habe keinen beſſern Mann im Zuge", antwortete der junge Officier in einem Ton, der auch noch eine andere als nur militairiſche Anerkennung auszuſprechen ſchien. Unterofficier Fink erhielt ſeine Ordre, dann hieß es: vorwärts in Gottes Namen, und Lieutenant Fink ſchwenkte mit dem ihm ertheilten Häuflein Reiter rechts ab, auf Waldwegen ſeinem Ziele zu.

Lieutenant Fink nahm natürlich die Spitze. Es war den Leuten weiter nicht auffallend, daß ein Wink, der mehr wie eine Bitte als wie ein Befehl ausſah, den Unterofficier an ſeine Seite beſchied.

„Laſſ' uns zuſammen reiten, Vater", bat der junge Mann.

„Du kommſt meinem Wunſch zuvor", entgegnete dieſer, „weiß Gott, wie die nächſte Stunde über uns verfügt. Es thut mir leid, daß unſer Commando uns trennt. Das Scheiden iſt raſch vollbracht, aber das Wiederſehen!" Rudolph, wenn wir uns nicht wiederſehen, gleichviel wen die Kugel trifft, ſo vergieb, was ich Dir gethan!"

Der junge Mann ſah den Vater erſtaunt an; dieſer las ihm die Gedanken von der Stirn.

„Ich habe keine ſchlimmen Ahnungen, auch haben wir ſchon ſchlimmeren Gefahren die Stirn geboten", verſicherte er, und das friſche, kräftige Seelenleben, das ſeine Züge wiederſpiegelten, gab ſeinen Worten Nachdruck; „aber was die Kriegsbilder ſo in mir aufrührten und umkehrten, das bringt dann mit einem Mal nach Außen, anders iſt's nicht gemeint. Ich habe aber ſeither oft gedacht, und will's Dir drum ſagen: Es iſt Vieles im Leben Firlefanz und fällt im Tode ab. Was mit hinüber genommen werden kann, wollen wir ſchätzen, nichts weiter. Ich habe anders gedacht und gehandelt, vergieb!"

Dem jungen Officier ſchoß das Blut in die Wangen. „Jetzt weiß ich auch", ſagte er leiſe, „was der Schatten zwiſchen uns war, der ſich gar nicht bannen ließ, auch nachdem man mit dem Zorn und der Bitter-

Digitized by Google

keit fertig geworden. Es war die Unnatur, daß ich Dir sollte etwas zu vergeben haben. Mir kam nichts Böses von Dir, nur durch Dich. Es ist unverschmerzt und unvergessen, aber den Schatten werde ich nun doch wol los werden."

Der Alte nickte freundlich: „Es war eine fatale Geschichte", fuhr er fort, „das Mädchen wäre mir schon recht gewesen, aber die Mutter; Schwiegermutter, des Teufels Unterfutter! Hätte ich nur gewußt, daß sie so bald sterben würde! Die alte Hexe hatte rothe Backen wie ein Winterapfel, und ließ sich mir zum Possen nicht merken, daß sie wurmstichig war. Du weißt, ich habe sie gekannt, als wir noch auf dem Lande lebten, das Mädchen war noch ein Kind. Wie gesagt, es wäre gegangen ohne die Mutter, obgleich immer der anrüchige Name blieb, und die Lumpenwirthschaft, aus der sich kein Mensch gern die Schwiegertochter in sein wohlgeordnetes Haus holt. Es ist doch besser so, und Dein Gehorsam wird seinen Lohn finden."

„Vater, ich war nur gehorsam weil der Ungehorsam unmöglich war", sagte Rudolph dem Vater offen und ehrlich in's Auge schauend. „Sie war fort und all' mein Suchen nach ihr war vergeblich. Sie wußte es, daß ich nicht von ihr lassen würde, und sie war es, die nicht mehr wollte. Ihr Fortgehen war ihre stumme stolze Antwort auf Deinen Brief, und eine ernsthaft gemeinte."

„Das war brav von ihr. Dein offenes Bekenntniß ist's auch", versicherte der Alte. „Ehrlich währt am längsten. Offenes Feld überall, kein Franctireurwesen, die gemüthliche blaue Blouse und Zipfelmütze und den Revolver in der Tasche. Also ehrlich, wenn die letzte Stunde kommt, keine Feindschaft, mein Junge."

„O nichts als Dank für tausendfach erprobte Güte, die auch dieser einzigen Wehthat zum Grunde lag", rief der junge Mann feurig.

Dem Alten wurden die Augen feucht.

„Wenn's mein Letztes gilt", brach er los, „meinetwegen heirathe des Beelzebub's Tochter, mein letzter Athemzug ist Segen; aber meiner Alten, meiner feinen Alten wegen, bring' ihr was Gutes in's Haus."

„Das Beste oder Nichts, die Eine oder Keine. Dank Vater, tausend Dank!"

Sie hatten den Punkt erreicht, wo die Straßen sich schieden. Die eine führte zur Meierei, die andere zum Forsthaus.

„Halt!" ertönte das Commando.

In strammer militairischer Haltung empfing Unterofficier Fink die Befehle seines Officiers.

„Und nun mit Gott, Vater; der Himmel schütze Dich", sagte dieser, seinem Untergebenen die Hand reichend.

„Und Dich, mein Junge!"

Das Commando trennte sich, hier- und dorthin zogen die Reiter, unbesorgt, aber wachsam, die Augen offen, die Lippen stumm. Nur das Getrappel der Pferdefüße auf dem knirschenden Schnee unterbrach die Stille.

Digitized by Google

Es mag wol, selbst in dem militairisch geschulten Preußen, in dem Jeder, der gesunde Glieder hat, zu der Pflicht der Vaterlandsvertheidigung herangebildet wird, und dies als ein schönes, männliches Vorrecht anerkennt, selbst hier mag es selten vorkommen, daß Vater und Sohn just zusammen in den Reihen eines und desselben Regiments dem Feinde entgegen geführt werden, noch seltener aber, daß der Vater gerade geflissentlich den Platz aufsucht, auf dem er sich unter die Befehle seines Sohnes gestellt sieht, wie der alte Rentier und Particulier Fink, in seiner Jugend Unterofficier im Königin-Kürassierregiment, es gethan hatte.

Es war immer ein gutes, liebevolles Verhältniß zwischen Vater und Sohn gewesen, weder durch eigene Schuld, noch unabsichtlich hatte Rudolph seinen Eltern je eine wirklich kummervolle Stunde bereitet. Nur einmal, es mochte wol länger als drei Jahre her sein, gab es einen Conflict zwischen Vater und Sohn, den selbst der Mutter überwiegender Einfluß auf den erstern nicht zu hindern vermochte, der tief einschnitt in das gute Einvernehmen Beider, und trotz aller Pietät von Seiten Rudolph's, trotz dem besten Willen des Vaters, den Gefühlen Jenes gerecht zu werden, doch in der verminderten Unbefangenheit, dem zurückhaltenden Wesen des Sohnes, so wie in dem zwiespältigen Empfinden des Vaters nicht abzuleugnende Spuren hinterließ.

Der Alte mochte Recht haben, eine Heirath nicht zu wünschen, die der Bekrittelung gerechten Anlaß bot; aber der junge Mann empfand eben so richtig, als er das unschuldige Mädchen nicht verantwortlich machte für das Unrecht, für die Thorheit ihrer Eltern, für den bösen Leumund, der ihren Namen getroffen, indem der verstorbene Vater betrügerischen Bankerotts, die Mutter der Mitwissenschaft daran beschuldigt wurde.

Der Vater war todt und Rudolph wußte von all' den schlimmen Gerüchten nichts, als er das Mädchen zufällig kennen lernte und schnell gefesselt durch das harmonische, eine tiefe Natur verrathende Wesen desselben seinen nächsten Urlaub benutzte, sie, die er nur als Gast in fremdem Hause gesehen, in der eigenen Häuslichkeit aufzusuchen. Die Mutter war eine angenehme, welterfahrene Dame, sie liebte den Prunk, aber in geschmackvoller Form, und verstand es ihrer Umgebung den Schein vornehmer Eleganz zu verleihen. Zu einem tiefern Einblick war Rudolph schon zu befangen, und als dieser ihm durch seinen Vater gegeben wurde, war er durch sein Herz wie durch sein Wort unauflöslich gefesselt und zu jedem Opfer, das die Verhältnisse fordern würden, entschlossen. Es war zum erstenmal, daß er des Vaters bestimmtem Befehl den Gehorsam versagte, in aller Ruhe, in der kindlichsten Form, aber eisenfest in seinem Entschluß wie der Vater, und nicht nur sein Glück, das auf dem Spiele stand, sondern auch seine Ehre betonend, die ein gebrochenes Wort unauslöschlich beflecken mußte.

Ein Commando, das Rudolph für längere Zeit von seiner Garnison entfernte, machte für den Augenblick dem ausgebrochenen Zwiespalt ein Ende und wurde von beiden Theilen als ein günstiger Umstand, als

Digitized by Google

eine Art Waffenstillstand, als eine Frist, in der die Meinungen sich klären konnten, willkommen geheißen. Aber da war's, daß dem Alten die unglückliche Idee kam auf eigene Faust zu handeln und das, was er für das Unglück seines Sohnes hielt, in seiner Weise aus dem Wege zu räumen. Die über das Mädchen eingezogenen Erkundigungen ertheilten dem vortrefflichen Charakter, der unantastbaren Weiblichkeit desselben die besten Lobsprüche.

Der Alte seufzte; es that ihm leid um das Mädchen, aber das Glück seines Sohnes stand ihm näher. Es war doch nur eine Lumpenwirthschaft, aus der Rudolph sich die Braut holen wollte, nirgends ein solider Grund und Boden, Prunk und Flitter oben auf, ohne den die Mutter nicht existiren konnte, und um dessentwillen die Tochter ihr junges Leben in ein Sclavenjoch der Arbeit zu spannen hatte. Dazu der Fleck auf dem Namen — tagelang ging der Alte still und in sich versunken herum, dann schrieb er, wohl überlegt, ohne Rücksprache mit seiner Frau, deren Widerspruch er nicht ohne Grund fürchtete, an das Mädchen und stellte ihr die Sachlage nach seiner Auffassung vor.

Es war ein kurzer, nicht unfreundlicher, sogar sehr achtungsvoller Brief, aber grausam in der schonungslosen Enthüllung aller der Verhältnisse, die nach der Meinung Fink's zu schwer in die Wagschaale des Glücks seines Sohnes fielen, um eine ungesunde Bemäntelung zuzulassen.

Er hatte denn auch nichts bemäntelt, nicht den Verdacht, der auf dem Namen ihres Vaters ruhte, nicht die unsoliden Eigenschaften der Mutter. Ob sie es übernehmen wolle und könne, fragte er, die thörichten Neigungen ihrer Mutter, denen die Berufung auf den wohlhabenden Schwiegersohn nur Vorschub leisten würde, zu zügeln, ob sie es ihrem Manne zumuthe, das von seinen Eltern in Ehren und in Mühen erworbene Eigenthum durch jene vergeuden zu sehen u. s. w. Genug, der Brief war ein Meisterstück engherziger Auffassung, grausamer Wahrheitsliebe; nur die Zweckmäßigkeit der Maßregel war bedacht, nicht die weit über das Ziel hinausreichende Wirkung. Und doch hatte ihn Liebe dictirt, besorgte Vaterliebe, die in der Beschränktheit der Berechnung zu der unheilvollen Waffe griff, Glauben, Liebe und Treue, kindliche Pietät, Lebensmuth und Hoffnung in eines armen Mädchens Herzen mit einem wohlgezielten Schlage zu vernichten.

Zufällig traf dieser Brief mit einem Schicksalsschlage zusammen, der dessen niederschmetternde Wirkung noch um Vieles erhöhte. Am Sterbebette der Mutter, die, von einem plötzlichen Schlagfluß getroffen, eben ihre letzten Athemzüge aushauchte, empfing die tief Gebeugte das grausame Schreiben, das eine Fluth von Bitterkeit über das in seinen kindlichen Gefühlen tief verletzte Herz der Waise auszuschütten drohte.

Sie hat den Brief nie beantwortet, sie hat mit keinem Menschen je ein Wort darüber gesprochen, nicht durch sie, nur durch seinen Vater selbst hat Rudolph den Inhalt erfahren, der ihm über ihr unbegreifliches Verstummen und Verschwinden Aufschluß gab.

Die Todte wurde der letzten Ruhestätte übergeben, ihre sämmtliche

Digitized by Google

Hinterlassenschaft verkauft, ihre Schulden getilgt, der Miethzins bezahlt, dann reiste die Waise ab, zu einer Freundin, wie sie sagte; was ferner werden sollte, wußte sie noch nicht, es werde aber keine Noth um sie haben. Sie reiste ab, unbekümmert um die Lobsprüche, die ihr folgten und von ihrem Namen den Schatten verwischten, an dem sie unschuldig war, und um dessentwillen ein sonst ehrenfester, warmherziger Mann ihr die Aufnahme an seinem Herd verweigert hatte.

Das Lob erreichte sie nicht; den Bannstrahl, der sie getroffen, nahm sie mit in die fremde Welt, in die sie hinauszog, ihren gekränkten, weiblichen Stolz, ihr tief verletztes kindliches Gefühl von dem Zwiespalt mit der Liebe zu retten, und fern von dem Schauplatz ihres zertretenen Glücks ihrem Leben die nun nothwendige Gestaltung zu geben.

Es hatte Keiner mehr etwas von ihr gehört. Es wuchs Gras über die Geschichte, über Rudolph's damalige Verzweiflung, über seine tiefe Entrüstung, über sein inneres Zerwürfniß mit dem Vater auch. Es wuchs Gras darüber, und die sanfte Mutter, zwischen Vater und Sohn stehend, wenn auch hierbei mit ihrem Urtheil auf des Sohnes Seite, sorgte, daß auch wieder Blumen dazwischen keimten, wenn auch die dornenlosen Rosen nicht mehr, die das glückliche Familienband sonst umwanden. Es blieb ein Schatten zwischen Vater und Sohn, keine Mühe, kein guter Wille, keine Sehnsucht löschte ihn aus.

Da fuhr der zündende Wetterstrahl vom Himmel, der jedes deutsche Herz entflammte, in dem einen gemeinsamen Aufschwung Jeden hoch über sein persönliches Empfinden hinaustrug und die Schatten der Vergangenheit dahin sinken ließ vor der hoch erhobenen, weit in die Zukunft hinausleuchtenden Fackel patriotischer Begeisterung.

Der Krieg ist erklärt! Wer fühlt die Worte nicht noch heute widerhallen in seinem Herzen. Der böse Feind schrie den Gespensterruf in die Welt hinaus, und alle guten Geister wachten auf bei dem Rufe und schaarten sich zusammen in Gottes Namen. Das bedrohte Heiligthum des Herdes erhob das flatternde Banner! Die freche Herausforderung schrie zu Gott, und noch nie ist frevelhafter Uebermuth so ohne Gleichen tapfer zu Boden geschlagen worden, als es von den deutschen Waffen in Gottes Namen und unter dem preußischen Hurrah geschah.

Auch der alte Fink eilte zu den Fahnen. Das alte Soldatenblut pochte heiß in den Adern; jung hatte es nicht Gelegenheit gehabt, seinen echten Gehalt zu beweisen, nun wallte es zur Herbstzeit männlichen Alters über von Kraftbewußtsein und Thatendrang.

Was ihn bewog, sich just bei dem Regiment zu melden, bei dem sein Sohn stand — wer vermöchte es, für den Instinct dieser Handlung genügende Gründe aufzufinden?

„Frag' nicht, ich muß es thun", wies er seine Frau ab, „mitgehen will ich, Officier bin ich nicht, unter's Commando muß ich, warum soll ich mich nicht von dem eigenen Jungen commandiren lassen? Es wird ihm gut thun zu sehen, daß ich noch zu gehorchen verstehe. Donner-

Digitized by Google

wetter, er voran zur Attaque, ich ihm nach, ihm Ehre machen wie er mir, für einen und denselben Gedanken fechten, vielleicht sterben — ist er ein guter Soldat, bin ich's, so werden wir mit der Sache fertig werden, und vielleicht mit einer andern auch", setzte er leise hinzu, den verständnißvollen Blick seiner Frau mit tiefem Seufzer erwiedernd.

Sein Wunsch wurde erfüllt. Er wurde beim Regiment angenommen und derselben Schwadron zuertheilt, bei der Rudolph stand. Ob dieser die Absicht des Vaters errieth? Jedenfalls fand er sich eben so meisterhaft in das seltsame Verhältniß, als der Alte. Lieutenant und Unterofficier im Dienst, Vater und Sohn im Quartier, am Bivouakfeuer. Keine Wimper zuckte im Gesicht des Vaters, wenn das: „zu Befehl, Herr Lieutenant", über seine Lippen kam, und dieser nahm die stramme Haltung, den prompten Gehorsam des Alten entgegen, als sei er's nie anders gewohnt gewesen. Das Herz lachte dem Vater, wenn er den jungen Menschen so keck und frisch voran reiten sah, wenn dessen Commando ertönte fest und sicher, mit einer Stimme, die kraftvoll durch die Luft schallte, in der auch nicht einmal ein Beben der Aufregung die über Tod und Leben entscheidende Wichtigkeit der Situation verrieth.

So im Feld, so auf dem Marsch, in der Bataille. Aber wenn es hieß: abgesessen, wenn die Säbel zurückrasselten in die Scheide, wenn es der Ruhe galt, dann wurde der Vorgesetzte überflügelt vom Sohn und um so stürmischer brach sich das kindliche Gefühl Bahn, als hätte es schlimme Versäumniß gut zu machen. Ein Zelt nahm die Beiden auf, auf einem Strohlager ruhten sie, der Schatten, der sich zwischen Beide gelagert, eine lange, lange Zeit, wich vor den Schatten des Todes, die rechts und links an Vater und Sohn vorüberstreiften.

Es fragte Keiner den Andern, kaum sich selbst mochten sie fragen, ob und wie es anders geworden sei; aber sie hielten im Kugelregen, in offener Feldschlacht, sie sausten mit eingelegter Lanze vorwärts zur Attaque, im Handgemenge mit Franctireurs, auf Recognoscirungsritten, welcher Aufgabe es auch galt, wo die Gefahr auch lauerte — ein Blick herüber und hinüber, ein stummes Kopfnicken, ein Blitzen der Augen, und was so von Vater zu Sohn ging, konnte Jeder getrost der letzten Kugel entgegen tragen.

III.

Es stand nicht mehr gut auf dem Schloß; seit der Abbé sich nun gar ganz dort niedergelassen, war Alles verändert, Madame's frohe Laune verschwunden, dafür ein ängstlich scheues, oft unruhiges, meist gedrücktes Wesen über sie gekommen. Ihr Verkehr mit Sophie war fast nur noch ein verstohlener. Manchmal noch ein flüchtiger Händedruck, ein ihr schnell zugeflüstertes Wort, das die alte Gesinnung verrieth, sonst kein Zusammenhang zwischen Beiden. Die Knaben waren Sophien's Aufsicht entzogen worden, der Abbé nahm sie in seine besondere Obhut. Im Dorf tauchten wilde Gestalten auf, die sie nie dort gesehen. Wenn sie spazieren ging, trafen drohende Blicke die Deutsche; sie wagte bald

Digitized by Google

nicht mehr, sich vom Schloß zu entfernen. Im Familienzimmer hallte es wieder von trunkenen Hoffnungsfanfaren, bei denen Monsieur nicht mehr rücksichtsvoll ihre Gegenwart beachtete, und die sie oft genug aus demselben vertrieben. Das Treiben widerte sie an. Waren denn diese Menschen nicht zu überführen, nicht zu schlagen, erkannten sie denn noch nicht Gottes Hand!

„Fort, fort!" tönten tausend Stimmen glühender Sehnsucht in des Mädchens Seele.

„Habe ich Dich verlassen müssen, todesmüd' und todesmatt, allen Erdenglückes baar, und lockst Du mich nun doch zurück an Dein mütterliches Herz, du schöne, große, in neu erstandener Einheit wiedergeborene Heimat!" dachte sie.

Sie saß allein im Familienzimmer; der Abend war hereingebrochen, draußen leuchtete der Schnee, drinnen ein schwach unterhaltenes Kaminfeuer, das flackernden Schein über das Parquet warf. Sie saß im Schatten der Kaminecke, tief in den Lehnstuhl gedrückt, und blickte gedankenvoll in die Gluth der Kohlen.

„Hier Alles haltlos, Alles auseinanderfallend", dachte sie weiter, „hier Phrasenthum und Lüge, das Gute erstickt, die Besseren ohnmächtig, Jeder für sich der Mittelpunkt der Welt, dort —"

In die tiefe Sehnsucht ihrer Seele mischte sich das Gespenst der Vergangenheit; von persönlichem Weh, von harter Entsagung, von schwer überwundener Noth und Pein beschwor es dämonisch die Schatten, — vergebens, sie vermochten nicht mehr die heimwärtseilenden Gedanken zurückzudrängen.

Der Entschluß stand fest in dem Mädchen, zurück in die Heimat zu gehen, ihr ein gesundes Herz, ihr die gestählte Kraft zurückzubringen, so wie die Verhältnisse sich geklärt, so wie sich das Band in Freundschaft und gegenseitiger Uebereinstimmung lösen lasse, das die trüben und guten Tage um ihr einsames Herz geschlungen, und das sie nicht zerreißen wollte, ehe die bösen nicht vorüber.

Sophie war noch ganz in diese Gedanken verloren, als Adele leise das Zimmer öffnete und das Köpfchen vorsichtig vorbeugte, zu sehen, ob noch Jemand anders darinnen sei, als ihre chère Sophie.

Sie war noch die Einzige, die ganz unverändert mit Sophie Freundschaft gehalten. Dem kleinen Herzen war weder das Gefühl der Feindschaft einzuimpfen, noch die künstliche Maske derselben aufzudringen gewesen. Die es thun wollten, erregten nur Furcht und erweckten Widerspruch. Sie lief vor dem Abbé, so wie sie ihn erblickte.

Als Adele sah, daß außer Sophie Niemand im Zimmer war, kam sie herangehüpft, schmiegte sich an Sophien's Seite und flüsterte ihr geheimnißvoll in's Ohr:

„Ich habe Franctireurs gesehen, wirklich, ich habe; aber still, still, sprechen Sie nicht davon."

Sophie nickte mechanisch; sie hatte die Worte kaum gehört.

„Unten in der Küche!" fuhr die Kleine vertraulich fort, „ich war

Digitized by Google

hinter dem Holzkorb versteckt; ich lief dahin als sie kamen, ach, solche Menge, Sophie. Monsieur l'Abbé kam mit ihnen, und dann Papa und hinter dem schlüpfte ich hinaus. Ich wollte die häßlichen Dinge nicht hören, die sie sprechen. Ich hatte Furcht!"

„Es werden keine Francstireurs, es werden Landleute gewesen sein, Du siehst jetzt überall Francstireurs", sagte Sophie, noch immer auf das Geschwätz des Kindes nichts gebend, dessen furchtsames Köpfchen wirklich geneigt war, überall diese Schreckgespenster einer aufgeregten Phantasie vorauszusetzen und deshalb zu erblicken.

„Non, non, non", wiederstritt diese, „es sind Francstireurs, Vengeurs, Sie können sie selbst sehen, aus Naneton's Fensterchen, Naneton ist weggeschickt, ich weiß, kommen Sie, kommen Sie! Sie bleiben nicht mehr lange, sie sollen sich im Gewölbe verstecken; die Prussiens dürfen sie nicht sehen."

Jetzt erst wurde Sophie aufmerksam.

„Kind, was schwatzest Du, welche Preußen, wo sind die Preußen, die sie nicht sehen sollen?"

„Ach, sie werden kommen", flüsterte Adele, „ich weiß, ich hab' gehört. Monsieur l'Abbé hat es gesagt. Sie kommen heute noch, aber bitte, bitte, chère Sophie, verrathen Sie mich nicht. Ach, Mama und Papa würden sehr böse sein, und erst Monsieur l'Abbé. Aber das schadet nichts, den kann ich nicht leiden."

„Komm, wir wollen auf Naneton's Zimmer gehen", sagte Sophie scheinbar ruhig, „ich werde mich selbst davon überzeugen." Sie zog das Kind mit sich fort. Außer der Haupttreppe führte eine kleine Wendelstiege aus Madame's neben dem Familiensalon befindlichen Boudoir hinunter in die Wirthschaftsräume des Hauses, die eigentlich nur zu ihrem und ihrer Jungfer Naneton Gebrauch diente.

Um diese Zeit pflegte Madame selten in ihrem Boudoir zu sein. Leise schlichen die Beiden die Treppe hinunter in das genannte Gemach, aus dem ein mit einem Vorhang versehenes kleines Fenster den Einblick in die Küche gewährte, wahrscheinlich dort angebracht, um der Hausfrau oder deren Stellvertreterin die Controle zu erleichtern.

Den Vorhang vorsichtig lüftend, überschaute Sophie mit raschem Blick den Nebenraum, aus dem ihr ein wildes Durcheinander rauher Stimmen entgegenschallte. Der Blick genügte. Sie zweifelte nicht mehr an Adelen's Mittheilung. Die große Anzahl der Versammelten, das drohende Aussehen derselben, die Waffen, die sie führten, würden sie von irgend einem gefahrdrohenden Unternehmen überzeugt haben, auch wenn der Abbé nicht unter ihnen gewesen wäre. Auf dem großen Küchentisch standen Lebensmittel aller Art, Madame selbst theilte die Speisen aus, Monsieur credenzte den Wein; auf ihrem Gesicht war die Furcht vor den wilden, unheimlichen Gestalten nur mühsam durch ein, die Zulangenden einladendes Lächeln verdeckt; auf dem seinen glänzte der Muth der Phrase, leuchtete das herablassende Wohlwollen des grand Seigneur,

Digitized by Google

der den Zwang, dem er sich unterwirft, vor sich selbst als freiwilligen Act der Gastfreundschaft zu rechtfertigen versucht.

Sophie lauschte athemlos; kein Wort von der leidenschaftlich geführten Verhandlung, kein Wort von des Abbé's entscheidenden Aussprüchen entging ihrer auf's Aeußerste gespannten Aufmerksamkeit.

Da flüsterte Adele ihr zu: „Papa geht hinauf, kommen Sie chère Sophie, wir müssen vor ihm oben sein, oh mon Dieu, wenn er uns vermißt und hier findet."

„Du hast Recht, komm rasch!"

Beide schlüpften die Treppe ebenso leise wieder hinauf. Sophie schickte Adele in ihr Zimmer, sie dort zu erwarten, sie selbst ging in den Salon zurück, das eben Vernommene rasch noch einmal zu überdenken, all' ihre Geisteskräfte zu sammeln, der kritischen Lage, der sie sich gegenüber sah, in entschlossener Haltung zu begegnen und jedes in ihrer Macht liegende Mittel zu erwägen und zu ergreifen, das Netz des Verraths zu zerreißen, das im Finstern gesponnen, schon in den nächsten Stunden die erwarteten Opfer umschlungen haben konnte.

Was sie dem sinnverwirrenden Geschwätz abgelauscht, alle ihre Besinnung zusammen nehmend, den übersichtlichen Faden nicht zu verlieren, war in Kurzem Folgendes:

Eine bedeutende Anzahl Franctireurs, in der Gegend vertheilt und Werkzeuge in des Abbé Händen, zu deren hauptsächlichsten Schlupfwinkeln, wie dem preußischen Officier ganz richtig zugetragen war, die Meierei und das Forsthaus dienten, war durch den Abbé zu einem in der kommenden Nacht beabsichtigten Ueberfall eines feindlichen Commando's in das Schloß berufen worden.

Der Abbé wußte durch seine Kundschafter genau Bescheid, er wußte, daß das anrückende Corps sich getrennt und zwei Abtheilungen die Richtung nach dem Wald genommen hatten, während der Führer mit dem kleinsten Theil der Mannschaft auf das Schloß zu hielt.

Des Abbé's Plan war, die ungebetenen Gäste in unverdächtigster Weise zu empfangen, sie möglichst sicher zu machen, und vor Allem natürlich die auf sie lauernden Rächer ihren Blicken auf's Sorgfältigste zu entziehen.

Dazu bot sich in der Localität des Hauses die beste Gelegenheit. Es gab da ein abgesondert liegendes, ziemlich geräumiges Gewölbe, in das man, bald nach Beginn der feindlichen Invasion, alle Werth- und Familienpapiere, so wie alle entbehrlichen Werthsachen überhaupt gebracht, und dessen Haupteingang Monsieur Damartin hatte vermauern lassen. Ein zweiter Zugang von oben durch eine in einer Vorrathskammer befindlichen Fallthür war durch einen darauf gerückten Mehlkasten genügend verdeckt, wie Madame meinte.

Leider hatte der Abbé ihn dennoch ausgespürt, einen Einblick in das Gewölbe gewonnen und dasselbe zu seinen Zwecken brauchbar gefunden. Es diente schon lange zu einem Depot für Waffen und Munition, und sollte jetzt die Franctireurs in seinen verbergenden Schooß aufneh-

Digitized by Google

men. Der Abbé rechnete darauf, daß die nach der Meierei und dem Forsthaus entsendete Mannschaft, nachdem sie sich von dem verlassenen und unwirthlichen Zustand beider Gebäude überzeugt, gleichfalls ein Unterkommen auf dem Schloß suchen würde, dann hatte man den Feind in der Falle, ein nächtlicher Ueberfall vertilgte die giftige Brut, wie der Abbé sich ausdrückte, und machte die Straße frei für den von den Franctireurs beabsichtigten Ueberfall der nachrückenden Infanterie.

So lag der ganze Plan klar vor Sophien's Seele; wie ihn vereiteln, was thun?

Es war in ihr natürlich nicht der mindeste Zweifel, daß sie nie und nimmer die Ausführung dieses hinterlistigen Ueberfalls zulassen dürfe, aber wie ihn hindern, ohne selbst verrätherisch an Denen zu handeln, deren Brod sie gegessen, deren Güte und Freundlichkeit sie erfahren, die sie wie ein Glied der Familie behandelt, deren Schutz sie genossen in einer Zeit, in der man ihre Landsleute zu Tausenden von Haus und Hof verjagt?

Sophie preßte beide Hände gegen die Stirn, ein wortloses Angstgebet gen Himmel sendend. Sie flehte um einen rettenden Gedanken, um Hülfe von Oben, aber bald, bald — denn die Minuten waren kostbar und jede, die nutzlos verrann, drängte sie der fürchterlichen Entscheidung entgegen. Wenn sie keinen Ausweg fand, kein Mittel, dort zu retten, hier zu schonen, zu schützen, so — sie ließ die Hände sinken.

Ja, sie war zum Aeußersten entschlossen, sie wollte, sie mußte die Ihrigen vor feigem Meuchelmord bewahren; selbst um den Preis ihrer Seelenruhe mußte sie es thun.

Das Geräusch der sich in ihren Angeln bewegenden Thür unterbrach den Kampf ihrer hart gegen einander streitenden Gedanken. Sie nahm sich zusammen und wandte ihr erblaßtes Gesicht, dem sie einen ruhigen Ausdruck zu geben versuchte, dem eintretenden Monsieur Damartin zu.

Ihre einzige Hoffnung auf einen Ausweg war auf die leicht erregte Furchtsamkeit des Mannes, auf seine hin- und herschwankende und deshalb zu lenkende Meinung, auf seine Scheu vor allen gewaltsamen Auftritten, ja auch auf seine Eitelkeit, die sich gern in Thaten der Großmuth bespiegelte, gebaut.

„Eh bien, haben Sie schon gehört, m'amie! wir haben Einquartirung zu erwarten, Prussiens, wahrscheinlich Versprengte irgend einer der geschlagenen Armeen! Sie zucken die Achseln! Natürlich wieder ungläubig. Natürlich, die Preußen können nicht geschlagen werden!" höhnte er.

„O, wenn Gott es will; auch ermordet, wenn Gott es will", entgegnete Sophie ernst.

„Ah, que voulez vous — man tödtet seine Feinde, man ermordet sie nicht", fuhr er fort.

„So sagt der Abbé. Sie sollten die Spitzfindigkeit nicht nachsprechen, Monsieur!"

Digitized by Google

„Und Sie mich nicht bekehren wollen; Sie sind kühn, Mademoiselle, siegesberauscht, aber hüten Sie sich, das Blatt wendet sich jetzt. Wir haben unsern greisen Kriegshelden gefunden. Mit einem kleinen Häuflein seiner Rothhemden hält er die ganze feindliche Südarmee in Schach! Wir haben unsern Bismarck, unsern Friedrich Karl! Zittert vor Gambetta, der die Volksheere aus dem Boden stampft, zittert vor Bourbaki, er ist auf dem Wege nach Deutschland."

„Ich glaubte, Sie wären Bonapartist, Monsieur!" sagte Sophie, vielleicht in der Hoffnung, ihn leichter zum Widerwillen gegen die beabsichtigte That zu reizen, wenn sie es ihm klar machte, daß er für ein ihm mißliebiges Regiment mit einem Verbrechen in die Schranken zu treten bereit sei.

„Mais oui, je le suis — aber vor Allem muß der letzte Deutsche aus dem Lande, muß dieser freche Raubzug beendet sein, dann, dann!..." und er verlor sich in Erinnerungen an die schönen Haare der Kaiserin Eugenie.

„Lassen wir das", unterbrach Sophie etwas brüsk die Phantasien des weiland Friseurs und Perruquiers des Kaiserreichs, „lassen wir das. Wir wollen von anderen Dingen sprechen. Sie erwarten preußische Einquartirung, die Gegend wimmelt von Franctireurs, sorgen Sie, daß ihr Haus nicht Sammelplatz derselben wird. Denken Sie an Ihr Leben, an Ihr Eigenthum, Ihre Familie. Ihre verständige Haltung hat Sie bisher vor Schaden bewahrt, ändern Sie dieselbe nicht. Vergessen Sie nicht, daß die geringste feindselige Handlung Ihrerseits die verderblichsten Folgen für Sie haben könnte. Lassen Sie sich nicht mißbrauchen, die Rolle zu spielen, die Sie eben Gambetta zuertheilt, holen Sie nicht die Kastanien aus dem Feuer für Zwecke, die Ihren eigenen vielleicht weitab sind."

Mit Erstaunen, aber auch nicht ohne Bestürzung hatte Monsieur Damartin der beredten Vorstellung Sophien's zugehört, er hätte gern des Mädchens Einmischung für eine unberufene Impertinence erklärt und in dem Sinne geantwortet, aber er fühlte seine Kehle wie zugeschnürt. Endlich faßte er sich, achselzuckend zu sagen:

„Was denken Sie, wer wird sich mit den Franctireurs einlassen. Die Preußen werden keinen in meinem Hause finden!"

„Um so besser für Sie, Monsieur, aber seien Sie gefaßt darauf, daß sie keinen Winkel ununtersucht lassen werden; die vielen heimlichen Mordanfälle haben sie vorsichtig gemacht."

„Mögen sie suchen, sie werden nichts finden."

„Auch im Gewölbe unter der Fallthür nicht?" fragte Sophie, ganz dicht an ihn herantretend, mit leisem, aber eindringlichem Ton.

Monsieur fuhr sich mit beiden Händen in die Haare; dann sank er wie betäubt in den Lehnstuhl —

„Sie wissen, mon Dieu, Sie wissen —"

„Ich weiß Alles", fuhr Sophie fort. „Sie sehen, ich könnte hingehen, Sie verrathen; ich hätte es thun können, ohne Sie zu warnen,

Digitized by Google

es war Ihr unvermeidliches Verderben; ich konnte mich nicht entschließen, es zu thun. Ich habe Gutes in Ihrem Hause, habe Ihren Schutz genossen, ich liebe Ihre Frau, Ihre Kinder. Ich mag Sie nicht verrathen und in's Unglück stürzen; ich werde es aber auch nimmermehr dulden, daß hier Verrath geübt wird."

„Mais mon Dieu, mon Dieu que faire", rief der Friseur muthlos, „Sie haben Recht, Sie haben Recht. Ich bin Franzose, aber ich bin auch Familienvater, Hausbesitzer. Ach, Mademoiselle, keinen ruhigen Augenblick habe ich gehabt, seit er im Hause ist — ah, die Geheimnisse, die gefährlichen Versammlungen, all' das Geld, das er braucht! Ah c'est affreux, affreux. Sehen Sie meine Frau an, meine Knaben, sehen Sie mich an! Was hat er aus uns gemacht. Angst hier, Sorge dort, hier der Priester, dort die Franctireurs, hier mein Haus in Flammen, dort ich selber in den Flammen der Hölle. Que faire, que faire!"

„Herr im Hause sein, die Umtriebe nicht dulden!" sagte Sophie energisch, „seien Sie nicht Knecht des Abbé's. Er täuscht, er hintergeht Sie; er lügt Ihnen die Siege vor; er stürzt Sie zwecklos in's Verderben. Er weiß, daß unser Siegeslauf nicht aufgehalten wird, wenn er hier ein paar Dutzend Menschen ermorden läßt, aber er begeht die hinterlistige Grausamkeit aus Rache. Was kümmert's ihn, wenn Ihr Haus dafür verbrannt, wenn Sie dafür erschossen, wenn die Ihrigen dafür Bettler werden, ist doch sein Rachedurst gestillt. Er wird sich zu retten wissen. Er hat nichts zu verlieren, aber Sie Alles."

„Ich habe keine Gewalt über ihn, keine über die Leute —", gestand Damartin, „ich kann nichts thun, das Unglück zu verhindern."

„Sie müssen es thun, und rasch, gleich!" drang Sophie in ihn ein. „Gehen Sie, erklären Sie dem Abbé, Sie wollten nicht der Knecht seiner Rache sein; schicken Sie die Leute fort. Sagen Sie ihnen, daß Gefahr im Verzuge sei, daß ihr Schlupfwinkel entdeckt, daß die Preußen nahten, daß sie sich offenem Kampf stellen, oder die Waffen strecken und sich zerstreuen müßten. Sie sind zum Meuchelmord gedungen und nicht zum offenen Kampf; sie werden gehen und Sie und Ihre Frau, Ihre Kinder, Ihr Haus und Eigenthum werden gerettet sein."

Sie hatte mit warmem Eifer und doch ohne eine Spur jener exaltirten Aufregung gesprochen, die so untrennbar vom französischen Naturell ist. Ihre sichere, ruhige Haltung imponirte ihm. Oder wußte sie mehr als sie sagen wollte, und stützte ihre Keckheit auf die sichere Kenntniß nahender Hülfe?

Unentschlossen starrte er sie an.

Sie benutzte die Augenblicke seines Zögerns, sich ihre Lage, ihre Entschlüsse nach jeder Richtung hin klar zu machen.

Sie wußte den Abbé unten. Sie glaubte ihn hinlänglich durch seine wilden Genossen gefesselt, um seine Dazwischenkunft eben nicht fürchten zu müssen. Oben war Niemand, Treppe und Corridor frei.

Sie konnte schlimmsten Falls hinunter und zum Hause hinaus sein, ehe Damartin's Ruf Jemand erreicht oder seine schwerfällige

Digitized by Google

Person sich selbst in Bewegung gesetzt hätte; einen Vorsprung konnte sie haben, ehe Jemand zu ihrer Verfolgung herbeigekommen.

Sich die Verhandlungen unten noch einmal zurückrufend, dachte sie sich das Forsthaus oder die Meierei als Zielpunkt ihrer Flucht. Es war leichter durch den Wald dorthin zu gelangen, als durch das Dorf auf der Landstraße, und sie wußte ja, daß beide Gebäude von dem preußischen Detachement in's Auge gefaßt worden waren.

Mit ihren Plänen im Reinen, sah sie Herrn Damartin auffordernd an.

„Sind Sie entschlossen?"

Monsieur machte nur eine Geberde der Verzweiflung.

„Herr Damartin", sagte Sophie in einem fast gebietenden Ton, „ich fordere Sie auf im Namen Gottes, im Namen der Menschlichkeit, feigen Mord zu verhindern. Wollen, können Sie das nicht, so erklären Sie sich; aber Eins sage ich Ihnen, sowahr ich eine Deutsche bin: ich lasse die Meinen nicht hinterlistig ermorden; ich bin zu dem Aeußersten entschlossen!"

„Und das wäre?" fragte eine höhnende Stimme. Sie sah sich um, der Abbé stand hinter ihr, stand zwischen ihr und der Thür, die zum Corridor führte, hatte vielleicht schon eine ganze Weile dagestanden, und die Verhandlungen mit angehört.

Ein furchtbarer Schreck durchzuckte das Mädchen, aber das Lächeln auf den Lippen des Priesters bewirkte augenblicklich eine wohlthätige Reaction.

Sophie nahm alle ihre Geisteskräfte zusammen. Der Zugang der großen Treppe war ihr durch diesen Zwischenfall versperrt, der nächste Augenblick gab sie in die Gewalt beider Männer, von denen der eine wenigstens sie unschädlich zu machen, nicht anstehen würde dann war auch von dem Hasenherzen des Friseurs nichts mehr für die Bedrohten zu hoffen.

Der Abbé stand lächelnd vor ihr. Der Beute sicher, schien es ihm Vergnügen zu machen, die sichtliche Spannung des Mädchens noch etwas zu verlängern — ihrem energischen Geist eine willkommene Frist. Sie hatte noch eine Hoffnung des Entkommens, aber auch diese nur, wenn es ihr gelang, die Aufmerksamkeit des lauernden Priesters wenigstens für ein paar Secunden von sich abzulenken, nur wenn, was sie aus seiner Anwesenheit schloß, seine sonst leicht herbeizurufenden Helfershelfer schon im Gewölbe geborgen und sie vor ihnen in Sicherheit war. „Vor Allem", sagte sie sich, „nur nicht die Besinnung verlieren."

Sie stand wie angewurzelt, wie vom Schreck gelähmt an derselben Stelle neben dem Kamin, wenige Schritte von dem Lehnstuhl, in dem Monsieur Damartin zurückgesunken, als der Abbé so jäh ihr Zwiegespräch unterbrach. Während sie in ihr Schicksal ergeben schien, erwog ihr Geist jede Chance, es zu ändern. Durch das Boudoir der Frau, die Wendeltreppe hinab, an der Küche vorbei durch's Hinterhaus, gab es noch einen Ausweg. Sie traute es sich zu, mit raschem Erfassen

Digitized by Google

des Moments, unaufgehalten auf diesem Wege zum Hause hinauszukommen, was aber thun, weitere Verfolgung aufzuhalten, nur so lange aufzuhalten, bis sie im Schutz des Waldes war? Ihre Stellung war unverändert, auch die des Abbé's. Das auf wenige Scheite heruntergebrannte Feuer verbreitete ein unheimliches Dämmerlicht.

„Willst Du nicht die Feuerung etwas auffrischen, Vetter? — es ist kalt, die junge Dame sieht ganz blaß aus vor Frost", bemerkte der Abbé spöttisch. Da kam dem Mädchen der rettende Gedanke. Der Abbé selbst in seinem Hohn und Spott warf den leuchtenden Funken in ihre Seele. Sie bückte sich rasch, wie um seinem Geheiß zu folgen, aber in demselben Augenblick, in dem sie dem Feuer frische Nahrung gab, hatte sie auch einen der Brände ergriffen, mit einem raschen, geschickten Wurf gegen die leichten Mousselinvorhänge des Fensters geschleudert, hell loderte die Flamme auf und pfeilschnell flog das Mädchen über das glatte Parquet, in's Boudoir und die Wendeltreppe hinunter an Madame vorüber, die erschrocken stehen blieb, während oben Monsieur Damartin aus vollem Halse Feuer schrie, und der Abbé, dem er, um Hülfe rufend, den Weg vertrat, als jener, gleichgiltig gegen den entzündeten Brand, der Flüchtigen nacheilen wollte, rasch die brennenden Fetzen herunterriß und die Flamme austrat.

Sophie hatte ihre Absicht erreicht; sie flog durch den Corridor in's Freie, durch den Garten dem Walde zu. Der Abbé, nachdem er die Flamme gelöscht, ihr nach; da — ein neues Hinderniß — warf Madame sich ihm in den Weg, hingen die Kinder sich an ihn.

Was war denn geschehen — wo brannte es, waren die Preußen im Anzuge? — „mon Mari, mon Mari", „Papa, Papa", schrieen sie wild durcheinander. Gewaltsam riß der Abbé sich los, stürzte zurück in's Zimmer, an's Fenster, riß es auf.

Der Schnee leuchtete hell, Sophien's dunkles Tuchkleid hob sich, wie sie flüchtig über den Schnee dahinflog, deutlich von demselben ab, ihr von schwarzen Flechten umrahmter Kopf gab ein deutliches Ziel, der Abbé riß den Revolver heraus, sie war noch nicht zu weit für den Schuß, die Kugel flog, ob sie ihr Ziel erreicht, sah Keiner. Monsieur Damartin riß den Abbé vom Fenster fort.

„Sie soll nicht erschossen werden wie ein Stück Wild; sie hat uns nicht verrathen wollen!" schrie er in einer Anwandlung verzweiflungsvollen Muthes. „Fort mit den Franctireurs, es ist die höchste Zeit, ich will keine Mörder in meinem Hause, daß die Preußen mein Haus niederbrennen und uns zu Bettlern machen. Ich will die Republik nicht, ich bin kaiserlich und meine Frau ist eine Deutsche."

„Ein Narr bist Du und in der nächsten Minute ein todter Narr wenn das alberne Gefasel nicht aufhört", sagte der Abbé gebieterisch, stieß Damartin zur Seite und riß an dem Schellenzug, der nach der Dienerstube führte, daß der Drahtstrang sprang und die Glocke nach einem schrillen Ton klirrend zur Erde fiel. Ein dienender Bruder, des Abbé rechte Hand, stürzte die Treppe hinauf.

Digitized by Google

„Die Leute aus dem Gewölbe herbei!“ commandirte der Abbé, „zu den Waffen gegriffen, die Thüren verrammelt, die Fenster besetzt, die Mündung der Gewehre hinausgerichtet, die Preußen kommen und wir sind verrathen!“

IV.

Wie ein gehetztes Wild war Sophie von dannen geflogen, Gott hatte sie gnädig geschützt, daß sie nicht auch ein getroffenes war. Die Kugel sauste über sie hinweg, sie hatte kaum die Gefahr bemerkt und der nächste Augenblick gab ihr die Deckung des Waldes. Sie kehrte sich nicht an Weg und Steg, sie lief quer zwischen den entlaubten Bäumen durch, von den windbewegten Zweigen fielen die weißen Flocken auf ihr Haupt, sie bemerkte weder Kälte noch Wind. Gottes Sterne über sich, die ihr den Pfad beleuchteten, kam kein Grauen der Einsamkeit in ihre Seele. Nicht einmal hielt sie an, um Athem zu schöpfen, die Erregung der Seele erhöhte die jugendliche Spannkraft des Körpers, und wie es stiller um sie herum wurde, und sie dem Ziele näher kam, mäßigte sie etwas ihren flüchtigen Lauf und ging nur raschen Schrittes vorwärts. Als kaum noch hundert Schritt von ihr entfernt die grauen Stämme der schneebedeckten Ulmen, die das Forsthaus umgaben, ihr entgegen blickten, horchte sie plötzlich hoch auf. Sie fürchtete sich nicht. Sie hörte das eintönige Geräusch einer sich vorwärts bewegenden Reitercolonne, hörte das Pusten der Pferde, das Aufschlagen der Hufe auf dem knisternden Schnee, bald sah sie auch die Reiter selbst, sah die Fähnchen lustig wehen in der sternklaren Luft. Wie erlöst, wie von Himmelsgrüßen angeweht, schlug ihr das Herz in der Brust und mit lautem Zuruf und beflügeltem Schritt eilte sie der kleinen Schaar entgegen. Schnell war ihr Bericht gemacht, ebenso schnell erfolgte Unterofficier Fink's Commando; es war nicht Zeit, dem Erstaunen oder müßigen Fragen Raum zu geben.

„Ein Mann zurück, dem Herrn Rittmeister Rapport abzustatten. Sie, Schulze, und das Pferd nicht geschont, damit Sie ihn einholen, ehe er das Schloß erreicht hat. Die Canaillen möchten ihn dort wol sonst mit einer unerwarteten, guten Salve empfangen. Sie, Mellin, nach der Meierei, dem Herrn Lieutenant die Meldung gebracht —“

„Halt“, mischte sich Sophie ein, „nach der Meierei kann ich. Ich kenne einen Richtweg; ich bin schnell dort und Sie werden Ihre Leute brauchen.“

„Um so besser!“ stimmte Fink dem Vorschlag bei, „Sie sind ein braves Mädchen, Gott sei mit Ihnen!“

„Noch Eins!“ sagte sie eilig, die Hand auf seines Pferdes Hals legend, als er im Begriff war, an ihr vorbei zu sprengen; „um Gottes willen schonen Sie die Familie. Sie hat sich in diesem ganzen Kriege auf's Menschenfreundlichste benommen; sie ist aber jetzt in der Hand eines fanatischen Priesters und hat den moralischen Muth nicht, dessen Umtriebe zu hindern. Wenn Ihnen ein Leid geschieht, werde ich es nie

Digitized by Google

überwinden, daß es ihnen durch mich kommt, werde Zeitlebens unglücklich sein, denn sie haben mir nichts als Gutes gethan."

„Ich werd's rapportiren, Kind, der Herr Rittmeister ist ein Cavalier, was möglich ist, wird er für unser Aller Retterin thun, aber nun vorwärts mit Gott!"

Links ab schwenkten die Reiter, Sophie setzte ihren flüchtigen Lauf in der Richtung der Thalsenkung fort und hatte bald freies Feld erreicht. Die Gegend war wie ausgestorben, keine Menschenseele kreuzte ihren Weg, kein Anruf hielt sie auf, kein neugieriger Blick folgte ihr. Auch auf freiem Feld, im Thal, um die Meierei herum dieselbe Oede und Stille.

Welch' ein Leben und Treiben hatte dort noch vor Monaten geherrscht; nun war Alles wie ausgestorben. Das Vieh fortgetrieben, Ställe und Scheunen leer, der Hof menschenleer. Der Pächter vielleicht schon von der Kriegsfurie dahingerafft, die hübsche Frau, die heranwachsenden Töchter fortgeschickt, aus Furcht vor den blonden Barbaren, nur ein altes Weib, das Sophie gut kannte, und das ihr zugethan war, hielt das Hauswesen mühsam zusammen.

Fast gleichzeitig mit Sophie traf der Reitertrupp vor der Meierei an, wohl fünfzig Schritt voraus der junge Officier, der ihn führte.

Sophie stand still, als sie ihn erblickte. Ein seltsames Gefühl, eine plötzlich aufsteigende Ahnung, ein Schauer des Entzückens durchbebte ihr Herz, dicht vor ihr parirte der Reiter: „Um Gott, Sophie!"

„Rudolph, ist's möglich, bist Du's!" so tönte gleichzeitig der Ruf Beider, wie ein Jauchzen aus seinem glücklichen Herzen, halb erstickt durch das Uebermaß der Empfindung, floh der Laut über ihre Lippen. Ueberraschung und Freude ließen kein Bedenken, keine Ueberlegung, kein Zaudern und Zögern, keine Frage und Antwort zu.

Fink war vom Pferde gesprungen und Sophie lag in seinen Armen, unbeschadet der kriegerischen Zeugen dieses Auftritts. Einen Augenblick währte der selige Rausch.

„Kinder, es ist meine Braut!" jubelte Lieutenant Fink seinen Leuten zu, das Mädchen, das sich seinen Armen entwunden, mit dem rechten Arm umschlingend und sie den tapfern Gefährten mancher kühnen Reiterthat entgegen führend.

Ein donnerndes Hurrah beantwortete den Zuruf; Sophien's Augen strahlten von Glückseligkeit. Wie vom Sonnenlicht der Freude übergossen, lag die nächtliche Landschaft vor ihr, über Feindesland zog die Hoffnung mit seligen Friedensverheißungen. Ein Augenblick, die Ueberspannung des Gefühls ließ nach, kalt blickten wieder die Sterne auf die gewappneten, todtbringenden und dem Tod geweihten Reiter.

Sophie erinnerte sich ihrer verhängnißvollen Mission. Mit beflügelten Worten trieb sie den Geliebten zur That, auch zu ihm mit doppelt eindringlicher Bitte um Schonung für die Familie flehend.

Die Situation war drängend, viel Abschiedsworte und Gedanken ließ sie nicht zu.

Digitized by Google

Ein Händedruck, ein Lebewohl aus tapferem Herzen und mit bebender Lippe.

„Gott schütze Dich!“ „und Dich!“ das war Alles.

Fink wollte ein paar Reiter zu Sophien's Schutz zurücklassen, sie litt es nicht.

„Ich bin sicher aufgehoben bei Frau Marteau, um Gotteswillen vorwärts, hörst Du nicht?“

Von fern her klang es wie wüstes Geschrei, der langsam verhallende Ton abgefeuerter Schüsse rollte, fernem Donner gleich, durch die Luft.

Die Lanzen eingelegt, ventre à terre jagten die Reiter davon, als brause der Sturmwind hinter ihnen her, und als gälte es die Wette, vor ihm an's Ziel zu kommen. Einen Augenblick sah Sophie ihm nach, dann wendete sie dem Schutz der Meierei den Rücken und folgte raschen Schrittes den bald ihren Blicken entschwundenen Reitern, entschlossen, deren Geschick zu theilen, gleichviel wie der blutige Würfel auch fallen möge! —

Noch bevor der vom Unterofficier Fink abgeschickte Ulan Schulze den Rittmeister zu erreichen und sich seiner Botschaft zu entledigen vermochte, war dieser mit seinem Häuflein Reiter schon in's Dorf, und, nur von neugierigen Weibern im Vorüberreiten gemustert, auf das Schloß zu und in den Hof geritten.

Still und öde lag das zierliche Gebäude vor ihren Blicken da. Die unerleuchteten Fenster reflectirten nur das Sternenlicht, die der unteren Etage waren mit hölzernen Läden verschlossen, die Hausthür zu, es machte vollständig den Eindruck des Unbewohntseins.

Auf des Rittmeisters Zuruf sprang ein Ulan vom Pferde, aber vergebens riß er an der Klinke, die Thür war und blieb verschlossen.

„Soll ich sie einstoßen, Herr Rittmeister?“ fragte der Ulan, aber in demselben Augenblick knitterte und knatterte es wie das Aufziehen der Hähne, blitzten die Schüsse aus den Fenstern der obern Etage, und ein wüstes Geschrei brüllte den anrückenden Ulanen den Willkommengruß entgegen.

Die Schüsse, von ungeschulten und ungeschickten Schützen abgefeuert, hatten wenig Schaden gethan. Die Kugeln waren meist über ihr Ziel hinaus geflogen. Eine hatte des Rittmeisters Czapka durchlöchert, eine andere den Lanzenschaft eines Reiters durchbohrt, nur einer der Ulanen nahm rasch die Zügel in die rechte Hand, als er sah, daß ihm die Blutstropfen über die linke quollen, einem Andern war die Wange gestreift, und fluchend band er sich das Taschentuch um dieselbe. So unerwartet der Angriff gekommen, so wenig verloren die tapferen Lanzenreiter ihr kaltes Blut.

Rasch, kurz entschlossen, wie das Commandowort des Führers, ertönte, schritten sie zur Action. Es wurde abgesessen, die Pferde so gut als möglich in Deckung gebracht, das Haus umzingelt. In dem Augenblick jagten von zwei verschiedenen Seiten Vater und Sohn Fink mit

Digitized by Google

ihren Mannschaften herbei, ein schneller Rapport wurde gemacht ohne die allgemeine Action zu unterbrechen. Die blauen Bohnen prasselten wie Hagelschauer um die Köpfe der Angreifenden, Flüche von oben und unten begleiteten die kräftigen Stöße gegen die von Innen verbarrikadirte Thür. Mitunter glitt's wie ein Schatten an den Fenstern vorbei, da, plötzlich ein Revolverschuß, von Lieutenant Fink auf einen derselben abgefeuert und ein Wuthgeheul, dem ein Moment lähmender Stille folgte, bewies, daß die Kugel den rechten Mann getroffen hatte.

Oben auf dem Parquet des Familiensalons lag der Abbé in seinem Blut, wilde Verwirrung um ihn her, mit ihm war die Seele des Unternehmens gefallen.

Das Gebot der Selbstvertheidigung rief die Belagerten auf's Neue an ihren Posten, der Kampf tobte noch eine Weile fort, dann fast von beiden Seiten zugleich krachten die Thüren, und mit einem donnernden Hurrah über die errichteten Barrikaden hinweg drangen die Sieger in's Haus, den letzten Widerstand mit kräftigen, gut geführten Säbelhieben niederzuschlagen.

Ein schöner, klarer Wintermorgen glänzte über der Landschaft, lachte durch die zerschlagenen, zersprungenen Fensterscheiben des Château Damartin und erleuchtete hell die traurigen Spuren des nächtlichen Kampfes.

Auf dem Hofe standen die Pferde gesattelt. Die Gefangenen, meist jämmerliches Gesindel, das sich zu Vorkämpfern des schwer getroffenen Frankreich unter dem letzten leidigen Feldgeschrei à outrance zusammengerottet, demoralisirt durch stete Niederlagen, flüchtig in der Schlacht, tapfer im Hinterhalt, eine Schmach und Schande der Civilisation — da standen sie, leichtsinnig in ihrer Verkommenheit die Meisten, verbissen Andere, wieder Andere froh, durch die Gefangenschaft ihr vogelfreies Dasein für einige Zeit gesichert zu sehen, — Wenige darunter, deren Haltung und Züge einen tiefen patriotischen Schmerz um ihr gesunkenes Vaterland ausdrückten. Wie stach das verkommene Gesindel ab gegen die frischen, stahlkräftigen Gestalten der Ulanen, die siegesfroh, gestärkt durch Schlaf und ein gutes Frühstück, das Monsieur Damartin ihnen in eigener Person servirt, sich zum Weitermarsch, zur tapfern Begegnung mit neuen Gefahren rüstete!

Ja, Monsieur Damartin selbst, nicht der Schatten des edlen Perruquiers war es, der ihnen die Feldflaschen höchst eigenhändig füllte und zum Dank, daß sie sein Haus und Eigenthum geschont, mit Phrasen der Anerkennung und Ergüssen der Dankbarkeit tractirte, bei denen er nicht vergaß, sich selbst in das hellste Licht des Patrioten und Menschenfreundes zugleich zu stellen.

Nicht mit den Kämpfenden hatte man ihn gefangen genommen. Man fand ihn in seinem Zimmer eingeschlossen, auf einem Bett festgebunden. Sein Hülferuf war es, der den eindringenden Feinden den Weg dorthin wies. Man mußte die Thür erbrechen, um zu ihm und in das gleichfalls verschlossene Ankleidezimmer zu gelangen, in dem seine Frau

Digitized by Google

Nur einmal wurde die Uniform noch wieder angezogen mit allen Ehrenzeichen von 70 und 71, das war kurz nach der Heimkehr des Regiments, als Rudolph aus dem theuren Elternhause die Braut heimführte, die unterdessen, als er und der Vater noch im Felde weilten, das Herz ihrer neuen Mutter ganz und gar für sich erobert hatte.

Zu diesem feierlichen Act der Brautführung laden wir den Leser ein, damit er das Paar zusammengeben sieht und sicher sein kann, so weit hat die Geschichte ein gutes Ende.

In die Zukunft zu blicken ist Keinem vergönnt, aber etwas läßt sich doch der geheimnißvoll verschleierten ablauschen, so viel just, als wir in dem Menschengeist und Menschengemüth die Elemente finden, die ihn befähigen, selbst an unwirthbarster Küste den Wogen wechselnden Geschickes mit ruhiger Zuversicht entgegen zu blicken.

Und so dürfen wir vielleicht auch mit Recht auf ein allerletztes, gutes Ende für Die hoffen, die kindlich sind im Herzen, fest in der Liebe, entschlossen zur That, demüthig im Glück, kräftig im Mißgeschick, wahr in Gedanken, offen im Wort, einig mit sich, versöhnlich mit Andern, mit einem Wort, die da groß denken und empfinden in großer und kleiner Zeit.

Vorm alten Thor*).

Vorm alten Thor im grünen Hag
Spazier' ich Morgens jeden Tag
Abseits vom Weltgedränge;
Dann sind die Bäume frisch erwacht,
Da blitzt und perlt im Thau der Nacht
Ihr volles Laubgehänge.

Vorm alten Thor im grünen Hag
Goldamselruf und Finkenschlag
Und Nachtigallgesänge:
Da müßt' ich schlecht bei Laune sein,
Wenn mir im morgenfrischen Hain
Nicht auch ein Lied gelänge.

Vorm alten Thor im grünen Hag,
Wo ich so gern spazieren mag
Durch Büsch' und Laubengänge,
Da sing' ich auch dies Liedchen heut'
Am Feiertag in's Festgeläut
Der Pfingst- und Maienklänge.

Hermann Grieben.

*) Mit diesem Gedicht des rheinischen Sängers geht uns ein neues Liederheft desselben zu — „Rheinische Wanderlieder von Hermann Grieben" (Köln, Mann'sche Buchhandlung) —, welches wir nicht versäumen wollen, den Lesern des „Salon" herzlich zu empfehlen. Erquickliche Rheinluft weht durch diese frohmüthigen Lieder, welche den Eindruck machen, als ob sie beim Wandern gesungen wären — so frisch und natürlich, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet". Wer an den gesegneten Ufern des Rheines pilgert, an seinen rebenbekränzten Hängen und in seinen blühenden Seitenthälern, der sollte dies Büchlein nicht vergessen: er wird sehen, wie wunderbar es die Rhein-, Wein- und Wanderstimmung wiedergiebt. Die Redaction des „Salon".

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor'm alten Thor.

Digitized by Google

Rubinstein's „Thurm zu Babel".

Am 20. Mai, dem zweiten Concerttage des neunundvierzigsten Niederrheinischen Musikfestes, wurde in Düsseldorf Rubinstein's „Thurm zu Babel" aufgeführt Mit diesem Werke hat der geniale Tondichter den ersten kühnen Schritt auf eine neue Bahn gethan, die er ausdauernd weiter verfolgen will; mit ihm eröffnet er die Reihenfolge von „geistlichen Opern", in denen er, die überlieferte Form verlassend, eine allgemeine schärfere dramatische Zeichnung der Charaktere so wie der einzelnen im Texte gegebenen Entwickelungen und Verhältnisse auszuführen gedenkt. Der erste Versuch eines Oratoriums auf moderner Grundlage stammt von Schumann, in seinem wunderbaren „Paradies und die Peri"; aber der Stoff ist hier der Phantasiewelt entnommen, die Momente der Handlung sind vorwiegend lyrischer Natur, nirgends ist ein Charakter dramatisch entwickelt; das Alles lag auch wohl in der Absicht des Tondichters. Dagegen sucht Rubinstein gerade in den scharf ausgeprägten Gestalten und in den bewegungsreichen Erzählungen des alten Testaments die Hauptanregung zu seinen Schöpfungen.

Bei solch' großartigem Unternehmen treten manche schwierige und unabweisliche Fragen an den Componisten: Fügen sich jene Charaktere und Erzählungen der Darstellung durch Musik in modern dramatischem Sinne? Verlangen sie nicht die bisher allgemein gültige, religiöse, von allem subjectiven Beisatze freie Auffassung, ja den conventionellen kirchlichen Styl, durch welchen das Oratorium bisher als Eigengattung galt? Sind gewisse künstlerische Acte nicht ebenso an die Form gebunden, wie manche Acte des gewöhnlichen Lebens? Es kann ein Mann im „Kämmerlein im Verborgenen" zu Gott beten (Matthäi, C. 5, V. 6) nach seiner Weise, nach seinem Herzen, und sein Gebet kann Gott gefälliger sein, als die von Hunderten Kirchengängern; wenn er aber in die Kirche geht, und dort nicht die herkömmlichen vorgeschriebenen Gebete sagt, warum ist er in die Kirche gegangen? Vielleicht aus Rücksicht für seine Familie, um ein gutes Beispiel zu geben? Das ist eine ehrenhafte Entschuldigung, aber kein religiöses Herzensbedürfniß. Und ebenso läßt sich vom Componisten sagen: Er kann eine Hymne an Gott componiren, an den Erzeuger und Erhalter der Welt, an den Unaussprechlichen, den Goethe pries „Im Namen dessen der sich selbst erschuf", und diese Hymne kann in ihrer Weise so schön sein, als ein Händel'scher Chor, als eine Bach'sche Motette; aber wenn er biblische Stoffe wählt, und sie nicht biblisch auffaßt, d. h. nach der überlieferten kirchlichen Weise, warum wählte er sie? Liegt nicht schon in den Oratorien Mendelssohn's, in den Versuchen, das modern Lyrische, Melodische in das Oratorium zu bringen, eine Stilmischung, eine Verweichlichung, ein Verfall, trotz all' der großen unvergänglichen Schönheiten einzelner Theile des „Paulus" und „Elias"? Was kann der Componist der Jetztzeit überhaupt in dieser Gattung unternehmen?

Digitized by Google

Ich habe diese Fragen absichtlich in ihrer ganzen Schwere dargestellt, weil sie bei Beurtheilung des Rubinstein'schen Werkes nicht übergangen werden durften, weil sie überall, wo es sich um Kirchen- oder „geistliche" Musik handelt, den ersten Maßstab für die Beurtheilung bilden. Eine gründliche Prüfung und Erörterung würde fast den Raum eines Buches beanspruchen, müßte sich auch auf die Auffassung und verschiedenartige Anschauungen religiöser Gegenstände in den anderen Künsten erstrecken. Ich kann hier nur den einen wichtigsten Punkt berühren, die Behandlung kirchlicher Texte durch Bach und Händel.

Der Stil Händel's, der heute als der echte oratorische gilt, ist kein aus reiner Kirchenmusik entstandener, sondern ein aus ursprünglich weltlichen Elementen gebildeter. Händel, als Theatercomponist durch Intriguen und Zwistigkeiten aller Art in seinem Wirken gehemmt, faßte den Gedanken, den ernsten großartigen Stil seiner Opern, welche dem oberflächlichen Geschmack des Londoner Publicums nicht mehr behagten, zu läutern und Opern ohne Costüm und Decorationen zu schaffen*). In diesen vermochte er echt deutsche Kunst des vielstimmigen Satzes und des Contrapunktes mit der in Italien erworbenen Kunst der wirksamen Behandlung des Gesanglichen zu vereinigen. Er wählte auch die Texte aus der Geschichte des alten Testamentes, in welchen die jähen Uebergänge lebhaftester gegensätzlicher Empfindungen der Masse, des Volkes, mit dem thatkräftigen Eingreifen des Einzelnen abwechseln, und in welchen immer die Allmacht Gottes das Schicksal der Menschen entscheidet. In diesen Texten fand er zugleich den Reichthum dramatischer Momente, die Grundlage breitester Entfaltung, die in der Oper nicht stattfinden kann, die Anregung zu seinen mächtigen, glanzvollen Chören. Nur im Messias hat er, das Dramatische weniger berücksichtigend, die Betrachtung, die reine Erzählung vorwalten lassen und ein Werk geschaffen, dessen Größe sich jedem Maßstabe entzieht. Doch Eines muß hier betont werden, als für die ganze Auffassung Händel's bezeichnend und bestimmend: Ihm ist Christus vor Allem der Erlöser, der Gesalbte, der Erretter, der durch Leiden zum höchsten Glanze Emporgestiegene, der zu Preisende; Begeisterung, nicht die Entsagung ist der Grundton!

Auf ganz anderm Standpunkt steht Bach in seinen Oratorien! Er vertritt das rein kirchliche, protestantische Christenthum; seine Texte enthalten vorzugsweise die Betrachtungen über das Leiden Christi, die Schilderung des Seelenzustandes der duldenden Gemeinde, die Entsagung auf alles Irdische in der Hoffnung auf die Gnade, auf die Vermittelung des Heilandes! Diese Anschauung von der Nichtigkeit alles Weltlichen macht sich selbst im Weihnachts-Oratorium geltend. Bach hat auch den Choral, also das unmittelbar Gottesdienstliche, in seine Oratorien verwebt. Anscheinend war er der Vollender Dessen, was die frommen evangelischen Meister vor ihm begonnen hatten, aber in der That steht er einzig da, unvergleichbar, unerreichbar! In seinen Oratorien vereinigt sich die höchste Genialität in Behandlung der strengsten Form, mit unerschöpflichem Gedankenreichthum

*) Es ist eine merkwürdige, meines Wissens noch von Keinem beleuchtete Erscheinung, daß zwei große deutsche Tondichter fast gleichzeitig von der langjährigen Handhabung italienischer Formen zur Eröffnung neuer Bahnen übergegangen sind: Händel hat jene Formen erweitert, mit deutscher Kunst durchgeistigt für das Oratorium; Gluck hat sie vereinigt, in deutschem Sinne jedes Flitters entkleidet — für die heroische Oper.

Digitized by Google

und einer Vertiefung des Gemüthes, die nur aus der vollkommenen Abgewandtheit von der sinnlichen Welt, aus dem Aufgehen im Glauben, und aus einer großartigen Charakterstärke erklärbar ist. Seine Chöre und Arien wirken nicht so unmittelbar, sie „packen" nicht wie die Händel's, aber sie bringen eine Ruhe und Weihe in das Gemüth des Hörers, wie keine andere Tondichtung auf Erden

Ein Oratorium im Bach'schen Stile zu componiren, wäre ein verfehltes Unternehmen, weil nur *seine* unerreichbare Kunst und *Erfindung* die Klippe der Monotonie vermeiden konnte. Der edle Mendelssohn hat in seinen Oratorien nach Bach'schem Vorbilde den Choral mit in die Musik verwebt, aber die Chöre dramatisch gehalten und die Arie ganz nach seiner eigenthümlichen lyrischen Auffassung behandelt; er hat damit wunderbar schöne Theile geschaffen, aber kein einheitliches Ganze. Nicht ihn kann deshalb ein Vorwurf treffen; unsere Bildung ist der rein religiösen Conception nicht mehr fähig; nicht der Glaube fehlt, aber das kritiklose Glauben an das Wort. Auch der beste Christ wird heute einen Text aus der Heiligen Schrift nach den einzelnen Momenten, daher ebenso mit dem künstlerischen Geiste wie mit dem gläubigen Herzen auffassen — wenn er nicht reine, formelle, trockene, contrapunktische, kirchliche Arbeit liefern will. Aber in dieser Auffassung liegt schon der Keim der verschiedenartigen Regungen des nicht Einheitlichen.

Nur die Messe, deren Text einem gottesdienstlichen Acte, einer im voraus bekannten Form angepaßt ist, beschränkt die subjective Auffassung des Componisten, und auch jede subjective Forderung des Hörers; aber das Oratorium nach Worten der Heiligen Schrift wird schon in der Conception dem bei Mendelssohn oben erwiesenen Zwiespalt ausgesetzt sein. Der Componist, der heute ein solches Werk unternimmt, muß, meiner Ueberzeugung nach, den von Händel angezeigten Weg betreten, und sich den Text in der Weise zurecht legen, daß seiner subjectiven Auffassung und seiner Phantasie freie Bewegung bleibe. Von diesem Standpunkte sind Dichter und Componist des „Thurm zu Babel" ausgegangen.

Wir müssen uns leider versagen das Gedicht und dessen Vorzüge in diesen Blättern ausführlich zu besprechen, weil der Redacteur Rodenberg dem Dichter Rodenberg kaum eine Erwähnung gestatten will, und werden uns auf eine einfache Darlegung des Inhaltes beschränken. Das geschichtliche Moment des alten Testamentes ist im bildlichen Sinne aufgefaßt und dargestellt. Nimrod, der gewaltige Jäger und Beherrscher der Völker, läßt den Thurmbauen, dessen Spitze über die Wolken reichen soll; er will die Majestät des Gottes, der sich in den Wolken verbirgt, mit eigenen Augen schauen, von ihm Aufklärung verlangen. Der Jüngling Abram warnt ihn: Gott zeige sich nur dem innern Auge des Gläubigen; der Hirt auf der Flur, der fromm sein Lied singt, stehe Gott näher, als der mächtige König vor dem Jevohah sich verhüllt. Der ergrimmte Herrscher läßt den Jüngling in die Flammen werfen, doch Engel fächeln diesem Kühlung zu, er tritt unversehrt aus dem feurigen Ofen, er läßt von Neuem seine warnende Stimme erschallen; Nimrod will ihn ein zweites Mal zum Tode führen lassen, da stürzt der Thurm zusammen, die Sprachen verwirren sich, die Bande des Gehorsams sind gelöst — der mächtige Herrscher bleibt allein, erkennt die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens und beugt sich vor Gott, die Völker zerstreuen sich, Abram verkündigt die Zeit, wo alle Menschen die eine Sprache der Nächstenliebe verstehen, in ihr sich wiederfinden, und ein neues Eden gründen wer-

Digitized by Google

den. Die Wenigen, die seinen reinen Glauben theilen, stehen zu Gott, daß er sie auf ihrem Wege beschütze, während die Engel Hosiannah singen, und die Geister der Hölle über die Schwächen der Menschen jubeln. Aus diesem sehr knappen Umrisse wird der Leser entnehmen, daß der Dichter dem Musiker eine großartige Grundlage geboten hat; seine Auffassung der biblischen Erzählung ist die, bei welcher jeder fühlende Mensch an die Ueberzeugung, an die Gläubigkeit glauben muß; die Wahrheiten, die er ausspricht, sind die aller Zeiten, aller Zungen, und jeder echte Künstler kann sie in Tönen verherrlichen, in welch äußerliche Form immer sein Glaube gehüllt sein mag.

Rubinstein hat die hohe Aufgabe in den meisten Theilen glücklich gelöst, Schönes und Neues in Fülle geschaffen. Gleich der erste Chor des Volkes; „Ans Werk" ist außerordentlich frisch und markig und mit glücklicher Steigerung der Effecte ausgeführt. Das Recitativ Nimrod's und die Mahnung Abram's geben das beste Zeugniß von dem Berufe des Componisten für das Oratorische. In den Chören der Auswanderer, die allgemeinen Enthusiasmus hervorriefen, entfaltete er sein eigenthümliches Genie für Erfindung charakteristischer Melodie und des Toncolorits; der Gegensatz zwischen den orientalischen und den europäischen Stämmen ist mit glücklichster Hand gezeichnet, und der Gesang der Japhetiten gehört — auch vom Standpunkte der rein musikalischen Erfindung beurtheilt — zu den schönsten Tondichtungen unserer Zeit. Die letzte Arie Abram's besticht durch den Glanz der Melodie auch den Hörer, der hier vielleicht den Ausdruck einer mehr nach Innen gerichteten Stimmung erwünschte. Wir können also wol behaupten, in Rubinstein lebt die volle Kraft, auch die höchste Aufgabe des modernen Oratoriums zu vollführen; wir dürfen aber, gerade weil wir diese Kraft anerkennen, nicht verschweigen, daß er im „Thurm zu Babel" nicht überall auf der Höhe der Aufgabe steht. Wenn er in der Scene, wo der Thurm unter Blitz und Donner einstürzt, Tonmalerei versucht, die über das mögliche Maß weit hinausgeht; wenn er dabei den Schwerpunkt in das Orchester legt, anstatt in die Chöre des erschreckten Volkes, die nur nebenbei erklingen ohne höhere Bedeutung; wenn er nicht berechnet, daß nach einer Reihe von Tonbildern aufgeregten Charakters (die Verurtheilung und Rettung Abram's, der Streit der verschiedenen Glaubensgruppen, die jede ihrem Gotte das Wunder der Errettung zuschreibt) eine Steigerung in dem Instrumentalen nicht mehr möglich war und neue Versuche derselben nur mehr ermüdend wirken konnten, so war das ein Irrthum, der bei einem ersten Werke einer neuen Richtung nicht zum Vorwurf benutzt werden kann. Wenn aber in dem Schlußchore, wo die breiteste Entfaltung der Vielstimmigkeit (Polyphonie) angezeigt ist, wo ein Thema und Gegenthema contrapunktisch wirken müßten, wo sich dem Componisten die Nothwendigkeit des künstlichst aufgebauten Fugensatzes, des gothischen Musikstils, fast aufdrängt: und wenn in einem solchen Chore zuerst ein an sich wenig bedeutendes, zu polyphoner Entwickelung und Durchführung nicht geeignetes Thema erscheint, dem ein zweites, nur durch Posaunen und Dissonanzen charakteristisch gefärbtes folgt; wenn in diesem Nacheinander der Massenwirkung kein einheitlicher Eindruck erzielt, die Stimmung des Hörers nicht gehoben werden kann, vielmehr gerade am Schluß eine Abschwächung der vorhergehenden so bedeutenden Eindrücke eintreten muß: so darf der Beurtheiler wol sein Bedauern ausdrücken, daß Rubinstein hier nicht mit mehr Selbstkritik vorgegangen ist. Und hier müssen wir auf Das zurückkommen, was wir über Rubinstein vor zwei Jahren in diesen Blättern gesagt haben. Seine

Digitized by Google

großen Gaben bedürfen nur der Concentration, der Sammlung, um Hochbedeutendes zu leisten. Aber ohne diese Concentration wird er im Einzelnen überraschend Schönes, schwerlich je ein großes, in allen Theilen abgerundetes Ganzes schaffen. Der außerordentliche Clavierspieler läßt in ihm den hochbegabten Componisten nicht zur Ruhe gelangen. Wer Rubinstein's Solovorträge am dritten Tage des Festes gehört hat, namentlich den der Schumann'schen symphonischen Variationen — die denkbar großartigste Leistung in geistiger Auffassung und vollendeter Technik — wer dabei noch in Betracht zieht, daß der Künstler unmittelbar vorher zwei Ouvertüren mit vollstem Feuer dirigirt, an beiden vorhergehenden Tagen Vormittags und Abends den ermüdenden Tactstock nicht aus der Hand gelegt, seit Wochen nicht eine Stunde Zeit zur Vorbereitung genommen hatte, also rein auf sein Genie vertrauen mußte — der wird wol eingestehen, daß die Forderung an Rubinstein: das Concertspielen und solche Erfolge aufzugeben, eine fast grausam zu nennende ist. Aber sie muß gestellt werden, als unerläßliche Bedingung für die Zukunft seiner schöpferischen Kraft! Nur die Selbstverleugnung, die vollkommene Entfernung vom aufregenden Virtuosenleben kann jene Sammlung, jene beschauliche Ruhe verleihen, ohne welche gerade bei einer so fruchtbaren, immer fortarbeitenden Phantasie keine Beherrschung der Form erreicht wird. Von dem Momente an, wo Rubinstein durch jene Selbstverleugnung, die gar manche Entbehrung und Einschränkung auferlegt, Herr seiner gährenden Ideen geworden sein wird, von dem Momente, wo er an sich selbst und an seinen Werken zu sichten und zu läutern vermag, wird er Großes leisten. Das hat er im „Thurm zu Babel" bewiesen!

Wir haben nunmehr noch über die Aufführung und über das Musikfest im Allgemeinen zu berichten. Die mitwirkenden Solosänger, der nur von Dilettanten gebildete Chor, und das Orchester, waren sichtlich bemüht, dem Werke in allen Theilen gerecht zu werden, und ihm Anerkennung zu verschaffen. Da der Träger der Nimrod-Partie, der Bassist Robicek aus Amsterdam, am Tage der Aufführung heiser wurde, übernahm Herr Gura, Baritonist des Leipziger Theaters, die schwierige Partie und sang sie fast vom Blatte mit bewundernswerther Sicherheit; ihm gebührt der beste Dank des Componisten wie des Publicums, da ohne seine Bereitwilligkeit die Aufführung unterbleiben mußte. Der Tenorist, Herr Diemer aus Mainz, der den Abram sang, wirkte eigentlich auch als Ersatzmann an der Stelle des zuerst berufenen Herrn Rueff. Er gebietet über eine sehr schöne Stimme und ist ein durchgebildeter Musiker. Das Orchester aus den besten Künstlern verschiedener Städte zusammengesetzt, war ganz ausgezeichnet. Wir können nicht unterlassen der vollendeten Ausführung der D-moll Symphonie Schumann und der Oberon-Ouverture Webers, die am zweiten Abende unter der ganz vortrefflichen Leitung des städtischen Directors Herrn Tausch stattgefunden, dankbar zu gedenken.

Die Niederrheinischen Musikfeste stehen von jeher einzig da in ihrer Vereinigung künstlerischer und gesellschaftlicher Vorzüge, wie sie nirgends mehr zu finden sind. Unter den ausgezeichnetsten Dirigenten, mit den besten von allen Seiten herbeigerufenen Sängern von Fach, wirkt ein Chor, aus den Dilettantenvereinen der benachbarten Städte gebildet, der sowol in der Frische der Stimmen als in musikalischer und ästhetischer Bildung die höchsten künstlerischen Bedingungen erfüllt, der die Meisterwerke der Tondichter mit Hingebung studirt, und mit einer Kraft und Sicherheit wiedergiebt, von der Niemand eine Ahnung hat, bevor er, staunend und begeistert, den Gesang selbst vernahm.

Digitized by Google

Aber nicht dieſes Zuſammenwirken der beſten muſikaliſchen Kräfte allein verleiht den Muſikfeſten den Glanz, ſondern der lebensfrohe Geiſt, der ſie beſeelt, die künſtleriſche Genußfreude, die alle Theilnehmer durchdringt, geben ihnen erſt die rechte Weihe. Da iſt kein berühmter Dirigent, kein berühmter Soliſt, kein berühmter Dichter, kein durch Rang und Würden Hochgeſtellter, der ſich abſondern oder einfallen laſſen könnte, über die Anderen hinauszuragen. Sie Alle müſſen in dem einen Streben aufgehen: Sich des Gebotenen zu erfreuen; und der das Beſte bietet und ſich zugleich dabei am Beſten amüſirt, der gilt am meiſten. Die freundliche Stadt Düſſeldorf iſt durch die beſonders günſtigen Localverhältniſſe, durch ihre künſtleriſchen Traditionen, in den Erinnerungen an Immermann und Mendelsſohn, als Wohnſtätte ſo vieler großer bildender Künſtler, der Vorort jenes Geiſtes der niederrheiniſchen Muſikfeſte geworden; möge ſie unſern beſten Dank und die beſten Grüße aus der Ferne freundlich aufnehmen!

A. H. Ehrlich.

Reſignation.

Wer da leben will, ſoll ſterben,
Wer da ſterben will, ſoll leben!
Hat das Schickſal Dir den herben
Leidenskelch zum Trunk gegeben,
Glüht in Dir das Gift verderblich,
Fürchte nichts, Du biſt unſterblich!

Von den Kreuzen, von den Klippen
Hebt die Menſchheit ihre Helden,
Heiligt ihre blaſſen Lippen,
Die vom Leid der Erde melden;
Und gedenkend ihrer Schmerzen
Trinken Troſt gebrochne Herzen.

Denn es duldet, wer da duldet,
Für Uns Alle ſchmerzzerriſſen,
Was kein Einziger verſchuldet
Und was Alle zahlen müſſen;
Es entſinkt, was er getragen,
Jener großen Laſt der Plagen.

Darum, die ſo leicht Ihr weinet,
Frauen, laßt die Thränen fließen!
Unſ're Augen ſind verſteinet,
Lernten trotzig ſich verſchließen.
Laßt der Thränen heiße Gluthen
Unſ're Leiden überfluthen!

Denn Ihr ſeid es, die beſcheiden
Dulden doch das Meiſt' und Bängſte.
Höher ſelbſt als Chriſti Leiden
Schätz' ich ſeiner Mutter Aengſte,
Als die Marter ſeines Leibes
Traf die Seele eines Weibes.

Und ſo heb' ich meine Hände,
Die ſo ſchlecht zum Flehen taugen,
Fromm gefaltet doch am Ende,
Liebſte, noch zu Deinen Augen,
Die in Thränen lächelnd ſtehen,
Veilchen gleich im Thau zu ſehen.

A. Roſſhack.

Digitized by Google

Neues Leben nach dem Tode.

Von **Hermann Lessing.**

Wenn der große Geograph Ritter behauptet, daß die Erde die Erziehungsanstalt des Menschen sei, die Normalschule, die jedem ihrer Zöglinge das Maß von Bildung gebe, das dem Terrain, das er bewohnt, am angemessensten ist, so muß man nur bedauern, daß der nordische Eleve bei der Theilung der Erde in verschiedene Zonen so schlecht fortgekommen und zur letzten Classe verurtheilt ist. Dem glücklichen Autochthonen am Golf von Neapel fallen die Früchte des Jahres dreimal in den Schooß, Saat und Ernte sind nur durch eine kurze Spanne Zeit getrennt, indeß der Bewohner der kimmerischen Gefilde, je mehr die harte Nothwendigkeit ihn zur Arbeit zwingt, desto mehr den Launen des Himmels preisgegeben ist, die oft alle Wünsche und Hoffnungen mit einem Schlage vernichten. Aber nicht blos die körperliche, auch die geistige Arbeit ist dem bevorzugten Sprößling des vulkanischen Bodens durch ein reiches Geschenk des Himmels erleichtert. Unsere armen Philologen und Schulmeister, wenn sie sich mit den Grundlagen unserer Bildung quälen, die sie von Generation zu Generation fortpflanzen, ach, trotz aller nächtlichen Studien und classischen Excerpte, sie wissen doch nicht so viel vom täglichen Leben der Alten, als der Analphabet der Parthenope, der an einem Sonntag, wo es kein Entrée kostet, nach Pompeji herauswandert und sich vom Custoden die hinterlassenen Schätze und Wohnhäuser seiner untergegangenen Nachbarn aufschließen läßt. Das ist ein Aufschluß, den kein Buch uns geben kann. Anschauen ist bequemer als Lesen und Schreiben, und Hyperides, der Advocat der des Atheismus angeklagten Phryne, verlor kein Wort vor ihren Richtern, sondern enthüllte nur ihren schönen Busen. Und dieser angenehme, practische Anschauungsunterricht ist hier ohne jede größere Vorbereitung zu finden. Wie interessant und lehrreich ist der Weg, der uns im schnellen Flug einer Stunde bis an die classischen Stätten führt und zwei Jahrtausende mit Dampf überspringen läßt! So entschlossen wir uns denn auch trotz der heißen Sonne, die den Schleier keiner Wolke duldete, in die Aschenstadt hinabzusteigen, und den Lehrcursus bei den unsterblichen Todten als Peripatetiker durchzumachen. Schon die erste Station von Portici zeigt uns vom hochgelegenen Bahnhof den Kranz der Reize Neapels vom Meer bis zu den Höhen Camaldoli's und kaum haben wir den Blick von dem üppigsten Garten gewendet, so bemerken wir längs der Küste fahrend, wie Blüthe und Untergang so nahe bei einander liegen. Das Terrain ist plötzlich so unterwühlt und zerrissen, die Erdfurchen von so schwarzer Trauerfarbe, wie auf einer Brandstätte; hier hat der Vulcan schon seinen verheerenden Strom hingesendet und vergilt zehnfach in folgenden Jahren, was er in einem so Böses gethan. Die Stadt Torre del Greco, die uns mit fünf Minuten Aufenthalt angekündigt wird, ist schon mehrmals vom Tode auferstanden, die Erde macht ihre Revolutionen in weit kürzerer Zeit als die Menschen und

Digitized by Google

am 8. December 1861 wurde im obern Theil der Stadt das Pflaster von den Berggeistern aufgerissen und eine ganze Reihe von Häusern aus den Angeln gehoben. Da der Boden seine Bewohner erzieht, so sind hier die Handwerker auf Erdbeben eingerichtet und Specialisten in ihrem Fach; die einstöckigen steinernen Häuser sind so leicht gebaut, daß ihr Einsturz nicht gefährlich ist und ihre Wiederherstellung nur geringe Zeit erfordert. Wenn auch Rom nicht in einem Tage gebaut worden ist, so ist es Torre del Greco, das trotz seiner provisorischen Existenz, immer den Tod vor Augen, 20,000 treuer Seelen zählt. Ja, nach jedem Erdbeben vermehrt sich durch Zuzug die Bevölkerung, da Arbeit genug vorhanden und die Lava als bestes Düngungsmittel dem Weine jenes Feuer verleiht, das mehr aus der Unterwelt als vom Himmel stammt. Die Ruinen der zerstörten Häuser werden immer wieder zu neuem Baumaterial benutzt und da das Straßenterrain sich so schnell ändert, so kommt es oft vor, daß die Wohnung, die früher gleicher Erde, plötzlich durch das Erdbeben zur Beletage umgewandelt wird. Die elementare Kraft, vor der alle Bürger und Hauseigenthümer von Torre del Greco sich beugen müssen, schlingt ein Band der Freundschaft um die Bewohner, kein grausamer Verwalter ist hier zu finden, der die Obdachlosigkeit seines Mitmenschen ausbeutet, der Vesuv hebt den Miethscontract auf, und der menschenfreundliche Wirth ist froh, wenn er nicht selbst unter Blitz und Donner mit allen seinen Mobilien exmittirt wird. Wer immer dem Abgrund so nahe ist, wer auf der schmalen Linie zwischen Tod und Leben wandelt, der gewinnt jenen Gleichmuth der Seele, der sich nicht an irdische Sätze anklammert; der Genuß der Gegenwart ist ihm mehr werth, als alle unsicheren Freuden der Zukunftsmusik und wir sahen auf dem Bahnhof heitere wohlgenährte Leute, die sich an dem Fremdenverkehr ergötzten, aber wie echte Cyniker im paradiesischen Costüm sich von jedem Luxus der Toilette emancipirt hatten.

Unter diesen Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen mit der brennenden Frage Sein oder Nicht-Sein im Herzen passiren wir, den Vesuv zur Linken, das Meer zur Rechten, noch einen schwarzen Lavastrom, der vor der kleinen Stadt Torre dell' Annunziata sich schon vor längerer Zeit häuslich niedergelassen, und hören nach wenigen Minuten die erlösenden Worte, die uns von dem heißen Gefängniß eines mit Plüsch ausgeschlagenen Waggons befreien: Stazione Pompei. Man bedenke, was es heißt: Pompeji, eine Stadt, die am 24. August des Jahres 79 in der Bartholomäusnacht von der Welt verschwand, ist jetzt eine Eisenbahnstation geworden. Natürlich kann der Güterverkehr zwischen der auferstandenen römischen Provinzialstadt und dem dreiviertel Stunden entfernten Neapel nicht bedeutend sein. Der Kirchhof der vom Tode Erweckten liefert keine Handelsartikel, seine Ausfuhr, wenn ein glücklicher Fund gemacht ist, geht direct in das Museo nazionale und der Import besteht aus neugierigen Fremden und Alterthumsforschern, die mit dem Brief des Augenzeugen Plinius in der Hand sich den Moment des Untergangs vergegenwärtigen. Es giebt nur eine Stadt auf Erden, in der für Geld nichts zu haben ist und das ist Pompeji; es sind noch alle Gewerbe darin vertreten, Bäcker, Weinhändler, Theaterunternehmer, Decorateure, Lanzknechte, aber sie ruhen lebensmüde aus und kein Angebot vermag es, sie aus ihrem Schlaf zu wecken. Nur ein industrieller Restaurant aus Fleisch und Blut, der mit diesen Waaren und dem Rebenblut Handel treibt, hat sich vor den Thoren des Aschenreichs niedergelassen und es ist immer

Digitized by Google

rathsam einen Trunk zu nehmen, wenn man entschlossen ist, wie die Hyäne alte Gräber aufzuwühlen und den Abdruck ausgebleichter Skelette mit dem Vergrößerungsglas zu betrachten. Ein zweiter Rath ist aber der, mit dem Besitzer des Albergo Diomede, mit dem Herrn Diomed vorher zu accordiren; sein bescheidenes Haus, zu dem eine hölzerne Treppe führt, nur aus wenigen Räumen bestehend, hat keine bescheidenen Preise. Herr Diomed ist ein Mann von Talent und rechnet nur nach römischen Talenten, so daß kleinere Münzsorten vor seiner antiquarischen Liebhaberei keine Gnade finden und bei dem schließlichen summarischen Verfahren sich immer eine runde Summe zusammenfindet. Wie sein Namensvetter vor Troja selbst den Mars an der Kehle mit dem Speere verwundete, so thut es der Diomed vor Pompeji mit seinen Weinen, und der Marsala, den er uns vorsetzte, hatte offenbar eine gemischte Ehe mit der Blume des norddeutschen Lebenswassers geschlossen. Da der Bahnzug größtentheils nur eilige Touristen aus allen Ländern bringt, die es nicht so genau nehmen und wenig Zeit haben, so kann sich der classische Restaurant rühmen, jeden seiner Gäste nur einmal im Leben in seiner eigenthümlichen Weise behandelt zu haben, wofür ihm beim jüngsten Gericht die Absolution nicht fehlen wird; Leute, die öfter kommen, Künstler, Alterthumsforscher ziehen daher Diomed's einzigen Concurrenten, die Osterie von Signor Rafaele vor, die, einfach und gut gehalten, nur Preise mit einfacher Kreide hat. Diese beiden außer den Custoden in Pompeji lebenden Wesen haben sich dicht an den Aschenhügeln niedergelassen, die wie aufgeworfene Erdwälle die Stadt umgeben; nur eine Lücke ist in diesem Kranz von Trümmern wie ein Thor offen gelassen, wir passiren diese Eingangspforte und gelangen nun an die Kasse, wo wir für zwei Frcs. pro Kopf unser Einzugsgeld in Pompeji anbrachten. Wie in keiner andern Stadt empfangen wir für diese geringe Niederlassungs- und Kopfsteuer sogleich einen uniformirten Diener, der, ein lebendiger, pompejanischer Wohnungsanzeiger, uns auf Schritt und Tritt nicht verläßt, die verstorbenen Bewohner jedes Hauses persönlich nach Namen und Stand kennt und in die weiten Hallen der öffentlichen Gebäude uns mit Sachkenntniß einführt. Diese zweiunddreißig Führer, die, was in Italien so selten, jedes Trinkgeld verschmähen, sind eine sehr tüchtige antiquarische Leibwache, theils zur Orientirung, theils zur Bewachung der Fremden; einige von ihnen sprechen sogar ein seltenes Französisch, das sie in den Straßen von Pompeji von Durchreisenden gelernt haben, und wie kleine Münze bei jeder Gelegenheit ausgeben. So ausgerüstet treten wir durch die Porta della Marina (durch das Seethor) in die ausgegrabene Stadt, die uns zuerst einen sehr provinzialen Eindruck macht, da die vorzüglich mit Lava gepflasterten Straßen so schmal sind, daß wir ihnen nur den Namen von Gassen geben würden und ein moderner Verkehr, wie wir ihn gewohnt sind, sich hier nicht entfalten konnte. Beim ersten Blick scheint es uns, als ob ein Geschlecht von Pygmäen hier gewohnt hätte, da die Häuser ihre oberen Stockwerke und Dächer bei der Katastrophe gänzlich eingebüßt haben, und nur die Mauern des Erdgeschosses stehen geblieben sind. Wir nennen eine offene Stadt eine solche, die von keinem Festungsgürtel umgeben ist und den Eintritt von allen Seiten frei läßt; das auferstandene Pompeji, von einem hohen Aschengürtel umgeben, zeigt uns einen Complex von Gebäuden, die von oben geöffnet sind, so daß wir auch im Innern den Sonnenschirm aufspannen müssen. Die Façaden der Häuser, die theils aus rohen Feldsteinen, theils aus Ziegeln gebaut, sind sehr einfach, ohne jede

Digitized by Google

Verzierung, da die Alten so vernünftig waren, wie noch heut' die Orientalen, auf geräuschvolle Vorderstuben mit Balcons und Erkern keinen Werth zu legen, und alle Vorgänge im Hause den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen suchten. Da die Fensterscheiben fehlen, so meinte man, daß die Alten den Gebrauch des Glases für diese Zwecke nicht kannten; seitdem man aber in der Villa suburbana vier Fenster in hölzernen Rahmen gefunden hat, so können wir nur daraus schließen, daß die Pompejaner in der Regel keine Freunde von Fensterpromenaden waren und die Front des Hauses so consistent wie möglich machten; nur dann und wann findet man kleine Oeffnungen, die mit Eisengittern verschlossen waren und Licht und Luft durchdringen lassen. Wie verschieden von unserer Bauart, die einem Glashaus gleicht, und dem Hagel und bei Gelegenheit dem Janhagel das Vergnügen gestattet, sämmtliche Fensterscheiben zu zertrümmern. Um so mehr liebten aber die Einwohner, auf die müßige Betrachtung des Straßenlärms verzichtend, den Frieden und die Behaglichkeit im Innern des Hauses. Indem sie sämmtliche Zimmer um einen Lichthof (atrium) gruppirten, dem die Aula (das Peristyl) sich anschloß, das bei den glücklich situirten Leuten mit Statuen und Fontainen geschmückt war, fand von diesem Centrum eine leichte Communication statt; die dem Eingang zunächst gelegenen Zimmer waren für den Hausherrn bestimmt, der hier seine Freunde und Clienten empfing, während die hinteren Zimmer, die Frauenzimmer, der Familie angewiesen waren. In den oberen Stockwerken hausten die Sclaven und Dienerschaft, so daß die Organe der wirthschaftlichen Thätigkeit nur wenig Geräusch verursachen konnten.

Welch' ein Bild der Ruhe und des Friedens! Unser antiquarisch gebildeter Custode, mit der Nummer neun, der Zahl der Musen, an der Mütze, behauptet, daß die Amerikaner, die jetzt in ganzen Schiffsladungen nach Pompeji strömen, weit mehr Lärm machen als die einstigen Bewohner, und wirklich erschallt aus der Merkurstraße ein Yankeegeschrei der Verwunderung, daß die classischen Schatten davon aufwachen könnten. Wir wollen aber den Gedanken an die antike Ruhe der Hausgötter festhalten, die damals, wo Amerika noch nicht entdeckt war, keine laute Profanation zu fürchten hatten. Welch' ein Gegensatz zu unseren Miethskasernen, die oft zwanzig Familien mit verschiedenen musikalischen Instrumenten beherbergen, und nicht blos die Lüfte, sondern auch die Herzen mit Miasmen verderben! Eine Menge von Verbrechen geht bei uns aus dem engen Zusammenwohnen hervor, die niedrigsten Leidenschaften des Neides und der Habsucht werden angestachelt, und Klatschereien und Denunciationen, oft mit tragischem Ausgang, finden hier den fruchtbarsten Boden. Schon England, das wie Pompeji, im Großen und Ganzen an dem Grundsatz festhält: my house is my castle, verschmäht das Einpferchen der verschiedensten Menschen, deren Interessen oft schnurstracks zuwiderlaufen und nun, wie Hund und Katze, bei jeder Begegnung an den gemeinschaftlichen Zugängen sich feindlich gegenüberstehen. Der Mensch, sagt man, ist von Hause aus gut, aber in unseren Miethshäusern wird er von Hause aus schlecht gemacht, und wir sollten endlich von den Alten und von Altengland lernen wie man eine moralische Architektur, die zugleich eine Erbauung der Herzen ist, in unseren großen Städten herstellen kann. Da der Mensch, wie der Affe, durch Nachahmung, durch das Beispiel sich bildet, so müßte eine nationale Erziehung im Schooße der Familie ihn davor bewahren, so viel schlechte durch die massenhafte Kaser-

Digitized by Google

nirung unvermeidliche Beispiele vor sich zu sehen; es ist sonst zu fürchten, daß im Laufe der Zeit der gegenwärtige Herr der Schöpfung durch eine umgekehrte Darwin'sche Fügung wieder in sein Urbild, den Schimpanseaffen, zurückfalle. Zwar hatte das alte Rom auch Miethshäuser, als die Bevölkerung so schnell wuchs, aber diese „insulae", über deren viele Treppen sich Martial beschwert, waren nur Ausnahmen, sie durften auch gesetzlich nur eine bestimmte Höhe haben, während bei uns die Luftschlösser die Regel sind und jährlich um einige Etagen wachsen. In London wohnen durchschnittlich zehn Menschen unter demselben Dach, in Hamburg dreizehn, in Köln fünfzehn, in Paris fünfunddreißig, in Berlin fünfundvierzig, so daß Berlin von allen größeren Städten in der Einschachtelung lebendiger Wesen das Höchste geleistet hat, wie auch die Berliner Prokrustesbetten einen nicht beneidenswerthen Ruf haben und eine mehr als perspectivische Verkürzung der Glieder erfordern, der nur der Eingeborene sich unterwerfen kann.

Bei der großen Wärme, die der erst kürzlich geheizte vulkanische Boden noch zu vermehren schien, ist es eine Erquickung von der nur zehn Fuß breiten Straße in ein Privathaus einzutreten. Obgleich wir auch hier ohne schützendes Dach sind, ruft doch die ganze Anordnung der mit den schönsten, wenn auch ganz defecten Fresken geschmückten Zimmer die angenehmsten Gefühle in uns hervor, und wenn es der Custode gestatten wollte, würden wir hier Hütten bauen und uns für einige Zeit häuslich einrichten. So gesunde, vollkommen ausgetrocknete Wohnungen sind schwerlich auf einem andern Fleck der Erde zu haben; aber der Führer duldet kein längeres Bleiben noch Betasten der hinterlassenen Mobilien, und der schöne Spruch: „Sanft ruhe ihre Asche", wird nirgends so streng befolgt als in der Aschenstadt Pompeji. Zwar sind die werthvollsten Hinterlassenschaften nach Neapel in's Museum gebracht, wo sie unter Schloß und Riegel vor den Einflüssen der Witterung gesichert sind; die zierlichsten Lampen, Gefäße, Vasen, Schmucksachen, noch heute die an Eleganz und Grazie unerreichten Vorbilder unserer Kunstindustrie, füllen dort ganze Säle aus und bei den fortgesetzten Ausgrabungen, die jetzt unter des Directors Fiorelli umsichtiger Leitung ebenso methodisch wie gewissenhaft betrieben werden, wächst noch die Ausbeute, und dennoch, obgleich wir größtentheils zwischen nackten Mauern wandeln, die vom glühenden Auswurf des Vesuv noch geschwärzt sind, so überkommt uns hier keine der traurigen Empfindungen, wie sie uns sonst auf einer Brandstätte heimsuchen. Großartige Ruinen vergangener Zeiten erfüllen uns stets mit Bewunderung, aber kleine Privathäuser einer Provinzialstadt, die 1800 Jahre unter Schutt und Asche lagen und ihrer werthvollsten Schätze im Interesse der Wissenschaft beraubt sind, könnten höchstens als antiquarische Curiosität unsere Aufmerksamkeit erregen, wären wir nicht unter dem glücklichen Himmel Italiens, der außer seinen sonstigen Vorzügen noch das heitere Farbenspiel der griechischen Cultur in sich aufgenommen. Das ist das Interessanteste der pompejanischen Wohnhäuser, daß noch heut in der Trümmerstätte der harmonisch gebildete Geist der einst hier Lebenden sich ausspricht. Das glückliche griechische Naturell offenbart sich in diesem zweiten Leben noch in voller Frische, selbst die Zerstörung konnte ihm nichts anhaben und die Pompejaner hatten von ihren eingewanderten griechischen Vorfahren die schöne Mitgift empfangen, nichts Gemeines zu berühren, ohne es zu veredeln. Daher haben selbst die gewöhnlichsten Küchengeräthe einen künstlerischen Werth und eine pompejanische Köchin war von Kasserolen und

Digitized by Google

Töpfen umgeben, die, in Zeichnung und Ausführung von artistischem Geist erfüllt, die Musen selbst bis an den Feuerherd der Vestalin führten. Goethe bewunderte jenen nach dem Museum gewanderten Eimer, der oben den zierlichsten Rand zeigt. „Näher beschaut, schlägt sich dieser Rand von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreise als Handhabe und trägt das Gefäß auf das bequemste. Die Lampen sind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, so daß jede Flamme ein wirkliches Kunstgebilde erleuchtet; die Zimmer, Gänge und Galerien", fährt Goethe fort, „aber auf's herrlichste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst und Bilderlust, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfniß hat."

So schreibt der Dichter im Jahre 1787, also vor mehr als dreiviertel Jahrhunderten; seit der Zeit hat der „ganz wüste Zustand", in den die bourbonischen Barbaren die Todtenstadt durch planlose, beliebig unterbrochene und wieder aufgenommene Arbeiten versetzt hatten, vollständig aufgehört. Die aufgeklärte Regierung Victor Emanuel's ist selbst der Unterwelt zugute gekommen, Pompeji ist eine der reinlichsten Städte geworden und die früheren 30,000 Einwohner mögen nicht so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf die Erhaltung der Straßen und Communicationen verwendet haben. Das Lavapflaster des Dammes ist so rein gekehrt, als ob ein Tischtuch darüber ausgebreitet wäre und die Trottoirs, die margines an den Seiten, blenden, von der Sonne beleuchtet, das Auge. Für einen Velocipedisten wäre hier das beste Terrain, da die Eindrücke der Pferdehufe, die mit großer Pietät von den Custoden gezeigt und bewahrt werden, neben den schmalen Spuren der Wagengleise das einzige Hinderniß auf der glatten antiken Bahn sind. Obgleich die Stadt unter der Lawine von Bimsteinen, die das sprühende Feuer des Vesuv zerrieben und zerbröckelt hat, begraben (Plinius sagt pumices fracti igne lapides), obgleich Staub und Asche mit einer zwanzig Fuß hohen Decke das heiterste Leben in Nacht versenkt hatten, sieht die Welt alltäglich das schöne Schauspiel, wie im Gegensatz zu anderen Gebieten Kunstsinn und Intelligenz bemüht sind, das Erhabene nicht in, sondern aus dem Staube zu ziehen. Wir brauchen daher nicht den Staub von unseren Füßen zu schütteln, wenn wir die geweihte Stätte des tragischen Dichters betreten.

„La casa del poeta tragico" ist unter den vielen Privathäusern eines der am besten erhaltenen und geschmackvollsten, und wir gaben deshalb hier unsere Visitenkarte ab. Schiller, obgleich er selbst ein bescheidener Hausbesitzer in Weimar war, hat das große Unrecht begangen, durch sein Gedicht „Die Theilung der Erde" ein die Menschheit erniedrigendes Vorurtheil zu befestigen und zu verbreiten. Junker und Kaufmann haben das ganze irdische Terrain in Beschlag genommen und freuen sich ihres Lebens, der Poet darf keine eigene Scholle haben, er ist obdachlos, nur Zeus, wenn er bei guter Laune ist, erbarmt sich des Verstoßenen. Unser tragischer Dichter in Pompeji, obgleich er mit der Anbetung des Zeus aufgewachsen ist und ihn genauer kannte, als der Uebersetzer der Aeneide, will seinen Collegen eine bessere sociale Stellung verschaffen und geht ihnen mit gutem Beispiel voran. Die Meinung des Abgeordneten Braun-Wiesbaden, als hätten die Poeten des

Digitized by Google

claſſiſchen Alterthums kein Honorar empfangen, wird hier, ſobald wir dieſe Räume betreten, in ſchlagender Weiſe widerlegt; unſer Tragöde muß goldene Lorbeerkränze erhalten und außerdem eine glänzende Tantième bezogen haben. Von dem Portier, dem Oſtiarius, den nur reiche Leute ſich hielten, ſehen wir noch die Spuren ſeines Kämmerchens; aber hiermit war der luxuriöſe Dichter noch nicht zufrieden, eine in Moſaik eingelegte biſſige Dogge mit der Unterſchrift: „Cave canem!“ nimm Dich vor dem Hunde in Acht, bellt uns auf der Schwelle an. Der Dichter wollte entweder hiermit die Wachſamkeit des Portiers ſymboliſch verſinnlichen, oder vielleicht galt der Warnungsruf einem Recenſenten, der um ein Freibillet petitionirte; jedenfalls bezwedte der glückliche Poet, ebenſo geliebt wie gefürchtet zu ſein. Eine ungünſtige Kritik war durch die Dogge, die jedem Feinde die Zähne zeigte, von vornherein abgeſchnitten und bei der feinen Naſe des Hundes, die den Gegner ſeines Herrn ſogleich erkennt, war das Mittel gewiß von erfolgreicher Wirkung. Wie beſcheiden und unpractiſch ſind dagegen unſere Poeten! Goethe hetzt einmal ſeine Freunde gegen die Recenſenten auf und ruft: „Schlagt ihn todt den Hund, es iſt ein Recenſent!“ Dieſer Wunſch blieb ein frommer, der antike Dichter hält nichts von dem injuriöſen Gleichniß, verſchmäht die Beihülfe der Menſchen und hat ſeinen Hund direct auf Recenſenten dreſſirt. Treten wir nun in das Atrium, in den Hof, der von einer Säulenhalle umgeben und mit einer Fontaine geſchmückt iſt. Hier ſehen wir gleich die ſchönſten decorativen Malereien, die ſämmtlich Scenen aus der Ilias entlehnt ſind, namentlich iſt die Uebergabe der ſchönen Briſeis an die Herolde des Agamemnon eines der beſten pompejaniſchen Gemälde, das ſogar eine gewiſſe moderne ſentimentale Stimmung zeigt, wie ſie ſonſt den Alten nicht eigen war. Auch das große Zimmer, das hinter dem Atrium liegt und nach dieſem zu geöffnet iſt, das Tablinum, zeigt in einem Wandgemälde eines der wichtigſten Ereigniſſe aus dem Leben des Theaterdichters. Terenz lieſt hier vor einer ausgewählten Geſellſchaft von Herren und Damen das neueſte Product ſeiner Muſe vor, auch Apollo und Diana ſind anweſend und man ſieht ihren aufmerkſamen Mienen an, daß ſie ſich am Schluß in herablaſſender Weiſe gnädig gegen den Verfaſſer ausſprechen werden, deſſen Stück durch die hohe Protection mindeſtens einen succès d'estime davon tragen wird. Wenn die Wände nicht mehr ausreichten für bildliche Darſtellungen, ſo wurde der Fußboden zu Hülfe genommen, ſo daß nach allen Richtungen eine künſtleriſche Atmoſphäre uns umfängt. So erblicken wir auf dem Fußboden einen Vorgang hinter den Couliſſen, der für den dramatiſchen Schriftſteller von der höchſten Bedeutung iſt. Dieſes Moſaikgemälde zeigt uns den geiſtigen Strategen der Bühne, den Regiſſeur, der eben zweien als Satyre gekleideten Schauſpielern ihre Rollen einſtudirt, während ein dritter Künſtler im Hintergrunde bei der Anlegung eines gelben faltenreichen Gewandes die Hülfe des Garderobiers in Anſpruch nimmt. Auch die zweite Abtheilung des Hauſes, das Periſtyl, das wieder einen von Säulen eingefaßten Hof zum Mittelpunkt hat, enthält in den anſtoßenden Räumen eine Fülle reichen Bilderſchmucks. Das Studirzimmer des Dichters iſt nicht blos mit Schreibmaterialien und einer Papyrusrolle möblirt, wie etwa Schiller's ſo rührend einfaches Dachſtübchen in Weimar; man hat zwar auch dieſe Gegenſtände hier aufgefunden, aber wie Jean Paul's Stübchen bei der Frau Rollwenzel in Baireuth ihm die romantiſche Landſchaft des Fichtelgebirges zeigte, wenn er nämlich mit ſeinem Pudel die Naſe zum Fenſter herausſteckte, ſo muß unſer Poet auch an

Digitized by Google

der Betrachtung der Natur seine Freude gehabt haben; nur stimmte es nicht zu seinen aristokratischen Neigungen und zu der Construction des Hauses, erst etwa bis auf die Straße zu gehen, sondern er beauftragte einen der ersten Künstler, mit allen Reizen der südlichen Natur den Lieblingsaufenthalt der Muse zu schmücken. So finden wir denn im Studirzimmer einen Kranz der schönsten Landschaften, die, wenn sie auch nach achtzehnhundert Jahren schon sehr erloschen sind, doch noch von ihrer einstigen Herrlichkeit zeugen.

Der genügsame Jean Paul sagte: „Dichter und Borsdorfer Aepfel reifen am besten auf dem Strohlager." Wollte ein Mann mit solchen nachsündfluthlichen Ansichten in dies Haus eintreten, so hätte ihn der bellende Hund nicht hereingelassen.

Auch die größeren Salons links vom Peristyl, die für die Familie, die Damen und Kinder des Hauses, bestimmt waren, geben uns den besten Beweis, daß der Dichter auch in seinen Angehörigen die frische Lust am Leben zu erwecken suchte; die Erziehung wollte nicht durch Schulregulative die Geister einschnüren und tödten, sondern die herrschenden Anlagen nach allen Seiten harmonisch entwickeln. So finden wir denn hier Fresken mit Darstellungen, die dem Kreis einer heitern Götterlehre entnommen waren. Venus und der schalkhafte Amor suchen sich die Zeit mit Angeln zu vertreiben; auf einem andern Bilde Leda mit dem Nest voll Kindern, die sie von Zeus, dem Ritter des Schwanenordens, empfangen hatte; Tyndareus, der unglückliche Gatte der Leda, besieht das Schwanennest und die Kinder, und Overbeck fügt in seiner trefflichen Beschreibung der pompejanischen Alterthümer hinzu, „wie ein antiker heiliger Joseph". Auch vier anmuthige schwebende Tänzerinnen, von der rothen Wand sich scharf abhebend, erfreuen hier unser Auge, während in einem andern Zimmer Ariadne, von Theseus verlassen, auf Naxos trauert; auch Iphigenie, Agamemnon's Tochter, die der Diana geopfert werden sollte, ist hier zum dauernden Gedächtniß dargestellt.

So hätten wir denn das Haus des Dichters mit seinen Säulengängen, Springbrunnen und Gartenanlagen nach allen Seiten durchschritten und können von seiner beneidenswerthen Existenz, die wir allen seinen Collegen der Gegenwart wünschen möchten, das beste Zeugniß geben. Wenn auch die Gemälde, die wir erwähnt haben, größtentheils zur bessern Conservirung nach Neapel in's Museum geschafft sind, wenn das Haus nur ein Puppenhaus ist, aus dem die Schmetterlinge ausgeflogen, so ist doch die Hülle trotz aller Plünderungen nicht entseelt; die ausgebrannten Steine reden noch und rufen uns zu: „Hier lebte ein Dichter!" Auch ein anderer, späterer Dichter hat diese so geschmackvollen Räume romantisch verwerthet; es ist der Engländer Bulwer, der in den „Letzten Tagen von Pompeji" dem Helden seines Romans, dem kunstsinnigen Athener Glaukos, hier eine der preiswürdigsten und anmuthigsten Wohnungen in drei Theilen zur Benutzung überlassen hat, so daß uns die letzte Katastrophe mit dreifachem Grausen erfüllt. Da in diesem Hause eine Menge von Schmuckſachen, mehr als in jedem andern, gefunden wurde: goldene Ketten, Ringe, Armbänder, so sind die Archäologen noch nicht darüber einig, ob das Haus einem Schriftsteller oder einem Juwelier gehörte; so viel ist aber gewiß, es heißt bis auf heute „Casa del poeta tragico", und wir wollen im Interesse der Literatur uns den Glauben nicht rauben lassen, als könnte ein antiker Poet nicht alle Blumen auf dem Felde des Reichthums gepflückt haben. Selbst der ernste Seneka, der fortwährend

Digitized by Google

die stoische Enthaltsamkeit des „abstine“ predigt, dieser sogenannte Philosoph, starb als ein mehrfacher Millionär und würde heute zur Einkommensteuer, zu der die modernen Philosophen leider nur so wenig beitragen können, unnachsichtlich herangezogen werden.

In derselben Straße, wo unser Dichter wohnte, in der strada delle terme, der Thermenstraße, zieht das Haus des Pansa durch seinen Umfang und glänzende innere Einrichtung unsere Aufmerksamkeit auf sich. Herr Pansa muß einer der reichsten Bürger und Eigenthümer Pompeji's gewesen sein. Sein Haus nimmt eine ganze Insula ein, d. h. ein Quartier zwischen vier Straßen, und waren die Seitenfronten, wie die Oeffnungen der Erdgeschosse zeigen, an sechzehn Ladenbesitzer vermiethet. Als Herr Pansa im Jahre 1814 den Tag seiner Wiedergeburt feierte, gab er sogleich den Menschen der Oberwelt den besten Beweis, daß seine Liebenswürdigkeit unter der glühenden Asche von achtzehn Jahrhunderten noch nicht erloschen sei. Ein herrliches Mosaik mit der Inschrift: „Salve!“ „Sei gegrüßt!“ empfängt uns gleich am Vestibül, und das Salve bedeutet hier mehr, als in Goethe's von seinen Erben so streng verschlossenem Hause, wo uns trotz des wörtlichen Willkommens sogleich die Thür vor der Nase zugeschlagen wird. Der Lustspieldichter Scribe, der von dieser Barbarei gehört hatte, wünschte dagegen, daß auch jenseits des Grabes seine Humanität fortlebe, und er hat deshalb über der Eingangsthür zu seiner schönen Villa in Passy bei Paris das lakonische Salve folgendermaßen französisch interpretirt, wie wir es hier, da das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen nicht vorbehalten ist, frei übertragen. Die Inschrift lautet: „Fremdling, wer Du auch seist, trete ohne Umstände hier ein, denn auch Du hast zu diesem Hausbau beigetragen.“ Wie Scribe dachte auch Pansa, und wir können, wie in Passy so auch in Pompeji, alle Herrlichkeiten des reichen Hausbesitzers in Augenschein nehmen. Haben wir im Vestibül uns umgesehen, so treten wir in das Atrium ein, in dessen Mitte ein Impluvium, ein Bassin zum Auffangen des Regenwassers, sich befindet. Von hier aus führt der Custode uns in das Tablinum, das Empfangszimmer, dessen Fußboden mit weißem, von schwarzen Rändern umgebenem Mosaik ausgelegt ist und einen enragirten Preußen von den schwarzweißen Gesinnungen des Herrn Pause, wie er preußisch mit dem stummen e lauten müßte, unwiderleglich überzeugen würde. Hier schließt sich das Archiv oder das Bibliothekzimmer unseres Freundes an, wie man aus einigen aufgefundenen Manuscripten gefolgert hat. Aus diesen Räumen treten wir in den zweiten offenen Hof des Peristyl, der sehr großartig von sechzehn jonischen Säulen umgeben ist; in der Mitte war ein Bassin für Fische, das noch mit Wasserpflanzen decorirt war. Auf der einen Seite des Peristyls öffnen sich kleinere Räume, Boudoirs mit Ruhebänken, während auf der andern die Gesellschaftszimmer, die Oeci, liegen, und ein prachtvoller Salon mit breitem, chorartigem Ausgang in den Garten, dem Xystus, die Freunde des Hauses aufnimmt. Herr Pansa war ein practischer Mann, der das Nützliche mit dem Schönen, das utile dulci zu verbinden wußte. Das sehen wir aus seinem umfangreichen Garten, der mehr für Obstbäume und Sträucher, für eßbare Früchte angelegt war und bei einer Blumenausstellung keinen Preis gewinnen könnte. Die Beete, die man noch unter der Asche vorgefunden, zeigen diese wirthschaftliche Richtung des Besitzers, wie auch die ausgegrabenen Bleiröhren, die den Durst der Gemüse mit Wasser stillten, es bekunden, daß das englische Drainirungssystem bereits den Pompejanern bekannt war.

Digitized by Google

Nachdem wir die beiden vorzüglichsten Privatgebäude der classischen Stadt kennen gelernt, können wir von Straße zu Straße wandern und, welche wir wählen, die Consular-, die Merkur-, die Fortunastraße, in welches Haus wir eintreten, immer enthüllt sich uns das Bild eines Lebens, in dem sich der Geist eines natürlichen, ungezwungenen Daseins spiegelte, das mehr als die Anforderungen der physischen Existenz befriedigen wollte. Die Kunst war nicht in Galerien und Sammlungen zu finden, das Reich der Dichtung erstreckte sich bis auf die bescheidensten Räume und die anmuthige Beschäftigung der Phantasie, die wir uns nur bei feierlichen Gelegenheiten gestatten, gehörte mit zur täglichen Nahrung. Was wir heute Luxus nennen, war es damals nicht, Brod und Spiele gehörten zusammen und die glücklichen Leute schwankten noch nicht wie die heutige Menschheit gleich einem Pendel zwischen Realismus und Idealismus, zwischen Welteroberung und Weltentsagung. Naturalia non sunt turpia, das Natürliche konnte nicht häßlich sein, selbst der Tod verursachte kein Entsetzen, er war kein knöcherner Sensenmann, sondern ein blühender Jüngling mit der gesenkten Fackel; die Penaten, die Schutzgötter des Hauses, ließen den melancholischen Gedanken des Weltschmerzes nicht über die Schwelle treten und sie malten nicht den warnenden Teufel an die Wand, sondern die naiven Kinder der Weltlust. Und dennoch, obgleich das Privatleben so reich geschmückt war, trat es gegen das öffentliche ganz in den Schatten. Die Pompejaner waren keine Pfahlbürger, die nur in ihren vier Pfählen sich wohl sein ließen. Ihre öffentlichen Plätze tragen einen monumentalen Charakter und das forum civile, das, im Mittelpunkt der Stadt belegen, sechs Straßen in sich aufnimmt, zeigt uns noch in den Trümmern den Mittelpunkt des politischen Verkehrs. Die Area, der freie Platz im Centrum, war 157 Meter lang und 33 breit; zweiundzwanzig Statuen umgaben ihn, wie sie Kaisern und um die Stadt verdienten Männern, Consuln und Censoren gesetzt wurden; selbst einige Postamente zu Reiterstatuen sind hier noch gefunden worden, die den imposanten Anblick des Platzes noch erhöht haben müssen.

Zwei Säulenhallen umgeben das Forum, eine auf der andern ruhend; ein bedeckter oberer Umgang, der den Blick über den lebhaftesten Verkehr frei ließ, war auf diese Weise hergestellt und sind die heraufführenden Treppen noch erhalten. An der Südseite des Forums liegen die Tribunale, aus drei Sälen bestehend die für die öffentlichen Gerichtsverhandlungen bestimmt waren, und nur eine Straße davon getrennt war die Börse, das Chalcidium, ein Säulenhof, von einer bedeckten Halle umschlossen. Wie die Inschrift verkündet, hat Eumachia, eine Priesterin der Ceres, diese Börse auf ihre Kosten gebaut (sua pecunia fecit) und der Kleinhandel mit fertigen Togas und Kleiderstoffen hatte hier seinen Sitz. Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits, waren damals so wenig getrennt, daß eine fromme Dame, die mit der hohenpriesterlichen Würde bekleidet war, öffentlich mit ihrem Namen ein Institut patronisiren konnte, das nur mit den vergänglichsten Erzeugnissen dieser Welt sich beschäftigt, und wenn auch Eumachia sich selbst nicht an dem Börsenspiel betheiligt hat, so hat sie es doch gestattet, daß sogar ihre Statue in einer Nische zum ewigen Gedächtniß hier aufgestellt ward.

Die Messe, die von den Römern in unsere Sprache übergegangen ist, bedeutet heute noch einen heiligen und einen weltlichen Cultus, doch hat die christliche Anschauung beide Gebiete streng getrennt, wie denn Niemand be-

Digitized by Google

haupten wird, daß die Leipziger Buchhändlermesse einen religiösen Charakter trägt. In der Nähe der Börse stand der Mercurtempel, da Mercur der Gott der Diebe und der Kaufleute war, und der Geschäftsmann seine Gunst erflehte, bevor er seine commerziellen Speculationen begann. Waren sie von glücklichem Erfolg, so konnte er den an der Westseite des Forum belegenen nachbarlichen Tempel der Venus besuchen, ein Weihgeschenk auf den Altar der Göttin niederlegen, um seinen Herzensspeculationen einen günstigen Ausgang zu sichern. Viele Symbole beweisen, daß das Gefühl der Liebe auf dem vulcanischen Boden mächtig pulsirte. Oft finden wir, daß die Mauern der Tempel, der öffentlichen Gebäude zu Inseraten benutzt wurden, die mit einem Messer oder Nagel eingekritzelt sind und, wie unsere Anzeigeblätter, oft mit den Gesetzen der Orthographie im Kampfe waren. So lautet eins dieser sogenannten Graffiti: „Schöne, Dich lieben Viele, aber wahrhaft liebt Dich nur Cajus;" ein Anderer schrieb einen unsterblichen Absagebrief mit den wenig tröstenden Worten: „Möge die Pompejanische Venus Dir gnädig sein, Du bist mir zu häßlich!" Dieser entschiedene Korb gefällt uns aber noch besser als die Knüpfung des modernen Liebesbandes, wo häufig nur das Geld das bewegende Element und beim Heirathsantrag nur die Venus mit der Mitgift verehrt wird. Die Alten waren keine Verehrer des Mammon und ein Engländer, der seine classischen Studien gemacht, bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß einzelne unserer Modeworte, wie snob oder roturier in der alten Sprache nicht zu finden wären; auch die eine niedrige Gesinnung verrathende Phrase wie „how much is she worth?" (wie viel ist sie werth? d. h. wie viel Vermögen hat sie?) ist weder lateinisch noch griechisch wiederzugeben, so wenig wie das französische „quelles espérances?" die Frage nach dem zukünftigen Erbtheil der Auserkorenen, wenn ihre Eltern gestorben. Bei dieser pecuniären Auffassung des heiligsten Bündnisses ist das naive: „Du bist mir zu häßlich" noch schön zu nennen.

Waren die Mauern der Gebäude ein Briefsteller für Liebende, die dieses unverwüstliche Material portofrei benutzten, so fanden Industrielle und Politiker kein Bedenken, dicht neben diesen Liebesseufzern mit ihren Ansprachen zu figuriren. Während der eine seinen Gasthof zum „Hahn" empfiehlt, der andere als Hôtel erster Classe den „Elephanten" den Fremden ans Herz legt, verkündet eine ganze Zunft den zukünftigen Vertreter ihrer Interessen und das lakonische Manifest lautet:

„Die Fischer wählen Pepitius zum Aedilen." Es ist ein Verdienst des Italiener Garrucci, diese zahlreichen steinernen Inserate in einem besondern Werk zusammengestellt zu haben und wir bedauern nur, daß Programme für öffentliche Vergnügungen, für Schauspiele und Thierkämpfe uns nicht überkommen sind. Unser ästhetisch gebildete Custode hat sich die Theater als Dessert auf unserm Rundgang aufgespart und er führt uns in das Forum triangulare, das, mit hundert dorischen Säulen umgeben, das Eingangsthor zu dem Musentempel bildete. Zwei Theater, deren amphitheatralisch aufsteigende steinerne Ränge noch wohl erhalten sind, finden wir hier, das eine für das große Schauspiel bestimmt, war offen und konnte 5000 Zuschauer aufnehmen, während das andere, wie die Inschrift, theatrum tectum, besagt, bedeckt und wol für das feinere Lustspiel bestimmt. Als Garibaldi und Victor Emanuel im Jahre 1862 Arm in Arm in Neapel, vom höchsten Enthusiasmus des Volkes umrauscht, ihren festlichen Einzug hielten, wollte auch das untergegangene Pompeji seine Freude ausdrücken, wieder der großen, ita-

Digitized by Google

lienischen Familie anzugehören, und ein mit der antiken Welt vertrauter Theaterdirector veranstaltete in den Räumen des großen Schauspielhauses ein allegorisches Festspiel, das die Huldigung der alten Götter versinnlichte, die sich in constitutionelle Bürger verwandelten, und mit olympischem Jubel den Befreiern der Gegenwart ihre glänzenden Kronen darreichten. Um bei der Schwierigkeit der vulkanischen Unordnung des Erfolgs sich im Voraus zu sichern, hatte der weise Theaterdirigent die Bekanntmachung erlassen, daß er mit dem heutigen Tage die vor 1800 Jahren im Theater von Pompeji plötzlich unterbrochenen Vorstellungen wieder fortsetze, wobei er das verehrungswürdige Publicum bitte, das seinem Vorgänger geschenkte Vertrauen auch auf ihn zu übertragen. Pompeji hatte an diesem Tage seine Einwohnerzahl wieder erlangt, es war von 30,000 Personen bevölkert und um das Haus des Dichters schwebten unsichtbar, wie der Custode uns sagte, Apollo und sämmtliche Musen.

Während bei uns große Städte, wie Hamburg, Frankfurt, Breslau, die eine viermal größere Bevölkerung als die römische Provinzialstadt haben, fortdauernd in Theaterwehen befangen liegen, zeigt uns das kleine Pompeji sogar noch eine dritte Schaubühne. Das kleine Pompeji, nicht größer als Potsdam, und drei Theater! Das läßt sich nur erklären, weil die Einwohner Pompejaner waren und keine potsdamer Beschränkung ihre freie Entwickelung behinderte. Halb Griechen, halb Römer hatten sie von den Römern das dritte, das Amphitheater, für die Kämpfe der Gladiatoren entlehnt, das, am südwestlichen Ende der Stadt belegen, 20,000 Zuschauern Raum bot. Man kann noch deutlich die verschiedenen Ränge unterscheiden und hatte der erste, der die Spitzen der Behörden, Magistratspersonen, Priester, aufnahm, fünf, der höchste, das Paradies, achtzehn Sitzreihen. Besondere Logen waren für die Frauen bestimmt, die, mehr emancipirt als die griechischen Damen, bei allen öffentlichen Vergnügungen sich betheiligten. Man hat hier viele Gerippe gefunden und wollte daraus schließen, daß der Aschenregen des Vesuv, ein deus ex machina die unglücklichen Zuschauer überrascht und dem Schauspiel einen tragischen Ausgang gegeben, wie ihn die Menschheit nicht wieder erlebt hat. Wie schnell der Tod am 24. August des Jahres 79 seine Ernte hielt, schildert uns in seinem Brief an den Historiker Tacitus der jüngere Plinius, dessen Onkel, Befehlshaber der Flotte zu Misenum, hierher zu Schiffe geeilt war, „obgleich seine Soldaten ihn beschworen, sie vor solcher furchtbaren Gefahr zu beschützen", aber trotz allem Bitten beeilt er sich, dorthin zu gelangen, von wo Jedermann entflieht und bewahrt eine solche geistige Ruhe, daß er seine Beobachtungen, jeder neuen Erscheinung des Wunders folgend, einem Diener in die Feder dictiren konnte: „Aber endlich wirft ihn der Schwefelgeruch zu Boden, er ermannt sich noch einmal, steht auf, auf zwei Begleiter sich stützend, und in demselben Augenblick fällt er todt hin. Als man das Licht wieder erblickte, es war erst drei Tage nachher, fand man dort seinen Leichnam ganz wohlbehalten, mit demselben Gewande bedeckt und in der Stellung mehr eines Ruhenden, als eines Todten." So weit der jüngere Plinius, der in schlichter, antiker Einfachheit die grausende Katastrophe erzählt. Das war der rechte Tod eines Römers, wenn der Erdball sich spaltet, zerschmettern den Furchtlosen die Trümmer, impavidum, singt Horaz, ferient ruinae. Der Staub- und Aschenregen, der drei Tage lang die Sonne verfinstert, der, wie Dio Cassius bemerkt, selbst über das Meer hin bis nach den Küsten Aegyptens, Syriens getragen wurde, begrub drei blühende Städte,

Digitized by Google

Pompeji, Herculanum, Stabiä und eine Menge kleinerer Ortschaften. Während aber Herculanum der glühenden Lava zum Opfer fiel, die mit der Zeit zu einem fast undurchdringlichen Grabstein erkaltet, fand Pompeji den leichteren Tod der Erstickung, so daß selbst die aufgefundenen 500 Skelette ihre classische Gliederung noch ziemlich conservirt haben: ja vor einigen öffentlichen Gebäuden wurden Skelette aus der Asche gezogen, deren beiliegende Waffen zeigten, daß es Soldaten waren, die selbst in der verhängnißvollen Todesstunde ihrer Pflicht nicht untreu wurden. Wie anders war es bei dem großen Erdbeben von San Francisko, wo beim ersten Dröhnen der Erde die Wirksamkeit der Behörden aufhörte und aus den Richtercollegien die Diener der Themis, der Präsident, die Räthe, Angeklagten und Gefangenen fortliefen; wie die Newyorker Tribüne damals meldete, blieben nur die Männer der Börse auf ihrem Posten, weil sie alltäglich an Steigen und Fallen gewöhnt sind. Aber wenn auch der Himmel der californischen Hauptstadt, dem heiligen Franzisco, kein ceterum censeo zugerufen hat, so verschwand das unheilige Pompeji bei diesem Schreckensruf von der Bühne, um nach Jahrtausenden wie ein Phönix in höheren künstlerischen Sphären wieder aufzustehen. Ja, neuerdings hat man durch ein sinnreiches Verfahren die Bewohner der Nekropolis, die ihr knöchernes Gerüst uns zurückgelassen haben, fast wieder zu neuem Leben erweckt. Da keine Stadt mit solcher Zartheit von den vorgesetzten Behörden behandelt wird, wie diese älteste und jüngste Provinzialstadt, so bemerkte man, daß die Asche, die die Verschütteten verhüllte, in ihrer Verhärtung eine scharfe Todtenmaske bildet, welche mit überraschender Genauigkeit jedes Haar, jede Kleidfalte des Verschütteten wiedergiebt, so daß wir jetzt aus diesen Abdrücken, aus dieser treuesten Copie der Formen die Frisur der Römerinnen bis auf's Haar kennen, und über die graziöse Art, wie der Knoten an den Sandalen geschürzt wird, kein archäologischer Zweifel mehr obwalten kann. Da diese so werthvollen Portraits der Hinterbliebenen, die sie selbst in ihrer letzten Ruhestätte gefertigt haben, jetzt an Ort und Stelle nicht mehr sichtbar, sondern ein Kleinod des Museums in Neapel geworden sind, so zeigte uns der erfahrene Custode mit neapolitanischer Lebendigkeit an seiner eigenen Coiffüre die römische und schlang selbst um seine Stiefel die classische Schleife, die er nur zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Vom Kopf bis zur Zehe sind uns daher die Pompejaner beiderlei Geschlechts bekannt, sie putzten sich nicht wie die Barbaren, sondern sie schmückten sich; in einem pompejanischen Salon, wo Menschen und Dinge uns so nahe getreten sind, wo wir die Geräthschaften, die Ornamente, die Bilder vor unseren Augen entstehen sahen, können wir nach dieser fünfstündigen Wanderung uns mit Freiheit bewegen, und selbst der ernsteste Philolog, der die höhere Gesellschaft flieht, wird in diesem vornehmen Kreise von Göttern, Patriciern und auserlesenen Kunstwerken keinen faux-pas begehen und sich in diesen Réunions heimisch fühlen. Wenn in der Sprache der indischen Vedas Leben und Brennen dasselbe bedeutet, wenn das Leben ein Proceß der Verbrennung ist, der die Psyche von allem Irdischen entkleidet, so hat das Feuer, das Pompeji verzehrte, seinen verklärenden Schein bis auf die späteste Nachwelt geworfen. Und dennoch, dennoch! Griechen und Römer hatten ihre politischen und gesellschaftlichen Systeme nur auf der Grundlage der Sclaverei aufgebaut und noch Aristoteles konnte das harte Wort aussprechen, daß ein Staat mit der besten Verfassung den Handwerker nicht zum Bürger machen werde. Die antike Bildung stand im höchsten Glanze,

Digitized by Google

als die Sonne der Freiheit dem Untergang sich neigte, während bei uns der Baum der Erkenntniß seine Früchte bis in die niedrigsten Hütten senkt und die allgemeine Bildung der Weg zur allgemeinen Freiheit ist. Mögen die Pompejaner, die den griechischen Weg der Aesthetik gewählt haben, den Vorzug haben, daß sie als genußfähige Menschen unsterblich sind, daß sie nach zwei Jahrtausenden unter Schutt und Asche noch nicht fossil geworden: wir, reicher an Idealen, wollen das Loos der Sterblichen theilen, in harter Arbeit die Fesseln der Bedrückten sprengen und mit dem Bande der Humanität alle Classen umschlingen. Nichts ist den Sterblichen zu schwer, singt Horaz, der wie Virgil und Phädrus ein Sclave war und seine eigene Emancipation nur theoretisch begreifen konnte, und Plato in seiner Republik opfert dem Staatsgötzen den Menschen, indem er jede Reise vor dem vierzigsten und nach dem sechzigsten Jahre streng verbot. Was würden unsere Eisenbahngesellschaften hierzu sagen?

In dem Augenblick pfeift die Locomotive. „Le dernier convoi, Signorie mie", sagt der sprachgewandte Custode. Bei diesem letzten Bahnzug entvölkert sich Pompeji und die Schatten der Patricier, Prätorianer und Plebejer, die der Vesuv, ebenso radical wie conservativ, so lange in seinem Schooße gepflegt hat, sie fallen wieder in ungestörten Schlaf. Pompeji, obgleich die Ruhe des Grabes hier nicht geschont wird, kennt doch keine nächtlichen Ruhestörer; sobald die Sonne sinkt, wird Pompeji zugeschlossen. Wir durchfliegen wieder die glücklichen Gefilde Campaniens und die Locomotive, die das Terrain ebenso nivellirt wie die Menschen, die den Armen ebenso schnell fahren läßt wie den Reichen, predigt uns die moderne Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, das befreiende Evangelium, von dem die Söhne der Wölfin nichts ahnten: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Max Friedländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Max Friedländer.

Ein Lorbeer- und Cypressenzweig auf sein Grab.

Von **Arnold Wellmer.**

„Wir sind entschlossen, der unverkümmerten Freiheit und Souveränetät, d. h. Recht- und Machtvollkommenheit des deutschen Volkes in ihren äußersten Consequenzen unser Schwert, unser Blut und die Waffen des Geistes unser Leben lang unter allen Wechselfällen des Geschicks zu weihen.

Wartburg, den 16. Juni 1848."

Der neunzehnjährige Student
Max Friedländer.

Die wunderbaren Frühlingsstürme des Jahres 1848 — hier belebend, dort zerstörend — weckten in der jungen deutschen Studentenbrust alte Träume, neue Hoffnungen — alte Schmerzen, jungen Jubel! „Deutschland! Deutschland über Alles! Ein einiges großes starkes Vaterland! Freiheit! Recht!" — Die Worte, die einst, im October 1817, auf der Wartburg so hell und fröhlich, so kampfesmuthig und siegessicher durch Tausende von deutschen Studentenherzen geklungen . . . und bald so todestraurig verhallt waren — dieselben Worte führten zu Pfingsten 1848 fast 1500 Studenten aus allen Gauen Deutschlands zu einer zweiten Studentenberathung auf der alten Lutherburg zusammen. Ihnen zu Ehren wehte eine mächtige schwarz-roth-goldene Fahne von der Zinne der Wartburg. Von den meisten Universitäten waren die Studenten in bunten Schaaren gekommen, wie der Zufall oder die Wanderlust sie zusammengewürfelt hatte. Wien, Breslau, Marburg, Berlin, München und Greifswald aber hatten das neue Wartburgfest ernster genommen und daheim in Vorversammlungen Abgeordnete gewählt — die würdigsten Vertreter ihrer Universität, die mannhaftesten Kämpfer für die deutsche Sache. So hatten Wiens sechsundzwanzig Abgeordnete fast Alle als Officiere der akademischen Legion an den siegreichen wiener Märzkämpfen ruhmvoll Theil genommen. Mit welchem Jubel wurden sie auf dem Eisenacher Bahnhofe begrüßt! Und nach ihnen die Breslauer — diese schönen, frischen, kräftigen Jünglingsgestalten aus den Bergen und Wäldern Schlesiens!

Unter den Breslauern war Max Friedländer der jüngste, der blühend schönste, der hervorragendste Student! Er war noch nicht ganz neunzehn Jahre alt. Am 18. Juni 1829, dem Jahrestage der Schlacht von Waterloo, ist er in dem schlesischen Städtchen Pleß geboren. Der Vater, ein wohlhabender Tuchfabrikant und aufgeklärter Staatsbürger, die Mutter, eine geistesstarke und herzensreiche Frau, gaben ihren sieben heranwachsenden Kindern eine ausgezeichnete Erziehung. Das Familienleben war das reinste und innigste. Aus dem Elternhause hat Max Friedländer seinen tiefen und zarten Sinn für die Häuslichkeit, seine rührend große Liebe für die Seinen

Digitized by Google

mit hinausgenommen in die Welt und ihre Kämpfe . . . und es blieb bis zu seiner letzten Erdenstunde sein höchstes Glück, in der Familie, bei Weib und Kindern ausruhen zu dürfen von der Welt und ihren Kämpfen.

Die berühmte alte Schulpforta bei Naumburg legte den soliden Grund zu dem classischen Wissen unseres Max. Jetzt studirte er in Breslau mit Eifer Rechtswissenschaft.

Das zweite Wartburgfest zerfiel in zwei Theile: in eine allgemeine Studentenversammlung, in der jeder Student sich selber vertrat — und in ein Studentenparlament, dessen Beschlüsse für die gesammte deutsche Studentenschaft bindend sein sollten. Jede Universität wählte in den Eisenacher Vorberathungen auf je hundert Studirende während des Sommersemesters einen Vertreter in das Parlament, das nach der allgemeinen Studentenversammlung in Eisenach tagen sollte. Unter den acht Vertretern Breslaus war wieder Max Friedländer.

Unter dem Vorsitz des Studiosus Lang aus München ward die allgemeine Studentenversammlung am zweiten Pfingstfeiertage, dem 12. Juni, im festlich geschmückten Saale der „Erholung" eröffnet. Scharf schieden sich sofort die Rechte: die conservativen Corps, Altburschenschafter, der Wingolf aus Halle — und die stark überwiegende Linke. Hier saß natürlich Max Friedländer.

Nach heißen parlamentarischen Kämpfen, an denen unser junger Held nur selten, aber dann mit unwiderstehlich siegreichem Worte, Theil nahm, ward man in vier Sitzungen über folgende Adresse einig:

„An die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Die allgemeine deutsche Studentenversammlung auf der Wartburg hält eine Umgestaltung der Universitäten für dringend nöthig und legt ihre diesfallsigen Wünsche einer hohen deutschen Nationalversammlung zur baldigen Erledigung vor.

„Die Universitäten sollen Nationaleigenthum werden. Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesammtstaat eingezogen werden. Dieser bestreitet die Bedürfnisse. Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit. Absolute Aufhebung aller Exemtionen in der Gerichtsbarkeit. Betheiligung der Studirenden bei der Wahl der akademischen Behörde und bei Besetzung der Lehrstühle . . ."

Diese Adresse brachten drei Studenten nach Frankfurt. Die Nationalversammlung hat die meisten Wünsche berücksichtigt.

Und zwischen den stürmischen Berathungen die jugendfröhlichen Studentenfeste mit Musik und Tanz und Gesang im grünen Marienthal und der imposante Zug mit fliegenden Fahnen und brausenden Liedern auf die Wartburg und dort oben im Ritter- und Minnesängersaal überschäumender Biercommers! Wie da die großen braunen neunzehnjährigen Augen leuchteten! Und wie gedankenernst und ehrlich sie schon am nächsten Tage von der improvisirten Rednertribüne das Studentenparlament im Saale der Klemdagesellschaft überblickten.

Die radicale Linke überwog in diesem Parlament von hundertein jungen Köpfen noch siegreicher. Kaum zehn Mitglieder gehörten der Rechten an.

Wir können hier aus den interessanten Beschlüssen nur die hervorheben, welche dem spätern politischen Leben Max Friedländers charakteristisch voranleuchten.

Digitized by Google

Einstimmig wurde beschlossen: „Die Studenten aller deutschen Universitäten vereinigen sich zu einer großen organisirten Studentenschaft. Jeder Student ist dem andern völlig gleichberechtigt, auch Bürger der andern Universität, so daß ein allgemeines deutsches akademisches Bürgerrecht besteht. Die Errichtung von Schiedsgerichten für akademische Streitigkeiten und die Verwirklichung der Volksbewaffnungsidee durch Bildung bewaffneter Studentencorps ist wünschenswerth."

Zum Schluß nahm das junge Parlament noch folgendes Manifest an die deutschen Studenten an: „Brudergruß und Handschlag unseren Commilitonen! Durch die großen Stürme politischer Begebenheiten, die das deutsche Volk aufrüttelten aus seinem dreißigjährigen Schlaf, hat auch die deutsche Studentenschaft sich erhoben, ihren mittelalterlichen Romanticismus über Bord zu werfen. — Commilitonen! Die Revolutionen dieses Jahres haben die Verhältnisse aller Stände bis in's Tiefste erschüttert, auch die des unserigen. Die Revolution ist die Mutter unserer Reform. Die Reformen in's Werk zu setzen, hat sich aus den Abgeordneten beinahe aller deutschen Universitäten ein „Provisorischer Gesammtausschuß der deutschen Studenten" gebildet. Er hat nach Beendigung der hiesigen Studentenversammlungen seine Sitzungen begonnen. — Commilitonen! Was uns leitete bei allen Berathungen, was das Ziel war, auf das wir lossteuerten — es ist der große Gedanke, der die ganze politische Welt bewegt: Ein freies einiges Deutschland . . . ."

Unter diesem Manifest steht auch der Name Max Friedländer.

Am 16. Juni Abends löste sich das Studentenparlament auf. Nur die Breslauer und ihre engsten Gesinnungsgenossen beriethen an demselben Abend noch eine Proclamation an das deutsche Volk und die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. und unterschrieben folgenden Wortlaut:

„Wir erklären vor der Wartburg dem gesammten deutschen Volk und seiner Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., daß wir entschlossen sind, der unverkümmerten Souveränetät, d. h. Recht- und Machtvollkommenheit des deutschen Volkes, in ihren äußersten Consequenzen unser Schwert, unser Blut und die Waffen des Geistes unser Leben lang unter allen Wechselfällen des Geschickes zu weihen.

Wartburg, den 16. Juni 1848.

Gewesene Mitglieder des Provisorischen Gesammtausschusses der deutschen Studenten auf der Wartburg. W. Wollner, stud. med. Emil Rothe, stud. jur. Kirchner, stud. jur. Max Friedländer, stud. jur. Robert Giseke, stud. theol. Ferd. Kampe, stud. juris. u. s. w."

Mit diesem geschriebenen Gelöbniß flog Max Friedländer nach Frankfurt a. M. und überreichte es an seinem 19. Geburtstage der Nationalversammlung.

Die Linke nahm den jungen Mann mit dem geistblitzenden Auge, der klaren, gedankenvollen Stirn, dem bescheidenen klugen Wort und dem warmen, deutschen Herzen liebevoll in ihren anregenden Kreis auf. Hier knüpften sich auch die innigen Bande zwischen Moritz Hartmann und Max Friedländer für ein reiches Leben. Zwei herrliche Blüthen am deutschen Stamm! Die Stürme desselben Frühlings haben sie fast gleichzeitig vor wenigen Wochen gebrochen!

Auch den prächtigen Reichsminister Anton von Schmerling sah der junge Student hier in Frankfurt zum ersten Mal. Wenn Se. Excellenz damals

Digitized by Google

Jemand zugeflüstert hätte: „Anton! schau Dir diesen bildhübschen Jungen ja recht genau an. Er wird Dir einst gegenüberstehen als ein gewaltiger Held der Feder — und Du, Ritter Anton, wirst vor ihm zittern und verblassen! Ja, eine seiner letzten Heldenthaten auf Erden wird sein, daß er Dich von Deinem hohlen Paradepferd mit seiner scharfen Feder niederbohrt in den Staub . . . und Du, armer Ritter Anton von der traurigsten Gestalt, wirst diesen Staubfleck nimmer wieder los von Deinem parlamentarischen Don Quixote-Mäntelchen . . ." Was Excellenz diesem Propheten wol geantwortet hätte?

Noch in demselben Sommer schrieb der Student Max Friedländer sein Büchlein: „Das zweite Wartburgfest!" — und vertrat in demselben all' jene hohen deutschen Ideen, für die er an den Studententagen mit seinem Wort und seiner Unterschrift so oft gezeugt hatte. Besonders herzfrisch und herzwarm aber warb seine Feder für eine innigere Verschmelzung des deutschen Studententhums mit dem deutschen Bürgerthum. Nur so können beide erstarken — zum gesundesten Wart des Vaterlandes!

Schon diese Broschüre des neunzehnjährigen Jünglings verräth die wunderbare Feder unseres Helden: den klaren Stil, die knappe Diction, das stets treffende, überzeugende Wort, den bei aller Einfachheit architektonisch schönen Satzbau und die glatte Entwickelung, plastische Gestaltung und unübertrefflich logische Reihenfolge der Gedanken. Der Leser hat das angenehme Gefühl: aus dieser Feder fließt Alles natürlich leicht. Hier ist nichts Gemachtes, Erklügeltes, Erkünsteltes! Es fließt eben seinen Lauf. Und darum klingt uns auch das Verwickeltste so leicht faßlich.

Diese Broschüre erschloß dem jungen Studenten Max Friedländer, der nach frohen Studentenjahren in Breslau und Heidelberg für's letzte Semester nach Berlin gekommen war, auch das Haus und Herz Varnhagen's von Ense, dieses feinen Kenners einer deutschen Feder. Viel Anregendes hat Max Friedländer in jenen Tagen durch Varnhagen's Haus und Umgang erhalten, noch mehr aber durch die nahe Verwandtschaft mit Ferdinand Lassalle, dessen publicistische Blüthezeit damals begonnen, und der die publicistische Kraft seines Neffen nicht nur erkannte und zu würdigen, sondern auch zu benutzen verstand. Ueberdies verdankt Max Friedländer seinem Oheim von mütterlicher Seite manche interessante und lehrreiche Bekanntschaft mit den politischen Größen jener Tage.

Mit dem ehrenvoll erworbenen Doctorhut der juristischen Facultät nahm der junge Dr. Friedländer Abschied von dem freien Studentenleben und von Berlin und kehrte nach Breslau zurück — in's Philisterium des Staatsbeamten.

Das ist der junge schäumende Most — — aber verräth er nicht schon den edelsten Wein?

* * *

Die trostlose Schneckencarrière des preußischen Juristen im tödtenden Actenstaube konnte die Adlergedanken eines Max Friedländer nicht einschläfern, oder gar ersticken. Schon als Auscultator, Referendar und Assessor in Breslau nahm er regen Antheil an der Redaction der dortigen „Neuen Oderzeitung". Und schon hier brillirte seine jugendfrische und jugendmuthige Feder auf den heterogensten Feldern der Journalistik. Nicht selten waren

Digitized by Google

der geistsprühende, unerbittlich treffende Leitartikel gegen das Reactions-Ministerium Manteuffel und das pikante witzige Breslauer Localfeuilleton, die satirische Theaterkritik, die sachkundige Gerichtsverhandlung und der glänzende, überzeugendklare national-ökonomische Aufsatz aus einer — aus seiner nie müden, nie leeren Feder.

Aber die Staatscarrière und Beamtenmisère vermochten ihn nicht lange zu fesseln. Bereits 1855 nahm der sechsundzwanzigjährige Assessor seinen Abschied und ging nach Bielitz in Oesterreich-Schlesien, am Fuße der Karpathen und Sudeten, wo seine Eltern eine große Tuchfabrik besaßen — mit dem Entschluß: von jetzt an ganz seiner Feder zu leben. Hier schrieb er zunächst ein bald darauf bei Brockhaus erschienenes Buch: „Rechtsschutz gegen Nachdruck und Nachbildung" — in dem sich die echte Kampf- und Heldennatur seiner Feder schon hellleuchtend und verheißungsvoll ausspricht. Denn was ging's ihn an, ob die deutschen Schriftsteller und Künstler durch Nachdruck und Nachbildung schamlos um ihr geistiges Eigenthum bestohlen werden? Er und sein einziges Büchlein über das zweite Wartburgfest litten ja nicht darunter . . . Aber eine echte Heldennatur denkt an sich selber, an den eigenen theuren Vortheil und die eigene liebe Bequemlichkeit stets zuletzt — oder gar nicht! Sie kämpft gegen das Unrecht, die Falschheit, die Gemeinheit als Feinde der Menschheit; sie kämpft für den Schwachen, den Unterdrückten, den Verfolgten; sie kämpft für die große Sache, für das Gemeinwohl des Vaterlandes — der Welt; sie kämpft für Licht, Wahrheit, Recht! . . . Und eine solche Kampf- und Heldennatur war Max Friedländer und ist es geblieben — bis sein schneidiges Schwert, seine feurige Feder der erstarrenden Hand entsanken.

In Bielitz machte Friedländer sich auch mit den österreichischen Staatsverhältnissen und mit dem Gedanken vertraut, wieder ganz in die alte Heimat seiner Großeltern zurückzukehren. Von Bielitz aus schrieb er seine ersten glänzenden Artikel für die Wiener „Presse", die so ungewöhnliches Aufsehen machten, daß dies damals größte und einflußreichste Wiener Journal dem jungen Publicisten bald eine ehrenvolle Stellung in seiner Redaction antrug. So kam Max Friedländer gegen Ende des Jahres 1857 nach Wien, um seine zweite Heimat erst als Leiche wieder zu verlassen.

Mit staunenswerther Leichtigkeit und Schnelligkeit arbeitete der junge Journalist sich in die verwickelten staatlich-politischen und national-ökonomischen österreichischen Verhältnisse ein. Sein scharfer Verstand und wunderbar klarer Blick entwirrten spielend die bunt verschlungensten Fäden der Politik und Intrigue, und wenn das staunende Oesterreich dann am andern Morgen die durchsichtigen staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen Artikel aus der Feder Max Friedländer's las, da nickte es wol verständnißinnig mit den tausend Köpfen und schmunzelte: „Ja, da steckt der Knoten! Der Mann hat Recht und versteht es, uns ohne viel Lärm das richtige Licht aufzustecken! Curios, daß vor ihm noch Keiner an so Etwas gedacht hat!"

Und bald war Max Friedländer, dieser junge stille Mann, der so geräuschlos seinen Arbeitsweg ging, die Spitze, der Führer, die Seele der „Presse", ja der Wiener Journalistik. Seine Arbeitskraft war erstaunlich, noch wunderbarer sein seltenes Organisations- und Directions-Talent. Sein scharfes Adlerauge übersah die weitesten Kreise kühn und sicher, und dabei entging ihm das Kleinste, Unbedeutendste nicht. Er verstand es, die größten welterschütternden Ereignisse ebenso fest zu packen und zur rechten Stunde und

Digitized by Google

am rechten Ort zu benutzen, wie die armselige kleine Mücke, die in der Sonne gaukelt. Und seine Collegen vertrauten seiner geistigen Führung und folgten seinem Adlerfluge.

Auch die Kampf- und Heldennatur entfaltet sich in Wien auf einem so weiten und würdigen Felde immer leuchtender, immer unwiderstehlicher. Zuerst trat Max Friedländer in einer Reihe von Artikeln in dem damals weltberühmten Armee-Lieferungs-Proceß Richter-Bruck-Einatten mit glänzendem juristischen Scharfsinn, warmherzigem Freimuthe und glühender Gerechtigkeitsliebe für den von mächtigen Feinden verfolgten Director Richter öffentlich und siegreich in die Schranken — und dabei mit so feiner Dialectik, daß selbst der damals noch allerfürchterlichste Großinquisitor der österreichischen Preßgesetze trotz seines besten Willens dem kühnen Publicisten nicht beizukommen vermochte.

Und als die traurigen österreichischen Verfassungskämpfe begannen — da stand Max Friedländer von der ersten Kampfesstunde an in der vordersten Reihe der kühnen Streiter — als Deutscher — stets als Mann, als Held, als Oesterreicher an seinem Platz. Ueber zehn Jahre lang! Und nie ist er auch nur einen Schritt zurückgewichen vor der Rotte der Feinde. Ihre abgeschossenen Pfeile schleuderte er stets kaltblütig und gewandt in ihre eigenen Reihen zurück. Ihre Drohungen belächelte er. Ihre Lockungen, ihre Orden, ihre Ehrenstellen, ihre Ministerportefeuilles wies er verächtlich zurück . . . Und er kämpfte weiter — weiter! Klar, kaltblütig, unbeirrt, mannhaft . . . ein Held! Bis der glänzendste Sieg erfochten — unverlierbar. Da erst merkte er, daß er verwundet sei — tödtlich. Da sah er mit einem milden dankbaren Lächeln hinauf zur Sonne der Freiheit . . . und starb!

Im Februar 1861 hatte der damalige sogenannte Verfassungsminister, Herr Ritter Anton von Schmerling, schon so viel Respect vor der heldenhaften Kampfnatur jenes ehemaligen jungen Studenten, der sich vermessen hatte, der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt am Main und dem feudalen Reichsminister von Schmerling Beschlüsse eines demokratischen Studentenparlaments zu überbringen und von der „Souveränetät des deutschen Volkes" zu sprechen, daß Se. Excellenz sich herabließen, dem jungen Publicisten die Grundzüge der von ihm entworfenen Verfassung zu entwickeln . . . Der bürgerliche Leitartikelschreiber aber war so frei, an der Schmerling'schen Verfassung nicht genug zu haben, directe Wahlen für den Reichsrath zu verlangen . . . Höhnisch zuckte der Minister die Achseln: „Junger Mann, wir schreiben nicht mehr 1848 . . ." Der junge Mann machte der Excellenz seine stumme Verbeugung und ging. Der Kampf hatte seinen Lauf!

Für diesen Kampf wollte — mußte Max Friedländer ganz frei sein. Er schüttelte die Bande ab, die ihn an die „Presse" fesselten. Mit seinen lieben Freunden und Collegen Michael Etienne und Adolf Werthner gründete er am 1. September 1864 ein eigenes Journal — die „Neue Freie Presse!" Mit kleinen Mitteln wurde das Größte geleistet. In wenigen Jahren hatte die „Neue Freie Presse" nicht nur sämmtliche Blätter Oesterreichs und Deutschlands überflügelt, sie hatte sich auch einen Weltruf und Welteinfluß erworben und hat Beides bis zu dieser Stunde zu behaupten gewußt. Sie führt mit Recht den Ehrentitel: die deutsche Times! Ein wie großes Verdienst Max Friedländer um dies wunderbare Aufblühen hatte, kann Niemand ergreifender aussprechen, als sein Freund und treuester Mitarbeiter Michael Etienne in seinem selbstlosen, schmerzvollen Nachruf an der

Digitized by Google

Bahre Max Friedländers! . . . „Wir dürfen uns rühmen, ihm bei der Gründung der „Neuen Freien Presse" treu und unermüdlich zur Seite gestanden zu sein, er aber war der eigentlich schöpferische Geist. Seine alle Rubriken des Blattes umspannende Vielseitigkeit ließ ihn allerwärts schaffend eingreifen. Er zog für das Feuilleton die ersten Kräfte heran und gab demselben einen Umfang, eine Bedeutung, eine Mannigfaltigkeit, die in früherer Zeit in Oesterreich und selbst in Deutschland nicht geahnt wurde; er erfand die Fachblätter auf der vierten Seite des Abendblattes, welche so außerordentlichen Anklang fanden, und er schrak vor keinem Opfer zurück, wenn es galt, den Reichthum des Inhalts der „Neuen Freien Presse" zu vermehren, ihren Rahmen zu erweitern und sie auf jene Stufe zu erheben, auf der dieses Blatt — dies auszusprechen ist unser höchster Stolz — heute steht!"

Mit einer solchen neuen edlen Waffe durfte unser Held den Kampf für das deutsche Oesterreich noch muthiger und siegesfroher fortsetzen — gegen die Feinde der Verfassung und des Vaterlandes. Und trotz der traurigsten Erfahrungen, der bedenklichsten Krisen, der gefährlichsten Stürme verlor er keine Secunde sein helles Vertrauen auf die constitutionelle Zukunft und glückliche Klärung Oesterreichs. „Er hatte" — sagt sein Mitkämpfer Etienne so schön und wahr — „Oesterreich mit der ganzen Treue seines sinnvoll liebenden Herzens umfaßt, und kein Rückschlag konnte ihn entmuthigen, keine Enttäuschung die Festigkeit und Klarheit seiner Ueberzeugung trüben. Er hoffte, wenn alle Parteigenossen verzweifelten, und wenn Alle die Flinte in's Korn zu werfen und unter dem Drucke der furchtbarsten Katastrophen auseinander zu stieben drohten, da machte er sich an die Arbeit und schrieb jene besonnenen krystallklar gedachten Artikel, welche das entweichende Selbstvertrauen in der Verfassungspartei wieder belebten, die wankenden Reihen zum Stehen brachten, sie ordneten und vorwärts trieben in den erneuten Kampf. Dabei war er bei aller Unerschütterlichkeit der einmal gewonnenen Ueberzeugung so maßvoll in Gesinnung und Ausdruck, als stark, unwiderstehlich, vernichtend in der Argumentation, mit der er den Feinden der Verfassung, ihren Sistirern, der mit dem Czechenthum verschworenen clerical-feudalen Coalition an den Leib rückte und dieselbe niederwarf. Seine Polemik gegen die Sistirungsacra Belcredi's und die publicistische Bataille, die er im Kampfe mit dem Ministerium Hohenwart-Schaeffle lieferte, sind die Ehrensäulen seiner glanzvollen politischen und publicistischen Wirksamkeit. Das waren Haupt- und Staatsactionen."

Und den Dank für diese Heldenkämpfe und Siege hat das gerettete Deutschthum Oesterreichs in unzähligen Lorbeerkränzen auf Max Friedländer's frühes Grab niedergelegt. Hier einige leuchtende Blätter daraus, die werth sind mit dem Namen und Beispiel unseres todten Helden fortzuleben: „. . . Wie hat er die Freiheitsgedanken vertreten, wie die Verfassung vertheidigt, mit welcher durch edles Maß gestählten Energie! Wenn die viel angefochtene Verfassung heute noch besteht, wenn sie festern Boden gewinnt, wenn sie noch immer oder vielleicht wieder ein lebensvolles Programm der Zukunft ist, so ist dies in erster Linie ein Verdienst des Verstorbenen. Nicht blos hat er ein Organ geschaffen, in welchem die Verfassungsideen in den einflußreichsten Volksschichten, nämlich in den intelligenten Bürgerclassen, verbreitet worden; er persönlich war es, welcher in den entscheidenden Augenblicken auf die Haltung der Verfassungspartei bestimmend einwirkte . . . Dr. Friedländer ist eine mit den Verfassungskämpfen in Oesterreich auf immerwährende

Digitized by Google

Zeiten verbundene historische Persönlichkeit von markigem Gepräge, welche, so wie sie im Leben eine einflußreiche Rolle spielte, eine Stellung in der Geschichte Oesterreichs behaupten wird . . ."

„Unter dem Banner „Deutschthum und Verfassung", hat er gestritten treu, unerschütterlich und unermüdlich, der Vordersten Einer. Sein Name wog unter den Streitern eine Armee . . ."

„Von dem Bewußtsein durchdrungen, daß nur die Deutschen Oesterreich erhalten können, daß der Föderalismus das Ende der Cultur und Freiheit in Oesterreich, ja Oesterreichs selbst bedeuten würde, stand er stets im Vordertreffen der Kämpfe für die parlamentarische Centralisation des Reiches, für die Verfassung."

Und zwei der edelsten, freimüthigsten Männer Oesterreichs, Moritz von Kaiserfeld und Anton Graf Auersperg, legten an dem noch offenen Sarge das Wort nieder: „Tief erschüttert durch den uns bekannt gewordenen schweren Verlust, welchen Oesterreich durch den Tod Friedländer's, des so reich begabten, muthigen und gesinnungstreuen Vertheidigers der Verfassung und des Rechtes, zu beklagen hat, können wir, die wir seine Verehrer und politischen Freunde im Leben waren, unsern Schmerz, den Tausende mit uns empfinden, nicht unausgesprochen lassen . . ."

Das war die öffentliche Kampf- und Siegesbahn des großen Publicisten und treuen, starken Deutschen. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß Max Friedländer als Vorsitzender des deutschen Journalistentages in Frankfurt a. M. und Breslau stets warm für die Zusammengehörigkeit Oesterreichs und Deutschlands sprach und bei dem Entwurf eines Preßgesetzes für das deutsche Reich ebenso geschickt als liebenswürdig zwischen den schroffsten Gegnern zu vermitteln wußte. Dem Wiener Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" hat er Jahre lang als Vorstandsmitglied zu der jetzigen hohen Blüthe verholfen. Den „Deutschen Verein" in Wien hat er mit begründet und damit das Beispiel zur Bildung ähnlicher patriotischer Vereine durch ganz Oesterreich gegeben.

Noch zwei kleine Züge von unseres Friedländer's öffentlichem Wirken und seiner Großmachtstellung in Oesterreich.

Kam ein neues Ministerium an's Ruder — und Friedländer hat so manches kommen und gehen sehen, ja, so manches kommen und gehen lassen — so besuchte er, der Minister des Innern der N. Fr. Pr., eine einzige Soirée des neuen Ministerpräsidenten . . . aber auch nur eine. Diese „Fühlung" war er seinem Journal schuldig. Alle folgenden Einladungen lehnte er dankend ab. Seine publicistische Freiheit vertrug solche gesellschaftliche Verbindlichkeiten nicht. Später kamen die Excellenzen zu ihm auf sein Redactionszimmer. Und wenn sie fortgingen, waren sie stets klüger.

Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, ist natürlich als Reactionär und Ultramontaner kein Freund der N. Fr. Pr. Aber er hat doch den allergrößten Respect vor dieser selbstständigen Macht im Staate und liest das Blatt regelmäßig — mit Ingrimm. Tauchte nun ein neues Project seiner Partei auf, so soll Erzherzog Albrecht — vielleicht in Erinnerung an das historische sagende Wort Maria Theresia's: „Was wol der Professor Schlözer in Göttingen zu diesem neuen Gesetz sagen wird?" — nicht selten mit gar eigenem Lächeln zu seiner Umgebung geäußert haben: „Mich soll doch wundern, ob der Friedländer das durchlassen wird!"

So erzählt man sich in Wien.

Digitized by Google

* * *

Aber noch besser, noch tiefer und vollständlicher als durch seine fertigen Werke, die vor aller Welt Augen aufragen, lernt man den Meister in seiner Werkstatt kennen. Da erst kommt uns ein Verständniß, aus wie viel hundert wichtigen Einzelheiten das Ganze besteht, welch' ein meisterliches, allumfassendes Auge, welch' ein kluges Sinnen, klares Denken und Nie-Vergessen dazu gehört, all' diese Details vorzubereiten und dem Werk harmonisch einzufügen — wenn eben das Werk den Meister loben soll!

Uns war es vergönnt, Max Friedländer in seiner täglichen Werkstatt arbeiten zu sehen und mit dem Meister zu arbeiten. Erst hier haben wir ihn ganz kennen, bewundern, achten, lieben gelernt!

Als Leiter der Werkstatt der Geister hatte der Meister keine geringe Aehnlichkeit mit Moltke, dem preußischen Schlachtendenker. Er war auf seinem Felde nicht nur ein ebenso kluger, umsichtiger und genial-kühner Stratege, er war auch ein ebenso großer — Schweiger. Er liebte kein überflüssiges, zeitverderbendes Reden. Er wollte Thaten. Und Thaten waren die einzelnen, oft abgerissenen kurzen Schlagworte, mit denen er die Arbeit vertheilte, dirigirte. Solch' ein klares, kluges Wort sagte mehr, als aus einem andern Munde eine langathmige Rede. Er traf stets den gesunden Kern der Sache.

Auch die wahrhaft olympische Ruhe besaß er, wie Moltke — mitten in der tosenden Schlacht. Ich glaube, nie hat die Leidenschaft seinem Munde oder seiner Feder ein Wort entrissen, das er später hätte zurücknehmen mögen. Das ist die Ruhe des tiefklaren und festen Charakters!

Und dieser seltene Meister war zugleich sein bester und fleißigster Mitarbeiter. Er war der Erste in der Werkstatt und ging als der Letzte. Dieser fast übermenschlichen Arbeitskraft stand eine wunderbare Vielseitigkeit zu Gebote. Auf den heterogensten Feldern der Journalistik war er gleich sattelfest und zu jeder Stunde schlagfertig. In den schweren Kampftagen, die das Czechen-Ministerium Hohenwart über Oesterreich heraufsündigte, hat Max Friedländer nicht nur viele Wochen hindurch Tag für Tag seinen pfeilscharfen, sonnenklaren, siegreichen Leitartikel geschrieben — im Ganzen über dasselbe Thema 83!!! — er behielt unter diesen Schlachtenstürmen die Geistesfrische, Ruhe und Spannkraft, ganz in alter Weise auf den übrigen Gebieten seines Weltjournals weiterzuarbeiten. Er redigirte das Feuilleton; den volkswirthschaftlichen Theil des Blattes und die wichtigsten Correspondenzen; er schrieb die österreichische Rundschau für das Abendblatt; er dachte an jede Personal- und Local- und Kunstnotiz, er erinnerte rechtzeitig an jedes zu beachtende Zeitereigniß. Er las regelmäßig alle in- und ausländischen Zeitungen, strich die wichtigsten Stellen an, schrieb den Namen des betreffenden Mitarbeiters dabei . . .; kurz, er war die allsorgende Seele des Ganzen. Noch zwei Stunden vor seinem Tode, um 11½ Uhr Abends, fragte er den Factor: „Ist die Besprechung des heutigen Concerts schon da?" So dachte er an das Kleinste, Alltäglichste, ohne die geringste Gefahr, sich darin zu verlieren.

Seine liebevolle Sorge und wahre Herzensgüte haben auch vor Allem seine Mitarbeiter erfahren. Nie hatten sie über eine Ungerechtigkeit, eine Laune des Meisters zu klagen. Welche Geduld hatte er, der als Arbeiter so groß dastand, mit Ungeschicklichkeit und Irrthümern und Fehlern! Wie selten hat er eine unbrauchbare Kraft entlassen — und wie schwer wurde das sei-

Digitized by Google

nem Herzen! — Erhielt er eine wichtige Privatnachricht, da vergaß er nie, daß einzelne seiner jungen Mitarbeiter an auswärtige Journale correspondirten oder telegraphirten und daß diese ungedruckte Neuigkeit für sie von großem Werth sei. Persönlich brachte er sie auf die verschiedenen Zimmer und gab ihr nicht selten gleich die knappeste und klarste schriftliche Telegrammfassung.

Sein süßestes Ausruhen fand der Meister nach der ihm beglückenden Arbeit im Schooße seiner Familie. Er hatte 1863 aus wahrer tiefer Herzensneigung die liebenswürdige Hofschauspielerin Regine Delia geheirathet. Die Ehe war die glücklichste. Unter seinen vier zärtlichen Kindern konnte der heldenhafte Kämpfer für Oesterreichs Verfassung und Deutschthum selber zum spielenden, harmlos glücklichen Kinde werden. Und mit welcher treuen Liebe und Sorge umfaßte sein tiefes Gemüth Weib und Kind!

Dafür — ja für den ganzen liebenswürdigen und edlen Menschen Max Friedländer und für die wunderbare Kraft und den seltenen Reiz seiner Feder zeugen am reinsten zwei Briefe, die das todtwunde Herz wenige Wochen vor seinem plötzlichen Stillestehen an seinen Arzt und Freund schrieb.

Im letzten Winter, nach dem großen Kampf und Sieg über das undeutsche Ministerium Hohenwart meldeten sich die ersten Schmerzen im Gehirn und in der Brust Max Friedländers. Die Aerzte sandten ihn zur Erholung nach dem Süden.

Auf der Hinreise schrieb er an Dr. Wilhelm Schlesinger in Wien einen Brief aus Salzburg, dem wir folgende Stelle als besonders charakteristisch entnehmen:

„Wissen Sie, lieber Freund, daß ich in den 42—43 Jahren, die ich alt bin, nicht so viel über mich geschrieben habe, wie in den letzten achtundvierzig Stunden. Da werden Sie es hoffentlich auch bei aller Werthschätzung, die Sie mir sonst schmeichelhafterweise angedeihen lassen, begreiflich finden, daß mir unter sothanen Umständen, wenigstens für heute schon, der Faden der Geduld abzureißen droht. Das will sagen: nur für heute, denn im Uebrigen lebt und webt noch Einiges in der Welt, um dessenwillen es sich mir selbst um den Preis, der ganzen medicinischen Facultät in die Hände zu fallen, schon noch lohnt, nicht zu resigniren. Im Grunde genommen hat mich nur Ein Wesen jetzt verstanden, und das ist meine Piperl. Die schreibt mir:

Lieber, guter Papa! Wie du weggefahren bist, habe ich angefangen zu weinen, denn mir war gleich bange um dich.

„Sehen Sie, lieber Freund, das ist die ganze Philosophie, die ich für's Leben brauche. Das Kind, dem gleich bange ist, denn das Kind ist nicht blos meine Piperl, das bin ich selber, und diese Bangigkeit ist mehr Lebensinhalt, als die österreichische Verfassungsfrage. Wenigstens mir gefällt sie besser. Also Basta für heute.

„Besuchen Sie fleißig meine Frau und meine Kinder und lassen Sie mich auch von sich etwas (nach Bozen, poste restante) hören."

Und welch' psychologische Wandlung, welch' wunderbare Umstimmung der Laune und des Befindens in dem nächsten Briefe an denselben Freund, nur zwölf Tage später aus Nizza gerichtet:

„... In Wahrheit geht es mir sehr, sehr gut. Eigentliche schmerzhafte Attaquen hatte ich seit Bozen nicht mehr; und jetzt seit mehreren Tagen erfreue ich mich sogar eines so freien Schädels, daß ich bisweilen auf den Verdacht komme, selber nur das Leiden simulirt zu haben, um einmal auf die Gaudé zu gehen und unsern Herrgott um einen Fetzen Winter zu prellen. In Meran wäre ich bei längerm Aufenthalte krank geworden, und es ist eine Affenschande, dort Leute hinzuschicken, die nicht schwer krank sind. Auch ist es dort nicht einmal warm, außer drei Stunden Mittags. In Mailand ist es schon Frühling, dagegen liegt bei Genua Alles voll Schnee. Hier jedoch ist nahebei Sommer. Orangen und Pomeranzen

Digitized by Google

reif, Aepfel und Pfirsich blühend, die Cacteen, Rosen an den Hecken voll Blumen, die Temperatur prachtvoll. So sitze ich jetzt, 3/4 10 Uhr Morgens, bei offenen Balconthüren schreibend und höre das Meer brausen. In den Mittagsstunden muß man hier schon den Schatten aufsuchen. Gestern waren wir in Monaco, hatten jedoch zu wenig Geld mit, um die Bank zu sprengen. Essen und Trinken schmeckt mir nicht wenig, und ich lasse mir nichts abgehen. Dazu bekomme ich so pünktliche Nachrichten vom Hause, daß mich das ganz beruhigt. Ueber meine ferneren Absichten auf dieser Bummelreise bin ich mir selber noch nicht klar. Hab' ich erst einmal zu faullenzen angefangen, so erhebe ich das Nichtsthun zum Princip, und ich habe die Fähigkeit, ziemlich lange auf einem Princip herumzureiten. Ihnen nochmals zu schreiben, will ich nicht versprechen, jedenfalls hören Sie durch die Redaction von mir. Schauen Sie sich bisweilen um meine Kinder um. Mit herzlichstem Gruß Ihr getreuer Max Friedländer."

Aber es duldete ihn nicht lange in der Fremde und Unthätigkeit. Schon Anfang März ging er nach Paris, um sein letztes, liebstes Erdenproject vorzubereiten. Wie originell, wie genial und großartig das ist, wird die Welt auf der „Wiener Weltausstellung" sehen.

Dann zog es ihn mit Macht zurück zur Arbeit, zum letzten Feder- und Erdenkampfe. Zwei Feuilletons: „Blutige Schatten von 1848!" die ich auf Friedländer's Anregung, aber in seiner Abwesenheit über Robert Blum's und Wenzel Messenhauser's Todesgang schrieb, hatten den kindischen Zorn des Ritters von Schmerling erregt. Die durch denselben hervorgerufene scandalöse Scene im österreichischen Herrenhause.— und Friedländer's glänzende zerschmetternde Antwort an den „Lordoberrichter" sind zu neu und weltbekannt, als daß ich darüber noch Papier verlieren sollte.

Noch am 19. April war Friedländer den ganzen Tag in gewohnter Weise thätig auf der Redaction. Um 9 Uhr ging er nach Hause und soupirte heiter mit seiner Frau und einem Freunde. Nach zwei Stunden ging ein schmerzvoller Riß durch seine Brust. Sein Leiden, eine Folge der übergroßen Geistesarbeit und aufregenden Kämpfe, war eine Erweiterung der Aorta, der Herzschlagader. Die war zerrissen. Das edle Herz stand still . . .

Wien hat seinem heldenhaften Mitbürger ein ebenso herzliches und glänzendes Trauergeleite gerüstet, wie wenige Monate vorher seinem Grillparzer. Und ganz Bielitz-Bialla, die Schwesterstädte am Fuß der Sudeten und Karpathen, die den jungen Max Friedländer zu ihrem Stolz aufwachsen sahen, trugen die theure Leiche mit tiefer Trauer und größten Ehren in die hoch- und freigelegene Familiengruft auf dem schönen evangelischen Friedhofe.

Ja, Max Friedländer ist nicht umsonst gestorben im siegreichen Kampfe für die Freiheit und Souveränetät des deutschen Volkes.

Sein heldenhaftes Vorbild wird in deutschen Herzen leuchtend und segensreich fortleben, sein Geist in seiner „Neuen Freien Presse".

Digitized by Google

Ein Empfangsabend bei Herrn Thiers.

Zwiſchen den Equipagen des Grafen von Weſtdelen und des Bankiers Baring hält mein beſcheidener Wagen vor der glänzend erleuchteten Front des Elyſées.

Man ſchreitet zuerſt durch einen geräumigen, mit Sand beſtreuten Hof, zwei Prachtexemplare der Garde républicaine (ehemals Garde de Paris), hoch zu Roſſe, in Paradeanzug, d. h. mit dem roth paſſepoilirten Frack, blankem Helm, der Hirſchlederhoſe und den wie ein Spiegel blank geputzten Kanonenſtiefeln, halten Wache. Eine kleine Treppe führt uns in den Vorſaal. Ich weiß nicht, woher es kommen mag, aber dieſe Vorhalle hat Etwas, was an das Beſtiarium eines Theaters von zweitem Rang oder gar eines Tanzlocals erinnert. Man hätte die um einen Tiſch ſitzenden Huiſſiers, welche beauftragt ſind, die Viſitenkarten entgegenzunehmen und einzutragen, für Billeteurs halten können.

Am erſten Empfangsabend des Herrn Thiers wurde noch im großen Hofſtyl vorgegangen; ein Thürſteher in correctem ſchwarzen Anzug, die ſilberne Kette um den Hals, das Portepée an der Seite, verkündete mit laut vernehmbarer Stimme den Namen eines jeden Beſuchers. Für Namen, welche, von Clio's Griffel berührt, in irgend einer Beziehung einen berühmten Klang haben, ein gewiß ſchmeichelhaftes Verfahren; für den Anonymus aber, der in der officiellen und halbofficiellen Welt ein X vorſtellt, mußte die Stentorſtimme des Huiſſiers etwas Peinliches haben. Glücklicherweiſe für die Eingeſchüchterten wurde dieſes Ceremoniell bei dem zweiten Empfang abbeſtellt und es genügte, ſeine Viſitenkarte am Eingang abzugeben. Vom dritten Empfang ab ging es noch formloſer und gemüthlicher zu; wer ſeine Karte abgeben wollte, händigte ſie dem Controleur, ich will ſagen, dem Haushofmeiſter, ein, wenn nicht, ſo ſchritt er geraden Wegs in den Saal, ohne daß Jemand ſich um ihn kümmerte.

Die Empfangsſäle, welche gerade um dieſe Stunde den lebhafteſten Anblick bieten, ſind einfach, aber mit dem perfecteſten Geſchmack decorirt. Reiche Gobelinteppiche zieren den Boden, einige hübſche Fresken, Landſchaften darſtellend, die Wände, und von dem mit Gold beſchlagenen Plafond hängen kunſtreich geformte Kryſtalleuchter herab.

Das Bemerkenswertheſte in dieſen Sälen, welche man heute unbefangen und frei betreten darf, ſind gewiß die hiſtoriſchen Erinnerungen. Es iſt nicht das erſte Mal, daß dieſer Palaſt des Elyſée für die Soiréen des Präſidenten der Republik Verwendung fand; auch ein anderer Präſident empfing hier die Spitzen der Behörden, der Diplomaten, der Literatur und der Modewelt; allein er fand dieſe Räume zu eng für ſeinen Ehrgeiz und während ſeine Gäſte ſich unterhielten, complottirte er die in bekannter Weiſe erfolgte Ueberſiedelung nach den kaiſerlichen Salons der Tuilerien.

Digitized by Google

Hier im Saale Nr. 1 am Kamin stand am Abend des 1. December 1851 Morny und empfing die Meldungen seiner Helfershelfer; in der Nische dieses Fensters, welches soeben ein Adjutant öffnet, um die Atmosphäre ein wenig aufzufrischen, standen der General Magnan und der Nationalgarde-capitain Viala, der nach kurzer Unterredung hinaus auf den Vendômeplatz eilte, um die dort aufbewahrten Trommeln der Bürgergarde zerstören zu lassen, damit am andern Morgen kein Allarm geschlagen werden könne.

An derselben Stelle, wo jetzt der kleine Thiers mit dem hellen Blick und der zufrieden lächelnden Miene, mit dem schwarzen Frack, dem rothen Grand Cordon und einer Kette mit Decorationen im Knopfloch steht, an diesem Platz empfing Napoleon die Huldigungen und warf verstohlene Blicke nach seinen Mitverschworenen, die, im Saale verstreut, dieselben aufgriffen und begriffen.

Und heute der Verschwörer im Exil und einer der von ihm Verhafteten und Verbannten sein Nachfolger! Doch lassen wir die politisch-historischen Betrachtungen und würdigen wir die wogende Menge eines Blickes.

Kurz vor der Soirée hatte ein Diner stattgefunden, welches alle in Paris anwesenden Vertreter der Mächte und eine Anzahl Stabsofficiere an der Tafel des Präsidenten vereinigte; daher die große Anzahl Uniformen en grande tenue und die vielen mit allerhand Orden, Brillantenplaquen und Kreuzen geschmückten Herren, deren Brust dem Auslegekasten eines Juweliers glich.

Einen interessanten Anblick unter der Diplomatie bot die amerikanische Gesandtschaft und die persische. Herr Washburne hatte eine ganze Colonie von Secretairen und Attachés mitgebracht, und jeder dieser jungen Yankees war in Begleitung einer oder zweier der vollblütigsten und prächtigsten Vertreterinnen der amerikanischen Schönheit erschienen, lauter üppige Blondinen, schlank gewachsen und ihrer Erziehung gemäß äußerst lebhaft. Das junge Völkchen richtete sich im dritten Saale ein, nahm auf den Sophas und den goldbordirten Fauteuils Platz; die Zungen thaten sich keinen Zwang an und oft unterbrach ein helles, ganz ungenirtes Lachen ihr Gespräch. Ein Mütterchen in einer Goldhaube, mit altmodischen Brochen und Bracelets überladen, überwachte, so zu sagen, den kleinen Kreis und schlürfte dabei andächtig eine Tasse Thee. Wer die Dame war, welche der amerikanischen Colonie als Duègne diente, konnte ich nicht erfahren. Ein Spaßvogel machte einigen naiven Provinzialen, welche sich unter den Gästen befanden, weiß, es wäre Madame Thiers, weshalb sich eine große Anzahl der also Dupirten verpflichtet glaubte, vor der Matrone mit allem Ceremoniell eine Verbeugung zu machen. Natürlich schien die Alte über diese unerwarteten Huldigungen nicht wenig erstaunt und erwiederte dieselben mit ziemlicher Befangenheit.

Wie das Gesumme der Amerikanerinnen, welchen sich überdies eine nicht unbeträchtliche Anzahl ebenso lebhaftter Töchter Albions zugesellten, unser Ohr, so fesseln die rothen Feze der persischen Ambassade unser Auge. Inmitten eines Kreises rothpetschirter Bordeauxflaschen, wie Alexander Dumas die Kleidung der modernen Türken bezeichnete, sitzt eine junge Persierin in der kleidsamen orientalischen Tracht. Ein Diadem um das Haar mit einem weißen, an dem Nacken herabhängenden Schleier bilden ihre Kopfbedeckung, eine blaue, mit Gold verzierte Tunica umschließt die schlanke Taille, ein blaues, fein gewebtes Seidenkleid mit allerhand Zeichnungen und

Digitized by Google

türkische Babouchen vervollständigen den Aufputz. Die Dame oder das Mädchen ist mit dem persischen Gesandten gekommen, der um keinen Preis sich von ihr trennen möchte. Gehört sie ihm als Weib oder als Tochter? Ich weiß es nicht. Hübsch ist sie jedoch und jung jedenfalls. Zwei petits crevés hinter mir fabeln vom Harem und betrachten die reizende Blume aus dem Damentreibhause Razza-Agga's. Eins genügt: sie zieht alle Blicke an und ist der weibliche „Lion" des Abends.

Die französische Damenwelt war allerdings auch vertreten, aber verhältnißmäßig nicht so stark wie die auswärtige, namentlich die englische; doch sei hiermit constatirt, daß die Revolutionen, die sich in Frankreich zugetragen haben, weder den Geschmack der Französinnen für Edelsteine verringert, noch die Schleppen ihrer Kleider um einen Centimeter verkürzt haben.

Es war in diesem Gedränge eine höchst gefährliche Seefahrt, all' diese Schleppen zu umschiffen, ohne unversehens eine Parcelle davon unter den Stiefelabsatz zu bekommen und zu behalten. Beim Büffet namentlich hatte es seine Gefahren.

Dieses Büffet war im letzten Saale hergerichtet und höchst einfach, ja vielleicht dürftig ausgestattet. Ein wenig Confect, kleine Schälchen mit je fünf Erdbeeren oder Kirschen, Thee, Eis und Limonade, das waren die Herrlichkeiten, welche den freiwilligen Gästen des Präsidenten der Republik dargeboten wurden. Dazu kam der Umstand, daß — Dank der Anwesenheit der Herren Officiere — die Vorräthe viel rascher zu Ende gingen; denn die Herren stürzten mit einer wahren „furia francese" über die Credenztische her, namentlich über die kleinen Erdbeerschälchen. Die Provisionen verschwanden daher lange vor dem Ende der Soirée und um elf Uhr wurde das Büffet gesperrt, gerade wie in einer Eisenbahnstation, wenn der Zug abgeht.

Vielleicht war dieser Umstand die Ursache, weshalb die Salons sich noch rascher leerten, als sie sich angefüllt hatten. Um dreiviertel auf eilf Uhr war es möglich, frei aufzuathmen, die Equipagen in dem Hofe rollten von dannen und neue kamen nicht mehr vorgefahren.

Der Zeitpunkt ist daher am besten geeignet, um uns dem Herrn des Hauses zu nähern.

Von dem langen Stehen und dem vielen Sprechen total ermüdet, sitzt er auf einem Sopha und unterhält sich mit einem jungen Mädchen, welches vielleicht keine Schönheit sein mag, dafür aber in ihrem Wesen etwas Imposantes, eine gewisse Hoheit besitzt. Es ist Fräulein Jacquemart, die bewunderte Portraitmalerin, welche soeben die Gesichtszüge des Präsidenten für die Nachwelt aufnimmt. Einfach, aber mit Geschmack gekleidet, trägt die Künstlerin ein weißes Moiréekleid mit einer einfachen Schleife, eine natürliche Blume im schwarzen Haar bildet ihre ganze Coiffüre. Fräulein Jacquemart ist, ich glaube, dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahre alt, aber man würde ihr auf den ersten Blick keine fünfzehn geben. Jetzt steht sie auf und nimmt Abschied, Thiers drückt ihr mit einer echt großväterlich-zärtlichen Geberde die Hand und man ist ganz erstaunt, daß er sie nicht auf die Stirn küßt.

Die Frau des Präsidenten drückt der Künstlerin ebenso warm die Hand, während sie sich den anderen Gästen gegenüber mit großer Grandezza verbeugt.

Ich hatte die Gemalin des Präsidenten noch nie zu Gesicht bekommen

Digitized by Google

und zufällig am Tage des Empfangs noch über eine sehr drastische Schilderung gelacht, welche die Runde durch die deutschen Blätter gemacht hatte. Dieser Bericht schildert die provisorische Regentin Frankreichs als einen Geizhals in zerrissenen Pantoffeln und abgetragener Juppe, die ein Stück Schinken vom Fleischwaarenhändler „sur le pouce" zum Frühstück verspeist.

Ich stellte mir daher Madame Thiers in Gestalt eines Mütterchens vor, welches nur beschäftigt sein mußte, verstohlene Blicke nach dem Büffet zu werfen, um zu controliren, ob die Leckerbissen nicht zu stark geplündert wurden. Und da stand eine Dame, schlank und groß, stark gebaut, mit allerdings ernsten, aber bedeutenden Zügen, welche die Honneurs machte, nicht mit jener cocottenartigen Ziererei und falschen Grazie, welche in den Gemächern der Tuilerien an der Tagesordnung war, sondern mit der Würde und Haltung einer bürgerlichen Matrone, wie man sie ehedem in den Salons der hohen Bourgeoisie sah, als diese noch die Hauptquartiere des politischen, literarischen und gesellschaftlichen Verkehrs waren. Ein einfaches schwarzes Seidenkleid, dessen Schnitt die prachtvoll erhaltenen Schultern sehen ließ, mit einer dicken Perlenschnur um den Hals bildeten ihren ganzen Putz. Prunkvoll war dieses Costüm natürlich nicht, allein die Art und Weise, wie die Dame des Hauses es zu tragen wußte, deutete wirklich nicht auf die Frau hin, welche die geordnete Sparsamkeit bis zum schmutzigen Harpagonenthum treibt und die Minister im Bette empfängt, wie es in obenerwähnter Correspondenz hieß.

In der äußerlichen Erscheinung bilden Präsident und Präsidentin einen allerdings grellen Contrast. Thiers mit seiner kleinen Statur, seinen pfiffig drolligen Zügen, mit dem ewigen Lächeln in dem Gesicht, das keinem Menschenkind unbekannt sein dürfte, sticht gewaltig gegen die strenge, feierliche, ja sogar harte Physiognomie seiner Frau ab. Jene, welche den Präsidenten allein sehen, müssen sich oft fragen, woher der Mann mit diesem gutmüthigen Komödienvatergesicht die Kraft, Energie, manchmal die Grausamkeit hernahm, um die fürchterlichsten Entschlüsse zu fassen, die ihm durch die Umstände geboten worden sind? Trifft man seine Gemalin an seiner Seite, dann löst sich das Räthsel; man sieht, wer die Egeria des Mannes gewesen, der in den finsteren Stunden mit diesen schwachen Händen das Schwert des Gesetzes so schneidig führte.

Es hätte sich wol der Mühe gelohnt, diese Gruppe noch länger zu betrachten; allein die Geisterstunde hat geschlagen und es war hohe Zeit für den von den Argusaugen der Permanenzcommission bewachten Präsidenten, aufzubrechen, und wir verlassen mit ihm die Säle des Elysées.

Digitized by Google

Weltgeſchick.

Buch Joſua 5, 13.

Vor mir liegt die Feindesfeſte
Schwarz zum Himmel aufgethürmt;
Mauern, Zinnen, Burgpaläſte,
Morgen werden ſie geſtürmt!
Langentbehrten Schlafs genießen
Meine Krieger im Gezelt,
Doch ich kann kein Auge ſchließen,
Ehe die Entſcheidung fällt.

Wachenruf auf fernem Poſten
Durch die nächt'ge Stille bricht,
Und die Lagerfeuer gloſten
Mit verglimmend trübem Licht.
Aber dorten um die Wälle,
Welch' ein Schatten, der erſcheint?
Halte Stand! und ſprich, Geſelle,
Ob du Freund biſt oder Feind!

Will das Dunkle mich verwirren?
Wie ein Rieſe tritt es her,
Und ich höre dumpf erklirren
Seines Schwertes mächt'ge Wehr!
Um' ſein Antlitz Wolken nachten
Wie um einen bleichen Stern!
„Sieh, ich bin der Geiſt der Schlachten,
Bin der Fürſt im Heer des Herrn."

Und du naheſt, zu entſcheiden
Zwiſchen meinem Feind und mir,
Welchen morgen von uns beiden
Krönt des Lorbeerkranzes Zier?
„Ausgeſchwankt hat längſt die Waage,
Wer den Sieg der Schlacht erringt,
Und das Loos der nächſten Tage
Iſt ſeit Anbeginn bedingt!"

Ob ich meine Feinde werfe,
Sage mir's, ich flehe dich:
Kämpfet deines Schwertes Schärfe
Morgen für mich? gegen mich?
„Zu dem Beſten werd' ich ſtehen
Ewig in des Lebens Krieg;
Denn das Schwache muß vergehen,
Und dem Starken wird der Sieg."

Wenn du ſtehſt im Feindesſchwarme,
Frommt kein Mühen noch ſo groß,
Und was bleibt mir, als die Arme
Sinken laſſen, thatenlos?
„Zu dem Beſten werd' ich ſtehen,
Wie es heil'ge Ordnung iſt;
Morgen, wenn die Banner wehen,
Zeig, ob du der Beſte biſt!"

Sprichts und ſchwindet. — Auf, Genoſſen!
Morgendämm'rung ſcheucht die Nacht!
Zu den Waffen, zu den Roſſen,
Auf und rüſtet Euch zur Schlacht!
Auf, Poſaunen, blaſt den Reigen,
Der ein blutig Ende nimmt!
Kämpfet, kämpft, und mag ſich's zeigen,
Ob uns Sieg, ob Fall beſtimmt!

Arthur Fittger.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ach, wer bringt nur Eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Goethe.

Digitized by Google

Der Salon.

Mutter und Tochter.

Novelle von Wilhelm Jensen.

Wer da draußen gewandert ist, kennt sie, die frischgrüne Oase in der Steinwüste. Sie liegt an der Pforte, wo sich in die Fremde, Sehnsucht des Herzens geht, die es vermag fern von ihr zu leben. Da klingen laut und leise einsam kann man nur in ihr

Schlichte, prunklose Mauern! – wie verschwindet [illegible] ihre Winkel wird gelacht. Kein blankes [illegible] von der Winter bleicht weiß [illegible] Eben Alles genommen, dem [illegible] zu Sommerzeit [illegible] Schatten [illegible] Und du [illegible] Mauer sei mir gepriesen, mein [illegible] Mutter, [illegible] Herr! Du [illegible] ragst Natur — die Welt [illegible] kommen ist — nenne mein [illegible] [illegible] — wenn der [illegible] [illegible] Du bot die Heimat [illegible] [illegible] so gießt du mir [illegible]

[illegible] den Pforten [illegible] hatte [illegible] mir oft [illegible] ohne Zusammenhang, so [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Bekanntschaft, die [illegible] [illegible] gewandert heraus, wie ein Traum kommt [illegible] kann jeder Name fast brauchte es [illegible]

Warum! Ich [illegible] mit dem verlassenen Stadtviertel [illegible] [illegible] [illegible] von dem Vergangne sag?

Nein, eigentlich [illegible] [illegible] [illegible] Doch eben erkannt [illegible] [illegible] und verkehrte sie nun [illegible]

Oder [illegible] [illegible] [illegible] noch leben? Oder [illegible] [illegible] [illegible]

Saalfeld!

[illegible]

Digitized by Google

Der Salon.

Mutter und Tochter.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

Wer da draußen geweſen iſt, kennt dich, du friedlich ſtille Kammer, Deutſchland! Sehnſucht der Phantaſie treibt den Knaben aus dir in die Fremde, Sehnſucht des Herzens zieht ihn zu dir zurück. Man vermag fern von dir zu leben, zu ſchaffen und zu wirken; glücklich oder einſam ſein kann man nur in dir.

Schlichte, prunkloſe Mutter! — wir, deine Kinder, lieben dich, wie keine Mutter mehr geliebt wird. Dein blaues Auge lacht uns nur ſelten und der Winter ſtreicht weiß über dein goldenes Haar, aber wem das Leben Alles genommen, dem bleibſt du immer noch ſüß und lind wie in Kinderzeit und hältſt ihn an der treuen Bruſt und deine alten Märchenlippen flüſtern ihm lächelnde Erinnerung in's Herz.

Und du vor Allem ſei mir gegrüßt, mein Thüringen, des deutſchen Landes deutſches Herz! Du des großen Heimathauſes heimlichſte, ſonnigſte Kammer — die Welt ummaß ich, ſeit ich dich verließ — ich komme zurück — wenn mein Leben einen Beruf zu erfüllen vermag, ſo wirſt du ihn mir bieten — wenn der Zauberwind noch einmal um meine Schläfe, „die vierzig Jahre ſchon gekühlt", zu ſtreichen vermag, ſo iſt's in dir. Du biſt die Heimat, die mir geblieben, und wenn nichts Anderes, ſo giebſt du mir ein Grab.

Unter den Palmen und zwiſchen ewigen Schneegipfeln, überall hatte Eins mir oft plötzlich vor der Seele geſtanden. Herausgeriſſen, ohne Zuſammenhang, ja ohne Bedeutung faſt, aber es kam und war da. Auf den dichten glanzgrünen Blattwänden des Tropenwaldes lag es wie Phantasmagorie, die Fata Morgana der Wüſte hob es mir am gelben Horizont herauf, wie ein Traum immer ſtand es vor mir und auch der Traum jeder Nacht faſt brachte es zurück.

Warum! Ich vermochte es mir nicht zu erklären. Was hatte ich mit dem verlaſſenen Städtchen zu thun, das in meiner Erinnerung unter der brütenden Mittagsgluth leblos wie eine Stadt der Todten droben auf dem öden Bergrande lag?

Nein, eigentlich graute es mir vor dem Ort, wie vor dem Mittagsgeſpenſt. Doch eben deshalb zog er meine Gedanken auch wieder an ſich und verwebte ſich mit meiner Phantaſie.

Oder graute mir in ihm vielleicht vor mir ſelbſt, vor meinem eigenen Leben? Oder lag eine ſtumme Weiſſagung, eine Warnung darin?

Saalfeld!

Digitized by Google

Nein, ich ertrug's nicht länger im engen Postwagen, der mich von Coburg über den Wald herübergebracht. Da lag die Saale wieder drunten im Thale, ich sprang hinaus und wanderte zu Fuß den steilen Abhang zum Städtchen nieder. Es war ein stiller Herbstabend, der eiserne Hemmschuh des Wagens klirrte voraus, drunten legte sich ein weißer Nebelstreif über den Fluß. Um mich auf der Höhe aber lag auf den braunen Buchen noch die Sonne und langsam fiel hier und dort ein Blatt zwischen den Stämmen. Abendruhe war es, wie sie schöner nicht gedacht werden konnte, Herbstfrieden vor dem Winter. Drüben, weit aus der Ferne, blitzte es wie Goldfunken vom bläulichen Bergrand herüber — waren es Fenster von Orlamünde? Es konnte auch die Leuchtenburg sein, denn auch sie mußte in der nämlichen Richtung liegen, und durch die Wand des Gebirges hindurch sah ich deutlich Kahla im Thal ihr zu Füßen. Die Saale rauschte hindurch — Lobeda — Lichtenhain. —

Dann kam Jena. —

Die Sonne mußte auch noch so auf dem Gipfel des Hausberges glänzen, wie hier, auf dem röthlich strahlenden, dem der Gruß des einsamen Spaziergängers gegolten. Ja, es war die Sonne Homer's, und wer sie liebte und sie verstand, dem entrollte sie in diesen stillen Bergen noch immer das Bild der Welt, wie dem einstigen Karlsschüler am Neckar, und übergoß ihre Vergänglichkeit mit ewigem Schimmer. Ich sah ihr nach, wie sie versank, Zoll um Zoll, leis schauerte ein Hauch in den Baumkronen um mich her, und wie ein Hauch auch kam es von dem schwindenden Gestirn herüber, der meine Seele mit Ahnung einer hohen, feierlichen Ruhe durchschauerte.

Ja, nicht nur aus den Wipfeln deiner Berge und über deine Halden weht hier der Zauberwind, deutsche Mutter. Mit wundersam heilender Kraft durch dieses Thal vor allen streicht auch der Zauberwind der Dichtung, der schlichtesten und höchsten, welche die Erde gereift. Aus seinen Boden quillt der Trunk für jede Lippe, Linderung für jede bedrängte Brust. Es ist wahr, daß die Stätte, die ein großer Mensch betrat, geweiht für alle Zeiten ist, wie viel mehr diejenige, welche ihn heimatlich umschloß. Hier versteht man das Lächeln der Sonne Homer's, und alle Stimmen, die sie nachruft, flüstern es heimlich nach:

„Drum erfrische neue Lieder,
Ach, nicht länger tief gebeugt!
Denn die Erde zeugt sie wieder,
Wie von je sie sie gezeugt."

Da schwand ihr glänzendes Antlitz hinab und die Goldfunken auf dem blauen Bergesrand erloschen mit ihr. Von drunten tönte das Rollen des Postwagens herauf, der die Stadt erreicht hatte und über die gepflasterte Straße hindröhnte: es dunkelte schon zwischen den Häusern und hie und da blitzte ein Licht. Ich schritt langsam abwärts; vom Waldsaum zur Rechten kamen plötzlich helle Kinderstimmen durch die Ruhe, Jauchzen und Lachen hinterdrein.

Digitized by Google

„Ringe-Ringe-Reihe,
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Hollerbusch,
Schreien alle: Husch — husch — husch!
Juchhe!"

Ich blickte über den Wald, der den Weg begrenzte; drei kleine Mädchen mit fliegenden braunen Zöpfen tanzten Hand in Hand auf einer schräg absteigenden Wiese und sangen es dazu. Sie hatten ihre Körbe, in denen sie etwas gesucht, zur Seite gestellt; eine Größere, fast Erwachsene stand daneben und sah nachdenklich in's Abendroth hinaus. Die Kleinen aber jubelten lauter, wenn beim Niederknieen Eine von ihnen den Halt verlor und die Anderen mit sich ziehend über den weichen Abhang hinüberglitt, ernsthaft wie zuvor dreinschaute. Sonderbar klangen die unter erneutem Jubel stets wiederholten Kinderreime, die kindisch scheinenden Reime, durch die Abendstille. Auch aus ihnen lächelte die Sonne Homer's; Kinder vor Jahrtausenden hatten sie gesungen und in ihnen der alten Liebesgöttin Deutschlands ihre Huldigung dargebracht. Von den kleinen Mädchen ahnte keines, daß der Hollerbusch der Busch Freia-Holda's sei, bei der die Ungebornen wohnten; von der holden oder unholden Göttin selbst ahnten sie noch nichts — schauerte vielleicht zum erstenmal ein Hauch ihres Mundes durch die tief athmende Brust der Aelteren? — aber sie sangen das unverstandene, fröhliche Lied, wie die Kinder der deutschen Mutter es vor Jahrtausenden gethan, wie sie es nach Jahrtausenden noch thun werden. Denn der Mensch ruht nicht auf sich allein und vermag sich nicht abzulösen vom Ursprung seines Lebens. In der unendlichen Kette ist er ein kleines, anknüpfendes Glied, das von der Vergangenheit empfängt und dessen Zweck ist, der Zukunft zu übermitteln. Auch die Kinderreime der Mädchen enthalten den Zauberwind, der dir sagt, wofür du lebst, wozu die Neige deines Seins berufen ist, um sie zu lichtem, edlem Wein zu verklären.

Heitern Sinns, wie lange nicht, stieg ich zur umdunkelten Stadt hinab. Hinter mir klang unermüdlich noch das sorglose Kinderspiel und ich sagte laut und freudig die erhebenden, ruhevollen Worte der „Dauer im Wechsel" vor mich hin:

„Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberziehn.
Denke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist."

O ein wundersames Stückchen Erde ist es, von Saalfeld den gewundenen Fluß hinab bis zu der Stelle, wo die muntere Schwarza in ihn mündet, und dann weiter an dieser hinauf. Es blickt dem Wanderer in's Gesicht wie ein deutsches Auge, ruhig und treu, und doch so leuchtend aus geheimnißvoller Tiefe, so innig, so märchentraumhaft, wie —

Digitized by Google

Wie was? Ich ſann darüber nach, während mein Fuß mich im Frühglanz den Weg an der Saale entlang trug. Es war Herbſt; Alles kündete ihn, und doch ſo heiter, ſo lebensfreudig blickte Alles auf. Ich hielt vor dem einſamen Denkmal des Prinzen Louis Ferdinand inne und bunte Gedanken wirrten und befehdeten ſich in mir, bis ſich Einer ſiegreich durchrang und alle anderen als blaſſe Phantome niederdrückte, wie die höher geſtiegene Sonne die weißen Thalnebel — der Gedanke: „Nein, ich möchte doch noch nicht mit da drunten liegen — auch um das ſchönſte Denkmal, den ſtolzeſten, edelſten Namen nicht. Es iſt doch noch ſchön zu leben in einer Welt, die heimliche Winkel wie dieſen birgt, ſo ruhig und treu, ſo innig und märchentraumhaft, wie —“

Ich ſah lächelnd auf die im Sonnenlicht hüpfenden Wellen des Fluſſes und ergänzte: „wie erſte Liebe“.

Eine Stromſchnelle rauſchte neben mir und jagte das perlende Gewäſſer in haſtigerm Strudel. Ich ſchritt eiliger vorwärts und überblickte die Runde und ſprach laut mit mir ſelbſt, als wollte ich eine andere leiſe Stimme übertäuben. „Es ſieht aus“, ſagte ich, „als könne Haß und Neid, Zwietracht und Bosheit in dieſem Thale gar nicht wohnen, als müßten ſie leere Namen ſein. —“

„Was iſt erſte Liebe?“ fragte die leiſe Stimme.

Ich lachte hell auf. „Wenn ich ein junger Beamter wäre, der voll criminaliſtiſchen Dranges hierher verſetzt worden, ſo würde ich ebenfalls beſorgt fragen: Giebt es denn auch Mörder hier in der Gegend!“

„Haſt Du ſchon eine erſte Liebe gehabt?“ fragte die leiſe Stimme.

Sie wollte ſich nicht übertäuben laſſen; ich fühlte es, ſie hatte die rechte Stunde abgewartet und die Sonne ſtand mit ihr im Bunde, ſie wollte Antwort.

So gieb ſie ihr auf die thörichte Frage, mein Herz!

„Ja, ich habe geliebt. —“

„Wen?“ ſagte die Stimme faſt ſpöttiſch.

„Emilie. —“

Die Lippen wollten den Namen mit gewichtigem Nachdruck ſprechen, doch er verklang eigenthümlich in der ſonnigen Luft, und die Stimme erwiederte gleichzeitig:

„Was liebteſt Du an ihr? Ihre roſigen Fingerſpitzen oder die Klugheit, mit der ſie Dich für ihre Liebe benützte! Denn, wenn ich nicht irre, waren dieſe beiden Dinge die einzigen, die Du von ihr kennen gelernt.“

„In meiner Erinnerung —“, ſtotterte ich.

„Webt ſich ein goldener Schein um Alles, um das Nichtsbedeutende wie um das Werthvolle. Doch wehmüthige Erinnerung iſt keine Liebe. Sie täuſchten Dich weil Du Dich ſelbſt täuſchteſt. Das Herz liebt nur einmal, doch erſt dann iſt es betrogen, wenn es ſich ſagen muß, ich ſelbſt betrog mich nicht.“

„So hätte ich noch nie geliebt — noch keine erſte Liebe gehegt?“

„Du fühlſt es ſelbſt in dieſem Augenblick.“

Digitized by Google

„Und was — ich wende Dir die Frage zurück — was denn ist erste Liebe?“

„Gotthold Wellhof, auch das fühlst Du selbst in diesem Augenblick. Nicht erste und nicht letzte Liebe — Liebe allein ist, wenn das Herz ein anderes Herz findet, das offen vor ihm liegt wie der Frühmorgen, rein und kühl und klar. Dem es zur Sonne wird, in deren Strahl seine Thauperlen zu erglänzen beginnen, die den Duft der Blumen in ihm wachrufst und den Keim seiner Früchte für den kommenden Sommer weckt. Das allein ist Liebe, der die Gegenliebe gleich einem Spiegel allen Werth des Daseins zurückstrahlt, der mit dem Spiegel auch die Welt in Scherben zerbricht. Liebe ist wie das Auge; keine Worte sagen dem Blinden, was es bedeutet und es begreift sich selbst nicht, doch es sieht, daß es ist, daß alle Dinge der Erde nur in ihm, durch seine Kraft zur Wirklichkeit werden. Aber diese Liebe ist kein Blitz, der mit hastigem Vorüberzücken blendet und zündet; sie ist eine Blume, die in der Sonne manchen Tages emporkeimt, sich entfaltet, erblüht — und dann nimmer welkt. Wer sie besitzt, weiß es und verwechselt ihr Antlitz mit keinem vergänglichen, wie man die Sterne nicht für verglühende Leuchtkugeln eines Feuerwerks hält, denn sie macht Dich selbst unsterblich oder sie tödtet. Du aber lebst, Gotthold Wellhof, Du bist nicht blind geworden; Dein Auge gewahrt noch die Sonne, die Schönheit, die Freudigkeit des Lebens — Du hast also nicht, hast nie geliebt.“

Ich blickte empor; eine breitästige Buche am Wege schüttete ihr knisterndes Laub auf mich herab. „Vorüber“, rauschten die Blätter, „es ist Herbst!“

Herbst und Frühmorgen — sind sie unvereinbar?
Rudolstadt!

Wie eine weiße Perle lag es vor der Biegung des Weges. Ein Theil des dichten Baumkranzes, in den es sich hineingebettet oder mit dem es sich geschmückt, hatte seinem Laub noch fast sommerlich dunkle Farbe erhalten, darüber stieg das langgestreckte Schloß diademartig empor. Wie viele Jahre waren vergangen, seitdem ich es zum erstenund letztenmal von dem verlassenem Wirthsgarten in Orlamünde weißschimmernd in der Ferne gesehen!

Ich zählte unwillkürlich zurück, es waren vierzehn. Also mußte die kleine goldlockige Beatrix auch fast sechzehn Jahre jetzt zählen. Es ist das einzige Maß, das allen Menschen commensurabel ist und seine Rechnung trügt nie. Während ich die Welt umschweifte mußte sie mit den Aehren heimlich fortgereift, fast so geworden sein, wie ihre Mutter, als ich sie zum erstenmale sah.

Freundliche, ländliche Häuschen, von Gärten umhegt, eröffneten den Eingang. Der sanfte Zauber der Natur hatte sichtlich auch auf die Menschen seine Wirkung geübt; aus den Fenstern ihrer Wohnungen blickte Freude, die heimliche Freude am Leben. Langsamer ging ich durch die wohlgehaltene Hauptstraße des Ortes, im Geist sie mit dem Schmutz,

Digitized by Google

der Widerwärtigkeit kleiner Städte des Südens und vor Allem tropischer Erdtheile vergleichend. Alles heimelte an, wohin der Blick fiel; ein geordnetes auf Wechselthätigkeit und gegenseitige Unterstützung gegründetes Gemeinwesen und doch unmittelbar vor jeder Thür fast die freie, von keinem Fabrikrauch umdüsterte Natur, vor jedem Fenster thalbegränzende und doch die Gedanken in's Weite ziehende Berge. Blühende Gestalten und kräftiger Wuchs; es erregte den Eindruck, als ob es des Arztes hier so wenig bedürfe als des Richters. Doch, da kündete ein Schild an der Thür den Heilkünstler und mein Auge blieb absichtslos daran hängen. —

„Dr. med. & chir. Ernst Zechlin."

Die Wassermaus!

Ein Klang, ein Duft ruft oft in einem blitzartigen Moment eine unendliche Reihe verschollener Vorstellungen und Empfindungen wach. Bald fliegen sie zum Anfang hinauf und flattern auf hastigen Flügeln zur Gegenwart zurück; bald schreiten sie von dieser rückwärts in den Nebel hinein, der sich bei jedem Schritt mehr und mehr vor ihnen lichtet. Hier war es ein Name, der eine Fluth von Erinnerungen aufrauschte ....

„Suchen Sie den Doctor vielleicht?"

Ich wendete mich mit gleichgiltigem Kopfschütteln um, der Fragesteller war eine behäbige Figur, mit breitem Vollbart und den Zügen eines wohlsituirten Landmannes. Er trug eine Brille, durch die man seine Augen nicht genau gewahrte, und allerlei Berloquesachen an der Uhrkette, die von der ganzen Erscheinung zuerst das Auge auf sich zogen. Nun riß er die Brille plötzlich ab und rief, mich anstarrend:

„Herr Gott!"

Er täuschte sich offenbar, denn ich kannte auch die Augen nicht, sie so wenig als das ganze Gesicht, und ich griff an den Hut —

„Sie scheinen in einem Irrthum —"

„Leibfuchs! Treu! Wie heißt Du doch? Wellhof! Herr Gott! Alter Knabe! Ich meinte, Dich hätten die Klapperschlangen gefressen — kennst Du mich denn nicht?"

Ich suchte noch immer in seinem Gesicht und in meinem Gedächtniß. Er hatte mir beide Arme fest auf die Schultern gelegt, zog jetzt einen herab und lachte, auf das Thürschild deutend:

„Ich sollt's wol auf'm Rock wie ein Polizeischild tragen? Kennt der Kerl die Wassermaus nicht mehr, und 's ist mir, als hätten wir heut' Morgen erst mit einander die verfluchten Corpslümmel zusammengehauen —"

„Zechlin —?"

„Hahaha, die Wassermaus! Komm herein, Alter! Ich habe einen Durst, als wär' ich im Paukwichs vor Kahle über den Jenzig durchgebrannt. Neulich haben wir ihn begraben, ich war hinüber, und sind mal wieder im Burgkeller fidel gewesen. Ich hätt' in der Nacht beinah' mit einem Thüringer randalirt, nachher waren wir in Ziegenhain . . ."

Digitized by Google

Ich suchte noch immer ungläubig in seinem Gesicht.

„Aber was schwatzen wir hier auf der Straße! Morgen werden sie mich in allen Häusern danach todtfragen. Komm herein! Du bleibst doch natürlich länger bei uns? Wo hast Du denn eigentlich die Zeit über gesteckt und bist Du College geblieben? Da fällt mir ein gottvoller Witz von der Tonne ein — Du bekommst sein Zimmer, er ist oft bei uns. Trollt Euch, Ihr Rangen, sagt erst guten Tag und dann marsch! 'Ne hübsche Reihe, nicht wahr? Hier ist meine Thür — kennst Du den Pfeifenkopf noch? So, sei mir herzlich willkommen, alter Leibfuchs!"

Zechlin hatte zwei große Humpen Bier vor uns angefüllt, ging dampfend mit dem schwarz-roth-goldenen Pfeifenkopf auf und ab, stand manchmal still und sagte, mich wieder von oben bis unten betrachtend, treuherzig: „Die Freude hätte ich mir wahrhaftig heut' Morgen beim Aufstehen nicht träumen lassen", und hatte sich, ehe ich überhaupt Zeit hätte finden können, etwas zu erwiedern, abermals tief in eine Studentengeschichte verwickelt, die er stets mit dem fröhlichsten Gelächter begleitete und nur durch einen herzhaften Zug aus dem Glase oder einen Ruf aus der Thür nach weiteren Flaschen unterbrach. Ich befand mich plötzlich in einer Welt und einem Gedankenkreise, die mir wie aus dem Leben auf einem andern Stern vorkam. So war er tausendmal auf meinem Zimmer in der Johannisgasse in Jena vor mir hin und her gegangen und so that er's jetzt, im Aeußern verwandelt, unverändert sonst. Er schien so jung als seien die sechzehn Jahre nur ein Traum gewesen, und es wehte mich sonderbar, wie kalt und warm zugleich von seinen Lippen an. Was er sagte, lag so fremd, so fern, so unendlich bedeutungslos hinter mir, und doch klang der Ton, in dem er es sprach, mir so traulich und erwärmend fast bis an's Herz hinan. Wie ein wilder Schwan, der auf einen kleinen Teich gerathen und dem man die Flügel gestutzt, tauchte er noch immer lenzesfreudig in dem plätschernden Wasser der Erinnerung auf und nieder, gestaltete sie sich zu nie endender Gegenwart und war glücklich in ihr. Ich fühlte, ihm drohte kein Herbst; eine Winternacht wird kommen, die das Wasser des kleinen Teiches zu Eis erstarrt, und leiblos ist's vorüber.

Verstohlen blickte ich, während er lachte und erzählte, im Zimmer umher. Ein Büchergestell mit medicinischen Werken, ein Tisch mit chirurgischen Bestecken und einigen Reagensgläsern, eingerahmte Silhouetten mit bunten Mützen und Dedicationen, hier und da eine Photographie dazwischen, über dem Spiegel zwei gekreuzte Schläger, am Korb des einen verblichene Verbindungsbänder, an dem des andern eine Cerevisiakappe, die, zahllos durchlöchert, Zeugniß dafür ablegte, daß es noch nicht lange her sein könne, seitdem sie den letzten „Landesvater" mit erlebt.

Wo war der ideale Zug geblieben, der die jugendliche Lebenskraft und ihren Uebermuth durchblitzt hatte? Wie hatte er so zerschwinden,

Digitized by Google

nur das Eine im Gedächtniß forterhalten können, der aufsprudelnde Schaum, unter dem sich ein so werthloser Inhalt verbarg?

Und doch. Scham überkam mich zugleich. Wenn der Rausch lang in meiner Stirn verflogen, hatte ich mir dafür auch die einfache, treue Herzenswärme bewahrt, mit der sein Auge an mir hing, mit der seine Hand die meine faßte, mit der er nicht den Schatten eines Zweifels darein setzte, daß ich nach Rudolstadt nur gekommen sei, um ihn wieder zu sehen?

Da hing mein Bild am Ehrenplatz über dem Sopha, und war es mehr als ein Zufall, daß ich nicht daran, und daß ich nicht achtlos an einem treuen Herzen vorübergegangen?

Eine breitschulterige Magd mit mehreren Flaschen in der Hand trat herein. Ich sah ihr von meinem Rohrstuhl aus gedankenlos grad' in's Gesicht; das Organ der Erinnerung war einmal in mir geweckt und die derben, doch nicht häßlichen Züge kamen mir bekannt vor.

„Du hängst wol noch so an Jena, Zechlin", sagte ich, „daß Du Dir sogar ein Mädchen von dort —"

Doch ein schallendes Gelächter von seinen Lippen unterbrach mich. Er deutete mit der Hand auf die Magd und hatte Mühe, zu Worte zu kommen.

„Ein Mädchen? Es ist himmlisch — er kennt meine Frau auch nicht mehr —"

Ich flog verlegen vom Stuhl auf und sah dumm in das weibliche Gesicht vor mir.

„Er kennt Dich auch nicht mehr, Louise, gerade wie mich", lachte Zechlin fort, „obgleich Du ihn damals so schlau als Großmutter aus dem Bett herausgeschmuggelt und ihn nachher obendrein geküßt hast — na, Du siehst sie ja an, als ob sie eine Prinzessin wäre —"

Waren das die Lippen, die ich geküßt —?

Ich glaube, ich machte eine Verbeugung und reichte Frau Zechlin die Hand — die ihrige fühlte sich rauh und zugleich feucht an — und sie sagte einige gespreizte Worte, die im Ohr den Eindruck hinterließen, wie eine unorthographische Schrift im Auge, daß sie erfreut sei und es sich zur Ehre anrechne, mich wie früher zu bewirthen, und ging wieder.

Zechlin, auf und ab wandernd wie zuvor, sah ihr wolgefällig nach. „Sie hat sich nicht übel gehalten, nicht wahr? Sieben Kinder wollen was sagen. Aber sie hat auch Ruf in der Stadt als fixe Frau; Du wirst Dich über ihre Küche wundern. Eierkuchen giebt's bei uns, wenn Du die Augen zumachst glaubst Du, Du bist in Cunitz. Im Frühling machten wir eine Suite dahin, ich war just in Jena und sie hatten mich gebeten, Paukarzt zu sein —"

Ich machte die Augen zu und nickte hin und wieder mit dem Kopf, als ob ich höre. — Armer Schwan, ich verstand, wer Dir die Flügel gestutzt hatte und begriff, daß Du in dem Wasser des Teiches, dem einzigen kleinen Bruchtheil der Dir von dem frischen Elemente geblieben, so rastlos auf und nieder tauchtest. Deine Heimat war auch im großen Meere,

Digitized by Google

aber sie fingen Dich ein und lähmten Dir die Flugkraft — Du selbst thatest es in trügerischer Stunde und kein guter Genius hieß Dich Deine Schwingen brauchen — und jetzt ahnst Du selbst nicht mehr, daß Du sie je besessen, der Teich grenzt Deine Heimat und Dein Verlangen ein und nur das nutzlose Schlagen mit den Flügelstumpfen, das Dich nicht mehr in die Lüfte heben kann, blieb Dir als Erinnerung zurück.

„Aber bist Du nicht glücklich?"

Ein Schauer überlief mich. Wenn ich jetzt auch so glücklich wäre? Hatte neben mir vielleicht doch ein guter Genius gestanden, als ich in Verzweiflung zu Boden brach?

Zechlin fand meine Absicht, ganz in Rudolstadt oder der Umgegend desselben zu bleiben, „unbezahlbar".

„Wir fahren dann in jedem Semester zusammen zu dem großen Commers hinüber", sagte er, „Freilich begreif ich's nicht, daß Du hier in dem Philisternest mit versimpeln willst, obgleich Dich nichts hindert, nach Jena selbst zu gehen. Wenn ich in Deiner glücklichen Lage wäre, hätt' mich die Saale hier oben morgen zum letzten Mal gesehen. Aber mir ist's natürlich um so lieber, wenn Du bleibst."

Ich hatte meinen Entschluß gefaßt und griff die Sache sogleich energisch an: eine Art von Fortbildungsanstalt hier zu errichten für junge Leute, welche der eigentlichen Schule schon entwachsen. Es war eine Beschäftigung, ein Lebenszweck, nach dem ich mich sehnte und dieser schien mir der richtige. Zechlin stand mir, so weit seine Praxis es erlaubte, ausdauernd und hülfreich zur Seite eine Wohnung für mich ausfindig zu machen, so daß ich in wenigen Tagen jedes Haus in Rudolstadt kannte. Doch so freundlich sie auf den ersten Blick fast alle erscheinen mochten, sagte mir für meine Pläne keines vollkommen zu. Einen um so tiefern Einblick erhielt ich durch manche müssige Stunde, die mich auf Zechlin's Rückkehr zu warten zwang, in seine häuslichen Verhältnisse. Die Frau erachtete es für ihre Pflicht, mich in solchen Fällen zu unterhalten und empfand einen dunklen Trieb, mir gegenüber ihre Bildung oder Dasjenige, was sie dafür hielt, herauszuwenden. Dadurch verlor sie in solchen Momenten auch „den gewissen Nimbus", der die einfachste, arbeitsame Frau inmitten der Thätigkeit in ihrem eigenen Hause noch immer umgiebt, und ward geradezu unleidlich. Ich hatte mir im Anfang einmal zweifelnd die Frage vorgelegt, ob Zechlin nicht selbst die Schuld, die Versäumniß auf sich geladen, sie nicht zu sich emporgezogen, einen entwicklungsfähigen Kern in ihr nicht weitergebildet zu haben? Aber von Tag zu Tage mußte ich diese Frage energischer verneinen. Sie hatte unverkennbar nie etwas besessen, was man hätte entwickeln können, nichts als jugendliche Körperschönheit, die mit der Jugend verschwand, um eine jener Frauen zurückzulassen, wie sie leider, mit etwas mehr oder minder salonmäßigem Aufputz, auch bei den gebildetsten Männern die

Digitized by Google

Regel ausmachen und, wie der Tropfen den Stein höhlt, allmälig den Mann auf das Niveau ihrer eigenen Interesselosigkeit und ihres geistigen Nichts herabziehen.

Zechlin hatte Praxiswege zu gehen und mich verlassen, und ich schlenderte an den letzten Häusern der Stadt vorbei, ziellos in's Freie. Ehe ich mich dessen versah, war ich wieder an die Mündung der Schwarza gelangt und Saalfeld lag stromauf schon so nahe vor mir wie Rudolstadt in meinem Rücken. Gegenüber, dicht auf der andern Seite des Flusses, hob sich der Culm in friedlicher Schönheit und nickte aus dem Blau verständnißvoll der Röderberg mir zur Rechten; die Schwarza ergoß ihr jugendlich sprudelndes Gewässer in den ruhig fluthenden Spiegel der Saale. Es war auch ein Mesopotamien, rings umhegt lag das Thal wie ein Eden da. Langgestreckte Dörfer schienen Saalfeld und Rudolstadt fast zu verbinden; wo sie endeten, hatten vereinzelte Häuser sich angesiedelt, bald hier bald da, von Gärten umgeben im Thal, von halber Bergeshöhe weißlich herabgrüßend. Ein Gefühl der Gemeinsamkeit überschwebte Alles, der Zusammengehörigkeit in Freude und Noth.

Ich ging langsam gen Rudolstadt zurück, da fiel mein Blick auf ein Häuschen, etwas seitab vom Wege, an die Berglehne gebaut, von herbstrothem wildem Weinlaub umsponnen. Kaum wußt' ich's, daß mein Fuß den Pfad zu ihm hinauflenkte und den kleinen Vorgarten, über dem noch ein letzter Blumenduft lag, durchschritt. Dann war ich in die offene Thür getreten und hatte von dem bejahrten Besitzer des Hauses erfahren, daß es seit längerer Zeit schon sein Wunsch sei, dasselbe zu verkaufen, um in der Stadt seinem Freundeskreise näher zu sein, obwol die Entfernung bis dorthin von der Vorstadt mancher Stadt zweiten Ranges sogar überboten ward. Er führte mich auf die rothüberwölbte Veranda, die mich heraufgelockt und das Saalthal in seiner ganzen Lieblichkeit überblickte; Rudolstadt selbst schien ihr dicht zu Füßen zu liegen, das Tagesgeräusch seiner Straßen klang vernehmlich empor. Rückwärts hinter dem Hause dehnte sich ein größerer Garten zur sonnigen Berghalde hinan; ich verabschiedete mich von meinem Führer und erstieg den höhern, einsam-stillen Gipfel in wenigen Minuten. Frei schweifte das Auge von ihm nach Westen hinüber, Blankenburg sah aus den Tannen, mehr gen Süden schlossen die dunkelbewaldeten Berge von Schwarzburg den Gesichtskreis. Es war Mittag geworden, doch die Herbstsonne stand schräg und warf nordwärts thalab ihr volles Licht auf hochgelegene, weit auf steilem Bergrand hingestreute Dächer in der Ferne.

Orlamünde. Diesmal unverkennbar. Ein großer dunkler Vogel kam von drüben über die Saale und schwebte ruhevoll ohne Flügelschlag hinüber wie meine Gedanken.

Als ich am Nachmittag zu Zechlin zurückkehrte, war ich in bescheidener Art Grundbesitzer des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt. Der treue Geselle machte auf meine Mittheilung, daß ich das Häuschen

Digitized by Google

an der Berglehne gekauft, einen vergnüglichen Luftsprung. Er kannte es, war als Arzt schon hin und wieder darin gewesen und hoffte jetzt noch öfter als Freund darin zu sein. Auch fand er es in jeder Hinsicht preises- und preisenswerth, nur vor Selbstvergiftung durch den Wein, der an einer Stelle des Abhanges wachse, müsse ich mich hüten.

„Weißt Du, wir tranken ihn manchmal im ärgsten Jammer in Jena am Markt, es war eine Cur wie's Zahnausreißen gegen Zahnweh, probat, aber gedankenvoll, eh' man dran ging. Vom selben ist's! Erinnerst Du Dich noch, wie wir —"

Es liegt etwas in dem spöttischen Wort, daß man aufhöre, Demokrat zu sein, sobald man sich eigene Möbel angeschafft habe, und der Philosoph, der die Güter der Erde mit stoischem Kopfschütteln als nicht vorhanden erklärt, verliert trotzdem gemeiniglich etwas von seinem Gleichmuth, wenn er im Begriff steht, sich selbst ein Haus zu kaufen, oder es gekauft hat. Wie nichts Anderes war ich auch kein Philosoph von Beruf, doch erging es mir ein wenig wie ihm und ich versetzte:

„Komm einmal zu mir, Zechlin, wenn Du dieser Cur bedarfst. Dann werde ich Dir von dem Wein vorsetzen und dann wollen wir uns erinnern. Jetzt aber, Freund, ist's mir zu Muth wie dem Baumeister; der Winter kommt und mein Haus soll unter Dach."

Er half mir treulich und liebevoll Tag um Tag. Es war eine schöne, arbeitsame, herbstsonnige Zeit. Mir ging das Herz heimatlich auf, ich fühlte mich schon mit meinem eigenen Grund und Boden und dem Thal, das ihn umschloß, verwachsen, als ob ich von je darin gelebt.

„'S ist wirklich nur ein Katzensprung", sagte Zechlin; „im Anfang dachte ich, es werde den jungen Herren und besonders den jungen Fräuleins, die Du unserm Exsprecher aus den gottbegnadeten Fingern winden willst, etwas weit zum Herauswandern sein, aber im Sommer wenigstens ist die Promenade ein wahres Vergnügen, und das Schulgeld, das die Herren Eltern in der Tasche behalten, wird ihnen die gesundheitfördernde Länge des Wegs noch köstlicher erscheinen lassen. Man weiß Deine Absicht natürlich bereits in jedem Hause und es ist schon große Aufregung im Nest. Du wirst Dich vor wißbegierigen Seelen nicht bergen können und ich rathe Dir, von vornherein alle Schielenden, Harthörigen und Plattfüßigen auszuschließen. Auch aus Saalfeld wollen Einige täglich zu Deinen Füßen sitzen und Weisheit von Deinen Lippen trinken. Dein Ruf geht durch's ganze Vaterland Schwarzburg-Rudolstadt und wird sich durch meine Vermittelung, für die ich mir ab und zu Weingebühren einziehen werde, nächstens auch über Schwarzburg-Sondershausen ergießen. Je unglaublicher etwas vorkommt, desto mehr Aussicht hat's auf Erfolg, und ich muß sagen, das Unwahrscheinlichste, was mir bis heute aufgestoßen, ist ein Schulmeister, der kein Schulgeld will. Herr Gott, wenn mein Onkel die kluge Idee gehabt hätte, mir Deine Füchse zu vermachen, ich wüßte was Anderes damit anzufangen. Aber Einem ist nicht Alles gegeben; Du hast das Geld

Digitized by Google

und ich hätte die Wissenschaft, es los zu werden. Doch sag' einmal, was willst Du denn eigentlich in Deiner Schule lehren?"

Ich mußte über den Nachdruck in seiner Versicherung, daß er die von ihm erwähnte Wissenschaft besitze, lachen. „Erstens will ich keine Schule halten, Freund", entgegnete ich, „und dann beabsichtige ich überhaupt gar nichts, ehe der Frühling kommt, als mir selbst Deine letzte Frage zu beantworten. Nur so viel kann ich Dir jetzt sagen, daß es in der That nicht mein Zweck ist, allen in Aufregung begriffenen Familien, von denen Du sprichst, das Schulgeld zu ersparen, da dies ihrer Nachkommenschaft muthmaßlich wenig zum Vortheil gereichen würde. Ich hege die Absicht, nach Deinem Rath sehr ausschließlich zu verfahren, nur nicht gerade gegen die Schielenden, Harthörigen und Plattfüßigen, sondern gegen die Scheelsüchtigen, Hartherzigen und Plattköpfigen, sowie außerdem gegen das Alter, welches Deine Kunst noch an Kinderkrankheiten behandelt —"

„Du willst also ein Institut für Erwachsene, gleichsam eine Selecta gründen?" fiel Zechlin ein.

„Wenn's einen Namen haben muß, meinetwegen; nenne es, wie Du willst. Ich suche Menschen, von denen ich fühle, daß ich ihnen ein Lehrer zu sein vermag, die ihrerseits empfinden, daß sie bei mir zu lernen im Stande sind. Nicht mit dem Kopf und dem Gedächtniß, sondern mit lebendigem Herzen und lebendiger Vernunft. Ich will sie nicht in Regeln und Disciplinen unterweisen, sondern im Leben, in Dem, was dies schön und werthvoll und reuelos macht. Es ist ein neuer Lehrplan, ohne Formeln und nicht in Büchern aufgezeichnet. Ich will ihn versuchen, und was mir für ihn fehlt, ich denke, dies Thal, dieser Winter, vor dem wir stehen, soll mich es lehren."

Zechlin schüttelte den Kopf. „Wenn Du allgemeine, populäre Vorträge halten willst — ich verhehle Dir übrigens nicht, daß ich kein Freund davon bin — so fürchte ich, wirst Du allerdings nicht viel Zulauf bekommen. Das wollen unsere Familien nicht, ihr Desiderat ist eine wirkliche Schule, in der den Rangen nöthigenfalls wirklich ihre Lection eingebläut wird."

„Vielleicht täuschst Du Dich doch, Freund, wie mit den populären Vorträgen", entgegnete ich. „Vielleicht finden sich doch Einige und wenn's nur Einer ist, der wissen möchte, weshalb die Sonne ihm auf- und niedergeht."

Wir saßen in der Herbstmittagsstille vor der Thür meines Hauses und ich leerte mit Zechlin die erste Flasche Wein zur Begrüßung und zur Feier meiner vollendeten Einrichtung. Eine linde, süße Sonne lag auf den farbigen Astern neben uns, über die schattenhaft-fröhlich die letzten Schmetterlinge hingaukelten. Es war die nämliche Species, die an warmen Spätherbstmittagen auch im Garten meines Onkels Roderich in meiner Kindheit an der schwarzen Holzplanke die letzten Blumen umflatterte, ebenso schmelzberaubt, so geisterhaft, hastig hin- und wiederzitternd über den duftlosen Kelchen. Ich blickte auf sie nieder, genau die

nämlichen waren es und doch andere, denn sie wußten nichts von jenen. Für mich aber waren es dieselben, denn jene anderen hätten dasselbe gethan, genau so und dieselben Gedanken in mir wachgerufen, die sie am Beginn meines Daseins in mir geweckt.

Wenn nun ein Anderer so säße, mit bunten Sternbildern zu seinen Füßen statt der Astern, und niederblickte auf das ewig wechselnde und ewig gleiche Gewoge ihres Lebens, auf die frischen, farbenleuchtenden Schwingen der Einen, auf die farblos verblaßten Flügel der Anderen, durch Jahrtausende und Millionen — könnte ihm da der Gedanke kommen, die abgeflogenen Geschlechter der Vergangenheit noch einmal wiederſehen, wieder beleben zu wollen, die nichts Anderes sind als Das, was unablässig in gleicher Art an seinem Auge vorüberzieht?

Nein, die Sonne Homer's lächelt uns im Herbst auf Nimmerwiederkehr. Sie lächelt und sagt: Nütze die letzten Blumen, ich zeuge sie wieder, doch kein Arkadien bringt sie Dir zurück.

„Nun fehlt dem Hause nur Eins noch zur Vollendung", sagte Zechlin, mit befriedigtem Blick mein hübsches Eigenthum umfassend.

Ich sah zu ihm auf und fragte gedankenlos: „Was meinst Du?"

„Eine Frau", antwortete er lachend und stieß sein Glas gegen meines.

Ich sah ihm in's Gesicht und auf die Falter zurück und sagte: „Würdest Du sie nicht verjagen, wenn sie so um Rosen flatterten?"

An die Arbeit! Wie scheint der Winter, von ihrem stillen Licht beglänzt, so kurz. Der Schnee deckt den Gipfel des Culms und steigt in's Thal hinab, drunten auf der Landstraße fliegen Schlitten mit wallendem Schleier, ihr Geläut klingt bis zu meinem Fenster herauf. Doch schon ist es um die Mittagsstunde wieder geöffnet, denn schon liegt die Sonne wieder lind an den Wänden des Zimmers und küßt an der Wand des Berges noch aus dem Schnee grüne Halme empor. Es sind die eigensten Tage des Jahres, wenn rings über dem Thal die weiße Decke schimmert, die Kinder jauchzend auf der starren Fläche des Eises sich tummeln und es am offenen, sonnigen Fenster vorüber in blinkenden Perlen vom Dach tropft, eine um die andere, in gleichmäßiger Wiederkehr. Die Tropfen sind's, die auf den Winter fallen und ihn aushöhlen, und der zwitschernde Staar in der Ulme, der seine Laut des Finken helfen mit dazu, und dem Herzen ist's, als wüchsen ihm Schwingen und wollten es hinübertragen, weit hinüber in die Ferne, wie in der Jugendzeit.

Wohin? Auch die Jugend weiß es nicht. Hinaus in unbestimmte Weite, in das Leben mit seinen dunklen Wäldern, seinen Märchenschlössern, seinem silbertönigen Lachen.

Nein, das Eine weiß das Alter doch besser. Es weiß, wohin es an solchen Tagen die Schwingen spannen möchte. Wol in die Weite, doch nicht in's räthselvolle Dunkel, wol fern hinüber, doch nicht dem Unbekannten zu. Nur zurück, zurück zur Jugendzeit selbst, der trauten,

Digitized by Google

märchenhaften, in deren Zauberfalten allein das silbertönige Lachen wohnt.

Es ist das Leichteste und Schwerste auf Erden, alt zu werden. Man braucht keine Hand darum zu regen und doch regt das Herz sich unablässig dagegen.

Da fliegt wieder ein Schlitten dahin. Wenn man ihn von der Höhe durch's Thal kommen sieht, scheint er langsam vorwärts zu rücken, wie der Tag, der vor uns liegt; doch steht man drunten neben ihm, so ist seine Gegenwart pfeilschnell entschwunden.

Ein freundlich Bild, der weiße Schleier bauscht, die Glocken klingen. Zwei Damen sitzen nebeneinander unter dem leuchtenden Tigerfell, die ältere führt selbst mit geschickter Hand die Zügel. Die Hand ist nicht geschickt allein, sondern auch resolut und spart die Peitsche nicht, daß die feurigen Pferde hell aufwiehern und wie im Sturm fliegen.

Da plötzlich hält das Gefährt in gerader Richtung vor mir, so unerwartet, daß die Pferde hoch aufbäumen und ich selbst erschreckt zusammenfahre. Doch nur ein silbertöniges Lachen antwortet von drunten auf meine Bestürzung und ich sehe mir die Gesichter der Beiden zugewandt, daß ich ein etwas älteres und ein junges, wie ganz von Gold umrahmtes zu unterscheiden vermag. Sie wollen aussteigen. Doch ein Landmann kommt des Weges und die Aeltere befragt ihn um etwas und deutet zu mir empor. Er lüftet die Mütze und schüttelt den Kopf; nun zuckt sie die Achsel und hebt die Peitsche. Die Pferde ziehen mit heftigem Sprunge an, der Schlitten schwankt noch einen Augenblick, bis er in die Schneespur zurückgerathen, und der Schleier fliegt und der Goldglanz fliegt und Alles ist verschwunden.

Es war ein anmuthiges Bild, der heimlichen Frühlingsstimmung des Mittags würdig. Fahr' hinaus in die schöne Welt, junges, goldenes Leben! Dir bedeutet der Schnee noch nichts, Deine Sonne thaut ihn hinweg. Deine Blumen schwellen schon unter dem Eis — ich habe meinen Zoll von Dir genommen, ohne daß Du es ahnst, ich habe Deine Locken fliegen sehen, habe Dein Lachen gehört — mehr ist nicht für mich, fahr' hinaus in den Lenz, er sei mit Dir!

Ist das Neugier, die alte Base, die sich auf jede Schwelle hockt? Da biegt der Landmann in den Fußweg ein, der an meinem Garten vorüberführt. Ich erkenne ihn und er sieht mich auch am Fenster und grüßt herauf.

Nein, ich will's nicht. Was geht's mich an und welchen Zweck hätte es? Er ist auch schon vorüber.

Da streift ein Zweig ihm die Mütze vom Kopf und er kommt noch einmal zum Vorschein. — „Heda, Pflugkist!"

Er dreht sich um und grüßt nochmals.

„Wonach haben die Damen gefragt?"

„Ob Ihr Haus zu verkaufen wär', Herr Doctor."

„Waren sie aus der Stadt?"

„Nein, Fremde, ich hab' sie noch nie gesehen und solche Pferde erst

Digitized by Google

recht nicht. Aber 's ist ein Jammer für die Thiere, daß so unvernünftige Frauenzimmer damit umgehen."

„Und was sagten sie, als Ihr antwortetet, es sei nicht zu verkaufen?"

„'S wär' Schade."

„Die Jüngere auch?"

„Nein, die hat nur dumm gelacht."

Ich war über die Saalbrücke langsam im Frühlingssonnenschein fortgeschlendert, dann hatte es mich hastiger getrieben, durch den kahlen Waldgürtel, der den Fuß des Culm umschloß, in fast athemlosem Steigen immer schneller zum lichten Gipfel hinauf. Der Wald war noch braun wie im Herbst, doch in allen Wipfeln schwoll es und dehnte sich und verdichtete die schweigsamen Kronen; Vögel huschten geschäftig und Frühkäfer schwirrten, es war, als zögen die Sonnenlichter, die durch's Geäst über den Waldboden hinspielten, an goldenen Fäden aus ihm ein farbenfrisches Teppichgewebe herauf. Der trockene Zweig des Vorjahres krachte noch unter dem Fuß, doch seine Trümmer verschwanden schon in der weichen Moosdecke, Holztauben girrten am Rand der stillen Lichtung.

Eine Wiesenhalde war's, die mit hohem Blüthenmeer geheimnißvoll am Junimittag daliegen mußte; jetzt fiel die Sonne noch bis an den Grund auf den grauen Rahmen ihrer Buchenstämme hinunter und nur zahllose weiße Pünktchen überstreuten den lichtgrünen Boden.

Windröschen, Anemone!

Waren das auch Sonnengoldfäden, die von drüben jenseits der Lichtung neben dem alten Stamm aufleuchteten? Ihr Glanz hatte mein Auge auf sich gezogen und ich blieb stehen und sah schärfer hinüber.

Nein, es mußte eine Spiegelung sein, doch es war zu weit, um zu erkennen, was sie verursachte, und ich hob den Fuß wieder.

Da — wollte es mich necken und vom Weg abziehen? Neben dem Goldstreifen tauchten ein paar weiße Punkte wie die Anemonen auf, die den Grund bedeckten. Aber es waren keine Windröschen, denn kein Lüftchen regte sich und doch bewegten die weißen Punkte am Saum der Lichtung sich offenbar hin und her.

Weckt der Frühlingssonnenschein nicht nur den Keim in den Knospen, sondern auch die Neugier im Kopfe? Eine Amsel hüpfte vor mir durch's Unterholz und eh' ich noch wußte, was meinen Fuß fortzog, folgte ich ihr, vom Weg abbiegend, nach. Nicht über die Lichtung, sondern an ihrem Rande hin, aber zwischen den Stämmen durch zeigten Goldstreifen und weiße Punkte mir unverändert die Richtung. Dann verschwanden sie plötzlich hinter einer Tannenwand, die sich in's Laubholz hineindrängte. Es schien nur eine Wand, doch in Wirklichkeit war es ein dichtes Gestrüpp, in dem ich mich fast verirrte und das sich nur mühsam durchdringen ließ. Die Nadeln schlugen mir in's Gesicht, ich

Digitized by Google

ward eifrig und brach hindurch, eine Furcht kam über mich, mein Ziel zu verlieren. Erhitzt gelangte ich in's Freie, doch statt an die Lichtung, tiefer in den Wald und es dauerte einige Zeit, eh' ich die Richtung wiederfand.

Dann leuchtete es hell durch die Stämme und der Goldstreif blitzte abermals auf und die weißen Punkte und ich stand athemlos still — mir war plötzlich, als ob die Stämme um mich her und eben so viele Jahre mit ihnen verschwunden und als stände ich in Sommermittagsgluth an einem sonnenheißen, traumumfangenen Gartenrand —

Es war noch immer weit hinüber zu der Stelle, die zuerst mein Auge auf sich gelenkt, doch der Blick unterschied jetzt deutlich eine Mädchengestalt, der goldlichtes Haar auf den Nacken herabfiel. Wie ein ganz kleines Kind erschien sie von meinem Standpunkt aus, und sie kniete am Rande der Lichtung und die weißen Punkte, die sich bewegten, waren zwei feine Hände, die hin und wieder tauchten und einen Strauß von Anemonen sammelten.

Sonderbar, auch das an diesem verzauberten Tag.

Langsam schritt ich weiter auf die Knieende zu. Die Stämme entzogen sie mir und zeigten sie wieder, sie wuchs und ward größer mit jedem, doch sie kniete noch immer. Dann sah sie plötzlich auf, mir entgegen, und sprang empor.

Es war kein Kind, doch ein Kindergesicht über einer hohen, schlanken, wundersam lieblichen Gestalt. Ein Gesicht wie der Frühlingstag, räthselhaft-geheimnißvoll, aus Blau und Gold geschaffen. Es schien unnahbar wie der Himmel, und überfloß doch mit Wärme wie die Sonne.

Einige Secunden — oder waren es Stunden? — stand das Mädchen und hielt die großen, gedankenvollen Augen ruhig auf mich geheftet; dann wendete es sich und ging mit dem Anemonenstrauß in der Hand langsam den Waldweg hinab.

Klang es nicht wie Schlittengeläute hinter ihr drein?

Einen Moment kam's mir so — nein, es waren die Glocken von der Stadt, die in der stillen Luft leis durch die Stämme heraufhallten.

Ich blieb zurück und sah der Entschwindenden nach.

Weiter abwärts blitzte der Goldstreif zwischen den Bäumen; als er wieder so klein geworden, wie zuvor, folgte ich ihm.

Warum nicht eher?

Närrische Frage, die keine Antwort besaß, als die Gegenfrage: Warum eher?

Es schauerte ja so wundersam süß und warm herab und ein Klingen ging durch den Wald und vor den geschlossenen Lidern gaukelte es wie Kindheitsmärchen. Die Sonnenstrahlen zerschmolzen und verwebten ineinander die Gedanken.

Da spielte ihr Licht um ein weißes Pünktchen auf dem gelben Wege, wie zuvor droben auf den Tausenden der Waldlichtung. Doch ihr

Digitized by Google

Kuß hatte es nicht hier aus dem Boden geweckt, eine Hand hatte den weißen Kelch mit anderen gebrochen und er war ihr entfallen.

Windröschen, Anemone —

Nein, Du sollst nicht hier verwelken. Ich will Dir längeres Leben verleihen, und Du sollst mich einst an diesen Frühlingstag erinnern. —

Die Knospentrauben des Hollunders in meinem Garten färbten sich violett und mahnten mich, daß der Mai nahe sei und daß ich verpflichtet war, am ersten Tage desselben meine „Universität für beide Geschlechter", wie Zechlin es nannte, zu eröffnen. Wie die letzten Tage vergingen, ward es mir immer bänger. Was in der Ferne und in der Unbestimmtheit so leicht erschienen, nahgerückt und anatomisch zergliedert drängte es zaghafte Fragen auf.

Kann ich und weiß ich denn wirklich zu lehren? Nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben? Nicht Sammelwerk aus den Gedanken Anderer, sondern aus mir selbst? Lassen Erfahrungen und Empfindungen sich in Worte für die Jugend kleiden, daß sie wirken, fortzeugen? Und wenn ich das eherne Gitterwerk verlasse, mit dem die Wissenschaft unsere Kenntniß umfriedigt, werden die Gedanken, die von ihm weiter emporstreben, nicht wie lose Ranken in die Luft hinausgreifen und, selbst ohne Halt, keinen Halt verleihend, zurücksinken?

Dann stand ermuthigend der Urwald der Tropen vor meinem Blick. Er, der unzertrennbar ist, sich mit tausend Fäden verrankt und verschlingt, von denen die Hand keinen zu lösen vermag, ohne die anderen zu zerreißen. Als Ganzes will er genommen und begriffen sein und so will es das Leben. Die Geschichte, die Erdkunde, die Naturwissenschaft sind nur Hülfsmittel des Gedankens, nicht er selbst, wie die Riesenstämme nur die festen Grundsäulen des Urwalds. Die unzähligen Arme aber, die jene umwinden und verstricken, aneinander knüpfen und halten, sind der Gedanke, und der Gedanke ist das Leben.

Wenn ich selbst nicht wußte, ob ich Vertrauen zu mir haben durfte, Andere hatten es. Freilich nicht Viele und die Wenigen dankte ich zumeist Zechlin's Bemühung. Doch die kleine Zahl dieser Schüler und Schülerinnen war mir gerade die rechte und ihre Art war es ebenfalls. Ein prächtiger Knabe, Namens Otto von Waldeck, befand sich darunter. Er war eigentlich kein Knabe mehr, denn er mochte achtzehn Jahre zählen und besuchte das Rudolstädter Gymnasium im letzten Semester als hochgewachsener Primaner, doch über seiner schlanken Gestalt lachte ein so offenes, freudiges, herzgewinnendes Knabengesicht, daß man sein Alter vergaß und ihn in seinem kindlichen Wesen auch als ein Kind betrachtete. Körperlich und geistig gleich gewandt, behende, boten seine Züge jene feine, zugleich gesunde und geistvolle Schönheit, von welcher der nivellirende Zug unserer Zeit nicht abzuleugnen vermag, daß man sie selten überhaupt und dann selten anderswo als unter den Nachkommen eines

Digitized by Google

alten Adelsgeschlechtes findet. Wer ihn sah, mußte ihn liebgewinnen, wie ich es in der ersten Stunde gethan. Er war, als er von meiner Absicht vernommen, aus eigenem Antrieb zu mir gekommen und hatte mich gebeten, soweit seine Zeit es ihm möglich mache, an dem geschichtlich-geographischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, den mein Plan sich vorgesetzt, Theil nehmen zu dürfen. Mit Freuden willigte ich ein; er war ein Schüler, wie ich ihn für meinen Zweck gedacht, aber nicht zu finden gehofft hatte, und er ahnte es schwerlich, daß bei seinem ersten Besuch nicht der Lehrer dem Schüler, sondern seine Züge und sein Wesen mir Muth und Hoffnungsfreudigkeit für die Aufgabe, die ich gewählt, eingeflößt hatten.

Noch einmal musterte ich am letzten Tage des Aprilmondes die äußeren und inneren Utensilien meines Vorhabens. Das größte Zimmer meines Hauses mit dem Blick in's Thal hinab hatte ich zweckentsprechend eingerichtet, mit einer ausgewählten Bibliothek und für Privatbesitz reichhaltigen Sammlung kartographischer, zoologischer, botanischer und kunstgeschichtlicher Werke ausgestattet. So erwartete ich, wie ein Feldherr den Schlachtmorgen, den nächsten Tag, und die Abendsonne beglänzte die friedliche Wahlstatt, auf der die Entscheidung fallen sollte, ob ich mir Mögliches vorgenommen oder nur von Unerreichbarem geträumt.

Durch die geöffneten Fenster zog der erste Duft des Hollunders, dessen Blüthen ein warmer Nachtregen hervorgelockt. Es war ein gutes Omen und lockte auch mich hinaus, in den Garten, weiter in's Feld, langsam vorwärts in eine trauliche Seitenthalschlucht der Bergwand, durch deren Mitte ein kleiner Bach heimlich zur Saale hinab plätscherte. Vergißmeinnicht blühte an seinem feuchten Rand; es kam mir, wie ich auf die blaue Milchstraße, mit der sie das Gewässer umsäumten, niederblickte, zum Bewußtsein, daß die vorbereitende Thätigkeit der letzten Wochen mich lange zu Hause gehalten, ohne mich über die Grenzen meines Gartens hinaus gelangen zu lassen. Als ich zuletzt draußen im Freien gewesen, hatte der Frühling noch andere Sterne über seinem Teppich ausgestreut gehabt, weiße, zahllose Punkte —

Windröschen, Anemone —

Sie waren Alle verschwunden, als ob sie nie gewesen. Nur Eine hatte der Zufall erhalten und sie lag drüben in meinem Zimmer zwischen den Blättern des alten Liederbuches.

Hatte der Zufall sie erhalten oder meine Hand? Nein, der erstere, denn die letztere wäre achtlos an ihr vorübergegangen wie an den Tausenden ihrer jetzt verblühten Schwestern, wenn jener sie nicht in meinen Weg gelegt.

Und so war sie nicht mit den anderen verweht. Ich mußte lächeln, wie ich daran dachte, aber zugleich hob der Gedanke mir doch die versinkende Abendsonne wieder scheitelrecht empor, ihre Strahlen fielen durch den laubbosen Wald und weit über der schweigsamen Lichtung zeichneten sie einen glänzenden Goldstreif neben dem grauen Buchenstamm.

Digitized by Google

Ich hatte in die Sonne geblickt und wendete die Augen geblendet zurück. Der Goldstreif blieb darin liegen, wohin ich sah, und rann erst langsam, wenn ich den Blick fest auf einen Gegenstand heftete, auseinander. Nur an einer Stelle wollte er nicht weichen, drüben an einer Wellenbiegung des murmelnden Quells, wo ein letzter Sonnenblick goldig in den Thalgrund auf die dichten, zu blauem Teppich gedrängten Vergißmeinnicht hinabfiel.

Dort wollte der Goldstreif in meinen Augen nicht weichen und seltsam, wie ruhig scharf ich hinblickte, er bewegte sich leise wie vom Abendwind umspielt, und plötzlich tauchten über dem Blau der Vergißmeinnicht zwei weiße Anemonen empor.

War ich denn ein Knabe, daß mein Herz erschrak, daß mein Fuß wie vor einer Geistererscheinung sich zurückwenden wollte?

Da rief durch ein Gartengebüsch droben vom Rand der Anhöhe eine weibliche Stimme: „Beatrix!“ Und der Goldstreif hob sich aus dem Blau empor, eine Stimme unter ihm antwortete: „Ja, Mutter, ich komme“, die hohe, goldumflossene Gestalt des Mädchens aus dem Frühlingswalde stand an der Biegung des Thales. Sie hielt einen blauen Strauß in der Hand, wie damals einen weißen, und stieg, ohne mich zu sehen, voll von der Abendsonne umglänzt, den grünen Hügel hinan. Oben wandte sie sich noch einmal, daß ich aus der Ferne deutlich ihr Antlitz erkannte, und trat durch eine kleine Pforte in das Laubbosquet des Gartens.

Beatrix?

Träumte ich? — Beatrix?

Ich hörte den Namen noch immer, den Ruf der Stimme, und vernahm ihn zugleich wie aus weiter Ferne von einer andern Stimme mit komisch klingender Betonung der ersten Silbe gesprochen. Eine Livrée flimmerte mir vor den Augen und hielt ein kleines, blondgelocktes Kind auf dem Arm, das die Hände nach mir ausstreckte —

Weshalb klopfte mir plötzlich das Herz so laut und wollten meine Kniee mir nicht gehorchen, daß ich mich auf einen Felsstein am Wege setzen mußte, um nicht zu fallen?

Ich saß und blickte nach dem Gartengebüsch hinauf. Die Sonne ging und die Dämmerung kam, Nachfalter auf weißen, elfenhaften Federflügeln schwirrten durch's Thal. Endlich stand ich auf und schritt weiter bis an die Stelle, wo der Goldstreif zuerst vor mir aufgeblitzt; ich sprang über den schmalen Bach und stieg ebenfalls die Rasenhalde zu der kleinen Pforte hinan. Langsam ging ich, mit auf den Boden geheftetem Blick —

Nein, der Zufall hatte kein Vergißmeinnicht auf den Weg geworfen.

Man sah über die Pforte in ein Stück eines wohlgeordneten Gartens, das nur ein kleiner Theil desselben zu sein schien; rechts hinauf blitzte Lichtschimmer durch's Gesträuch und verkündete ein Haus. Ich umschritt den dichtbepflanzten Wall, bis ein breiterer Weg, von eisernem

Digitized by Google

Gitterthor abgeschlossen, in den Garten mündete. Hinter dem Gitter stieg im Zwielicht ein Gebäude mit eleganter Façade auf.

Stand ich im Begriff, das Thor zu öffnen? Ich weiß es nicht mehr, ich weiß nur, daß ein Schritt den Weg herab kam und daß ich eine ländliche Gestalt fragte, ob sie wisse, wer in dem Hause wohne?

Mein Herz klopfte wieder. — „Sie meinen das Haus hier, das Madame Winterberg gekauft hat?“ lautete die Gegenfrage. „Darin wohnt Niemand als sie selbst.“

„Mit ihrer Tochter?“

„Ja, sonst Niemand, sie sind erst hergezogen und scheinen sehr reich zu sein.“

Ich war thöricht wie ein Knabe gewesen. Als ob es nicht mehr Töchter auf Erden gäbe, die den Namen trügen!

Mein Herzklopfen war vorüber und ich wandte mich nach Hause. Dort traf ich Zechlin, der mich erwartete. Er war guter Dinge wie immer und ich freute mich, ihn zu finden, denn ich hatte seit meinem Abendgang den Wunsch, nicht allein zu sein, sondern die Stimme eines Menschen zu hören, ihr zu antworten. Wir saßen in der warmen Abendluft wieder beim Wein vor der Gartenthür, wie wir es an jenem letzten Herbstmittag gethan; die Astern fehlten zwar, doch dafür strömten die leisen Schauer des Abends eine Duftwoge vom Syringenbosquet über uns hin. Zechlin lebte mitten in Jena wie immer, hierhin und dorthin wandte sich das Gespräch, es kam mir auf die Lippen, daß ich fragte:

„Kennst Du eine Frau Winterberg hier?“

Zechlin trank sein Glas leer und erwiederte: „Deine neue Nachbarin? Also Du weißt doch schon von ihr? Ich meinte, Weiber existirten gar nicht für Dich auf der Welt, wenigstens will meine Frau es behaupten und sagt, die jungen Leute, die Du unterrichten willst, würden wol alle zu Hagestolzen werden. Ich kenne die Frau Winterberg indeß auch erst seit heute; sie hat mich rufen lassen, um mich als Hausarzt zu installiren. Hast Du sie gesehen?“

Ich schüttelte den Kopf. „Nur zufällig von ihr gehört.“

„Eine schöne Frau noch, trotz ihrer vierzig Jahre oder neunundreißig, denn älter werden Frauen nicht, ehe sie graue Haare bekommen. Ich bin mit dem Tag heut' ganz zufrieden; sie ist die Wittwe eines steinreichen Banquiers, und so etwas ist für einen Hausarzt immer nicht unangenehm. Außerdem eine curiose Frau, gewissermaßen gerade so verrückt wie Du, denn sie weiß mit ihrem vielen Gelde nichts Klügeres anzufangen, als sich vier Stunden von Jena zu vergraben, und hat nicht eher geruht, bis sie hier in der Umgegend ein Haus und einen Garten gefunden, die ihr paßten. Sie war schon einmal mitten im Winter mit ihrer Tochter hier und hat auch dies Haus angesehen und sich erkundigt, ob es zu verkaufen sei, denn auf eine Hand voll oder einen Sack voll Geld mehr oder weniger kommt's ihr nicht an. Uebrigens ist sie schon einmal verheirathet gewesen und hieß früher Frau von Hochstraten.“

Digitized by Google

Walpurgisnacht! Es soll in Erfüllung gehen, was man in Dir träumt. Aber was hatte mir denn geträumt?

Ich wußt's nicht mehr, wie Goldflocken nur schwebte es mir noch zerflatternd vor den Augen, als die frühe Maisonne mich wach rief. Dunkel noch war mir's, daß ich den Hexenberg hatte ersteigen sollen und zaghaft, unentschlossen in lichtloser Nacht gestanden. Da trat Jemand auf mich zu, reichte mir eine kleine weiße Blume und sagte: „Das ist ein Talisman, so lang Du den behältst, können alle Abgründe, Nebel und Irrwische des Berges Dir nichts anhaben. Aber halte ihn fest, daß Du ihn nicht verlierst!" —„Doch wie kommst Du dazu", fragte ich, „weshalb behältst Du ihn nicht selbst und wer bist Du?" — „Ich will nicht mit auf den Berg", antwortete die Stimme lachend, daß ich plötzlich ihren Klang erkannte, „und ich gebe den Talisman Dir, erstens, weil ich nichts damit anzufangen weiß, und zweitens aus Anhänglichkeit, weil Du mein Leibfuchs gewesen bist." — „Zechlin!" rief ich, „wahrhaftig Du bist es, ich erkenne Dich, obwol es hier finster ist wie in der Unterwelt." — Er lachte: „Außerhalb Jena ist Alles Unterwelt. Nun, vorwärts in's Fegefeuer, Dante!"

Da fiel die Maisonne mir in's Gesicht und weckte mich. „In's Fegefeuer?" murmelte ich, mich besinnend, „das ist offenbar ein neuer Name Zechlin's für meine „Universität"; aber warum nennt er mich Dante?"

Ich kleidete mich rasch an und sah in den hellen Morgen hinaus. Der Walpurgisnachttraum blitzte mir immer wieder noch zwischen den Gedanken, die sich der Aufgabe des Tages zuwandten, auf, wie die funkelnden Thauperlen, draußen aus dem Grün der Halme und Blätter.

Da schlug maiglockenhell die achte Stunde vom Rudolstädter Thurm herüber.

Gleich darauf schlug es Mittag. Waren wirklich vier Stunden dazwischen vergangen? Mir schien's als müßten sie ebenfalls ein Traum gewesen sein. Vier Stunden, in denen die jugendfrohen und doch so ernst aufhorchenden Gesichter um mich gesessen, gleich den Blüthen, die sich draußen aus den frischen Blattkelchen emporbrängten, während ich die Vergangenheit mit ihnen belebt, die Ferne mit ihnen durchschritten, das bunte Kaleidoskop des Lebens mit ihnen betrachtet hatte? Und ihre Züge waren wie ein Metallspiegel gewesen, aus dem mir zurückstrahlte, daß ich zu erreichen vermocht, was ich erhofft.

Sie gingen, nur Waldeck blieb noch zurück. Er dankte mir und reichte mir bescheiden die Hand. Seine Augen blickten treu in die meinen, sein Herz lag auf den Lippen und er sagte erröthend, daß er mich lieb habe und daß es ihn noch nie unwiderstehlich gedrängt, so zu einem Menschen zu sprechen. Wir gingen im Garten auf und ab und er breitete sein kurzes Leben mit seinen Gedanken und Hoffnungen vor mir aus. Es war durchsichtig wie ein Quell, in den Blumen hinabnicken, rein und freudig, doch sehnsuchtsvoll nach Liebe verlangend und Liebe

Digitized by Google

erweckend. Seit vielen Jahren zum ersten Male fühlte ich die warme Regung eines Herzens, dem das meine entgegenschlug, daß ich seine Jugend und mein Alter vergaß und jeden andern Unterschied zwischen uns als unwesentlich erachtend eine meiner eigenen verwandte Menschennatur in ihm lieb gewann.

Es war ein schöner Morgen und ein schönerer Mittag. Ich möge ihn nicht mehr Herr von Waldeck, sondern Otto nennen, bat er beim Abschied, und ich willfahrte ihm auf der Stelle. Dann sah ich ihm nach, wie er, das Bild des Maitags, zur Stadt stromabschritt. Er wendete sich noch einmal an der Biegung des Weges und seine Augen suchten mich; sie waren glücklich und die meinen waren es ebenfalls.

So leicht also war es, zu lehren, die Gedanken Anderer an sich zu ziehen und mit sich zu führen, ihr Gemüth zu erwärmen? Es gehörte nichts dazu, als was der Fleiß zu sammeln vermag, und eigene Wärme. Sie ist die Sonne, die alles Dunkle und Kalte dürrer Thatsachen in der Seele des Lernenden erhellt und belebt. Ohne sie bleibt die Aneignung alles Wissens ein unfruchtbares Chaos, ein trauriges Zwielicht. Warum fehlt sie fast immer Denen, die sich das Lehren zum „Beruf" erküren?

Freilich, ein Talisman hatte mich den Morgen hindurch begleitet, ich fühlte es wol und fühlte auch, daß ich ihm den größeren Theil des Erfolges dankte. Gestern hätte ich nicht so wie im Traum zu sprechen, mit den Dingen, gleichsam von ihnen getragen, zu schweben gewußt. Zwar gestern war der letzte Apriltag und heut' der erste Mai — hatte die alte Zaubernacht zwischen ihnen es mir angethan?

Es klopfte an die Thür meines Zimmers. „Eine Dame wünscht den Herrn Doctor zu sprechen", meldete meine alte Dienerin.

„Ich lasse sie bitten, einzutreten."

Es waren zwei Damen. Die Vordere ging schnell auf mich zu und reichte mir die zierlich behandschuhte Hand entgegen.

„Kennen Sie mich noch, Wellhof? Es ist nicht hübsch von Ihnen, daß Sie eine alte Freundin nicht aufgesucht haben. Ich dagegen habe erst gestern erfahren, daß wir Nachbarn sind, und heute bin ich bei Ihnen."

Ich blickte ihr in's Gesicht und stotterte: „Emilie — gnädige Frau."

„Sie kennen mich also doch noch? Lassen wir es bei dem ersten Namen, Wellhof —"

„Auch ich habe erst gestern —"

Emilie fiel mir in's Wort: „Nun unsere Bekanntschaft datirt sich dafür nicht von gestern, obgleich ich die Tante Gramlich noch vor mir sehe, als wäre es gestern gewesen. Das ist der Herr, Bea, dem ich es vor zwanzig Jahren dankte, daß ich Deinen Vater heirathen konnte. Meine Tochter, Beatrix von Hochstraten, wir sprechen nachher von ihr, Wellhof; Du kannst derweil in den Garten gehen, Kind, vorgestellt bist Du jetzt, aber Du darfst hier Deiner Passion nicht nachhängen und Blumen abpflücken."

Digitized by Google

Das Mädchen wurde roth und machte eine schüchterne Verbeugung. „Ich bitte Sie, nicht zu glauben Fräulein, —“, sagte ich.

Doch Emilie unterbrach mich wieder. „Um Gotteswillen, Wellhof, sind Sie kurzsichtig geworden? Wie können Sie das Kind Fränlein und Sie anreden? Geh', Bea, ich werde Dich rufen.“

Der Goldstreif verschwand gehorsam in der Thür, nachdem die Syringenaugen darunter sich noch einmal mit einem bittenden Ausdruck zu mir aufgeschlagen. Ich wußte nicht, was ich erwiedern sollte und versetzte:

„Ein Kind können Sie Ihre Tochter doch nicht nennen, gnädige Frau. Ich glaube nicht, daß sie Ihrer Größe nachgiebt, als wir uns zuletzt sahen.“

Emilie warf sich, ihre Handschuhe ausziehend, in einen Lehnsessel und lachte. Dabei traten einige Züge ihres einstigen jugendlichen Gesichtes wieder hervor; bei ihrem Eintritt hätte ich sie nicht erkannt, wenn ihre Begleiterin mich nicht darauf hingewiesen, wer sie sei. Die frühere Zierlichkeit ihrer Gestalt war verschwunden und starkes Embonpoint, durch die elegante Toilette nur zum Theil verdeckt, an die Stelle getreten. Trotzdem war sie noch immer eine hübsche trefflich conservirte Erscheinung. Ihr Lachen zeigte die tadellosesten Zähne und ihr Auge war groß und schön. Doch der Frühlingsduft, der in meiner Erinnerung auf ihr haftete, war abgestreift, als ob er nie vorhanden gewesen; ich stand ihr wie einer Fremden gegenüber und wich unwillkürlich ihren Augen aus, die mich, mir gerade in's Gesicht blickend, musterten, als hätten wir seit jenen zwanzig Jahren zusammen in vertraulicher Freundschaft gelebt. Ihre Hände allein, von denen sie hastig die Hüllen abnestelte, waren bis auf die Diamantringe, die daran blitzten, unverändert geblieben, fein und rosig, und ich blickte mechanisch auf sie nieder.

Emilie hob die zierlichen Fingerspitzen in die Höh' und wiederholte lachend: „Als wir uns zuletzt sahen, hatten Sie andere Absichten mit diesen. Armes Närrchen, ich habe Ihnen damals wol viel Kummer gemacht? Aber eine hübsche Uniform ist in dem Alter doch etwas Anderes als ein schüchterner Primaner; Geist und Gelehrsamkeit lernt man erst schätzen, wenn man in vernünftigere Jahre kommt. Ich hätte nicht gedacht, daß wir uns noch einmal im Leben begegnen würden, aber wenn ich meine Finger ansah, habe ich noch oft darüber gelacht, wie köstlich verliebt Sie damals in sie waren. Freilich im Anfang, wissen Sie noch, sollten es nur Schwesterfinger für Sie sein und Sie wollten sie nur mit brüderlichen Küssen beglücken. Trotzdem wäre Hochstraten damals vermuthlich sehr ergrimmt gewesen, wenn er die Küsse gezählt hätte, obwol sie alle nur zu seinem Besten waren. Die Zeiten ändern sich eben, Wellhof, und heute würden Sie Niemanden mehr in Harnisch bringen, selbst meinen guten Winterberg nicht. Gott schenke ihm die ewige Ruhe — was haben Sie gesagt?“

Ich glaube, ich hatte einmal halblaut beigefügt: „et nos mutamur in illis.“ Aber ich schüttelte den Kopf und antwortete „Nichts.“

Digitized by Google

„Doch! Sie haben doch etwas gesagt!“ Ihre Augen schweiften durch's Zimmer und kehrten zu mir zurück. „Wissen Sie wol, Wellhof, daß Sie sich mit den Zeiten nicht mitverändert haben? Sie stehen noch und sehen gerade so blöde auf ein paar Frauenhände wie damals, und ich bin überzeugt, wenn eine pfiffige Spinne es darauf anlegte, Sie schüchternes Mücklein in ihrem Maschenwerk zu fangen, so steckten Sie im Netz, eh' Sie selbst eine Ahnung davon besäßen. Ihr Männer werdet eben älter und nicht klüger; bei uns ist es umgekehrt.“

„Nun, klug genug waren Sie vor zwanzig Jahren schon, gnädige Frau.“

„Er kann wahrhaftig den Stachel, den die Biene beim Davonfliegen zurückgelassen, immer noch nicht verschmerzen und der Nachgeschmack ihres Honigs liegt ihm noch heut' bitter auf der Zunge!“ rief Emilie, sich tiefer in den Sessel werfend, daß derselbe zitterte und der Seidensaum ihres Kleides von den perlgrauen Atlasstiefelchen in die Höh' schlug.

„Nun, ich bin nicht grausam, wenn es nicht sein muß, und erlaube Ihnen, Ihren Nachgeschmack wieder zu versüßen, obgleich ich Ihre Unart recht gut verstanden habe.“

Sie hielt mir ihre Fingerspitzen entgegen; ich fragte zerstreut: „Welche Unart?“

„Daß ich nicht mehr klüger zu werden vermocht hätte.“

„Das habe ich nicht gesagt. Ich sagte nur, Sie seien damals schon sehr klug gewesen, nämlich im Verhältniß zu mir, gnädige Frau, denn ich war damals sehr thöricht.“

„Abscheulich!“ Sie sprang auf und zog ihre Handschuhe wieder an. „Sie sind ein garstiger Mensch geworden, Wellhof; ich will's versuchen, wenn ich Sie wieder Gotthold nenne, ob es dann besser wird. Vor den Leuten hier in der Nachbarschaft habe ich Sie schon für meinen Vetter ausgegeben, damit sie ihre Zungen nicht unnöthiger Weise müde zu schwatzen brauchen, wenn sie uns zusammen sehen. Aber das wird freilich wol ebenfalls unnöthiger Weise geschehen sein, denn es scheint nicht, daß ich an dem Zusammenkommen mit Ihnen viel Gefallen finden werde.“

Ein Goldrefler fiel durch die Scheibe aus dem Garten herauf. Ich hatte einen Augenblick antwortlos gestanden und erfaßte plötzlich die noch nicht im Handschuh verschwundenen Fingerspitzen und küßte sie.

„Ich will mich zu bessern suchen, Emilie.“

Sie setzte sich zurück und wir plauderten.

„Sie wissen immer noch nicht, weshalb ich zunächst zu Ihnen gekommen bin. Das Kind —“

„Das Fräulein?“

„Sie wollen mich wieder ärgern, Gotthold. Wie alt halten Sie denn Beatrix?“

Ich rechnete einen Augenblick. „Gegen sechzehn Jahre.“

Digitized by Google

Emilie schlug ein Gelächter auf. „Köstlich! Was für Augen ihr Männer habt, oder vielmehr gar keine! Das Kind ist eben zwölf Jahre."

„Unmöglich."

„Und warum?"

„Aus unwiderleglichen Gründen."

„Die vielleicht das Aussehen ihrer Mutter liefert?" versetzte Emilie gereizt.

„Nein, die sie mir selbst vor vierzehn Jahren geliefert, denn wenn Ihre Rechnung richtig wäre, Emilie, so hätte ich Ihre Tochter damals in Orlamünde zwei Jahre vor ihrer Geburt gesehen."

Emilie erröthete etwas und rief: „Beatrix!"

„Oder Beatrix", und ich betonte den Namen, wie ich ihn in dem verlassenen Garten aus dem Munde des Kutschers vernommen, indem ich zugleich einige der Nebenumstände anführte. Nun lachte mein vis-à-vis und erwiederte schnell:

„Ich bin nicht rechthaberisch, Gotthold, sonst könnte ich Ihnen in der Eile ein Märchen erfinden und vorgeben, die erste, Ihre Beatrix, sei gestorben und dies eine zweite, die ebenso nach ihrer Schwester benannt worden. Ich gestehe Ihnen, ich hatte auch meine Gründe, als ich mich ein wenig verzählte, und zwar that ich dies um Ihretwillen, Gotthold. Wie ich höre, haben Sie hier in Ihrem Hause eine Privatschule gegründet, oder wie nennen Sie es?"

„Ich lasse Jeden es benennen, wie er will."

„Wieder von oben herab! Sie sind schrecklich arrogant und moquant geworden, Wellhof. Doch einerlei! Ich kann das Kind nicht so erziehen, wie unsere Stellung und ihr zukünftiger Mann es einmal verlangen werden. Sie sagen natürlich wieder im Stillen, daß mir die Fähigkeiten dazu fehlen, aber wenn Sie es auch laut sagten, so kümmert's mich nicht, denn ich bin keine Schulmeisterin. Wir haben viel auf Reisen gelebt und das Kind hat nichts gelernt, als in Feld und Wald herumzustreichen. Ob wir in Italien oder in Griechenland waren, wenn wir sie gewähren ließen, that sie nichts, als mit anderen Blumen und womöglich sogar mit einer Tasche voll von alten Steinstücken, die sie von Gott weiß was für dummen Mauern, zum Andenken wie sie sagte, mitgenommen, nach Hause kommen. Es ist selbstverständlich, daß eine Mutter gern etwas stolz auf ihr Kind sein möchte, und Sie werden begreifen, Gotthold, daß es mir schwer wird, aufrichtig auszusprechen, daß ich nichts recht mit Beatrix anzufangen weiß und sie leider Gottes geradezu für etwas simpel im Kopf halte. Hat sie jemals Interesse für Das, wofür andere Mädchen, wofür ich mich in ihrem Alter interessirte? Gerade als ob sie sich nie in gebildeten Kreisen bewegt hätte; sie weiß kein salonmäßiges oder auch nur artiges Wort zu sprechen, wenn Jemand zugegen ist, daß ich oft in helle Verzweiflung gerathe. Darum kann ich auch Niemandem zugeben, daß sie fast sechzehn Jahre alt ist, mein Muttergefühl sträubt sich dagegen, die Leute würden mich bemitleiden. Und andererseits, wenn ich sie jetzt noch in eine Pension gäbe, da würden die Leute sagen, ich

Digitized by Google

thäte es, um nicht eine erwachsene Tochter neben mir zu haben und dadurch älter zu erscheinen. Das geht auch nicht, ich habe es reiflich bedacht; die Menschen sind so bösartig und reden so viel. Wie ich nun von Ihnen und Ihrem Vorhaben hier hörte, Gotthold, kam es mir wirklich wie vom Himmel gefallen. Im Stillen hatte ich gehofft, irgend etwas der Art hier zu finden und war deshalb in diese abgelegene Gegend gezogen, damit man in einer größern Stadt nicht in's Gerede kommt und sich schämen muß. Glauben Sie z. B. wol, daß Beatrix einen ordentlichen Knix machen kann? Ich habe es ihr tausendmal gezeigt, aber umsonst. Wenn sie es auch für den Augenblick gelernt hat, am andern Tage hat sie's wieder vergessen und springt, sobald sie denkt, daß ich es nicht sehe, wie ein Landmädchen herum. Alles habe ich versucht, ihren Namen ihr vorgehalten, daß sie ein Fräulein von Hochstraten ist, Verpflichtungen hat. Dann lachte sie und meinte, die Menschen seien alle gleich, wie die Vögel im Wald, und es komme nicht darauf an, welchen Namen wir ihnen gegeben, sondern wer am Schönsten singe. Sie kann aber nicht einmal singen, obwol sie es immer thut, wenn sie allein ist, denn die Musikverständigen sagen, ihre Stimme sei nicht übel, doch ihr fehle jede Schule, trotzdem Winterberg schon unglaublich viel für Gesangunterricht bei den ersten Lehrern für sie ausgegeben. Nun sagen Sie mir, Gotthold, was fange ich unglückliche Mutter mit dem Kinde an? In meiner Rathlosigkeit bin ich jetzt zu Ihnen gekommen und meine, ob Sie Beatrix nicht mit ihren anderen Schülerinnen und Schülern wenigstens so weit etwas zustutzen und aufputzen können, daß sie mir in der Gesellschaft nicht geradezu Schande macht, bis sie unter die Haube kommt? Ich fürchte nur, es wird sie nie Jemand darunter bringen, denn es müßte ein halber Narr sein, und doch ist's das Einzige, worauf ich hoffen kann. Es ist zum Weinen; Sie haben mich vorhin heiter gesehen, aber ich bin in Wirklichkeit sehr unglücklich mit dem Kinde."

Die hellblauen Glacéhandschuhe Emilien's glitten über ihre Wimper. Ich fühlte, daß etwas in meiner Brust zitterte und sich beruhigen mußte, ehe ich zu antworten vermochte:

„Mit Rücksicht auf ihren tiefen Kummer bin ich bereit, bei Bea— bei Ihrer Tochter meine Kunst als Tanzmeister zu versuchen, Emilie. Doch ich weiß nicht, ob sie das Knixen bei mir besser erlernen wird —"

„Wollen Sie?" rief sie in's fröhlichste Lachen überspringend. „Sie sind ein wahres Mustere exemplar von einem Menschen, Gotthold! Hätte ich Sie in Tante Gramlich's Garten so gekannt —"

„Was dann?" fragte ich, da sie innehielt und weil ich empfand, daß ich etwas fragen mußte.

„So hätte ich Ihnen vielleicht nicht so weh gethan", ergänzte sie. Ihr zierlicher Handschuh glitt mir an den Augen vorüber und schnippte mir leicht in's Gesicht. „Das war die Strafe für eine naseweise Frage!"

Sie nahm meinen Arm und zog mich in den Garten.

„Also das Kind darf zu Ihnen kommen und Sie behandeln es als

Digitized by Google

das, was es ist, das heißt als ein kleines, zu Allem bis jetzt untaugliches Mädchen, und Abends kommen Sie — natürlich unter der Voraussetzung, daß Ihnen daran gelegen ist, mich zu sehen — auf Nachbarschaft zu uns und erzählen, wie es Ihnen mit dem Kinde ergangen. — Beatrix!"

Das Mädchen kam uns entgegen, von der Gartenhöhe herab. „Du wirst von morgen an bei Herrn Wellhof Unterricht haben, und es ist mein Wunsch, daß er Dich Du nennt, und mein Wille, daß Du ihm gerade so gehorchst wie mir."

Beatrix sah nur flüchtig einmal auf, wandte gleichgiltig die Augen wieder ab und schritt auf die Gartenthür zu. Ich wünschte etwas zu erwiedern, doch kein Wort wollte sich mir eignen. Emilie fuhr, an meinem Arm ebenfalls dem Ausgange zuschreitend, fort:

„Ich hoffe auf eine Gelegenheit, Ihnen meinen Dank dafür zu beweisen, Gotthold, und ich denke, sie wird sich wol noch finden."

Ein leiser Druck ihres Armes begleitete die Worte. Ich versetzte, fast unbewußt, eilig:

„Wenn etwas dankenswerth ist, so findet es seinen Lohn in sich selbst."

War es Zufall, daß Beatrix sich in demselben Moment noch einmal an der Pforte umwandte? Emilie reichte mir die Hand: „Auf Wiedersehen!" Ich grüßte und sie gingen.

Hatte ich diese Frau einst zu lieben geglaubt, nichts Höheres zu erdenken vermocht, als ihr Leben zu theilen?

Nein, ich hatte sie geliebt. Ein Bild hatte ich in mir getragen, dem Wangen und Augen, Lippen und Stimme fehlten. Und als ich sie gewahrt, da hatte ich gewähnt, so, gerade so müsse das Alles sein, was meinem Bilde mangle, und deshalb hielt ich sie für das Bild selbst.

Es ist der Jugend ewige Täuschung und wird es ewig bleiben. Diese Liebe währt so lange nur, bis die Wangen ihren Schimmer, die Augen ihr Geheimniß verlieren, bis die Lippen eine andere Sprache mit entzaubertem Klange reden. Stück um Stück fällt das Alles ab, und statt des unzerstörbaren Bildes, das die Liebe darunter geglaubt, bleibt ein grinsendes Skelet zurück.

Ein leeres gedankenloses Dasein, ohne Werth und Würde, eine unziemliche Vertraulichkeit. —

War es Pedanterie, Prüderie, daß dies Weib mir Widerwillen einflößte?

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Neue Gedichte von Theodor Storm.

Engel-Ehe.

Wie Federwiſch und Bürſte ſie regiert!
Glas und Geräth, es blitzt nur Alles ſo
Und lebt und lacht; nur, ach, ſie ſelber nicht;
Ihr ſchmuck Geſicht — dem Manne ihrer Wahl,
Wenn ihre wirthſchaftliche Bahn er kreuzt,
Gleich einer Maske hält ſie's ihm entgegen;
Und fragt er gar, ſo wirft ſie ihm das Wort,
Als wie dem Hunde einen Knochen zu.
Denn er iſt ſchuld an Allem, was ſie plagt,
Am Trotz der Mägde, an den großen Wäſchen,
Am Tages-Mühſal und der Nächte Wachen,
Schuld an dem ſchmutz'gen Pudel und den Kindern.
Er aber weiß, wenn kaum der grimme Tod
Sein unverkennbar Mal ihm aufgeprägt,
Dann wird, der doch in jedem Weibe ſchläft,
Der Engel auch in ſeinem Weib erwachen;
Ihr eigen Weh' bezwingend, wird ſie dann,
Was aus der Jugend Süßes ihr verblieb,
Heraufbeſchwören; leuchten wird es ihm
Aus ihren Augen, lind wie Sommerathem,
Wird dann ihr Wort zu ſeinem Herzen gehn.
Doch glaubet nicht, daß dies ihn tröſte! Nein,
Den künft'gen Engel, gräulich haßt er ihn;
Er magert ab, er ſchlottert im Gebein,
Er wird daran erſticken jedenfalls.
Doch eh' ihm ganz die Kehle zugeſchnürt,
Muß er ſein Weib in Himmelsglorie ſehn;
Die Rede, die er brütend ausſtudirt,
Womit vor ſeinem letzten Athemzug,
Jedwedes Wort ein Schwerdt, auf einen Schlag
Er alles Ungemach ihr hat vergelten wollen, —
Er wird ſie nimmer halten; Segenſtammeln
Wird noch von ſeinen todten Lippen fliehn.
Das Alles weiß er, und es macht ihn toll;
Er geht umher und fluchet innerlich.
Ja manches Mal, im hellſten Sonnenſchein,
Durchfährt es ihn, als ſtürz' er in das Grab.
Es war ſein Weib, ſie ſprach ein ſanftes Wort;
Und zitternd blickt er auf: „O, Gott ſei Dank!
Noch nicht! Noch nicht das Engelsangeſicht!"

Digitized by Google

An Kl. Groth.

Wenn't Abend ward,
Un ſtill de Welt, un ſtill dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
Du hörſt den Parpendikelſlag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't ſchummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtſwulk flüggt; —
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schien to't Finſter 'rin,
Un ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens levt un lacht, —
Dat is ſo wat vör't Minſchenhart,
Wenn't Abend ward.

Nächtens.

Es iſt ein Flüſtern in der Nacht,
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht;
Ich fühl's, es will ſich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet ſind?
Oder iſt's Unheil aus kommenden Tagen,
Das emſig ringt ſich anzuſagen?

Digitized by Google

Die Springprocession in Echternach.

Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis!

Vor Rom stand Trier schon dreizehnhundert Jahre! So belehrt uns eine Inschrift auf der Steup, dem ehemaligen Rathhaus, zu Trier und wer durch diese altehrwürdige Stadt seine Wanderung beendet hat, nimmt ein Bild so wunderlicher Art mit hinweg, wie es ihm eben keine andere deutsche, wie es ihm keine Stadt sonst diesseits der Alpen bieten kann.

Römerzeit und Mittelalter dicht beieinander und oft so unvermittelt! An die Porta nigra (porta martis) lehnt sich, freilich nicht zum Vortheil des Hauptgebäudes, die Simeonskirche (Simeonsthor) an, welche in romanischem Style von anderen Tagen predigt, als das kolossale Römerthor. Die römischen Bäder, vielleicht und wahrscheinlicher wol ein Kaiserpalast der Römer, das Amphitheater, die Basilika, die römischen Thürme und die Reste jener berühmten, über die Mosel gespannten Römerbrücke, sie lassen uns auf manches Jahrhundert der Geschichte und manche Periode der Entwickelung der Völker zurückblicken. Den Uebergang zur mittelalterlichen Zeit bildet in entsprechender Weise die Domkirche der Stadt, welche zu den geschichtlich merkwürdigsten Baudenkmälern Deutschlands gehört, denn wieder kennen wir kein anderes Bauwerk diesseits der Alpen, welches mit sichtbaren Ueberresten an die Zeit der ersten Verbreitung des Christenthums, in das vierte Jahrhundert, hinaufreicht. Alle Bauperioden lassen sich an dem Dom zu Trier bis in's achtzehnte Jahrhundert verfolgen. Und neben diesem altehrwürdigen Baudenkmal steht die Perle des gothischen Styles — die Liebfrauenkirche, von welcher Förster sagt: „daß sie ein Werk sei, dem die Baugeschichte kein zweites ähnliches an die Seite zu setzen weiß." Und damit die Neuzeit im frommen Trier nicht fehle, ragt hoch oben von den Bergen des linken Moselufers die neu errichtete Marienſäule, hundert Fuß hoch, mit der fünfundzwanzig Fuß hohen Statue der heiligen Jungfrau, herüber. Römerzeit und Mittelalter! Amphitheater — Musterbauten gothischen Styls, Gladiatorenspiele und — Processionen!

Es ist Pfingstmontag. Die Häuser sind mit Maiengrün geschmückt; eine Procession naht — der kirchliche Umzug hält uns einen Augenblick fest — wir müssen uns erst wieder erinnern, daß wir auf deutschem Boden sind! Trajan und Constantin sind zur Mythe geworden, die Fechter fallen nicht mehr als Opfer in der Arena, die Sclaven werden nicht mehr dahin geschlachtet wie die fränkischen Könige Askarich und Ragais.

Nur die Märtyrer der Thebäischen Legion, welche Rictius Varus bei Trier (i. J. 286) erschlagen haben soll, werden noch mit herkömmlicher Inbrunst in St. Paulin verehrt und — die Processionen in mittelalterlicher Gestalt, sie werden aufrecht erhalten und ziehen durch die Straßen dahin.

Digitized by Google

Trier ist um Pfingsten von Gästen überfüllt. Diese nehmen die Pfingstprocession in Trier als Anzahlung für die morgen stattfindende in Echternach mit in den Kauf. — Auch wir eilen von Neugier getrieben am nächsten Morgen bei „sehr guter Zeit“ und mit raschen Pferden dorthin. Noch einmal grüßt uns die Römerzeit in dem kleinen Dorfe Igel, über welches wir seiner weltberühmten Römersäule halber den Umweg nehmen, und dann geht's, unserer Neugier und der journalistischen Pflicht folgend, an dem Grenzorte Wasserbillig vorüber in's Luxemburger Land, im Thale der Sauer aufwärts direct in's düsterste Mittelalter — nach Echternach.

Wer hätte nicht von der Echternacher Springprocession schon gehört! Wer hätte nicht ob des Gedankens gelächelt, daß Menschen eine Verehrung ihres Schöpfers darzuthun glauben, indem sie in Gemeinschaft — auf den Straßen herumspringen, Alles zur höhern Ehre Gottes!

Und doch — mein lieber Leser — von diesem Taumel, von diesem gottgefälligen Wahnsinn kannst Du Dir auch nicht entfernt eine Vorstellung machen.

Von Weitem und nach Hörensagen beurtheilt, stellt sich die ganze Springerei als eine harmlose, wenn man will komische Begriffsverwirrung dar. Aber — sie ist mehr! Sie ist traurig im höchsten Grade, denn sie ist Geist und Herz, Körper und Seele vergiftend.

Versuchen wollen wir's, eine möglichst getreue Schilderung dieses vormittelalterlichen, religiösen Irrwahns zu geben so gut es uns — bei den immerhin gebotenen Rücksichten — möglich sein wird.

Wir sind also noch auf der Landstraße von Wasserbillig nach Echternach. Von allen Seiten, auf allen Wegen, über alle Höhen steigt's herab, das gläubige Volk. Kinder, Männer, Jungfrauen und Frauen, die in den meisten Fällen schon in irgend einem Orte — der weiten Entfernung ihrer Heimat halber — gemeinschaftlich Nachtrast gemacht haben. Betend und entblößten Hauptes, in stechendem Sonnenbrande wandern sie ihrem Ziele zu. Voran die Knaben, dann die Männer, zuletzt das schwächere, aber hier nicht schönere Geschlecht.

Jemehr wir uns Echternach nahen, je größer wird die Zahl der Zuzügler, es ist „als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre, wallfahrend nach dem Himmelreich!“ Vielleicht daß Einzelne jener Wanderer dieses Himmelreich finden, gleich heute in Echternach, oder bald darauf in der Heimat — vorausgesetzt, daß sie mit gesprungen haben! Denn fallen sie — so fallen sie zur größern Ehre Gottes!

Wir erreichen das Weichbild des Ortes, dieser zweitgrößten Stadt des Herzogthums Luxemburg. Ein Nest für beschauliche Gutgläubige, wie man es besser nicht wünschen kann. Die Kirchen und ehemaligen Abteigebäude lassen dem Orte eine gewisse mittelalterliche Färbung, die sich allerdings in den Straßen desselben etwas verliert.

Die Grenzscheide Preußens von Luxemburg bildet hier die Sauer (Süre), welche, überbrückt, am heutigen Tage wesentlich in's Gewicht fällt, denn die Procession beginnt in Preußen (am jenseitigen Ufer), beeilt sich aber glücklicherweise so schnell als thunlich, um hinüber in's Luxemburgische zu kommen. Denn kaum begonnen, befindet sich die Procession der „springenden Heiligen“ schon auf der Brücke und — im Nachbarlande, um ebenso glücklicherweise auch dort zu bleiben und dort sich „auszuspringen“.

An einem Kreuze steht ein Priester und leitet den ganzen Hergang mit

Digitized by Google

einigen Worten ein — eine Predigt war die Rede nicht zu nennen. Er weist einfach darauf hin, wie wohlgefällig es dem Himmel sei, wenn die verehrten „heiligen" Theilnehmer später sich in die gehörige Transpiration zu versetzen Gelegenheit nehmen wollten. Er verspricht ihnen zwar Nichts, aber er stellt ihnen besondere Gnade von Oben in Aussicht, wenn sie recht andächtig und ausgiebig sich die nöthige Leibesbewegung verschaffen.

Wir stehen unter der Menge — Hut ab! und bemerken, daß der Zuzug der Touristen und Neugierigen nicht nach Hunderten, nein, nach Tausenden zu zählen ist.

„Wollt Ihr mich bange,
Vor zu sprange?"
(Wollt ihr mich dingen, für zu springen?)

haranguirt uns ein halbwüchsiger Bursche. „Nehmt mich (mich)!" schreit ein anderer dazwischen und wir lernen einen neuen Industriezweig kennen. Ein Anderer erbietet sich für uns heilig zu sein! Die Springerei ist quasi tarifirt wie anderwärts die Lohnkutscher und das hat sein Gutes. Für zwei Franken oder einen halben Thaler springt der Mensch für uns und wenn wir Rheumatismus, Gicht oder den Veitstanz haben, so werden wir durch die bald erfolgte Transpiration der für uns „springenden Heiligen" geheilt. In selber Weise kann man auch für meilenweit entfernte Familienangehörige, die zufällig krank sind, springen lassen — sie werden „unfehlbar" hergestellt. Diese Industrie wird kaufmänisch betrieben, denn ein würdiger Luxemburger Spießbürger versicherte uns mit ehrlichstem Gesichte, daß ein Fünftel der Springer bezahlte Arbeit liefert. Dieses Fünftel der Procession stellt Echternach.

In kürzester Frist, die Vorstellung ist ja oft geübt, stellt sich der Zug und hält ungefähr folgende Ordnung ein: An der Spitze schreiten Chorknaben mit dem Kreuz und sonstigem Kirchengeräth. Mit ihnen zieht ein Kirchenschweizer in brennendrothem, etwas verbrauchtem Gewande. Mit einer gewissen Würde im stupiden Gesicht trägt er eine Hellebarde dem Zug voraus. Diesem folgt eine Abtheilung sogenannter Beter, die mit ihrer eintönigen, mehr als ermüdenden Litanei: „Heiliger Willibrodius, bitt' für uns!" die eigentliche kirchliche Handlung eröffnen. Ihnen schließt sich eine Abtheilung aller nur möglichen und nicht möglichen Kirchenfahnen an, welche durch ihr desolates Aeußere auf starke Abnutzung schließen lassen. Es sind die Fahnen der theilnehmenden Kirchengemeinden von außerhalb. Nun folgt die Geistlichkeit — sie springt nicht! — aber sie singt. Ich konnte die Frage nicht unterdrücken, warum diese Herren, die so wohlgenährt dahin schreiten, an der allgemeinen Feier nicht auch standesgemäß theilnehmen? Warum springen sie nicht? . . . Dem einförmigen Gesange mischt sich das Musikchor der Echternacher Feuerwehr bei, welches im schönsten Schottisch den eigentlichen Tanz einleitet. Denn nun erst beginnt die Springprocession. Zuerst die Knaben und Bursche, dann die Männer, hierauf die Musik der Echternacher Turner mit demselben Schottisch, dann die Mädchen und Frauen. Hinter den Springern eine Anzahl Beter, die den Zug schließen. Die Ordnung halten einige Geistliche im Ornate, welche dirigirend die Reihen auf- und abgehen, in der Art wie man dies auch anderwärts bei großen Festaufzügen von den Comitémitgliedern zu sehen gewohnt ist. An dem Zug betheiligt sich außerdem seit 1870 die Echternacher Feuerwehr als Aufsichtsbehörde und Festcommission. Im Zuge selbst sind

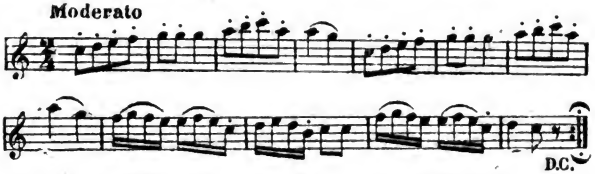
Digitized by Google

außer den beiden größeren Musikbanden noch etwa acht bis zehn kleinere Abtheilungen von Peinigern musikalischer Instrumente vertheilt. Es sind unnachahmliche musikalische Genüsse, welche hier dem Dienste Gottes nutzbar gemacht werden.

Eine Trommel und eine Querpfeife, eine Geige und eine Flöte, ja eine dreisaitige Geige allein, maltraitirt von einem siebzigjährigen Greise, sie bilden, im Zuge vertheilt und jede Abtheilung für sich, die anregende, leider nur zu anregende Triebfeder für diesen kirchlichen Tanz.

Wie aber werden diese Musiker zur Mitwirkung gewonnen? Im Bereiche des Kirchspiels und weiter hinaus darf keiner jener Dorfmusikanten zur Kirchweihe und zum Tanze spielen, der nicht bei der Pfingstprocession mitgepfiffen oder mitgegeigt!

Und die Melodie zu dem heiligen Aufzug; auch diese wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten, sie ist interessant genug und wird von den Veranstaltern eine „altehrwürdige" genannt. Sie hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Mainzer Carnevalmarsch.



Dieser Melodie haben Zeit, Gewohnheit und Humor einen besondern Text unterlegt. Er lautet:

„Adam hatte sieben Söhn',
Sieben Söhn hat Adam!
Adam hatte sieben Söhn',
Sieben Söhn' hat Adam.
Hopp! hopp! Anne Marie!
Hopp! hopp! Anne Marie!"

Auch bis hierher könnte die ganze Veranstaltung noch als eine mehr drollige, denn bedenkliche gelten. Aber das traurige Ende kommt nach.

Die Musik hebt an und wie von der Tarantel gestochen beginnt die Masse sich zu bewegen. In anfänglich hohen Sprüngen, die aber nach und nach zum Theil durch Ermüdung erlahmen, schnellen sich die „frommen Heiligen" empor, fünf Schritte vor und zwei zurück, immer streng der Melodie des gespielten „Schottisch" folgend. Andere, welche mit besonderen Variationen ihrem Schöpfer gefällig zu sein glauben, machen auch wol nur drei Schritt vor und einen zurück, indem sie gleichzeitig einige Seitensprünge einflechten, die natürlich noch gottgefälliger sind, als die gewöhnlichen.

Vier bis sechs, hier und da nur drei Personen tanzen so in einer Reihe dahin. Sie halten sich mit Tüchern fest; Stöcke und Regenschirme, oder auch nur die Hände bilden eine Verbindung unter den Theilnehmern, damit eben bei dem allgemeinen Aufhüpfen der Einzelne nicht das Gleichgewicht verliert.

Nun stelle man sich eine ziemlich eng gebaute Stadt, hügelig und

Digitized by Google

schlecht gepflastert vor. Dicht gedrängt, der Eine des Andern Sprüngen folgend, wogt und wellt die Masse hin und her und erscheint von tiefer liegenden Punkten gesehen wie eine Unzahl tanzender Köpfe ohne Rumpf und Beine. Höher steht die Sonne, auf dem Marktplatz steigt das Terrain bedenklich, „höher" winkt der begleitende, aber in ruhigem Tempo dahinschreitende Priester mit dem Taschentuch, während er sich selbst den Schweiß abwischt, und Köpfe und Menschen erhitzen sich mehr und mehr in dem bedauernswürdigen Glauben besonderer Gottwohlgefälligkeit.

Der Gesichtsausdruck aller Theilnehmer wird ein stereotyper, geistloser. Heiß rinnt von der Stirn der Schweiß und besonders in den Reihen der jüngeren Weiber zeigen sich die fanatischsten der Tänzerinnen. Ungeschnürt und leicht gekleidet fliegen Kleider und Körperformen in dem tollen Reigen. Dabei die Straßen dicht gedrängt voll Menschen, die Schuhe der Tänzer, für den weiten Marsch fett- und thrangetränkt, die Gesichter vom herabrinnenden Schweiß und Schmutz streifig und befleckt. Der Dunst, der hier zum Himmel aufsteigt, er erinnert wahrlich nicht an Weihrauchdüfte.

Da sieh' — in der Menge ein hochschwangeres Weib dicht hinter der Musik, geleitet von zwei Bauern, ersteres mit Mühe dem Tacte der Trommel folgend. Dort achtzigjährige Greise, steinalte Mütterchen, die vielleicht im treuen Glauben für das erkrankte Enkelchen springen und sich selbst dabei zum Opfer bringen. Da, plötzlich ein gellender Schrei — eine Frau stürzt zusammen. Wasser über sie! Hinein in's Haus mit ihr, um das Ensemble nicht zu stören — und weiter geht der tolle Taumel.

An allen Häusern stehen Blecheimer mit Gläsern und Gefäßen, Suppenlöffeln u. s. f., um den Schmachtenden einen Trunk zu bieten. Dort fließt durch die Stadt ein Bach. Die ersten Springer erreichen ihn, zwei Hände voll Wasser über den Kopf und weiter im gleichmäßigen Tempo. Barmherzige Samariterinnen treten aus den Häusern und bieten Wein und Wasser, Limonade und Bier zur Kühlung. So wird die Kirchentreppe erreicht. Zweiundsechzig Stufen geht's hinauf, auch diese werden gesprungen und oben bläst das Musikchor die lustige Weise zur Ermunterung.

Der Zug geht durch die Kirche zum Opferstock und hinein fällt, vor dem Grabe des heiligen Willibrord, der alle die Lustbarkeit zu seiner Glorificirung an sich vorüber gehen lassen muß, was Gemeinde oder Private zusammengespart. Damit hätte nun die Sache ihr klingendes Ende erreicht. Es giebt aber der Tänzer gar viele, die auf der andern Seite die Kirchentreppe wieder hinabspringen und noch einmal den tollen Gang durch die Stadt antreten — ad majorem dei gloriam.

Haben wir Ursache über die tanzenden Derwische zu erstaunen? Um neun Uhr beginnt der „heilige Tanz" und endet gegen ein Uhr Mittags. Etwa 1225 Schritte sind zurückzulegen; die Springer brauchen über zwei Stunden dazu. In diesem Jahre betheiligten sich nach officieller Notiz: 24 Geistliche, 10 Fahnenträger, 1245 Beter, 8938 Springer, 98 Musiker und 764 Sänger an dieser Procession. Man kann sich denken, daß diese ca. 11,000 Menschen und ein fast noch größeres Contigent von Zuschauern die kleine Stadt zum Ueberfluß anfüllen und derselben die Baareinnahme verschaffen, die zehn Jahrmärkten gleich zu achten ist. Schon Tage lang vorher sind Vorbereitungen nöthig, um die frommen und nicht frommen Pilger betten und speisen zu können.

Noch tönt die Trommel des Springtanzes und auf dem Markte der

Digitized by Google

Stadt entwickelt sich das Volkstreiben eines regulären Kirchweihfestes. Buden mit heiligen und nicht heiligen Dingen, mit Rosenkränzen, Heiligenbildern, Lebensgeschichten des heiligen Willibrord, Devotionalien aller Art, mit Hosenträgern und Halstüchern, Schirmen und Stiefeln, Schnaps und Würsten sind aufgeschlagen. Die Bäcker halten ein eigenthümliches Gebäck feil, in allen Formen von Kirchengeräthen, die heilige Jungfrau darstellend oder den Stern aus dem Morgenlande; Arme und Beine, Alles wird gebacken und verzehrt, zur Ehre Gottes und mit dem Glauben an ein gottgefälliges Werk.

Tanzmusik erschallt und wir finden die Musikbanden und heiligen Springer in den Wirthschaften wieder, in munteren Reigen nach anderm Tacte, von dem sich allerdings einige Gruppen, die nach kurzem Gebete am Grabe des heiligen Willibrord sofort den Heimweg antreten und jene, welche bei der Procession etwa schon gefallen sind, absondern. Fröhliche Gelage und nicht selten turnerische Freiübungen in Gestalt von „Keile" mit und ohne Schemelbein, schließen den frommen Tag, welcher der Springprocession zu Echternach geweiht ist.

Uns aber treibt's hinaus aus diesem Wirrwarr, hinaus über die Brücke an's andere Ufer, auf preußischen Grund und Boden, denn da drüben ist's still geworden und reine Luft weht uns entgegen. Gottes blauer Tempel spannt sich über uns und mit vollen Zügen trinken wir Frühlingslüfte und Blumendüfte in menschwürdigerer Andacht. — — —

Unsere Schilderung würde nur eine halbe, ja zum Theil eine unverständliche sein, wenn wir nicht mit einigen Worten der Entstehungsgeschichte dieses frommen Irrwahnes gedenken wollten. Daß die Veranstalter und Begünstiger dieser Procession das Ende derselben herannahen fühlen, geht aus dem Umstand hervor, daß ein 198 Seiten umfassendes Buch; „Die Springprocession von J. B. Krier" zur Rechtfertigung dieser Unsitte nothwendig erachtet wurde. Es ist in Luxemburg erschienen und liest sich wie eine Vertheidigungsschrift. Sahen wir doch die geistlichen Herren, die ihren Umzug in sehr gemäßigtem Tempo bald vollendet hatten, ohne Talar und Gewandung das Ende der Procession von der Kirchenmauer herab, mit ziemlich heiterm Blicke betrachten. In der That, sie konnten sich eines bedauerlichen Lächelns nicht enthalten.

Da lebte im Jahre 698 in Echternach ein frommer Mann, der heilige Wilibrord, der daselbst eine Benedictiner-Abtei gründete. Er war „im Jahre 637 im Königreich Northumberland im heutigen England von frommen und wohlbegüterten Eltern geboren. Sein Vater hieß Wilgis und seine Mutter Wena." Nach der Schilderung des Herrn Krier hat Willibrord auf eine eigenthümliche Weise das Licht der Welt erblickt, denn „der Neumond flog ihr (der Mutter) auf einmal zum Munde ein und erfüllte ihr Inneres mit hellem nie gesehenem Glanze". So kam Willibrord zur Welt. Er wird von einem frommen Priester Namens Wilfried, Bischof von York, im Kloster Ripon erzogen, geht dann nach Rathwelsing in Irland, zu dem durch seine Gelehrsamkeit berühmten Abte Egbert, der ein „Riese an Tugend und Heiligkeit" war. Dort lebte Willibrord zehn Jahre „in Gebet und Studium, unter Psalmengesang und Handarbeit im Schatten des Heiligthums, wie die Turteltaube in der Felsenspalte, immer höher ihren Flug nehmend nach den himmlischen Räumen, wo der Herr im Säuseln wohnt." Mit dreißig Jahren erhält Willibrord die Priesterweihe, er geht zu den heidnischen Friesen, landet mit noch anderen Genossen, von denen außer ihm noch drei später

Digitized by Google

heilig gesprochen werden, im Jahre 690 bei Katwyk (wo die Jesuiten noch heute ein prachtvolles Collegium mit Kirche, unter dem Patronate des heiligen Willibrord haben) und gelangt so nach Utrecht. Willibrord besucht Pipin von Heristal, geht nach Rom zum Papste, der ihn „mit der größten Zuvorkommenheit empfängt und ihm viele heilige Reliquien für jene Kirchen und Klöster schenkt, die er etwa noch gründen, oder vielleicht vergrößern würde".

Im Jahre 695 geht er wieder nach Rom, wird am 22. November dort Bischof, tauft, zurückgekommen, unzählige Heiden, kommt nach Trier, dann nach Echternach, baut das Kloster — die spätere Abtei Echternach — und erzieht den Benedictinermönch Winfried (später Bonifacius), den Heidenbekehrer. Wo er, nach der Legende, nach Wasser graben ließ, entsprang eine Quelle, deren er unendlich viele entdeckt haben muß, so auch die Quelle unter der Krypta in der Basilika zu Echternach. Der Genuß der Quelle hat für Kranke unfehlbar Linderung oder Heilung ihrer Schmerzen im Gefolge. Auf den Wein hatte der heilige Willibrord indeß auch ein besonderes Auge geworfen, denn er steckte in ein leeres Faß seinen Stock und das Faß floß des Weines über. Zur Erinnerung an dieses Wunder wird der heilige Willibrord gewöhnlich mit einer Flasche oder noch besser mit einer Tonne gemalt. — Nach diesem bewegten Leben stirbt Willibrord am 7. November 739. Der für ihn bestimmte Marmorsarg ist beim Begräbniß um eine halbe Elle zu kurz, wächst aber über Nacht und paßt dann vortrefflich. Vor dem Altar der Abteikirche wird der Entschlafene beigesetzt.

Die Geschichte der Abtei hat fortan mit der Springprocession durchaus Nichts mehr zu thun. Wallfahrten nach dem Grabe der Kirchenheiligen, besonders nach Zeiten der Pest und der Hungersnoth, fromme Stiftungen „von allerlei in Wachs geformten Gliedern, so daß kaum ein mit einem Joch Ochsen bespannter Wagen sie hat fortbringen können" wiederholten sich im Mittelalter. Die Gebeine des heiligen Willibrord wurden, nachdem sie lange versteckt worden waren, aus dem ursprünglichen Grabe nach der neu gebauten Basilika (1031) transferirt und dort unter dem Hochaltare beigesetzt. Dem unverwesten Körper des Heiligen entströmte bei dieser Gelegenheit Wohlgeruch und hier geschah die erste Heilung einer der Mönche, der an einem Leibschaden litt. Die Kaiser Lothar I. und Conrad III. besuchten das Grab des Kirchenheiligen. Die herbeiströmenden Pilger brachten ihm, außer anderen Opfergaben, auch Pfingstbrode (panes pentecostales) dar, die wir heute noch, in dem vorerwähnten eigenthümlichen Gebäck wiederfinden; sie sollen an die Pfingstbrode (Erntebrode) der Israeliten im alten Bunde erinnern.

Da erscheint das Jahr 1346, mit ihm der schwarze Tod, jene pestartige Seuche, die Europa verheerte. Im Jahre 1374 folgte dieser Krankheitserscheinung eine ähnliche, die besonders in Belgien und Holland, in der Eifel, in den Ardennen, im Saar- und Moselthal und am Rhein Mensch und Vieh dahinraffte. Man bezeichnete sie mit dem Namen Veitstanz. Fast um dieselbe Zeit durchzogen die Flagellanten, jene fanatischen Geißlerbrüder, die deutschen Lande — auf sie und den Veitstanz ist die Springprocession zurückzuführen. Similia similibus. Gleiches mit Gleichem vertreiben wurde Grundsatz und wie das Gift der Tarantel durch erhöhte Lebensthätigkeit unwirksam gemacht werden soll (!), so vertrieben auch jene Springer die entstehende Krankheit in frommem Glauben durch diese abenteuerliche Springprocession. Schon Maximilian I. (1493—1519) wohnte einer solchen in

Digitized by Google

Echternach bei — ein Gemälde aus dem Jahre 1553, noch heute in der Echternacher Pfarrkirche vorhanden, verewigt diese historische Thatsache.

Es ist für unsere Mittheilungen nebensächlich, daß im Jahre 1794 am 7. November die Gebeine des heiligen Willibrord durch die Franzosen aus dem Grabe gerissen und in alle Winde zerstreut wurden, daß sie sich aber später in einem leinenen Tuche eines Willibrord Meyer aus Berdorf alle wieder zusammenfanden, und daß sie dann 1828 abermals unter dem Altar der Pfarrkirche beigesetzt wurden. Sie behielten dieselbe Kraft und ihre ursprüngliche Bestimmung — sie sind noch heute das Ziel der frommen Pilger in Echternach und mit den Gebeinen erhält sich auch die Form der Verehrung des heiligen Willibrord, „die eigenthümliche, einzig auf dem ganzen Erdboden bestehende Springprocession, auch Procession der „springenden Heiligen" (procession des saints dansants) genannt".

Glücklicherweise sendet Luxemburg und Belgien noch das größere Contingent zu diesem Kirchenfeste; aber leider auch unsere deutsche Eifel, Ortschaften von vierzehn bis zwanzig Stunden Entfernung schließen sich noch massenhaft dem allgemeinen Volkszulaufe an.

Die Springprocession hat außer ihrer Geschichte auch ihre eigene Literatur, auf letztere näher einzugehen verbietet uns Ort und Raum. Es sei nur noch bemerkt, daß die Vertheidiger der Unsitte sich auf die Griechen, die Egypter und deren Tanz vor dem Apis, die Römer und den biblischen David beziehen, der vor der Bundeslade „sprang", daß sie sich ferner auf religiöse Tänze stützen, die noch heute in Spanien (Sevilla, Onna, in Catalonien) üblich, daß sie sogar einer „kriechenden" Procession gedenken, welche früher gleichfalls in Echternach excercirt wurde — kurz, daß sie die Springerei ganz natürlich und höchst religiös finden.

Krier verwirft die Ansicht, als sei die Procession ein Ueberbleibsel der Zeit der Flagellantenzüge, er führt sie einfach auf den heiligen Willibrordius selbst zurück, durch den sie entstanden sein soll. Diese Behauptung ist bequem, denn wer will hier den Gegenbeweis führen? Der Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier, dieser weise und milde Kirchenfürst, verbot 1777 Musik und Tanz bei der Procession und Kaiser Franz Joseph II. von Oesterreich hob dieselbe 1786 als gemeinschädlich ganz auf. Beide erfreuen sich deshalb keines besondern Lobes unseres Springanwaltes. Dagegen lobt er das gute Volk von Catalonien, welches heute nämlich ebenfalls noch tanzt, über alle Begriffe; „jenes Volk das noch so recht naturwüchsig gesund an Leib und Seele und noch nicht durch die vergiftenden Miasmen des Unglaubens und der Gleichgiltigkeit verdorben ist." Du braves, naturwüchsiges Volk von Catalonien!

Diesem Lobe gegenüber können wir nicht umhin, das von dem erwähnten Kurfürsten Clemens Wenzeslaus veröffentlichte, von dem Weihbischof von Hontheim unterfertigte Decret vom 18. December 1777 im Auszuge wörtlich mitzutheilen. Es entspricht ganz und gar den geläuterteren Anschauungen unserer Zeit und lautet:

„Die Pflicht des Hirtenamtes fordert, Alles, was zur Mehrung und Zierde des Gottesdienstes angeordnet worden, zu befestigen und zu pflegen; dagegen das, was Aberglauben verräth, zu Aergernissen, Excessen und Mißbräuchen Anlaß giebt, zu reformiren und abzustellen. Da nun aber die Procession, die jährlich am Pfingstdienstag aus verschiedenen Ortschaften, besonders aber aus der Pfarrei Waxweiler zu der Abteikirche des heiligen

Willibrord zu Echternach gehalten wird, durch das dabei übliche Springen und Musiciren unschicklich ist und zu Aberglauben, wie auch durch das Tanzen Tages vorher und am Tage selbst in den Echternacher Wirthshäusern Tag und Nacht hindurch zu Trunkenheit, Streit, Tumulten und anderen Uebeln und Excessen Anlaß giebt, so soll andurch vermittelst unserer erzbischöflichen Gewalt, sowol das bei derselben übliche Springen, wie auch alles Musiciren, damit diese feierliche Cermonie zu einem Acte der Frömmigkeit und Andacht werde, abgeschafft, untersagt und verboten sein, unter Strafe der Untersagung der Procession selber."

Als nun aber gar Joseph II. sich an „dem Cultus der Kirche vergriff" und durch Beamte jenen Irrwahn zu unterdrücken suchte, sprangen die Heiligen während der Procession mit Knütteln und Stöcken auf die Gesetzeswächter und sangen dazu:

„Wenn ich nicht im Springen wär', der Teufel thät Dich holen!"

Die französische Republik gab die Procession wieder frei und seit dem Jahre 1860 ist die Zahl der Theilnehmer nicht mehr unter 10 bis 12,000 Personen geblieben, und seit der Zeit kommen wieder aus allen Gegenden die Pilger um Abhülfe zu flehen: gegen die Fallsucht, gegen den Veitstanz (la danse de saint Guy), gegen allerlei nervöse Zuckungen und convulsivische Zustände; endlich auch im Allgemeinen gegen allerlei Nöthen und Krankheiten und — wörtlich nach Krier — „durch Springen und Tanzen, Spielen und Geigen, Trommeln und Trompeten, in allen Tönen, in allen möglichen Weisen, ruhig und stürmisch, klagt man Gott sein Kreuz und Leid!"

Wie schlimm es aber mit der Sache selbst bestellt ist, beweist die Vertheidigung dieser grotesken Ceremonie, die dem Verfasser der „Springprocession" elf volle Druckseiten kostet. Er widerlegt den Einwurf in seiner Weise, daß es besser sei die Leute blieben zu Hause, daß es lächerlich sei Gott zu Ehren und einem Heiligen zu Lieb zu tanzen. Ja, er vertheidigt sogar die Leute die um Geld tanzen, weil ja Mancher nach einer langen Reise nicht mehr die Kraft fühle mitzuspringen — „es ist dies einfach ein Almosen, das man reicht, und worauf dann der Empfänger das Verdienst seiner Buße sich entzieht und dem Geber zueignet."

Sogar dem öffentlichen Tanze, nach der Procession in den Wirthschaften der Stadt, widmet Krier einen Absatz und beschäftigt sich dann mit den Mitteln zur Hebung der Springerei.

Wir sind am Schlusse! Am Rhein ist der Processionsunfug in den letzten Jahren mehr denn je im Schwunge. Von allen diesen Processionen aber ist jene in Echternach die verwerflichste, denn alle Nachtheile der anderen Wallfahrten vereinigend, ist sie auch noch entwürdigend und im höchsten Grade nachtheilig für Körper und Seele. Wo, unter den katholischen Kirchenfürsten der Gegenwart, ist ein Clemens Wenzeslaus?

Rhenanus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ludwig Bohnstedt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ludwig Bohnstedt.

Wenn man die Aufgabe erhält, die Biographie eines Lebenden zu schreiben, dessen Name plötzlich in Aller Mund gekommen ist, so ist dies keine leichte Aufgabe. Die Sache hat namentlich deshalb ihre Bedenken, weil der zu Schildernde noch mitten im Schaffen und in gewissem Sinne erst am Anfang seiner Laufbahn steht, während eine Biographie etwas Abgeschlossenes voraussetzt. Auch das wirkt störend, daß man so viel zu loben hat und das nil nisi bene doch nur von den Todten gilt. Möge man daher nur als „begleitenden Text" zu dem Portrait Ludwig Bohnstedt's die nachfolgende biographische Skizze sich gefallen lassen.

Der Mann, der den Deutschen ihr Haus gebaut oder ihnen doch gezeigt hat, wie es gebaut werden muß, ist selbst ein braver Deutscher aber es wird den Leser überraschen, zu erfahren, daß er in Rußland geboren ist. Seine Eltern waren im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts aus Deutschland dahin verzogen; der Vater war Kaufmann, aus Stralsund gebürtig, der Geburtsort der Mutter Bohnstedt's ist Bamberg. Die beiden größten deutschen Staaten, Preußen und Bayern, dürfen daher den Sieggekrönten als den Ihrigen beanspruchen und welcher Gerechte könnte es Rußland wehren, wenn es ebenfalls Ansprüche auf Antheil an dem fraglichen Hausbau erheben wollte!

Bohnstedt ist am 15/27. October 1822 in Petersburg geboren und erst im Jünglingsalter nach Deutschland gekommen. Freilich ging er da gleich nach Berlin, gerade auf's Ziel los, denn er wollte bauen lernen und wo konnte man das besser als bei den Meistern von Berlin. In den Jahren 1839 bis 1841 hat er die Bauschule, die Akademie der Künste und die Universität daselbst besucht; seine Lehrer sind Wilhelm Stier, Strack, Schubarth, Rösel und Biermann, außer ihnen aber auch Ranke, Ritter, Raumer, Stephens, Mitscherlich und Magnus gewesen. Nach vollendetem Studium unternahm er seine Künstlerfahrt nach Italien, wo ihm ein einjähriger Aufenthalt vergönnt war und hierauf ging er zurück nach Petersburg. Einundzwanzig Jahre alt, bestand er das Examen daselbst und wurde von der kaiserlichen Akademie der Künste in St. Petersburg zunächst zum „freien Künstler", im Jahre 1847 zu ihrem Mitgliede — Akademiker — ernannt. Im Jahre 1851 creirte ihn die kaiserlich russische Regierung zum Mitgliede des Conseils des ersten Arrondissements des Departements für Wasser- und Wegecommunication (Ministerium der Bauten) und beauftragte ihn speciell mit der Ausführung der Bauten des Klosters der Auferstehung, des Stadthauses in St. Petersburg und des Palais für den Minister der Reichsdomänen daselbst. Im Jahre 1854 trat Bohnstedt aus dem russischen Staatsdienste aus und beschäftigte sich mit Privatbauten in St. Petersburg, Moskau und Riga. Unter Anderm baute er in dieser Zeit das Palais der Fürstin Jussupoff in St. Petersburg und das Stadttheater in Riga. Im

Digitized by Google

Jahre 1858 ernannte ihn die Akademie der Künste in St. Petersburg zu ihrem Professor. Zu erwähnen wäre, daß Bohnstedt zwar russischer Staatsdiener, aber nicht russischer Staatsangehöriger in allen diesen Functionen gewesen ist, er besitzt vielmehr eigenthümlicher Weise aus jener Zeit das Patent eines königlich bayerischen Staatsangehörigen.

Mehr als ausführend ist Bohnstedt indessen erfinderisch thätig gewesen. Ich will hier zunächst einen Dritten reden lassen. Der Referent der deutschen Bauzeitung über die münchener internationale Kunstausstellung vom Jahre 1869 sagt in dieser Beziehung: „Eine besondere Stellung unter den Architekten Deutschlands nimmt Ludwig Bohnstedt ein. Neben einer glänzenden Bauthätigkeit in Rußland hat der Künstler seine Kräfte mit Vorliebe bei größeren Concurrenzen geübt, an denen er sich mit einer Beharrlichkeit zu betheiligen pflegte, die fast Leidenschaft genannt werden kann. Zwölf mächtige Bände geben auf der Münchener Ausstellung Zeugniß von dieser Thätigkeit. Es ist ein staunenerregendes Bild, das Bild einer fast beispiellosen Leichtigkeit und Ergiebigkeit architektonischer Erfindung, das Bild einer so gewaltig sprudelnden künstlerischen Kraft, wie sie vielleicht kein einziger der lebenden Architekten besitzt. Es giebt keine Aufgabe, der er nicht gewachsen wäre, einer jeden weiß er, namentlich in meisterhaften gedankenreichen Grundriß-Dispositionen eine charakteristische Seite abzugewinnen. In allen Stylen, in hellenischer und römischer, in gothischer und russischer Bauweise ist er zu Hause, in Allen ist er Meister; eine unbegrenzte Fülle von Motiven steht ihm zur Disposition. Und mag man gegen einzelne Entwürfe und Anordnungen oft genug gerechten Tadel erheben, mag man seinen architektonischen Gestaltungen oft genug Willkürlichkeit und Ungebundenheit vorwerfen können: der Monumentalität, des künstlerischen Geistes entbehren sie nie. Wie darf man auch Vollkommenes erwarten bei einer Fülle der Production, die sich häufig nicht Zeit genommen hat, zwischen zwei geringen Variationen desselben Grundgedankens zu wählen, sondern daraus lieber zwei Entwürfe gestaltete. Bohnstedt repräsentirt für sich eine selbstständige, der Wirksamkeit einer ganzen Schule gleichkommende Thätigkeit."

Wie leicht und glücklich Bohnstedt erfindet, das mag deutlich auch aus folgender Thatsache hervorgehen. Als man in Mailand den Bau eines monumentalen Gottesackers ausschrieb, reichte Bohnstedt zwei verschiedene Entwürfe ein, die beide preisgekrönt wurden. Wenn es erlaubt ist, große Meister verschiedener Kunstgebiete zu vergleichen, dann darf man in dieser Beziehung Ludwig Bohnstedt und Franz Schubert wol nebeneinanderstellen. Die Fülle der Melodieen und Gedanken erscheint in der Seele Beider als eine unerschöpfliche.

Nachdem ihm jetzt bei der Concurrenz um das deutsche Parlamentshaus der große Wurf gelungen, wird es interessant sein, zu erfahren, aus welchen Concurrenzen er auch früher schon als Sieger hervorging. Es ist dies in einer Reihe von Fällen geschehen, in denen er entweder den ersten oder den zweiten Preis erhielt; hervorzuheben sind seine gekrönten Entwürfe zum Rathhaus in Hamburg, zur Mineralwasseranstalt in Riga, zum Gesellschaftshaus in Reval, zum Industrieausstellungspalast in Madrid, zum Ritterhaus in Riga, zum Cantonschulgebäude in Bern und zur Kathedrale für Guimaraes in Portugal. Bei der Concurrenz um den Bau des Hamburger Rathhauses haben, wie bei der letzten Concurrenz um das deutsche Parlamentshaus, bereits der Engländer Scott und der Deutsche Bohnstedt zusam-

Digitized by Google

men gerungen. Im erstern Falle erhielt Scott den ersten, Bohnstedt den zweiten Preis, im letztern war das Verhältniß von Bohnstedt zu Scott, wie bekannt, schon wie Eins zu Fünf. Den Entwurf zum Schulhaus in Bern hat er gemeinschaftlich mit Baurath Scherzer in Gotha, denjenigen zum Ritterhaus in Riga mit Victor Schröter in St. Petersburg gemacht.

Warum Bohnstedt aus Rußland, wo er in günstigsten Verhältnissen und angesehener Stellung lebte, geschieden und nach Deutschland gezogen ist, dazu ist mir die äußere Ursache nicht bekannt. Aber die innere meine ich zu kennen: es litt ihn nicht auf die Dauer in der Fremde, deutsches, angeborenes Heimweh ist mächtig in ihm gewesen. Er hat sich mitten im Thüringerland, in Gotha, vor bereits zehn Jahren niedergelassen und ist diesem Orte treu geblieben. Da, wo er seinen schattig gelegenen Gartensitz hat, liegt ihm zur Linken Weimar, zur Rechten Eisenach, dort die Gruft von Schiller und Goethe, hier die Feste Luther's.

Von Kunstgenossen, mit denen Bohnstedt Zeit seines Gothaer Aufenthalts intimen Verkehr unterhalten hat, sind zu nennen, der jetzt verstorbene Maler Paul Emil Jacobs und der noch lebende Bildhauer Eduard Wolfgang. Im Atelier des Erstern ist er selbst länger aus Neigung thätig gewesen, Letzterer hat ihm zu verschiedenen auswärtigen Bauten die Sculpturen geliefert.

Bohnstedt ist seit 1850 mit Olga van der Vliet aus St. Petersburg verheirathet. Ein Sohn machte als Freiwilliger des 95. Gothaischen Regiments den deutsch-französischen Krieg mit. In Gotha war Bohnstedt auch fünf Jahre lang Mitglied des Stadtraths, in der Function eines Senators für das Bauwesen. Einige Privatbauten in Gotha, die Villa Fritz Reuter's in Eisenach, einige weitere Bauten in Baden-Baden, im südlichen Rußland datiren aus jüngster Zeit.

Es würde nicht zu verwundern sein, wenn Bohnstedt nach so vielen Auszeichnungen ein vornehmer Mann geworden wäre; doch ist nichts weniger der Fall als dies. Wahrhafte Bescheidenheit und große persönliche Liebenswürdigkeit zeichnen den Mann aus, der zur Zeit von den Correspondenten inländischer und ausländischer Journale gepeinigt und gemartert wird. Denn Alle wollen der Oeffentlichkeit rasch einen Dienst erweisen. Wenn man sich selbst unter ihnen befindet, so wird man wohlthun, des Dichterwortes sich zu erinnern: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.“ G. S.

Digitized by Google

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

XIII.

Noch muß ich, um gewissenhaft über meine Productionen für die Bühne zu berichten, hier die Entstehungsweise von vier kleinen einactigen Stücken einschalten, die zum Theil freilich kaum bekannt geworden und jedenfalls schnell vergessen sind, von denen aber eins, das harmloseste vielleicht, sich einer Popularität und Verbreitung erfreut hat, wie kein anderes meiner Stücke.

Ihre Majestät die Kaiserin hat seit einer Reihe von Jahren zum Festabend von „Königsgeburtstag", wie auch ich einfach den Tag bezeichnen will, der als ein wahrer Tag des Festes durch die ganze Heimat, und wo immer in der Ferne sich preußische, jetzt deutsche Landsleute zusammenfinden, mit dem Herzen gefeiert wird, eine Theatervorstellung im kaiserlichen Palais angeordnet, bei der ein deutsches Lustspiel, meist auch ein französisches, und schließlich eine Operette, oder Opernscenen deutsch oder italienisch zu einem wechselvollen Programm zusammengestellt und von der Elite heimischer und auswärtiger Künstler dargestellt wird. Diese Anordnung hat ihren vortrefflichen Grund. Sie gestattet ein Ausruhen nach den anstrengenden Gratulationscouren, die früh am Morgen beginnen und einen großen Theil des Festtages ermüdend ausfüllen, unseren darstellenden Künstlern aber gewährt sie die Freude dem theuren Landesherrn, der so frischen Antheil an dem Theater nimmt, nicht allein ihr Talent, sondern auch den persönlichen Glückwunsch darbringen zu können.

In einem großen, für seine Länge verhältnißmäßig schmalen Raum, der die Reihe der Gesellschaftsräume des Palais abschließt, ist das kleine, äußerst geschmackvolle Theater aufgeschlagen, dessen Rampe blühende, duftende Pflanzen zieren. Da versammelt sich die glänzend geschmückte Gesellschaft und empfängt den Hof mit seinen Gästen, der auf den vordersten Reihen Platz nimmt. Die Gesellschaftssäle bleiben als prächtige Foyers für die Zwischenacte und füllen sich auch während der Darstellung, denn es liegt in der Natur der Sache, in der ungünstigen Akustik des für diesen Zweck nicht geschaffenen Raumes, in der großen Zahl der Gäste, daß Vielen die ohnehin auf feinere Effecte berechnete Darstellung zum Theil verloren gehen muß. Aber gerade die plaudernden, beweglichen Gruppen bilden einen anmuthigen Rahmen um das kleine kunstvolle Miniaturbild auf der Bühne, das selbst die an größere Räume gewöhnten Künstler zu begrenzterer Darstellung zwingt und ihrem Spiel den Stempel des Salons aufprägt. Die ganze Anordnung ist glänzend, elegant und anmuthig.

Aber es ist nicht leicht für diese Festvorstellungen immer die passenden Stücke zu finden, und alljährlich wiederholt sich die Schwierigkeit. Das Allbekannte, das zu Drastische muß vermieden werden und an feinen deutschen Salonstücken ist unsere Literatur sehr arm, schon weil das Genre für die große Bühne ein so gut als verlorenes ist.

Digitized by Google

Schon einmal war ein Stückchen von mir gewählt worden und gerade für den 22. März des Jahres, das mich nach Schwerin führen sollte, erging an mich von Ihrer Majestät der Königin die Aufforderung, besonders ein Stückchen für die Palaisvorstellung zu schreiben. Ich kann nicht leugnen, daß diese Aufforderung, so sehr sie mich übrigens erfreute, mich in nicht geringe Verlegenheit setzte. Bei meiner Eigenthümlichkeit, meine Stoffe erst jahrelang mit mir herumzutragen, ehe ich ihnen Gestalt zu geben vermochte, bei dem immer gescheiterten Versuch für bestimmte Persönlichkeiten Rollen zu schreiben, fiel mir die gestellte Aufgabe, zu der mir ohnehin nur kurze Zeit gestattet war, schwer auf's Herz. Ich suchte unter meinen schon halb durchgedachten Stoffen, nichts wollte mir recht passend erscheinen, und als dann doch ein Stückchen fertig war, gefiel es mir selbst in dem bekannten Mißtrauen, mit dem ich immer an die Selbstkritik gehe, so wenig, daß ich sofort ein zweites Stückchen, und endlich ein drittes versuchte, alle drei ganz verschiedenen Genres. „Brandenburgische Eroberungen" nannte sich ein kleines historisches Lustspiel aus der Zeit des großen Kurfürsten, jedenfalls das werthvollere des Dreiblatts, „Wenn die Thür zuschlägt", eine im Styl der französischen proverbes gehaltene Blüette, und zuletzt kam ein harmloser, aber in der übermüthigen Laune eines Vormittags hingeworfener Schwank, „Das Schwert des Damokles".

Wie gesagt: ich traute allen drei Stücken nicht, und um mir doch eine Kritik zu verschaffen, schickte ich dieselben an den practischen, aufrichtigen und mir vielfach gefällig gewesenen Director Maurice nach Hamburg, auf dessen vortrefflich geleitetem Thaliatheater schon eine ganze Reihe meiner Stücke, zum Theil mit Erfolg, gegeben waren. Ich bat um aufrichtige Beurtheilung und wo möglich um schleunige Aufführung eines der Stücke, um doch das Resultat des Eindrucks auf der Bühne zu erproben. Director Maurice schickte mir alle drei Stücke zurück. Die Brandenburgischen Eroberungen seien schon durch Titel und überwiegend preußische Tendenz von seiner Bühne ausgeschlossen und die beiden anderen traue er sich nicht seinem verwöhnten Publicum vorzulegen, da sie gar zu sehr auf den Salon zugeschnitten und zu inhaltslos wären. Das vermehrte natürlich meine Muthlosigkeit, die dem erfahrenen, practischen Bühnenleiter von vornherein geneigt war beizupflichten, nur noch mehr, und sehr zaghaft kam ich in Berlin an, um meine Geisteskinder vorzustellen. Die Königin empfing mich gleich mit der Bemerkung, es sei doch wol in einem der Stücke eine Rolle für Frau Crelinger, da es ihr besonders darauf ankäme, der verdienstvollen Künstlerin, die im Begriff stände von der Bühne abzutreten, eine Aufmerksamkeit zu erweisen, indem sie dieselbe diesmal zur Mitwirkung an der Palaisvorstellung zuzöge. Es war nun in der That in den drei Stücken keine irgend mögliche Rolle für die Crelinger, die überhaupt nur im höhern Drama, und nie im kleinen Lustspiel beschäftigt war, wie das ihr Talent und ihre künstlerische Richtung auch bedingte. Aber die Rücksicht der Königin war eine so liebenswürdige, daß ich mit Freuden versuchte dem Wunsche nachzukommen. Ich schrieb schnell ein kleines historisches Genrebild, „Die Schlacht von Molwitz", in der die Erzieherin Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, Frau von Rocoulle die für Frau Crelinger bestimmte Hauptfigur war. Die Königin war freundlichst mit dem Stückchen, das ich ihr vorlesen durfte, einverstanden und ich brachte es Frau Crelinger. Als ich mir aber am andern Morgen mein Urtheil von ihr holen wollte, fand ich die talentvolle

Digitized by Google

Frau nicht besonders mit dem Stückchen und gar nicht mit ihrer Rolle zufrieden. „Ich hatte gedacht", sagte sie, „daß Sie mir eine hübsche kleine Repräsentationsrolle schreiben würden, aber das ist ja eine ganz alte Frau, die nichts weiter für die Darstellerin bietet als eine Detailmalerei der Gebrechlichkeit ihre Jahre". Sie spielte die Rolle nichts desto weniger und erzielte damit einen freundlichen Eindruck, obgleich ihre ganz auf den Pathos und die leidenschaftlichen Accente der Tragödie gerichtete Darstellungsweise sich nur schwer dieser feinern Ausarbeitung eines Genrebildes fügte. Sei es mir vergönnt etwas länger bei der genialen Frau zu verweilen, die noch in den letzten Jahren ihrer Bühnenthätigkeit vier meiner Stücke durch ihr Talent getragen hatte und mir bei der Gelegenheit persönlich näher getreten war. Auguste Crelinger, geborne Düring, in erster Ehe verheirathet mit dem Schauspieler Stich, hatte ihre dramatische Laufbahn in Berlin unter Iffland angefangen und nie einem andern Theater angehört als der Berliner königlichen Bühne. Ihr eminentes tragisches Talent, unterstützt durch eine imposante Gestalt, mächtiges, klangvolles Organ und ernstes, unabläßiges Studium, wies ihr eine beherrschende Stellung auf dem Repertoire während einer langen Kunstepoche an. Mühsam hatte sie sich diese Stellung errungen, aber mit Energie wußte sie dieselbe zu behaupten, in einzelnen Fächern sogar über die Zeit hinaus. Ihr Feld war das höhere Drama, die classische Tragödie, die bürgerlichen Rollen, das Familiendrama sagten ihr nicht zu, denn sie hatte Leidenschaft, keine Wärme und die weicheren Gemüthsaccente waren ihr versagt. Dem Lustspiel stand sie, namentlich in späterer Zeit, ganz fern, und wo sie sich dasselbe aneignete, zum Beispiel in der Donna Diana, suchte sie die Rolle nach ihrer Eigenthümlichkeit zu wandeln und auf die ernstere Seite den Accent zu legen. Sie verstand es zu imponiren, nicht anzuziehen, zu erschüttern, nicht zu rühren. Meisterin in der Ausbildung der Rede, tadellos in der Declamation, plastisch schön in jeder Bewegung, waren alle ihre Schöpfungen edel und so consequent, daß selbst, wo man nicht mit ihrer Auffassung übereinstimmte, man sie doch immer als ein Ganzes und Volles anerkennen mußte. Für das Berliner Publicum war die Künstlerin geradezu eine Autorität geworden. Niemand hätte sich erlaubt eine andere Kritik an ihre Leistungen zu legen als die einer kühlen Bewunderung.

Die Aufführung des Testamentes des Großen Kurfürsten brachte mich zuerst mit Frau Crelinger in näheren Verkehr. Auch in ihrem Zimmer hatte sie etwas Imponirendes, eine Kälte, die sich fast zur Schroffheit steigerte, einen Ernst, der beinahe tragisch genannt werden konnte. In den Proben bewahrte sie eine Unnahbarkeit, eine Zurückhaltung, die jedes Wort, das nicht unmittelbar zur Sache gehörte, in ihrer Nähe hemmte. Anfangs konnte dies Wesen zurückstoßen, aber bei näherer Bekanntschaft gestaltete sich das ganz anders. Ihre rückhaltslose Aufrichtigkeit, die jedes Wort zuverlässig machte, namentlich wenn man ihr Urtheil forderte, der Ernst für die Kunst, die volle geistige Kraft, die sie ihren Aufgaben widmete, waren die tüchtige Rückseite dieses starren Aeußern. Es war ihr sehr unangenehm, daß vor ihr Julie Rettich die Rolle der Kurfürstin Dorothee gespielt und nach französischem Ausdruck „geschaffen" hatte. Sie hatte zufällig eine Reihe von Urtheilen über deren Auffassung gehört, und das verwirrte sie. Ich brauchte lange Zeit, um sie zu überzeugen, daß ich, bei aller Bewunderung der Rettich'schen Darstellung der Rolle, die eigenthümlich war und ein durchaus anderes,

Digitized by Google

wenn auch vollberechtigtes, Bild schuf als mir vorgeschwebt hatte, doch noch eine neue Repräsentation für ganz richtig hielt. Als wir darüber erst einig geworden waren, wurde der Meinungsaustausch über dies Zunächstliegende freier und damit der ganze Verkehr. Was konnte man nicht von der Frau lernen, wenn sie den reichen Schatz ihrer dramatischen Erfahrungen aufschloß und das Resultat ihrer Studien darlegte. Von dem kleinen Theaterklatsch der Gegenwart, von dem amüsanten Anecdotenkram der Vergangenheit hörte man freilich nichts im Gespräch mit Auguste Crelinger, ja es spielte ein Zug von Groll und Verachtung um ihre Lippen, wenn diese Dinge berührt wurden, aber nicht allein über die ganze dramatische Literaturepoche, in die ihr Wirken fiel, sprach sie mit klarem, knappem, rückhaltslosem Urtheil und warf aufklärende Streiflichter auf die Productionen fast eines halben Jahrhunderts. Gerecht selbst wo sie zurückwies, immer motivirend, aber fest und bestimmt mit unerschütterlicher Sicherheit sprach sie ihre Meinung aus, und ebenso unerschütterlich gestaltete sie ihre Rollen. Sie standen da wie aus Marmor gemeißelt, und wenn sie fertig waren gestattete sie auch keinen Einwand mehr. Sie war sich ihre eigene Autorität. Als mir das klar geworden war, verstand ich auch die Aufregung über die Rettich'sche Auffassung der Dorothea in meinem Stück. Sie hielt dieselbe für die meinige und konnte sie sich weder ihrem Wesen noch ihrer Ueberzeugung nach aneignen. Außerdem hatte man ihr wirklich nur auffallende Aeußerlichkeiten berichtet und ein durchaus falsches Bild gegeben. Als wir erst über die Grundzüge einig waren, gestaltete sich schnell die wirkungsvolle Gestalt, in der alle großen und künstlerisch meisterhaften Seiten der Crelinger'schen Darstellungsweise zu voller, siegender Geltung kamen. Nicht durch pikante Einzeleffecte, aber durch ein bedeutendes, consequentes Gesammtbild wirkte sie und brachte einen in allen Theilen durchdachten, aber zum Einklang ausgeglichenen Charakter zur Anschauung. Das war überhaupt ihre Eigenthümlichkeit. Es war ihr sicher nicht gleichgiltig, ob sie auf das Publicum wirkte oder nicht, aber vor dem Urtheil der Menge beugte sie sich nie, ja sie stellte dem Beifall fast Mißachtung gegenüber. Ich glaube nicht, daß sie jemals einem Applaus zu Liebe auch nur ein Haarbreit von ihrer künstlerischen Ueberzeugung abgewichen ist, jedenfalls niemals einen unedlen Hebel für momentanen Erfolg ansetzte. Immer blieb sie im ernsten Stolz des künstlerischen Bewußtseins. Als ich einmal die Nothwendigkeit wirkungsvoller Actschlüsse, die Steigerung der Rollen zu einschlagenden Abgängen mit ihr besprach, wies sie das fast heftig zurück und sagte: „Auf die Gesammtwirkung kommt es an, nicht auf die der einzelnen Momente, auf Das, was der Zuschauer mit zu Haus bringt, nicht auf die Stimmung, die er mit Zusammenschlagen der Hände abthut. Der leise, aber tief erschütternde letzte Abgang der Gräfin Terzky, der, gerade wenn er richtig wirkt, jeden lauten Beifall ausschließt, ist mir immer hundertmal lieber gewesen, als alle die Effectschlüsse, nach denen ich mehrere Mal hervorgerufen wurde." Darin liegt ihr ganzes schauspielerisches Glaubensbekenntniß, um aber zu verstehen, wie sie zu demselben gelangte, neben der Anlage ihres ganzen Wesens, dazu müßte man die Einflüsse eines ganzen, an schweren Erfahrungen reichen Künstlerlebens aufrollen. Der Ausspruch: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst", paßt auf Auguste Crelinger nur in seiner ersten Hälfte, ihr war auch die Kunst ernst und der Kranz, den sie verdiente wie wenig Andere, war nicht frei von den Dornen, die die Märtyrer der Kunst schmücken und verwunden.

Digitized by Google

Später spielte die Künstlerin noch in meinem Don Juan de Austria die Gräfin Bouges mit ergreifendster Wirkung und mit einer künstlerischen Beherrschung ihrer Kräfte, die sie der anstrengenden Rolle nach jeder Richtung hin gerecht werden ließ. Weniger zusagend, wenn auch geringern Kraftaufwand erfordernd, war ihr die Rolle der Lady Temple in „Wilhelm von Oranien in Whitehall", einer Aufgabe, die humoristischere Färbung vertragen hätte als der Crelinger zu Gebot stand. Mit schon sehr geschwächter Kraft, kurz vor ihrem Rücktritt von der Bühne, spielte sie dann noch im Waldemar in den Hauptzügen in alter Meisterschaft, und nur der Umschlag zu den Gemüthstönen wollte ihr nicht gelingen, so daß sie selbst nicht mit sich zufrieden war. Ich habe für die bedeutende Frau, deren Namen unvergeßlich bleiben muß unter den Allerersten, die man in der deutschen Theatergeschichte nennen wird, nicht allein die künstlerische Bewunderung bewahrt, die ihr von allen Seiten und in jeder Hinsicht gebührte, sondern auch aus dem Verkehr mit ihr die angenehmste Anregung geschöpft und für ihre Person bleibt mir ein dankbares und überaus freundliches Andenken.

Aber wieder von der ersten Darstellerin auf die Schlacht von Molwitz zurück zu kommen. Das Stückchen würde sein ephemeres Leben in der einen Palaisaufführung ausgeflattert haben, hätte nicht Julie Rettich einige Monate später dasselbe bei Gelegenheit ihres Gastspiels im Victoriatheater in Berlin in ihr Repertoire gezogen und durch feine, liebenswürdigste Darstellung einen recht freundlichen Eindruck damit erzielt. Dieser Aufführung verdanke ich eine Lehre, die, wenn auch nur indirect im Zusammenhange mit meinem Stückchen, mir doch später bei meiner Schweriner Bühnenleitung vielfach zum Nutzen wurde. Wir hatten eine Zusammenstellung kleiner Stücke gemacht, unter denen die „Furcht vor der Freude", in der Julie Rettich eine Glanzrolle hatte, in der sie eine ganze Fülle tragischer Kraft und tiefen Gemüthes entfaltete, den Anfang machte. Dann kam mein Stück, das, worauf wir gar nicht geachtet hatten, eine gewisse Situationsähnlichkeit mit jenem vorangehenden, aber weder dessen dramatische Spannung noch seine tragischen Effecte hatte. Es ging matt vorüber und erst als der Vorhang unter sehr mäßiger Anerkennung gefallen war, wies Julie Rettich gleich auf den Fehler hin. „Das Stück muß anfangen", sagte sie, „und überhaupt nicht mit jenem zusammengespielt werden." Ich protestirte nun zwar gegen Wiederholungen, von denen aber die Freundin nicht abstehen wollte, und siehe da, sie setzten in anderer Verbindung das kleine Stück und namentlich die meisterhafte Darstellung in das volle Recht eines freundlichen Erfolges. Die erste Aufführung der Schlacht von Molwitz ist mir oft ein Fingerzeig gewesen, wenn ich später Stücke für einen Abend zusammengruppirte.

Nach dem Schicksal dieses Stückchens aber zu dem seiner drei Geschwister. Aus zweien, den „Brandenburgischen Eroberungen" und „Wenn die Thür zuschlägt" ist nichts geworden, und vielleicht hätte auch nur das erste ein etwas besseres Geschick verdient, der dritte Bruder aber, „Das Schwert des Damokles", von Natur ein echter Taugenichts, ist über Erwarten und Verdienst gut eingeschlagen und sogar auf Abenteuer gegangen. Nachdem also Director Maurice in Hamburg sein Veto ausgesprochen hatte, das er aber später zurücknahm und das Stückchen unzählige Mal über sein Repertoire schreiten ließ, nachdem auch ein anderer Theaterpracticus es nicht der Druckkosten werth erklärte, kam es doch auf dem Wallnertheater zur Aufführung, jedenfalls mehr aus freundlicher Rücksicht auf den Verfasser, als aus

Digitized by Google

Zutrauen auf seine eigene Brauchbarkeit. Ich war in Berlin, aber ich hatte nicht den Muth, zur ersten Aufführung in's Theater zu gehen, ja nicht einmal den, mich Tags darauf bei Freunden, von denen ich wußte, daß sie sich den Schwank angesehen hatten, nach seinem Schicksal zu fragen. Aber siehe da, das Ding kam Tag für Tag auf den Theaterzettel und schließlich erfuhr ich, daß es einen vollständigen und durchschlagenden Erfolg davongetragen hätte. Nach und nach ist es dann über alle deutschen Bühnen, selbst über die kleinsten und allerkleinsten gegangen und überall Repertoirestück und Glanzrolle für den Komiker geworden, ja es hat sich später auch in den Salons eingebürgert, daß es aber sogar über's Meer seine Wanderung antrat und einen Boden für deutsches Lustspiel eroberte, auf den noch kein Stück vor ihm gedrungen war, verdankt es einem ganz besondern Umstande. Ehe ich aber davon erzähle, muß ich als gewissenhafter Berichterstatter den breit wuchernden, aber leicht verdienten Lorbeer, den dieser Scherz mir eintrug, theilen. Die Erfindung des Stoffes gehört mir nicht, nur auf die Benutzung und Ausführung kann ich Anspruch machen. Der verstorbene, überaus verdienstvolle Regisseur, einst ein hervorragender Sänger und Schauspieler, Stawinsky, pflegte mit unwiderstehlichem Humor eine Anecdote vom Generalintendanten von Küstner zu erzählen, der einmal den Theaterdiener mit dem Auftrage zu ihm geschickt hätte, er möchte ihm doch nur um Gottes Willen sagen lassen, wie der Kerl geheißen hätte, dem das Schwert über dem Kopfe bummelte, er hätte schon den ganzen Morgen sich den Kopf darum zerbrochen und könnte fast rasend werden, daß er den Namen nicht finden könne. Stawinsky, der Schalk, gab vor, aus der Bestellung nicht klug werden zu können, ließ aber sagen, er würde gleich selbst kommen, und schilderte nun die Qualen des geängstigten Generalintendanten, seine Verzweiflungsausbrüche in dem nie überwundenen sächsischen Dialect, den Zustand, in dem er ihn getroffen, und wie er ihn durch Aussprechen des Namens „Damokles" erlöst hätte in allerdrastischster Weise. Ich erfülle also nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, wenn ich hiermit dem jedenfalls theilweisen Erfinder der Hauptrolle meines Stückes, Stawinsky, dem ersten Darsteller derselben, Küstner, den Dank abtrage, den ich allein in Empfang zu nehmen mich nicht für berechtigt halte. Wunderbarer Weise ist an den meisten Bühnen der Damokles suchende Buchbinder Kleister, dessen Rolle ich in unverfälschtem Deutsch schrieb, mit sächsischem Dialect gegeben worden, es muß also noch irgend etwas vom Uridiom, jedenfalls in der Färbung, hängen geblieben sein, das die Darsteller, als sie die Rolle studirten, darauf hinwies, gerade wieder diesen Dialect zu wählen.

Aber ich habe auch ein Reiseabenteuer des Stückchens in Aussicht gestellt. Das übermüthige Ding zählte noch keinen Sommer, als wir auf dem Lande zu einer kleinen Aufführung im engsten Familienkreise ein Stückchen suchten und eigentlich besonders, weil es sich so leicht besetzen ließ, dies wählten. Meine Frau und ich spielten das alte Ehepaar Kleister, mein ältester Sohn, damals noch ein Kind, den Lehrjungen, und ein lieber Hausgenosse, der Hauslehrer unserer Kinder, übernahm die kleinere Rolle des Elementarlehrers Stahlfeder. Die Aufführung gelang über alles Erwarten. Mehrere Jahre später war unser junger Freund Schiffsprediger auf einer Cadettencorvette unserer aufblühenden Marine, lernte aller Welttheile Küsten kennen und gewann sich, wie in unserm Hause, die Herzen aller seiner Schüler. Da lag die Corvette einmal, ich glaube sogar in den Weihnachtstagen, längere Zeit

Digitized by Google

an dem öden Strande der Capverdeschen Inseln vor Anker. Jeder Zeitvertreib der Jugend war schon in dem Einerlei der Tage erschöpft, da fielen die jungen Seefahrer auf den Gedanken, sie wollten Komödie spielen. Aber woher ein Stück nehmen? Der gütige Geistliche und Lehrer, bei dem in allen Nöthen Rath gesucht wurde, unterzog sich der Mühe, mein Stückchen, das er von den Proben und der Aufführung her vom Ueberhören seiner dramatischen Zöglinge fast wörtlich im Gedächtniß behalten hatte, aufzuschreiben; am gelbsandigen Strande wurde mit Stangen und Segeltüchern ein Theater aufgeschlagen und das Schwert des Damokles kam zur Aufführung. So weit war noch keins meiner Stücke gedrungen.

Digitized by Google

Karl Löwe und die Ballade.

Von **Otto Gumprecht.**

Alle Wunder aus dem uralten, ewig neuen Bilderbuch der Romantik tauchen vor uns bei dem Gedanken an die Löwe'sche Ballade auf. Gänzlich ist ihr zu eigen gegeben die bunte Traum- und Zauberwelt der Phantasie, die stets so mächtig den Sinn der Menschen in ihre geheimnißvollen Kreise gelockt. Die Mären der verschiedensten Zeiten und Völker haben dem Componisten Stoff zu seinen Schöpfungen geliefert, in den entlegensten Schachten der Sage sehen wir ihn als unermüdlichen Schatzgräber geschäftig. Dem Ruf seiner Stimme gehorchten die lieblichsten Geister und die grauenhaftesten Unholde, mit denen die Dichtung Luft und Wasser, Höhlen und Abgründe bevölkert. Gleich staunenswerth ist der massenhafte Umfang von Löwe's Production und die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts. Welch endloses, sinnverwirrendes Gewoge der Farben und Gestalten! In Sang und Klang ziehen vorüber heitere Griechengötter, biblische Scenen, christliche Heilige und Märtyrer, die im tiefsten Gemüth des Volkes fortlebenden poetischen Ueberlieferungen aus seiner heidnischen Vorzeit, alle charakteristischen Typen des Mittelalters, Brahmanen, Türken, Mohren, exotische Gesellen jeglichen Schlages. Aeußerst buntscheckig ist das Verzeichniß der Dichter, denen der Textbedarf entnommen. Wir finden da beieinander die erlauchtesten Namen und gewöhnliche Bänkelsänger, neben Anakreon und Horaz die jüngsten Wickelkinder der Musen. Einen wahren Orbis pictus in Tönen stellen die Arbeiten Löwe's dar. Heimisch ist seine Phantasie in allen Zonen. Sie jagt um die Wette mit Wind und Wolken über die nordische Haide und schwelgt trunken in der glühenden Farbenpracht des Südens. Wol ergötzt sie sich gelegentlich an dem lauten Gewühl der Gassen und Märkte (wir erinnern z. B. nur an den so hoch charakteristischen Eingang von Nr. 3 des Mohrenfürsten), aber am meisten zieht es sie doch in's Freie und Weite. Vertraut sind ihr sämmtliche Stimmen der Natur, das Leben und Weben des Waldes und der Fluren, das Brausen des Sturmes, der Gesang der Wellen. Daß in dieser Tonsprache das malerische Element als oberstes Princip der Auffassung und Gestaltung Alles beherrscht, hängt mit einem Grundzug in dem Wesen unseres Sängers zusammen. Versagt war ihm jene in eminentem Sinn schöpferische Lyrik, welcher die durch sich selbst überzeugende Melodie entquillt. Keine oder nur matte Töne hat er für die reine, von jeder Beziehung auf das Gegenständliche gelöste Empfindung. An der Entwickelung des eigentlichen Liedes, das gerade in der Periode, die wir sonst die nachclassische nennen, seine üppigsten Blüthen trieb, sehen wir ihn deshalb so gut wie unbetheiligt. Zwar ist er nicht müde geworden, es auf seine Weise zu hegen und zu pflegen, dem redlichen Bemühen fehlte jedoch der rechte künstlerische Segen. Keineswegs nur hinter Schubert, Mendelssohn und Schumann, auch hinter zahlreichen Talenten zweiten und dritten Ranges

Digitized by Google

steht er hier bescheiden zurück. Eine gewisse altfränkische Kahlheit und Nüchternheit des Ausdrucks haftet dem Löwe'schen Liede an, nirgends greift es in die lebendigen Tiefen des Gefühls, bei dem Mangel urkräftiger Stimmung klammert es sich an landläufige Schablonen, vielfach selbst die Berührung mit der glattesten Alltäglichkeit nicht scheuend.

Wenn Löwe weit davon entfernt gewesen, in Rücksicht auf Reichthum und Mannigfaltigkeit der melodischen Erfindung eine der ersten Stellen unter seinen Zeitgenossen einzunehmen, so verwandelte sich gegenüber der besondern, dem Balladencomponisten zugefallenen Aufgabe dieser Mangel fast in einen Vorzug. Im eigentlichen Lied durchdringen sich Wort und Ton durchaus, jenes wird von diesem gänzlich aufgesogen, während die blutlosen Schatten, zu denen es seiner verständigen Natur gemäß den Inhalt des Gefühls abschwächt und verallgemeinert, mit der Rückkehr zu ihrem Urelement die volle Lebenswärme und sinnliche Unmittelbarkeit zurück gewinnen. Nur im Gesang kommt das Lyrische zu seinem unverkümmerten Recht. Zwar soll nun auch in die Ballade das Wesen des Gefühls hineinklingen, denn geschähe es nicht, so fehlte es in ihr für die Kunst der Töne an jedem greifbaren Stoff. Aber keineswegs in seiner vollen Energie, sondern nur als leise mitschwingende Resonanz kann sich jenes hier bethätigen. Das Uebergewicht des Epischen, das zu seinem Ausdruck allein im Wort gelangt, drängt die Musik in den Hintergrund, beschränkt sie in den meisten Fällen auf die angemessene, mit allerlei malerischem Zierrath geschmückte Declamation des Textes. Hält man die Balladen Schuberts und Löwes nebeneinander — ein Vergleich, der am lehrreichsten da ist, wo, wie im „Erlkönig", beide Componisten dieselbe Dichtung gewählt — so kann es nicht zweifelhaft sein, bei welchem das Wesen der Gattung am reinsten uns entgegen tritt. Läuft bei dem Erstern die wuchernde Fülle des Tonsegens stets Gefahr, den darzustellenden Inhalt zu überblühen, so erscheint dieser, gerade weil ihn sein ungleich geringeres musikalisches Vermögen vor solcher Versuchung bewahrt, als der treuere Deuter und sinnvollere Ausleger des Dichters. Dank seinem, aus der Urkraft der Melodie geschöpften Zauber, nimmt der Schubertsche Erlkönig, für Clavier allein hergerichtet, einen bevorzugten Platz in dem Repertoire unserer Pianisten ein. Die rein musikalische Erfindung quillt hier so voll und üppig, daß sie, auch von jeder Beziehung zum bestimmten Gegenstand gelöst, lediglich durch sich selbst die mächtigste Wirkung übt. Mitten in's Herz würde man dagegen die Löwe'sche Ballade treffen, wollte man versuchen, ihr den Text abzustreifen. In ihr führen die Töne keinerlei Sonderleben neben den Worten, sie empfangen nur aus diesem Sinn und Bedeutung, verhalten sich zu ihnen etwa wie auf einem Bild die Farbe zur Zeichnung. Die Sprache, die der Componist redet, ist überwiegend geistiger Natur; er wendet sich weit mehr an unsere Phantasie als an unser Gemüth. Fast ganz leer geht das sinnliche Schönheitsgefühl aus, nicht selten wird es durch ihn geradezu verletzt. Treffend bemerkt Ambros in seinen gehaltvollen „Culturbildern aus dem Musikleben der Gegenwart": „Sieht man die fast zahllosen Löwe'schen Balladenhefte durch, so muß man über diese neue, ganz eigene Welt des Geistes, die sich hier öffnet — über diesen oft verschwenderischen Reichthum erstaunen. Löwe besitzt eine nicht gewöhnliche Phantasie, wahren Dichtersinn, Innigkeit, Kraft, Geist (diesen vor Allem). Er faßt bei dem sprödesten Gedicht die Grundstimmung mit bewundernswerther Geschicklichkeit auf, er weiß sein Tonbild, welches er darauf malt, reich zu gestalten

Digitized by Google

und glänzend auszuſchmücken. Er liebt es dabei, die Details mit einer miniaturartigen Sauberkeit auszumalen. Da ſind denn nun der pikanten, geiſtreichen Züge, der ſinnreichen Tonmalereien die Menge."

Suchen wir dem Weſen der Löwe'ſchen Ballade noch etwas näher zu treten, ſo muß zunächſt auf die einheitliche Auffaſſung und Behandlung, auf die bei aller Mannigfaltigkeit maleriſcher Einzelheiten ſtraff zuſammengehaltene Harmonie der Form und des Ausdrucks Gewicht gelegt werden. Dieſem, ſtets auf das Ganze frei und offen gerichteten Sinn, dem treuen Beharren in der einmal angeſchlagenen Tonart der Empfindung verdanken die mit der bunteſten Detailarbeit nicht ſelten bis zur Ueberladung geſchmückten Gebilde des Componiſten die innere Gediegenheit und das künſtleriſche Gepräge. Als eigentlichen Kern finden wir da ſtets ein feſt umſchriebenes, bald der Begleitung, bald dem Sänger zugewieſenes Motiv, in welchem die Grundſtimmung der Dichtung ſich gleichſam verkörpert. Durch ſeinen ſchlichten, primitiven, gewöhnlich der Weiſe des Volksliedes ſich eng anſchmiegenden Charakter iſt es meiſt trefflich für ſeinen Zweck geeignet, nämlich das äußere und innere Band abzugeben, an dem ſich der Reichthum der Schilderei entrollt. In behaglicher Breite, keine Wiederholung ſcheuend, ſpricht es ſich aus. Und wie mit ihm der Componiſt muſikaliſchen Beſitz von ſeinem Stoff ergriffen, ſo bleibt es ihm auch weiterhin ſtets gegenwärtig, immer bereit, aus allem Wechſel der Farben und Geſtalten entweder in ganzer Figur oder in leiſe mahnenden Anklängen wieder aufzutauchen. Die Wahl dieſer Grundmotive zeugt von einer ſeltenen Fähigkeit, jeder Dichtung den innerſten poetiſchen Gehalt abzulauſchen, die verborgenſten in dem Wort ſchlafenden Töne der Empfindung zu friſchem, wohlgemuthen Leben zu erwecken. Wie meiſterhaft iſt z. B. in der Hauptmelodie des: „Herr Heinrich ſaß am Vogelheerd" das Colorit der Stimmung getroffen. Zu grüßen ſcheinen uns mit ihrem hellſten, freundlichſten Blick die großen blauen Augen des blonden Sachſenherzogs — aus denen die ganze Luſt des jungen Morgens lacht. Gleich bei den erſten Klängen glauben wir in „der Blumen Rache" die drückende, von ſüßen narkotiſchen Düften tückiſch durchhauchte Schwüle zu athmen. Im „Mönch von St. Juſt" ſpiegelt die Begleitungsfigur zu den Worten: „Nacht iſt's und Stürme brauſen für und für, hiſpaniſche Mönche, ſchließt mir auf die Thür", nicht allein den äußern Vorgang auf's Ueberzeugendſte ab, die Tonmalerei vergeiſtigt ſich auch zum getreueſten Wiederſpiel alles deſſen, was die Seele des kaiſerlichen Büßers belaſtet. Ein Bettler, der im Staub der Landſtraße Almoſen heiſcht, kann nicht beweglicher ſeine Stimme erheben, als Archibald Douglas, während er, an das Pferd ſeines Königs geklammert, um Gnade fleht. Eine der köſtlichſten Perlen in Löwe's Balladenſchatzkäſtlein dünkt uns ſein „Prinz Eugen". Freiligrath's von Friſche und Leben ſtrotzendes Gedicht erzählt bekanntlich die Entſtehung des alten Soldatenliedes und es iſt bewunderungswürdig, wie es ihm die Muſik nachthut. Sie greift zunächſt nur einen unſcheinbaren Anklang an die offenbar aus einem luſtigen Trompeterſtückchen emporgewachſene Melodie, gleichſam deren Unterſtimme, auf. Erſt in Moll angeſchlagen, geht das Motiv bald in das ihm heimiſche Dur über. Mit jeder Strophe geſtaltet es ſich reicher und beſtimmter, bis kurz vor dem Schluß uns die Weiſe jubelnd ihr volles Antlitz zukehrt. Wir könnten dieſe Beiſpiele in's Ungemeſſene vermehren, faſt jede einzelne Ballade würde dazu ihren Beitrag liefern.

Digitized by Google

Im Hinblick auf Löwe's Erlkönig bemerkt Marx: „Das Gedicht, tief gefühlt und aufgefaßt, bildet den Kern, die Composition ist nicht blos der Träger des Gedichtes, sondern füllt, was von dem alten Sänger übergangen werden durfte. Beide Theile haben sich in der Composition so innig vereinigt, daß wir den Vorgang, die Handlung, die handelnden Personen, jede nach ihrer Eigenthümlichkeit, ja, daß wir die malerische Umgebung gleichsam auf einem herrlichen Gemälde zusammengestellt mit einem Blick überschauen." Der Grundcharakter der Löwe'schen Ballade überhaupt ist in diesen Worten ausgesprochen. Von Zumsteg und Zelter, seinen begabtesten Vorgängern, unterscheidet sich der Componist eben dadurch, daß er in die Gattung, ohne deren epischer Natur Zwang anzuthun ein dramatisches Element eingeführt hat. Während Jene immer und überall an der rein passiven Rolle des gelassenen Erzählers ihr Genüge finden, geräth seine Phantasie in die heftigste Mitleidenschaft und in der ganzen leibhaftigen Unmittelbarkeit, zu der sich ihm die Schilderung des Dichters verkörpert, wird diese von seinen Tönen festgehalten. Ihm war es verliehen, die seinem Wesen congeniale Kunstform trotz ihres engen Rahmens mit dem reichsten Leben der bewegtesten Mannigfaltigkeit zu erfüllen.

Wir haben von dem sicher gefügten Bau, der einheitlichen Grundstimmung der Löwe'schen Ballade gesprochen, betrachten wir jetzt die unendliche Vielseitigkeit ihres Inhalts. Jede durch die Worte angeregte Empfindung, die Personen, Vorgänge, Scenerie, Alles gestaltet sich dem Componisten zum bestimmten Tonbild. Unerschöpflich ist sein malerisches Vermögen an harmonischen, rhythmischen und modulatorischen, alle Einzelheiten des Textes erläuternden und versinnlichenden Combinationen. Er beschränkt sich keineswegs darauf, dem Dichter Schritt für Schritt zu folgen, sondern, zwischen den Zeilen lesend, ergänzt er, was von Jenem angedeutet wurde. Auch nicht die verborgenste poetische Beziehung entgeht seinem Auge, und was es geschaut, gewinnt greifbares Dasein unter der emsig schaffenden Hand. Ein grunddeutscher Zug in seinem Gemüth ist diese treue, liebevolle Hingabe an den Gegenstand, den sie mit einer Fülle sinnbildlicher Tongestalten umspinnt, diese Freude am Kleinen und Kleinsten, die sich überall kundthut. Das Geschäft des Balladencomponisten hat große Aehnlichkeit mit dem des illustrirenden Malers. Der Eine wie der Andere schildert einen äußern Vorgang, Beiden ist ihre Kunst nicht letzter Zweck, sondern lediglich Mittel des Ausdrucks.

Löwe's innerste Eigenthümlichkeit, die Stärke, aber auch die ganze Einseitigkeit seines Talentes, bezeichnet man vielleicht am kürzesten und treffendsten, wenn man ihn einen Meister der Illustration nennt. Wie seine Musik ihre gesammte Nahrung aus der durch den Inhalt der Dichtung angeregten Phantasie schöpft, so wirkt sie auch auf uns allein durch diese ihre Beziehung zum Gegenstand, also nicht durch das, was sie ist, sondern durch das, was sie bedeutet. Daß ihr für schön lediglich das Charakteristische gilt, hängt damit auf's Engste zusammen. Gänzlich beherrscht sehen wir die Löwe'sche Ballade von dem Streben nach unzweideutigster Bestimmtheit des Ausdrucks. Gleichgiltig gegen den rein sinnlichen Wohllaut, scheut sie keine Härte der Harmonie und Modulation. Selbst vor der Berührung mit dem schlechthin Häßlichen, wenn es nur ihre Zwecke fördert, weicht sie nicht zurück. Die Kühnheit und Genialität ihrer Tonmalerei ist um so staunenswerther, zieht man den geringen Umfang der äußeren Mittel, die sie verwendet, in gebührende Rücksicht. Eine einzige Singstimme und zehn Clavierfinger genügen

Digitized by Google

ihr, um die reichste Mannigfaltigkeit dramatisch bewegten Lebens an uns vorüberzuführen. Wie sie mit begieriger Hand jede Gelegenheit ergreift, zu schildern und auszudeuten, dafür ließen sich unzählige Belege beibringen. In der tropischen Welt, welche in den ersten beiden Nummern des „Mohrenfürsten" uns umfängt, spielen nicht allein die Stimmen der Wüste ihre Rolle, das Clavier unternimmt es sogar, die Gestalt der Giraffe und Aehnliches mehr abzuconterfeien. Im „Prinz Eugen" macht die Melodie bei den Worten: „Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen", eine Geberde voll unnachahmlichen Humors. Den Stoff zu der sinnigsten Symbolik geben in „Der Blumen Rache" die Lilie, Rose, Kaiserkrone, Narzisse, der Türkenbund und Eisenhut. Anderes der Art hat bereits Ambros hervorgehoben. „So bringt z. B. Löwe in Goethe's Hochzeitslied das anfänglich pompöse Festthema, sobald die niedlichen Zwerglein auftreten, in doppelter Verkleinerung; so malt er im Zauberlehrling den Wasser holenden Besen durch eine rasche Figur, als aber der geängstigte junge Zauberer den Besen gespalten hat und nun gar beide Theile lebendig werden, bringt er jene rasche Figur zweistimmig in kanonischer Nachahmung." Wir können es nicht leugnen, daß die ängstliche Beflissenheit, mit welcher die Tonsprache in die Versinnlichung alles Einzelnen sich vertieft, ihr auch mancherlei unnützen und lästigen Kleinkram der Charakteristik aufgebürdet hat. Gar häufig gefällt sie sich in einer lediglich dem grübelnden und berechnenden Verstand zugehörigen Wortklauberei und Silbenstecherei. Keineswegs groß ist die Zahl der Löwe'schen Balladen, von denen man einen ganz ungetrübten Eindruck empfängt. Um einen solchen überall zu gewähren, war theils das Vermögen ihres Autors im Verhältniß zu dessen massenhafter Production bei Weitem nicht intensiv genug, theils gingen ihm das untrügliche Schönheitsgefühl, die strenge Selbstkritik ab, welche kein nachträgliches Aufgebot autodidactischen Fleißes und Eifers, sondern nur die rechtzeitig begonnene, folgerichtig geleitete, den gesammten musikalischen Bildungsstoff umfassende künstlerische Erziehung als stets bereiten Besitz sich zu gewinnen vermag.

Wiederholt haben wir auf den echt deutschen Kern in Löwe's Schaffen hingewiesen, auf sein enges Verhältniß zum Volkslied, die behagliche Breite der Darstellung, sein voll und ganz der Sache hingegebenes, mit inniger Theilnahme bei der Betrachtung des kleinsten Nebenumstandes weilendes Gemüth, endlich auf die, allen eitlen Putz und Flitter verschmähende Treue und Wahrhaftigkeit des Ausdrucks. Durchweg erkennen wir in ihm den Sohn einer Periode, in welcher der schöpferische Genius des Volkes seinen Flug von der Sonnenhöhe des, jeder örtlichen und zeitlichen Beschränkung enthobenen Ideals zur Einkehr in die traulichen Kreise nationalen Lebens hinab senkte. Mit zwingender Nothwendigkeit trat auf sämmtlichen Gebieten des Geistes diese, durch die großen, weltgeschichtlichen Ereignisse vorbereitete Wendung ein. Ehe sie die Musik zu beherrschen begann, war sie schon in der Poesie zum siegreichen Durchbruch gelangt.

Im Kampf wider einen, jede individuelle Besonderheit in dem unermeßlichen Abgrund seiner Selbstsucht begrabenden Despotismus hatten die einzelnen Völker ihre Eigenart kennen und schätzen gelernt. Wo sie deren Ausdruck, sei es in der unmittelbaren Gegenwart, sei es in weit entlegener Vergangenheit, gewahrten, griff nach ihm die Dichtung als dem würdigsten Stoff für ihre Gebilde. Angeekelt von französischem Kosmopolitismus und seiner schablonenhaften Gleichmacherei umklammerte sie mit innigster Liebe den

Digitized by Google

heimischen Boden und Alles, was auf ihm gewachsen. In der sie umgebenden Wirklichkeit glaubte sie nur auf den untersten Stufen der Gesellschaft, in der friedlichen Enge kleinbürgerlichen und ländlichen Stillebens die echten Athemzüge der Volksseele belauschen zu können, sie schienen ihr aber um so voller und kräftiger, je mehr sie den Blick zurückwandte in eine ferne Vorzeit. Die leibliche Tochter unseres wiedererwachten nationalen Selbstgefühls ist auf solche Weise jene Romantik gewesen, welche vom Beginn bis in die Mitte dieses Jahrhunderts die gesammte Kunst durchdrang und der erst in unseren Tagen ein rühriger Realismus die Herrschaft streitig zu machen anfängt. Im Reich der Töne war ihr genialster Vertreter der Schöpfer unserer deutschen Oper, Karl Maria von Weber. Von ihr empfing auch Löwe die künstlerische Weihe; was in seiner Seele erklungen, wurde lediglich durch die Berührung mit ihrem Geiste geweckt, sie ist das befruchtende Element gewesen, dem seine Phantasie allen Segen verdankt. Gleich dem Sänger des Freischütz, Romantiker vom Scheitel bis zur Sohle, aber an Kraft und Ursprünglichkeit des musikalischen Vermögens unendlich hinter ihm zurückstehend, mußte er auf die anspruchsvolle Weite der Bühne verzichten, um dafür in dem bescheidenen Rahmen der erzählenden Dichtung die seinem Wesen gemäße Bethätigung zu finden. Wir haben gesehen, daß er in der Production aller Zeiten und Völker nach Unterlagen für seine Schöpfungen gesucht, aber am meisten hing doch sein Herz an unserm heimatlichen Sagenschatz und den charakteristischen Gestalten des deutschen Mittelalters, den Kaisern, Bischöfen, Mönchen, den Rittern und Reisigen, den Edelfrauen und Pagen. Ein Uhland der Musik, hat er diese bunte phantastische Welt mit dem holdesten Zauber der Töne verklärt. Von Leben und Gesundheit strotzt seine Muse, sobald sie echt nationale Stoffe ergreift, entweder die letzten Reste des uralten heidnischen Glaubens oder geschichtliche, aber durch den Ablauf der Jahrhunderte mit dem Duft und Schleier der Poesie umsponnenen Ueberlieferungen. Wir erinnern z. B. nur an Elvershöh, Held Harald, Herr Oluf, Herr Heinrich, Die Glocken zu Speyer.

An dem gewaltigen Musikverbrauch der Gegenwart finden wir die Löwe'schen Balladen keineswegs in dem Maße betheiligt, als es ihrem Werthe entsprechen würde. Trotz ihres echt deutschen Gehaltes, ihres Verhältnisses zum Volkslied, sind sie, ein paar ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, nie ein Gemeingut der Massen geworden. Gleich achtlos pflegen an ihnen die meisten Sänger von Beruf und fast das gesammte Dilettantenthum vorüber zu eilen. Den Ersteren gelten sie für undankbar, weil sie allen gefallsüchtigen Künsten das Spiel verderben, die Stimme nur zur Dienerin des Wortes machen, ihr schlechterdings wehren, durch luxurirenden Tonreiz oder gleißende Bravour um Beifall zu werben. Noch aus manchen anderen Gründen haben diese Sachen im Concertsaal einen mißlichen Stand. Der Mehrzahl nach zu umfangreich für die Ungeduld des großen Publicums, vermögen sie nur dann zu wirken, wenn dem Ohr keine einzige Silbe des Textes verloren geht. Da selbst die deutlichste Aussprache solches nicht immer leistet, muß der Hörer durch die genaueste Bekanntschaft mit der Dichtung auf das Verständniß und den Genuß der an die Worte innig geschmiegten Musik vorbereitet sein Dem Gesangesbedürfniß der Dilettanten bietet die Löwe'sche Ballade zu wenig greifbare, durch die Elementargewalt der Töne wirksame Melodie. Diejenigen aber, die nicht allein von der sinnlichen Schönheit, sondern auch von der tiefern Bedeutung eines Kunstwerks

Digitized by Google

sich fesseln lassen, werden meist durch die Schwierigkeit der Ausführung zurückgeschreckt. Für den Tenor ist die vom Componisten bevorzugte Tonlage etwas zu tief, für den Bariton zu hoch. Dabei fordert die schlagkräftige, lediglich auf den Sinn der Dichtung bedachte, ihr durch allen Wechsel der Stimmung folgende, keine harmonische oder modulatorische Härte scheuende Weise der Charakteristik von der nachempfindenden Phantasie des Sängers die prompteste Raschheit und Beweglichkeit, von seinem Organ unfehlbare Fertigkeit im Treffen und zugleich die sicherste Herrschaft über sämmtliche Mittel des musikalischen Ausdrucks. Zu dem Dilettantenthum, das unser Haus und unsern Salon mit Sang und Klang erfüllt, stellt das schöne Geschlecht das bei Weitem zahlreichere Contingent; in seinem Munde pflegt jedoch diese Tonsprache machtlos zu verhallen. Trotz dem Allen zweifeln wir nicht daran, daß früher oder später Löwe wenigstens mit dem Besten, das er geschaffen, hinaus treten wird aus der enggeschlossenen Gemeinde seiner Freunde und Bewunderer, um Liebe und Dank zu finden, wo auch nur den Segnungen deutscher Tonkunst in den Herzen der Menschen eine Stätte bereitet ist. Er kann geduldig seine Zeit abwarten, denn, was wirklich aus dem Geiste geboren ward, muß sich im Leben seinen Platz gewinnen.

Digitized by Google

Chambre Garnie.

Novelle von **S. Junghans.**

(Schluß.)

Walther hatte bald nach der Schlittenfahrt eine Einladung zu einer Abendgesellschaft im Ternow'schen Hause erhalten. Als er ziemlich spät in die hellen Zimmer trat, bewegte sich dort schon eine zahlreiche Gesellschaft. Er sah sich, nachdem er Frau Ternow begrüßt hatte, nach der Tochter des Hauses um; sie stand Auge in Auge mit Herrn Ronald d'Orville in einer Fensternische und sprach mit gedämpfter Stimme eifrig zu ihm; aus dem unbewachten Werktagsausdruck auf ihrem Gesicht schloß Walther, daß es sich um irgend eine Einrichtung, vielleicht für den Abend handle, deren Nothwendigkeit die schöne Amélie ihrem etwas schwer begreifenden Bräutigam klar zu machen schien. Er stand vor ihr, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, in einer lässigen, uneleganten Haltung, die dem feingewöhnten Walther einer Dame gegenüber fürchterlich vorkam. Sobald Fräulein Ternow den Assessor gewahr wurde, brach sie mit einer etwas gebieterischen Handbewegung gegen Herrn Ronald das Gespräch kurz ab und trat dem Neuangekommenen entgegen, lächelnd und strahlend mit den dunkelrothen Blumen im glänzenden Haar, in einer Toilette, welche, das sah Walther mit einem Blick, diejenigen aller übrigen anwesenden Frauen weit hinter sich ließ. Sie reichte ihm die Hand mit dem tadellosen, theuern Handschuh; Walther dachte an eine andere noch schlankere Hand, eine fleißige, geschickte Hand, welche immer zu zittern pflegte, wenn er sie in die seinige nahm, und in diesem Augenblick kam ihm das Bewußtsein, jenes Mädchen in der kleinen, schlichten Stube zu kennen, wie ein kostbares Eigenthum vor.

„Es ist schön, Walther, daß Sie noch kommen; aber warum haben Sie sich nicht einmal ohne Einladung bei uns sehen lassen?" Und sie blickte ihn vorwurfsvoll an. „Wollen Sie wieder hier mit Ihrer Gegenwart kargen?"

Walther betheuerte, eine solche Absicht liege ihm sehr fern, und erklärte sein spätes Kommen; dann fragte er nach Fräulein von Stauffen, da er ihr seine Aufwartung zu machen wünschte.

„Ach, lassen Sie Fräulein von Stauffen, für die ist noch immer Zeit! Dort steht sie, sehen Sie, bei Ihrem Freund Colmar. Kommen Sie, Walther, setzen Sie sich hierher zu mir."

Sie winkte ihn zu einer kleinen Causeuse, um die man aus breitblätterigen hohen Pflanzen in prächtigen Gefäßen eine Art Laube geschaffen hatte; es war ein trauliches Plätzchen für ein tête à tête.

„Wissen Sie", sagte Amélie, indem sie die feine Fußspitze im Atlasschuh vorschob und gedankenvoll betrachtete, „daß ich die Absicht hatte, Ihnen ma belle cousine zuzuwenden?"

Sie sah ihn jetzt neckend von der Seite an.

Digitized by Google

Er lachte. „In der That, mein schönstes — ich wollte sagen, mein gnädigstes Fräulein? wirklich „gnädig", da Sie mich mit einem solchen Kleinod beglücken wollten. Aber Sie reden, als ob Ihre Absicht eine Aenderung erfahren hätte; ich wäre untröstlich darüber."

„Sie sehen gerade so aus! Nein, danken Sie es Ihrem Glücke, daß ich meinen Racheplan aufgegeben habe. Ja, lachen Sie nur, meinen Racheplan: ich wollte Sie strafen für Ihr Fortbleiben von hier, indem ich Ihnen eine Liaison mit ihr anzettelte. Der erste, leichtere Theil meines Planes, Clementine in Sie verliebt zu machen, war mir, wie ich hoffte, gelungen, da kamen Sie von selbst und entwaffneten mich durch Ihre Gegenwart."

„Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein. Erst eröffnen Sie mir eine reizende Aussicht und dann machen Sie muthwillig ein Zerrbild daraus."

„Um's Himmels Willen, Walther, reden Sie im Ernst? Die langweilige, sentimentale Clementine . . ."

„Ich finde Fräulein von Stauffen recht angenehm", sagte Walther mit unbewegter Miene. „Sie nennen sie langweilig — mir kommt sie munter und anregend vor; sehen Sie, wie sie mit dem beneidenswerthen Colmar scherzt und lacht! Und wie vortheilhaft sie aussieht", fügte er boshaft hinzu.

„Wirklich, Walther, Sie sind unausstehlich! ein grünes Ueberkleid und grüne Schleifen zu semmelblondem Haar! Finden Sie ihr Haar vielleicht auch hübsch? Ach, Sie lieben die Blonden! ich vergaß, daß Ihre interessante Hausgenossin, das Opfer unserer Schlittenfahrt, auch hellblond ist."

Walther erwiederte zwar alsbald scherzend, er habe allerdings stets eine Vorliebe für Blondinen gehegt, aber war doch merklich unter dem unerwarteten Stiche zusammengezuckt.

„Nun, dann verdiene ich mir gewiß Dank, wenn ich Sie meiner Cousine so bald wie möglich zuführe", sagte sie auf seine letzte Bemerkung und fügte hinzu: „Ach, Walther, Sie sind heute schlimm und undankbar."

Dabei traf ihn ein sengender Blick: er lächelte unter demselben. „Ein Spielzeug, welches manchmal zeigt, daß es empfindet, ist doch gewiß für eine stolze Schöne weit interessanter, als ein lebloses", sagte er. „Sie wissen, die Katze, die schöne, grausame, spielt am liebsten mit der lebendigen Maus."

„Welch' ein abscheulicher Vergleich! Hier, Clementine, ich überlasse Dir den Assessor", sagte sie zu der jungen Dame, welcher sie sich genähert hatten; ich verbanne ihn für den ganzen Abend aus meiner Nähe. Werden Sie es glauben, Colmar, daß er mich eben mit einer Katze verglichen hat!"

Ein wenig Verstimmtheit durchklang den scherzenden Ton; sie schwebte fort und war bald der Mittelpunkt einer Gruppe, welche sie durch übermüthige Laune zur Bewunderung hinriß. Die Herren der Gesellschaft hatten Ursache, Fräulein Ternow, die Tochter des hohen

Digitized by Google

Beamten, für eine bezaubernde Wirthin zu halten, die Damen fanden sich weniger begünstigt, da Amélie sie alle rücksichtslos überstrahlte. Nur einmal noch im Laufe des Abends zog sie sich aus ihrer centralen Stellung zurück und hatte eine Unterredung mit Colmar.

Indessen saß Walther mit Clementine in der Laube. Er hatte sich heute viel mit ihr unterhalten, empört über die kaltherzige Coketterie Amélie's, mit der sie ihre ahnungslose Verwandte, ihren Gast, unbedenklich preisgab, und es hatte ihm diese Unterhaltung durchaus kein Opfer gekostet. Bei der Gesellschaft war er doch nur mit halber Seele, so ließ er denn das Fräulein nach Herzenslust schwärmen von ihren romantischen Liebhabereien, von der Waldeinsamkeit im heimatlichen Park und vom Mondschein im Schloßgarten; seine geduldige Aufmerksamkeit entzückte sie; ihm that die Herzensgüte wohl, welche bei ihr trotz der überspannten Grillen durchbrach. Jetzt saßen Beide unter den breiten Palmenblättern und er hatte sich in den Schatten zurückgelehnt, während das Licht aus der sanftschimmernden Ampel, die über der seidenen Causeuse und den Prachtgewächsen hing, voll auf den blonden Scheitel und die grünen Schleifen des Fräulein von Stauffen fiel.

Walther fühlte sich matt und abgespannt; daß er in Folge dessen langsam und leise sprach, hatte einen großen Reiz für Clementine, die diesem Ton dem Orte — dem traulichen Bereiche der Palmen — und dem Gesprächsthema — sie redete über lyrische Dichtung — ganz besonders angemessen fand. Er hörte ihr aufmerksam zu — ein leichtes Gähnen dann und wann wußte er als gesellschaftgewohnter Mann zu verbergen — da sie ihre Lieblingsdichter nannte; eben hatte sie ihm ihren Longfellow-Cultus gestanden. „Treiben Sie Englisch, Herr Assessor?" fragte sie jetzt.

„Ein wenig, gnädigstes Fräulein; ich habe, ermessen Sie daraus meinen Eifer für belletristische Studien, als hartarbeitender Secundaner einmal Privatstunde genommen, um Shakespeare im Original lesen zu können."

„Ach, Shakespeare's Werke sind auch reizend, doch sehr schwer verständlich. Aber Longfellow's Gedichte müssen Sie wirklich kennen lernen..."

„Ich werde sie mir morgen kaufen."

„Das wäre sehr hübsch von Ihnen. Oder" — es kam ihr ein kühner Gedanke — „ich könnte sie Ihnen auch leihen; ich habe das Buch immer bei mir. Ich will dann die Gedichte anstreichen, welche mir am besten gefallen."

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein gnädiges Fräulein. Erlauben Sie, daß ich mir das Buch bei Ihnen hole?"

Ein anderes Paar, welches Walther und Clementine seit einigen Minuten von fern beobachtete, ahnte nicht, auf welchem unverfänglichen Gebiete sich die Beiden unter den Palmen bewegten. Es war die Tochter vom Hause und Colmar. Um des Letztern Lippen lag sein schlimmstes Lächeln, während Amélie's Augen bitterböse funkelten, als sie Walther

Digitized by Google

sich vorbeugen und andächtig an den Lippen Clementinens hängen sah, die ihm eben ein Gedicht recitirte.

„Sehen Sie“, sagte Amélie rasch und leise, „wie vertraut! Und sie sind fast den ganzen Abend zusammen gewesen! Wollen Sie ruhig zusehen, Colmar? ich sage Ihnen, Clementine ist reich.“

„Ich habe kein Glück, gnädiges Fräulein; und nun gar mit Walther zu rivalisiren darf ich mir nicht beikommen lassen. Er erscheint — und siegt. Es ist merkwürdig, wie leicht er es bei den Damen hat. Auch sie verziehen ihn, dünkt mich.“

Sie zog die Lippen zusammen und ballte, in den Falten ihres duftigen Kleides, die Hand. Da trat d'Orville hinzu. Er hatte gut gegessen und der Wein hatte seine Stimmung erhöht; mit etwas freier Galanterie legte er jetzt den Arm um die weißen Schultern seiner Braut. Sie fuhr herum wie außer sich, faßte sich aber alsbald genügend, um mit einiger Mäßigkeit die Liebkosung abzuschütteln. „Ach, laß das jetzt, Ronald“, sagte sie mürrisch. Aber der Wein hatte ihm den Muth gegeben, welcher ihm sonst, der feinen, zierlichen Braut gegenüber, im Bewußtsein seiner Ungeschliffenheit abging; er umfaßte sie von Neuem und murmelte halb scherzend, halb drohend: „Nur nicht immer zu schnippisch, Herzchen; einmal mußt Du Dich doch an dergleichen gewöhnen. Du hast Deinem Bräutigam heute Abend auffallend wenig von Deiner Gesellschaft gegönnt. Komm, die Leute könnten sonst denken, wir ständen nicht gut miteinander.“

Damit ergriff er ihre Hand nicht eben zart am Knöchel, und legte ihren Arm in den seinen; sie folgte jetzt ohne ein weiteres Wort. Colmar wurde ziemlich unhöflich stehen gelassen: „Der Blaubart“, lächelte er vor sich hin.

Amélie ging am Arm ihres stattlichen Bräutigams langsam durch die Zimmer; sie hatte sich in ihre Rolle gefunden, ihre helle Stirn war glatt und als sie an Walther und Clementine vorbeikam, lächelte sie übermüthig über die Zwei hin und warf der Cousine eine Kußhand zu.

Die Gäste begannen jetzt aufzubrechen. Als Walther und Colmar vor Fräulein Ternow standen, um sich zu verabschieden, sagte sie mit etwas scharfer Betonung zu dem Ersteren: „Sie werden doch nun wol kein so seltener Gast in unserm Hause mehr sein, da meine Cousine Ihren Besuch mit eben solchem Vergnügen sieht, wie Mama und ich; nicht wahr, Clementine?“

„Der Herr Assessor hat mir versprochen, sich morgen den Longfellow bei mir zu holen“, erwiederte Fräulein von Stauffen unbefangen.

„Ah, das ist ja prächtig“, meinte Amélie gedehnt. „Kommen Sie zum Frühstück und leisten Sie Ronald bei seiner Cigarre, die ich ihm dann gestatte, Gesellschaft. Wir frühstücken um Zwölf. Colmar, Sie kommen natürlich auch?“

„Wenn es mir meine Amtsgeschäfte erlauben“, lachte dieser, während Walther sich tief verbeugte. „Sie sah aus, als beabsichtige sie Dich morgen mit der Chokolade zu vergiften“, sagte Colmar, als Beide auf der

Digitized by Google

Straße waren. Die Naivetät ist erbaulich, mit der sie immer noch Rechte auf Dich geltend macht. O, die Frauen! Und man fühlt sich doch auch ein wenig durch dergleichen Inconsequenzen geschmeichelt, nicht wahr?"

„Ich nicht", sagte Walther trocken. „Ich gehe morgen nicht hin! der Longfellow hat Zeit."

„Nun, ich würde doch an Deiner Stelle das Eisen schmieden, et caetera; Du kennst das Sprichwort."

„Ich verstehe Dich einmal wieder nicht."

„Irre ich mich, wenn ich annehme, daß Fräulein von Stauffen oder Fräulein von Stauffen's Rittergut einigen Eindruck auf Dich gemacht habe?"

„Ah so! Nein, Du irrst Dich nicht."

„Schön, daß Du das zugiebst, ich hätte sonst am Ende unfreundschaftlicher Weise Deinen Pfad gekreuzt."

„Wenn Dich Dein Weg auch in diese Richtung führt, lieber Freund so lasse Dich durch mich nicht beirren. Sehe Jeder, wie weit er komme."

„Das heißt, Du erlaubst mir, dem blonden Fräulein auch bei Gelegenheit den Hof zu machen?"

„Erlauben? Kann ich Dir das wehren?"

„Nun, Du siehst, ich lasse mit mir reden, und es handelt sich darum, ob Du mir es wehren möchtest, wenn Du könntest."

„Komm, laß mir meine süßen Geheimnisse", lachte Walther, froh, den schlauen Colmar irre gehen zu sehen. „Uebrigens bist Du noch viel zu jung, um an's Heirathen zu denken, während ich, wie Du weißt, meinem Onkel keinen größern Gefallen thun könnte, als ihm recht bald meine Verlobungskarte zu schicken."

„Nun, ich werde mir die Sache überlegen", sagte Colmar seinerseits lachend, und die jungen Männer trennten sich, Colmar, welcher ein halb practisches, halb grillenhaftes Interesse daran hatte, über die Absichten seines Studiengenossen im Klaren zu sein, war so klug wie zuvor, und auch die nächsten Tage brachten für ihn kein Licht in die Sache.

An einem dieser nächsten Tage war es, daß Walther, der im Ternow'schen Hause endlich seinen Besuch gemacht und dort nur Fräulein von Stauffen getroffen hatte, nachdenklich die Treppen zu seiner Wohnung hinaufging und sich vor Christinen befand, die rasch herunter kam. Sie sah ihn verwirrt und ängstlich an, als sei es ein Unrecht, eine Kühnheit von ihr, ihm hier zu begegnen und wollte in ihrer Hast vorüber, ohne ihm guten Tag zu bieten. Er trat einen Schritt rückwärts, sodaß er ihr noch einmal gegenüber stand.

„Nun, Fräulein Christine, kennen Sie mich nicht mehr?" damit hatte er ihre Hand ergriffen.

Christine war in unbeschreiblicher Verlegenheit, weil sie dachte, er müsse ihr ansehen, was sie in den letzten Tagen seinetwegen gelitten. Durch die gesenkten Lider hindurch fühlte sie auch, wie seine Augen forschend auf ihrem Antlitz ruhten. Sie war bleicher, als er sie noch gesehen

Digitized by Google

hatte und die tiefen Schatten unter ihren Augen zeugten von kummervollen Tagen und Nächten.

„Sie sprechen nicht; Sie sind krank. Der Schrecken neulich hat Ihnen doch geschadet" — er wußte wol, daß er nicht die Wahrheit sprach — „warten Sie, ich werde mehr nach Ihnen sehen."

Das Mädchen hatte sich endlich gefaßt und es zuckte sogar wie leiser Spott um ihren feinen Mund, als sie sagte: „Ich versichere Sie, daß ich gar keine Folgen von dem kleinen Unfall gespürt habe; bitte, lassen Sie meine Hand los, Herr Assessor, ich muß weiter. Krankenbesuche brauche ich nicht; ich weiß, Sie haben viel zu thun."

„Christine — "

„Herr Assessor . . ." Jetzt brachte sie es fertig, ihre Augen, die dunkler geworden zu sein schienen, zu ihm aufzuschlagen, aber auch jetzt ertrug sie seinen Blick nicht. Das Blut stieg ihr jäh in die Wangen, mit einem leisen Gruße eilte sie fort.

Walther ging lange in seinem Zimmer auf und ab, indem er sich mit heimlicher Wonne jedes der wenigen Worte Christinens, jeden Zug ihrer beweglichen Mienen, jedes Niederschlagen der langbewimperten Lider, jedes Erröthen im Geiste wiederholte. Hier war keine Coketterie, aber auch nicht das ganz unbewußte sich Hingeben, welches den Sieg zu leicht erscheinen läßt; mit unendlicher Anmuth schien sie das Schicksal, ihn lieben zu müssen, halb zu beklagen, halb sich willig darein zu ergeben. — Aber nun war es auch aus mit seinem vernünftelnden Sichfernhalten; an demselben Abend noch stand er vor der Thür der Frauen.

Christine hob den Kopf, von der Arbeit, als er eintrat und es brach freudig aus ihren Augen. Diesmal hatte sie gewußt, daß er kommen würde. Die Mutter dagegen schien von dem Besuche weit weniger erbaut und machte nach ihrer Art nicht viel Hehl daraus. Sie wich diesmal nicht von ihrem Platze, mahnte Christine, wenn sie sich, um Walther zu antworten, in die Höhe richtete und die Hand ruhen ließ, in mürrischem Tone, daß die Stickerei noch heute Abend fertig werden müsse, sah oft nach der Uhr und that überhaupt das Mögliche, um den Argwohn, welchen Walther jüngst gegen sie gefaßt hatte, als begünstige sie seine Annäherung, auf das Gründlichste zu widerlegen.

Der junge Mann war heimlich erfreut darüber; das Mädchen gegen ihren Willen sich eigen zu machen, erschien ihm weit reizender noch. Als er sich nach kurzer Zeit erhob, stand die Frau auch sogleich auf und trat zwischen die jungen Leute; es war ihm nicht einmal erlaubt, die liebe Hand einen Augenblick in seine zu nehmen.

Aber unter diesem äußern Zwange wuchs der Muth des sonst scheuen Mädchens. Zwar sprach sie nichts, als die Mutter mit unfreundlicher Kälte den Besucher sich verabschieden ließ, ohne diesmal ein Wort von Wiederkommen zu sagen; doch ihr Blick suchte zum ersten Male den seinen und in ihren Augen lag Heiterkeit, lag Zusage.

Dann vergingen wieder mehrere Tage, ohne daß es dem Assessor geglückt wäre, Christinen auch nur einen Augenblick zu sehen. Er ver-

Digitized by Google

fiel darauf geduldig vor der Stickereihandlung, zu welcher sie, wie er wußte, ihre Arbeiten brachte, auf und ab zu wandern, aber sie kam nicht. War sie etwa krank? Welchen Vorwand konnte er ersinnen, um ihr Zimmer noch einmal zu betreten, da ihm die Frau so deutlich gezeigt hatte, wie wenig willkommen er dort sei? Er hatte gelauscht und gehofft, die Letztere ausgehen zu hören, um dann Christinen ungestört sprechen zu können, aber vergebens; auch die Mutter schien die Wohnung nicht zu verlassen; es wurde ihm fast zur Gewißheit, daß eine der beiden Frauen krank sein müsse. So sinnend und zweifelnd ging er auf der Straße hin, da fiel ihm ein einfaches Mittel ein, sich Sicherheit zu verschaffen; er wunderte sich nicht früher daran gedacht zu haben und rasch schritt er jetzt seiner Wohnung zu, als er sich angerufen hörte: „Walther, Walther! wohin so eilig?“ Es war Colmar, der nun ohne Weiteres seinen Arm in den des Assessors schob.

„Schon seit einigen Tagen suche ich Deiner habhaft zu werden“, begann er; „es war mir unbegreiflich, wo Du steckteſt. Deine Mittagsstunde hast Du verlegt, man sieht Dich nicht mehr bei Tische, in keiner Kneipe bist Du zu treffen ... ich habe doch früher nie anachoretische Neigungen bei Dir bemerkt.“

„Ich hatte viel zu thun, das war Alles“, entgegnete Walther; daß er den allzugern fragenden Gefährten vermieden hätte, war ihm selber kaum klar geworden.

„Auch Fräulein von Stauffen setzest Du auf wirklich homöopathische Dosen Deiner Gegenwart.“

„Zum Henker mit Fräulein von Stauffen“, dachte Walther. „Hast Du die Ternow'schen Damen seit der Soirée gesehen?“ fragte er ausweichend.

„Ich? Das versteht sich; ich bin fast täglich dort gewesen.“

„Ei, Freund Colmar, ist das unser Uebereinkommen?“

„Mein Bester, besinne Dich nur, mir hast Du volle Freiheit gegeben; was geht es mich an, wenn Du die Deinige so schlecht nutzest. Uebrigens bist Du auch abwesend ein gefährlicher Rival: es ist Dir gelungen, die blonde Clementine zu piquiren; wenn ich mich dienstbeflissen bei ihr einfinde, so ist ihr drittes Wort die Frage, wo ich denn „meinen Freund“ gelassen habe.“

Da sich Colmar bemühte, hier die hochliegende Stimme des Fräuleins nachzuahmen, lachte Walther hell auf: „Ich werde morgen hingehen, um ihr zu berichten, wie sehr mich Longfellow entzückt“, sagte er übermüthig. Daß das schöngebundene Buch auf seinem Bücherbret bisher nur von den leichten Fingern Christinens berührt worden war, wenn sie den Staub abwischte, behielt er auch Colmar gegenüber für sich.

„Und jetzt? wohin gingst Du so ungeheuer eilig?“

„Ich wollte nach Hause.“

„Nach Hause, mit jenen Riesenschritten?“ sagte Colmar ungläubig; „ich habe noch nie einen Menschen, bei dem nicht etwa Feuer ausgebrochen war, so hastig „nach Hause“ gehen sehen.“

Digitized by Google

„Ich muß arbeiten; ich habe dem Procurator Grau versprochen, ihm einen Auszug aus den B.'schen Acten zu liefern."

„Das ist langweilig! ich hatte gehofft, Du würdest mit zu Broglia gehen; ich wollte Dich zu dem Zwecke abholen, weißt Du."

Colmar hatte kommen wollen, hatte jetzt kommen wollen, gerade zu der Zeit, wo Walther sich bei den Frauen befunden hätte! und er würde mit seinem Spürsinn diese Thatsache gewiß ausfindig gemacht haben! Walther war so froh, diesen Möglichkeiten entgangen zu sein, daß er jetzt willig mit dem Dränger die seiner Wohnung entgegengesetzte Richtung einschlug. So verging auch dieser Tag wieder, ohne daß er Christinen sah. Als er spät heimkehrte, blieb er einen Augenblick an ihrer verschlossenen Thür stehen. Ob sie wol noch wachte? ob sie seinen Schritten lauschte? Vielleicht — ja, er durfte es sich gestehen, gewiß fast — horchte sie und dachte seiner, und ihre Gedanken begegneten sich.

Der Besuch in der Weststraße am nächsten Morgen unterblieb von Seiten Walther's; dagegen fand sich Colmar im Ternow'schen Hause ein und wurde von dem Diener sogleich nach Amélie's Boudoir geführt. In dem Besitze eines solchen befand sich die junge Dame erst seit ihrer Verlobung; sie hatte in ihrer schlauen Weise darauf bestanden als auf einer Einrichtung, mit der sie ihrem Bräutigam zu imponiren hoffte. Er sollte nicht denken, wenn er sie nach ihrer Verheirathung mit Luxus und Pracht umgab, daß ihr das etwas Ungewohntes sei; sein Verhältniß zu ihr konnte dadurch leicht einen Beigeschmack bekommen, der ihr unerwünscht gewesen wäre.

Colmar's rascher Blick glitt über die reiche Ausstattung des kleinen Zimmers hin, über die gewählten Stiche an den Wänden, die kleine, glänzend neue Bibliothek, das Piano, die Staffelei, den eleganten Nähtisch, die Blumen, die Inseparables im prächtigen Käfig — und ein flüchtiges Lächeln spielte um seine Lippen. Er setzte sich in einen der niedrigen Sessel und hatte eben einen auf dem Tisch liegenden Prachtband aufgeschlagen und mit curios in die Höhe gezogenen Augenbrauen zu lesen angefangen, als Amélie eintrat.

Das Mädchen besaß eine gefährliche Neigung zur Intrigue und hatte in Colmar einen Gesinnungsgenossen erkannt. Deshalb gestattete sie ihm einen Einblick in ihr seltsames Interesse für Walther; sie fühlte, daß er ihr die Hand bieten würde, wenn es ihr einfallen sollte, sich an dem Assessor für seine Gleichgiltigkeit zu rächen.

„Haben Sie Walther kürzlich gesehen?" fragte sie jetzt rasch nach vertraulichem Gruße, indem sie mit hastiger, einförmiger Bewegung die Falten ihres hellen Morgenkleides glättete. „Was thut er, warum kommt er nicht hierher?"

„Fräulein von Stauffen sagte mir, wenn ich nicht irre, daß Walther Sie seit der Soirée besucht habe."

„Ja, ja, ganz recht; einmal — ich ließ ihn nur Clementine finden. Aber seitdem? warum wiederholt er seinen Besuch nicht?"

Colmar zuckte die Achseln. „Ich muß gestehen", sagte er, „daß mir

Digitized by Google

bis jetzt zu dem Benehmen meines geschätzten Freundes der Schlüssel fehlt. Er giebt vor, viel zu thun zu haben; gestern Abend entdeckte ich ihn, wie er mit großen Schritten über die Straße ging, in der Richtnng nach seiner Wohnung hin. Ich holte ihn ein: er hatte nach Hause gewollt, um eine nothwendige Arbeit zu machen. Als ich ihm aber sagte, wie ich die Absicht gehabt habe, ihn dort aufzusuchen, drehte er sich sofort mit mir herum, als dränge es ihn, mich aus dem Bereiche seiner Wohnung zu bringen. Wir haben dann zusammen ein Glas Wein getrunken, ohne daß er redselig geworden wäre."

„Glauben Sie, daß er Clementinen mag, Colmar? Antworten Sie gleich aufrichtig, damit wir Zeit sparen?"

Colmar lächelte über die Andeutung, welche in den letzten Worten lag. „Das läßt sich nicht so leicht beurtheilen, gnädiges Fräulein", sagte er dann bedächtig. „Uebrigens wollte er heute Morgen zu ihr gehen."

„Er ist nicht gekommen", erwiederte sie tonlos, zog die Lippen zusammen und blickte brütend vor sich hin.

„Da! klingelt es nicht eben?" — Beide horchten. Es war ein weiblicher Besuch. „Ich werde Walther ferner beobachten und Ihnen mit der Zeit Bericht erstatten, Fräulein Amélie", sagte endlich Colmar nach längerer Pause, mit seinem leisen Lächeln.

„Lachen Sie nicht, Colmar", rief Amélie irritirt. „Mich ärgert diese Geschichte. Vergessen Sie nicht, daß ich auch noch herauszubringen habe, weshalb Walther mir keinen Antrag gemacht hat. — Ich glaube bestimmt, er ist irgendwie „beschäftigt". Sollte er am Ende doch ein Verhältniß mit dem blassen Mädchen in seinem Hause haben! Der Geschmack der Männer ist oft wunderlich."

„Ich weiß es nicht. Früher pflegte Walther seine verliebten Gedanken, Hoffnungen et caetera in mein Freundesherz auszuschütten; in diesem Falle — das heißt, wenn er einmal verliebt ist, was ich stark vermuthe — bleibt er undurchdringlich. Sie wissen, wie ich ihn am Tage der Schlittenfahrt sondirte."

„Ja, aber nicht gerade geschickt; ich fürchte sogar, daß Sie sich damals für immer um die Rolle des Vertrauten bei Walther gebracht haben."

„Um Ihretwillen sollte mir das leid sein, gnädigstes Fräulein. Ich will versuchen, mir meinen Posten in der Nähe seines Herzens, der mir — Ihnen sei es gestanden — zu Zeiten wie die vorhin angedeuteten ziemlich beschwerlich war, wieder zu erringen."

„Gut; und bewegen Sie ihn dazu, hierher zu kommen; bringen Sie ihn, heute, morgen, wann Sie wollen!"

„Sobald es mir möglich ist." — Es klingelte wieder. Amélie, deren scharfes Ohr die Stimme im Flur leicht unterschied, biß sich auf die Lippen; „Das ist d'Orville; er braucht Sie durchaus nicht hier zu finden. Er geht erst zu Mama und kommt dann durch jene Thür; gehen Sie hier durch, Colmar, bitte."

„Das ist ja ein förmliches Abenteuer", lachte er. „Ihr Dienst ist

Digitized by Google

gefährlich, Gnädigste; Sie verlangen sowol Klugheit als Kühnheit von Ihren Getreuen."

„Ach, d'Orville ist nicht so schlimm, wie er aussieht, aber eilen Sie, bitte — da kommt er schon . . ."

Sie schob den jungen Mann hinaus. „Ich merke, sie kennt den schwarzen Amerikaner", dachte er, als er eilig durch den Flur schritt und ordentlich froh war, da sich die Hausthür hinter ihm schloß. „Er brutal und sie falsch — sie ergänzen einander gewissermaßen . . . es giebt ein Musterpaar." — Er ging für jetzt nach seiner Wohnung und beschloß, am Abend Walther aufzusuchen.

Dieser hatte die Dämmerung, welche ihm freie Zeit brachte, kaum erwarten können, um den gestern vereitelten Versuch, Christinen zu sehen, heute zu wagen; er sehnte sich unglaublich danach, wieder einmal herzlich mit ihr zu sprechen. Jetzt stand er vor der Thür und klopfte. Die Mutter rief herein und erhob sich bei seinem Eintritt sofort. Christine saß am gewohnten Platze: sie war bleich und der alte, müde Ausdruck, der ihr wieder um Augen und Stirn lag, ging ihm an's Herz.

Er fragte, ob kein Brief für ihn angekommen und vielleicht hier abgegeben worden sei. „Ihre Briefe werden Ihnen stets auf's Zimmer gelegt, Herr Assessor", sagte die Frau scharf; sie merkte offenbar den Vorwand; „wenn mich Christine nur auch versteht", dachte Walther. Er bat um Entschuldigung wegen seiner Störung und wollte sich zögernd zurückziehen, da stand Christine auf und sagte ruhig: „Ich habe dem Briefträger eine Zeitung für Sie abgenommen; vielleicht habe ich dieselbe verlegt. Erlauben Sie, daß ich mitgehe und nachsehe?"

Er folgte ihr. Die Mutter, welche niemals widerstand, wenn Christine entschiedenen Willen zeigte, sagte nichts. In Walther's Zimmer angekommen ging das Mädchen zum Schreibtisch und nahm die Zeitung zur Hand. „Das Paquet lag oben auf", sagte sie lächelnd; „Sie hätten es leicht finden können."

„Ich habe gar nicht gesucht; Christine, wußten Sie nicht, daß ich nur kam, um Sie zu sehen?"

„Ich dachte es", sagte sie leise mit einem glücklichen Lächeln.

Er ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Lassen Sie, ich muß fort — "

„Darf ich Sie nicht mehr besuchen?"

„Die Mutter hat es nicht gern; sie meint —"

„Was meint sie?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, ich muß fort."

„Christine, wann werde ich einmal wieder ungestört mit Ihnen plaudern können? Wir waren so glücklich zusammen . . .?"

Sie seufzte: Warum wich er sofort den unfreundlichen Blicken der Mutter? Hatte er sich früher gedankenlos dem Reiz des Augenblicks hingegeben, daß er jetzt vor dem ersten Widerstande zurückschreckte? Sie mußte noch einmal ordentlich mit ihm reden. „Ich will der Mutter sagen, ich müsse heute noch lange arbeiten, und dann, wenn sie zu Bett gegangen

Digitized by Google

iſt, einen Augenblick auf den Flur kommen", flüſterte ſie haſtig und dann eilte ſie fort. Die kleine Scene hatte kaum zwei Minuten gedauert.

Die Mutter ſah nicht auf, als das Mädchen wieder eintrat; erſt nach einer Weile ſagte ſie: „Chriſtine, Dich hüten wie ein Kind kann ich nicht; Du biſt bis jetzt immer vernünftig geweſen, und ich habe es nicht nöthig gehabt. Ich bin eine einfache Frau; Du haſt mehr Verſtand als ich —"

„Mutter —"

„Laß nur; Das wirſt Du wol ſelber wiſſen — aber, das wollt' ich nur ſagen — es giebt eine Sache, darin werden auch die Verſtändigſten zu Thoren. Biſt Du etwa jetzt daran, Dir von dem Studirten den Kopf verdrehen zu laſſen, ſo wäre Dir beſſer im Waſſer, wo es am tiefſten iſt."

Chriſtine hatte kein Wort der Entgegnung. Die fröhliche, beſinnungsloſe Sicherheit des Glückes war ihr fern; ſie war ſo geneigt, das Schlimmſte von den Dingen zu glauben, wie es die Mutter nur ſein konnte. Aber dem Verlangen, den geliebten Mann heute noch einmal zu ſehen, wollte ſie nicht widerſtehen Sie mußte mit ihm reden; die Zuſammenkunft erſchien ihr, nachdem die Mutter ſo finſtern Schatten über ihre Liebe heraufbeſchworen hatte, nicht mehr wie eine Freude und ein Glück, ſondern wie eine Nothwendigkeit Sie arbeitete emſig weiter, zählte ihre Stiche, ohne ſich zu irren und fädelte geduldig die Perlen ein, und ſo verging die Zeit.

Von Walther war dieſe Ruhe fern. Er wunderte ſich ſelbſt über ſeine Aufregung, die ihn nicht an der Arbeit litt und ſeine Gedanken verwirrte. Endlich warf er die Feder hin, lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück und überließ ſich ſeinen Träumereien. Wie ſeltſam war dies ſein Gefühl für das ſtille Mädchen: er hatte geglaubt, recht viel Erfahrung in der Liebe zu haben, und nun erlebte er an ſich ſelber noch etwas Neues, Unbegreifliches. Von der erſten Schwärmerei des Primaners für die Tanzſtundendamen an bis zu dem jüngſten, aus Langeweile geborenen Verhältniß mit der Rentmeiſterstochter in der Kreisgerichtsſtadt, welches durch ſeine Verſetzung nach der Hauptſtadt zu Beider Glück gelöſt worden, hatte er ſo mancherlei für die Frauen empfunden, kürzlich noch das halb verächtliche Intereſſe an der ſchlimmen, ſchönen Amélie — aber dieſer ſtarke, übermächtige Zug zu dem geringern Mädchen, dies herzliche Wohlwollen für ſie, dieſe Sehnſucht nach ihrer Geſtalt und Stimme, wenn ſie fern war, dies Alles war neu, und was bedeutete es? Wozu jedoch darüber nachdenken! Gern ließ er das neue Gefühl, den holden Gaſt, mit all' der Unruhe, die ihn begleitete, in ſeinem Herzen wohnen, mochte er nun heißen wie er wollte. Er war aufgeſprungen und ging jetzt raſtlos im Zimmer auf und ab; wie langſam die Stunden ſchlichen — erſt halb neun! Da haftete ſein Blick, gedankenlos erſt, an dem Buche von Clementinen, von deſſen Rücken die goldenen Lettern im Lampenlicht glänzten, und es fiel ihm ein, daß es doch gerathen ſein dürfte, hineinzuſehen, ehe er es zurückerſtattete. So nahm er denn den roth und gol-

Digitized by Google

denen Octavband herab, setzte die Lampe auf den Sophatisch und würde vielleicht gelesen haben, wenn ihn nicht ein unerwarteter Besuch unterbrochen hätte.

Es war Colmar. Er kam, seinen Instructionen von Amélie getreu, schnüffelte ein wenig herum, sah das Buch auf dem Tische, machte lächelnd seine Bemerkung darüber und versprach Clementinen zu hinterbringen, wie er Walther bei ihrem Lieblingsdichter angetroffen. „Jetzt aber wirst Du Dich hoffentlich losreißen können und mitgehen", meinte er dann, indem er sich einstweilen behaglich niederließ.

Walther hatte viele Mühe, seine Aufforderung abzuwehren, noch mehr aber kostete es ihn, den unwillkommenen Gast endlich loszuwerden, der um so redseliger wurde, je einsilbiger und trockner er antwortete. Endlich entschloß sich Walther zu einem Mittel, welches sich meist bewährt, vielleicht, weil man es in den seltensten Fällen nur anwendet, zur Offenherzigkeit. Er bat Colmar, ihn heute Abend in Frieden zu lassen; er habe Kopfweh und wolle früh zu Bett gehen. Der Longfellow sollte den Zustand zwischen Schlafen und Wachen vermitteln. „Das brauchst Du übrigens Fräulein von Stauffen nicht zu sagen." — Colmar sah in die Höhe und dem Andern in's Gesicht, dann lachte er auf, indem er sich zum Gehen anschickte. „Euch verliebten Leute muß man Vieles nachsehen", meinte er. „Nicht wahr, Walther, Du bist verliebt?" — „Ja" meinte Walther ernsthaft

Endlich war er fort. Walther sah nach der Uhr, es schlug Zehn; bald konnte er hoffen, die Thür drüben gehen zu hören. Ruhelos stand er noch einmal auf, er dachte über Colmar's Benehmen nach und ging mechanisch zu dem Kasten, in welchem er seine Pistolen aufbewahrte. Er nahm sie heraus, prüfte den Hahn, den Drücker, es war Alles in Ordnung. Er war früher ein sehr guter Schütze gewesen, sinnend nahm er die Waffen mit an den Tisch, legte die eine nieder, erhob die andere und zielte nach einem gewissen Punkt im Tapetenmuster. Da klopfte es leise, leise an die Thür; im Nu hatte er die Pistole aus der Hand gelegt und geöffnet, Christine stand draußen. „Ich habe schon eine kleine Weile gewartet, ich mochte nicht klopfen", flüsterte sie.

Er griff an seine Stirn: „Und ich hätte Sie nicht gehört? Bin ich doch den ganzen Abend fast wie im Fieber; die Zeit wollte mir nicht herumgehen."

Er stand draußen, der Lichtschein aus dem Zimmer fiel durch die nur angelehnte Thür; daß Christine bei der unterdrückten Heftigkeit seiner Worte erblaßte, konnte Walther nicht sehen. Er ergriff ihre beiden Hände. „Sie sind ganz kalt, Sie zittern; kommen Sie mit hinein; haben Sie keine Furcht. Ihre Mutter kann uns hier hören, wollen Sie nicht kommen? Trauen Sie mir nicht?"

Sie hatte gezögert, jetzt stieß sie entschlossen die Thür auf und trat hinein. Aber sie that nur wenige Schritte in's Zimmer, dann blieb sie stehen, die Arme fest zusammengelegt, schauernd, wie im Frost und sah ihn so angstvoll an, daß er an nichts dachte, als wie er sie nur

Digitized by Google

beruhigen könne. Alle seine Sicherheit, all' die Ueberlegenheit, die er nur allzu oft den Frauen gegenüber empfand, hatte ihn vor dem zitternden Mädchen verlassen. „Wollen Sie sich nicht setzen, Fräulein Christine?" sagte er schüchtern, wie er seit Jahren nicht gewesen. Sie kam ihm vor wie ein ängstliches Vögelchen, dem man nicht nachzugehen wagt, aus Furcht es aufzuscheuchen.

„Ach, warum bin ich nur gekommen?" flüsterte sie, als ob sie sich besänne. „Ich glaube, ich hatte Sehnsucht danach, Sie sprechen zu hören."

„Christine, darf ich näher kommen? darf ich Ihre Hand in die meine nehmen? sprechen Sie, Christine — fürchten Sie mich?"

„Nein", sagte sie fest und richtete sich auf; „nein, die Mutter hat Unrecht, ich brauche Sie nicht zu fürchten. Durch Sie wird mir kein Leid kommen, gewiß nicht."

„Nein, liebe Christine, gewiß nicht."

Sie schritt leicht und leise auf das Sopha zu und setzte sich. „Kommen Sie, es wird das letzte Mal sein, daß wir so mit einander plaudern, die Mutter will Ihre Besuche nicht mehr. Ah, was haben Sie da?"

Sie nahm eine Pistole auf und spielte mit dem Drücker; dann beugte sie den Kopf seitwärts und setzte sich den kalten Lauf gegen die Schläfe. Jetzt fuhr Walther aus seinem Sinnen in die Höhe und riß ihr fast die Waffe aus der Hand. „Was machen Sie? Das ist nicht für Sie. Gott, wenn ich mir denke, Sie lägen da, bleich und still — Wissen Sie Christine, daß ich nicht mehr ohne Sie leben kann?" sagte er langsam und mit leiser, aber deutlicher Stimme. „Wissen Sie, daß ich gegen die Sehnsucht nach Ihnen angekämpft habe, bis ich sie nicht mehr ertragen konnte, daß ich mich selber nicht mehr kenne? Als ich Sie neulich in meinen Armen gehalten und getragen hatte, Gott weiß, mit welcher Sorge und mit welcher Zärtlichkeit und meine herzlose Gesellschaft neckte und verspottete mich darüber, da glaubte ich Sie, die Schuldlose, dafür zu hassen und wollte mich von Ihnen wenden. Aber ich konnte es nicht — Seien Sie nicht kalt und lieblos!"

Er saß ihr nahe und hatte noch nicht einmal ihr Kleid berührt. So faßte sie Muth, sie sonnte sich wahrhaft im Vertrauen auf seine Güte und Ehrenhaftigkeit. „Ich bin nicht lieblos", sagte sie. „Ich denke Tag und Nacht nur an Sie; was wollen Sie von mir?"

„Ich will ein Recht auf Sie haben; vertrauen Sie mir, legen Sie Ihr Köpfchen noch einmal an meine Schulter, Christine —"

Sie saß regungslos; sie wehrte es auch nicht, als er sie leise umfaßte und an sich zog. Die Augen hatte sie geschlossen und er wagte es, sie auf die gesenkten Lider zu küssen. Nach wenigen Minuten machte sie sich sanft los; sie stand vor ihm, legte eine Hand auf seine Schulter und strich ihm liebkosend mit leichtem Finger das Haar aus der Stirn. „Gute Nacht", sagte sie, „ich muß nun fort —"

„Christine, ich lasse Dich nicht."

Digitized by Google

Sie küßte ihn auf die Stirn. „Sie müssen; was haben Sie mir versprochen?“

„Wie karg, wie streng Sie sind. — Sie wollten mit mir plaudern.“

„Wir haben es heute nicht richtig angefangen; ein anderes Mal.“

„Es war also nicht das letzte Mal, wie Sie vorhin meinten“, sagte er jetzt lächelnd. „Was dachten Sie mir zu sagen, als Sie kamen, Christine?“

„Ach, ich weiß es nicht mehr. Ich glaube, ich wollte Abschied nehmen. Die Mutter hatte mich gewarnt; ich wollte Ihnen sagen, daß sich unsere Bekanntschaft — nicht schicke.“

Sie lächelte schalkhaft, wie er sie noch nie gesehen hatte. Da er schwieg und sie bewundernd ansah, wie sie so anmuthig vor ihm stand in dem nonnenhaft einfachen Kleide, da fuhr sie fort — sie schien verwandelt, furchtlos und heiter: „Wie konnte ich so denken, ich begreife es jetzt nicht. Was ist an mir gelegen? Mögen Sie mich wirklich? Sagen Sie es mir noch einmal!“

„Sie sind das süßeste Geschöpf, welches mir je vorgekommen ist, seltsam und bezaubernd, anders als andere Menschen — wie, Sie wollen wirklich fort? Wann werd' ich Sie morgen sehen, Kind? Es wird die einzige Zeit im Tage sein, in der ich eigentlich lebe.“

„Kommen Sie morgen Abend, ich werde die Mutter vielleicht umstimmen können.“

„Oh, Christine, die Mutter?“ sagte er gedehnt, aber mit einem Lächeln.

„Nun, vielleicht geht sie aus; wir können dann allerdings besser mit einander reden. Jetzt lassen Sie uns vorsichtig sein.“

Sie ging unhörbar zur Thür und öffnete eben so leise. „Ach, wenn mich Jemand gewahr würde“, flüsterte sie, wieder einen Schritt zurücktretend und lauschte. Draußen war es dunkel und Alles still; da knarrte oben ein Schloß, man hörte Tritte auf dem Flur des andern Stockwerkes. Walther schloß die Thür; das Mädchen, wieder ganz ängstlich, schlug die Hände vor's Gesicht. Er stand neben ihr.

„Still, liebes Herz; wir warten bis Alles ruhig ist; Ihre Ehre ist jetzt auch mein Kleinod.“

Beide sprachen nicht mehr, er hatte nur seinen Arm um sie gelegt. Nach einigen Minuten öffnete er wieder, es war kein Laut mehr draußen zu vernehmen.

„Dämpfen Sie Ihre Lampe“, flüsterte sie, „ich fürchte mich in den Lichtschein hinauszugehen.“ Er trat an den Tisch und drehte den Docht herunter, indeß war sie fortgehuscht. Klopfenden Herzens stand er noch lange an der Thür. Wenn die Mutter erwacht wäre und das Mädchen vermißt hätte! Nun, im schlimmsten Falle würde er bekennen und sofort werben.

Von da an kam für die Beiden eine Zeit, welche glücklich gewesen sein würde, hätten sie nicht das Zusammensein gar so mühsam den widrigen Umständen abringen müssen. Sie trafen sich auf der Straße,

Digitized by Google

auf der Treppe, wo dann meist nur wenige Worte und ein Händedruck ausgetauscht werden konnten, auch wol wieder im Stübchen der Frauen. Doch auch da ließ sich wenig reden unter den Augen der Mutter, welche diese Besuche Walther's mit unfreundlicher Kälte aufnahm und ein tieferes Einvernehmen der jungen Leute zu argwöhnen schien. Den dringenden Bitten Walther's, ihm dann und wann des Abends ein kurzes Viertelstündchen auf seinem Zimmer zu schenken, kam Christine nur noch einmal nach und da saß sie auf seinen Knieen und Beide lachten und scherzten wie Kinder. Aber sie wurden aufgeschreckt, Christine glaubte die Stimme der Mutter zu hören; sie flog davon und wußte wirklich die Frau, welche gerufen hatte, kaum mit einer mühsam hervorgebrachten Unwahrheit zu beschwichtigen.

Mit der Zeit fing Christine an unter diesen Heimlichkeiten zu leiden; Walther konnte in ihren Augen die Frage lesen: Wozu soll das Alles führen, was willst Du mit mir? Er aber schob die Antwort immer wieder hinaus.

Der junge Mann war nicht unabhängig. Er hatte seinen Vater, einen angesehenen, aber vermögenslosen Beamten, früh verloren; die Mutter war bald darauf gestorben und den Knaben, das einzige Kind der Beiden, hatte ein reicher Oheim der Frau zu sich genommen und mit großmüthiger Freigebigkeit erzogen. Auf den dringenden Wunsch dieses alten Herrn hatte Walther sich der Laufbahn gewidmet, welche ihn bis zum Mannesalter von der Unterstützung seines Großoheims abhängig machte. Er bezog einen liberalen Jahrgehalt von demselben und wußte, daß er der Universalerbe sein würde; sein Einvernehmen mit seinem Verwandten, dem einzigen, den er besaß, war ein vollständiges, denn Walther hatte, obgleich leichtlebig und das Vergnügen liebend, sich doch stets in seinen Grenzen zu halten gewußt. In seinem Fache war er sehr tüchtig, seine Examina hatte er bis jetzt glänzend bestanden, der Oheim hatte die beste Meinung von seinen Fähigkeiten und seinem Charakter. Sollte er dieselbe jetzt noch auf's Spiel setzen, sollte er die Erbschaft, ohne welche er noch lange in drückender Lage würde leben müssen, gefährden durch eine Verbindung, welche der Oheim, das wußte er, nie billigen würde? Warum nicht lieber warten; die Zeit mochte diese Verhältnisse lösen; aus Bequemlichkeit mehr als aus Mangel an Muth bebte er davor zurück, sie durch eine Erklärung auf die Spitze zu treiben. Aber leider unterließ er auch, Christinen in dieselben einzuweihen; er theilte die thörichte Ansicht mancher Männer, daß zum Beurtheilen und Behandeln einer schwierigen Sache die Frau nicht gemacht sei. Das Mädchen sollte sich von ihm lieben lassen und ihm vertrauen; mit Lust gab er sich dem Gedanken hin, sie, wenn die Zeit gekommen sei, mit einer Fülle märchenhaften Glückes überschütten zu können. Er hatte jenen Zug düsterer Selbstständigkeit in ihrem Charakter vergessen, von dem er einst so mächtig ergriffen worden war.

In dem Hause in der Weststraße ging Walther nach wie vor aus und ein. Fräulein von Stauffen hatte ihn mit einer romantischen

Digitized by Google

Freundschaft umsponnen, welche Amélie gern für ein tieferes Gefühl ausgegeben hätte. Die Letztere hatte ihr Benehmen gegen den jungen Mann geändert. Ihre Coketterieen schien sie verlernt zu haben, obwol die häufigen Gesellschaften, in denen sich die jungen Leute trafen, und besonders die Abwesenheit d'Orville's, der verreist war, oft Gelegenheit zum Zusammensein gaben. Sie sprach wenig mit Walther, aber sie beobachtete ihn unablässig und daß er dies nicht bemerkte, daß er ihre Gegenwart sogar zu vergessen schien, wenn er doch eben ihrem dunklen Blick begegnet war, daß ihm der Uebergang aus dem delicaten Verhältniß bald nach ihrer Verlobung zu einem ganz gewöhnlichen, gesellschaftlichen gar nicht auffiel, das beschäftigte sie unaufhörlich. Sie trug nun Sorge, die Ansicht, seine Besuche im Hause gälten nur noch ihrer Cousine, nach Möglichkeit zu verbreiten; mit der Mutter sprach sie ganz ernsthaft über die nahe bevorstehende Verlobung Clementinen's mit Walther; sogar den Dienstboten deutete sie an, sie brauchten den Herrn Assessor immer nur bei Fräulein von Stauffen zu melden. So hatte sie es bereits dahin gebracht, daß bei Diners und Soiréen in jenen Kreisen Walther seinen Platz stets neben Clementinen erhielt; sie wartete nur auf eine Gelegenheit, die Verlobung der Beiden, sei es sogar durch eine Kriegslist, eine Ueberraschung zu Wege zu bringen — wenn es nicht anders ging, zu erzwingen. Ueber ihre Beweggründe legte sie sich keine genaue Rechenschaft ab: sie fühlte, daß eine Ehe mit der beschränkten und stark verbildeten Clementine Walther unglücklich machen würde und das war ihr gerade recht, er sollte es büßen, sie nicht geliebt, halb und halb mit ihr gespielt zu haben. Aber sie dachte oder vielmehr sie fühlte weiter: er blieb, indem er künftig zur Familie gehören würde, in ihrem Bereiche, sie stand ihm dann halb und halb als Verwandte nahe und hatte sie ihn jetzt nicht fesseln können, so gelang es ihr vielleicht später, wenn er unbefriedigt und unglücklich war.

Walther war mehrere Tage lang nicht mit Christinen zusammengekommen, als er, gegen Abend nach seiner Wohnung sich begebend, in Gedanken mit ihr beschäftigt den Weg durch die Straße nahm, in welchem der ihm jetzt wohlbekannte Stickereiladen, das häufige Ziel ihrer abendlichen Gänge, sich befand. Das Glück war ihm hold, Christine trat eben aus der Thür in ihrem unscheinbaren Mantel und mit einem Hut, der sich für eine alte Frau geschickt hätte und all' ihr schönes Blondhaar verbarg. Er erkannte sie augenblicklich an ihrer schlanken Gestalt und dem eigenthümlich ruhigen Gange; mit wenigen Schritten hatte er sie eingeholt, bemächtigte sich ohne Weiteres ihrer Hand und legte ihren Arm in den seinen. Sie sah erschrocken auf in sein Antlitz, das er zu ihr niederbeugte; als sie ihn erkannte, lächelte sie ein wenig und Beide schritten nun durch die lebhafte Straße hin. Es ging sich gut mit ihr; Walther hielt ihre Hand; er fühlte sich sicher unter dem Schutz der frühen Dämmerung des Wintertages und glücklich in dem Gefühl, sie neben sich zu haben.

„Warum bist Du so still, Kind?" fragte er nach einigen Momenten

Digitized by Google

des Schweigens. „Fürchtest Du Dich wieder? Siehe, Du gehörst jetzt zu mir und ich zu Dir — es sieht uns Niemand verwundert darauf an. Kommt es Dir nicht auch natürlich vor? Nun?“

Statt aller Antwort seufzte sie und schmiegte sich fester an ihn. Sie war seltsam bewegt, halb beglückt und halb verzagend. Jetzt, im Dunkel, mochte er es wagen, neben ihr zu gehen, wann aber wird er sich endlich offen zu ihr bekennen? Und die Dämmerung, welche sie umgab, konnten sie dieselbe entbehren? Das Mädchen im Kleide der armen Arbeiterin am Arm des eleganten jungen Mannes! Sie schauderte trotz der Dunkelheit unter den zufälligen Blicken der Vorübergehenden zusammen.

Walther fühlte den Vorwurf, welcher in ihrem Schweigen lag, und hätte ihr jetzt vielleicht Alles gesagt, was ihn für den Augenblick noch von ihr trennte, wenn er nicht plötzlich Colmar's ansichtig geworden wäre. Derselbe stand im hellerleuchteten Portal eines Hôtels mit einigen Anderen, im Begriff, sich von seiner Gesellschaft zu verabschieden. Jetzt kam er die Straße hinab, in wenigen Augenblicken mußte er sie bemerken, besonders da gerade hier helles Licht aus den glänzenden Schaufenstern zu beiden Seiten der Straße strömte.

„Laß uns umwenden, Christine“, sagte Walther hastig. „Dort kommt Jemand, der uns nicht beisammen sehen darf. Noch nicht“, fügte er hinzu. Leider überhörte sie diese letzten Worte. „Hierher, bitte.“

Sie ließ sich schweigend von ihm führen; Beide bogen in eine stille und dunkle Seitenstraße ein. An der Ecke wendete Walther den Kopf und sah Colmar in geringer Entfernung hinter sich; sie waren von demselben bemerkt worden. Gleichviel, wenn der Späher nur das Mädchen nicht erkannt hatte. Bei der ersten Querstraße blieb der junge Mann stehen und bat:

„Gehe dort hinunter, Christine, wir müssen uns trennen. Rasch... ich sehe Dich heute noch und erkläre Dir Alles.“

Damit drängte er sie vorwärts, drückte ihr noch die Hand und ging dann mit hastigen Schritten fort. Christine blieb regungslos stehen und sah ihm nach: er wendete sich nicht mehr um. In der stillen Straße wurden eben die Gasflammen entzündet; sie war fast ganz leer, nur von der Hauptstraße her kam ein Herr — Christine sah, wie er sich umblickte, als suche er Jemand; schon war er ihr ganz nahe, da erkannte sie Colmar.

Jetzt begriff sie, um was es sich handle, sie flog die Gasse hinunter, hinter sich hörte sie Schritte, aber sie wagte nicht, sich umzusehen. In das erste Seitengäßchen bog sie ein, unbekümmert darum, daß sie hier in die verrufenste Gegend der Stadt gerieth. Sie hörte sich angerufen von den Weibern, welche auf den Schwellen der Häuser kauerten, und das Herz schlug ihr hoch vor Furcht und Widerwillen; einige Männer, an denen sie vorübereilte, blieben stehen und spotteten ihr nach. Endlich erreichte sie eine breitere, geschäftsbelebte Straße und dann den Marktplatz; hier mäßigte sie ihre Schritte, denn sie durfte hoffen, daß Der-

Digitized by Google

jenige, dem es darum zu thun gewesen, sie zu erkennen, und zwar um Walther's wegen zu erkennen, jetzt ihre Spur verloren haben müsse.

Auch ohne Walther's offenbare Aengstlichkeit vor Entdeckung von Seiten Colmar's würde sie diesen gefürchtet und vermieden haben; sie hatte seiner seit jenem ersten Zusammentreffen in ihrer Wohnung stets ungern gedacht. Es war der nachlässigen Galanterie, mit der der junge Lebemann sie behandelt hatte, wol abzumerken gewesen, für wie gering er sie hielt. Wie ganz anders war ihr Walther gleich damals begegnet! Sie hatte ihn dafür von jenem Tage an geliebt.

Aber auch er schämte sich ihrer; sie mußte sich vor seinen vornehmen Freunden verbergen, ihr Platz war nicht an seiner Seite, sie fühlte sich verstoßen und verleugnet und es überkam sie, während sie jetzt allein zwischen den geschäftig eilenden Menschen dahin ging, mächtiger als je die Todesangst vor einer freudlosen Zukunft ohne Walther und das fiebernde Verlangen, diesem und all' dem Elend ihres Lebens zu entgehen.

Sie fürchtete sich davor, mit ihrem verstörten Gesicht der Mutter unter die Augen zu treten und irrte planlos durch die Straßen und über die Plätze hin, bis ihr einfiel, daß Walther ihr gesagt habe, er würde sie an diesem Abend noch sehen. Da wendete sie sich dem Hause zu; sie fand die Mutter nicht daheim und saß längst bei ihrer Arbeit, als dieselbe zurückkam. Es wurde wenig zwischen den Beiden geredet; die Frau ging mürrisch umher, Christine wußte, daß sie den Brief des Sohnes im Sinne trug, und es war dem Mädchen, als müsse sie bald einen Ausweg finden, als könne dies Alles nicht mehr lange so fort gehen.

Walther kam nicht; Colmar hatte ihn noch eingeholt, das Zusammentreffen aber als ein ganz zufälliges behandelt, ohne die geringste Hindeutung auf Das, was vorgegangen war. Die Beiden hatten sich dann in heitere Gesellschaft begeben, wo man lange zusammenblieb und von wo Walther sich nicht früher als die Anderen entfernen mochte, um sich nicht ihren stets bereiten Scherzen auszusetzen. Er ging mit den Letzten und Christine hatte vergebens gewartet.

Es war am Morgen des folgenden Tages; Fräulein Amélie Ternow saß in ihrem Boudoir bei den Vögeln und Blumen, die sie übrigens selten eines Blickes würdigte. Es fehlte dem anmuthigen Luxus des Zimmers an jenem Reiz, mit dem erst die innige Beziehung zu dem Eigenthümer oder der Eigenthümerin die leblosen Dinge zu bekleiden vermag. Das Piano war geschlossen, die Notenhefte sorgfältig in der gestickten Mappe versteckt, die Bücher lagen in ungestörter Ordnung auf dem Tische. Neben demselben saß Amélie, eifrig mit einigen Rechnungen beschäftigt, summirend und aufschreibend, als ihr Colmar gemeldet wurde. Sie hob sich halb aus ihrem Sessel in die Höhe, um einen Blick in den Spiegel gegenüber zu werfen, und empfing ihn dann

Digitized by Google

in nachläſſiger Haltung, aber mit erwartungsvollen Augen. Er nahm in ihrer Nähe Platz.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie intereſſiren wird, gnädiges Fräulein", begann er, „mir wurde geſtern Abend die Gelegenheit, Walther mit einem Mädchen — einer Dame — am Arm auf der Straße zu ſehen."

Ihre Augen funkelten. „Sie ſind ihm natürlich gefolgt?"

„Er ergriff förmlich die Flucht, als er mich erkannte, und bog mit ſeiner Schönen um die nächſte Ecke. Als ich in die Nebenſtraße kam, hatten ſich Beide ſchon getrennt; ſie war in einem eigenthümlichen Quartier untergetaucht."

„Wieſo eigenthümlich?"

„Sie müſſen verzeihen, gnädigſtes Fräulein, wenn ich mich hier fernerer Erklärungen enthalte", ſagte er mit geheimnißvoller Miene.

„Ah ſo, ich verſtehe . . . Das iſt höchſt ſeltſam. Was ſoll man von dem Aſſeſſor denken?"

Colmar zuckte die Achſeln.

„Kannten Sie das Mädchen nicht? Sie müſſen von mir hier nicht erwarten, daß ich alle die Rückſichten nehme, welche man in Geſellſchaft von meinesgleichen erwartet. Wir reden in Geſchäften. Alſo gerade heraus: kannten Sie die Perſon?"

„Es war Abend, ich vermochte ſie nicht zu erkennen. Sie war groß und ſchlank, ſo viel konnte ich ſehen."

Amélie nagte mit den ſpitzen kleinen Zähnen an ihrer Unterlippe. „Schließlich iſt es einerlei, wer und was ſie war, ich gebe meinen Plan, Walther und Clementine betreffend, deshalb noch nicht auf. Mag er immerhin zu einer Unbekannten in einem geheimnißvollen Verhältniß ſtehen, hoffentlich iſt daneben noch Raum für eine ſolide Verbindung; die Männer ſollen ſolcher Vielſeitigkeit nicht unfähig ſein, wie ich mir habe ſagen laſſen —"

„Ich weiß es nicht; mir gehen Erfahrungen auf dieſem Gebiete ab."

„Das glaube ich Ihnen; es iſt möglich, daß Sie gar nicht geliebt haben und auch nicht lieben werden. Sie ſind zu ſchlimm: unter Ihren Augen zerſetzen ſich die Charaktere, es bleibt nirgends Harmonie oder Reiz."

„Sie machen mich zum Mephiſtopheles."

„Damit beleidige ich Sie nicht: die Mephiſtophelesrolle ſpielen Sie nicht ungern, das weiß ich. Ich wollte, es gelänge Ihnen, unſern Fauſt und ſein Gretchen auseinander zu bringen. Sagen Sie mir doch, wo wohnt Walther eigentlich?"

Colmar gab ihr Auskunft; als er ſich bald darauf entfernt hatte, blieb ſie noch eine Zeit lang nachdenklich ſitzen. Dann ſchien ſie zu einem Reſultat gekommen zu ſein: ſie zog die kleine, koſtbare Uhr hervor, es war kaum Mittag; ſie ſprang auf und erſchien bald darauf zum Ausgehen angekleidet bei ihrer Mutter. „Ich habe noch eine kleine Beſor-

Digitized by Google

gung vor Tisch, Mama, wegen der Stickerin, die wir neulich bestellt haben", sagte sie.

„Darf ich Dich nicht begleiten, Amélie?" fragte die Cousine vom Fenstertisch her, wo sie beschäftigt war, mit zierlicher Schrift ihrem „Album" eine längere Poesie aus dem neuesten Hefte eines Wochenjournals einzuverleiben.

Amélie besann sich einige Augenblicke. „Nun ja, Clementine, wenn Du recht rasch fertig sein willst."

Fräulein von Stauffen warf noch einen liebevollen Blick auf die vollendeten sechs Strophen, schloß dann das Buch behutsam und eilte fort. Nach kurzer Zeit kam sie zur Promenade gerüstet zurück. Amélie musterte verstohlen den Anzug der Cousine, der Hut war entsetzlich, aber doch leidlich modern; die Handschuhe zu hell — das mochte hingehen, aber —

„Beste Clementine, wozu der hellbraune Sonnenschirm — jetzt, im Februar?" fragte sie, noch einigermaßen sanft.

„Die Sonne scheint ja doch", meinte Clementine mit der Logik einer Dame vom Lande.

„Nun ja, aber wahrhaftig nicht so, daß Du für Deinen Teint fürchten müßtest."

„Sie blendet mich, Du weißt, meine Augen sind schwach."

„Ja, von dem ewigen Gedichtelesen. Nimm einen Fächer wie ich."

„Ich habe nur meinen Ballfächer —"

„Um Gotteswillen!" Amélie drehte sich hastig um. „Mama, leihe uns Deinen Fächer, den braunen, bitte . . ."

Die Angelegenheit war erledigt und die Mädchen gingen. Amélie ließ draußen die dunklen Augen unruhig wandern; nichts und Niemand entging ihren raschen Blicken. Als sie die Straße erreicht hatten, in welcher, nach Colmar's Angabe, Walther's Wohnung sich befand, hielt sie es für zeitgemäß, der Cousine einige Erklärung zu geben.

„Ich habe neulich bei B. . .'s von einer sehr tüchtigen Stickerin gehört, die hier in der Nähe wohnen soll", sagte sie. „Dieselbe arbeitet für ein bedeutendes Geschäft; ich werde natürlich, wenn ich mich direct an sie wende, billiger wegkommen und wahrscheinlich auch rascher bedient werden."

„Wie practisch Du bist, Amélie."

„Nicht wahr? Ich rathe Dir, wenn Du einmal Deine Aussteuer zu besorgen hast, meinem Beispiel zu folgen."

Clementine meinte etwas verschämt, das habe noch Zeit. „Das sehe ich eigentlich nicht ein", entgegnete ihre Cousine trocknen Tones. „Du bist dreiundzwanzig Jahre alt . . ."

„Still, Amélie, nicht so laut."

„Ach, wer kann uns hier hören — und, glaube mir, einen Mann zu bekommen, ist nicht so leicht, wie Du anzunehmen scheinst. Man darf sich keine Mühe verdrießen lassen . . ."

„Oh, Amélie, wie kannst Du so reden!" Du wirst doch nicht sagen

Digitized by Google

wollen, daß von uns Annäherungen ausgehen dürften? Das wäre ja unweiblich!"

Amélie's hübscher Mund kräuselte sich zu einem Ausdruck unendlicher Verachtung, auch schwieg sie einige Augenblicke, als sei jene Aeußerung gar keiner Antwort werth. Endlich fuhr sie in resignirtem Tone fort:

„Nun, über das „Weibliche" hast Du, wie ich weiß, Deine eigenen Ideen, aus Gedichten. Jedenfalls würd' ich Dir rathen — Du kannst es, unbeschadet aller weiblichen Tugenden — mit dem Assessor Walther, der Dir augenscheinlich viel Aufmerksamkeit erweist, endlich Ernst zu machen."

Clementine war in Verlegenheit. Ihrer eigenen Ansicht nach hatte sie von dem Assessor nie mehr als gewöhnliche Höflichkeit erfahren, Amélie aber hatte mehr entdeckt und Amélie verstand sich auf derartige Symptome viel besser als sie.

„Was soll ich denn thun?" fragte sie zaghaft.

„Nun, das kann ich Dir so genau nicht vorschreiben. Du mußt ihm zu verstehen geben, daß er, falls er bei Dir anfragen sollte, keinen Korb zu gewärtigen habe. Das kann man machen, weißt Du."

Hier fand Clementine noch einen sehr unerwarteten Einwand. „Amélie, ich liebe ihn eigentlich gar nicht", flüsterte sie.

Jetzt war die Geduld ihrer klugen Cousine erschöpft.

„Clementine, Du bist entsetzlich albern", fuhr sie heraus. „Walther ist gebildet, elegant, sehr hübsch, er wird reich sein, Du freust Dich, wenn er kommt, während er sich mit Dir unterhält, strahlst Du vor Vergnügen, er hat Geduld mit Deinen poetischen Schwärmereien, ist überhaupt entzückend liebenswürdig gegen Dich, alle Welt hält Euch für halb und halb verlobt, und nun auf einmal — liebst Du ihn nicht! Was soll das heißen? Es heißt eben gar nichts!"

Aber Clementine besaß etwas von dem Muthe der Märtyrer; sie kannte ihr lange gehegtes Ideal der Liebe viel zu gut, als daß ihr Jemand hätte einreden können, diese Wirklichkeit entspreche demselben. „Es ist doch der Rechte nicht", sagte sie eigensinnig.

Amélie zog die Augenbrauen in die Höhe und zuckte mit den Achseln. „Ich würde ihn einstweilen nehmen", bemerkte sie; „wenn der Rechte kommt, kannst Du Dich ja scheiden lassen."

„Amélie! —"

„Komm, beruhige Dich. Hier sind wir; dies ist das Haus." Sie sah prüfend an dem alten, zweistöckigen Gebäude in die Höhe, welches eine vorige Generation entstehen gesehen und die gegenwärtige ziemlich verwahrlost hatte. Die Damen betraten den düstern Flur und begannen eine Treppe zu ersteigen, auf welche, da das Fenster durch das Geländer fast verdeckt wurde, ebenfalls wenig Licht fiel. Uebrigens war sie reinlich gehalten und altmodischer Weise mit Sand bestreut.

Fräulein Ternow rümpfte die Nase. „Wie entsetzlich es hier ist",

Digitized by Google

sagte sie halblaut; „oder kommt Dir dies dumpfe, unheimliche Haus etwa interessant und poetisch vor?“

Das gerade nicht, aber es lag doch kein rechter Grund vor für den augenscheinlichen Groll Amélie's gegen Flur, Treppe und Gang, der sich noch mehrfach Luft machte, bis die jungen Damen den ersten Stock erreichten.

Sie gingen bei einer Thür vorüber, an welche mit vier goldköpfigen Stiften eine Visitenkarte geheftet war. Amélie warf einen raschen Blick auf dieselbe, welcher aber genügte, um ihr auch zu zeigen, daß in jener Thür kein Schlüssel stecke.

„Probiren wir es hier, an der Mittelthür.“

Eine ziemlich leise Stimme rief „Herein“ auf das entschlossene, etwas impertinente Klopfen Amélie's; die junge Stickerin war allein. Sie stand von ihrer Arbeit auf und ging dem ungewohnten Besuch entgegen. Die dargebotenen Sitze wies Fräulein Ternow zurück, so daß auch Christine stehen bleiben mußte. Das kam nun freilich dem schlanken Mädchen zu statten; sie hatte nichts Linkisches, indem sie stand, sondern sah gar anmuthig aus in dem ruhig herabfließenden, dunklen Kleide. Die scharfe Musterung, welche Amélie über sie ergehen ließ, indem sie ihr in herablassendem Tone den Grund ihres Kommens auseinandersetzte, diente keineswegs dazu, die vornehme junge Dame von ihren Befürchtungen zu befreien.

Es war eine bedeutende Arbeit, welche sie von Christine verlangte, aber das Mädchen sagte zu, obwol ihre Tage mit Bestellungen schon ausgefüllt waren. „Ich kann ja einmal ein paar Nächte aufbleiben“, dachte sie; „wir werden das Geld so gut brauchen können.“

Amélie beschrieb nun mit übergroßer Deutlichkeit die Fensterdecken, welche sie gefertigt zu haben wünschte; Christine hörte zu mit einem gewissen gleichgiltigen Ausdruck auf dem hübschen Gesicht, der das Fräulein irritirte; auch entging es ihr nicht, daß des Mädchens Augen manchmal über sie hin blickten, als sei dasselbe mit seinen Gedanken nicht bei der Beschreibung des Stickmusters, sondern ganz wo anders.

„Sie verstehen doch, Fräulein?“ sagte sie mehrere Male scharf; Christine bejahte lächelnd.

„Was sticken Sie da Schönes?“ fragte sie jetzt, nachdem das Geschäftliche erledigt war und trat an den Tisch, wo die Arbeit des Mädchens lag. Christine entrollte sie gefällig, auch Fräulein von Stauffen, welche bisher träumerisch aus dem Fenster geblickt hatte, trat hinzu.

„Sieh nur; Clementine, dies ist hübsch, wirklich, sehr hübsch. Du solltest auf dergleichen jetzt mehr achten; ich habe Dir schon oft gesagt, es ist keine Kleinigkeit, sich eine Aussteuer zusammen zu schaffen, und Assessor Walther ist, glaub' ich, durchaus nicht unempfänglich für eine hübsche Zimmerausstattung.“

„Amélie!“ rief die Cousine entsetzt, während Christine den Kopf nur etwas tiefer über die Stickerei neigte, welche sie noch immer mit beiden Händen ausgebreitet hielt.

Digitized by Google

„Ach, das Fräulein hier verräth uns nicht, nicht wahr? Uebrigens könnte sie Dir vielleicht schätzenswerthe Winke über die Gewohnheiten und Liebhabereien des Zukünftigen geben; der Assessor wohnt ja wol bei Ihnen, Fräulein?"

„Ja", entgegnete Christine ruhig; sie fühlte im Augenblicke weiter nichts als einen heftigen Schwindel; aber die dumpfe Empfindung des Verurtheilt- und Verlorenseins dämmerte schon heran.

Clementine war wirklich geärgert. „Du bist heute ganz unbegreiflich, Amélie", fuhr sie heraus mit unterdrückter Heftigkeit, in einem Tone, den sie gegen die Cousine noch nie gewagt hatte. „Du wirst mich —"

„Still, still, Du hast Recht; wir reden nicht mehr darüber. Sie haben nichts gehört, nicht wahr, mein Fräulein?" sagte Amélie mit dem gewinnendsten Lächeln zu der armen Christine; sie war jetzt freundlich, nicht mehr hochmüthig; sie ahnte, daß sie Unheil angerichtet hatte, und das versetzte sie in eine behagliche Stimmung.

Ihr scharfes Ohr hörte jetzt einen Schritt auf der Treppe. „Himmel, wie spät es ist!" rief sie mit einem Blick auf die braune Uhr an der Wand, welche nicht ging, und war im Nu draußen im Gange „Nicht wahr, Sie sehen zu, daß Sie mir die Arbeit zur versprochenen Zeit liefern", sagte sie noch laut zu Christine, die sie hie hinaus begleitete; die Antwort hörte sie nicht, sie befand sich Auge in Auge mit Walther, der mit einem Blick der Befremdung auf die Damen den Hut lüftete.

„Walther? wie in aller Welt kommen Sie hierher?"

„Dasselbe könnt' ich Sie fragen, und mit etwas mehr Recht. Ich wohne hier — und Sie?"

„Wir waren bei der Stickerin oben. Aber kommen Sie, das trifft sich herrlich; Sie begleiten uns nach Hause."

Christine war unbeachtet oben stehen geblieben; sogar die gutmüthige Clementine hatte in ihrer Verwirrung vergessen ihr Adieu zu nicken. Jetzt lehnte sie am Treppengeländer, ihre ganze Seele lag in den großen grauen Augen; ihr ganzes Leben strömte aus in ein unbegrenztes Gefühl des Verlangens, der Sehnsucht nach ihm, der sich jetzt entfernte, der fortging, ohne ihr nur noch einmal den Blick zuzuwenden.

Walther wußte, daß sie oben stand, aber Amélie beobachtete ihn scharf, das Auge der Schlange hielt ihn im Bann, er wagte nicht, hinaufzusehen, aus Furcht, sich zu verrathen.

Wie im Traum ging Christine zurück, als die Schritte und die Stimmen der Drei verhallt waren, aber nicht auf ihr Zimmer, sondern auf das des Assessors zu. Gedankenlos versuchte sie erst aufzuklinken; die Thür mußte ja verschlossen sein. So ging sie ruhig zurück und holte den Schlüssel, dessen sie und die Mutter sich bedienten. Und nun stand sie in dem Raum, den holde Erinnerungen wie ein Geisterreigen ganz anfüllten. Sie ging langsam darin umher, sah über die Bilder an den Wänden hin, legte die Hand liebevoll auf die Lehne von Walther's Arbeitsstuhl, nahm seine Feder auf und legte sie dann sorgfältig wieder gerade so hin, wie sie gelegen hatte. Am Sophatisch blieb sie stehen; er

Digitized by Google

war, wie gewöhnlich, von Büchern und Zeitungen bedeckt, oben auf lag eine Nummer des Blattes für die Provinz. Mechanisch fing sie an zu lesen; sie nahm die Sätze in sich auf, ohne den Sinn zu verstehen, bis sie bei einem Worte gleichsam erwachte. Es war der Name der kleinen Stadt, in welcher Walther vor einigen Monaten den Assisen beigewohnt hatte. Sie las.

„ . . . berg. Vor einigen Tagen wurde hier im Flusse, unterhalb des Mühlendammes, eine weibliche Leiche aufgefunden. Die Ertrunkene ist seitdem als eine gewisse Katharine Braun indentificirt, welche wegen Diebstahls bestraft und vor Kurzem aus der Haft entlassen worden war. Wahrscheinlich liegt hier ein Selbstmord vor."

Christine las diese Anzeige wiederholt und aufmerksam durch, so oft, daß sich ihr der Wortlaut derselben einprägte; dann verließ sie das Zimmer und verschloß es wieder.

Die Mutter kam bald darauf, einsilbiger und mürrischer als je. Dem hellen Morgen folgte ein langer, trüber Nachmittag, an dem der Himmel schwer und grau über den Straßen lag. Christine arbeitete, aber nicht ganz mit ihrem gewöhnlichen Fleiße; die Frau blickte zuweilen schweigend und verwundert auf, wenn die Tochter die Hände sinken ließ und selbstvergessen vor sich hin starrte. Im Laufe des Nachmittags kam ein Brief, Christine griff hastig danach, mit einem Blicke der Angst: „Er ist von Carl", sagte sie dann.

„Was will er schon wieder?" Das Mädchen las. Der Sohn wiederholte seine Aufforderung an die Mutter, ganz zu ihm zu ziehen; es schien, als ob die junge Frau in der wirthlichen Schwiegermutter eine Stütze zu finden hoffte Christine möge doch ein Unterkommen suchen als Verkäuferin in einem Laden; solche Stellen seien nicht schwer zu finden, und dabei bekäme sie, wie der Bruder hinzufügen zu müssen meinte, auch noch am leichtesten Gelegenheit, sich zu verheirathen.

Als Christine aufgehört hatte, zu lesen, schwiegen beide Frauen. In dem Wesen der Tochter lag heute etwas, das die Mutter abhielt, sich in ihren gewöhnlichen Klagen und Ausbrüchen der Unzufriedenheit mit ihrem Loose zu ergehen. Das Mädchen seinerseits wußte, daß sich bald Alles lösen würde; was sollte sie jetzt der Mutter sagen?

„Laß uns noch einmal über die Sache schlafen, liebe Mutter", bat sie; „Du wirst sehen, es läßt sich noch Alles nach Wunsch einrichten." Die Mutter sah scharf nach ihr hinüber. Machte Christine sich etwa noch immer im Stillen Hoffnung auf den Zimmerherrn? „Der Assessor ist mir heute in sehr guter Gesellschaft begegnet", sagte sie plötzlich — „mit zwei eleganten, jungen Damen, von denen es eine besonders auf ihn abgesehen zu haben schien. Sie lachte und liebäugelte mit ihm ohne sich um die Leute auf der Straße zu kümmern, für die es wirklich ein Scandal war."

„Es werden die Damen gewesen sein, welche bei mir waren und von denen ich Dir sagte", entgegnete Christine ganz ruhig. „Herr Wal-

Digitized by Google

ther traf sie hier auf der Treppe und ging mit zurück; eine dunkel, sehr hübsch; die andere blond und weniger auffallend, nicht wahr?"

„Das mag sein, ich habe sie so genau nicht angesehen; ich mochte dem Herrn Walther den Tort nicht anthun, mich in meinem schlechten Mantel von ihm grüßen zu lassen."

„Herr Walther ist mit einer dieser Damen verlobt", sagte Christine. Die Frau blickte rasch auf nach dem Gesicht ihrer Tochter; dasselbe war ganz ruhig — sie drängte die giftigen Worte zurück, die ihr auf die Lippen wollten über jene Verlobung; das Mädchen war heute so seltsam und gab ihr zu denken.

Walther hatte sich um Mittag an dem Hause in der Weststraße von den Damen verabschiedet, nicht ohne von Fräulein Ternow eine dringende Einladung auf den Abend erhalten zu haben. Es war ihm jetzt zu spät geworden um noch einmal vor Tisch nach seiner Wohnung zurückzukehren; der junge Mann begab sich daher geradewegs in das Hôtel, wo er sein Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Diesmal traf er Colmar dort und nahm an seiner Seite Platz.

Er war einsilbig, wie so oft in der letzten Zeit; er dachte an die traurigen sehnsüchtigen Augen, deren Blick ihn nun bis an sein Lebensende verfolgten sollte. Colmar weckte ihn aus seinen Träumereien, indem er ihm die Hand auf den Arm legte und mit den Augen nach Walther's anderer Seite deutete. Dort stand ein Mann in Uniform mit einem Telegramm in der Hand. Walther erbrach es und starrte hinein, so lange, daß ihn Colmar von Neuem auf den Bringer aufmerksam machen mußte, der neben ihm wartete. Der Assessor fertigte den Mann ab, las das Telegramm noch einmal durch und steckte es dann in seine Brusttasche.

Colmar hatte, soweit es der Anstand zuließ, sich die Mienen und Bewegungen des Assessors nicht entgehen lassen, aber es war wenig aus denselben zu lesen, weder freudige Erregung noch Unruhe; nur noch nachdenklicher schien der Empfänger der Depesche geworden zu sein. Er beendigte seine Mahlzeit schweigend; Colmar, ärgerlich über diese unhöfliche Zurückhaltung, sprach auch nicht.

Walther hatte mit großer Geduld und Sorgfalt seine Serviette zusammengefaltet und schien aufstehen zu wollen, da mochte ihm sein Tischgenoß einfallen. „Verzeih", sagte er zu Colmar, „daß ich heute ein so schlechter Gesellschafter gewesen bin; ich habe da eben eine wichtige Nachricht erhalten: mein Großonkel ist gestern Abend gestorben."

„Wetter!" rief Colmar im Tone der höchsten Ueberraschung; „und das nimmt der Mensch so ruhig hin! fällt seinem Freunde nicht um den Hals, ruft nicht nach Champagner, thut keinen Freudensprung, verhält sich überhaupt, als gehe ihn die Sache gar nichts an, oder als seien hunderttausend Thaler eine Bagatelle, nicht erwähnenswerth!"

„Du vergißt, daß es sich um einen Todesfall handelt", sagte Walther.

„Ach was, Todesfall: es handelt sich um Rittergüter, um Berg-

Digitized by Google

werke, um was weiß ich Alles — Walther, was für ein Glückspilz bist Du doch! Halt, bleib noch ein paar Augenblicke! Du mußt doch nicht etwa gleich hin?"

„Nein, das hat bis morgen Zeit."

„Nun, um so besser. Kellner, eine Flasche Champagner!"

„Ja, aber nur eine — ich gehöre nicht zu den gottlosen Neffen, die den Tod ihrer Erbonkel zum Anlaß von Gelagen machen. Es ist mir auch wirklich herzlich leid, daß ich den guten alten Mann nicht noch einmal gesehen habe", fügte er hinzu, in einem Tone, der an seinem Ernste keinen Zweifel ließ.

„Das gebe ich Alles gern zu" — und Colmar setzte sich dabei behaglich zurecht und hielt sein Glas gegen das Licht — „aber gestehe nur, das Haben ist denn doch etwas Anderes als das Hoffen; es muß etwas Erhebendes sein, sich plötzlich im Besitze eines der ersten Vermögen des Landes zu fühlen. Gestehe, daß Dein Blut jetzt in Deinen Adern tanzt, daß die ganze Welt vor Deinen Augen verwandelt ist —"

„Ich fühle nur Eins, und das Eine ist allerdings genug, um mich bis in's Herz hinein zu beglücken, zu beseligen", sagte Walther leise, mehr zu sich als zu seinem Gefährten; „ich fühle, daß ich frei bin."

Er schwieg wieder und sah vor sich hin, mit einem halben Lächeln um den schönen Mund, als gewahre er, nur er allein, was ihn innig entzückte. Christine, war sein erster Gedanke gewesen, als er jene längst vorausgesehene Nachricht empfing; jetzt war sie sein, in dieser Gewißheit saß er ruhig da und hörte den Reden Colmar's zu, um nur nicht selber sprechen zu müssen. Um keinen Preis hätte er auch jetzt dem Weltlichgesinnten, dem Spottsüchtigen eine Ahnung von seinem Geheimnisse gestattet. Er wollte warten bis zur Dämmerung, wo er das Mädchen allein zu finden hoffte, jetzt war ja das Glück da, die ganze Zukunft gehörte ihnen, da kam es auf eine Stunde oder zwei nicht an!

So saßen die Beiden zusammen, Walther schweigsam, Colmar redselig. Endlich — es dämmerte bereits — stand der Erstere auf. „Ich habe noch einige Besorgungen zu machen" — sagte er. — „Ah so, schwarze Handschuhe, Flor" ꝛc. — „Auch das, und dann muß ich mir Urlaub verschaffen, da ich morgen reise."

„Du wirst doch die Juristerei ganz an den Nagel hängen?"

„Wahrscheinlich", entgegnete der Assessor lächelnd.

Er verabschiedete sich von Colmar. Dieser ging sofort nach der Weststraße, um dort Walther's „unverschämtes Glück" zu verkündigen. Er wurde nach einiger Zeit von Amélie nach des Assessors Wohnung geschickt, denselben womöglich zu holen, damit er den Abend im Kreise seiner theilnehmenden Freunde, wie Fräulein Ternow sich ausdrückte, verbringe.

Es war dunkel geworden, als Colmar vor Walthers Thür antam. Er überzeugte sich bald, daß derselbe nicht zu Hause sei, einige Augenblicke war er unschlüssig, dann wandte er sich zu der andern Thür. Sie wurde alsbald geöffnet und Christine stand vor ihm und starrte ihn

Digitized by Google

an mit einem Ausdruck, den er sich nicht erklären konnte. Augenscheinlich erkannte sie ihn nicht, ihr Gesicht war schneeweiß, sie sah aus, als erblicke sie ein Gespenst.

Das Mädchen hatte soeben noch einmal gehofft, das Leben war noch einmal in all' ihren Pulsen mächtig geworden, als sie Jemand kommen, an ihre Thür kommen hörte. Sie erwartete Walther — diese letzte Enttäuschung wurde ihr Todesurtheil.

Colmar seinerseits sah unbehaglich auf das erstarrte Antlitz vor sich, auf ihre Augen, die bewußtlos und ohne Scheu an seinen Zügen hingen. „Herr Walther ist nicht zu Hause?" fragte er rasch.

„Nicht zu Hause?" wiederholte sie und fügte leise hinzu: „Nein, nein, er ist nicht da — ich weiß nicht, wo er ist."

Colmar sagte einige Worte, wie sie die Gelegenheit erforderte, und ging. Dann, als wollte er das unheimliche Gefühl abschütteln, welches ihn bei dem sonderbaren Benehmen des Mädchens beschlichen hatte, rief er ihr, die noch immer regungslos, mit dem Licht in der Hand in der Thür stand, von der Treppe her zu:

„Sie können ihm gratuliren, wenn er nach Hause kommt, mein Fräulein!"

Auf dem Hausflur drehte er sich herum; der Lichtstrahl fiel noch immer von oben auf die Treppe, das Mädchen mußte noch da stehen, wo er sie verlassen hatte.

Er schlenderte durch die Straßen; Walther zu finden hatte er geringe Hoffnung und war daher angenehm überrascht als er desselben plötzlich ansichtig wurde Es mochte, seit er Christine nach ihm gefragt hatte, eine Viertelstunde verflossen sein.

Walther trat rasch aus einem hell erleuchteten Juweliergewölbe der Hauptstraße. Noch bemerkte er Colmar nicht; er sah angeregt und heiter aus, aber als wolle er diese Stimmung der Beobachtung entziehen, nahm sein Gesicht, sobald er jenen auf sich zu kommen sah, einen ganz andern Ausdruck an. Colmar verfehlte nicht, darüber eine Bemerkung zu machen. „Denke nur nicht, Du müsseſt in meiner Gegenwart sogleich die feierliche Miene aufsetzen", spöttelte er; „bitte, thue Dir keinen Zwang an. Als nunmehriger vornehmer Gönner hast Du wol schon Einkäufe gemacht? Kette oder Dose für den „treuen Kammerdiener" des Onkels, eh?"

„Ich habe einen Ring gekauft", entgegnete Walther einfach.

„Einen Ring?" wiederholte Colmar, in einiger Verlegenheit, wie er die verfängliche Antwort ausdeuten solle. Für diesmal jedoch drängte er die indiscrete Frage zurück, welche ihm auf den Lippen schwebte und sagte, das Thema fallen lassend:

„Ich war soeben in Deiner Wohnung, um Dich abzuholen; Du gehst doch mit zu Ternow's? Ich glaube, die Damen erwarten Dich."

„Ich habe keine Zeit; bitte, entschuldige mich dort", entgegnete Walther. Er fühlte jetzt nichts mehr von der ängstlichen Sorge, seine Schritte und Tritte vor seinen lauernden guten Freunden zu verbergen; war er doch frei. „Lasse Dich jedoch durch mich nicht aufhalten . . ."

Digitized by Google

„Nun, ich bin nicht gerade eilig."

„Aber ich; Du entschuldigst mich?"

„Wohinaus gehst Du denn?"

„Zurück nach meiner Wohnung", sagte Walther etwas ungeduldig.

„So? Dort habe ich mich so eben verdient gemacht, indem ich die blonde Göttin Deines Herdes darauf brachte, Dir zu gratuliren. Ich dachte . . ."

„Was thatest Du?" unterbrach ihn Walther rauh.

„Nun, wirst Du auch unbegreiflich?" meinte Jener, erstaunt über diese seltsame Heftigkeit. „Ich rief ihr noch im Fortgehen zu, sie könne Dir Glück wünschen, eigentlich nur, um mich zu vergewissern, ob ich die Gabe der Rede noch besitze, nachdem sie mich, als ich nach Dir fragte, angestarrt hatte wie die Meduse, so daß ich anfing, den Versteinerungsproceß zu fühlen. Wahrhaftig, sie sah aus, wie . . ." hier legte Colmar bedeutungsvoll den Finger an die Stirn.

Der Assessor besaß viel Gewalt über seine Züge, aber daß Leichenblässe sein Antlitz bei diesen Worten überzog, konnte er nicht hindern, noch auch seine Stimme ganz festigen, da er jetzt mit einem gezwungenen Scherz über Colmar's auffallendes Interesse an seinen Angelegenheiten sich kurz von diesem verabschiedete.

Als er darauf nach seiner Wohnung eilte, durch die unfreundlichen Straßen, deren nasse Pflastersteine im Gaslicht trübselig glänzten, da suchte er des unbestimmten Grauens Herr zu werden, welches ihn plötzlich, wie nie, bei dem leichtfertigen Berichte Colmar's erfaßt hatte. „Wenn ich sie nur erst sehen, erst mit ihr sprechen kann", dachte er; es fiel ihm jetzt schwer auf's Herz, daß er ihr die Erklärung für sein Benehmen am Tage vorher, da er sie plötzlich verlassen hatte, noch schulde.

Er trat sofort bei Frau Werner ein: wie ihm in der letzten Zeit diese Schwelle halb und halb verboten gewesen war, das kam ihm jetzt nicht in den Sinn. Ohne daß er sich bemüht hätte, einen plausibeln Grund seines Kommens anzugeben, fragte er nach Christine, denn — seine Angst gewann wieder die Oberhand, als er es bemerkte — das Mädchen war nicht da. Aber seltsam, auch die Mutter schien seinen Besuch nicht auffällig zu finden: als sei sie froh, Jemand ihren Unwillen, hinter dem sich doch nur die Sorge verbarg, mittheilen zu können, begann sie zu klagen und zu schelten über die gedankenlose Tochter, welche fort, in das schlechte Wetter hinaus sei, ohne die Arbeit, um derentwillen sie den Ausgang doch machen mußte, mitzunehmen. „Sehen Sie, dort liegt das Paquet", sagte sie, nach dem Tische deutend. „Es ist mir unbegreiflich, daß Christine ihre Vergeßlichkeit nicht sofort bemerkt hat und zurückgekommen ist, um dasselbe zu holen. Ich weiß überhaupt nicht, was mit dem Mädchen vor ist", fügte sie nach einer Pause hinzu, nicht ohne Bezug, denn jetzt regte sich auch wieder der Groll der letzten Wochen. „Lebhaft war sie nie, das arme Ding, wie sollte sie auch; sie hat nie die Vergnügungen gekannt, welche Anderen in der Jugend zu Theil werden, sondern immer nur die Arbeit, nichts als Arbeit. Aber

Digitized by Google

jetzt, seit einigen Monaten, ist sie noch weit stiller als früher. Es bedrückt sie etwas; wenn ich nur wüßte —"

Sie hatte sich bei den letzten Worten im Zimmer zu schaffen gemacht, ohne den Assessor anzusehen. Jetzt blickte sie verstohlen zu ihm hinüber: er stand gegen einen Schrank gelehnt, in tiefen Gedanken vor sich hin schauend. Aber diese Gedanken mußten peinlicher Art sein, denn es lag dunkel auf seiner Stirn und er athmete schwer. Endlich fuhr er in die Höhe; die Frau wußte nicht, ob er sie angehört hatte. „Hoffentlich wird Christine bald zurückkommen", sagte er, einen Seufzer zwischen den Worten niederkämpfend. „Ich werde noch einmal heute Abend vorsprechen, wenn Sie erlauben, denn ich verreise morgen auf einige Zeit und habe dem Fräulein zuvor etwas mitzutheilen."

Die Frau starrte ihn verwundert an, sie erwartete eine weitere Erklärung, aber Walther war schon an der Thür. „Adieu so lange", sagte er mit einem schwachen Lächeln und ging.

Wohin wollte er? Nach seinem öden Zimmer? Er konnte nicht daran denken bei der quälenden Unruhe, die sich seiner jetzt bemächtigt hatte, dort auf Christinen's Rückkehr zu harren. So eilte er wieder hinab auf die Straße; das Wetter war jetzt abscheulich, der feine Regen, welcher gegen Abend begonnen hatte hinabzurieseln, war stärker geworden; von Zeit zu Zeit fuhr ein Windstoß einher und trieb den vereinzelten Fußgängern, welche dagegen ankämpften, die eisigen Tropfen in's Gesicht. Wo mochte das Mädchen sein? Wie sehnte er sich danach, sie neben sich zu haben, den Arm um sie zu schlingen und sie aus dem Sturm und dem Regen, aus der Einsamkeit und Dunkelheit unter das sichere Dach zu führen; für jetzt noch in das niedere Haus zurück, bald aber hinaus nach seinen prächtigen Besitzungen, in den Frühling hinein. Würde es je Frühling werden? Wie ein Märchen kam es ihm vor, wenn er an den Sonnenschein dachte, an blauen Himmel und blühende Frische ringsumher; er mußte sich sagen, daß dies Alles ja nicht anders könne, als wiederkehren, um es zu glauben, so dunkel war Alles in ihm und außer ihm: das Hoffen wurde ihm so schwer an diesem Abend!

Er eilte durch die öden Straßen nach dem bekannten Stickereiladen; hinter den hellen Scheiben sah er die behäbige Frau sitzen, welche einst Christinen nach ihrem Unfall durch den Schlitten beigestanden hatte. Sofort trat er ein und ohne auf ihr verwundertes Aufblicken zu achten, fragte er, ob Fräulein Werner heute Abend hier gewesen sei. „Nein", entgegnete sie, ihn mit den Augen messend; „ich erwarte das Fräulein sehr."

„Sie war nicht hier?" stieß Walther hervor, „gewiß nicht? Sind Sie die ganze Zeit selber hier im Laden gewesen? Wollen Sie nicht fragen", fügte er bittend hinzu, „ob Jemand sonst das Fräulein hier gesehen hat?"

„Ich habe diesen meinen Platz den ganzen Nachmittag nicht verlassen", entgegnete die Frau scharf; es gefiel ihr nicht, daß ein vornehmer junger Herr sich nach einer ihrer Stickerinnen erkundigte. Aber

Digitized by Google

auf dem bleichen, hübschen Gesicht des jungen Mannes war so gar nichts von Frivolität oder von allzu großer Sicherheit zu lesen; seine Augen hingen so angstvoll an ihrem Munde, daß sie etwas gefälliger fortfuhr, als spreche sie damit eine Beruhigung aus:

„Nun, vielleicht war das Wetter dem Fräulein zu schlecht, man jagt ja heute Abend keinen Hund vor die Thür. Sie ist freilich sonst immer pünktlich gewesen, trotz Schnee und Regen, denn Fräulein Werner ist ein ordentliches Mädchen, mein Herr", sagte sie nachdrücklich und sah ihn noch einmal mißtrauisch an.

Walther war mit seinen Gedanken schon nicht mehr hier; er überhörte die letzten Worte und ging mit kurzem Dank und Gruß. Jetzt konnte Christine ja längst zu Hause sein; wie thöricht, daß er mit seiner Last von Angst und Sorge umherirrte, während sie vielleicht daheim im Stübchen seiner wartete. Er hatte bald das Haus erreicht, aber was bedeutete das? Die Fenster waren dunkel! Sollte die Qual dieser Ungewißheit noch länger währen? Er eilte hinauf zu dem Zimmer der Frauen; ohne erst zu klopfen drückte er auf die Klinke, die Thür war verschlossen. Frau Werner hatte also auch die Wohnung verlassen, um, wie er, von unbestimmter Sorge gespornt, nach der Tochter zu suchen.

Jetzt überkam es ihn wie Verzweiflung, zugleich aber fühlte er eine tödtliche Mattigkeit, weit größer, als sein allerdings langes Umherstreifen sie rechtfertigen konnte. Er ging auf sein Zimmer, machte Licht und warf sich, wie an allen Gliedern erlahmt, auf's Sopha; kein Vernünfteln half, er wußte, daß ein Unglück nahe. Von Mattigkeit überwältigt, legte er die Arme vor sich auf den Tisch und senkte die Stirn darauf. Aber lange hielt es ihn nicht in diesem Zustande körperlicher Ruhe; er sprang auf und durchmaß das Zimmer, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um mit allen Sinnen zu lauschen, zu harren.

Nach langer Stille tönten Schritte auf der Straße, es schienen viele Menschen zu nahen. Rasch hatte Walther das Fenster geöffnet: eine Gruppe von Leuten näherte sich dem Hause, aber es war nichts genau zu erkennen bei dem Lichte der in weiten Zwischenräumen brennenden Gasflammen. Die Männer sprachen mit gedämpfter Stimme, sie machten vor dem Hause Halt. Als sich Einer von ihnen vorbeugte, so daß ihn der schwache Lichtschein traf, sah Walther den hellen Streifen der Polizeibeamten an seiner Mütze glänzen. Schaudernd trat er in's Zimmer zurück, die Leute schoben sich in's Haus. Was unten im Flur vorging, konnte er sich nicht erklären; es wurde wieder leise gesprochen, von tiefen Stimmen, dann kamen schwere Tritte die Treppe herauf. Walther fühlte, wie Erregung ihm die Kehle zuschnürte; man klopfte an seine Thür, langsam ging er hin und öffnete: ein Polizeidiener stand draußen.

Der Mann griff an seine Mütze und fragte halblaut: „Hier wohnt die Wittwe Werner, nicht wahr?"

„Ja, was soll's mit ihr?" entgegnete Walther mit dem barschen Tone eines Verzweifelnden.

Digitized by Google

„Sie kennen die Frau?“

„Ja.“

„Könnten Sie nicht zu ihr gehen und mit ihr reden, ehe wir kommen? Ganz kann man ihr den Schrecken freilich nicht ersparen, aber wenn sie uns gleich zuerst sieht...“

„Was, um Gotteswillen, wollen Sie bei ihr?“

„Ihre Tochter ist todt, ist ertrunken. Wir haben sie unten; sie ist gleich erkannt worden.“

Jetzt war es an dem Manne, zu erschrecken, denn der große Herr vor ihm wankte, als habe er einen Schlag erhalten. Er faßte ihn sogleich kräftig beim Arm und führte ihn zu dem Sopha. Walther saß einige Augenblicke bewußtlos, dann fuhr er auf: „Wo ist sie? wo habt Ihr sie?“

„Im Hausflur, Herr.“

Der junge Mann erhob sich; mit einer gewaltigen Anstrengung überkam er den Schwindel, der ihn erfassen wollte, und ging hinab. Im Flur standen vier Männer, einer von ihnen trug eine Laterne, die er jetzt umdrehte, so daß ihr Licht auf die Bahre fiel, auf welcher unter grober Decke sich die Umrisse eines Körpers zeigten. Walther riß das Tuch zurück, da lag das Mädchen, mit triefendem Haar, das Antlitz ruhig, unentstellt; nur klebte das blonde Haar an einer Stelle blutig auf der Stirn. Er sah sie einige Augenblicke an, dann warf er mit einer Bewegung des Abscheus die wollene Decke, welche die Gestalt zum Theil noch bedeckte, zu Boden, nahm die Todte auf und schickte sich an, sie die Treppe hinauf zu tragen. Einer der Polizeibeamten wollte hinzutreten, der andere winkte ihm, den Herrn gewähren zu lassen. „Ich glaube, er ist dabei ihm Spiele“, flüsterte er, als Walther ging; „er wurde ohnmächtig, als ich ihm sagte, wen wir brächten.“

Noch einmal hielt Walther den Körper des geliebten Geschöpfes in seinen Armen. Er hatte sie mechanisch aufgenommen, dem Gefühl folgend, daß sie ihm gehöre; jetzt schauderte er vor den nassen Kleidern, die seine Hände umschlossen.

Die Thür seiner Stube stand noch weit offen; er ging hindurch, in das Schlafzimmer und legte die Leiche sorglich auf das Bett. Dort blieb er neben derselben, ohne weiter auf die Polizeibeamten zu achten, welche ihm gefolgt waren, bis sich jene kopfschüttelnd entfernten.

In den Stunden der Nacht, die nun folgten, drängten sich für Walther Jahre des Leidens zusammen. Er kostete den Jammer mit vollen Zügen; in der grenzenlosen Wuth und Bitterkeit, die er gegen sich selber empfand, legte er sich die Sühne auf, gegenwärtig zu bleiben, als man die Mutter zu der Leiche brachte, und eine Scene zu durchleben, von der seine Einbildungskraft nie wieder genas. Er blieb und ließ die Ausbrüche ihres rohen und wortreichen Schmerzes an sich vorübertoben; während sich sein Herz in fast unerträglicher Qual zusammenzog,

Digitized by Google

duldete er es schweigend, wie die Majestät des Todes in dem stillen, reinen Bilde dort durch manches niedrige Wort, durch Eingebungen des kleinlichsten Kummers entweiht wurde; er hatte keine Antwort, als die Frau, indem sie sich das wirre Haar mit einer krampfhaften Bewegung aus der Stirn strich und die blutunterlaufenen Augen auf ihn heftete, ihn den Mörder ihrer Tochter nannte und ihm fluchte; selbst den empörendsten Verdacht gegen die Schuldlose, welche sich nicht zu vertheidigen vermochte, ließ er das verzweifelnde Weib ausstoßen, und kein Wort kam über seine Lippen.

Nach und nach als die Stunden schwanden, schien der stumme Schmerz des jungen Mannes ihr Scheu einzuflößen: sie schwieg und schluchzte nur noch leise.

So verging die Nacht; von Zeit zu Zeit hob Walther, der in der Nähe des Lagers saß, den Kopf, und dann war es ihm, als umfange ihn ein böser Traum. Im Nebenzimmer auf dem Tische brannte die Lampe, dort, wo er mit dem süßen Mädchen gesessen hatte, glücklich und sicher, ohne Ahnung eines Verlustes. Jetzt lag sie ausgestreckt auf seinem Bett in dem halbdunklen Gemach, die feuchten Kleider dicht um die jungfräuliche Gestalt geschmiegt; er legte zwei Finger auf ihre kalte Stirn und es schauderte ihn.

Gegen Morgen stand die Frau auf und ging schweren Trittes hinüber nach ihrer Wohnung Da erhob sich auch Walther und trat an das untere Ende des Bettes. Auf dem stillen Antlitz vor ihm lag jetzt in dem grauen Morgenlicht, mit dem der Schein der erlöschenden Lampe kämpfte, ein fremder Zug: Walther fühlte plötzlich erst ganz, daß er sie verloren habe; es ergriff ihn das feindselige Grausen des Lebendigen vor dem Todten. Er schloß die Augen, um sich ihr bewegliches Gesicht, ihr Lächeln zurückzurufen. Dann trat er noch einmal dicht heran und steckte den Ring, welchen er für Christine gekauft hatte, an den Finger der Leiche; hierauf folgte er der Frau nach ihrem Zimmer.

Ganz erschöpft sank er dort auf das kleine Sopha nieder und legte den Kopf müde in die Kissen. Die Frau sah ihm schweigend zu; ihre weibliche Fürsorge begann sich zu regen und in demselben Maße schwand ihr Groll gegen den so schwer Leidenden. Sie machte sich um ihn zu schaffen, sie fragte ihn, ob er krank sei, er wehrte sie schweigend ab. Nun setzte sie sich in seine Nähe und fing von Neuem an zu schluchzen; dabei warf sie ihm vor, in einem Tone freilich, der wie eine Entschuldigung ihrer anfänglichen Heftigkeit klang, daß er das Mädchen „irre gemacht" habe. „Und gerade zu einer Zeit, da Sie sich doch bald verlobten", weinte sie. Hier hob Walther den Kopf in die Höhe und sah die Frau an, ungewiß wie ein aus dem Schlaf Erwachender, der nicht weiß, ob das, was er zuletzt vernommen hat, einem Traum oder der Wirklichkeit angehöre. „Was sagten Sie eben?" fragte er. Froh darüber, daß er doch endlich sprach, denn sein stundenlanges dumpfes Schweigen war ihr fürchterlich geworden, wiederholte sie ihm, aber schonend wie man zu einem Kranken spricht, ihren Vorwurf und auf

Digitized by Google

seine immer bestimmteren, zuletzt entsetzt hervorgestoßenen Fragen, erzählte sie ihm, was sie wußte von dem Besuche Amélie's bei ihrer Tochter und wie Christine erst an jenem Morgen von seinem Verlobtsein mit einer vornehmen Dame gehört habe. „Und ich fürchte, das hat ihr einen Stoß versetzt", sagte die Frau.

Walther war gerichtet, war grenzenloser Selbstqual anheimgegeben, denn auf sich nahm er auch die Schuld der Cokette an dem Verhängniß des unglücklichen Mädchens. Und er erfuhr noch mehr: ahnungslos, welche Marter sie ihren stummen Zuhörer leiden ließ, welche Last von Reue sie ihm für sein ganzes Leben aufbürdete, weihte sie ihn ein in die Verhältnisse, unter welchen sich Christine zuletzt ihrer Mutter im Wege fühlen mochte. Scheu und stolz, wie sie war, hatte ihm das Mädchen nie von den Briefen ihres Bruders, nie von ihrer Sorge um die Zukunft gesagt.

Jetzt erst stand seine Schuld einem Wesen, wie das ihre, gegenüber in furchtbarer Klarheit vor ihm: er hätte sie retten können durch ein Wort; hatte sie doch einst ihm, dem blinden Thoren, der dadurch nicht gewarnt worden war, jenen düstern Zug ihres Wesens enthüllt, jenen Muth der Hoffnungslosigkeit, der sie vor dem letzten Schritte nicht zurückbeben ließ. Er hatte sie gekannt und doch geschwiegen und endlich, da er nicht handelte, kam das Schicksal, verwirrte einige Fäden und ließ mit unaussprechlich grausamem Hohn aus wenigen kleinlichen Zufällen das Entsetzliche entstehen.

Der Morgen war herangekommen. Die Frau ging ruhelos im Zimmer umher, indem sie mechanisch Dies und Jenes angriff und wieder niederlegte, als meine sie, sie müsse mit dem neuen Tage auch wieder schaffen, während ihr doch Zweck und Ziel der Arbeit abhanden gekommen war. Walther aber saß unbeweglich, beide Hände vor dem Gesicht, achtlos alles Dessen, was um ihn her geschah.

Mehrere Jahre waren seit den bisher erzählten Vorgängen verflossen, da rollte an einem Maitage ein eleganter Wagen den breiten Fahrweg entlang, welcher vom Parkthore zum Portal eines schloßartigen Gebäudes führte. Kutscher und Diener waren in dunkelfarbiger Livrée, eine Dame in Trauerkleidung lehnte sich in die Kissen. Ihre Augen schweiften unruhig über die in ernster Schönheit prangenden Baumgruppen der weitläufigen Anlage und über die Maienpracht schimmernder Rasenflächen. Man hatte den Charakter großartiger Waldlandschaft ringsumher festgehalten; von Blumengärtnerei war nirgends etwas zu sehen, für jetzt aber bemerkte die Dame nicht, was ihr gewiß als ein Mangel erschienen wäre: ihre Gedanken eilten voran zu dem Herrn dieser prächtigen Besitzung.

Amélie d'Orville war seit einigen Monaten Wittwe; ein hitziges Fieber hatte ihren Gatten, dem sie nach Amerika gefolgt war, nach einigen Jahren einer stürmischen Ehe hinweggerafft. Sie kehrte in Folge dieses

Digitized by Google

Trauerfalles nach Europa zurück und befand sich augenblicklich, um ihre angegriffene Gesundheit zu stärken, auf dem Landsitze eines Verwandten, des Gatten ihrer Cousine Clementine. Eben war sie im Begriff, dem Gutsnachbarn desselben, dem Justizrath Walther, einen Besuch zu machen.

Mit gespannter Neugierde sah sie diesem Zusammentreffen, dem ersten, seit Jahren entgegen. Es hatte sie eigenthümlich berührt bei ihrer Zurückkunft zu erfahren, daß Walther, jetzt einer der reichsten Grundbesitzer des Landes, noch unvermält sei. Man erzählte Seltsames von seinen hypochondrischen Neigungen. Er hatte, als er in den Besitz seines gewaltigen Vermögens gekommen war, nicht, wie man erwartete, die juristische Laufbahn verlassen, wol aber seine Versetzung nach der Hauptstadt bewirkt, wo er rasch gestiegen war. Nach einiger Zeit quittirte er den Staatsdienst und wendete seine ganze Theilnahme den Interessen der Landschaft zu, in welcher seine Güter lagen. Dieselbe wählte ihn zu ihrem Abgeordneten und er vertrat sie seitdem unter Anerkennung aller Parteien.

Das Alles hatte sich die junge Wittwe erzählen lassen, und dabei nachdenklich mit ihrem Trauerfächer gespielt, den sie, einer amerikanischen Gewohnheit gemäß, selten aus der Hand legte. Bald darauf entschloß sie sich zu dem seltsamen Schritte, den enragirten Politiker, wie man ihn nannte, den einsamen, allen nur geselligen Verkehr meidenden Mann ihrerseits aufzusuchen. Sie fuhr an einem Frühlingsabend hinüber: er war frei, sie auch — ihr Herz klopfte.

Der Wagen hielt vor dem schönen Portale des Hauses, dessen unmittelbare Umgebung — Gruppen der höchsten Kiefern und Buchen — ihr einen Blick der Verwunderung abgewann. Ein Diener kam sogleich an den Schlag, um ihre Karte entgegen zu nehmen.

„Ist der Herr Justizrath nicht zu Hause?" fragte die Dame.

„Der Herr Rath befindet sich auf seinem Zimmer", sagte der Mann sofort; „er wünscht, daß ihm jeder Besuch erst gemeldet werde."

Amélie verzog die Lippen, indem sie sich nachlässig in die dunklen Polster zurücklehnte. Sie stellte die kleinen Füße auf den Vordersitz und dachte darüber nach, was sie ihm sagen wollte, wenn sie ihm jetzt gegenüber stünde. Oft schon hatte sie sich diese Begegnung ausgemalt, sie that es jetzt von Neuem und überhörte in ihren Träumereien die Rückkehr des Dieners. Der Mann räusperte sich endlich, sie fuhr auf und schickte sich an, auszusteigen, als er im ehrerbietigsten Tone sagte:

„Der Herr Justizrath bedauert, die gnädige Frau nicht empfangen zu können."

In diesem Augenblick verlor Amélie die südländische Ruhe, welche sie sich angeeignet hatte und deren sie sich sonst mit Erfolg bediente. „Er ist zu Hause? er will mich nicht sehen?" sagte sie mit bebenden Lippen. „Sie gaben ihm meine Karte?"

„Ja wol, gnädige Frau."

„Ist er krank — leidend?"

Digitized by Google

„Der Herr Justizrath ist, soviel ich weiß, ganz wohl", versicherte der Diener höflich.

Einige Augenblicke lang starrte ihn die Dame ungläubig an, dann schien sie plötzlich Alles zu begreifen. „Gut. Wenden Sie", herrschte sie mit hochrothen Wangen dem Kutscher zu.

Der Schlag wurde geschlossen und der Wagen rollte davon. Amélie kam todtenbleich im Hause ihrer Verwandten an, sagte, sie habe den Gutsherrn nicht getroffen und begab sich sogleich auf ihr Zimmer. Dorthin wurde ihr nach mehreren Stunden ein Brief gebracht. „Vom Herrn Justizrath Walther", sagte das Mädchen vor der verschlossenen Thür. Dieselbe öffnete sich und Amélie, die verweinten Augen gesenkt, nahm ihr das Schreiben aus der Hand.

Nach einiger Zeit trat ihre Zofe in's Zimmer und fand die Herrin, welche seit ihrer Verheirathung zuweilen an hysterischen Krämpfen, den Folgen des heftigen Temperamentes ihres Gatten, litt, von einem derartigen Anfall ergriffen, halb ohnmächtig auf dem Canapé. Sie erholte sich langsam; von dem Inhalt jenes Briefes erwähnte sie gegen ihre Verwandten nichts.

Mit dem Justizrath Walther wollte sich kein freundnachbarliches Verhältniß anknüpfen lassen. Er nahm bald darauf eine alleinstehende, alte Frau zu sich, eine Wittwe, bei der er vor längerer Zeit gewohnt hatte, gerade als sie ihre einzige Tochter unter traurigen Umständen verlor. Mit dieser mürrischen Alten verbrachte er die Zeit, welche nicht seinen Studien oder seinen politischen Verbindungen gehörte, der guten Gesellschaft ein beständiges Problem, von den Wenigen aber, die mit ihm in nähere Berührung kamen, hoch geschätzt, als ein Mann, in welchem traurige Jugenderfahrungen jenen Ernst gereift hatten, der vom Leben nichts mehr verlangt, als wirken zu dürfen, so lange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann.

Digitized by Google

Wilibald Alexis.

Von **Theodor Fontane.**

II.

Die Worte, die Oberconsistorialrath Dreckmann am Sarge W. Alexis' sprach (vgl. das letzte Heft des „Salon") enthalten in der Bezeichnung „fromm und treu" zugleich eine Charakteristik des Heimgegangenen. Ausführlicheres, nach dieser Seite hin, schreibt mir Dr. Bollert, dem ich auch für den biographischen Theil dieser Arbeit zu lebhaftem Danke verpflichtet bin. „Ich glaube, daß Sie Widersprechendes über Häring hören werden, denn er war nicht leicht zu erkennen: ein Gemisch von Schelm und kraftvollem, knorrigem Mann, dabei ein echt kindlicher Sinn. So lange er gesund war, ungesellig, schweigsam und gelegentlich unzufrieden; seit seiner Krankheit viel liebenswürdiger, heiterer, gesprächiger und höchst vergnügt, wenn er einmal im Hause eines Freundes sein konnte. Er war nie sentimental, liebte und besaß gesunden Humor, Tiefe des Gemüths und einen auf das Ideale gerichteten Sinn. Während seiner letzten Lebensjahre (denn, wie immer wieder hervorgehoben werden muß, sein Geist blieb klar) traten ihm auch religiöse Fragen näher. Ich weiß, daß er gern in der Bibel las und wiederholentlich das heilige Abendmahl empfing. Aller Orthodoxie indessen blieb er entschieden abgeneigt. In politischer Beziehung war er altliberal. Freiherr von Vincke, Graf Schwerin, Camphausen, das waren die Männer, zu denen er hielt; ob er den Nationalliberalen sich angeschlossen hätte, ist mir zweifelhaft. Dennoch mag das auf sich beruhen. Er war keine Windfahne, buhlte nicht mit der Macht, huldigte nicht dem momentanen Erfolg; er haßte das Cynischsein in der Wahl der Mittel, ebenso das Schwätzen über Alles. Er gab nicht zu, daß der politische Kampf ein Recht habe, unter Umständen mit Ausschluß aller guten Sitte geführt zu werden. Er hielt auf Anstand. Durchaus charakteristisch für ihn sind folgende Distichen, die er unter der Ueberschrift: „Visir auf" schrieb:

„Wen der gewaltige Drang hintrieb in der Meinungen Feldschlacht,
Hebe für Ehre und Pflicht, Glauben und Rechte das Schwert,
Fest in dem Busen die Sache, die heilige, die er vertheidigt,
Hemme den zückenden Stahl nicht das geschloss'ne Visir.
Aber wenn niedergesunken, bewältigt vom Streiche der Gegner,
Lös ihm dann eilends den Helm, ob er den Freund nicht verbirgt."

Eine große Liebe hatte er von jeher zur Natur. Zu allen Zeiten seines Lebens ist er — wie ich dies schon zu Beginn dieses Aufsatzes aussprach — gern gewandert, oft mit dem Ranzen auf dem Rücken. Dies Wandern, so lange er noch schaffensfähig war, hielt seine Seele frisch. Seine Bücher machen deshalb nirgends den Eindruck des Müden und Abgestandenen, selbst da nicht, wo es zweifelhaft sein mag, ob man sie interessant nennen kann. Auch wiederholt er sich nicht in seinen Landschaftsschilderungen; er sah eben immer Neues. Diese Vorliebe für die Natur blieb ihm bis zuletzt, und eine Wagen-

Digitized by Google

partie nach Elgersburg, Ilmenau oder der Schmücke zählte zu seinen größten Vergnügungen. Man empfand dann, das Herz ging ihm auf; seine Augen lachten wieder.

„Merkwürdig war sein lebendiges Interesse für „Mordgeschichten." Ich habe ihm fast jeden Proceß, den ich seit 1861 in den Pitaval aufnahm, erzählt und je blutiger die Sache war, desto mehr hatte sie seinen Beifall. Ich habe ihn oft mit seinem Blutdurst geneckt.

„Er war ein guter Wirth, für seine Person einfach und bedürfnißlos; aber was ihn umgab, das Haus und seine Einrichtung, mußte gefällig, geschmackvoll sein. Er hatte ein Auge für diese Dinge; viele, zum Theil gute Bilder, schmückten seine Zimmer. Er hing an Allem, womit er sich eingelebt hatte und trennte sich ungern von ihm bequem gewordenen Meubles und Kleidungsstücken."

So weit Vollert. Von anderer Seite wurde mir das Bild dahin vervollständigt: Er hielt am Constitutionalismus und verstand zu hoffen, wurde also vielfach getäuscht und hintergangen. Er war reinen Herzens, sanftmüthig, hülfebereit. Manchen hat er „herausgezogen". Wie ein Tropfen fremden Blutes pulste ihm etwas von Speculationsgeist in den Adern. Unternehmungen reizten ihn; er hat meist theuer dafür bezahlen müssen. In Gesellschaft war er schweigsam, aufmerksam, beobachtend. Auch in der Mittwochsgesellschaft, die alle damaligen literarischen Namen der Hauptstadt umfaßte, verhielt er sich passiv. Er hatte den immer seltener werdenden Vorzug, besser hören als sprechen zu können. Dies ging so weit, daß er jedem begründeten, oder auch nur ehrlichen Tadel ein alleraufmerksamstes Ohr lieh. Er war demüthig, bescheiden, fleißig; in allen Dingen so gewissenhaft wie möglich. Dabei stand ihm andererseits ein scharfes Urtheil zur Seite, das ihn davor bewahrte, sich gegen Schwächeres ohne Weiteres in den Schatten zu stellen. Aber dies vergleichsweise Selbstbewußtsein hatte dann immer einen sachlichen, nie einen persönlichen Charakter. Mit seinem Schwager Rellstab lebte er in stiller literarischer Fehde. Man bemängelte sich gegenseitig; Jeder kannte die Schwächen des Andern, aber das persönliche Einverständniß wurde nicht gestört. Wie politisch, so nahm Alexis auch kirchlich eine Mittelstellung ein, wenigstens so lange er Berlin angehörte. Er suchte, ohne recht zu finden. Man könnte sagen: er glaubte Das, was er nicht glaubte und umgekehrt. Dies war im innersten Zusammenhange damit, daß er den Romanticismus, die „Tieckſche Ironie" nie ganz los wurde. Er begeisterte sich für eine Sache, um auf der Höhe der Begeisterung in Skepsis zu verfallen. Das „alle Dinge haben zwei Seiten" war in ihm zu Fleisch und Blut geworden; er war wie doppelsichtig und sah Avers und Revers der Medaille zu gleicher Zeit. Eine wunderbare Mischung von Vertrauen, Spott, Zweifel; aber voll Zweifel nur den Dingen gegenüber. Im Verkehr mit den Menschen ein Kind ohne Argwohn.

Gutzkow hebt seine Neidlosigkeit hervor: „Er war im Urtheil über die Gaben Anderer gerecht. Mit herzlichem Antheil konnte er den Erfolg eines Rivalen auf dem gleichen Gebiet, auf welchem er selbst arbeitete, ertragen, fördern, sogar in verschiedenen Blättern dasselbe Urtheil wiederholen. Todtschweigen, nur sich selbst im Auge haben, anerkennen nur auf Gegenseitigkeit — diese häßlichen Eigenschaften des gegenwärtigen literarischen Verkehrs waren seinem edlen Gemüthe fremd."

Wie Vollert, so hebt auch Julian Schmidt seine Liebe zur Natur, sei-

Digitized by Google

nen feinen Landschaftssinn hervor. Der Letztere schreibt: „Es ist vor Allem die märkische Natur, die er in ihrem Detail vollständig kennt, die er athmet und empfindet, und die er in den kräftigsten Farben gegenwärtig zu machen weiß. Es ist ein sehr entschiedener Fortschritt, daß wir gelernt haben, auch im Naheliegenden das Malerisch-Schöne zu entdecken. Als im neunzehnten Jahrhundert diese Kunst zuerst wieder aufkam, that man es nicht unter dem Vesuv; die wirklichen Meister wissen jetzt auch eine Regenlandschaft, eine Steppe so hervortreten zu lassen, daß sie wirkt und ergreift. So sind die Schilderungen bei W. Alexis. Mitunter wundert man sich darüber, welche Poesie er der einsamen Kieferhaide zu entlocken weiß. Aber er hat Recht und wenn irgend ein Dichter ein märkisches Denkmal verdient, so ist es Wilibald Alexis. Denn er zuerst hat uns gelehrt, Freude an unserer besondern provinziellen Existenz zu haben."

Diese Worte Julian Schmidt's sind schon mehr eine Charakteristik der Werke des Mannes als des Mannes selbst. Diesen Werken wenden auch wir uns nunmehr zu und zwar jenen märkisch-preußischen Romanen, die, runde fünfhundert Jahre umfassend, mit dem „falschen Woldemar" beginnen und mit dem „Isegrimm" schließen. Ich halte in ihrer Besprechung die historische Reihenfolge fest, nicht die, in der die Romane, ziemlich bunt durcheinander, entstanden.

Der falsche Woldemar. (Berlin, O. Janke. Drei Theile in einem Bande, 3. Auflage.)

Der Titel giebt den Inhalt. Es ist eine Darstellung jener Epoche von 1348 bis 50 oder 55, wo es der lützelburgischen Partei, Kaiser Karl IV. an der Spitze, gefiel, den Müller Jacob Rehbock zum Markgrafen Woldemar zu machen, unter Vorgabe, daß dieser 1319 nicht gestorben, vielmehr, zur Beruhigung seiner Seele, dem gelobten Lande zugepilgert sei. Die Kunde von der Noth seines Landes habe ihn zurückgerufen.

Es giebt bekanntlich eine ganze Woldemarliteratur, in der, mit Scharfsinn und Erbitterung, für und gegen seine Echtheit gefochten wird. Der Gelehrtenstreit hierüber hat den Waffenstreit um ein halbes Jahrtausend überdauert und ist noch nicht geschlichtet. Die Forschungen v. Kloeden's haben der bis dahin nur von einer Minderheit vertretenen Ansicht von der Echtheit neue Hülfen zugeführt; ja, Kloeden selbst war von dem Unrecht der Gegenpartei so fest durchdrungen, daß er bei einer bestimmten Gelegenheit ausrief: „So wahr ich ein märkischer Edelmann bin, so wahr ist Euer „falscher Woldemar" der echte gewesen." Die Anhaltiner haben ihn bekanntlich bis zuletzt als solchen angesehen und ihn in der Schloßkirche zu Dessau bestattet. Ich für meine Person halte ihn für gerade so echt wie den falschen Sebastian, den falschen Demetrius und jenen Perkin Warbeck, der den letzten York zu tragiren hatte. Sie waren alle Puppen von unzufriedenen Parteien, wohl oder übel, in Scene gesetzt.

Wie stellte sich nun W. Alexis zu dieser Frage? Höchst eigenthümlich. Er läßt uns bis auf die letzten Seiten in Zweifel darüber, ob wir uns, all' die Zeit hindurch, dem echten oder unechten gegenüber befunden haben und als er schließlich einem bestimmten Stellungnehmen zu der Frage nicht mehr gut ausweichen kann, führt er in poetisch-mystischen Paraphrasen den Gedanken durch: „Er sei zwar der unechte gewesen, aber — doch der echte." Die betreffende Stelle ist zu charakteristisch, als daß ich sie hier nicht wiedergeben sollte. Der Graf von Anhalt ist dem Helden des Romans auf die Letzt doch

Digitized by Google

zweifelnd entgegengetreten und ruft ihn an: „Bist Du Wahrheit oder bist Du ein Lügengebilde?“ worauf Woldemar antwortet: „Ein Gelöbniß lag auf der Brust Woldemar's, nach Palästina zu wallfahrten. Als er zum Sterben kam, ließ ihn das unerfüllte Gelöbniß nicht sterben. Was war Der, der es auf sich nahm, die heiligen Aufträge eines Sterbenden zu erfüllen? Ich pilgerte in's gelobte Land statt seiner. Ich trug die Seele eines Andern. Wer solche Vollmacht übernimmt, der stirbt für sich, er wird ein Anderer.“ Und dann gleich darauf: „Der große Woldemar hatte seine Sündenlast (durch mich) am Grabe des Herrn niedergelegt; — der freigewordene Woldemar, ihn rief Gott in sein Land zurück. Das ist Wahrheit. Sinnst Du nach über das Räthsel? Ich kann es Dir nicht anders lösen.“

Ja, Räthsel! Der mystischsten eines. Was W. Alexis seinem Helden in den Mund legt und womit er ersichtlich seine eigene Anschauung identificirt, das heißt: „Ich (falscher Woldemar) trug die Sünden des ächten, in heiliger Mission des Sterbenden, nach Palästina und legte sie am Grabe des Erlösers nieder. Der nun Sündenentlastete, als er der Noth seines Landes gewahr wurde, kehrte als Schutzgeist in die Mark zurück und wählte, um in die Erscheinung zu treten, als sterbliche Hülle, mich.“

Hier haben wir, wie den Kern dieser Gestalt, zugleich den Kern des ganzen Romans. Es muß unentschieden bleiben, ob W. Alexis diese Art der Anschauung aus romantischer Laune freiwillig wählte, oder ob er sich zu dieser oder einer verwandten Auffassung durch die Betrachtung gezwungen sah, daß ein beständig auf den Höhen wandelnder, von Patriotismus strotzender falscher Woldemar, wie jeder von gleißnerischer Rede aufgeblasene Lügengeist, auf die Dauer unerträglich sei, wenn es nicht gelänge, der Lüge ein Wahrheitsmäntelchen umzuhängen. Ich sage, diese Frage mag unentschieden bleiben. Wahrscheinlich aber ist es, daß die romantische Laune, die Freude an einer mystisch-räthselvollen Gestalt den Ausschlag gab. Denn wäre es anders gewesen, so würde seinem geübten Auge, seinem scharfen Urtheil doch schwerlich haben entgehen können, daß der prophetische Aufputz, die Wunderthäterschaft, die Ehrenmannsallüren, anstatt über das Häßliche der Lügenhaftigkeit hinwegzuhelfen, nur dahin wirken konnten, das an sich Untolerable noch untolerabler zu machen. Alle die „Falschen“, die bisher, namentlich von der Bühne herab, zu uns sprachen, glaubten entweder treu und ehrlich an ihre Echtheit, oder aber, wenn sie von ihrer Unechtheit überzeugt waren, bekannten sie dieselbe jeden Augenblick vor sich selbst und empfanden es als ein sühne-erheischendes, über kurz oder lang die Strafe heraufbeschwörendes Unrecht, diesem oder jenem Staatszweck zu Liebe, zur Rolle einer Lügenpuppe verurtheilt zu sein. Solche Gestalten, in dem sittlichen Kampf, den sie kämpfen, flößen uns ein Herzensinteresse ein; wir folgen ihnen gern, sie sind von unserm Fleisch und Bein, sie sind Menschen; dieser „falsche Woldemar“ aber ist ein Schemen und das Interesse, das wir an ihm nehmen, ist ein spukhaftes. Die großen Worte retten ihn nicht, auch nicht die Reinheit seines Wandels. Er ist ein Mormonenpriester ohne sieben Frauen, ein Johann von Leyden ohne Harem. Die Sinnlichkeit fehlt, aber die Sittlichkeit ist dadurch noch nicht gewonnen. Er spricht wie der Uhland'sche Sänger, „von allem Hohen, was Menschenherz erhebt“, aber er bleibt eine beliebige menschliche Hülle (gleichviel, ob Jacob Rehbock oder nicht) in die nur Beelzebub, der Vater der Lüge, gefahren ist. Dies zu bestreiten, durch poetisch-mystischen Apparat den Lügengeist in den entsühnten Geist des gro-

Digitized by Google

ßen Woldemar umzuwandeln, ist die Aufgabe, die sich W. Alexis in diesem Romane gestellt hat. Hat er sie gelöst? Wer den historischen Sinn hat, wird antworten: Nein; wer umgekehrt den Hang hat, sein Leben mit Wundern und allenfalls auch mit Wunderlichkeiten zu umstellen, wird antworten: Ja. Es ist eine Art Glaubensfrage. Wessen Glaube stark genug ist, um die Rückkehr eines Geistes aus jenem in dieses Leben und ein Wohnungbeziehen in der Hülle eines noch hier Wandelnden glaubhaft zu finden und zwar mit der Modification, daß der hier unten Wandelnde aufhört er selbst zu sein und nun jener Andere wird, — wessen Glaubenskraft über dieses Vollmaß verfügt, der wird in dem „Falschen Woldemar" einen der glänzendsten Romane bewundern müssen, die je geschrieben wurden. Ich gehöre zu diesen Allerglaubenskräftigsten nicht. Die Kunst der Darstellung, die Macht der Sprache, die romantische Lust, um nicht zu sagen die romantische Ueberzeugung, von Seiten des Dichters ist freilich so groß, daß er momentan auch den widerwillig Nüchternsten in seinen Bann zwingt, aber nur um den Zweifel hinterher mit verdoppelter Macht heraufzubeschwören. Ich würde schließlich doch sagen müssen: das Ganze (wenn die Poesie mehr ist als ein Schattenspiel) ist verwirrend und unstatthaft, weil einem falschen Glauben Altäre errichtend; eine allerglänzendste Leistung, aber wie ein Schneemann im Nordlichtglanze aufgeführt. In die Sonne gestellt, schmilzt seine Unterlage und er selber fort.

Ueber das Zeitbild als solches und die zahlreichen Figuren, die sich um den falschen Woldemar gruppiren, sprech' ich, mittelbar und zurückgreifend, bei dem folgenden Roman. Dies ist:

Der Roland von Berlin. (Berlin, O. Janke 1861. Drei Bände.) Er spielt genau hundert Jahre später und umfaßt den Zeitraum von 1442—49. Es ist dies die entscheidende Epoche in dem mittelalterlich freien Leben der Städte Cöln-Berlin. Die letzten Anstrengungen ihrer Freiheit gehen unter an Nebenbuhlerschaft, innerer Fehde, Selbstsucht und Selbstgerechtigkeit.

Bürgermeister zu jener Zeit war Johannes Rathenow, dessen Ehervater bereits mit Albrecht dem Bären in's Land gekommen war. Der Roman ist zunächst eine Geschichte seines (des Johannes Rathenow) Hauses. Sein einzig Kind, Elsbeth, liebt den Henning Mollner, eines Raschmachers Sohn. An ein Ehebündniß ist nicht zu denken. Henning, ein Kleinbürger, ein Handwerker; auf der andern Seite Elsbeth, die Tochter des ersten Mannes der Stadt, eines Patriciers aus alt-sächsischem Geschlecht. Johannes Rathenow erklärt: „Eh nicht der Roland von seinem Stein springt und durch die Stadt schreitet, eh' kann mein Kind nicht die Deine werden." So begräbt denn Elsbeth die Wünsche ihres Herzens und nach mannigfachen Scenen und Kämpfen, deren Schauplatz das Rathenow'sche Haus ist, entschließt sich Elsbeth, dem Melchior Schumm, dem Sohne des reichsten Kölner Handelsherrn, die Hand zu reichen. Es ist eine politische Heirath. Der Friede zwischen Cöln und Berlin, an deren Eintracht das Schicksal beider Städte hängt, soll dadurch neu besiegelt werden. Die Trauungsfeierlichkeiten sind angesetzt; das junge Paar steht vor dem Altar von Sanct Nicolai, das „Ja", das ewig bindet, soll eben gesprochen werden — da Sturmläuten, Feuerschein und Geschrei aus tausend Kehlen: der Feind stürmt gegen die Stadt. Das „Ja" vor dem Altar bleibt ungesprochen, Alles eilt an die Thore, man ficht hier und dorten siegreich, aber zu spät: der zür-

Digitized by Google

nende Kurfürst hält seinen Einzug, zerreißt den Freibrief der Städte, und der Roland, von seinem Stein herabgenommen, wird im Triumphe durch die Stadt getragen und von den Siegern in die Spree geworfen. Das Wahrzeichen städtischer Macht und Freiheit ist nicht mehr. Johannes Rathenow verbannt sich selbst; er will nicht in Unfreiheit an derselben Stelle leben, wo er der Erste unter Freien war; er verläßt die Stadt; aber sein eigenes Unheil ist das Herzensheil seiner Tochter: „Der Roland stieg vom Stein und schritt durch die Stadt" und kein geschworenes Wort steht mehr zwischen Henning und Elsbeth. Sie werden ein Paar.

Dies der Faden, der sich hindurchzieht. Aber er ist nichts anderes als der Faden im Candis — die großen Krystalle, die sich an ihn angesetzt, sind weitaus die Hauptsache. Der Roman wurde geschrieben, um in einer Reihe historischer Genrebilder ein Gesammtbild des republikanisch-freiheitlichen Lebens unserer Städte Berlin und Cöln zu geben. Dies ist die Tendenz. W. Alexis, wenn ich recht berichtet bin, gedachte der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten: so waren Eure Väter, und so seid Ihr. Es heißt, er habe an keinem seiner Romane (die übrigens alle einen seltenen Fleiß bekunden) mit solcher Hingebung gearbeitet. Dies ist sehr wahrscheinlich. Man empfängt den Eindruck einer besondern Sorglichkeit und Gefeiltheit, zugleich freilich auch den einer mehr oder weniger „verlorenen Liebesmüh". Der ganze Roman, für mein Gefühl wenigstens, repräsentirt ein Mißverhältniß zwischen Kraft und Stoff. Die angewandte Kraft ist außerordentlich, aber der Stoff spottet derselben. Die Vorgänge, um die es sich handelt, sind weder so interessant, noch so wichtig, als W. Alexis uns glauben machen möchte. Die Absicht ihnen einen Reiz oder eine Bedeutung beizulegen, die sie in Wahrheit in so hohem Grade nicht hatten, bessert nichts und macht den Leser nur allzu geneigt, den poetischen und historischen Werth noch geringer zu veranschlagen, als sie verdienen. Ueber beide Punkte: das Roman-Interesse und die historisch-politische Wichtigkeit, noch ein Wort.

Zunächst also die Frage: können diese Bürgerpatricier- und Rittergestalten, die uns hier zu ganzen Dutzenden vorgeführt werden, können sie eine tiefere menschliche Theilnahme, können sie ein Roman-Interesse in uns wecken? Ich antworte darauf, „nur sehr bedingungsweise". Und zwar nur sehr bedingungsweise deshalb, weil wir doch eigentlich herzlich wenig von ihnen wissen. Aller Liebe aber muß eine Kenntniß des Gegenstandes vorausgehen. Das bloße Allgemeine, die Rubrik, die Inhaltsangabe fesseln so gut wie nie; alles Interesse steckt im Detail; das Individuelle (und je kleiner und zahlreicher die Züge, desto besser) ist der Träger unserer Theilnahme; das Typische ist langweilig. Diese Gestalten nun aber, wie sie uns im Roland von Berlin vorgeführt werden, sind alle typisch, müssen es sein, weil uns die individualisirenden Züge nicht mit überliefert worden sind. Solche Züge zu erfinden, geht nicht. So stellt sich uns denn Alles mehr oder weniger schema- und schemenhaft vor, wobei es sich ereignen kann, daß dieser Schemen ein drei Centner schwerer Rathsherr ist. Denn gerade auch „der Dicke" gehört mit zu den typischen Figuren. Wie auf den Todtentänzen des Mittelalters, denen wir noch in so mancher norddeutschen Kirche, beispielsweise auch in der Berliner Marienkirche begegnen, so treten auch in diesem Romane der Bischof, der Priester, der Rathsherr, der Junker, das Fräulein, als bloße Gattungsgestalten an uns heran. Sie sind Begriffe, nicht Menschen. Aber nur Menschen wecken unser Interesse. Das Mittelalter, weit über das

Digitized by Google

Typisch-Allgemeine hinaus, uns menschlich näher zu führen, hat Victor Scheffel in seinem Ekkehard versucht und erreicht. Es ist dies also möglich. Aber freilich nur unter einer Fülle von Voraussetzungen. Historischer Sinn, poetisches Ahnungsvermögen, rückwärts gewandte Begeisterung, unbedingte Muße, jahrzehntelanges Studium, sie alle sind nöthig, um eine Seele derartig zu bilden und zu pflegen, daß sie am hellen Tage wie unter Schatten und unter den Schatten der Vergangenheit wie unter lebensfrischen Gestalten wandelt. Vielleicht hätte W. Alexis dies gekonnt; aber es war ihm, dem wir für so Vieles zu Dank verpflichtet sind, doch nicht vorbehalten, nach dieser Seite hin ein wirklicher Entdecker zu sein. So fleißig er war, so historisch er empfand, so tief er grub, er grub doch noch nicht tief genug. Die Gestalten die uns aus diesem „Roland von Berlin" heraus grüßen, sind alte Bekannte, ständige, immer wiederkehrende Mittelaltersfiguren, wie wir sie aus Büchern und Bildern genugsam kennen. Auf all' Das, was uns über die Schwäche dieser Gestalten hinwegtäuscht und ihnen scheinbar oder vorübergehend Das leistet, was sie eigentlich nicht haben, nämlich Individualität, komm' ich weiterhin zu sprechen.

Die zweite der von mir angeregten Fragen ging dahin: wie groß oder wie gering war die historisch-politische Bedeutung der in diesem Romane geschilderten Vorgänge? Vielleicht nicht ganz gering, aber auch sicherlich nicht allzugroß, und keine Anstrengung wird je dahin führen, die Mark zu jenem gelobten Lande zu machen, das von Anfang an, wenn man nur scharf zuzusehen verstehe, die Verheißung Deutschlands gehabt habe. Dieser Gedanke aber zieht sich durch alle diese Romane hindurch, während in Wahrheit Kurbrandenburg ein bloßes Reichsanhängsel war und die Lehmkathenherrlichkeit unserer Städte, in Allem was Reichthum, Macht und Cultur anging, neben dem eigentlichen Deutschland, neben den Reichs- und Hansastädten verschwand. Wir bedeuteten damals nicht mehr als Mecklenburg, Pommern, Holstein; zu Zeiten erheblich weniger. Mit Recht sagt Gutzkow: „Gewiß kann man mit Interesse bei dem Gedanken verweilen, wie doch so wunderbar dieser Zollern'sche Stamm emporgekommen. Daß aber für ganz Deutschland eine Vertiefung in diese wunderbare Begebenheit, die Verwandlung der märkischen Localgeschichte in Reichsgeschichte eintreten sollte, das kann immer nur ein Traum bleiben. Was wir jetzt ernten, das sind die Früchte unserer Zeit. Es sind die Früchte der Ideen, die seit Jahren dem märkischen Tannenbaum einoculirt wurden. Diese neue Zeit aber mit der Heraufführung der „faulen Grete" beginnen zu wollen, ist eine Thorheit." Diesen Sätzen stimme ich zu. Der Roman selbst, der uns hier beschäftigt, kann an einigen Stellen nicht umhin, Aehnliches auszusprechen. „Und was sind diese Krähennester, so heißt es Theil I, S. 115, gegen eine Reichsstadt! Schlammpfützen, Pfahlbauten; von ehegestern Alles . . . Und wenn sich Das, was drin umherkriecht, mit deutscher Abkunft brüstet, so sind es Flamänder und Friesen, die das Wasser, das an der Nordsee sie vertrieb, hier im feuchten Schmutze wiederfanden. Es war der rechte Mischmasch zu dem wendischen Gezücht. Plump, halsstarrig, faul, Trunkenbolde; ohne Schwung und Erhebung bleiben sie fest, wo sie sich hinsetzten . . . Nichts Geschmeidiges; ist dumm und will nicht klug werden; ist versessen auf was es hat und nimmt nichts an, was von Außen kommt. Man mag's ihnen in's Land, man mag's ihnen in's Haus tragen, sie stellen's in den Winkel und bleiben beim Alten."

Für mich persönlich steht es fest, daß diese Schilderungen und nur diese,

Digitized by Google

das im Wesentlichen Richtige treffen. Wenn es Einen gab, der, scharfen und wenn er wollte vorurtheilsfreien Auges, derselben Ueberzeugung war, so war es W. Alexis selbst. Er schloß aber das Auge absichtlich und aus der ethischen Absicht heraus, dem Bourgeoisthum von 1840 einen Anstoß zum Bessern zu geben, erzählte er ihm ein historisches Märchen von der Freiheit und Herrlichkeit der Berliner Rathmannen von 1440. Was Anfangs Tendenz war, wurde schließlich (wie es immer geht) zu einer Art von Ueberzeugung; das künstlerische Gebilde trat an die Stelle der Wirklichkeit und riß den Bildner mit fort. Er enthusiasmirte sich selbst.

Dieser Enthusiasmus, in den sich W. Alexis mehr und mehr hineinschrieb, konnte nicht umhin (wie denn alle Liebe verschönt und vergrößert) den geschilderten Dingen schließlich eine Bedeutung zu leihen, die sie in Wahrheit nie hatten. Es kommt noch, gerade in diesem Roman, eine besondere *Kunst der Erzählung* hinzu, die das Werk einer gewissen Täuschung, wie ich schon andeutete, vollendet. Diese Kunst der Erzählung besteht in der Erfindung *spannender Situationen*, deren auf uns ausgeübte Wirkung wir dem *Stoff* als solchem, oder den auftretenden *Gestalten* zugute rechnen. Beides mit Unrecht. Ein vorhandener Ueberschuß an Schilderungskraft, an äußerlich ausmalender Specialbegabung, wird vielmehr lediglich dazu benutzt, das an anderer Stelle vorhandene Deficit zu decken oder nicht erkennbar zu machen. Wenn also beispielsweise die Salome, die an der Unehre gesessen, nach erfolgter Stäupung mit der „rothen Hanne" durch den Forst von Spandow irrt, und einen trunkenen Raubritter, Köpkin Zarnekow, findet, der am Wege eingeschlafen, auf dem Punkt steht, von Schneeflocken verschüttet zu werden, so ist dies eine ziemlich interessante Situation, bei der die Salome, die rothe Hanne und der Raubritter noch immerhin die tristesten Gestalten bleiben können und wenn ein oder ein paar Jahre später derselbe Raubritter mit derselben Salome auf dem großen Festball der Stadt Berlin erscheint, tanzt, trinkt, höhnt und der ungeheure Schimpf, der dem Bürgerstolz dadurch angethan wird, schließlich zu blutiger Sühne, zu Mord und Verzweiflung führt, so ist dies wiederum ein glänzendes tableau vivant, das aber die zu diesem Bilde Gestellten, den Zarnekow und die Salome, den dicken Schumm, die Eva und den Melchior, noch durchaus nicht zu interessanten Figuren macht. Um dies zu sein, dazu fehlt ihnen jene Innerlichkeit, die einen Einblick in die Detailvorgänge des menschlichen Herzens zur Voraussetzung hat.

Wenn ich beim „Falschen Woldemar" bemerkte, es handle sich Alles darum, ob Jemand Glaubenskraft genug mitbringe, die mystische Umwandlung von etwas Unechtem in's Echte, von Blei in Gold, von Lüge in höhere Wahrheit zu glauben, so handelt es sich bei dem „Roland von Berlin" darum, ob Jemand über ausreichende localpatriotische Illusion oder vielleicht auch über genugsam politische Parteikraft verfügt, um an den sittlichen und freiheitlichen Gehalt jener Epoche zu glauben. Ich persönlich habe von dieser Zeit, in all' und jeder Beziehung, die allerniedrigste Vorstellung; ich segne die Stunde, wo der Schloßbau als „Zwing-Berlin" fertig wurde und stimme, in Betreff der Zustände und der Bevölkerung von damals, ganz den vorstehend mitgetheilten Sätzen bei, die W. Alexis selbst nicht umhin konnte, einigen seiner Gestalten in den Mund zu legen. Es war eine rohe, tölpische, allem Geistesleben weit abstehende Bevölkerung und nur von Einem noch weiter entfernt als von Geist und Cultur, — von wirklicher *Freiheit*. Wer

Digitized by Google

anders über jene Epoche denkt, dem mag das Herz höher schlagen, wenn er von der Herrlichkeit der Schumms und Blankenfeldes liest; ich bewundere den Fleiß und die Kunst der Erzählung, ohne doch die Vorstellung los werden zu können, daß die Veranlagung dieses namentlich in dem letzten Bande eminent hervortretenden Kraft- und Geistescapitals an einer drittehalb Jahrhundert später gelegenen Stelle wünschenswerther und heilbringender gewesen wäre.

Die Hosen des Herrn von Bredow. (Berlin. O. Janke. Zwei Theile in einem Bande. Sechste Auflage.)

Die Mängel, die, für mein Gefühl, den vorreformationszeitlichen Romanen W. Alexis anhaften und die darin bestehen, daß man mehr unter typischen als unter scharf individualisirten Gestalten wandelt, diese Mängel finden sich auch in diesem dritten Romane (Die Hosen des Herrn v. Bredow), aber sie finden sich gemindert. Je näher wir unserer Zeit kommen, je näher kommen wir dem wirklichen Leben. Der Dechant von Brandenburg, der Junker von Krauchwitz, der Lindenberger, Hans Jürgen und seine Eva, und viele Andere mit ihnen, haben zwar Alle noch etwas Herkömmliches, an das ziemlich verbrauchte Mittelalter-Muster sich Anlehnendes, aber neben ihnen schreiten doch bereits selbstständigere Gestalten, und zwar Figuren, die ihre Originalität nicht aus der romantischen Laune (wie beispielsweise der „Falsche Woldemar", „Der Teufel von Soltwedel" ꝛc.) sondern aus dem wirklichen Leben schöpfen. Dazu wird bereits in Anlage wie Durchführung ein frischer, freier Humor fühlbar, der sehr angenehm berührt. Während W. Alexis in seinem „Roland von Berlin" noch völlig inmitten seiner Gestalten steht und ihre Kämpfe geradezu mit auszufechten scheint, steht er hier über denselben und giebt uns in Ernst und Scherz ein gleich gefälliges Spiel. Dadurch schwindet Das, was ich, bei Besprechung des vorigen Romans, das Mißverhältniß zwischen Stoff und Kraft genannt habe. Die bildnerische Kraft bleibt freilich dieselbe; aber die Verausgabung an Liebe zum Gegenstande ist geringer. Und dies ist ein Glück. Für seine Arbeit soll man immer ein gleiches Herz haben, aber zu dem Stoff, der dieser Arbeit dient, kann man häufig eine nicht zu kühle Stellung einnehmen. Der Fehler am „Roland" war, daß seine Herzensstellung zu dem Stoff eine viel zu intime war. Das fehlt hier. Hier weiß er vollkommen, welche Position diesen Dingen gegenüber die allein berechtigte ist. Die heitere Rido si sapis.

Die „Hosen des Herrn von Bredow" spielen zehn Jahre vor dem Auftreten Luthers, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wo das sprüchwörtlich gewordene:

„Jochimken, Jochimken hyde Di,
Wo wi Di kriegen, do hängen wi Di"

an die Schlafzimmerthür Joachims I. geschrieben und dem jungen Kurfürsten ein Sporn wurde, dem Buschklepperwesen ein Ende zu machen. Der Roman schildert einerseits die Uebertretungen, andererseits die Ahndungen; das Capitel „Kläger und Günstling", in dem vor versammeltem Hofe der „Lindenberger", der Vertraute und Geheime Rath des Kurfürsten, durch diesen selbst als Wegelagerer entlarvt und verurtheilt wird, zählt mit zu dem Schönsten und dramatisch Erschütterndsten, was W. Alexis je geschrieben hat.

Die Verurtheilung v. Lindenbergs indeß — ein Rechtsübergriff wie die Edelleute vermeinen — ruft gegen Joachim eine völlige Adelsverschwörung wach; man versammelt sich in der Köpnicker Haide und beschließt, den

Digitized by Google

„Schädiger an Recht und Ehre" zu umstellen, aufzuheben, wenn es sein muß ihn zu tödten. An der Spitze steht Otterstädt. Ebenfalls mit im Complott — nicht weil ihn sein Herz dazu drängte, sondern weil man ihm beim Trunk sein adelig Wort abschwatzte — ist auch der alte Götz v. Bredow auf Hohen-Ziatz. Er will auch „mitreiten". Aber seine ehrsame Frau Brigitte, die ein klug Einsehen davon hat, daß die Hohenzollern es schließlich doch länger machen werden, als die Otterstädts, läßt den vom Nachttrunk schwermüden Mann nicht nur die richtige Stunde zum Ausritt verschlafen, sie entführt ihm auch mittlerweile seine alten Familienhosen, die „Elensbüchsen", die einzigen, die er überhaupt hat, so daß sich ihm, als er schließlich erwacht, wie von selber das Nachreiten verbietet. Wer kann hosenlos zu Felde?! So wird der Zwischenfall zur Rettung seiner selbst und seines Hauses. Ueber die anderen Verschwörer bricht der volle Zorn des Kurfürsten herein; sie büßen es mit dem Leben; Götz v. Bredow aber, dessen inzwischen bis in's Berliner Schloß geschafften „Elensledernen" den vollgiltigen Beweis erbringen, daß er, trotz seines Verzeichnetseins auf der Liste, nicht „mit dabei gewesen" sein kann, geht nicht nur heil aus diesem Wirrsaal hervor, sondern wird auch mittelbar in den Hofadel eingereiht, indem seine Kinder, Hans Jürgen und Eva, in den persönlichen Dienst des Kurfürsten und der Kurfürstin treten.

Die „Hosen" bilden in diesem Romane etwa denselben Mittelpunkt wie das Rolandsbild in dem „Roland von Berlin".

Doch ist in dem eben besprochenen Romane Alles viel concentrirter und dadurch (ganz abgesehen von dem Drastischen der Situation) viel wirksamer. Der Roland, in der breitangelegten Erzählung gleichen Namens, ist ein Mittelpunkt, den man erst *suchen* muß; nur an zwei, drei Stellen, die im Ganzen kaum eben so viele Seiten füllen, tritt Einem, klar ausgesprochen, der Gedanke entgegen: mit dem Stehen und Fallen dieses Steinbildes steht und fällt die Stadt, steht und fällt der Stolz des Hauses Rathenow. Viele Leser werden denn auch durch die Lectüre dieses Buches gegangen sein, ohne jenen Mittelpunkt erkannt oder beachtet zu haben; er wirkt vorwiegend, wie eine eingestreute, romantische Reminiscenz. Anders die Elensbüchsen in den „Hosen des Herrn von Bredow". Um sie selbst dreht sich in ergötzlich-gemüthlicher Weise von Anfang an die ganze Geschichte, sie spielen nicht nur mit, sie sind Held und Clown zugleich, und aller Wundersegen, der nur je an etwas Aeußerlichem gehaftet hat, wir erwarten ihn von diesen Inexpressibles. Wir gewinnen sie lieb; wir sorgen uns, wenn sie fehlen, wir freuen uns, wenn sie wieder da sind. Sie sind wie ein treuer Diener, ein Hund, ein Talisman. Die Kunst, mit der dies durchgeführt ist, und zwar ohne irgendwo oder wie anstößig, albern oder langweilig zu werden, ist außerordentlich. Das Wenige, das sich von Marotte und Schelmerei mit einmischt, stört nicht, sondern steigert vielleicht nur noch die Wirkung. Hätte sich W. Alexis entschließen können, das Ganze knapp-novellistisch zu behandeln, statt wenigstens partiell in volle Romanbreite und lange Dialoge zu verfallen, so würde diese Erzählung eine Zierde unserer Literatur und völlig eigenartig sein, etwa wie Chamisso's Peter Schlemihl, Eichendorff's liebenswürdiger Taugenichts, oder Fouqué's Undine.

Der Wärwolf. Dieser Roman gilt gemeinhin als eine Fortsetzung des vorigen. Einige Personen, wie die alte Brigitte, Eva und Hans Jürgen, vor Allem der Kurfürst selbst, werden in der That aus dem

Digitized by Google

einen in den andern mit herübergenommen; nichtsdestoweniger ist der Inhalt beider grundverschieden. Das macht, das Jahr 1517, das Auftreten Luthers, liegt dazwischen. Wenn der eine Roman die letzten Reste des Raubrittertwesens bringt, so bringt der andere die ersten Anfänge der märkischen Reformation. Die Stellung des Kurfürsten ist zu beiden Erscheinungen eine sehr verwandte. Die eine wie die andere betrachtet er als Auflehnung und mit derselben Energie wie gegen die Wegelagerei, erhebt er sich auch gegen die Ketzer. Aber mit sehr verschiedenem Erfolg. Den qualmenden Stumpf der einen konnte er austreten, das helle Siegesfeuer der andern schlug ihm über dem Kopf zusammen.

Der Schauplatz der sich entspinnenden Kämpfe ist, so weit der Roman in Betracht kommt, zu wesentlichstem Theile das Haus des Kurfürsten selbst. Elisabeth von Dänemark (Christian's II. Schwester) war im Stillen zur neuen Lehre übergetreten. Es werden die Vorgänge geschildert, die zur Flucht der Kurfürstin führten; zugleich wird ein Generalbild des damaligen kirchlich-bewegten Lebens des Landes und seiner Hauptstadt gegeben. Hieronymus Scultetus, Bischof von Brandenburg, Matthias v. Jagow, sein Amtsnachfolger, treten auf; vor Allem auch Probst Musculus, der, in der Erzählung selbst, eine seiner Predigten gegen den „Hosenteufel" hält. Alle diese Dinge sind nicht sehr interessant; es ist die ziemlich breite Ausspinnung von Vorgängen, die ihren Reiz (wenn sie ihn überhaupt je hatten) in ihrer durch Volkslesebücher erzielten Allbekanntheit längst eingebüßt haben. Es tritt zwar die für die Romanschreibung so wichtige Costümkunde bereits mehr und mehr in den Vordergrund, man hört nicht mehr blos von einem Aufputz, man fängt auch bereits an, ihn zu sehen, aber den individualisirten Kleidern fehlt doch immer noch, wenige Ausnahmen abgerechnet, der individualisirte Mensch. Der Roman zeigt in dieser Beziehung keinen Fortschritt im Vergleich zu den „Hosen des Herrn von Bredow", bleibt vielmehr im Gegentheil hinter diesem zurück. Er ist minder fesselnd und in ganzen Abschnitten mehr ein cultur-historischer Aufsatz aus Mark Brandenburg zur Reformationszeit, als ein Roman.

So wahr dies ist, so enthält er doch in seinem Beginn und an seinem Schluß ein paar Capitel, die an Reiz, Frische und Eigenthümlichkeit von nichts Aehnlichem übertroffen werden. Dies ist die Episode mit Hake von Stülpe. Hake von Stülpe war es, der, zwischen Frankfurt und Jüterbog, dem Dominikanermönch Tezel seinen Geldkasten abnahm, nachdem er vorher Ablaß für einen zu begehenden Raubanfall bei ihm selber gekauft hatte. Dieser an sich interessante Vorgang, der in der protestantischen Geistesfeckheit, die ihm zu Grunde liegt, einen solchen Antirömling, wie W. Alexis es war, ganz besonders anregen mußte, ist mit einer solchen dämonischen Freudigkeit wiedergegeben, daß man die Gestalt des Dichters über ihr sonstiges Maß hinauswachsen sieht. Der Hohn doppelt ihm die Kraft und man wird inmitten einer gewollten Frivolität, eines einem höhern Zwecke dienenden Cynismus, von der sittlichen Macht der hier zu Gericht sitzenden unermeßlichen Verachtung ergriffen. Unter den vielen Rittergestalten, die sich in den bis hierher besprochenen Romanen W. Alexis vorfinden, sind vor Allem zwei von Fleisch und Bein: Götz von Bredow und Hake von Stülpe. Letzterer, lang, hager, abgerissen, ein Todtenkopfgesicht, mit dem Teufel auf dem besten, mit den Pfaffen auf dem schlechtesten Fuß, ist in seinem Gemisch von „wildem Jäger" und märkischem Junker, von Schnapp-

Digitized by Google

hahn und Edelmann, von Strolch und Freigeist, eine der interessantesten Figuren, die je eines Dichters Phantasie schuf. Dabei durchaus märkisch-original.

Weshalb W. Alexis diesem Roman den Titel „Wärwolf" gab, wird nicht recht klar. An einzelnen Stellen könnte man glauben, Hake von Stülpe, der unter Anderen auch die Eigenthümlichkeit hat, seine Umgebung durch ein plötzliches Wolfsgeheul erschrecken zu können, sei damit gemeint; weiterhin aber heißt es: „in Joachim's Seele nagte dieser Wärwolf", bis wir schließlich erfahren, der eigentliche Wärwolf sei doch die Reformation selber gewesen, das „ewig Treibende in der Weltgeschichte". Man darf hiernach wol annehmen, daß der Roman seinen Titel „laute de mieux" erhielt und nur mit Rücksicht auf den aparten, die Neugier reizenden Klang.

Digitized by Google

Die Parforcejagd.

Von **W. Br. Warburg.**

Das Parforcereiten ist die Krone des Sports, ein Parforcejagdtag ein lichter Glanzpunkt im Leben des passionirten Jägers. Die Parforcejagd verhält sich zu allen anderen Jagd-Espèces, wie der rauschende Ball mit seinen glänzendsten Parüren zum bescheidenen Tanz nach dem Clavier im engern Freundeskreise; die Parforcejagd ist der Glanz tausendflammiger Lüstres, Tageshelle spendender Reverberen im officiellen Salon gegenüber dem Halbdunkel bescheidener Räumlichkeiten für Privatzwecke; wie es Leute giebt, welche den intimen Verkehr im abgeschlossenen Cirkel weit über das splendideste Fest à la Cour stellen und das gedämpfte Licht einer Moderateurlampe vor prasselndem Kaminfeuer in zwangloser Gesellschaft allen Monstre-Illuminationen der Welt vorziehen, so sind uns auch gar viele Jäger von altem, guten Schrot und Korn aufgestoßen, welche von der Parforcejagd durchaus nichts wissen, sie gar nicht als Jagd passiren und nur die Suchjagd als wirkliches Waidmannswerk gelten lassen wollen! — Da können wir freilich nur auf das alte de gustibus non est disputandum verweisen und entgegnen: Ball bleibt Ball, und eine Moderateurlampe wird nie zur Illumination! — Alle Achtung der Suchjagd, aber, hoch — lachen Sie nicht Marinelli! — dreimal hoch die Parforcejagd!

Um dieses ihres Glanzes wegen aber erfordert die Parforcejagd auch großartige Unterhaltungskosten und wird daher nur in höchst vereinzelten Fällen von einer sehr geringen, glücklich situirten Minderheit großer Grundbesitzer — in allen anderen Fällen aber nur von fürstlichen Hofhaltungen oder Associationen gepflegt. Fangen wir ab ovo an und hören wir zunächst, worin das Wesen der Parforcejagd besteht und welcher Art die Eigenschaften des Parforcejagdhundes, des canis familiaris gallicus der Naturgeschichte, eigentlich sein sollen.

Ein Stück Wild — einen Hirsch, einen Fuchs, ein wildes Schwein und wol gar einen biedern Lampe — mit einer Anzahl Jagdhunde, welche weniger schnell, aber in ihrer Gesammtheit ausdauernder sind als das Wild, auf dessen Fährte so unablässig verfolgen, bis dasselbe, zu weiterer Flucht vollständig unfähig, auf dem Fleck beharrt und sich so lange gegen die Hunde vertheidigt, bis es von diesen überwältigt und niedergerissen — oder aber vom Jäger in einer oder der andern Weise getödtet wird, nennt man Parforcejagd.

Die Hunde, welche man hierzu verwendet, entweder französischer oder englischer Descendenz — es kam auch wol schon vor, daß mit dressirten Bastarden von Fleischer- oder Viehhunden, oder mit bänischen Blendlingen gejagt worden ist — müssen also auf Grund ihrer guten Witterung die

Digitized by Google

Fährte des Jagdwildes in zahlreicher Genossenschaft mit Schnelligkeit — wenn sie desselben ansichtig werden — laut verfolgen, bis sie dasselbe ermüden, überholen und derartig festmachen, daß die begleitenden Jäger es abfangen können. Eine zu diesem Zwecke zusammengestellte und abgerichtete Anzahl von Hunden wird die Meute genannt; je stärker an Zahl eine solche ist, um so heller wird auch ihr Laut, in vielen Fällen auch wol das verfolgte Wild um so eher ermüdet werden; wir, für unsern Geschmack sind — gerade wie bei dem Capitel von den Jagdhunden — jedoch der, allerdings unvorgreiflichen Meinung, daß mit einer, nicht nach Kopfzahl sondern nach Zuverlässigkeit ihrer Mitglieder zu veranlagenden Meute allezeit mehr zu effectuiren ist, als mit einer in Zahl übersetzten; schon deshalb, weil weniger Hunde sich besser dirigiren lassen als viele. Große Meuten, fünfzig, sechzig, neunzig Hunde geben allerdings ein helles Geläute und belustigen sehr; schließlich aber macht der Erfolg die gute Jagd.

Laien haben wol die Parforcejagd eine Hirsch- oder Sauhetze genannt; das ist aber grundfalsch. Windhunde hetzen à vue, Parforcejagdhunde dagegen folgen auf der Fährte; bei jenen prävalirt die Geschwindigkeit, bei diesen die Witterung.

Behendigkeit auf den dünnen und doch säulenstarken, knochigen Läufen bildet bei großer Gelehrigkeit das eigentliche Wesen der Parforcejagdhunde, deren äußere Erscheinung in einer gewissen Uebereinstimmung mit den Jagdhunden — zu denen sie sich freilich wie Gentlemen zu Proletariern verhalten — das gedrungene Bild von Kraft gewährt; längliche Köpfe mit breiter Stirn und großen, reichen Behängen, eine spitz zulaufende Schnauze mit geradem Kinn, ein schlanker, stark gerippter Leib, magere, mit Krallen besetzte Pfoten und eine hochgetragene Schwanzwurzel bilden die übrige Charakteristik dieser Hundegruppe. Die französischen Racekömmlinge pflegen niedriger gebaut, die englischen hochbeiniger zu sein; letztere weisen auch wol eine lieblichere Kopfform auf als jene.

Der Grundfarbenton der Parforcehunde ist weiß; die Zeichnung grau, gelb, braun und nuancirt sich bis in's Bläulichschwarze hinein.

In der Einleitung unseres Raisonnements behaupteten wir, daß die Parforcejagd große Unterhaltungskosten erfordere; hierfür den Beweis zu liefern, bieten wir ein Bild von dem Gesammtwesen derselben, um eine Beleuchtung der einzelnen Factoren herbeizuführen.

Die Parforcejagd erfordert in erster Reihe passionirte, mit Kenntnissen des Fachs, großer Geschicklichkeit und unerschütterlicher Kühnheit ausgestattete Waidmänner; zweitens sichere, schnelle und aushaltende Jagdpferde; drittens ein großes, zum Parforcereiten qualificirtes Terrain und, falls der interessanteste Zweig der Jagd betrieben und auf Hirsche angelegt werden soll, viertens einen nachhaltig ausreichenden Edelwildstand; das fünfte Kryterium zur Erhaltung einer guten Parforcejägerei ist das in Function befindliche Personal unter der Oberleitung eines tüchtigen Jagdzeugmeisters, und endlich sechstens die vortrefflich gehaltene und wohlabgerichtete Meute.

Fürwahr, das sind Positionen, welche einzeln in Geltung zu bringen Mühe kostet, deren Uebereinstimmung aber zu erzielen wir für ein gewichtiges Stück Arbeit erklären, und doch würde ohne solche die Jagd eine mangelhafte bleiben, und die Schwäche auch nur eines der Factoren den Erfolg des Ganzen gefährden.

Gehen wir Punkt für Punkt diese Principalen der Parforcejagd durch,

Digitized by Google

so haben wir in erster Reihe darauf hinzuweisen, daß man weder das Terrain wählen noch der Jagdfolge eine erwünschte Richtung ertheilen kann, diese vielmehr sehr häufig gefahrvolle Hindernisse in den Weg stellt, welche zu bewältigen und dabei der Jagd zu folgen, ohne das Pferd zu opfern, ebenso große Gewandtheit und Furchtlosigkeit als Passion Seitens des Reiters erfordert.

Die Pferde — und sie sind ohne allen Zweifel das am Schwersten in's Gewicht fallende Glied in der von uns hingestellten sechsgliedrigen Kette — müssen besonders für den Zweck des Jagdreitens construirt und erzogen sein; sie bilden im Pferdehandel eine eigene Geschäftsbranche und eine gewährleistete englische oder irische Jagdmähre ist ein Artikel von unschätzbarem Werthe. Im Allgemeinen wird ein Pferd, wenn es irgendwie aushalten soll, nicht vor vollendetem fünften Lebensjahre zur Parforcejagd verwendet werden dürfen; die höchste Ausdauer, Lust zur schnellen Pace in stetiger Cadence, große Ruhe, die Eigenschaft, nichts zu markiren und nie heftig zu werden, das sind die selten bei einander anzutreffenden Qualitäten, welche ein vollkommenes Jagdpferd zieren sollen; die Condition desselben wird daher auf Kraftpotenz bei möglichst geringer Qualität zu beruhen haben. Uebrigens reicht, namentlich bei lang andauernden Jagden in coupirtem Terrain ein Pferd für den Reiter nicht aus; die nachfolgende Beschreibung des Jagdverfahrens wird uns lehren, wie die Theilnahme an gewissen Jagdverrichtungen, so vor Allem das Lanciren, und der Ehrgeiz beim Hallali anwesend sein zu wollen, das Aufstellen von ein oder zwei Relaispferden unerläßlich macht. Die strengen Jagdgesetze der vorigen Säcula berichten von drei etatmäßigen Relais, nämlich Relais la vieille, les six chiens und les vieux chiens, denen nach Bedürfniß noch ein viertes, das Relais volant hinzugefügt wurde.

Der dritte Punkt faßt das zur Jagd erforderliche Terrain in's Auge, welches nur dann ein wohlgeeignetes genannt werden kann, wenn es keine Hindernisse in erheblicher Zahl aufweist; Felsen, steil ansteigende Berge, tiefe Gründe und Gewässer, breite Ströme und reißende Gebirgsbäche, machen das Reiten bei einer Jagd unmöglich; diese erfordert im Gegensatz ein durchschnittlich ebenes Terrain, in welchem, falls es überhaupt Holzungen in sich schließt, diese möglichst wenig zusammenhängend liegen und stets von Feldeinschnitten und Wiesengründen unterbrochen sind; breite Wege, Alleen begünstigen das Reiten ungemein; in den Forstparzellen müssen Gestelle vorhanden sein, damit man das Wild beobachten und ihm bei seinen Allüren unbehindert folgen kann; ein Jagdvorstand, welcher sein Metier versteht, wird dafür sorgen, daß Uebergänge über Gräben oder Mauern, Fuhrten durch Flüsse kenntlich gemacht, vor Untiefen und gefahrvollen Punkten dagegen durch Strohwiepen Warnungen angebracht sind; ist es unmöglich, die Nähe schwer passirbarer Gewässer zu vermeiden, so müssen auf diesen mindestens Kähne, noch besser Fähren und Prahme bereit liegen, um auf solchen, wenn das gejagte Stück Wild das Wasser forcirt ohne Zeitverlust an das jenseitige Ufer gelangen und mit den schnell zusammen gerafften Matadoren der Meute dort sofort neu anlegen zu können: wünschenswerther ist selbstredend, so gediegene Vorbereitungen zu treffen, daß die ganze Jagdfolge hinüber gelangen könne.

Den vierten genau zu beleuchtenden, gar wichtigen Punkt bildet, falls auf Edelwild geritten werden soll, der Wildstand; sollen Jäger, Pferde und Meute jagdtüchtig sein, so setzt dies einen regelmäßigen Betrieb voraus

Digitized by Google

und darunter versteht man, daß während der Saison von Mitte September bis Ende November wöchentlich drei Mal angelegt werde; unter Voraussetzung mehrerer Fehljagden erfordert dies alljährlich dreißig bis vierzig Hirsche, was wiederum einen Totalstand von etwa dreihundert Stücken — Hirsche, Spießer und Schmalthiere insgesammt — repräsentirt. Wenn nun aber in einem Jahre vierzig gehörnte Hirsche für die Parforcejagd ohne Nachtheil für den Wildstand zur Disposition stehen sollen, so müssen schon über hundert aufgesetzte Hirsche als Standwild vorhanden sein; denn angelegt kann nur auf starke Hirsche werden.

Wie jede Jagdbranche hat auch die Parforcejagd ihre eigene Terminologie; diese ist aber, je nach verschiedenen Betrieben, nicht so genau präcisirt als beim anderweitigen Jagdwesen und gerade für die Signatur der Hirsche weicht sie vollständig von den Bezeichnungen der Schußjägerei ab; während bei jener die Hirsche nach der Zahl der Enden, also als Achtender oder ungerader Zehn-Ender bezeichnet werden, nennt sie einen Hirsch, welcher das zweite Gehörn aufsetzt und also in's dritte Lebensjahr tritt, einen Hirsch vom zweiten Kopf, einen Hirsch, welcher das vierte oder fünfte Lebensjahr erreicht, einen Hirsch vom dritten und vierten Kopf; beim sechsten Lebensjahr, wo der Hirsch zum fünften Male abgeworfen hat, wird derselbe schlecht jagdbar, im siebenten Lebensjahr jagdbar genannt, vom achten Jahre ab folgen sich in dieser Classification die Titel: „vom zweiten Kopfe jagdbar u. s. f.

Diese Art zu unterscheiden ist in ihrer Charakteristik viel schärfer als die Bezeichnung nach Enden, sobald alle Hirsche im Revier von Persönlichkeit — oder vielmehr von Thierlichkeit — wegen gekannt sind; ein tadelloser Jäger aber muß mit allen Hirschen seines Reviers nach Alter, Endenzahl und besonderen Kennzeichen vertraut sein. Für Wechselwild ist die Parforcejagdeintheilung jedoch unpräcise und schließt eine genaue Beschreibung aus. Es führt uns diese, an ein zuverlässiges Jagdpersonal zu stellende Anforderung direct hinüber auf das Gebiet des sechsten zu beleuchtenden Punktes, welcher sich eben auf die Verwaltung des gesammten Jagdwesens, wie auf die dabei in Function tretenden Persönlichkeiten und die Leitung der Meute bezieht.

Bei Einbürgerung der Parforcejagden in Deutschland, namentlich nach französischem Muster, welche etwa um das Jahr 1700 erfolgte, wurde dieselbe nur von französischen oder englischen Jagdbediensteten — Piqueuren — geführt; aber schon der Altmeister Jaebel bezeichnet diese sehr markig deutsch als „Unrath", deren wir in keiner Weise nöthig hätten. Danach haben es dann deutsche Jäger eben so gut und wol auch besser gemacht als jene. Zwölf Parforce-Jagdequipagen machten sich zu jener Zeit einen Namen, unter denen die königlich englische in Celle die älteste war; daran reihten sich die königlich preußische in Potsdam, die königlich sächsisch-polnische in Hubertusburg, die herzoglich mecklenburg-schwerinsche, die fürstlich dessauschen in Dessau und Ballenstedt, die fürstlich waldecksche in Arolsen, die herzoglich weimarsche, die fürstlich öttingensche, die landgräflich hessen-darmstädtische, die kurbayrische in Nymphenburg und endlich die herzoglich württembergsche in Ludwigsburg und Schlotwiese an.

Die größte Passion scheint in Dessau geherrscht zu haben, wo der berühmte Fürst Leopold, der alte Dessauer, mit einer Hirschmeute von hundertundfünfzig Hunden in einer Tour bis zum Hallali ritt, der Erbherzog Leopold Max ebenfalls eifrig jagte, und der Prinz Eugen außerdem auf

Digitized by Google

Damhirsche anlegte, so daß solchermaßen eigentlich vier dessauische Meuten bestanden. Der alte Herr jagte in seinen ostpreußischen Besitzungen selbst Elche, und einmal sogar einen Bären par Force.

Friedrich August von Sachsen und Polen hielt im Wermsdorfer Walde Parforcejagden von europäischem Rufe ab, und Victor Friedrich von Bernburg erwarb durch seine Jagdallüren an den steilen Felsengeländen des Harzes das Renommée großer Tollkühnheit.

Der Umfang eines Parforcejagdpersonals ist selbstredend abhängig von der Bedeutsamkeit der Gesammtjägerei; für einen Durchschnittsbetrieb dürfte ein Dirigent — der Jagd-Zeugmeister — ein Oberjäger, zwei bis drei Jäger und zwei bis drei Piqueure unter Anleitung eines Oberpiqueurs als Oberstaab genügen; der Unterstaab würde sich alsdann zusammenstellen aus den Spielleuten — den sogenannten Jagdpfeifern — dem Vorsteher des Hundezwingers und den diesem unterstellten Hundewärtern, vordem Hundejungen genannt. Selbst in dieser sicherlich niedrigst situirten Hofstellung herrschte früher ein gewisser Hochmuth; dem bekannten württemberger Jagdherzog, welcher einen ihm unbekannten Burschen am Hundezwinger traf und diesen fragte, wer er sei, erwiederte der Gefragte: „Ich bin des herzoglichen Herren Hundejungen sein Privathundejunge."

Auch in Beziehung auf das Personal einer Parforcejagd halten wir die Veranlagung nach Capacitäten für viel empfehlenswerther als die nach Kopfzahl; wenige, zuverlässige Beamte, eine nicht zu lange Schleppe von Hunden, nicht zu viele, wüst durcheinander sprengende Jagdnovizen verbürgen eine effectreiche Jagd am Allererſten. Erscheinen zu viele Reiter im Feld, so wird in der Regel ein confuses pêle-mêle entstehen, und die richtige Direction, wo so viele unberufene Menschen wie Kraut und Rüben durcheinander arbeiten und die Fährte verreiten, bevor die Meute derselben folgen konnte, verloren gehen; solch' ein übersetztes Feld von nicht routinirten rothen Jägern ist wie ein Chaos; vor urweltlichem Spectakel hört und sieht man Nichts zu rechter Zeit und die Gefahr, welche ein wüthend gewordener Hirsch, der schließlich sein Leben theuer verkaufen und in die Jagdfolge einbrechen wollte, veranlassen müßte, würde in solcher Foule wahrlich keine kleine sein.

Um von einem Jagdpersonal mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß es durch und durch tüchtig sei, muß dasselbe nicht so gar leicht zu erfüllenden Ansprüchen genügen; Jäger wie Piqueure müssen fährtenkundig sein und alles jagdbare Standwild an Hirschen und Schweinen im Revier namentlich in einem Register verzeichnet haben; sie müssen mit jedem Schritt und Tritt ihres Jagdterrains genau vertraut sein und dabei die Fähigkeit besitzen, auf fremdem Fundus sich nach Erfahrungsgrundsätzen schnell zu orientiren; kein Hund der Meute darf ihnen von Namen und nach Leistungen fremd, und sie selbst, vor Allem die Piqueure, sichere, furchtlose Reiter sein, welche — auf's Beste beritten — ihre Rosse zu jeder Secunde in der Hand und zwischen den Schenkeln haben; jedes Mitglied solchen Jagdgefolges darf endlich eine Concurrenz in thierärztlicher Beziehung niemals zu scheuen haben. Auf diese Gesichtspunkte läßt sich wol Alles zurückführen, was billigerweise prätendirt werden kann; eine letzte, anscheinend unwesentliche Forderung betonen wir noch nachdrücklich: jeder Jäger, jeder Piqueur, muß bei der Parforcejagd — überall wo er gesehen wird — aussehen, als ob er aus dem Ei geschält wäre. Wir gelangen nun zu den Tertesworten unserer oratio

Digitized by Google

pro canibus, zu den Parforcejagdhunden selbst, und das wird voraussichtlich ein langes Capitel werden.

Wenn wir gleich zu Anfang erwähnten, daß man mit französischen oder englischen Hunden Parforce jage, müssen wir diese Anführung dahin erweitern, daß viele Meuten aus Hunden von beiden Racen zusammengesetzt sind, oder wol in noch häufigeren Fällen aus Thieren bestehen, welche aus deren Kreuzungen hervorgegangen sind; gerade aus solcher Zucht stammen die vorzüglichsten Exemplare für den practischen Jagdbetrieb. Ueberwiegend gute Nase will man hierbei dem französischen Blut, das Feuer, die Passion und die Ausdauer dagegen dem englischen Origin zuschreiben.

Historisch dürfte Frankreich — und wir wiesen bereits darauf hin — die erste Heimat der Parforcejagd sein, wie es factisch die letzte einer wirklichen Hirsch-Parforcejagd ist. Dort existirte auch die jetzt wol ganz verschollene Race der berühmten großen und starken Hirschhunde; die englische Parforcejagd war und ist fast ausschließlich Fuchsjagd, woraus sich sehr natürlich der Umstand erklärt, daß englische Hunde wilder als andere sind.

Wiewol auch die Parforcehunde erst mit fast erreichtem zweiten Lebensjahre ganz verläßlich und ohne Nachtheile für ihre Körperbildung zu benutzen sind, beginnt ihre Abrichtung dennoch bei Weitem früher; in manchen Parforcejagd-Anstalten werden die jungen Köter schon vom vierten Monat ab mit älteren Hunden zusammen aufgekoppelt — vornehmlich um sich vertragen zu lernen; bei dieser Manipulation werden zwei aufstrebende Hundeknaben nur mit einer Gouvernante — zwei Hundefräuleins dagegen nur mit einem soliden Erzieher zusammen gruppirt.

Das Jugendleben der Parforcehunde bewegt sich ausschließlich im Hundezwinger; man muß sich einen solchen indessen nicht als Gefängniß — verbotenus als einen Hundestall in des Wortes verwegenster Deutung — vorstellen; solche Räume sind vielmehr häufig höchst civilisirte Aufenthaltsorte, wahre Eldorados für junge Hunde. Der Hundezwinger liegt am zweckmäßigsten in unmittelbarem Zusammenhang mit den Wohnungen des Jagdpersonals und der übrigen Stallungen; trockene Lage in frischem Luftzug, tägliche Reinigung der sämmtlichen Localitäten nach pointilleusen Principien, sind die Hauptargumente für dessen Verwaltung. Ein gut organisirtes Etablissement dieser Art muß einen Hauptstall für die Gesammtmeute, abgesonderte Räume für läufische und wölfende Hündinnen, und Isolirbuchten für die Zuzucht aufzuweisen haben; ein Lazareth und mit Oefen und sonstigen Palliativen und Präservativen versehene anderweitige Räume dürfen natürlich nicht fehlen.

Am passendsten schalten wir an dieser Stelle einen kleinen Cursus über thierärztliche Vorsichtsmaßregeln ein, wie sie den jungen Hunden in regelmäßiger Weise gewährt werden müssen; gerade so, wie den Rennpferden das Physik. Daß die jungen Parforcehunde sich ebenso wie junge Bracken und Windhunde sehr leicht bei ihren Schulübungen und ersten Jagdallüren erkälten und hiervon eine Disposition zu Hautausschlägen, Flechten und — wenn es schlimm kommt — zur Räude, mit in's Leben nehmen, wird Jedermann gern glauben, welcher nur einige Veterinärkenntnisse besitzt. Den üblen Folgen solcher Erscheinungen — habituell werden Krankheitsformen wie Gliederschmerzen, Nervenzuckungen — wird man am Nachhaltigsten begegnen, wenn man sämmtliche Hunde regelmäßig, etwa im Monat Mai, einer Purifications- und Rectificationscur unterwirft; Schwefel, Alaun, etwas

Digitized by Google

Aloe in Form einer Latwerge, ſind in zarter Vereinigung von draſtiſcher und folgenreicher Wirkſamkeit. Salben und Einreibungen werden dabei mit Erfolg ſecundiren und ein Turnus von vierzehn Tagen wird völlig ausreichend ſein, um für den Reſt des Jahres ewige Geſundheit zu ſchaffen; den Schluß der Cur bildet eine gründliche Abwaſchung der Hundchen in einem Seifenbade. Aderläſſe am Halſe, welche Viele ebenfalls regelmäßig appliciren, wollen wir nur als Verſchärfungsmittel gelten laſſen.

Die ſämmtlichen vorerwähnten Räume laufen in einer muſtergiltigen Hunde-Erziehungsanſtalt am Beſten auf einen, zur einen Hälfte überdachten Fütterungshof aus, welcher wiederum mit dem Promenadenraum, welcher letzterer von fließendem Waſſer durchzogen und mit ſchattigen Bäumen beſetzt ſein könnte, verbunden iſt. Das ganze Enſemble würde zweckmäßig von einem, unten mit Bretern dicht abgeſchloſſenen Lattenzaun umſchloſſen.

Die ganze Hochſchule wird unter ſtrenge Ueberwachung geſtellt, ſo daß die Zöglinge keinen Augenblick ohne Controle ſind; ſchon der Umſtand, daß der überſprudelnde Jugendmuth häufig zu Zweikämpfen Anlaß giebt, rechtfertigt ein ſtrenges Sittengeſetz Seitens des akademiſchen Senats, deſſen summum jus allerdings häufig in Form einer gut conditionirten Hundepeitſche summa injuria nach Anſicht der Hunde ſein dürfte.

Der Reinlichkeitszuſtand wird namentlich durch Kämmen bewirkt. Die Fütterung der Hunde erfolgt in zwei nach dem Stundenglas geregelten Mahlzeiten. Beide beſtehen aus altbackenem Brod, beſonders zu dieſem Zweck aus Roggen- und Gerſtenmehl gebacken, welches in einer kräftigen Knochenbrühe mit etwas gekochtem Hammel- oder Rindfleiſch und Haferſchrot zuſammengerührt und in faſt abgekühltem Zuſtande gefüttert wird. Dieſe Collationen ſind, ähnlich allen Stipendiaten und Cadettendiners, ſehr beſtimmten Formalitäten unterworfen; die aufgekoppelt in den Speiſeraum geführten Hunde werden von dem, mit einer reſpectablen Peitſche ausgeſtatteten Futtermeiſter in einer Ecke aufgeſtellt, und dort durch den Zuruf: derrière! feſtgebannt; nachdem die Futtertröge alsdann gefüllt und mit Bretern zugedeckt bis auch der letzte derſelben zur Atzung hergerichtet, darauf aber von ihren Deckeln befreit wurden, ertheilt der Futtermeiſter den gaſtronomiſchen Wink: soupez! soupez! unter welchem er die Hunde entfeſſelt; darnach bleibt ihm nur noch die Pflicht, die Hydra der Zwietracht unter den eifrig freſſenden Akademikern nicht Unheil anrichten zu laſſen.

Nach dem Speiſen werden die Hunde auf die Promenade gebracht oder aber noch beſſer wird ihnen etwa eine Stunde hindurch Bewegung im Freien gemacht, wodurch ſie ſich ebenſowol an's Aufkoppeln, wie an das Jagdperſonal gewöhnen; bei ſolchen Excurſionen eröffnet ein Piqueur als Spitze den Zug, zwei Reiter halten die Flanken, und zwei Wärter folgen nach; Hunde, welche zurückbleiben wollen, werden unter „derrière“ und „à la meute“ ſehr energiſch und erforderlichen Falles mit Nachdruck wieder heran dirigirt; will ſich ein Hund löſen, ſo wird ihm hierzu allerdings Zeit gewährt, darnach aber muß er ſchleunigſt à la meute zurückkehren.

Hunden, welche unter abſonderlichen Einflüſſen ſtehen, wie läufiſchen Hündinnen, in Paarung begriffenen Thieren, tragenden oder ſäugenden Müttern, letzteren mit ihrer Nachzucht, werden Diners à part ſervirt; auch wird ihren einſamen Nachmittagsallüren eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet.

Ergänzt ſich eine Meute hauptſächlich durch eigene Zuzucht, ſo muß

Digitized by Google

diese mit der speciellsten Sorgfalt geregelt werden, damit nicht Inzuchten auf Grund zu naher Verwandtschaften entstehen; die Zucht ist unter genaue Controlle zu stellen, so daß die Zeit des Wölfens mit Bestimmtheit festzustellen geht. Das Beilassen der Paare geschieht am Besten in den ersten drei Monaten des Jahres; die Descendenz erblickt alsdann das Weltlicht so früh, daß sie über das Schlimmste hinaus in den Winter kommt, und die Mütter wiederum zur Saison verwendbar sind; diesen, damit sie nicht zu sehr herunterkommen, läßt man zwei, höchstens drei Junge liegen; die anderen Kinder läßt man durch Ammen aus dem Hundeproletariat säugen.

Die Zusammenstellung der Hunde zur Meute erfolgt, sobald dieselben genug gekräftigt, gekoppelt ausgeführt werden und den Commandos derrière und à la meute gute Folge gewähren. Das erste Ausreiten in der Meute, welches als der wirkliche Anfang der Dressur zu betrachten ist, fällt in die Monate Juli und August; man benutzt dazu die Stunden nach Sonnenaufgang, wo Menschen wie Thiere nicht allzuviel von der Hitze zu leiden haben. Die Folge hierbei wurde bereits geschildert; der älteste Piqueur (Oberpiqueur) führt, indem er mit fröhlichem hai, hai, hai die Hunde animirt; die Piqueure zu beiden Seiten der Meute haben den Beruf diese zu concentriren, die nachreitenden Piqueure rufen und treiben à la meute heran; umgekehrt, wie bei militärischen Excursionen, kommen die Musikanten, die Jagdpfeifer, zuletzt. Die jüngsten Piqueure endlich fungiren als Vormünder der Austretenden und Nachzügler.

Diese Ausritte werden, sobald einige Verläßlichkeit in der Meute Platz griff, in freie Felder — welche zu Anfang allerdings keine Wildbahnen sein dürfen — und auf größere Touren ausgedehnt; peu à peu geht man in schärfere Gangarten, zuletzt — unter Ausdauer — in die sogenannte Jagdpace, einen stetigen, flotten Galopp-Sprung, über. Hierbei wird die Meute durch lautes Juchen in Mitleidenschaft und Eifer gebracht, wobei deren vorderster Hund — zumal in der Regel immer dasselbe Thier die Spitze führen wird — eine active Hauptrolle spielt, da der dirigirende Oberpiqueur sich stets unter Namensanruf und einen hellen „derrière!" an ihn adressirt, wenn er die Meute zum Stillstand bringen — stoppen! — will. Dieses Stoppen ist ein Manoeuvre, welches so lange wiederholt werden muß, bis es den Hunden bei der befohlenen Ausführung völlig zur anderen Natur geworden ist. Sobald die Meute einigermaßen durch Uebung geschult ist, verlaufen übrigens solche Promenadenallüren unter musterhafter Präcision und Ordnung. Hunde, welche auf Anruf nicht pariren, werden an der Ruthe aufgehoben — man brüllt ihnen unter Nennung ihres Namens das Commando, gegen welches sie frevelten, in's Ohr — und dann wird ihnen, zur selbstverdienten Strafe und zum abschreckenden Beispiel für Andere, das Waidloch ganz gründlich bearbeitet. Probatum est!

„Ein gutes Wort zur rechten Stund',
Macht Kopf und Herz zugleich gesund!"

Sofort auf Commando zu stoppen, wie gebannt festzustehen, ist der Prüfstein für eine Meute! Ein weiser Dirigent wird dieses Manoeuvre oft machen, und wenn es auch nur geschieht, um den Thieren einen Ruhepunkt zu gewähren; nie aber darf gestoppt werden, wenn noch ein Hund der Meute vorn jagt; diese muß stets auf den vordersten Hund aufrücken. Ist die Meute durch häufiges Ausreiten in den Grundelementen fest geworden, so

Digitized by Google

folgt als zweite Stufe ihrer Ausbildung das sogenannte Trainjagen. Das Verfahren hierbei ist Folgendes:

Einen frisch geschossenen Hirsch werden die vier Läufe über den Oberknieen abgelöst, mehrere Stunden, um ihre Witterung zu potenziren, in warmes Wasser gelegt und darauf an eine lange Leine gebunden; diese mit sammt ihrem Anhang, zu Rosse sitzend hoch in der Hand erhoben, begiebt sich ein Piqueur in ein möglichst freies Feld, auf welchem er sicher sein kann, keine Edelwildfährten anzutreffen, und läßt nun, nachdem er die Meute auf tausend Schritte herankommen ließ und den Ort seines Abritts durch einen Bruch bezeichnete die vier Hirschläufe zur Erde niederfallen und hinter sich herschleppen; alsdann reitet er zuerst geradeaus, dann mit Wiedergängen und Retouren, welche er ebenfalls durch Brüche bezeichnet, wie ein Hirsch bei der Verfolgung in mäßiger Jagdpace bis zu der Stelle vor, wo die Trainjagd zu enden bestimmt ist und wo er die Schleppe aufzieht, um nach Hause zurückzukehren.

Die anzulernenden Hunde, welche inzwischen bis auf vielleicht hundert Schritte an den Abritt herangebracht sind, werden nun unter den Klängen der Fanfare Anjagd und fröhlichen Juchen der Piqueure zu der verbrochenen Stelle geführt; „hai, hai! johoh, johoh! los, los!“ ertönen hier die Jagdrufe, und mit hellem Geläute wirft sich die jetzt entkoppelte Meute auf das Geschleppe, gerade als ob es eine wirkliche Hirschfährte wäre. „Töch, töch, töch!“ ermuntern die Jäger, die Jagdpfeifer intoniren Fanfare „gute Jagd!“ und so wird, je länger je mehr, eine einhellige stetige Folge erzielt. Schon um dem Schleppreiter Zeit zum Vorsprung und den Zöglingen Frist zur Erholung und zum Sammeln zu gewähren — hauptsächlich aber, um man möchte sagen die Recruten im Feuer exerciren zu lehren, läßt man zwischen durch die Fanfare „stoppen“ blasen; sobald aber die zurückgebliebenen Hunde heran sind, geht es unverzüglich unter der Fanfare Anjagd und einem frischen Jagdjuchen weiter vorwärts; während der Pace blasen die Jagdpfeifer beständig gute Jagd.

Kommt die Meute an Orte, wo der Piqueur einen Wiedergang verbrochen, und überschießt sie still werdend und sich auseinander ziehend diesen Punkt, so haben die Piqueure sofort vorzusprengen und die Hunde unter den Zuruf „hourvari, hourvari!“ wieder auf das Geschleppe zurück zu bringen; sobald die Meute die Retoure aufgenommen, wird der Wiedergang unter dem Zuruf: „töch, töch!“ und der Fanfare: „gute Jagd“ gründlich auf der Schleppfährte ausgejagt, bis die Jagd da anlangt, wo der Piqueur das Geschleppe aufzog und stoppte. Die Meute verstummt, sobald die Schleppfährte eingeht; darauf werden die Hunde, um abzukühlen, langsam nach Hause geführt.

Nachdem man genüglich viel Trainjagden abhielt, um die Meute jagdgerecht hinzustellen, folgen die wirklichen Parforcejagden; wir theilten bereits mit, daß diese bei regelmäßigem Betriebe vom September bis zum Anfang des December drei Mal wöchentlich abgehalten werden, wenn nämlich strömende Regengüsse oder heftiger Frost nicht ein apodictisches „Nein!“ gebieten.

Wir werden das Verfahren bei denselben in einem weiteren Artikel schildern.

Digitized by Google

Stein's Wiege und Grab.

„Rings ist eine unaussprechliche Schönheit der Natur", so rühmt Goethe in seinem Werther die Gegend um Wetzlar und billiger Weise kann man diesen Ausspruch, welcher der obern Lahn gilt, auf den ganzen Lauf des Flusses anwenden. Mit Nichten das Stiefkind unter den zahlreichen Geschwistern des herrlichsten deutschen Stromes, rieselt die Lahn gleichsam wie ein liebliches Idyll durch die Fluren, während der Rhein wie ein mächtiges Epos daherbraust. Beide zeigen ganz ähnliche Bilder, nur mit sehr verschiedenen Größenverhältnissen: hier wie dort schmucke Städtchen und Dörfer, von mittelalterlichem Gemäuer umzogen, steile Felswände und schön bewaldete Berge, vielthürmige Kirchen, die sich in den Fluthen spiegeln, epheuumrankte Burgen, Rebenhügel, Klöster und Abteien. Auch in historischer, sagenhafter und culturgeschichtlicher Beziehung bietet die Lahn eine Menge Stoff; welchem andern Theil aber dürften wir heute unsere Aufmerksamkeit mehr widmen, als demjenigen, welcher geeignet ist, uns Leben und Heimat des Mannes vor Auge zu führen, dessen Wiege und Grab unser Fluß bespült und dessen Manen in diesen Tagen das dankbare deutsche Volk den schuldigen Ehrentribut gezollt hat zur Erinnerung und Mahnung für alle kommenden Geschlechter?

Stein's Wiege und Grab möge das Ziel unserer Wanderung sein, bei welcher wir auch Gelegenheit haben werden, einen Blick auf das der Vollendung entgegengehende Denkmal zu werfen.

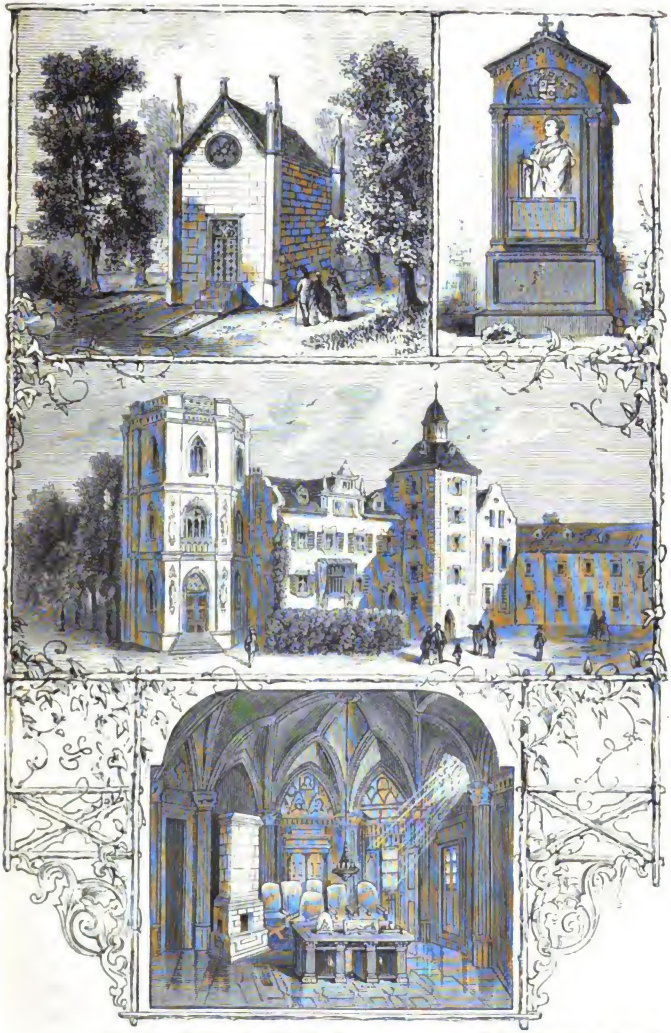
Das anmuthige Städtchen Nassau an der Lahn, eine Stunde oberhalb Ems, wird auf der linken Seite des Flusses von einem pittoresken bewaldeten Bergkegel überragt, der auf seinem Gipfel die Ruinen der Burg Nassau und unterhalb derselben die der Burg Stein trägt. Die Stadt Nassau ist älter als die Burg und hat derselben den Namen verliehen; man berichtet, daß das schöne Thalbecken, mit herrlichem, wildreichen Wald bekleidet, kaiserliches Eigenthum war und daß hier die Oberhäupter des Reiches oft des edlen Waidwerks pflegten und zu dem Zweck ein Jagdschloß aufgebaut hatten, Nasongä genannt. Karl der Große schenkte im Jahre 790 diese Güter an die Abtei Prüm. Die Burg Nassau wurde später durch die Herren der in der Nähe liegenden Laurenburg gegründet und war Jahrhunderte lang der Stammsitz der Grafen und Fürsten von Nassau, welche indessen, nachdem sie selbstständige Residenzen erhalten hatten, ihre Stammburg zerfallen ließen, so daß sie schon 1597 dachlos geworden war. Jetzt kündigt uns eine über dem Haupteingang angebrachte Inschrift „Gemeinschaftliche Nassauische Stammburg" die Ruine als das sichtbare Zeichen der im Jahre 1814 zwischen der Ottonischen und Walramschen Linie des Hauses Nassau im Haag geschlossenen Erbverbrüderung an. Auf den Zinnen des einzigen noch wohlerhaltenen Thurmes hat man eine herrliche Aussicht in das Lahnthal mit den den Fluß überspannenden zwei zierlichen Brücken, in das vom Süden aus dem Gebirge kommende Mühlbachthal mit seinen saftigen Wiesen und weiterhin in die Berge des Taunus und des Westerwaldes.

Freundliche Wege und Alleen verbinden die Burg Nassau mit der etwas tiefer, aber nicht minder schön gelegenen Burg Stein, dem Stammhause des alten Geschlechtes der Edlen vom Stein, welches, gleich alt mit der von

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Stein'sche Familiengruft zu Frücht. Stein's Grabmal zu Frücht.
Stein's Haus.
Stein's Arbeitszimmer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Naſſau, erſt in dieſem Jahrhundert im Mannsſtamm erloſchen iſt. „Wer das deutſche Vaterland ſo recht von Herzen liebt, wird mit einem Gefühl edelſter Rührung vor den Ruinen des Schloſſes Stein verweilen", ſagt Wolfgang Müller von Königswinter in ſeinem anmuthig geſchriebenen Büchlein „Eine Lahnfahrt", dem wir einige dankenswerthe Notizen entnehmen. Während oben auf dem Gipfel des Berges die Wiege großer Dynaſten ſtand, welche namentlich in der oraniſchen Linie nicht wenig zur Entwicklung conſtitutioneller Freiheiten in Europa wirkten — wird doch zum Andenken an den hervorragendſten derſelben, Wilhelm von Oranien, auf dem Schloſſe zu Dillenburg, von wo er vor dreihundert Jahren auszog, um die Niederlande vom ſpaniſchen Joche und der Inquiſition zu befreien, in wenigen Tagen der Grundſtein zu einem Wilhelmsthurm gelegt, eine Feier, welche in Holland den freudigſten Widerhall gefunden hat — ſo lebte unten ein adeliges Geſchlecht, deſſen letzter männlicher Sproß vorzugsweiſe genannt werden muß, wenn man ſich der Betrachtung der heutigen bürgerlichen Zuſtände Deutſchlands widmet. Die Burg Stein wird 1158 zum erſten Male erwähnt, ſie lag im Burgbereiche von Naſſau und ihre Beſitzer empfingen ſie von den Grafen von Naſſau zu Lehen. Länger als die Hauptburg blieb die Burg Stein bewohnbar, noch 1636 ſtand ſie im baulichen Weſen.

Von einer Ahnfrau des Geſchlechtes Derer von Stein erzählt die Limburger Chronik eine ſeltſame Geſchichte: „Sie hatte vier Töchter und zwei Söhne und jede Tochter hatte einen Ritter zum Manne. Nun trug es ſich zu, daß die obengenannten Ritter bei ihrer Schwiegermutter in ihrem Hauſe waren und die zwei Ritter vom Stein, ihre Söhne, waren auch bei ihr und da ſie zu Tiſche bei einander ſaßen, da hatte die Frau ſechs Ritter beiſammen über ihrer Tafel ſitzen; davon waren vier ihre Eidame und zwei ihre Söhne, und ihr Mann war auch ein Ritter geweſen. Und als ſie bei einander über einer Tafel ſaßen, da ſagte die Frau insgemein: Dieſer Ehren iſt zu viel." Der rheiniſche Dichter Simrock hat die an den Ring des Polykrates erinnernde Geſchichte in einer gelungenen Ballade beſungen, von der wir nur die Schlußworte folgen laſſen:

„Denn der Ehren iſt zu viel, denn zu viel iſt dieſer Ehren!
Becherſchall und Saitenſpiel überſchallt oft weiſe Lehren.
Unbeachtet blieb das Wort; aber ſchon am andern Morgen
War des Hauſes Mutter fort, war das Haus in Angſt und Sorgen.
Nimmer kehrte ſie zurück, wieder ſah ſie nicht die Lieben;
Sühnen wollte ſie das Glück; Niemand weiß, wo ſie geblieben.
Ob ſie ſich der Welt begab in der abgeſchiednen Zelle,
Ob das Opfer weit hinab trug die Lahn, des Rheines Welle?
Fortgeblüht hat ihr Geſchlecht, herrlich bis zu unſern Tagen,
Einen Freiherrn, recht und echt, Deutſchland noch zuletzt getragen."

Eine hervorſpringende Felskuppe unterhalb der Burg Naſſau iſt der Standort des Steindenkmals; hier erhob ſich bereits ſeit Jahresfriſt der gothiſche Ueberbau aus rothem Sandſtein mit vergoldeten Kreuzblumen, der die Inſchrift trägt: „Errichtet im Jahre der Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches 1871." Die von dem Berliner Bildhauer Pfuhl aus carrariſchem Marmor gearbeitete neun Fuß hohe Statue hebt ſich in ihrem glänzenden Weiß kräftig ab von dem rothen Sandſtein und ſo ſchaut nun das Standbild von hier hinaus in das Land, dem der thatkräftige gewaltige Mann entſproſſen war, wo er lange Zeit lebte und wirkte, ein bedeutungsvolles Wahrzeichen für das geſammte deutſche Volk. Der Bildhauer hat ſeinen

Digitized by Google

Helden in der Tracht seiner Zeit dargestellt, um das Bild in möglichster Treue nach dem Leben und dadurch um so unmittelbarer wirksam erscheinen zu lassen: einfacher Rock, lange Strümpfe, Schnallenschuhe, krausgefaltetes Jabot und Manschetten, keine Kopfbedeckung, die Brust schmückt der schwarze Adlerorden, die hohe Stellung des Mannes andeutend. Gedrungener Gestalt, frammer Haltung, auf das rechte Bein gestützt, so steht der von hoher Kraft erfüllte Mann in gewaltiger Energie da, das Haupt fest auf den breiten Schultern. Die in die Hüfte gestemmte Rechte hält eine Papierrolle mit der Inschrift: „Nassau, im Junius 1807", die Denkschrift, welche die berühmten Reformedicte hervorrief, bezeichnend; die herabgelassene Linke weist mit dem Zeigefinger auf die von der Nation nunmehr einzuschlagenden neuen Bahnen hin. Man rühmt auch die sprechende Portraitähnlichkeit: der energische Blick des großen Auges, die markigen Züge und Formen, die mächtige Nase, der feste Mund, das hohe kahle Vorderhaupt, die Bestimmtheit und Entschiedenheit des physignomischen Ausdrucks, Alles verräth den Mann, der sein Ziel mit so viel Kraft, Offenheit, Redlichkeit verfolgte.

Wenden wir uns von dem Burgberg, die leichte Hängebrücke überschreitend, nach dem Städtchen Nassau, so werden wir finden, daß der freundlichen äußeren Ansicht das Innere desselben wenig entspricht. Die engen winkeligen Straßen verrathen sein hohes Alter. Das beachtenswertheste Gebäude ist das Stein'sche Schloß, wo die Freiherren, nachdem sie die Burg verlassen, als reichbegüterte Herren wohnten und wo am 27. October 1757 auch der Minister geboren ward.

Das Schloß liegt mitten im Orte und ist von einem kleinen Park eingeschlossen. Es bietet in achitektonischer Beziehung keine interessanten Seiten. An den vielfenstrigen einen Flügel reiht sich der gothische Thurm, welchen der Freiherr zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft im Jahre 1813 erbauen ließ und in dem er den Rest seiner Tage verlebte. Ueber dem Portale lesen wir die Worte: „Eine feste Burg ist unser Gott", darüber das Familienwappen, daneben Bildsäulen, der heilige Adalbert und der heilige Alexander Newsky. Im unteren Bibliothekzimmer Bildnisse berühmter Männer, darunter Karl V., Luther, Wallenstein, Wilhelm von Oranien, Friedrich der Große, Blücher, Gneisenau und Scharnhorst; im oberen Zimmer sind auf Gedächtnißtafeln Schlacht- und sonstige Gedenktage aus den Jahren 1812 und 1815 in goldenen Lettern verzeichnet; hier stehen auch in einer Blende die Büsten der drei Monarchen Alexander, Franz, Friedrich Wilhelm III. und die Büste Stein's. In diesem Thurm weilte der Freiherr bei seinem Aufenthalt in Nassau am liebsten; es ist eine Stätte voll ernster Erinnerungen, die man nur mit höchster Ehrfurcht und Achtung betritt und nicht verläßt, ohne in der Liebe zum Vaterlande neu gekräftigt zu sein.

Ein ganz kurzer Blick auf Stein's Lebenslauf zeigt uns, daß er in Göttingen studirte, eine Zeit lang in Wetzlar arbeitete und dann in den preußischen Staatsdienst trat. Zuerst im westphälischen Bergamte beschäftigt, wirkte er für die Ruhrschiffahrt, die Verbesserung des Kohlenbaues und die Anlegung von Wegen. Darauf organisirte er die neuerworbenen westphälischen Bisthümer und ward im Jahre 1804 als Chef des Accise-, Zoll-, Fabriken- und Commercialdepartements nach Berlin berufen. Sein Verwaltungstalent war unvergleichlich; aber auch in politischen Dingen bewies er die tiefste Einsicht zu einer Zeit, wo er noch nichts mit der Lenkung des

Digitized by Google

Staates zu thun hatte. Den Sturz Preußens voraussehend, erhob er seine warnende Stimme; sie verhallte; der König entließ ihn; er ging auf seine Güter. Als die Monarchie zusammenbrach, wurde er wieder berufen. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Befreiung des Grundeigenthums von den Feudallasten, die collegialische Umgestaltung der Verwaltung, die Städteordnung sind sein Werk; er wollte einen freien Bürger- und Bauernstand und eine Repräsentativverfassung schaffen. Napoleons Wuth entbrannte gegen den kühnen Reformator auf politischem Gebiete; Preußen wurde gezwungen, ihn zu entlassen. In Oesterreich und Rußland ward er nun der Hauptagitator gegen die französische Herrschaft, der er bis zur Befreiung seines Vaterlandes blieb. Nach dem Friedensschluß ging er in seine Heimat; der Particularismus und der wieder aufblühende Absolutismus machte seine großen Pläne scheitern. Er widmete sich nun den Wissenschaften, in lebendigem Briefwechsel mit seinen großen Zeitgenossen, die ähnliche politische Zwecke, wie er, verfolgten. Wir bemerken noch, daß das Werk von Pertz Stein's Leben bis in die kleinsten Details verfolgt, daß der große Staatsmann aber auch ganz vortrefflich in Arndt's Wanderungen geschildert ist. Noch gern erinnern sich ältere Leute in Nassau seines biedern, leutseligen Wesens, seines kernigen Humors, seiner Mildthätigkeit und Gastfreundschaft; ganz besonders war das Stein'sche Schlößchen in Nassau ehedem der beliebte Ausflugsort und Sammelpunkt aller Emser Curgäste von Distinction; auch Altmeister Goethe, der uns in Wahrheit und Dichtung seine „höchst angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt die Lahn hinab" und seinen vergnügten Badeaufenthalt in Ems schildert, hat hier mehrfach gastliche Aufnahme gefunden und rühmt „die höchst ehrwürdige Dame des Hauses, die der allgemeinsten Achtung genoß".

Stein's Erbin war seine älteste Tochter, Gräfin von Giech, welche im Jahre 1854 ihre Besitzung dem Gemal ihrer Schwester, dem Grafen von Kielmannsegge, überließ, in dessen Familie die weibliche Linie Stein fortlebt.

Stein starb am 29. Juni 1831 auf seinem Gute Kappenberg in Westphalen. Seine Leiche ruht in der Familiengruft zu Früchť; eine Wanderung nach diesem stillen Orte des Friedens möge unsere Skizze beschließen.

Am bequemsten ist er von Ems zu erreichen; schattige, vielgewundene Promenadewege führen durch herrlichen Buchenwald in einstündiger Wanderung auf die Höhe des linken Lahnufers. Wol Jeder der Tausende, welche alljährlich an den heilenden Quellen zusammenströmen, besteigt einmal diese Höhe des sogenannten Malberges und entzückt in das liebliche Thal zu seinen Füßen und weiterhin in das Land, das uns sogar die leuchtenden Zinnen von Stolzenfels im duftigen Schimmer der rheinischen Berge zeigt.

Aber verhältnißmäßig nur Wenige werden von hier aus die Schritte noch ein halbes Stündchen waldwärts lenken, über das freundliche Gehöfte hinaus zu dem ärmlichen Dörfchen Früchť. Die Reize der Landschaft hören hier auf; kümmerlich ernähren sich die Bewohner von dem nicht eben ergiebigen Landbau und als Gruben- und Hüttenarbeiter in den benachbarten Blei- und Silberwerken. Und doch bergen sie einen gar edlen Schatz in ihrer Stätte. Wir klopfen an den grünen Laden des Forsthauses; die freundliche Försterin kennt schon unser Begehr und erscheint mit einem mächtigen Schlüsselbund, um uns durch ärmliche Gassen an der alten Kirche und dem bescheidenen Friedhofe vorbei zu einer unmittelbar neben dem letztern liegenden kleinen gothischen Kapelle zu führen. Uralte Eichen umrauschen ihren

Digitized by Google

Giebel und hüllen sie in geheimnißvolle Waldesdämmerung. Wir treten durch das eiserne Gitterthor in das Innere des Kirchleins, Bibel und Crucifix auf dem schwarzen Marmor des Altars bilden seinen einzigen Schmuck. Rings an den Wänden alte Grabsteine mit langen Inschriften; entblößten Hauptes schreiten wir vor, dröhnend trifft der Fuß das hohle Gewölbe und dumpf geben die hohen Hallen den Schall des Trittes zurück. Da trifft unser Blick ein aus carrarischem Marmor gemeißeltes Hautreliefbildniß, er bleibt an den edlen Zügen haften und tiefbewegt lesen wir darunter die Worte:

„Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein, geb. 27. Oct. 1757, gest. 29. Juni 1831, ruhet hier; der Letzte seines über sieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechtes: demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier."

Mit dem Minister schlafen in der Gruft den Todesschlaf die Ahnen, neben ihm sein Vater. Der edle Geist des Sohnes wird durch die Grabschrift charakterisirt, welche er seinem Vater gesetzt hat:

„Sein Nein war Nein gerechtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig,
Seines Ja war er gedächtig,
Sein Mund, sein Grund einträchtig,
Sein Wort, das war sein Siegel."

Man kann sich wol kaum schönere Grabschriften denken, als die angeführten. Sie rufen vereint mit der ganzen Umgebung dem rückwärts schauenden Geiste eine Fülle von Gedanken wach. Ist es nicht, als ob die Manen des großen Todten den stillen Ort umschweben; erinnern sie uns nicht an Deutschlands Schmach und Erniedrigung, an das beharrliche Kämpfen unseres Stein gegen den fremden Unterdrücker, an sein rastloses Wirken für die Regeneration Preußens und die Befreiung des deutschen Vaterlandes, mahnen sie uns nicht auf's Neue das Vaterland zu lieben und ihm seine besten Kräfte zu weihen?

Noch kürzlich erscholl auf der Tribüne unseres Parlaments aus dem Munde eines altbewährten Kämpfers für Volksfreiheit der Ruf: „Ein Stein thut dem deutschen Volke noth!" Möge die Mahnung nicht unbeachtet bleiben, möge sie in jedem deutschen Herzen als ein Nachhall jenes Jubels zurückbleiben, welcher soeben dem enthüllten Denkmal unseres Helden entgegengeschallt ist. Der Monat Juli, welcher vor zwei Jahren so gewaltige Ereignisse an das Licht der Welt treten sah, war zur Enthüllungsfeier bestimmt; wenn diese Zeilen die Presse verlassen, ist das Standbild des echten deutschen Mannes den rheinischen Gauen auch seinerseits eine „Wacht am Rhein" geworden; möge es ein glückliches Volk stets des Trefflichen gedenken lassen, der in der Geschichte den Ehrennamen führt: „Des Rechtes Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein." Gern deuten wir es als ein frohes glückverheißendes Vorzeichen, daß die Hülle des Standbildes gefallen ist vor den Augen des ersten deutschen Kaisers aus dem Hause Hohenzollern.

Friedrich Panthel.

Digitized by Google

Bilder aus Italien.

Von **E. von Dincklage.**

1. Die Cloaca Maxima.

Römiſches Tempera-Bild.

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir doch etwas Römiſches", ſagte die Schriftſtellerin, „Sie leben ſeit zwanzig Jahren in Rom, Sie müſſen unerſchöpflichen Stoff geſammelt haben!"

Der Maler blinzelte etwas blaſirt mit den Augen, ſtrich langſam über ſeine runden Wangen und erwiederte melancholiſch: „Was den Stoff anbetrifft, da iſt kein Mangel, aber — Sie verlangen gewiß etwas — etwas Zartes!" —

„Natürlich!" ſagte die Schriftſtellerin mit der Doppelwürde eines Blauſtrumpfs und einer alten Jungfer.

„Wohlan denn, eine Liebesgeſchichte! Hören Sie alſo: In der Cloaca maxima — — —"

„O Sie boshafter Menſch, wie kann eine Liebesgeſchichte mit der Cloaca maxima anfangen?"

„Aber ſo warten Sie doch, bis ich erſt begonnen habe — Sie waren wol noch gar nicht in der Cloaca?"

„Nein!" erwiederte ſie kurz.

„Da rathe ich Ihnen morgen mit dem erſten Hahnenſchrei dahin aufzubrechen, Sie finden daſelbſt, innerhalb eines Umkreiſes von einigen hundert Schritten, eine Menge der intereſſanteſten Bauwerke, dort war nämlich das Forum boarium oder der Rindermarkt — —"

„Mein Herr — ich weiß nicht — —"

„Beruhigen Sie ſich, eben ſo wenig als Sie Gänſe auf dem Capitol fanden — die Gänſe ſind nämlich mit ſchnödem Undank behandelt, indeß man der Wölfin alle nur erdenkliche Ehre anthat, die Welt war ſtets parteiiſch! — alſo mit den claſſiſchen Gänſen ſind auch die Rinder ſammt Verwandtſchaft verſchwunden. Ich ſehe nicht ein, was Sie gegen die Rinder haben können, die ſich dort zwiſchen den Tempeln und Triumphbögen ganz wie zu Hauſe fühlten. Ein Theil des Forums heißt jetzt Bocca de la verita — der Mund der Wahrheit, weil in der Vorhalle der alten Kirche S. Maria in Cosmedin mit dem ſchönen Glockenthurm eine rieſige, ſteinerne Maske ſteht, in deren Mund die alten Römer die Hand ſchoben, wenn ſie einen Schwur ablegten; ſchworen ſie falſch, ſo biß das Unding zu und die Hand war verloren — Sie können aber ruhig hingehen, es thut jetzt ſelbſt den Schriftſtellerinnen nichts mehr."

„Vielleicht hat die Bocca in der neuen wankelmüthigen Zeit ihre Tendenzen geändert und ſtraft nur Die, welche lieber Anderen als ſich ſelbſt Wahrheiten ſagen!"

Der Maler blinzelte aus den Augenwinkeln und fuhr fort: „Der Kirche gegenüber (zwiſchen beiden nur Schmutz und ein alter Springbrunnen!) liegt

Digitized by Google

das hübsche Säulenrund des Vesta-Tempels; die Vesta seligen Andenkens, hat eigentlich nichts mit ihm zu thun, aber wer darf denn noch die Dinge bei ihren wahren Namen nennen? Ueber den schönen schlanken Säulen liegt ein elendes Dach, sechs Schritt weiter ein Tempel der Pudicitia, eine Göttin, die schon vor tausend Jahren, nämlich 880 abgesetzt und entthront wurde, um zwischen die Jonischen Tempelsäulen die Mauern einer Kirche aufzubauen, dann kommt das Haus des Rienzi — Sie kennen ohne Zweifel Wagners Oper, die theilweise hier an den unsauberen Ufern des ponte rotto spielt, ich habe es daher nie begreifen können, daß der singende Volkstribun stets in weißen Atlasschuhen wandelt!"

„Aber die Liebesgeschichte und die Cloaca!"

„Geduld, ich unterlasse es nicht Sie dahin zu führen, wir gehen an dem Kirchlein St. Giorgio vorbei, das sich rücksichtslos genug — der Kirche ist Alles erlaubt — des Platzes bedient, den seit der Zeit des Severus der Arcus argentarius einnahm, ein Ehrenbogen, den die Wechsler und Kaufleute dem Gewaltigen setzten, um Titel und Orden zu bekommen — jetzt drücken sich die Ehrenbezeugungen gegen die Gewaltigen der Erde einfacher in klingender Münze aus und die Liebe des Volkes durch Steuern — daß Du die Rose hast, das merkst Du erst am Dorn! — entschuldigen Sie, meine Gnädige, ich vergaß —"

„Die Volksliebe?"

„Nein, die Cloaca — nur noch einen Blick auf einen alten viereckigen, vierthorigen, mit Nischen umgebenen Bau, auch eine Art Ehrenpforte, deren Absicht uns verloren ging, wenn nicht etwa, wie bei der Porta nigra in Trier, über dem Bogen ein Raum war, der als Rathssaal oder Börse diente — sehen Sie, die eigentliche Schönheit ist dahin, man kennt sie noch dem Namen nach, wie man in Romanen von corpulenten Greisinnen sagt, sie zeigen noch Spuren einstiger nicht unbedeutender —"

„Aber, um Gottes Willen, die Cloaca!"

„Wir sind schon da, sie liegt in einer Mühle, an dem Wasser ist ein steter Hexensabbat von alten Wäscherinnen, welche die letzte Lebenskraft aufbieten, das ihnen anvertraute Leinenzeug zu vernichten; in der Mühle leuchtet der Müller mit einem Wachsstock in die alten Poperinbögen, welche die Tarquinier zur Entwässerung des Forums anlegten; über diesem dunklen Gewässer erhebt sich, wie Sie wahrscheinlich sehr richtig vermuthen, der Palatinus mit den ehemaligen Kaiserpalästen."

„Ich gebe nichts auf Vermuthungen, aber die Liebesgeschichte —"

„Sie vermuthen auch in Betreff der Liebesgeschichte nichts, meine Gnädigste?"

„Nicht das Mindeste, mein Herr Maler!"

„Ach, dann bin ich ein schlechter Colorist! Die Sache ist die: vor zweitausend Jahren lebte in Rom eine geistreiche und schöne Dame, die nur den einzigen Fehler hatte, daß sie auch vornehm und reich war, sie hieß — aber nein, auch nach zweitausend Jahren wollen Damengeheimnisse respectirt werden. Ihre Fehler bekümmerten namentlich einen jungen berühmten Bildhauer, der das vollkommene Weib, das mit sechzehn Jahren ein standesgemäßes Ehebündniß schloß, in weißem Marmor zu portraitiren hatte. Die schöne Dame war viel schöner, als das Marmorbild, welches Ihnen in verschiedenen Sammlungen als „weibliche Portraitbüste" begegnet sein muß, viel schöner, wiederhole ich, aber minder hart, sie schenkte dem Künstler also

Digitized by Google

ein Ringelein in dessen Onyx ein kleiner Cupido eingeschnitten war. Der beseligte Künstler schob den Ring an den vierten Finger der linken Hand und fand sich, in seine Toga gehüllt (wie die heutigen Römer ja noch den Mantel über die Schulter drapiren) gewissenhaft zu jedem Rendez-vous ein. Der Gatte der weiblichen Portraitbüste besaß so wenig Kunstsinn, daß er den liebenden Bildhauer, zwar nicht an des Märzen Idus, aber an irgend einem andern passenden Tage erstechen ließ und seiner Gemalin, als Andenken, die Todtenhand mit dem Ringe zustellte. Das schöne Weib war in Verzweiflung. Im Schimmer des ersten Mondviertels ging sie noch selben Abends an das große Bassin, dessen Abfluß damals die Cloaca maxima bildete und —"

„Stürzte sich hinein?"

„Nein, sie warf die Todtenhand hinunter — und tröstete sich. Jetzt, nach zweitausend Jahren, fand sich der Ring in der Cloaca wieder, ein zartfühlender, heimlich liebender Maler kaufte ihn und hat die Ehre Ihnen denselben zu überreichen!"

„O, Sie Boshafter — aber der Amor in dem Steine ist schrecklich verwittert!"

„Was wollen Sie, meine Gnädigste? Die Jahre — die Jahre!"

2. Monumentales von Neapel.

Wenn man von Rom kommt, so erscheinen die Kirchen Neapels, obwol sie theilweise sich eines reichen Marmorschmuckes erfreuen, dennoch als Bauwerke minder bedeutend. Die älteren sind nebenbei kaum noch durch ihr Alter interessant, denn die häufigen Erdbeben haben sie zumeist in ihrer ursprünglichen Gestalt zerstört und es wurden moderne Restaurationen ausgeführt, die dem Ganzen ihren Stempel aufdrückten. Nur eine monumentale Eigenthümlichkeit hat man nicht anzutasten gewagt — die Gräber! Ach, auf vielen, vielen dieser Steine vermag das Auge nicht zu ruhen, ohne sich zu umfloren, denn unter denselben verstauben Gemordete, die in der Blüthe ihres Lebens dahin sanken.

In Sa. Maria del Carmine liegt der junge Conradin von Hohenstaufen. König Max von Bayern ließ als Kronprinz seine Statue durch Thorwaldsen modelliren und errichten. Auf dem Platze vor der Kirche Largo del Mercato wurde der junge Fürst enthauptet, man zeigt noch den Steinblock, über welchen dies edle Blut bei der Hinrichtung floß.

In derselben Kirche hat man auch den Aufrührer „Masaniello" bestattet, der für seinen Volksaufstand gleichfalls den Largo del Mercato wählte, auf welchem der Gemüsemarkt und ein Centralpunkt der inneren alten Stadt ist.

In der Kathedrale S. Gennaro (Januarius) wird in der Sacristei ein einfacher Marmorstein gezeigt mit der Inschrift: Joanae uxoris dolo et laqueo necato. Das blutige Ende einer Tragödie kann nicht in schärferen Strichen verzeichnet werden: König Andreas im Alter von dreizehn Jahren durch seine Gattin, die Königin Johanna I. gemordet!

Es liegt nahe genug, hier das heiße Blut des Südens, die Leidenschaften anzuklagen, die nirgends glühender und vernichtender als unter dem reinsten blauen Himmel gedeihen — aber unser Blick zieht gen Norden nach Schottland, wo die schöne Maria Stuart ein gleiches Verbrechen beging — beide Frauen starben eines unnatürlichen Todes. Johanna I. im Jahre 1282,

Digitized by Google

ihr Leichenstein trägt folgende, aus dem Lateinischen übersetzte Inschrift: „Hier ruht die illustre Johanna I., Königin von Neapel, Anfangs glücklich, bald nur allzuunglücklich, geboren von Karl; ein anderer Karl ließ sie diejenige Todesart erleiden, durch welche sie ihren Gemal umkommen ließ! —" Man könnte dieselben Worte auf Maria Stuart's Grab setzen, wenn die Namen geändert würden. Die Inschrift ist ein sonderbares Gemisch von Offenheit und Discretion, man wollte Alles sagen und doch die königliche Würde schonen, selbst das Mitgefühl bricht sich Bahn, indem das kurze Glück dem Mißgeschick und dem Verbrechen gegenüber gestellt wird.

Der Name Johanna hat sich auf dem Throne von Neapel keinen guten Klang erworben. Johanna II., die leichtsinnigste Fürstin ihrer Zeit, wurde zwar nicht selbst umgebracht, aber die Opfer ihrer Sittenlosigkeit zeugen durch alle Zeiten gegen sie. In S. Giovanni a Carbonara liegt der Seneschal Carracciolo Rossi, Günstling der schönen Königin und vielleicht auch anderer hoher Damen, denn er wurde auf Befehl der Herzogin Covella Rufo ermordet.

S. Lorenzo maggiore ist füglich mit einem blutigen Kreuze zu bezeichnen. Dem Könige Karl, getödtet 1347, wurde dort von Musaccio II. ein Denkmal errichtet; an seiner Seite bestattete man Robert von Artois und dessen Gemalin, im Jahre 1387 Beide an einem Tage vergiftet. — In dieser Kirche erblickte Boccaccio zum ersten Male die Fiammetta, „die Freundin Johanna's, die Gefährtin ihrer Vergnügungen und ihre Mitschuldige beim Morde des jungen Königs Andreas —!" Man hielt die Fiammetta für eine Tochter König Robert's. Ein Gemälde dieser Kirche (das man fälschlich Simon Memmi zuschreibt) zeigt den heiligen Ludwig, wie er seinem Bruder Robert die Krone überreicht. Es ist auffallend, daß Boccaccio die Fiammetta in einer Kirche kennen lernte, ein Ort, wo man Beide so wenig sucht.

Jene Zeit war reich an den verschiedensten Strömungen; so wird Boccaccio's Name mit dem der reinsten und schönsten Seele, der heiligen Katharina von Siena, zusammengestellt, weil diese Zwei die mustergiltigste italienische Prosa schrieben, obwol gar verschiedene Geister ihnen die Hand führten.

Es ist wol Zeit die Wallfahrt zu den Gräbern der Gemordeten abzubrechen; zum Schluß betreten wir noch die Kirche S. Severino und Sosio und widmen den drei Brüdern Sanseverino, die 1516 durch ihren Oheim vergiftet wurden, einen mitleidigen Seufzer. Ihre Ruhestätte schmücken Sculpturen von Merliano. — Die Fresken des Chors werden als die besten Arbeiten Corenzio's betrachtet, er malte sie im Alter von fünfundachtzig Jahren, fiel vom Gerüst als er noch Einiges an denselben retouchiren wollte und erlitt durch diesen Fall den Tod, nachdem er mit eigener Hand seinen Sterbeplatz geschmückt hatte.

Es scheint, der Malerberuf läßt die Leute alt werden, wie man auch behauptet, daß er der Heiterkeit des Gemüthes besonders förderlich sei. In der schönen Kirche S. Martino (Certosa), die, an das Fort von St. Elmo gelehnt, das ganze Amphitheater von Neapel beherrscht, finden sich, neben anderen Kunstwerken, die Taufe des Heilandes, die Carlo Maratta im fünfundachtzigsten Jahre malte, und Giordano schmückte, zweiundsiebzig Jahre alt, sowie das Gewölbe des dortigen Tresors, einer sehr hübschen Kapelle, mit verschiedenen Darstellungen aus der heiligen Schrift, die er in achtundvierzig Stunden vollendete.

Digitized by Google

In der Kirche S. Domenico, deren Bau um 1285 begonnen wurde, ist die Leiche des Marquis von Pescara beigesetzt, dieses Helden, der mit sechsunddreißig Jahren starb. Er ist in der Kleidung eines Franziskaners abgebildet. Diese Ruhestätte ist eine Versöhnung für all' die Bilder, welche, gleich ruhelosen Geistern, den früher betrachteten Gräbern entsteigen. Der Marquis von Pescara war der Gatte Vittoria Colonna's, welche sein Andenken in edelster Weise besang und beweinte. Das Gemälde dieser schönen und hochgeborenen Dichterin schmückt die fürstlichen Hallen des Palazzo Colonna in Rom und der Umstand, daß ihr Bild fortwährend copirt und verkauft wird, bezeugt in befriedigendster Art, daß die Nachwelt zwar das Verbrechen richtet, aber edler Weiblichkeit, Genialität und Treue auch freudig den Kranz reicht durch Decennien und Jahrhunderte.

3. Am 13. März.

Illustration.

Heute ist mein Geburtstag. Das geht freilich die Welt nichts an, bis ein paar Jahre weiter meine Aussprüche unter der Rubrik: „Die ältesten Leute versichern ꝛc." gewissermaßen auf ein Piedestal gestellt worden, das aus all' den heitern und ernsten Jahren meines Lebens zusammengebaut ist. Ich sah in Wien ein steinaltes Mütterchen, deren größter Kummer, ja ganzes Leid, darin bestand, daß sie drei Jahre zu jung war. Die Kaiserin pflegt nämlich um Ostern einigen der ältesten Weiber die Füße zu waschen und die Greisinnen beziehen dann eine lebenslängliche Pension. Meine Alte war als Aspirantin — wer noch athmet, hofft noch — aufgetreten und siehe, die festgesetzte Zahl der Matriarchinnen fand sich und alle waren älter als sie, aber sie hofft, diese hinterlistigen Matronen würden nicht ewig leben und dann komme sie an die Reihe. Was man sich in der Jugend wünscht das hat man im Alter die Fülle, sagt ein mehr ernstes als beglückendes Sprichwort. Durch mein ganzes Leben waren stets am 13. März die Blumen rar, und jetzt sitze ich in Neapel zwischen förmlichen Blüthenpolstern und süße balsamische Wolken ziehen mit der Seeluft durch die geöffneten Balconthüren von draußen ein, wohin ich einige schwere Sträuße trug, damit der Gewitterregen sie anfeuchte.

Mehr oder weniger sind wir Alle etwas abergläubig und ich frage mich nun, ob dieser Blumenflor ein Omen für das Lebensjahr sei, oder eine Abfindung für die übrigen dreihundertvierundsechzig Tage desselben. Inzwischen vertheilen sich die Regenwolken, der nächste Stadttheil bleibt im Schatten, der Golf und Sorrent aber treten scharf beleuchtet hervor und über diesem eigenthümlich, wie auf Email gemalten Bilde, über das einige blendendweiße Segel wie Schmetterlinge huschen, tritt ein Regenbogen hervor. Ich senkte still mein Haupt; wer solch' ein Bild, sieht soll, wenn auch nur bis eine neue Wolke vorüberzieht, die Kraft haben, sich auf den Flügeln der Seele über den Wassern des Meeres und dem Staube der Erde und dem Bangen des Menschenherzens zu erhalten. Ueber den Platz zu meinen Füßen fahren unzählige Wagen, jetzt marschirt eine Abtheilung Infanterie in langen, blauen Röcken vorüber, aus einer andern Straße biegen zwei barmherzige Schwestern mit ihrem gleich einem Dache weit vorstehenden, steif gestärkten Nonnenschleier, und dazwischen läuten die Ziegen, welche mehrmal des Tags durch die Straßen und in die Häuser bis in die obersten Etagen

Digitized by Google

wandern, um ausgemolken zu werden. Man kann füglich einen Posten als Ziegenhirt in den Hauptstraßen Neapels bekleiden. Während eins der langhaarigen, braunen Thiere mit seinen großen, hängenden Ohren eine ihm bekannte Stiege hinaufsteigt, warten die anderen Ziegen ganz gemüthlich und ohne alle Aufsicht unten, bis wieder alle versammelt sind.

Da kommt ein Leichenzug, die Männer einer weißvermummten Bruderschaft mit rothen Mützen tragen den Sarg und in der Hand brennende Lichter, einige Männer, die wie Feuerwehr aussehen und kleine Fähnchen tragen, folgen. Es geht schnell vorüber. Ich möchte wissen, wo man mit mir bliebe, wenn ich hier stürbe? Vielleicht ließe es sich für Geld und gute Worte einrichten, daß man oben in dem Columbarium beigesetzt würde, wo Virgil's Grab besehen wird. Dieser Fleck Erde, den man nur für fünfzig Centimes betritt, hat wenigstens eine Tradition und man thut gut, sich mit seinen modernen kleinen Strebungen an eine solche zu klammern, um nicht für die Nachwelt verloren zu gehen. — Bädecker würde zu einer Notiz gezwungen sein, dahin lautend, daß eine überspannte Deutsche die höchst unchristliche Phantasie gehabt habe hier neben der Asche des großen Heiden, zwischen den vernachlässigten jüdischen Denkmalen — auch eine deutsche Jüdin liegt dort — und den Erbsenbeeten begraben zu sein. In einer Felswand wächst ein Zweig deutscher Eiche — Lorbeer ist nicht dort. Der größte Feinschmecker unterscheidet in zwanzig Jahren nicht mehr, sind diese Schoten im Staube Virgil's, in dem der Jüdin oder in der bescheidenen Asche der Deutschen gewachsen — nur die Leichensteine unterscheiden uns noch. Keine Mode ist in den letzten zwei- bis dreitausend Jahren so stabil geblieben, als die in den Leichensteinen; sie haben alle eine rührende Familienähnlichkeit und wünschen von Säculum zu Säculum den Todten Das, was die Lebenden umsonst erstreben — den Frieden. Nur ein Unterschied springt in die Augen, die Alten lebten ein Menschenalter, wir leben eine Lebenszeit! Wir notiren sorgsam den ersten Tag des Daseins bis zum letzten, mag dies Dasein nun als ein ersprießliches dahinschwinden, oder nicht — wir sind eben ein Stück Zeit. Die Columbarien und Monumente bringen keinerlei Rechnung; sie sagen einfach den Namen Dessen, der da war, höchstens noch einige Besonderheiten seiner Stellung hinzufügend. Dem Todten gehörte sein Ich ganz und gar, wenn er kein Sklave war, und man gab ihm in's Grab bei vielen Volksstämmen seine besten Geräthe mit. Jetzt reißt das Leben gierig alles Brauchbare an sich und stürzt pietätlos über die Gräber hinweg.

Eins tröstet mich, die Cicerones und Kutscher, als Träger und Verbreiter des Nachruhms, würden nie meinen Namen aussprechen lernen; denn die Lazzaronierziehung ist mehr rascher, als umfassender Natur und umgeht alle Schwierigkeiten. Im ersten Jahre lernt so eine kleine verschmitzte schwarze Raupe gehen, Austern, Mais und allerhand Dinge essen, betteln und sich alles Dessen bemächtigen, was von Niemandem vertheidigt wird. Bis zum dritten Jahre unterscheidet er auf ein paar hundert Schritt jeden Fremdling von einem Landsmanne und classificirt seine Opfer; am liebsten bettelt er kleine Mädchen an, Frauen erwecken sein Vertrauen mehr als Männer, wer wie ich einen gewissen gemüthlichen zufriedenen Eindruck macht, vor dem wird unzählige Male ein Rad geschlagen und allerhand lächerliche Fratzen zwingen das Opfer zum Lachen, es werden französische Brocken eingestreut, dazwischen tönt immer wieder: Maccaroni! begleitet von der Pantomime des Essens der langen, hoch über den Mund gehaltenen Nudeln. Große

Digitized by Google

Damen ernsten Aussehens, besonders wenn sie Trauer tragen, werden im traurigsten Tone angewimmert und der kleine Schauspieler, so gern und leicht er sonst „allegro", lustig ist und jede Neckerei hinnimmt, fällt durchaus nicht aus der Rolle. Die Bezeichnung „Lazzaroni" als Ebenbilder des schwergeprüften Lazarus ist glücklicherweise eine ganz äußerliche, auf die Lumpen bezügliche, welche diese höchst vergnügliche, sorglose Menschenclasse trägt, mehr aus Bequemlichkeit als aus Noth, denn an glänzenden Schmucksachen fehlt es auch dem Zerlumptesten nicht und die Cigarette rauchen schon Buben, die fast noch am Gängelbande strumpeln. Wenn die sogenannten races maudites oder Parias, d. h. solche Menschenclassen, die unverändert und mit stehenden Eigenthümlichkeiten eine stehende unterste Volksschicht bilden, wie die Cagotten in Frankreich, die Zigeuner in Ungarn, die Scheerenschleifer in Norddeutschland ꝛc., sichtbar im Aussterben begriffen sind, so darf man das von den Lazzaroni nicht fürchten, die kleine, braune Brut ist zahlreich und in sehr lebenskräftigen Exemplaren vertreten. Als Margaretha, die Statthalterin der Niederlande, von den holländischen Patrioten verächtlich sagte: „Was wollen diese gueux!" da mochten ihr die Lazzaroni vorschweben; aber die Wassergeusen waren eben Bataver, sie sagten: „Gott schuf das Meer, der Niederländer die Deiche", und warfen das spanische Joch mit unglaublicher Zähigkeit des Ringens vom Nacken. Der Wasserlazzarone hat so wenig zu vertheidigen, daß von jenem moralischen „Gemeinmuthe", der die Völker durch Opfer frei macht, keine Rede sein kann; die Natur zeigt ihre Gewalt in einzelnen Eruptionen von unberechenbarer Beschaffenheit, und so waren die Revolutionen der Bevölkerung. In unserm heimatlichen Nebel, wo dieser blaue Himmel, dieser funkelnde Wasserspiegel das Auge nicht fesseln, da wurzeln die Gefühle so tief wie die Eichen, Haß und Liebe sind ein unveräußerliches Erbtheil der Generationen und die großen Entschlüsse wachsen ungeschwächt hinter verschlossenen Lippen.

Wie sonderbar — während ich meinen Geburtstag so ganz im Süden feiern wollte, während meine Hand den compacten südlichen Blumenstrauß berührt und der Vesuv wie ein Weihrauchaltar des Herrn vor mir steht, ziehen meine Gedanken — in die Heimat. Vaterland — Muttersprache — wehe Dem, der Euch vergessen könnte! Es ist mein Stolz, äußerlich und innerlich ganz und gar das Kind meines blonden, ruhigen und — etwas grobkörnigen Volkes zu sein. Ich wäre vermuthlich ein vortreffliches Lazzaroneweib geworden, wenn ich hier in Neapel hinter irgend einem unbrauchbar gewordenen Segeltuch geboren wäre, ich zweifle nicht daran, denn ich fühle mich allüberall als ein Glied der großen Völkerkette, welche sich die mehr oder minder reingewaschenen Hände reicht, um den elektrischen Funken des Zeitgeistes weiter zu leiten.

Wie ich hier, an der Piazza Medina, vom Balcon herab den Leuten auf die Köpfe blicke, so steige ich von Jahr zu Jahr auf eine ruhigere Stufe der Weltanschauung und sehe Krieg und Frieden, Fürsten und Paläste, Soldaten und Mönche, Gelehrte und Lazzaroni vorüberschreiten — der Regenbogen über dem Golf hat sich in Abendroth aufgelöst und alle Farben, welche in dem Geiste der Einsamen wie Lichtströme reflectiren, werden dereinst, wenn Gott will, so herniederwallen im warmen, klaren Abendlicht, auf welchem sich die Palmen und Pinien gleich Bildern im Goldgrunde abzeichnen.

Digitized by Google

4. No. 117.

Genueſiſche Abendlandſchaft.

„Pietro, cente diece sette!“ ruft man jeden Abend in der Dämmerungszeit durch den Corridor des Hôtel de France in Genua, und es erſcheint ein Jüngling im blaugeſtreiften lichten Hausanzug und leuchtet mir über viele Gänge, Treppen, Stufen und Abſätze bis in mein Zimmer, denn ich bin 117, nicht meines hohen Werthes, ſondern meines hochgelegenen, aber ſehr hübſchen Zimmers wegen.

Ich bin nur meine Nummer. Weil meine Nummer jeden Morgen gewiſſenhaft die Rechnung des vorigen Tages abzahlt, ſo iſt durchaus nichts gegen 117 einzuwenden. 117 kommt pünktlich um Fünf des Nachmittags zur Table d'hote, ißt, ohne jemals ein Wort in irgend einer Sprache — vier bis fünf klingen durcheinander, zumeiſt deutſch — geäußert zu haben und ſetzt nach dem Eſſen einen Hut auf, um in der langen, engen Gaſſe zu verſchwinden, die von der Börſe zur Poſt führt. Dieſe beiden, den ganzen Tag umlagerten Krater des finanziellen Lebens mögen jener Gaſſe zu den ſchönen und eleganten Läden verholfen haben, welche ſie zu beiden Seiten ſchmücken und von denen namentlich die Auslagen der prachtvollen und Genua eigenthümlichen Filigranarbeiten anziehen. Schmuckſachen gleich Spitzengeweben aus Gold und Silber. Aber 117 geht weder zur Börſe, noch zur Poſt, noch in die Läden. Vom Poſtplatz aus richtet die Nummer entſchieden ihren Weg rechts. Die Läden machen großen Palais Platz, unter denen ſich der in der Reparatur befindliche Palazzo Spinola befindet, deſſen Außenwände mit geſchichtlichen Fresken überdeckt ſind. Aber auch die Darſtellung, wie Spinola mit Doria Hand in Hand daſteht, Letzterer in einer Galeere, der Andere am Ufer, rührt die Nummer nicht, ſie mäßigt erſt ihre Schritte und athmet tief und befriedigt, wenn ſie die aufſteigende Allee von blühenden Roßkaſtanien und leuchtendem Goldregen betritt. Oben iſt die Promenade der Stadt, die den alten Theil derſelben von dem voll Geldſtolz drein ſchauenden neuen trennt. Die Promenade ſcheint auf dem Scheitel eines alten, tüchtigen Ringwalles mit Bäumen, Kieswegen, Fontainen und Bänken angelegt. Kinder ſpielen dort in Maſſe und Equipagen rollen auf dem das Ganze umgebenden Fahrwege. Namentlich fällt ein kleines Wägelchen mit zwei ſchwarzen, ſchellenbehangenen Pferden auf, in deſſen Fond ein würdiges Elternpaar ſitzt; vor ihnen ſteht ein hübſches, etwa neunjähriges Mädchen mit flatterndem Haar und hält in den erhobenen Händchen die Zügel, das Geſpann unermüdlich zu neuer Eile antreibend. Im Allgemeinen ſieht man wenig Fuhrwerke in Genua, in die meiſten Straßen kommen nie welche, und ſehr anſtändige Läden ſind ſo eingerichtet, daß man auf der Straße ſtehend kauft. Auf der Promenade wandern allabendlich drei Türken in grünen Kaftanen, ſie ſind aber nie an der Seeſeite, ſondern blicken die grünen, mit Villen überdeckten Berge an, deren Spitzen im Abendroth leuchten. Eine dieſer Villen gehört oder gehörte der Familie Fieſchi, denn Louis ſagt, dieſelbe wäre vor Kurzem ausgeſtorben.

Dieſe Promenade iſt durch ein grünes Gitter von einer ſehr reizenden Anlage getrennt, die ein Großer der Stadt dem Publicum vor drei Jahren geſchenkt hat. Das Publicum iſt dankbar für dieſe Gabe und betrachtet die hübſche kleine Gebirgspartie mit den köſtlichen Rund- und Fernſichten mit

Digitized by Google

unverkennbarem Stolze. Der Italiener gehört zu den Geschöpfen, die gern heerdenweise leben — er spaziert mit Weib und Kind einher. Die Frauen sehen besonders stattlich aus, weil sie lange und ziemlich breite weiße Schleier von einem mullartigen Stoff statt jeder andern Kopfbedeckung und Hülle tragen, es sind auch viele schwarze Schleier, meist eine Art Guipüregewebe, zu sehen, aber mehr weiße, und diese sind für Alt und Jung auch weit kleidsamer. Louis sagt, die Genueserin trüge den Schleier als eine Erinnerung an die Mutter Gottes, der Schutzpatronin der Stadt, und auch die vornehmsten Damen erschienen zumeist im Schleier — Louis kann Recht haben. Er muß es wissen, er ist ein gebildeter Lohndiener, in gesetzten Jahren. Der geschenkte Garten vereinigt, wie eine Putzstube, Alles, was nur interessiren kann, Pflanzen, Wasserkünste, Pavillons, Sitze und fremdländische Thiere, Tiger, Papageien, Adler, Gazellen. 117 blickt nicht nach den kreischenden Papageien, sondern schreitet durch blühende Azaleen und Cameliengruppen bergaufwärts. Unter einer Trauerweide steht eine Statue der Venus, gerade bereit, sich in dem durch die Schwimmvögel arg getrübten kleinen Teich zu baden. Und nun der Anblick von oben — die Stadt mit Thürmen und Kuppeln, der Hafen, die Berge — das Meer. Der Golf ist ruhig und silberblau, aber seine Beleuchtung hat nicht die wunderbare bläuliche Färbung des Golfs von Neapel, hier ist ein röthlicher Duft, hinter den fernen Schneebergen in gelblichen Streifen vom Himmel fallend und an den näheren Gebirgen sich zum Rothviolett herabtönend. Eine kleine, scharfe Mondessichel über dem Ganzen — ein Segel hier und da, das in den Hafen zurückeilt — 117 ist ganz in Seelenfrieden eingehüllt und birgt so viel comprimirte Menschenliebe in sich, daß ein kleines, hübsches Mädchen in Himmelblau ihr im Vorübergehen die Hand reicht. Selbst die Polizei ist guter Dinge und singt, an das Geländer gelehnt, in jenem wunderbaren Tremulando, das den italienischen Kehlen angeboren sein muß, vor sich hin. Die Polizei trägt einen Lackcylinder, einen livréeartigen dunkelblauen Rock mit Silberknöpfen und einen Stock mit dickem, weißem Metallknauf, wie die Portiers. Die drohenden Dreimaster Roms und Neapels mit dem rothen, steifen Busch sind hier unsichtbar, man hört nichts vom Zapfenstreich, noch vom Schuß zum Hafenschluß, auch das Militair mischt sich ungemein discret unter die civile Menge. Das Ganze hat einen patriarchalischen Charakter, Alles geht friedlich und heiter durcheinander, wenn 117 eine Gruppe durchschreitet, so tritt man rücksichtsvoll bei Seite. Zerlumpte Menschen giebt es fast gar nicht, und Louis behauptet, die Facchini, welche im Hafen Kohlen, Korn und alles Mögliche verladen, wären Sonntags rein gewaschen und hübsch gekleidet. Man überblickt das ganze Hafenleben, die Schiffsstraßen und Güterhantierungen sehr gut von der breiten Marmorrampe aus, welche die Colonnade des Hafengebäudes deckt. Wenn die Sonne hinter den Bergen — auch Schneehäupter sieht man — in's Meer gesunken ist, verschwindet 117 gleichfalls in dem Schatten der Roßkastanien, wendet sich, herabsteigend, rechts und links, bis sie das Hôtel erreicht hat, die weißen Marmorstufen erstiegen sind und dem Garçon gerufen wird: „Pietro, cente diece sette!“

Digitized by Google

5. Auf der Grenze.

Da ſitze ich auf dem Vapore Benaco vor den Wällen Peſchieras, auf den Wellen des Gardaſees, und nehme Abſchied von Italien. Die öſterreichiſche Mauth, jenſeits des Gardaſees, hat gar keine Ahnung von Dem, was ich Alles einſchleppe, es iſt eine neu erſchloſſene Welt mit all' ihren Lichtern und Schatten! Es iſt, als wollte ſich der italieniſche Himmel über mein Scheiden gar nicht zufrieden geben — es regnet und regnet Tag an Tag, auch jetzt höre ich ſchwere Tropfen auf das Deck des Benaco fallen, aber ich fühle mich wie ein Krieger vor der Schlacht — ich weiche nicht! Den Lago maggiore raubt und verhängt mir der Regen, ich vertheidige mir den Gardaſee und wenn es lebendige Molche regnete. Geſagt, gethan, mit Ueberſchuhen und Regenmantel, Schirm und Plaid, wie eine Vogelſcheuche im Erbſenbeet, ſitze ich neben dem Keſſel und blicke die Ufer an, die, immer kühner emporgeſtuft, die grünen Wellen umdeichen. Virgil, deſſen Verſe wie ein golddurchwirkter Baldachin über jedem ſchönen Punkt Italiens ſchweben, ſagt vom Gardaſee, dem lacus benacus der Römer:

„Fluctibus et fremitu assurgens Benace marino!"

Die Halbinſel Sermione, wo Catull ſeine Lieder dichtete, hat ſich ganz in Trauerſchleier verhüllt, es dringt auch nicht ein leiſer Nachhall der Lieder durch das Geräuſch der Regentropfen, die in den See fallen, als wäre uns ein Meer zu Häupten und eins zu Füßen, die ſich zu vereinigen ſtrebten. Auch das Waffengeräuſch der Scaliger, die an dieſen Ufern, eine ſtolze Adlerbrut, horſteten, iſt verklungen, der Name della Scala, der länger als ein Jahrhundert (1262—1383) an der Spitze der Republik Verona ſtand, iſt ausgelöſcht aus dem Buche der Weltgeſchichte ſeit jener Zeit, wo ſie nichts über ihren Häuptern und Burgen anerkannten, als die durch das Regengewölk leuchtenden Schneeberge, welche noch heute hinabblicken in den Seeſpiegel zu ihren Füßen.

Wir fahren indeß dahin wie die Götter in Wolken, wenn ſie ſich unſichtbar machten, oder wie der fliegende Holländer, auf deſſen Planken kein irdiſcher Schritt ertönt und auf dem kein Leben zu erblicken iſt. Ich und mein Volontairvalet, der Kellner, welcher theilnehmend unter mein triefendes Schirmgezelt blickt, repräſentiren ganz allein die kaukaſiſche Race, denn der Mann am Steuer ſteckt ganz und gar unter Mantel und Kapuze. Hübſche Villen drängen ſich in die Buchten und auf den ſchmalen Uferſtreif.

„Malceſine!" ruft eine aus der zweiten Cajüte auftauchende Stimme, „Malceſine — Malceſine!"

Einige dürftige Geſtalten poſtiren ſich an der Schiffstreppe, Gott weiß, woher ſie auferſtanden, ich fragte nicht, meine Augen hingen wie gebannt an dem Felsvorſprung, auf welchem Karl der Große ſein Caſtel erbaut. Gott zum Gruß, mein deutſcher Kaiſer, Du biſt der erſte Landsmann, der mir auf der Grenze entgegentritt, und ſtolz ſchreibe ich Deinen Namen neben den der römiſchen Cäſaren. Enger wird der See, ſteiler die Berge und dort dieſe Häuſerchen —

„Voici Riva, Madame!"

Dort im Gaſthof zur Sonne, der zunächſt an den See grenzt, wohnte damals der König von Sachſen — acht Regentage waren es und Riva wird bei ſolchem Wetter entſetzlich, ich ſah am nächſten Morgen die Haupt-

Digitized by Google

ſtraße des Ortes in einen breiten Strom verwandelt, den mein Fuhrwerk, als ich weiterzog, zu durchkreuzen hatte.

Ich war ganz glücklich, daß mir endlich doch 'mal etwas Ungewöhnliches paſſirte — eine überſchwemmte Stadt und noch dazu eine Stadt unter ſteilen Bergwänden, von denen ſich bei Wolkenbrüchen ungeheure Felspartien ablöſen, um auf die Stadt zu ſtürzen.

An einer Stelle bröckelt er wieder ſtark. Die ſchöne Minoritenkirche konnte ich nicht ſehen, der Sacriſtan hätte mich eingelaſſen, aber kein Chriſtoforus trug die Beter durch's Waſſer. Ich ſah einen Geiſtlichen in ſeiner feierlichen Amtstracht als modernen Scaliger auf einer Leiter in ſein Fenſter klettern, ſah die tyroler Bauern — ich bin ja jetzt in Tyrol, obwol Alles italieniſch redet — mit ihren beſtrumpften Beinen die Fluth durchwaten, und wie die Buben ihre Marinen von der Thürſchwelle aus an Bindfaden ſchwimmen ließen.

Alle weißen Pudel der Stadt waren ſchrecklich ſchmutzig, in dem Hafen lagen ein paar triefende Schiffe und der herrliche, blaue See lachte uns Alle aus. — Mein Hôtel war eigentlich keines, d. h. nicht Das, was man gewöhnlich unter dieſer Vocabel verſteht. Eine ſorgende Seele, die mich dahin brachte, wußte indeß ſehr wol, was ſie that, denn man bot Alles auf, mir jegliche Pflege angedeihen zu laſſen, und die hohen und höchſten Berge ſchauten mir direct in's Fenſter. Abgeſehen von allem Dem war die Cameriera, die Kellnerin, allein ſchon lohnend für die Einkehr; ein kleines, pudelköpfiges wiener Pflänzchen, mehr bequem als anmuthig gekleidet, richtete ſie ihre beſondere Zuneigung auf mich und erbot ſich, mir ſofort, Abends ſpät nach langer Fahrt, Locken à l'enfant zu brennen. Einmal kommt ſie ganz echauffirt hereingeſtürzt und ſagt: „Hab' i a Aerger, einen ſchrecklichen!“ Ein Kerl, von dem man nicht 'mal weiß, woher er iſt, hatte ſoeben gegeſſen: „A Supp'n, a Beefſteak mit Erdäpfeln und grünem Salat, Brod, Käſ' und einen Wein“, und als die Kellnerin dafür einen halben Gulden begehrte, tobte er und ſtellte die etwas gewagte Behauptung auf, dieſe Victualien koſteten in der ganzen Welt nur dreißig Kreuzer. — Ich gab der Kellnerin meine moraliſche Entrüſtung mimiſch zu erkennen und ſie ſagte: „So ein Kerl ſoll nicht in ein Hôtel gehen, wenn ihm fünfzig Kreuzer zu viel ſind — hat man einen Aerger da, und ich verſteh' nur ſo wenig Italieniſch, und geſtern war die Hochzeit meiner Schweſter in Bozen und ich konnte nicht einmal dahin gehen.“

Ununterbrochen redete ſie weiter, ich erfuhr die Biographie Aller, welche im Hôtel wohnten, und wäre nur begierig, zu erfahren, was ſie, vice versa, von meiner Wenigkeit Denen, welche mit mir unter einem Dache athmeten, erzählte. Am andern Morgen brachte ſie mir mein Frühſtück, erzählte mir, ſie habe ihre dicke ſilberne Uhr, die ſie am grünen Bande auf der Gurgel trug, zerbrochen, der Weg von Arco ſei wie ein Fluß und die Wirthin ſei zwar gut, aber der Wirth zum Jähzorn geneigt. Dann fragte ſie mich, ob ich glaube, der Herr auf Nr. 3 wolle frühſtücken, und eilte dahin, als ich mit Ueberzeugung bejahte. Sie kam inzwiſchen bald zurück und erzählte, Nr. 3 habe furchtbar geſchimpft, weil die beiden Franzoſen neben ihm, die täglich für Alles acht Francs Penſion zahlen, die ganze Nacht gelärmt und gelacht hätten, aber was denn ſie dafür könne, wenn dieſe Franzoſen des Nachts lachten, ſtatt zu ſchlafen? — Die Einfachheit ihres Schluſſes rührte mich und der Betrag meines Trinkgeldes rührte wieder ſie.

Digitized by Google

Durch mehrere feste und militairisch besetzte Thore gewann mein Fuhrwerk die Terra firma eines mächtigen Felsens, von dem herab ich dem See im Schooße der ragenden Bergwände noch einmal tief in's lachende Auge blickte und Italien einen letzten Gruß zuwinkte. Ueber mir hatte sich eine österreichische Sonne entschleiert und die Bäume und Pflanzen standen gleichsam gesättigt neben den bis an den Rand ihres Bettes gefüllten graugelben Flüßchen und Bächen. Es trockneten sich die lichten, zarten Blätter der Maulbeeren, die jede Schlucht, jede Terrasse, jede Thalsohle ausfüllen; von dem zähern Grün der wilden und zahmen Feigen liefen die Tropfen behende ab, und langsamer verdunsteten sie an dem noch flaumigen Laube und Ranken der Weinreben. Mein Kutscher, der an den steilen Passagen nebenher ging, erzählte mir viel von der Seidenzucht und ich verstand etwas Weniges von dem Vielen; in einem Dorfe hielt er an, es erschien ein Greis mit einem Papier voll junger Räupchen in einer Lage zerschnittener Blätter, welche er mir mit freundlichem Abwinken jeder Erwiederung und der Versicherung: „Niente — niente!“ zum Geschenk machte.

Diese Raupen entwickeln sich vortrefflich, sie haben seitdem ihren ersten Schlaf — vierundzwanzig Stunden, in denen sie sich häuten — glücklich durchgemacht, fressen mit Wolfshunger und erwarten ihre drei nächsten Schlafperioden, von denen die letzte die Verpuppung ist. Große Wärme und gute Fütterung, so wie das Vermeiden jeder Störung verkürzt die Lebenswandlungen der kleinen Spinner und vermehrt ihre Leistungsfähigkeit in der Seidenproduction.

Zwischen dem vorletzten Schlafe und der Verpuppung wird Alles, was die kleine Bestie genießt, Seide. Manchmal spinnen sich zwei oder drei in ein Cocon, aber da jede nach ihrem Sinne arbeitet, ist das Abspulen schwer, und von diesen Doppelfäden wird ein besonderer, haltbarer Stoff gefertigt, den man Doppi nennt.

Der Weg von Riva bis Roveredo, das sich in einem länglichen Etschthal angebaut hat, ist sehr hübsch, namentlich überrascht ein kleiner, grüner See mit einem bewachsenen Bergkegel in der Mitte, der Lago di Loppio. Gerade neben demselben begegnete mir eine Extrapost mit Reisenden, die dahin zogen, woher ich kam. Sie blickten erstaunt mein Gepäck und mich an, das Erstere hatte sich nämlich des größern Platzes bemächtigt. Ein solches Anblicken ist eigenthümlich, man componirt blitzschnell eine Lebensgeschichte Dessen, der gleich uns fern der Heimat umher schwebt, seine Absichten und Ansichten erhellen aus der Masse und Beschaffenheit seines Gepäcks, seines Hutes und der Art seiner Reisegelegenheit, Perspectiv und Botanisirbüchse lassen auf gründlichere Reiseintentionen schließen, indeß eine vorzugsweise lichte oder elegante Toilette mehr den Vergnügling, ängstliche Umhüllung den Brustkranken verrathen, deren es in Riva, Arco ꝛc. viele giebt. Man verordnet ihnen die milde Luft — ach, und wie Wenige gehen kräftiger als sie kommen! Meine Reisenden wollten weiter, die breiten Hüte der Damen forderten gleichsam die italienische Sonne heraus, wie einst die Krieger an ihre großen Schilde schlugen.

Langsam über den Felspfad verschwanden die Hüte, die Reisenden und ihr Wagen — mir war, als ob ich ihnen die letzten Grüße mitgeben sollte an Italien!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der Salon.

Margherita.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

Es war im Hochgebirge. Der schäumende Sturzbach, der im Grunde der Schlucht über die Blöcke und Klippen toste, verschwamm bereits im Blaugrau der sinkenden Dämmerung. Seit mehr als drei Stunden lief ich planlos umher, und je weiter ich vordrang, um so weniger schien ich darauf rechnen zu dürfen, noch vor Einbruch der Finsterniß ein schützendes Dach zu erreichen. Ich hatte mich vollständig verirrt. Mit wachsender Unruhe verfolgte mein Blick die gewaltigen Schatten, die immer höher und höher an der östlichen Felswand hinanklommen und nachgerade das letzte schmale Flammendiadem des scheidenden Tageslichtes zu verschlingen drohten. Die ganze Natur schien wie ausgestorben. Kein lebendes Wesen war mir begegnet. Nur ein schwarzer, schreiender Raubvogel hatte sich hoch im Aether über die enge Spalte geschwungen, wie um zu zeigen, daß man in diesen wilden zerklüfteten Regionen der Flügel bedürfe.

Ich sah allmälig die Nothwendigkeit voraus, unter irgend einer schützenden Klippe im Freien zu campiren . . .; allein je länger ich über meine Situation nachdachte, um so unbehaglicher ward mir zu Muthe. Die Nacht versprach bitter kalt zu werden. Die eigentliche Zeit für Hochlandswanderungen war vorüber. Die Sträuche und Laubhölzer prangten bereits in ihren gelbrothen Sterbekleidern, und drunten über dem See, von dessen Ufern ich heraufgestiegen war, brodelte allmorgendlich der schwere, bleifarbne Herbstnebel.

Der eisige Luftzug, der jetzt mit verdoppelter Schärfe meine glühende Stirn umpfiff, schien mich gebieterisch zu einem letzten Versuche aufzufordern. Ich raffte also meine schwindenden Kräfte zusammen, umklammerte mit beiden Händen den Alpstock und schritt von Neuem ungewissem Ziele entgegen.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Die bleiche Mondessichel, die von Zeit zu Zeit hinter den schroffen Massen des Gesteins sichtbar wurde, trug kaum dazu bei, die Schatten der Tiefe zu lichten. Rastlos schweifte mein Blick in die Ferne, als könne ich durch dies beharrliche Suchen dem Schicksal das rettende Asyl abnöthigen.

Eine halbe Stunde mochte ich so bergauf geklettert sein, als ich an einer Wendung des Weges anlangte. Der Saumpfad senkte sich hier in jäher Neigung abwärts: die Schlucht verbreiterte sich und . . . drüben auf einem der fichtenbewaldeten Gänge schimmerte ein Licht.

Die Aussicht auf baldige Erlösung spornte mich zu verdoppelter

Digitized by Google

Eile. Jetzt verbarg sich der Mond hinter schweren, schwarzgeballten Wolken. Die Landschaft kleidete sich in undurchdringliche Finsterniß. Ehe ich Muße hatte, über die Thorheit meines blinden Vordringens nachzudenken, wich mir der Grund unter den Sohlen: ich stürzte kopfüber in die Tiefe.

Ein weicher thaufeuchter Rasen hemmte die Wucht des Falles. Ich verlor nicht einmal das Bewußtsein, trotz der beträchtlichen Höhe der Felsenwand. Allein ein brennender Schmerz im rechten Fuße belehrte mich, daß ich keineswegs mit heiler Haut davon gekommen war.

Ich erhob mich und versuchte aufzutreten. Ein eitles Beginnen. Die geringste Bewegung verursachte mir die unerträglichsten Qualen.

Aber hatte ich das verheißungsvolle Licht nicht ganz in der Nähe erblickt? Die Sennhütte, oder was es sonst sein mochte, lag höchstens achthundert Schritte von dem Schauplatze meines Unfalls entfernt. Wenn ich meine Stimme erhob, mußte man mich hören . . .

Ich rief um Hülfe. Von Zeit zu Zeit hielt ich inne, um zu lauschen. Es verfloß eine Viertelstunde. Endlich rasselte es im Gebüsch. Durch die knackenden Zweige des Kleinholzes fiel der Schimmer einer Laterne. Ein großer Neufundländer sprang mit halbverhaltenem Bellen aus dem Dickicht und umkreiste mich in mächtigen Sätzen. Zwei Männergestalten folgten.

Der eine von ihnen, ein etwa fünfundzwanzigjähriger Bursche in der ländlichen Tracht der Gebirgsbewohner schritt mit der Blendlampe auf mich zu, während der andere am Rande des Gehölzes stehen blieb, um der Berichterstattung seines Begleiters schweigend zu gewärtigen.

„Oho, guter Freund!“ rief der Erste — „was ist Euch zugestoßen? Ihr liegt ja da wie ein Sterbender! Kommen Sie näher, Herr Heinrich! Wir haben ihn!“

Die dunkle Gestalt eilte langsam herzu.

Es war ein ernster, hochgewachsener Mann in Jägertracht. Die fast finstere Ruhe, die auf seiner buschigen Braue thronte, contrastirte auffällig mit dem wundersamen Zug von Milde, der die vom Bart nur wenig verschatteten Lippen umspielte. Auch seine Stimme hatte einen Hauch von wehmüthiger Weichheit, der mächtig in die Seele drang.

„Was verschlägt Sie in diese Einöde?“ fragte er freundlich . . . „Sie sind gestürzt . . .? Lassen Sie uns zusehen, wie Ihnen zu helfen ist.“

Ich richtete mich auf und erzählte in kurzen Worten, was mir begegnet war.

Er untersuchte die Verletzung mit Kennermiene und schüttelte dann bedenklich den Kopf.

„Die Geschwulst weissagt nichts Gutes!“ versetzte er. „Auf eine drei- bis vierwöchentliche Gefangenschaft müssen Sie sich unter allen Umständen gefaßt machen!“

Ich seufzte.

„Die Sache kömmt mir sehr ungelegen“, erwiederte ich. „Die beste Zeit für meine italienische Reise geht so verloren. Wie soll ich überdem

Digitized by Google

aus diesen verödeten Regionen in civilisirte Gegenden gelangen, wo ich ärztlichen Beistand finde?"

„Darüber seien Sie ohne Sorge", sagte der Fremde lächelnd. „Meine Hütte ist zwar ein sehr primitives Gebäude: aber in der Noth nimmt man fürlieb. Sie steht Ihnen zu Diensten. Ueberdies fehlt es in meiner Hausapotheke nicht an zweckentsprechenden Medicamenten. Wenn Sie also erlauben, so werden wir Sie hinüberschaffen und wenigstens vorläufig in Behandlung nehmen. He, Friedel, faß an! So! Stützen Sie sich fest auf . . .! Still, Hector!"

Es währte eine geraume Zeit, bis unser Ziel erreicht war. Endlich warf die Laterne des jungen Burschen ihren Schimmer auf eine große, eisenbeschlagene Thür. Wir traten ein.

Erschöpft sank ich auf eine schmale, mit zwei harten Kissen bedeckte Ruhebank. Friedel öffnete einen kleinen Tannenschrein und holte ein Kästchen mit allerlei Büchsen, Flaschen und Instrumenten hervor. Mein Retter schritt sofort zur genauern Diagnose und traf dann die erforderlichen Anordnungen. Während Friedel dieselben mit großer Geschicklichkeit ausführte, übernahm „Herr Heinrich" die Zubereitung eines ländlichen Mahles.

Als ich mit dem Burschen allein war, knüpfte ich ein Gespräch an und bemühte mich, so weit dies mit Anstand geschehen konnte, über ihn und meinen geheimnißvollen Wirth etwas Näheres zu erfahren. Seine Antworten dienten indeß nur dazu, mir das Räthsel noch unergründlicher erscheinen zu lassen.

Herr und Diener bewohnten die einsame Berghütte bereits seit neun Jahren. Jagd und Viehzucht bildeten ihre Hauptbeschäftigung. Daneben besaß Herr Heinrich eine kleine Bibliothek deutscher, englischer und italienischer Werke, die er, zumal an langen Winterabenden, auf's Eifrigste benutzte. Eine in der Ecke des Zimmers stehende Staffelei belehrte mich schließlich, daß auch die Kunst ihre Pflege fand . . .

Was in aller Welt konnte einen Mann von so vielseitigen Anlagen an diese beschränkte Einöde fesseln?

Während der Mahlzeit faßte ich meinen Wirth genauer in's Auge. Die vornehmen Gesichtszüge, die leichten, ungezwungenen Manieren, die Art und Weise, wie er sich ausdrückte — Alles dies bekundete so viel Geist, so viel Erfahrung, so viel gediegene Bildung, daß selbst der ungeübteste Beobachter von dem Widerspruch zwischen dieser Erscheinung und der sie umgebenden Scenerie frappirt werden mußte.

— — — Drei Wochen verflossen mir in behaglichem Stillleben . . . Meine Beziehungen zu dem Eremiten gestalteten sich von Tag zu Tag freundschaftlicher. Ich vermied es grundsätzlich, auch nur die mindeste Neugier zu verrathen: doch fiel es mir nicht schwer, durch die Hülle seiner ernsten Verschlossenheit einen Blick in sein reiches Gemüthsleben zu werfen.

Dieser Blick belehrte mich, daß die in-sich-gekehrte, einsiedlerische Richtung seiner Seele nicht auf Kälte, nicht auf Hochmuth beruhte . . .

Digitized by Google

Es war ein großer, unauslöschlicher Schmerz, der diesem Geiste den Stempel der Unnahbarkeit aufgeprägt hatte! Ihr Bann konnte nicht mit Gewalt, nicht durch lästige Aufdringlichkeit gebrochen werden.

Ich fühlte, daß die Stunde nicht fern sei, da er sich aus freien Stücken dazu entschließen werde, eine Last von seiner Brust zu wälzen, unter deren Druck er vielleicht ein halbes Leben hindurch einsam geschmachtet hatte.

In dieser Erwartung beschränkte ich mich vorläufig darauf, ihn rückhaltslos in meine eigenen Anschauungen und Verhältnisse einzuweihen, und so sein Vertrauen durch das meinige herauszufordern.

Und die Stunde kam . . .

Unter den rauschenden Tannen der Wildniß erzählte er mir seine Geschichte . . . Als ich des Tags darauf seine Hütte verließ, um gen Süden zu ziehen, da war mir zu Muthe, als scheide ich von einem Kirchhofe. Noch Wochen lang klang mir der Ton seiner bebenden Stimme im Ohr und das Bild seines zerstörten Lebensglückes verfolgte mich bis in meine Träume . . . Ueber dem Hochgebirg blaute ein herrlicher Octobertag. Wir waren schweigend nach der nahen Quelle gewandelt. Unsere Blicke schweiften über das herbstliche Thal und die schneebedeckten Firnen der Bergriesen. Er ergriff meine Hand und nannte mich seinen besten, seinen einzigen Freund . . . Dann begann er wie folgt:

. . . Es sind jetzt zehn Jahre her, daß ich meine nordische Heimat verließ, um eine Reise in das gelobte Land der Kunst anzutreten. Eine Wallfahrt nach Italien war von Jugend auf der heißeste Wunsch meines Lebens gewesen. Obgleich ich bereits dreißig Jahre zählte, durchglühte mich die Begeisterung doch mit einem Feuer, wie es sonst nur dem ersten Jünglingsalter eigen zu sein pflegt. Trunken vor Entzücken durchstreifte ich die stolze Lagunenstadt und badete meine Augen in den wunderbaren Lichtspielen, die man geschaut und genossen haben muß, wenn man die Meister dieser Schule begreifen will. Die tizianische Assunta erschloß mir einen ungeahnten Born neuer künstlerischer Ideen. Die heitere Anmuth eines Paolo Veronese erfüllte mich mit einer so lebendigen Frische, daß ich aller Energie bedurfte, mich aus dem bestrickenden Banne dieses gottbegnadeten Geistes loszureißen und weiter nach Süden vorzudringen.

Ich verließ Venedig nach einem fast viermonatlichen Aufenthalte mit Gefühlen, wie sie den Liebenden erfüllen, der von der Braut scheidet. Aber Florenz und Rom heilten dieses poetische Heimweh vollständig, daß ich fast Reue empfand, meine venezianische Schwärmerei so lange ausgedehnt zu haben . . .

Soll und kann ich Ihnen die Empfindungen schildern, die mir beim Anblick dieser tausendfach gepriesenen Fülle der Schönheit durch alle Adern flutheten? Es war mir zu Muthe, als sei mein ganzes bisheriges Leben nur ein farb- und glanzloser Schatten gewesen; als beginne mein wahres Sein erst mit dem Augenblicke, der mich in diese Regionen der Reinheit, der Größe, der Vollendung geführt. Und doch erzeugte diese enthusiastische Bewunderung, diese unaufhörliche Betrachtung eines so

Digitized by Google

reich entfalteten künſtleriſchen Könnens nach und nach einen innern Zwieſpalt, der namentlich in Rom einen quälenden Charakter annahm. Unwillkürlich legte ich den Maßſtab der unſterblichſten Leiſtungen an meine eigenen ſchwachen Verſuche und das Reſultat dieſes peinigenden Vergleiches war die Zerſtörung meines Selbſtvertrauens und meiner Schaffensfreude. In meinem Buſen machte ſich eine unerträgliche Oede und Leere geltend, und ſchließlich artete dieſe Mißſtimmung dergeſtalt aus, daß ich beſchloß, aus den Sälen der römiſchen Muſeen in die Arme der Natur zu flüchten und meine Sarto'ſchen und Rafaeliſchen Studien mit landſchaftlichen Localexercitien zu vertauſchen.

Ich ſchnürte alſo mein Bündel, fuhr nach Civitavecchia und ſchiffte mich dort nach Neapel ein, wo ich zunächſt in einer Seitenſtraße der Chiaja eine beſcheidene Wohnung bezog.

In der That übte der paradieſiſche Golf mit ſeinen wunderherrlichen Vorgebirgen, Inſeln, Caſtellen und Städten einen beruhigenden Einfluß auf mich aus. Das geſtörte Gleichgewicht ſtellte ſich allgemach wieder her — und hatte ich früher vor den Meiſtern der Kunſt gekniet, ſo galt jetzt der ganze Brand meiner Begeiſterung den Schönheiten dieſer elyſiſchen Gefilde, dem majeſtätiſchen Kegel des Flammenbergs, den azurnen Fluthen des Meeres und ihrem leuchtenden Gegenbilde, dem herrlichen, wolkenloſen Südlandhimmel.

Bald indeß durchſchauerte mich ein bisher ungekanntes Gefühl, die Sehnſucht nach einem mitempfindenden Herzen, mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt, daß ich tagelang in einer Stimmung umherſchlich, die ſich von den erſten Stadien der Liebeskrankheit nur dadurch unterſchied, daß ihr das individuelle Object fehlte.

Ja, mein Freund, auch Sie werden ſich am Golfe Neapels klar darüber werden, daß man die Wonnen dieſer unvergleichlichen Natur nur halb genießt, wenn man einſam iſt!

Es war an einem ſonnigen Märznachmittage, als ich die Straße entlang wandelte, die von Pozzuoli über den Poſilipp nach der Chiaja führt. Ich war mit einem Einſpänner durch die berühmte Grotte über Bagnoli gefahren und hatte, in Pozzuoli angelangt, den Wagen heimgeſchickt, da ich den prachtvollen Weg über das Vorgebirge zu Fuß machen wollte.

Entzückt ſog ich die laue Luft ein, die von Bajä her über den lieblichen Meerbuſen wehte. Stolz rollte die ſchaumgekrönte Brandung wider das claſſiſche Geſtade. Die zierliche Feeninſel Niſida lag vor meinen Blicken wie ein leuchtendes Märchengebilde, und aus der blauen Ferne grüßten die phantaſtiſchen Conturen der Felſeneilande Capri, Iſchia und Procida in den zaubervollſten Tinten.

Ich ſchritt rüſtig fürbaß, bis zu der Stelle, wo ſich der Weg nach links wendet und ziemlich ſteil bergan läuft. Hier machte ich einen Augenblick Halt und ließ meine Blicke rückwärts über das geſegnete Thal bis nach Fuorigrotta und Camaldoli ſchweifen, um dann meine Straße in gemäßigterm Tempo fortzuſetzen.

Digitized by Google

Es war still und einsam auf dem Vorgebirge. Kaum daß mir dann und wann ein Fischer oder ein zudringlicher Bettler begegnete, der in kläglichem Tremolo um kleine Münze lamentirte. Weiter abwärts gegen Pozzuoli zu kam ein zweiräderiger Corricolo, von einem kräftigen Maulthier gezogen, die Anhöhe herauf. Sonst herrschte rings die feierlichste Sabbathstimmung.

Nach einer Weile machte ich abermals Rast, und beobachtete nicht ohne Interesse das buntgestrichene Fuhrwerk, das mir inzwischen auf wenige hundert Schritte nahe gekommen war.

Ein junges Mädchen in ländlicher Tracht führte die Zügel. Hinter ihr gewahrte ich einen mächtigen Binsenkorb, der mit einem weißen Linnentuche überspannt war und einen kleinen schwarzen Spitz, der die Vorderfüße auf den Sitz gestemmt hatte und heftig zu bellen anfing, als er meiner ansichtig wurde.

Das junge Mädchen war von auffallender Schönheit. Ein purpurnes Gewebe bedeckte in malerischem Faltenwurfe den edelgeformten Kopf. Das stolze blühende Antlitz war von einem üppigen Reichthum kastanienbrauner Haare umrahmt. Ein dunkelgrünes Mieder umschloß die prachtvolle Büste. Sie lehnte nachlässig in dem elastischen Rohrsitze. Die linke Hand mit den Zügeln lag ihr im Schooße. Die rechte stützte in anmuthiger Biegung die rosige Wange.

Der Reiz ihrer Erscheinung berückte mich ... Wir hatten Beide denselben Weg und die immer steiler hinansteigende Straße nöthigte dem Maulthier eine schleichende Gangart auf. Was lag also näher, als neben dem Corricolo einher zu wandeln und mit der schönen Wagenlenkerin ein Gespräch anzuknüpfen?

„Bella fanciulla!“ sagte ich, „wollt Ihr nicht Eurem blutdürstigen Bullenbeißer da Schweigen gebieten! Der Bursche kläfft mich ja an, als ob ich ein Straßenräuber wäre.“

„Still, Timberio!“ rief das Mädchen lachend, indem sie dem Spitz einen leichten Schlag versetzte. „Er meint's nicht schlimm, Signore“, fügte sie begütigend hinzu.

„Ihr kommt von Pozzuoli?“ fragte ich in gleichgiltigem Tone, während ich die linke Hand auf den Bug des Maulthiers legte.

Sie musterte mein halb zurückgewandtes Gesicht mit einem großen, forschenden Blick.

„Ja wol ...“ sagte sie zögernd.

„Ihr habt wol Verwandte besucht?“ fuhr ich fort.

Sie schwieg und warf mir von Neuem einen befremdeten Blick zu.

„Seid Ihr etwa der Herr Pfarrer?“ fragte sie mit spöttisch gekräuselter Lippe, „daß Ihr Euch so eifrig um fremder Leute Angelegenheiten bekümmert?“

Ich stutzte. In dem Ton ihrer Stimme lag eine so gebieterische Abweisung, daß mir fast der Muth fehlte, das improvisirte Gespräch fortzusetzen.

„Ei“, sagte ich endlich, „Ihr nehmt's ja sehr peinlich mit der Dis-

Digitized by Google

cretion. Es fällt mir nicht im Traume bei, Euch beläſtigen zu wollen; aber mich dünkt, wenn zwei junge Leute auf einſamer Landſtraße zuſammentreffen, ſo iſt's kein Unglück, wenn ſie ein Wort mit einander plaudern."

„Nun, mir ſoll's recht ſein", verſetzte ſie launig. „Wenn Ihr da neben her trotten wollt und noch genug Athem übrig habt, ſo ſchwatzt immerhin, was Euch juſt gelüſtet. Ich zweifle nur, daß Ihr mit meiner Negra gleichen Schritt halten könnt. He, avanti! Coraggio!"

Mit dieſen Worten feuerte ſie das Maulthier zur Eile an. Allein ſei es, daß Negra zu ermüdet war, um den Mahnungen ihrer Herrin Gehör zu ſchenken, ſei es, daß ſich in dem Buſen des unvernünftigen Thieres ein menſchliches Rühren für meine Situation regte — kurz, die Aufforderungen der ſtolzen Italienerin blieben erfolglos und die großen Räder des Fuhrwerks drehten ſich nach wie vor in leidenſchaftsloſem Larghetto um die eiſerne Achſe.

„Seht Ihr?" ſagte ich mit einem triumphirenden Lachen; „Eure Negra weiß beſſer, was ſich ſchickt! Sie iſt artiger als Ihr und muthet mir nicht zu, mir die Lungen aus dem Halſe zu laufen . . ."

„Bah! Ihr brauchtet ja nur einfach zurückzubleiben!" verſetzte das Mädchen achſelzuckend.

„Wenn Ihr weniger ſchön wäret, ſo hätte ich Euch längſt den Laufpaß gegeben, denn zuvorkommend ſeid Ihr in keiner Weiſe."

„Was geht Euch meine Schönheit an?" entgegnete ſie trotzig.

„Liebes Kind", erwiederte ich ernſt, „dieſe ſchroffen Manieren ſind wahrhaftig nicht am Platze! Ich begreife wol, daß Geſichter wie das Eurige gegen fade Schmeicheleien gefeit ſind, denn Ihr bekommt dergleichen wol in einer Woche mehr zu hören als Andere in einem Jahre. Aber das darf Euch nicht hart und gefühllos machen! Wenn ein armer Teufel wie ich, der auf Gottes weiter Erde nichts Anderes hat, als ſeine Freude am Schönen, wirklich einmal ein bischen zudringlicher in Eure prächtigen ſchwarzen Augen ſchaut, als eigentlich recht wäre, ſo müßt Ihr nicht gleich an ſchlimme Abſichten denken und ihm das reine Glück der Bewunderung durch unwirſche Redensarten vergällen. Blickt man doch auch zum geſtirnten Himmel auf, ohne daß unſer Herrgott uns gleich einen Blitz auf den Schädel ſendet!"

Ich mußte dies in einem Tone geſagt haben, der eine gewiſſe innere Bewegung verrieth, denn ich bemerkte, wie ihre Züge mit einem Male den überlegenen ſpöttiſchen Ausdruck verloren, den ſie ſeit meiner Frage nach dem Zweck ihrer einſamen Fahrt angenommen hatten.

„Ihr nennt Euch einen armen Teufel, Signore", verſetzte ſie nach einer Weile. „Verzeiht, Ihr ſeht gerade nicht darnach aus."

Ich mußte lachen.

„Bella fanciulla", erwiederte ich, „der Schein trügt! Mit meiner Börſe iſt es allerdings leidlich beſtellt, aber der Menſch lebt doch nicht vom Brod allein. Seht Ihr, gutes Mädchen, ich habe weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schweſter, noch überhaupt ſonſt Jemanden,

Digitized by Google

der mich lieb hat. Bin ich da so ganz im Unrecht, wenn ich mich einen armen Teufel nenne?"

„Ach, das ist wol nicht möglich", stammelte sie verlegen.

„Doch, doch, liebes Kind, ich stehe ganz allein in der Welt! Und wenn es rings umher nicht gar so herrlich blühte und leuchtete, wer weiß, ob ich es so lange ausgehalten hätte in dieser Einsamkeit."

Sie starrte sinnend vor sich hin.

„Ihr seid wol ein Deutscher?" fragte sie nach einigen Secunden.

Ich bejahte.

Ein dunkles Roth ergoß sich über ihr Antlitz. Die edle, lockenumrahmte Stirn umwölkte sich mit einem flüchtigen Schatten. Doch bald gewann sie ihre volle Klarheit und Unbefangenheit wieder. Ihr dunkles Auge suchte das meine. Sie versetzte mit schalkhaftem Lächeln:

„Die Deutschen, sagt man, neigen zur Schwermuth ... Hier unter diesem funkelnden Himmel solltet Ihr Euch die trüben nordischen Gedanken aus dem Sinn schlagen!"

„Ihr habt eine hohe Meinung von der Heilkraft Eures schönen Golfes", erwiederte ich seufzend; „aber wißt Ihr nicht, daß sich der Vereinsamte nirgends verlassener fühlt, als im Paradiese? Warum gab der Herr unserm Stammvater Adam die blonde Eva zur Gefährtin? Nur weil er einsah, daß ein verwaistes Herz in dieser himmlischen Umgebung vor Schmerz verkommen müßte! In einer Wildniß, wo der Mensch Tag um Tag mit den Elementen zu kämpfen hat, wo er dem Boden im Schweiße seines Angesichts die dürftige Ernte abzwingt, da läßt sich die Tröstung der Liebe weit eher entbehren, als in den Fluren Edens, wo die Schwärmerei und die Sehnsucht so zu sagen in der Luft liegen."

„Aber warum nehmt Ihr Euch keine Frau?" fragte sie mit reizender Naivetät.

„Das ist leichter gesagt als gethan!" gab ich zurück. „Wer wird mich garstigen Kerl so gleich haben mögen? Ueberdies müßte man sich doch vor allen Dingen erst einmal verlieben."

„O, das geht oft schneller, als man denkt, wenn man nur den redlichen Willen hat. Natürlich, wenn man, wie Ihr, jedem Mädchen, das Einem auf der Straße begegnet, allerlei artige Dinge in die Ohren flüstert, um schon nach einer Viertelstunde einer Zweiten oder Dritten dasselbe zu wiederholen — dann natürlich kann man kein Glück haben . ."

Sie hatte bei diesen Worten eine fast mütterliche Miene angenommen, die ihr wunderlieblich zu Gesicht stand.

„Ihr scheint sehr gutherzig zu sein", versetzte ich, „daß Ihr Euch so fromm gegen die Hemmnisse meiner irdischen Seligkeit ereifert. Wollt Ihr mir aber nun auch durch die That beweisen, daß Ihr mir wohl meint?"

Sie zog erstaunt die Brauen in die Höhe.

„Seht Ihr, mein gutes Mädchen — wie heißt Ihr doch, bella ragazza?"

Digitized by Google

„Margherita", erwiederte sie erröthend.

„Schön, Margherita! Ich meinestheils heiße Enrico . . . Also, was ich sagen wollte . . . Ihr seid das herrlichste Weib, das ich in meinem Leben gesehen habe . . ."

„Aber ich bitt' Euch, Signor Enrico, verschont mich mit diesen Dummheiten! Ich müßte sonst wahrhaftig bereuen . . ."

„Hört mich zu Ende! Ich sage es nicht, um Euch ein Compliment zu machen! Ihr seid schön, Margherita; und nun frage ich Euch, ob Ihr mir erlauben wollt, diese unvergleichliche Schönheit mit zitterndem Griffel nachzubilden?"

„Ah, Ihr seid ein Maler?" fragte sie lebhaft, während ihre Wange sich von Neuem mit dunklerm Purpur färbte. „Ich hätte es freilich längst errathen sollen, denn so überschwänglich wie Ihr Künstler geberdet sich ja kein anderer vernünftiger Christenmensch unter der Sonne — höchstens einmal ein närrischer Poet, wie sie von Zeit zu Zeit aus Eurem nebeligen Vaterland herüberkommen, um sich hier zu begeistern, wie sie es nennen . . . Da also läuft die ganze Geschichte hinaus . . .! Hm, hm! Ihr habt's nicht übel angefangen, Signor Enrico . . ."

Sie ließ das Kinn nachdenklich auf die Brust sinken und spielte sinnend mit den breiten Zügeln.

„Na, ich will Euch Etwas sagen", begann sie nach einigen Augenblicken träumerischer Versunkenheit, „eigentlich habe ich eine Art Gelübde gethan, mich zeitlebens nicht wieder malen zu lassen . . . Aber in einem Vierteljahr ist meines Vaters Namenstag und da ich mit dem besten Willen nicht weiß, was ich ihm schenken soll, so mögt Ihr mich meinetwegen abconterfeien. Ich werde ihm dann das Bild in der Stille der Nacht über das Bett hängen und wenn er dann am Morgen des Festtags aufwacht, so bringt es ihm zuerst vor allen Freunden seine stummen Glückwünsche dar . . . Nur müßt Ihr mich nicht zu sehr mit dem Sitzen quälen, denn ich bin schrecklich ungeduldig."

„Habt keine Sorge!" erwiederte ich. „Aber wenn ich das Bild für Euren Vater beendet habe, so dürft Ihr nicht vergessen, daß auch ich Etwas für meine Mappe haben will! Ihr müßt mir dann auch ein paar Stunden für das zweite Bild opfern."

„Nun, es soll mir nicht darauf ankommen, wenn's nur nicht zu lange dauert! Aber wo gedenkt Ihr die Sache in Angriff zu nehmen? Ihr wohnt wol in Neapel, Signore?"

„Ja, und Ihr?"

„In Torre del Greco."

„Das ist ein tüchtiges Stück weiter hin am Golf, wol an die zehn Miglien."

„Zum Mindesten! Da wird sich die Geschichte schwer machen lassen . . ."

„Wie so?"

Digitized by Google

„Nun, ich kann doch nicht alle paar Tage zu Euch herüberfahren! Einmal würde sich das nicht schicken und dann kann ich auch nicht so mir nichts Dir nichts im Hause abkommen."

„Darüber braucht Ihr Euch nicht den Kopf zu zerbrechen, schöne Margherita! Uebermorgen läuft mein Miethscontract ab. Ich denke, man wird auch in Torre del Greco ein bescheidenes Zimmer auftreiben können"

„Gewiß!" erwiederte sie lebhaft. „Just bei uns steht eines leer..."

Sie schlug verlegen die Augen nieder. Sichtlich bereute sie diese Bemerkung, die ihr in aller Harmlosigkeit über die Lippen geglitten war.

„Das trifft sich herrlich!" rief ich im Tone aufrichtigster Freude. „Was für ein Geschäft treibt Euer Herr Vater, schöne Margherita?"

„Er ist Schiffszimmermann", erwiederte sie, noch immer mit ihrer Verwirrung kämpfend.

„Gut! Noch vor morgen Abend bin ich drüben! Ich hoffe, wir werden bald handelseinig sein... Und halt! Bald hätt' ich die Hauptsache vergessen! Wie heißt Euer Vater und wo find' ich ihn?"

„Jedes Kind weist Euch die Wohnung des alten Giovanni Borghera... Unser Haus steht dicht an der Marine und ist durch ein großes, hölzernes Schild in Form eines Dampfers kenntlich, das über dem Eingang hängt."

„Va benissimo! Es ist reizend von Euch, daß Ihr mir dies schätzbare Geheimniß verrathen habt. Ich merke wol, es thut Euch leid, Margherita."

Sie strich sich lächelnd über die Stirn.

„Ich wüßte nicht, warum, Signore", sagte sie gelassen. „Der Vater vermiethet die Stube, weil er ihrer nicht bedarf und gern ein paar Scudi extra verdient, und da ist uns ein Miether so lieb als der andere."

Das Corricolo war inzwischen auf der Höhe des Vorgebirges angelangt. Schon tauchte die Landzunge von Sorrent und der rauchende Gipfel des Vesuvs in unserm Gesichtsfelde auf. Noch hundert Schritte und die Straße mußte sich senken und thalabwärts nach dem Rande des parthenopeischen Golfes und den Anlagen der Villa Reale führen.

„So, Signore", sagte Margherita mit freundlichem Kopfnicken; „nun scheiden sich unsere Pfade. Wenn's bergab geht, ist Negra mit dem besten Willen nicht im Schritt zu halten. Felice sera!"

„A rivederci! Auf Wiedersehen!" rief ich ihr nach.

Lustig wirbelte der Staub hinter den rollenden Rädern empor und verhüllte die schlanke Gestalt der Entweichenden. Noch einmal grüßte ihr purpurnes Kopftuch durch die dampfenden Wirbel. Dann sauste der Wagen um die Ecke: das liebliche Kind war verschwunden. —

Des andern Tags raffte ich in aller Frühe meine Habseligkeiten zusammen, verabschiedete mich von meiner alten Hauswirthin und bestieg die nächste Kalesche.

Digitized by Google

Lustig ging die Fahrt am Quai von Santa Lucia und dem weit geschwungenen Bogen der sogenannten Marine entlang dem freundlichen Städtchen zu, das mit seinen weißen, leuchtenden Häusern vom Rande der Bucht herübergrüßte, wie der glanz- und duftumflossene Traum eines Poeten.

Das Bild Margherita's trat bei diesem Anblick so lebendig vor mein inneres Auge, daß ich hundertmal meinem Fuhrwerk anstatt der schwerfälligen Räder Flügel wünschte, um mit Windesschnelle quer über die Wasser in den Zauberkreis ihrer beglückenden Schönheit eilen zu können. Die dreistündige Fahrt bedünkte mich endlos! Ich hatte weder Sinn für die Pracht der schneegekrönten Bergkette, die sich mit jeder Minute reicher vor mir entfaltete, noch für das wunderbare Spiel der Wellen, die von einem leichten Westwind gekräuselt, die überraschendsten Lichteffecte erzeugten. Die ganze Summe meiner Gedanken concentrirte sich auf das holdselige Angesicht, dessen Umrisse ich vielleicht schon heute auf die Leinwand werfen sollte! Was in gewöhnlichen Fällen für den Portraitmaler unerläßlich ist — ein mehrtägiges vorbereitendes Studium der zu malenden Persönlichkeit — erschien mir hier völlig überflüssig. Es war mir, als hätte ich das schöne Mädchen schon vor Jahren gekannt — als müßte ich im Stande sein, ihr Bild bis in die feinsten Züge aus dem Gedächtniß zu reproduciren! Noch ehe ich Portici erreichte, waren zwanzig verschiedene Entwürfe der Stellung, in welcher ich Margherita verewigen wollte, durch mein rastlos arbeitendes Hirn gezuckt und alle zwanzig als ungenügend und zweckwidrig verworfen worden.

Als mein Wagen in Torre del Greco einfuhr, befand ich mich in einem Zustand nervöser Aufregung, der mich in mehr als einer Hinsicht besorgt machte. War es nicht unheimlich, daß dieses Mädchen schon nach einer so flüchtigen Begegnung einen so magischen Einfluß auf mich ausübte? Was sollte aus mir werden, wenn ich erst täglich in ihrer unmittelbaren Nähe athmete?

Mein Vetturin zog die Zügel an. Wir waren am Ziele. Er setzte meinen Koffer in den Hausflur, nahm seine Löhnung in Empfang und überließ mich dann meinem Schicksal.

Giovanni Bordighera war nicht zu Hause; aber Margherita begrüßte mich mit der Versicherung, es sei Alles in Ordnung. Sie habe dem Vater von mir erzählt und es erübrige nur noch, daß wir uns über den Preis verständigten.

Die Bedingungen des biedern Schiffszimmermannes waren allerdings nicht übermäßig bescheiden; aber wenn man mir in diesem Augenblick das Zehnfache abgefordert hätte, ich würde nicht Nein gesagt haben! Margherita sah in ihrer schlichten, kleidsamen Haustracht so unbeschreiblich reizend aus, daß mir die farbenprächtige Gestalt von gestern durch dieses anspruchslosere Bild fast verdunkelt schien. Ihr üppiges kastanienbraunes Haar entfaltete sich jetzt reicher, als unter dem purpurnen Kopftuch, das die herrlichen Linien des Hinterhauptes neidisch verdeckt

Digitized by Google

hatte. Das knappe Mieder zeigte die vollen, pfirsichweichen Arme bis aufwärts zur Schulter in dem ganzen Glanze ihrer südländischen Formenfülle. Ihre stolze, wahrhaft königliche Haltung und die Vorzüge ihrer schlanken, elastischen Figur, die sich auf dem Wagensitz nur unvollständig entwickelt hatten, traten jetzt so anmuthig und ungetrübt zu Tage, daß ich zu Anfang nur ein paar unzusammenhängende Worte über die Lippen zu bringen vermochte.

Sie schien indeß meine Verwirrung nicht zu bemerken. Freundlich scherzend und lachend führte sie mich in mein Zimmer und rühmte mir die herrliche Aussicht, die allein schon ihre zwanzig Scudi werth sei, abgesehen von den sonstigen Annehmlichkeiten der Wohnung.

„Jeden Abend", sagte sie, indem sie nach dem Gipfel des Vesuvs deutete, „jeden Abend könnt Ihr von diesem Fenster aus den feurigen Strom der Lava beobachten, der sich vom Krater nach dem Atrio del Cavallo wälzt. Der Ausbruch scheint noch immer im Zunehmen begriffen. O, es ist ein prächtiges Schauspiel, caro Signore, zumal wenn man Nichts davon zu besorgen hat."

„Wann können wir mit dem Bilde beginnen, Signorina . . .?" fragte ich zerstreut . . .

„O, wann Ihr wollt!" erwiederte sie rasch. „Der Vater kommt nur gegen Mittag auf ein paar Stunden nach Hause; sonst ist er von früh an bis zum Ave Maria auf den Werften beschäftigt."

Diese Worte durchschauerten mich mit einem süßen, geheimnißvollen Grausen. Es hing also nur von mir ab, wie oft und wie lange ich diesem entzückenden Geschöpf in die dunkeltiefen Augen blicken wollte! In jeder Minute konnte ich sie aufsuchen, ihre Stimme hören, ihre volle, harmonische Gestalt bewundern! Der Gedanke war zu himmlisch, um völlig ausgedacht zu werden!

Es schwebt Ihnen nun wol die Frage auf der Zunge, ob ich mir denn nicht schon damals klar darüber gewesen sei, daß ich das schöne Mädchen liebte?

Sie lächeln vielleicht über meine Kurzsichtigkeit, aber ich kann nur mit Nein antworten!

Nein! Ich ahnte nicht, daß die Gefühle, die mich bestürmten, die Vorboten einer grenzenlosen, wahnsinnigen Leidenschaft waren! Ich ahnte nicht, daß es mir schon damals unmöglich gewesen wäre, dem räthselhaften Banne meiner Neigung zu entfliehen; — und je länger und hartnäckiger ich mich gegen die Erkenntniß meines wahren Seelenzustandes sträubte, um so unwiderstehlicher ward die Allmacht, mit welcher mich die Liebe an die Geliebte kettete. Das Herz, das gleich im ersten Augenblicke weiß, was es hofft und fürchtet, findet sich späterhin weit leichter mit einer Enttäuschung zurecht als die naive Seele, der ihre eigenen Gefühle so lange unverständlich bleiben, bis sie ihr über den Kopf gewachsen!

Am ersten Tage war ich zu jeder Arbeit unfähig. Margherita hatte außergewöhnlich viel im Hause zu thun und blieb daher für mich

Digitized by Google

unsichtbar. Ich saß träumend am Fenster und starrte auf die See hinaus, bis die Sonne hinter dem langgestreckten Vorgebirge des Posilipp — dem Schauplatz unserer ersten Begegnung — in die Tiefe sank. Dann stand ich auf, um nach der nächsten Trattoria zu eilen.

Im Hausgange traf ich auf Giovanni Bordighera. Er begrüßte mich auf's Artigste und fragte mich, wohin ich wolle.

„In's Speisehaus", erwiederte ich.

„Wenn es Euch bequemer ist, Signore", versetzte Giovanni, „so könnt Ihr bei uns speisen. Die Herren, die bei uns gewohnt haben, hielten es immer so. Natürlich, Signore — Ihr dürft keine allzugroßen Ansprüche erheben! Wir berechnen einen halben Scudo für den Tag — da werdet Ihr Euch selbst sagen, daß wir Euch weder Capriwachteln noch getrüffelte Perlhühner serviren können. Ihr müßt eben fürlieb nehmen."

Ich erklärte mich mit Allem einverstanden und eine Viertelstunde später saßen wir vergnüglich um den wuchtigen Eichentisch und verzehrten, was Margherita's zierliche Hand zubereitet hatte.

Das Mahl beschränkte sich auf die neapolitanischen Nationalgerichte: Fische und Maccaroni. Aber Margherita mußte eine große Kochkünstlerin sein, denn ihre einfachen Speisen mundeten mir besser, als alle gebratenen und gebackenen Cabinetsstücke, die ich bisher in den Trattorien der Toledostraße mit schwerem Gelde aufgewogen hatte.

Sie sehen, das Schicksal wollte es nicht anders: ich sollte bei meinem neuen Wirthe wie ein Sohn in der Familie leben. Der gute Mann ahnte nicht, welches Unheil sich über seinem Hause zusammenzog!

Am folgenden Tage gewährte mir Margherita die erste Sitzung.

Wir waren bald über die Hauptsache einig. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihrem ursprünglichen Wunsche zu entsprechen und nur ein Brustbild zu entwerfen. Warum sollte ich den Eindruck dieses harmonischen Wuchses verstümmeln? Ich setzte ihr auseinander, daß erst die ganze, unbeeinträchtigte Figur Anspruch auf den Namen eines getreuen Bildes habe; daß die Physiognomie eines Menschen nicht lediglich in den Gesichtszügen ausgeprägt sei ꝛc.

Meine Gründe leuchteten ihr ein. Nach einigem Erwägen kam ich auf die Idee, sie als Winzerin darzustellen, die von den herabhängenden Gewinden eines Weinstocks Trauben pflückt. Die leise Wendung des Kopfes nach oben, und die emporgehobenen Arme setzten die vollendete Schönheit ihrer Linien in das vortheilhafteste Licht Die einzige Schwierigkeit erwuchs aus dem Umstande, daß diese Stellung ungemein ermüdete. Es war also vorauszusehen, daß öfters wiederholte Pausen meine Arbeit unterbrechen würden — eine Perspective, die mich begreiflicher Weise eher entzückte, als beunruhigte.

Nach Verlauf einer halben Stunde war gefunden, was ich suchte. Mit raschen Strichen warf ich die Conturen meiner Winzerin auf's Papier, und gönnte ihr dann einige Minuten der Erholung; unter-

Digitized by Google

dessen gedachte ich die Skizze in größerm Maßstabe auf die Leinwand zu übertragen.

Ich mußte alle mir zu Gebote stehende Energie aufwenden, um keinen groben Fehler in der Zeichnung zu begehen, denn es fieberte mir durch alle Pulse, und vor den Augen flirrte mir's wie vor dem wirbelnden Getreibe einer aufleuchtenden Märchenwelt.

So oft meine Hand ihren weichen, blühenden Arm, ihr volles rosiges Kinn oder ihren stolzen, prächtigen Nacken berührt hatte, war ein elektrischer Strom durch meine Adern gegangen, dessen Zauber ich nur mit Mühe Stand gehalten . . . Mit jeder Secunde war seine sinnverwirrende Allgewalt gewachsen, und jetzt schien meine Selbstbeherrschung, die sich zur Entwerfung der Bleistiftskizze noch einmal zusammengerafft hatte, völlig zu schwinden . . . Fast nur mechanisch glitt die Kohle über die Leinwandfläche . . . Die Linien, die sie zog, entbehrten der Bestimmtheit und Schärfe . . . Ehe ich die Uebertragung noch zur Hälfte vollendet hatte, ließ ich die Hand sinken, und lehnte mich erschöpft zurück, als müsse meine Brust nach Athem ringen . . . Ich fühlte, daß es mir für heute unmöglich sein würde, mit der Arbeit fortzufahren . . . So zog ich denn hastig den Vorhang über die Staffelei und erklärte die Sitzung für beendet.

„O, das ist Schade!" rief Margherita im Tone eines aufrichtigen Bedauerns. „Just heute hätte ich Zeit bis gegen Abend!"

War es nicht die Unabwendbarkeit eines Fatums, die mich an Margherita kettete? Wie harmlos floß diese Rede von ihren Lippen . . . und doch, und doch, ihre Worte zogen das Netz, das sie um meine Seele geworfen hatte, abermals um eine Masche enger zu. Das Schicksal operirte mit der langsamen, vorsichtigen Genauigkeit eines Mathematikers — ohne Ueberstürzung, aber zuverlässig, unausweichlich!

„So setzt Euch dort auf den Divan!" erwiederte ich, vor freudiger Aufregung bebend . . . „Plaudert mir Etwas vor, Margherita! Ihr gebt mir so die beste Gelegenheit, Eure Gesichtszüge recht gründlich zu studiren . . ."

„Gern, Signore", entgegnete sie freundlich. „Wenn Ihr meint, daß Ihr dadurch gefördert werdet, und wenn Euch meine Gesellschaft nicht langweilig ist . . ."

„Aber erlaubt nur, daß ich mein Strickzeug hole!" fügte sie rasch hinzu, indem sie zur Thür eilte. „Es ist noch zu früh am Tage, als daß man die Hände müssig in den Schooß legen dürfte!"

Eine Minute später saß die liebliche Gestalt mir gegenüber auf der Ottomane, und ließ die Stahlnadeln ihren lustigen Tanz aufführen.

Ich kam mir vor, wie der einfältigste, unerfahrenste Primaner. Ich brachte es nicht über's Herz, das Schweigen zu brechen!

„Ihr seid nicht ganz wohl, Signore", sagte sie endlich mit einem prüfenden Blick auf mein Antlitz. „Ihr seht bleich, guter Herr."

Diese Bemerkung beschämte mich. Mit einem Male hatte ich meine volle Fassung wieder gewonnen. Ich erklärte ihr lächelnd, sie

Digitized by Google

müsse sich täuschen — es fehle mir nicht das Mindeste, im Gegentheil, ich sei nie frischer und vergnügter gewesen. Wenn ich hin und wieder ein wenig nachdenklich dreinschaue, so möge sie das auf Rechnung des Bildes setzen, das mir jetzt begreiflicher Weise Tag und Nacht im Kopf herumgehe.

„Es muß doch recht glücklich machen, so Alles, was man sieht und schön findet, auf's Papier werfen und in der Mappe mit forttragen zu können!" sagte sie halb für sich, halb zu mir gewendet.

„Gewiß, schöne Margherita. Ihr möchtet wol auch Etwas von dieser beglückenden Kunst verstehen? Soll ich's Euch lehren?"

„O, ich habe leider gar kein Talent dazu!"

„Woher wißt Ihr das?"

Sie erröthete.

Ich wiederholte meine Frage.

„I nun", versetzte sie etwas verlegen, „ich habe den Versuch gemacht . . ."

„So? Und wo? Und bei wem!"

„Aber Signore, ich habe Euch doch gesagt, daß mein Vater schon seit mehr als zehn Jahren dieses Zimmer hier an fremde Künstler zu vermiethen pflegt."

„Ach, richtig, ich vergaß . . ."

Ich fühlte, wie mir bei diesen Worten das Blut nach dem Herzen strömte. Der Gedanke, Margherita könne auch bei einem Andern, wie jetzt bei mir, auf der Ottomane gesessen und Strümpfe gestrickt haben, hatte für mich Etwas unsäglich Peinliches. Doch bezwang ich meine Empfindungen, und fuhr mit möglichster Ruhe fort:

„Und da hat Euch einer von diesen Künstlern Unterricht ertheilt?"

„Nur drei oder vier Lectionen. Dann sah er ein, daß seine Bemühungen vergeblich sein würden . . ."

„Ihr wart vielleicht zerstreut . . . oder seine Methode war nicht die richtige. Auch das Lehren will gelernt sein."

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, die Schuld lag an mir. Ich bin nicht im Stande, eine gerade Linie zu ziehen."

„Das ist auch keineswegs so leicht, als Ihr zu meinen scheint! Nein, ich bin sicher, Euer Maëstro griff die Sache von der falschen Seite an."

Sie erröthete von Neuem.

„Aber Ihr habt mir noch nicht auf meine Frage geantwortet", fuhr ich fort. „Was dem Pietro nicht gelingt, das glückt dem Paolo. Wollt Ihr's mit mir versuchen? Wer so schön ist wie Ihr, wem so das vollendete Ebenmaß aus jedem Zoll der bluhenden Gestalt leuchtet, dem kann auch das innere Maß nicht fehlen, oder die Natur wäre eine geistlose Lügnerin! Wollt Ihr?"

„Ich fürchte, ich werde keine Zeit haben", stammelte sie verwirrt, während sie sich mit scheinbarem Eifer abmühte, einige verlorne Maschen wieder aufzunehmen.

Digitized by Google

„So? Ihr habt keine Zeit? Und wie kam es, daß Ihr damals...?“

„Damals ... Gott, wie Ihr so fragen mögt ... Ich that es auch nur dem Signore zu Gefallen ... Er meinte ... Er wollte ...“

„Und jetzt findet Ihr's angemessen, weniger gefällig zu sein? Nun, Ihr redet zum Mindesten offen, Margherita.“

„O, Ihr versteht mich absichtlich falsch“, erwiederte sie in vorwurfsvollem Tone.

„Nicht doch! Ich halte mich streng an Eure Worte! Wer war denn der beneidenswerthe Sterbliche, dessen Schülerin Ihr aus bloßer „Gefälligkeit“ wurdet? Vielleicht fliegt sein Name jetzt auf den Schwingen eines unsterblichen Ruhmes von Land zu Land, von Meer zu Meer ... Wie hieß er, der Glückliche, der Euch die rosigen Finger führte?“

„Geht, Ihr spottet, Signore“, versetzte sie schmollend.

„Ich denke nicht daran. Ihr wollt mir ihn also nicht nennen? Er war wol hübsch, sehr hübsch, nicht wahr, Margherita?“

„Aber wahrhaftig, Signore, ich weiß nicht, was Euch in den Sinn kommt! Reden wir von etwas Anderem!“

„Ihr wollt mir ihn also nicht nennen?“ wiederholte ich. „Ihr sprecht nicht gern von ihm? Seltsam! Wenn Euch später einmal Jemand fragt, wer die Winzerin dort gemalt hat — (ich deutete auf die Staffelei) — ich wette, Ihr tragt dann keinen Augenblick Bedenken, mit der größten Kaltblütigkeit zu erklären: „das hat ein deutscher Maler Namens Enrico So und So gethan!“ Nicht wahr, Margherita? Aber ich hab' Euch ja auch keine Lectionen ertheilt ...“

Sie schürzte spöttisch die Lippe.

„Er hieß Carlo Karr“, sagte sie kalt, während ihr Blick sich mit einem eigenthümlichen Ernste auf mein Antlitz heftete. Unmittelbar darauf stieg ihr jedoch die Gluth so purpurn in die Schläfe, daß sie verwirrt zu Boden schaute und vor Aerger über ihre mangelhafte Selbstbeherrschung eine der stählernen Stricknadeln jählings entzwei brach.

„Carlo Karr!“ rief ich im Tone des höchsten Erstaunens ... „ein schlanker, blasser, junger Mann mit einer Narbe auf der rechten Wange?“

„Ihr kennt ihn?“ fragte sie mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

„Ob ich ihn kenne ... Carlo Karr, meinen Schulkameraden und Spielgenossen! Freilich, seit fast sechs Jahren haben wir uns nicht wieder gesehen! Als er damals aus Italien zurückkehrte, besuchte er mich für ein paar Tage in Gotha, und dann machten wir eine gemeinsame Wanderung durch die herrlichen Thäler Thüringens und Frankens! Es war eine schöne glückliche Zeit! Nie hat mir die Maisonne wieder so wonnevoll gelacht, als an den Hängen der dunklen Fichtenhügel! Also Carlo Karr! Aber er hat mir nie eine Silbe von Euch erzählt, Margherita!“

Sie schaute mich an, als begreife sie nur zur Hälfte.

Digitized by Google

„Er ist Euer Freund . . .?“ stammelte sie endlich. „Welch' merkwürdiger Zufall!“

„In der That, merkwürdig, Margherita! Und dieser hübsche, blasse Signor Carlo hat Euch den ersten Zeichenunterricht ertheilt? Sieh doch, sieh doch! Nun ja, er war von jeher äußerst empfänglich für schöne Augen und rosige Lippen . . .“

„Aber Signore, wie redet Ihr nur? Habe ich Euch etwa Veranlassung gegeben?“

Sie glich in diesem Momente völlig der stolzen, abweisenden Wagenlenkerin vom Posilipp. Um den blühenden Mund spielte ein flüchtiges, fast unmerkliches Zucken.

„Verzeiht, Margherita“, sagte ich ein wenig kleinlaut, „ich will Euch wahrhaftig nicht wehe thun . . . Ich dachte nur . . . weil Ihr so roth wurdet, als ich von den Lectionen anfing. Es wäre ja nichts Schlimmes, Margherita. Ihr seid jung, schön, lebensfrisch . . .“

„Signore“, unterbrach sie mich, „thut mir jetzt den Gefallen und erzählt mir von Euren thüringischen Wäldern oder von Euren Reiseabenteuern . . . ich will Euch mit Vergnügen zuhören! Aber bei Gott, Eure närrischen Vermuthungen sind mir nun nachgerade ärgerlich. Was kümmert Euch mein Rothwerden? Die Art und Weise, wie Ihr Einen anblickt, wie Ihr fragt und forscht, der Ton Eurer Stimme, kurz, Euer ganzes Wesen ist so dazu angethan, einem jungen Mädchen das Blut in die Wangen zu treiben, daß es wahrlich zum Erröthen keiner weitern Ursache bedarf. Wollt ihr nun vernünftig sein, Signor Enrico?“

Sie machte bei dieser letzten Frage eine Bewegung, die ich nicht mißverstehen konnte.

„Ihr wollt mich verlassen, wenn ich nicht artig bin? Gut, Margherita, ich will Euch nicht länger mit thörichten Redensarten belästigen, sondern Eure Vergebung erbitten. Der Sünder zeigt Reue, bella fanciulla! Und was haltet Ihr nun von der Zeichenstunde . . .?“

Sie lächelte.

„Ihr seid zu gütig, Signore. Aber damit Ihr seht, daß ich zwischen Euch und Anderen keinen Unterschied mache, so nehme ich Euer freundliches Erbieten mit bestem Danke an. Bestimmt nur, wann die Lectionen beginnen sollen.“

„Morgen, wenn unsere Sitzung beendet ist! Ihr besorgt dann rasch, was es im Hause zu thun giebt; ich ruhe mich ein Stündchen aus und schaue hinüber nach Capri und Ischia; und wenn wir dann wieder dienstauglich geworden sind, so eröffnen wir einen Cursus gegen den Eure Carlo-Lectionen ein blasser Scherz gewesen sein sollen!“

„Abgemacht!“ sagte sie mit einem Kopfnicken der Bestätigung.

Dann fuhr sie plötzlich empor, und eilte nach der Thüre.

„Der Vater!“ flüsterte sie, indem sie leise die Klinke aufhob. „Addio, Signore . . . Er darf nichts merken, auch von den Lectionen Nichts, versteht Ihr?“

Im nächsten Augenblicke war sie verschwunden. Ich saß vor meiner

Digitized by Google

Staffelei und hielt mir die fiebernde Stirne. Es war mir zu Muthe, als hätte ich Alles nur geträumt, nur irgendwo gelesen, nur erfunden! Ein Glück, daß der alte Giovanni heute ausnahmsweise früher nach Hause kehrte! Noch eine Stunde in Margherita's bezaubernder Nähe hätte mich völlig der Besinnung beraubt! Ich wäre ihr zu Füßen gestürzt . . . und . . .

Seltsam! Warum empfand ich eine so eigenthümliche Furcht vor Dem, was jeder Liebende sonst so glühend zu ersehnen pflegt? Warum bangte mir vor der Stunde des Bekenntnisses? Und warum stieg jetzt das Bild meines Spielgenossen, des schlanken, blassen Karl, so unheimlich und feindselig vor meinen inneren Blicken auf? Eine lächerliche Eifersucht! Bei Gott, es fehlte nicht viel, und ich hätte es dem schönen Mädchen zum Vorwurf gemacht, daß sie gelebt und geathmet, ehe ich sie kannte! War ich nicht neidisch auf die gesammte Einwohnerschaft von Torre del Greco? Diese Fischer in den rothen phrygischen Mützen, diese Zimmerleute mit den sonnverbrannten Gesichtern, diese faulen, gähnenden Orangenverkäufer, — sie alle hatten seit Jahren das Glück gehabt Margherita zu sehen, zu hören und zu bewundern! Nur ich war abseits im Dunkel gewandelt; nur ich hatte ein halbes Leben verloren, ohne den Stern meines Daseins zu schauen . . .! Ja, war nicht selbst diese Luft, diese Salzfluth glücklicher als ich?

Solche Ueberschwänglichkeiten regten sich mit stets wachsender Machtfülle in meiner ängstlich beklommenen Seele; aber immer wieder kehrte der Flug der Gedanken zu dem Jugendfreunde zurück, der so viel, so schmerzlich viel vor mir voraus hatte! Ich hätte weinen mögen, wie ein albernes mißgünstiges Kind!

. . . Fünf, sechs Wochen verflossen in süßer Gleichmäßigkeit . . . Meine Winzerin machte die überraschendsten Fortschritte. Jetzt, da ich nicht mehr dem Verdachte der Eitelkeit unterliege, darf ich wol sagen, das Bild war nach Anlage und Ausführung vortrefflich gelungen. Alles, was ich vorher gemalt hatte, erhob sich nicht über das Niveau des Alltäglichen: meine Winzerin stieg aus diesem Wuste hoch empor, wie eine Palme aus dem niedren Gestrüpp des stammlosen Strauchwerks. Es war nicht mein künstlerisches Verdienst, was diese Composition so wunderbar verklärte: ich gab nur wieder, was ich von der leuchtenden Stirn Margherita's ablas, und die Liebe lehrte mich richtig lesen!

Auch unsere Lectionen hatten ihren regelmäßigen Verlauf genommen. In der That, Margherita's Talent war ein sehr problematisches; ihr Stift bebte unsicher über das Papier hin, und ihr Augenmaß vermochte selbst die bescheidensten Ansprüche nicht zu befriedigen. Aber gleichviel. Ich ermüdete nicht. Ihre Langsamkeit, die mich in jedem andern Falle zur Verzweiflung gebracht haben würde, erschöpfte auch nicht ein einziges Mal meine sonst so empfindliche Geduld. Sie schien das zu fühlen . . . Sie begriff, daß nur sie im Stande war, mir diese Fesseln der Milde anzulegen . . .

Aeußerlich hatten sich unsere Beziehungen inzwischen nicht wesentlich

Digitized by Google

geändert. Wir bewegten uns stets in den Formen einer vertraulichen Höflichkeit. Nur zuweilen brach ein Strahl durch den Nebel der Zurückhaltung, der die Gluth, die sich hinter der Hülle barg, auf's Unzweideutigste verrieth ... Ein unbedachtes Wort, ein Blick, eine Bewegung genügt unter solchen Verhältnissen ... Sie konnte nicht darüber im Zweifel sein, daß ich sie anbetete — und ich hatte nach langem Zagen und Schwanken die Ueberzeugung gewonnen, daß auch sie mehr für mich empfand als Wohlwollen und Freundschaft ... Ich war seitdem ruhiger und glücklicher geworden ... Alle Gefühle einer kleinlichen Eifersucht gingen in dem stolzen, beseligenden Bewußtsein unter, von ihr geliebt zu werden!

Es war am Abend des vierten Mai ... Der Tag war erdrückend heiß gewesen ... Giovanni Bordighera saß mit einigen Freunden vor der Weinstube des alten Fabruzzi, dessen Fiaschi sich weit über die Grenzen des städtischen Weichbildes hinaus eines ehrenvollen Rufes erfreuten ... Es schlug acht ... Die See lag glatt wie ein Spiegel. Hinter dem dunklen Kamme des Vesuvs kam langsam und majestätisch der volle Mond herauf. Senkrecht qualmte die Rauchsäule des Kraters zum gestirnten Firmament empor, und am nordwestlichen Abhange des Aschenkegels glühte die abwärts fluthende Lava wie eine feurige Schlange. Die Luft hatte sich erquicklich abgekühlt. Die Orangen- und Citronenblüthen der zahllosen Gärten und Villen strömten einen berauschenden Duft aus ... Sie werden ihn kennen lernen, den Zauber neapolitanischer Nächte! Alles was sich darüber sagen läßt, bleibt schal und farblos neben der entzückenden Wirklichkeit!

Margherita saß auf dem Altane und blickte hinaus auf die silberbeglänzte See. Sie hatte das schöne Haupt auf die Hand gestützt. Sie schien nachdenklich.

Als ich auf sie zutrat, fuhr sie heftig zusammen.

„Wie habt Ihr mich erschreckt, Signore", stammelte sie verwirrt, während sie mit der Rechten das dunkle Haar glättete.

Ich vermochte Nichts zu erwidern. So herrlich, wie in diesem Augenblicke war sie mir nie, nie erschienen, selbst nicht auf der Höhe des Posilippo! Der Mondschein umfloß die holde Gestalt, wie die Glorie eines Madonnenbildes. Der geisterhafte Schimmer verlieh ihrem Antlitz etwas Ueberirdisches, Lieblich-Fremdes: sie kam mir vor wie ein Wesen höherer Art, dessen Gewande ich nicht berühren durfte, ohne eine Entweihung zu begehen.

„Was fehlt Euch, Enrico?" fragte sie nach einer Pause ... „Seid Ihr mir böse?"

„Margherita!"

Der Ton meiner Stimme schien sie zu beunruhigen ...

„Ihr seid aufgeregt, lieber Signore!" sagte sie freundlich lächelnd, indem sie meine Hand ergriff. „Kommt! Drunten an der Marine links von dem Zimmerplatze liegt die Barke meines Oheims Alessandro. Wir wollen ein wenig hinausfahren. Das Meer ist still, und die Sterne

Digitized by Google

glänzen so goldfunkelnd im Blauen, daß ich eine ordentliche Sehnsucht darnach fühle, diese Mailuft einmal draußen auf den Fluthen zu athmen. Ihr könnt doch rudern, Enrico?"

Ich bejahte.

„Schön, mein Freund! . . . Wie dumm, daß wir nicht früher auf diese glückliche Idee gekommen sind! O, es schaukelt sich so entzückend auf den mondbestrahlten Wassern! Kommt! In drei Minuten sind wir zur Stelle!"

Sie schritt voran; ich folgte ihr hochklopfenden Herzens.

Am Strande angelangt löste sie die Barke vom Pflocke und sprang leichten Fußes auf eine der beiden Ruderbänke.

Wenige Secunden später glitt unser Kahn sanft und geräuschlos über die endlose, einsame Fläche des Golfes. Margherita saß am Steuer; ich handhabte die breiten Schaufelstangen, deren tactgemäßes Auf- und Niedertauchen die Geister der Tiefe aus dem Frieden ihrer nächtlichen Verborgenheit magisch aufzuschrecken schien. Wenigstens perlte und tanzte es zu beiden Seiten der Barke wie von hunderttausend luftigen, funkelnden Wesen, und je länger das Auge in das goldene Gewimmel starrte, um so täuschender ward das phantastische Schauspiel, um so unerschöpflicher quoll es vom Grunde empor, um so unentwirrbarer verstrickten sich die Kreise des sprudelnden Mondlichts.

Kein Wort kam über unsere Lippen. Wie eine Möve flog das leichte Fahrzeug der offenen See zu. Es war, als ob sich meine Muskeln in stählerne Stränge verwandelt hätten; ich spürte nicht die geringste Ermüdung; ich bedurfte nicht der leisesten Anstrengung, um im Tempo zu bleiben.

Jetzt mochten wir wol an zwei Miglien vom Strande entfernt sein. Neapel mit seinen tausend Lichtern zeigte sich in seiner ganzen märchenhaften Pracht — von der Spitze des Posilipps bis zu den letzten Landhäusern vor Portici. Trotzig ragte Pizzo Falcone und Capo di Monte in die azurne Nacht auf. Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata, Castellamare umrahmten die östliche Seite des Golfes wie eine ununterbrochene Schnur flammender Diamanten. Von Westen her erhob sich ein sanfter Wind, und kräuselte mit einem Male die weite Wasserfläche in millionenfach gewundenen Wellenlinien. Der Rauch, der bisher steil aus dem Krater gebrodelt war — einer starren Pinie vergleichbar — wogte jetzt allgemach in den weichsten, üppigsten Wolken zur Seite und erzeugte durch seinen gewaltigen Schatten auf dem Aschenkegel die seltsamsten Lichtspiele. Die Fluth schlug lebhafter an den Kiel unserer Barke . . . Margherita gab mir einen Wink: ich zog die Ruder ein, und überließ mich völlig dem Reize des erhabenen Naturschauspiels, das mich noch heute in der Erinnerung so unwiderstehlich ergreift, als hätte ich es erst gestern zum letzten Male genossen.

Einige Minuten lang schaukelten wir so schweigend auf den Gewässern. Dann begann Margherita ein neapolitanisches Volkslied zu singen, eine Schiffermelodie, wie man sie in lauen Sommernächten am

Digitized by Google

Strande von Santa Lucia hört, weich und voll und von jener hinreißenden Innigkeit, die das Geheimniß des Südländers zu sein scheint. Der Dialect Neapels war mir im Anfange nicht sonderlich sympathisch: aber diese Lieder haben mich mit ihm versöhnt ... Von dem Munde Margherita's vollends klang das kindliche Stammeln des parthenopeischen Idioms wie das Süßeste, was je von Menschenlippen tönte ...

Und als sie ausgesungen hatte, da lag ich ihr zu Füßen, das Haupt in ihren Schooß geschmiegt, ihre Hände stürmisch umklammernd ... Was ich redete, was sie erwiederte, ich weiß es nicht ... Genug, sie zog mich empor ... sie strich mir mit den weichen Fingern lächelnd über die brennende Stirn, und im nächsten Augenblick versank mir Himmel und Meer in dem süßesten, wonnigsten Kusse meines Lebens.

Sie war mein! Im Angesichte des herrlichsten Golfes der Erde hatten wir uns verlobt. Die tiefblaue Fluth des Oceans war Zeuge unseres Bundes; er gab unserm jungen Glück die Taufe ... Wehe mir! Er sollte unserm Glück auch zum Grabe werden!

Langsam, der Worte unfähig, aber im Innern aufjauchzend vor unendlicher Seligkeit, steuerte ich der Marine zu. Es schlug halb elf, als ich die Kette um den Pfahl warf. Von der Terrasse des graubärtigen Schänkwirths scholl uns eine lustige Musik entgegen Ich hob mein Liebchen aus dem Nachen und umklammerte sie dabei so wild, so leidenschaftlich, daß ihr das purpurne Kopfband zerbarst ... Majestätisch rollte das aufgelöste Haar über den prachtvollen Nacken ...

„Laß' uns tanzen, Margherita!" rief ich im Uebermuth meines Glückes, und ehe sie noch was erwidern konnte, hatte ich ihre Taille umschlungen und sprang wie toll mit ihr im Kreise herum. Dann küßte ich ihr den Mund, die Wangen und die Hände — nannte sie meine süße holde Frau, meine doleissima moglie, meinen Engel, meine Göttin, und der Himmel weiß was sonst noch, und schlug ihr schließlich vor, noch heute zu ihrem Vater zu gehen und seine Einwilligung zu fordern.

„Es ist für heute zu spät", sagte sie lächelnd; „der Vater kommt vor Mitternacht nicht nach Hause ... Du weißt, sie feiern heute das Fest Matteo Spinelli's ... da finden sie kein Ende mit dem Bechern! Aber morgen mit dem Frühsten, Enrico! Hast Du es wirklich so eilig?"

„Wie Du fragen kannst, Herzensschatz! Kann uns Dein strenger Papa nicht noch schließlich einen Strich durch die ganze Rechnung machen?"

„Schwerlich. Er liebt mich!"

„Eben deshalb! Er ist vielleicht der Ansicht, eine Verbindung mit mir laufe Deinem Glücke zuwider ..."

„Pfui, Enrico, wie magst Du so reden in dieser seligen Stunde! Du, mein einziges Glück, Du, mein Eins und mein Alles könntest mich unglücklich machen? Mein Vater müßte den Verstand verloren haben, wenn er so Etwas nur aussprechen wollte! Dir vollends dürfte ein

Digitized by Google

solcher Gedanke nie und nimmer in den Sinn kommen. Ich mag nicht leiden, wenn man den Bösen an die Wand malt!"

„Bist Du abergläubisch?"

„Ein wenig . . ."

„Wahrhaftig! Nun ja, Du bist eine Italienerin! Das liegt bei Euch im Blute."

„Nicht doch, Enrico! Aber sag' selbst — ist man nicht gerade wenn man sich am frohsten und glücklichsten fühlt geneigter als je, düsteren Ahnungen Gehör zu schenken? Es geht hier zu Lande eine uralte Sage um: es heißt, der Himmel liebe es nicht, daß der Glückliche über die Möglichkeit einer Schicksalswendung rede . . . Und siehst Du, Enrico — was so im Volke seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbt ist . . ."

„Gut, Margherita . . . Du hast Recht, ich will nur an Dich, an Deine schönen schwarzen Augen und an unsere Hochzeit denken! Gute Nacht, Liebchen! Schlaf wohl und träume von mir!"

Wir waren im Hausflur angelangt. Noch einmal schlang sie die weichen Arme um meinen Nacken; noch einmal berührten die vollschwellenden thaufrischen Lippen die meinigen: dann schloß sich ihre Thür und fast betäubt eilte ich meinem Zimmer zu.

Nun, was den alten Giovanni betraf, so hatte Margherita Recht gehabt . . . Er gab uns ohne Umstände seinen Segen. Schade nur, daß nicht alle frommen Wünsche in Erfüllung gehen!

Im Mai hatte ich mich verlobt: im Juli sollte ich Margherita zum Altar führen. Die Frist war nach landläufigen Begriffen kurz, aber mir und meiner schönen Braut immer noch viel zu lange. Mit unermüdlichem Eifer trafen wir die erforderlichen Vorbereitungen. Ich war entschlossen mir in Torre del Greco eine Wohnung zu nehmen, mich definitiv am Fuße des Vesuvs anzusiedeln. An Geld fehlte es nicht. Ich fuhr mit Margherita nach Neapel und kaufte Möbel, Weißzeug, Küchengeräthe, so viel sie haben wollte. Schon vor Ende Mai war das Meiste besorgt, es erübrigten nur noch gewisse Formalitäten, zu deren Erledigung ich eines schönen Morgens allein nach der Hauptstadt kutschirte, während Margherita, von sechs oder acht Freundinnen umringt, damit beschäftigt war, ihr Brautkleid zu nähen.

Es war ein heißer, wolkenloser Junitag, als ich so — wie ich hoffte, zum letzten Male als Junggeselle! — durch die Thore der gewaltigen Metropole einfuhr. Margherita's Oheim hatte mir sein Corricolo zur Verfügung gestellt — dasselbe, in welchem ich zuerst die Nichte erblickt hatte. Negra, die Maulthierstute, trabte flott über das holprige Pflaster und warf nur von Zeit zu Zeit einen sehnsüchtigen Blick auf die hochgestapelten Etalagen der Gemüsehändler, deren duftige Grünwaare in ihrem Thierbusen allerlei Gelüste erwecken mochte. Ich amüsirte mich über ihre komischen Kopfwendungen, über das bereete Spiel der beweglichen Ohren, über das nicht mißzuverstehende Tremolo ihrer Nüstern und stellte wahrscheinlich eine tiefsinnige Betrachtung über Ge-

Digitized by Google

fühle und Triebe im Allgemeinen und im Besondern an, als ich plötzlich eine Stimme vernahm, die mich jählings aus meiner philosophischen Versunkenheit emporschreckte.

„Heinrich! Heinrich! Alter Junge, bist Du taub geworden? So sieh doch auf, in Teufels Namen!"

Ich straffte meiner Negra die Zügel.

„Karl!" rief ich im Tone der höchsten Ueberraschung . . . „Bist Du's wirklich? Welcher launische Wind hat Dich nach Neapel geweht?"

„Ganz dasselbe wollte ich Dich fragen! Ich glaubte Dich in Rom, und da ich des grauen, nordischen Himmels nachgerade wieder herzlich müde war, und nichts Besseres vorhatte, so dachte ich, es könne nicht schaden, wenn ich die alte Bekanntschaft mit den sieben Hügeln und ihren Kunstschätzen einmal wieder erneute. Alle Osterien, Kaffeehäuser, Museen und Tanzknelpen habe ich abgelaufen, aber Signor Enrico war nirgends zu finden!"

„Was Dich nicht wundern wird, wenn Du erfährst, daß ich seit einer Reihe von Monaten die Terra di Lavoro unsicher mache. Aber willst Du nicht aufsteigen? Oder hast Du dringende Geschäfte . . .?"

„Im Gegentheil. Ich treibe mich nur so in den Straßen umher und begaffe die hübschen kleinen Fischermädchen aus Bajä oder Pozzuoli."

„Du bist doch noch ganz der Alte! Wo Du ein Mieder siehst, da lacht Dir das Herz im Leibe! Du hast Dich übrigens gut conservirt, Junge . . . Wahrhaftig, ganz ausgezeichnet! . ."

„Bah, Du thust gerade, als ob es eine Ewigkeit wäre, seit wir uns nicht gesehn haben . . . . Donnerwetter, ist Dein Corricolo hart! Na vorwärts! Gieb Deinem Esel die Peitsche!"

„Avanti! So! Lehne Dich rechts wider die Rampe. So sitzt es sich bequemer . . ."

„Wie lange ist's doch her, daß wir zusammen die Fußpartie über den Schneekopf machten . . .?"

„Ueber sechs Jahre. — Du kamst damals aus Italien . . ."

„Richtig. Wie doch die Zeit vergeht! Sechs Jahre! Mir ist's, als wäre es gestern gewesen!"

„Und was treibst Du hier in Neapel? Arbeitest Du, oder gelten Deine Studien lediglich den schwarzen Augen der Südlandstöchter?"

„Bah, ich verbinde das Nützliche mit dem Angenehmen. Ich habe ein paar ganz hübsche Skizzen zu Wege gebracht . . . . . Im Uebrigen suche ich mich so gut zu amüsiren, als es mein menschliches Elend gestattet . . . Aber Du? . . . Wie kommst Du zu diesem zweirädrigen Nationalkarren? Bist Du Commis voyageur geworden? Und wo soll die seltsame Reise hingehen? Wahrhaftig, ich vertraue mich Dir auf gut Glück an, und weiß nicht, ob Du mich nicht schließlich an einen tunesischen Seelenhändler verschacherst . . ."

In diesem Augenblicke war unser Gespann vor dem Portale des Consulatgebäudes, dem Ziele meines Ausfluges, angelangt.

Digitized by Google

Ich sprang vom Sitze herunter und warf dem Schulkameraden die Zügel zu.

„Warte hier zehn Minuten", sagte ich lächelnd, „dann sollst Du Alles erfahren, was Dich interessiren kann. Unterdessen liebäugle ein wenig mit der schönen Signora, die da drüben auf dem Balcon steht und Dich bereits neugierig durch die blitzende Lorgnette mustert. A rivederci!"

Meine Angelegenheiten waren in einer kleinen Viertelstunde geordnet. Im behaglichen Bewußtsein, nunmehr alle formalen Hindernisse, die mich von Margherita trennten, siegreich überwunden zu haben, eilte ich die breite, teppichbelegte Wendeltreppe hinab, und als ich durch die Pforte schritt, da malte sich die innere Befriedigung so unverkennbar in meinen Gesichtszügen, daß Karl nicht umhin konnte, eine desfallsige Bemerkung zu machen.

„Wahrhaftig", sagte er, „Du mußt ein glänzendes Geschäft abgeschlossen haben! Du lachst ja mit dem ganzen Gesicht! Ich gestehe Dir, Du fängst an, mich in eine pikante Spannung zu versetzen!"

„Geduld", erwiederte ich neckisch. Zunächst wünsche ich, nun eine stille Stätte aufzusuchen, wo wir fern vom Gewirre der schreienden Lazzaroni und unbelästigt von den Strahlen der südländischen Sonne einen erquicklichen Fiasco trinken können. Vorher bin ich zu keiner Enthüllung fähig, Carlino dell' anima mia! Meine Gurgel ist dürr wie die römische Campagna . . ."

„Keine hundert Schritte von hier weiß ich eine famose Osteria — bestes Vesurgewächs! und eine blühend schöne Kellnerin, ein Mädchen aus Castellamare. Ich sage Dir, Giulietta ist ein Prachtexemplar ihres Geschlechts. Ich versäume keine Gelegenheit, den Engel um die olympische Taille zu fassen . . ."

„Mir soll's recht sein. Fahren wir zu Giulietta. Aber eigentlich bist Du doch nachgerade zu bemoost, um jeder Schänkmamsell Liebesanträge zu machen. In unserm Alter muß der Bürger und Mensch bereits anfangen, gesetzter zu werden!"

„Vortrefflich! Du hast eine wunderbare Geistesverwandtschaft mit meinem würdigen Oheim, dem Herrn Superintendenten! Im nächsten October werde ich dreißig Jahre alt: ergo muß ich, um mit dem Dichter zu reden

„. . . von den Berggewittern
Der tollen Jugend endlich ruh'n,
Ein Weib mir nehmen, Kinder füttern,
Und still und fromm und häuslich thun!"

Die Logik ist köstlich! . . ."

„Aber Du kannst doch nicht zeitlebens den Schmetterling spielen!?"

„Und warum nicht? So lange die Blumen mich haben wollen . . ."

„Pfui, Karl, Du denkst niedrig von den Frauen; sonst würdest Du diesen leichtfertigen Ton längst über Bord geworfen und eingesehen haben, daß . . ."

Digitized by Google

„Daß Oheim Superintendent Recht hat! Allerliebst! Du machst mir Spaß, Heinrich!“

„Nun, ich tröste mich! Auch an Dich wird die Reihe kommen!“

„Möglich. Aber da sind wir zur Stelle. Halt, eilfüßiger Zelter! Laß Deinen Gebieter absteigen!“

Ich warf dem Maulthier ein Bündel Heu vor, das Alessandro mir vorsorglich auf den Wagen gepackt hatte und schritt dann an der Seite Karl's durch die niedrige Thür der alten, verräucherten Schänke. Ein sonnverbrannter, halbwüchsiger Bursche erklärte sich bereit, gegen einige Kupfermünzen das Corricolo und die gierig fressende Negra vor unberufenen Liebhabern zu schützen und so nahmen wir denn, aller irdischen Sorgen ledig, an einem der schweren, marmorbedeckten Tische Platz und bestellten eine Flasche Capriwein. Karl war nämlich der Ansicht, Nichts bereite so vortrefflich für den Genuß des Lacrymae Christi vor, als eine Bottiglia dieses leichten Inselgewächses.

„So!“ sagte er, als die Gläser zum ersten Male geleert waren — „nun leg los, carissime! Was hast Du mir mitzutheilen?“

„Sehr wenig“, entgegnete ich in gleichgiltigem Tone ... „Zum Mindesten von Deinem Standpunkte aus betrachtet ...“

„Nun?“

„Ich verheirathe mich!“

„Ist's möglich? Hier in Neapel?“

„Nein, in Torre del Greco.“

„Du scherzest ... In Torre del Greco, sagst Du? Aber, um Himmelswillen, was giebt's denn in diesem Lazzaronineste zu ehelichen, sonderbarster Schwärmer?“

Ich zuckte die Achseln.

„Die Ansichten über solche Dinge sind eben verschieden, lieber Freund.“

„Und wer ist die Erkorene? Wie heißt sie — wie alt ist sie — hat sie Geld — ist sie schön — ist sie liebenswürdig ..?“

„Pah, das kann Dich bei Deiner eigenthümlichen Weltanschauung doch nur sehr beiläufig interessiren.“

„Meinst Du? Aber ich versichere Dich, daß ich im Gegentheil vor Begierde brenne, Deine Auserwählte kennen zu lernen. Corpo di Bacco, es ist doch keine Bagatelle, einen guten Freund in's Joch der Ehe rennen zu sehen! Man will doch wissen, ob die Bürde, die er sich auflädt, wenigstens bemalt und vergoldet ist ... ob im Hintergrunde die Nachtgestalt einer Schwiegermutter dräut ... ob die Truhen und Kisten leidlich gefüllt sind ... Noch einmal, unglücklicher Heirathscandidat, wer ist die Beneidenswerthe, die Du zum Altare führst? Ich habe vier Monate in Torre del Greco herumgeschwärmt! vielleicht kenne ich Deine Dulcinea.“

Ich fühlte, wie ich blaß wurde. Was lag nur in dem Ton seiner Stimme ...? Alles was er sagte, klang so profan, so herausfordernd. Ich hätte ihn ohne Weiteres auf den Mund schlagen mögen!

Digitized by Google

„Nun?“ fragte er, indem er das volle Glas an die Lippen führte... „Ist's ein Geheimniß?“

Ich bezwang meinen Aerger und entgegnete mit möglichster Gelassenheit:

„Ich wüßte nicht, weshalb ich Dir verschweigen sollte, was Du über kurz oder lang so wie so erfahren würdest ... Ich hätte Dir und den Deinigen nächstens meine Vermälungsanzeige zugesandt. Meine Braut heißt Margherita Bordighera.“

„Margherita Bordighera, die Tochter des Schiffszimmermanns?“ fragte er mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern.

„Dieselbe.“

Er brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Was fällt Dir ein?“ sagte ich mit Aufbietung aller mir zu Gebote stehenden Selbstbeherrschung. „Bist Du betrunken, oder was soll dieses sonderbare Benehmen heißen?“

Er lachte noch lauter und lustiger.

„Heinrich“, rief er endlich, „himmlischer Heinrich, ich habe Dich bisher für einen gescheidten, welterfahrenen Burschen gehalten!“

„Nun?“ fragte ich stirnrunzelnd ... „und jetzt? Was veranlaßt Dich, von dieser Ueberzeugung zurückzukommen?“

„Scherz bei Seite, Heinrich. Ist es factisch Deine Absicht, das Mädel zu heirathen; oder denkst Du nur, eine kleine Liebelei ....?“

„Karl! Ich halte mir's aus! Margherita ist meine Braut! Verstehst Du wol?“

„Aber bist Du verrückt?“

„Wie so?“

„Nun, zum Henker, ein Mädchen wie diese Zimmermannstochter findet man wol reizend ... man macht ihr den Hof ... man plaudert ihr allerlei tolles Zeug vor .... — aber — man heirathet sie nicht!“

„So, man heirathet sie nicht! Sag' einmal, mit wem redest Du eigentlich? Wenn ich nicht annähme, Du seiest berauscht, so müßte ich in unangenehmster Weise eine Erklärung von Dir fordern! Sobald Du wieder bei Sinnen bist, wirst Du Deine eben so albernen als ungezogenen Reden revociren!“

Ich sagte dies in einem Tone, der sehr entrüstet und entschlossen klingen sollte, aber ich zweifle ob es mir gelang, meine wahre Stimmung auch nur halbwegs zu bemänteln.

Was berechtigte den leichtfertigen Gesellen zu dieser verruchten Sprache! Ich wußte ja aus Margherita's eigenem Munde, daß er seinerzeit das gleiche Haus mit ihr bewohnt hatte! Er kannte sie, er hatte ihr Unterricht ertheilt, er war mit dem damals kaum sechzehnjährigen Mädchen stundenlang allein gewesen ... Die Phantasie malte mir die entsetzlichsten Bilder aus! Was ich im beseligenden Gefühle der wachsenden Leidenschaft allgemach vergessen hatte — die eifersüchtigen Regungen der ersten Tage, die Erinnerungen an Margherita's seltsame Verwirrung .. die düsteren Bedenken, die mir Karl's Charakter eingeflößt

Digitized by Google

hatte — dies Alles erwachte jetzt mit verzehnfachter Lebendigkeit und gewann durch das nicht mißzuverstehende Benehmen des rücksichtslosen Mannes eine Nüance, die mir schier das Blut in den Adern gerinnen machte.

Karl zuckte die Achseln.

„Wenn Du Dich durch meine Reden beleidigt fühlst", sagte er kalt, „so bedaure ich das aufrichtig. Im Grunde ist's ja auch gleichgiltig, ob Deine Zukünftige ein bischen mehr oder ein bischen weniger tugendhaft ist . . . Bei einem solchen Musterbild von Ehegatten wird selbst die Schlimmste zum Engel werden."

Um seine Lippen spielte ein schneidender Hohn. Langsam hob er das Glas empor und leerte es auf einen Zug. Ich aber saß da, wie vom Donner gerührt. Der kalte Schweiß der Verzweiflung perlte mir auf der Stirn. Vier, fünf Secunden lang vermochte ich mich nicht zu rühren. Dann aber erfaßte mich eine unbeschreibliche Wuth . . .

„Du bist ein schnöder, niederträchtiger Verleumder", stöhnte ich dumpf — „ein feiger, erbärmlicher Schurke!"

Er ward blaß wie eine Leiche.

Einen Augenblick lang starrte er mich an, als traue er seinen Augen nicht . . . Dann erhob er sich, warf mir seine Karte auf den Tisch und schritt langsam der Thür zu . . . Er legte dem Schänkmädchen einen halben Scudo auf das Zahlbret und verschwand ohne Gruß im Hausflur.

Ich glaubte, geträumt zu haben. Also war es doch keine eitle Täuschung gewesen! . . Margherita, die unschuldige, harmlose Margherita eine Betrügerin, eine Heuchlerin, ein falsches leichtsinniges Geschöpf! Er durfte es wagen, meine Wahl zu bespötteln! Er redete vielleicht aus ureigenster, unmittelbarster Erfahrung! Er verunglimpfte mit einem zweideutigen Lächeln Das, was ich als das Glück meines Lebens betrachtet hatte! Wie ein schüttelnder Frost lief es mir durch alle Glieder . . . Mein Hirn brannte wie siedendes Blei . . . Ich war nahe daran, ohnmächtig zusammenzubrechen . . .

Wol über eine Viertelstunde saß ich so, von den wahnsinnigsten Qualen zernagt, vor dem halbgeleerten Fiasco, und hielt mir die fiebernde Stirn. Dann fuhr ich jählings empor. Es jagte mich mit dämonischer Gewalt von hinnen! Ich mußte Gewißheit haben! Ich mußte sie sehen, sie zur Rede stellen . . . und, falls der freve Spötter wahr gesprochen, noch heute ein Verhältniß lösen, das mir unter diesen Umständen zeitlebens zur verzehrenden Qual gewesen wäre.

In einer Gemüthsverfassung, die ich Ihnen gewiß nicht zu schildern brauche, bestieg ich mein Corricolo. Ich ließ dem Thier fast die Zügel schießen. In sausender Eile ging die Fahrt durch den altersgrauen Thorbogen, am Kirchhofe vorüber, der fernabliegenden Schifferstadt entgegen. Leider war es der keuchenden Negra unmöglich, dies beschleunigte Tempo länger als zehn Minuten auszuhalten. Ich mußte meine Ungeduld mäßigen, so schwer es mir auch ankommen mochte. In Por-

Digitized by Google

tici raſtete ich eine halbe Stunde, um ein paar Biſſen zu eſſen. Seit meiner Abfahrt von Torre del Greco hatte ich nichts genoſſen, als die wenigen Tropfen Wein in der Oſteria zu Neapel. Die Natur machte jetzt ihre Rechte geltend; aber welche Ueberwindung koſtete es mich, ihrem Gebot Folge zu leiſten! Die Kehle war mir wie zugeſchnürt; jede Fiber zitterte mir wie im Delirium; es war mir zu Muthe, als ſäße ich vor einem Henkersmahle.

Der Tag neigte ſich bereits ſtark zu Ende, als mein Wagen an den erſten Häuſern von Torre del Greco vorüberrollte. Die Schatten der Dämmerung ſchienen ſich heute raſcher über den Golf zu breiten, als ſonſt. Capri und die Landzunge von Sorrent lagen, von einem weißlichen Nebel verhüllt, wie geſpenſtiſche Wolken über dem Waſſerſpiegel. Kein Lufthauch regte ſich in den ſchlummernden Wipfeln der Cypreſſen. Ueber der ganzen Natur laſtete es wie eine ungeheure Beklemmung.

Margherita kam mir auf der Treppe entgegen. Ich konnte ihr Antlitz nicht mehr erkennen; aber der holde, beſtrickende Klang ihrer Stimme durchrieſelte mich mit allen Schauern der Wonne und der Verzweiflung. Sie legte die beiden Hände auf meine Schultern und küßte mich.

„Du bleibſt lange, Enrico!“ flüſterte ſie in zärtlichem Tone. „Schon ſeit einer Stunde ſitze ich auf der Terraſſe und ſchaue nach Dir aus, Du lieber, böſer Mann! Haſt Du denn gar nicht ein bischen Sehnſucht nach Deiner kleinen Braut?“

„Margherita“, ſagte ich mit mühſam erkünſtelter Ruhe, „komm mit auf mein Zimmer, ich habe mit Dir zu reden.“

„Du erſchreckſt mich, Enrico ... Du zitterſt ... Haben ſich unſere Angelegenheiten nicht nach Wunſch geregelt? Oder haſt Du eine traurige Nachricht aus der Heimat erhalten? Faſſe Dich doch, Liebſter ... Deine Hand iſt ja kalt wie die eines Todten ...“

„Komm mit ... Du wirſt hören ...“

Sie ſchritt kopfſchüttelnd voran. Ich folgte ihr — alle Qualen der Hölle in der Bruſt wälzend.

In meinem Zimmer angelangt, bedeutete ich ſie, in einem der Lehnſeſſel Platz zu nehmen. Sie gehorchte ſchweigend, trotz der gebieteriſchen Unfreundlichkeit meiner Geberde. Dann trat ich mit untergeſchlagenen Armen vor ſie hin und redete alſo:

„Margherita! Erinnerſt Du Dich des Nachmittags, da Du mir zum erſten Mal für Dein Portrait ſaßeſt?“

„Gewiß ... wie ſollte ich nicht?“

„Gut. Erinnerſt Du Dich auch, daß damals von einem gewiſſen Carlo Karr die Rede war, der Dir ſeiner Zeit Unterricht im Zeichnen ertheilte?“

„Ich glaube, wir ſprachen davon.“

„Du glaubſt ... Schön! ... Ich möchte Dich nun fragen, wodurch Du dieſem Carlo Karr das Recht gegeben haſt, Dich für eine ... leichtfertige Perſon zu erklären?“

Digitized by Google

Sie fuhr entsetzt vom Stuhl empor und streckte mir wie zur Abwehr beide Hände entgegen.

„Enrico, um aller Heiligen willen, was redest Du?“ rief sie mit zuckender Lippe.

„Ich rede, was ich weiß“, entgegnete ich kalt — obgleich es mir im Innern kochte und brodelte. „Ich habe besagten Karr in Neapel getroffen. Er hat mir Alles erzählt — aber ich will es von Deinem Munde hören. Was hast Du mit ihm vorgehabt? Antworte mir!“

„Enrico, Geliebter!“ stammelte sie in leidenschaftlichem Schmerze. „O Gott, das ist zu viel!“

Sie verhüllte ihr Antlitz und brach in ein wildes Schluchzen aus.

Dieses halbe Geständniß ihrer Schuld steigerte meine Pein bis zum Wahnsinn.

„Betrügerin!“ raunte ich in dumpfem Tone. „Ich glaubte Dich rein ... Ich habe Dich geliebt wie mein Leben ... Und nun kommt ein liederlicher Geselle, ein herzloser Vagabund, und brüllt mir hohnlachend in's Gesicht, Deine Liebkosungen seien wohlfeil wie Brombeeren! Pfui, pfui und tausendmal pfui! Du hast meine Liebe mit Füßen getreten und mein armes, dummes, erbärmliches Herz in Stücke gerissen! Pfui, Margherita!“

Ich biß mir so wild und heftig auf die bebenden Lippen, daß sie bluteten. Heiße, bleischwere Thränen rollten mir über die brennenden Wangen ... Vor den Augen schwirrte und flirrte es mir, wie von einem Chaos boshafter, höhnischer Nachtgestalten.

Da schlangen sich zwei zitternde Arme um meine Kniee. Margherita lag mir zu Füßen, das schöne, stolze Haupt gesenkt, wie eine Verbrecherin, die den Todesstreich erwartet. Ihr schwarzes Haar wogte aufgelöst über das weinende Angesicht. Durch den schlanken Körper flog es unaufhörlich wie vom Schütteln eines entsetzlichen Krampfes.

„Enrico!“ wimmerte sie mit gebrochener Stimme, „vergieb mir! Ich will Deine Sclavin sein, Zeit meines Lebens ... ich will Buße thun mit Thränen und Seufzern ... nur verwirf mich nicht, o, verwirf mich nicht!“

„Es ist also wahr ...?“ murmelte ich im Tone des höchsten Schmerzes.

„O, Geliebter“, schluchzte sie, „nicht um Dich zu betrügen, nicht aus Mißachtung Deiner Liebe ... nur um Dir ein Leid zu ersparen, verschwieg ich ... was ... was nun doch einmal nicht mehr zu ändern war ... O, hätte ich ahnen können ...“

Die Stimme versagte ihr.

Ich hatte genug gehört.

Meiner selbst nicht mehr mächtig, stieß ich sie mit einem Worte zurück, das, einmal gesprochen, jede Möglichkeit der Versöhnung ausschloß ... Es war ein furchtbares, vernichtendes, blutiges Wort der Entehrung, der Brandmarkung.

Mit einem gellen Aufschrei fuhr sie empor. Ihre Augen starrten

Digitized by Google

mich glanzlos an, als sei jede Lebensfähigkeit, jeder Athemzug in ihrer Brust mit einem Mal erloschen. Nie werde ich diesen tödtlichen Blick vergessen ... Er drang mir durch Mark und Bein, wie der Abschiedsblick einer Sterbenden. Das letzte Dämmerlicht des verlöschenden Tages spiegelte sich in ihren großen, dunklen Pupillen ... Noch einmal schauderte sie zusammen ... Dann stürzte sie hastig hinaus ...

„Eile ihr nach!" rief mir eine innere Stimme zu. „Du verscherzest das Glück Deines Lebens!"

Zwei, drei Secunden lang war ich unschlüssig. Dann stieg plötzlich das hohnlächelnde Antlitz meines Schulgenossen vor meiner Seele auf ... Ich ballte die Faust — und blieb.

Ich wollte stark sein; ich wollte die kindischen Träume, an denen mein thörichtes Herz gehangen, mit Gewalt von mir werfen; die Schlange, die mich verrathen, sollte ein für alle Mal vergessen sein.

Ach, wie kläglich kam ich mit diesem geschraubten Heroismus zu Stande! Ehe eine Viertelstunde verging, lag ich sterbenselend am Boden und weinte wie ein schwaches, ohnmächtiges Mädchen. Allgemach schwanden mir die Sinne, ich schlief ein und benetzte noch im Schlafe die kalten Steinplatten meines seltsamen Lagers mit glühenden Thränen.

Ein heftiger Lärm erweckte mich. Ich sah auf meine Uhr. ... Es war bereits lange nach Mitternacht. Man klopfte an meine Thür. Der greise Giovanni trat mir in höchster Aufregung entgegen, gefolgt von drei, vier Freunden und Nachbarn.

„Wißt Ihr Nichts, liebster Enrico?" stammelte der ehrliche Schiffszimmermann mit unsicherer Stimme. „Wir suchen Margherita ... Sie ist im ganzen Hause nicht zu finden und schon schlägt es halb Zwei vom Thurme. Gegen Zehn war ich hier an Eurer Thür und lugte herein, denn ich glaubte, Ihr hättet Euch, wie Verliebte pflegen, beim Plaudern verspätet ... Aber Ihr lagt auf den Fließen und schlieft, und von meiner Tochter war nichts zu sehen ... Jetzt indessen müßt Ihr verzeihen, wenn ich Euch störe ... Ich fange an, ernstlich besorgt zu werden ... Wißt Ihr Nichts, bester Enrico?"

Ich erwiderte ihm, ich sei eben so rathlos als er, und schloß mich dann, von furchtbaren Ahnungen zermartert, den Suchenden an. Bald gerieth der ganze Strand in Alarm. Man fragte und forschte nach allen Seiten. Niemand vermochte Auskunft zu ertheilen. Noch begreife ich nicht, was mir die Kraft gab, die übermenschlichen Prüfungen dieser Schreckensnacht zu ertragen! Bis gegen Morgen durchstreiften wir die Stadt, die Marine, die Gärten und Landstraßen: nirgends fand sich eine Spur der Vermißten. Die Sonne vergoldete bereits die Zinnen der fernen Castelle, als ich mit dem Vater des unglücklichen Mädchens in die verödete Wohnung trat. Der alte Mann bot einen jammervollen Anblick. Das lange, greise Haar hing verwirrt und wild um seine Schläfe. Er war blaß wie der Tod. Nur mit Mühe hielt er sich aufrecht. Ich brachte ihn zu Bett und warf mich dann angekleidet auf das Sopha, wo ich alsbald in einen dumpfen, beklemmenden Schlaf verfiel.

Digitized by Google

Als ich nach einigen Stunden wieder erwachte, hatte man mir unter der Thür her einen Brief in das Zimmer geschoben.

Ich erkannte die Schriftzüge Karl's.

Hastig erbrach ich das Siegel und las wie folgt:

„Lieber Heinrich!

„Du bist gestern schändlich grob gewesen. So, wie Du mich kennst, weißt Du, daß ich in der Regel gegen derartige Bêtisen äußerst empfindlich bin. Ich habe mir indeß die Sache überlegt und eingesehen, daß Du von Deinem Standpunkt aus nicht so völlig Unrecht hast. Du scheinst das Mädchen in der That zu lieben, und wenn ich auch meinestheils die Ekstase dieser poesievollen Leidenschaft für Schwindel halte, so bin ich doch human genug, jedem Sterblichen sein Plaisir zu lassen. Ich begreife, wie es einen überschwänglichen Amoroso peinigen muß, den Gegenstand seiner Neigung in einem zweideutigen Lichte zu sehen. Meine Bemerkungen waren unbesonnen: ich bin Dir einige Aufklärung schuldig. So wisse denn, daß ich allerdings Deiner Margherita nach meiner Weise den Hof gemacht habe. Das gute Kind bildete sich ein, ich würde sie heirathen, und gestattete mir daher gewisse Vertraulichkeiten, die — — enfin, ich will Dir das Herz nicht schwer machen ...! Dagegen gebe ich Dir feierlichst mein Ehrenwort darauf, daß Du Dir über ihre jungfräuliche Sittsamkeit, so weit ich hier mitzureden habe, keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchst. Es thut mir aufrichtig leid, daß ich nicht das Maul hielt; da ich aber doch nun einmal so thöricht war, die Sache auf's Tapet zu bringen, so ist es meine Pflicht, Dir derartige Zweifel, die Dein romantisches Lebensglück stören könnten, rundweg zu benehmen. Also keine Kopfschmerzen, alter Junge: Du hast mein Ehrenwort . . . In der Hoffnung, bald von Dir zu hören, ververbleibe ich

in saeculorum saecula

Dein

Karl Karr,

Virtuos in Formen und Farben."

Als ich diese Zeilen durchflogen hatte, tobte es in meiner Brust von tausend widerstreitenden Empfindungen . . . Sie war also rein geblieben, die Geliebte meines Herzens — rein selbst in der Nähe dieses gefährlichen Verführers. Ihr reges Zartgefühl hatte sich zum Verbrechen angerechnet, was hundert Andere für einen Scherz, für eine Bagatelle gehalten haben würden! Und ich hatte sie von mir gestoßen wie eine Verworfene! Ich hatte sie hinausgetrieben in die Verzweiflung! Ich hatte mit verruchter, wahnwitziger Hand mein eigenes Glück zerstört — um eines Hirngespinnstes willen! Ja, ich wußte es, ich fühlte es, ich ahnte es . . . Margherita war todt! Draußen wogte und brandete die See — und aus dem dumpfen Rauschen der Fluthen klang mir die verzweiflungsvolle Kunde entgegen: Sie ist todt! . . . Aber nein! Noch war es ja möglich, daß die Verlorene zurückkehrte . . . Meine Seele jauchzte bei diesem Gedanken zum Himmel auf, wie ein Elender,

Digitized by Google

der auf dem Blutgerüst begnadigt wird! . . . Noch konnte Alles vorüber gehen, wie ein schwerer, beängstigender Traum! Liebte sie mich nicht? Mußte sie mir nicht verzeihen, wenn sie meine grenzenlose Reue, meinen Jammer, meine Thränen sah?

Da horch! Ein furchtbares Wehgeschrei erscholl durch die einsamen Räume des Hauses. Ich erkannte die Stimme Giovanni's. Mehr bedurfte es nicht . . . Kein Zweifel — mein Schicksal war besiegelt! Es überkam mich wie eine ungeheure Erstarrung. In dumpfer Apathie kauerte ich mich auf das Sopha und wartete. Mochten sie kommen und mir das Entsetzlichste berichten: ich war gefaßt — gefaßt wie ein Mensch, der nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu verlieren hat.

Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür. Alessandro, der Oheim Margherita's, trat verstörten Blickes auf mich zu. Der starke Mann zitterte am ganzen Leibe.

Es war geschehen . . . Sie war in Alessandro's Barke hinausgerudert in die offene See . . . Gott allein wußte, wie es zugegangen . . . Der Kahn trieb leer auf den Wellen . . . Man hatte ihn aufgefangen und Margherita's Busentuch auf der Ruderbank gefunden.

Alessandro erzählte dies in so unzusammenhängender Weise, daß ich ihn schwerlich ganz verstanden hätte, wäre mir nicht Alles von vornherein klarer gewesen, als ihm selber. Er suchte mich zu trösten; er sprach von Gottes unabänderlichen Fügungen . . . Er ahnte nicht, daß ich Margherita ermordet hatte!

Einen Augenblick war ich nahe daran, ihm und dem beweinenswerthen Vater den wahren Sachverhalt zu enthüllen. Aber die Erwägung, daß ich den Schmerz der unglücklichen Menschen durch meine Selbstanklage nur zwecklos verdoppeln würde, hinderte mich an der Ausführung eines solchen verzweifelten Entschlusses.

Noch desselbigen Tages verließ ich Torre del Greco. Wie ein Irrsinniger streifte ich durch die entlegensten Schluchten der Apenninen, als könnte ich dem verzehrenden Weh, das ich mit mir herumtrug, in der Einöde des Gebirges entfliehen, als gäbe es in diesen Regionen der Verlassenheit ein Asyl für mich, wo ich Ruhe finden würde für meine Seele! Die todte Margherita verfolgte mich bei Tag und bei Nacht wie ein gespenstischer Schatten. Die bleiche Gestalt ihres Vaters schien mir aus jedem Winkel vorwurfsvolle, thränenüberströmte Blicke zuzuwerfen. Mein Zustand verschlimmerte sich von Woche zu Woche. Endlich verfiel ich in ein Nervenfieber, das mich an den Rand des Grabes brachte. Drei Monate lang lag ich in Campobasso im Kloster — von gutherzigen Mönchen auf's Treulichste gepflegt — aber selbst in meinen Delirien von den Qualen eines ewig bohrenden Gewissens gefoltert. Als ich wieder so weit hergestellt war, daß ich meine Weiterreise antreten konnte, überlegte ich, ob es sich der Mühe lohne, dies elende Dasein fortzusetzen. Dicht beim Kloster fiel ein mehrere hundert Fuß hoher Fels steil in die Tiefe ab . . . Als Reconvalescent hatte ich oft am

Digitized by Google

Rande des Abgrundes gesessen und über die steinerne Brüstung in den gähnenden Schlund geblickt. Ein Sprung von dieser Höhe — und Alles, Alles, Alles, was mich so unsäglich marterte, war vorüber. Aber nein! Die Schuld, die ich auf mein Haupt geladen hatte, mußte gesühnt werden! Ich mußte ausharren bis zum Ende! Nur so konnte ich auf Vergebung hoffen!

Und ich harrte aus. Noch einmal besuchte ich die Stätte meines kurzen Frühlingstraumes . . . Am dritten Tage hatte das Meer die sterblichen Reste Margherita's an den Strand getragen . . . Ich kniete an ihrem Grabe und überließ mich, von Niemandem belauscht, dem Uebermaß meines Schmerzes. Wie einst, kam die goldene Scheibe des Mondes hinter dem dunklen Berggipfel empor; wie einst glänzte die Fluth und die Insel in dem märchenhaften Schimmer des zitternden Dämmerlichts: aber zwischen dem Einst und dem Jetzt lag eine Kluft, die keine Gnade des Himmels auszufüllen vermochte! . . . Bis gegen Mitternacht blieb ich auf dem Kirchhof . . . Dann ließ ich mich von einem alten Marinajo und seinem Burschen nach Neapel hinüberrudern.

Fünf Wochen später hatte ich hier zwischen den ernsten, hochaufragenden Bergwänden mein stilles Asyl gefunden. Die Einsamkeit that mir wohl. Allgemach vernarbten die Wunden meines Herzens: aber nach der Gesellschaft der Menschen sehnte ich mich nicht wieder zurück. Der Verkehr mit Friedel, dem treuen Gefährten meiner Abgeschlossenheit, genügte mir; die Arbeit tröstete und stärkte, die Kunst erquickte mich . . . Der wohlthätige Hauch der krystallklaren Alpenluft flößte mir Muth in die Adern . . . aber ich empfand von Jahr zu Jahr deutlicher, daß ich dies schlichte Blockhaus nie wieder verlassen würde . . .! Es giebt Erfahrungen, lieber Freund, die den Menschen umgestalten wie die Revolution ein Staatswesen . . . Ehedem sehnte ich mich nach mitgenießenden Seelen: jetzt wäre mir der Gedanke, wieder wie einst in den Strudel der Städte zu tauchen, ein nahezu unfaßbarer. Ich bin ruhig geworden; ich habe mich mit dem Unabänderlichen zurechtgefunden; allein die Vergangenheit schlummert nur . . . Wie manchmal schrecke ich noch jetzt vom nächtlichen Lager auf und vernehme die Stimme jenes furchtbaren Vorwurfs, der mir durch Mark und Bein geht, wie die Posaune des jüngsten Gerichts. Wol kämpfe ich das erwachende Weh nieder — aber trotz aller Macht des Willens, trotz aller geistigen Klarheit legt es sich doch wie eine leise, schmerzliche Trübung über das ergriffene Gemüth, und wenn ich in meiner besten Stunde meinen innern Zustand durchmustere, so darf ich mir nur bekennen, daß ich ungebrochen, daß ich gelassen, daß ich mit meinem Schicksal ausgesöhnt — nicht aber, daß ich glücklich bin . . . . Der Engel des Glücks pocht nur einmal an unsere Pforte: wehe dem Verblendeten, der nicht öffnet!

Digitized by Google

Kirmeß in Scheveningen.

Skizze aus dem Holländischen Volksleben.

Wenn Constantin Huygens, der berühmte holländische Dichter, welcher den malerischen Weg vom Haag nach Scheveningen angelegt hat, diese breite Straße an einem Pfingstfeste einmal wiedererblicken könnte — mit dem üppigen Grün und wimmelnd von Spaziergängern, Wagen und Reitern, wie würde er sich über sein Werk freuen!

Am Pfingstmontag ist die Residenz so lebendig, bunt, abwechselnd, und beinahe ohne Schatten, wie an keinem andern Tag. Von Morgens sieben Uhr bis Abends spät geht die Wallfahrt nach Scheveningen unaufhörlich fort, und für die ganze Bevölkerung ist dieses Fest ein wahres Gaudium, mit alleiniger Ausnahme des Mäßigkeitsvereins und der Pferde, welche letzteren an diesem Tage doppelt so viel leisten müssen, als an jedem andern Tage des Jahres.

Schon früh am Morgen scheinen einzelne Bauern ihren Frauen in den vollen Straßen zeigen zu wollen, daß am Erinnerungsfest der feurigen Zungen die ihrigen noch einmal so lebendig sind als sonst und daß sie mit den Tendenzen des Mäßigkeitsvereins nichts zu schaffen haben.

Der Scheveninger Weg sieht beinahe aus wie die Pariser Champs Elysées in Miniatur. Obschon vier sehr breite Straßen neben einander fortlaufen, müssen die Kutscher doch langsamen Schrittes fahren, denn es ist eine ununterbrochene Linie. Jeder Fremde, der in Reisebüchern die Holländer als steif, phlegmatisch und kühl beschrieben fand, wird seinen Augen nicht trauen, wenn er in großen Wagen die jubelnden Bauern in den Armen der dicken, mit weißen Taschentüchern wehenden, goldenen Bäuerinnen liegen sieht und die singende, ringende, tanzende Masse in Scheveningen erblickt. Es ist wie schäumender Champagner, der lange im dunklen Keller aufbewahrt lag. Vorzüglich fesselt die lange Reihe nordholländischer Bauernchaisen, hübsch und reich bemalt und vergoldet, die Aufmerksamkeit. Die Ehepaare oder Liebespärchen, welche in hohen, leichten, schlanken Wägelchen nur sehr dicht neben einander Platz finden können, hüpfen vor Vergnügen und von der schnellen Fahrt. Man sieht die funkelnden Diamanten und goldenen Schmucksachen dieser gesunden, reichen Bäuerinnen, die entweder als emancipirte Frauen selbst kutschiren, oder ihre Arme und Hände mit ebensoviel Ringen als es Finger giebt um den breiten Rücken des Gatten oder Liebhabers geschlungen haben.

Dieses Schauspiel wird begleitet von Jauchzen und Schreien, von Singen und Ausrufen; denn der ganze Scheveninger Weg ist eine Kette von Buden, eine an der andern, von Krämern, Orgelspielern und Bettlern; und dazwischen kündigt die Trompete der überfüllten Pferdebahn an, daß auch die Actionaire heute einen guten Tag haben.

Vor dem Fischerdorfe vertheilt sich die Masse etwas. Wenn dies nicht der Fall wäre, wie würden dann die Tausende von Fußgängern und Wagen sich in den schmalen Trichter der Dorfstraße pressen lassen? Es ist die sogenannte „Kaiserstraat", die Hauptstraße des Badeortes. Scheveningen ist nur ein Strandorf; aber den einfachen, eigenthümlichen Dorfcharakter hat es durch den jährlich steigenden Besuch der Badegäste längst verloren. Umgeben von niedrigen Läden sieht man einen „Salon de coiffure" mit einem frisirten

Digitized by Google

Herrn an der Thür; neben armseligen Fischerhäuschen sind „möbilirte Zimmer zu vermiethen“ und zwischen der ursprünglichen Fischertracht bewegen sich die größten Nachahmer der Mode.

Das Meer, welches sich von Natur nicht ändert und seit Jahrhunderten bald ruhig und glatt über den Strand rollt, bald wieder schäumend und brausend gegen die Dünen stößt, welches seine bewegliche Fläche immer bis an den Horizont ausdehnt und immer der regelmäßigen Bewegung von Ebbe und Fluth gehorcht — das Meer scheint von seiner Unveränderlichkeit den Bewohnern seiner Ufer etwas mitzutheilen. Wie nahe auch dem Haag und wie oft auch in täglicher Berührung mit seinen Einwohnern, haben die Scheveninger demungeachtet die Tracht, die Gewohnheiten, ja selbst den Dialekt ihrer Väter bewahrt. Noch immer sieht man die Scheveninger Fischerfrauen mit ihren Ohreisen und weißen Käppchen, ihren Strohhüten mit breitem Rande, ihren dunklen, mit feuerrothem Flanell gefütterten Schultermänteln, ihren geblümten Jäckchen, schwarzen oder rothen Röcken, breiten Schürzen und drei oder vier Fischkörben auf dem Kopfe. Noch immer sieht man die Fischer mit ihrem Wamms, braunen Hosen und vielfarbigen Zipfelmützen. Noch immer sieht man die Hundewagen, welche von Geschlecht zu Geschlecht den Fisch zum Markte in die Residenz bringen; und wie vor zweihundert Jahren werden noch heute am Strand die reparirten „Pinken“ — so nennt man die kleinen Fischerkähne — von einer Anzahl Pferde nach dem Meere gerollt.

Die Bevölkerung in Scheveningen lebt denn auch hauptsächlich vom Fischen im Meere und — in den Taschen der Badegäste. Jedoch ist sie im Ganzen nichts weniger als wohlhabend; denn viele Familienväter finden schon früh ihr Grab in den Fluthen und alle miteinander gehen sehr verschwenderisch mit dem Geld um.

Die meisten Fremden kennen von Scheveningen nur die breite Hauptstraße, den Strand, das große Badehaus und das Meer. Die sich krümmenden Seitengassen, mit Häuschen wie Nußschalen und Kindern wie Champignons, sind ihnen verborgen geblieben. Man ist auch nicht neugierig nach jener malerischen Armuth, und sehnt sich mehr nach einem träumerischen Esel am Strande, nach dem Baden im erfrischenden Meere, nach der Musik und den Toiletten auf der Terrasse des Badehauses. Dort, in den malerischen Gassen, sieht man nur Künstler entzückt über soviel Schmutz, Baufälligkeit und Elend; je freier und nachlässiger die Kleidung dieser Gassenkinder, desto besser für die Künstler.

Am Ende der Hauptstraße erblickt man die Dünen und nach einigen Schritten ist man am Strande. Da segeln eben einige Schiffe der kleinen Flotte aus: die „Pinken“ werden von ihren Ankern losgewunden, und in der Brandung auf und nieder getrieben, bis die annähernde Fluth sie flott macht, der Wind die Segel spannt, die Schiffchen stets weiter und weiter hintreiben und das weiße oder rothbraune Leinen endlich ein Punkt am Horizont wird. Hier waten die von der Sonne und Luft gebräunten Fischer durch das Wasser, um ein Anker zu hissen, oder, wenn die „Pinken“ wieder angekommen sind, den reichen Fang an den Strand zu tragen. Dort kommen die Frauen in ihrer eigenthümlichen Kleidung von der Dünenhöhe, um den Fisch, der am Strande in langen Reihen ausgestellt wird, zu kaufen. Da spielen auch die Meereskinder, von unserm Maler Jozef Israëls so entzückend in allen ihren „faits et gestes“ vorgestellt. Die hübschen dicken Scheveninger Jungen und Mädchen plätschern immer im Wasser oder lassen ihre Holz-

Digitized by Google

schuhe wie kleine „Pinken„ treiben. Ohne strengere Rücksicht auf Anständigkeit springen und tanzen sie in den Wellen.

Wirklich, Scheveningen ist die Oase, wo man im Sommer am erfrischenden und stärkenden Strande tief athmet nach der drückenden und heißen Atmosphäre des Binnenlandes. Wendet man einen Augenblick dem Meere den Rücken, so erblickt man die fahlen, gelbgrauen Dünen, einzelne Villas und die Badehäuser: das sogenannte Hôtel Zeeruſt (Meeres-Ruhe), eine Kaffee- und Thee-Wirthschaft, das große Hôtel garni, welches aussieht als ob es aus Spielkarten errichtet sei, und endlich das große städtische Badehaus, welches mit seinem kleinen Körper und großen Flügeln einer Fledermaus gleicht. Die mit gutem Pflaster versehene, breite Terrasse ist während der Badesaison sehr besucht. Abends nach sieben kommt die „fine fleur" der Residenz, das Reichste, Leichteste und Feinste was 's Gravenhaag darbietet, um die Meereskühle einzuathmen, die schönsten Toiletten auszustellen, und Botgorsched's Musik zu hören.

Der „Hagenaar" (Einwohner des Haag) lebt in Scheveningen. Täglich umarmt die muntere Welle Hunderte vom schwachen und vom starken Geschlecht, und jedesmal mit größerm Behagen, als ob Neptuns Freundschaft immer zunehme. Die lesenden, oder plaudernden Damen in ihren kleinen flatternden Zeltchen und die liebenswürdigen Schönen, die, nach dem Bade die Menschenliebe so weit treiben, daß sie selbst annectirte Haare auf ihrem eigenen Rücken trocknen lassen: Alles spaziert, lacht, träumt, Alles liegt auf dem belebten flachen Strande.

Bei schlechtem Wetter jedoch ist das Leben des Badegastes in Scheveningen bedauernswerth. Die sonst so muntere, volle, lebendige Terrasse mit ihrer Musik gleicht nun einer öden Sandwüste, wo der Karavanserai, das Badehaus, einzelne verirrte Gäste bewirthet; oder besser, das Badehôtel ist ein großes Kloster, ein Ort der Buße und Abtödtung, dessen Insassen durch die grauen eintönigen Dünen, das graue Meer, das Pfeifen und Tosen des vergrämten Windes und den plätschernden Regen zum reuevollen Nachdenken und zur Einkehr in sich selber gestimmt werden müssen. Jeder Mann seufzt und klagt; Alles bebt und kracht, tropft und zieht. Nur eine einzelne Seemöve erscheint auf der Terrasse, und an den Fenstern erblickt man die verzweifelnden Gesichter einzelner Gäste.

Am Pfingstfeste giebt es aber nur Freude und heiteres Leben. Im Dorfe selbst liest man überall: „Hier zet men koffy en thee." (Hier trinkt man Kaffee und Thee) In diesen kleinen Wirthsstuben setzen sich die Handwerksleute mit Frauen und Kindern an die Fenster. Zwischen den Seemuscheln und sonstigen Seltenheiten erblickt man sie mit ihren langen Pfeifen, Kaffee oder Bier trinkend, und dabei ein „gedroogd scharretje" (eine Art Fisch, die geräuchert wird) essend. Ueberall bewegt sich eine fröhliche Menschenmasse. Auch der breite bepflasterte Fußweg auf den Dünen, der zum Hôtel garni, dem einfachen Pavillon des Prinzen Friedrich und dem großen Badehaus führt, wimmelt von Menschen.

Dem geschlossenen stillen Hôtel garni geht man vorüber, bis man am Ziele, der Terrasse, angelangt ist. Es ist unmöglich noch einen Sessel zu erobern. Die sehr vornehme und sehr leichte Welt stimmen hierin überein, daß sie sich auf der Terrasse nicht setzen. Im unaufhörlichen Hin- und Herschlendern stellen sie ihre neuen Toiletten aus, machen hie und da ihr Compliment und fahren nachher fort. Nur die wohlhabenden anständigen Bürger und

Digitized by Google

Andere setzen sich an die Tische, erfrischen sich und loben ihr Schicksal, das sie im Haag wohnen ließ.

Erst bei der Rückkehr nach dem Haag zeigt sich die Kirmeß im vollen Glanz. Die „Broedertjes- und Wafelkramen (Buden, wo man diese zwei verschiedenen Kuchen ißt) sind nun in voller Thätigkeit. Es sind hölzerne Buden, mit zwei Zimmerchen hinter einander an jeder Seite. Im mittlern, offenen Theil, der reich vergoldet ist, sieht man hübsche Möbel und Leuchter. An diesem Eingange steht der Ofen, hinter welchem die Bäckerin, die moderne Pythia, immer nur beschäftigt ist, mit ihrem Löffel voll Mehl alle Formen der Pfanne zu füllen. Daneben stehen die Hebe's immer fertig, die „Broedertjes" heraus zu heben, auf Teller zu legen und noch warm in die Zimmer zu bringen, wo die Liebhaber ihrer mit Verlangen warten. Daneben übt man sich im „Koek Slann", d. h. man legt einen harten Kuchen auf einen hölzernen Block, und schlägt abwechselnd mit einem andern Theilnehmer so lange mit einem Stocke auf den Kuchen, bis er bricht. Auch einige Caroussels ziehen die unerschöpfliche Fröhlichkeit der Besucher an, und das Singen, Jauchzen, Trinken und Tanzen nimmt erst gegen elf Uhr ein Ende. Die Bauern und Bäuerinnen jedoch sind schon um acht Uhr abgefahren, weil sie vielleicht noch drei oder vier Stunden von ihren Wohnstätten entfernt sind. Wenn jedoch, wie es öfters geschieht, auch die Kirmeß in der Residenz zu gleicher Zeit gefeiert wird, so bleiben die Bauernfamilien in der Stadt. Wie überraschend und ergötzend ist es dann für sie, wenn ihnen in einen Athem, auf dem klassischen „Byverberg" — einem der meist besuchten Spaziergänge im Haag — angeboten wird: „Die schönste Frau der Welt, welche die Venus von Milo beschämen könnte;" „die dicke und schöne Dame aus Venedig, welche, auf zwei kolossalen Bildern dargestellt, von den Fürsten Napoleon, Franz I. und Victor Emanuel umgeben ist;" „der Mann mit eisernen Eingeweiden, welcher Degen verschluckt, wie ein gewöhnlicher Mensch Spargel;" „das Kind mit dem Horne auf dem Kopfe, von einem Volksredner beschrieben, der so gut spricht, daß man ihn in der Deputirtenkammer haben möchte" ꝛc. ꝛc.

Zahllose Pifferari sieht man überall herumspringen und auf ihren Dudelsäcken pfeifen. Das ist ein Compliment Italiens, sagt man: — wir schickten holländische Burschen als Zuaven nach Rom, und dagegen sandten sie uns arme Pifferari. — Man sieht einen Bären mit Maulkorb allerlei Künste machen und auch auf Befehl eines französischen Meisters die Freiheit vorstellen, wobei der arme Teufel seinen Stock in die Höhe hebt. Das ist entzückend! Ein lebendes Bild der französischen Freiheit! Außer der langen Reihe von Buden und Kramläden aller Art, giebt es noch so manche Zerstreuung auf dieser größeren Kirmeß, wie man sie sowohl in Otahaiti als in Cöln finden wird. Das speciell Holländische ist in den schon genannten „Broedertjes- und Wafelkramen" zu suchen.

In der That, wenn Constantyn Huygens hätte träumen können, daß Scheveningen so blühen würde, wie es gegenwärtig blüht, und daß man von allen Ländern mit seinen eingebildeten oder wirklichen Leiden dahin käme, um sie im brausenden Meere abzuspülen, — wie stolz würde er auf seine „Gründung" gewesen sein!

Johan Gram.

Digitized by Google

Die Schule der Höflichkeit.

Von J. G. Kohl.

Anspruchslosigkeit und Menschenfreundlichkeit sind allerdings die schönsten und unentbehrlichsten Grundlagen und Folien der Höflichkeit. Ein Mensch ohne Prätensionen, von natürlicher Bescheidenheit und mit einfachem wohlwollenden Gemüthe wird gewiß von selbst auch im Umgange mit uns meistens ein seinem sanften Charakter entsprechendes und nicht verletzendes Benehmen entwickeln.

Nichtsdestoweniger aber kann doch vor Allem die Höflichkeit der Nachhülfe, der Erziehung und Belehrung nicht entbehren. Sie bedarf der Schule, einiger Formeln, eines Codex oder Katechismus. Denn es giebt eine Menge kleiner Dinge und Modificirungen des Betragens im Umgange, durch die wir Andere angenehm zu berühren und für uns zu gewinnen vermögen, und eben so viele andere, durch die wir sie verletzen können, und hierüber giebt es gewisse bestimmte, hergebrachte Regeln des Benehmens, auf deren Erfindung selbst die allergutmüthigsten und anspruchslosesten Personen von selbst nie gekommen wären. Diese letzteren erscheinen uns trotz aller ihnen innewohnenden Selbstverleugnung und aller warmen Nächstenliebe, wenn sie jene Kunst-Regeln nicht kennen lernten, wenn sie jene Schule nicht durchmachten, häufig plump und rücksichtslos.

Sie werden ihrer harmlosen Gesinnung gemäß uns zwar nie etwas ganz Arges in's Gesicht sagen. Vielleicht aber werden sie zum Beispiel, wenn sie uns begrüßen, nicht daran denken zuvor ihre nicht mehr ganz neuen Handschuhe auszuziehen, vielmehr statt uns die warme wohlgewaschene Hand zu reichen, die mit Ziegenleder bekleideten Finger nach uns ausstrecken, als wenn sie etwas Widerwärtiges anzufassen hätten. Welchem gutmüthigen Naturkinde fällt es denn auch von selbst ein, wenn man es ihm nie gesagt hat, daß das nicht passend sei, und daß man bei der Begrüßung durch Händedruck einer in allen Ländern sogar bei den Kosacken geltenden traditionellen Schicklichkeitsregel zufolge zuvor die Handschuhe ausziehen soll, wie man ja auch beim Kuß den Mund nicht in ein Futteral legt.

Erkundigen wir uns nach dem Befinden jener ungeschulten freundlichen Leute, so sind sie zwar sehr dankbar, und fast gerührt für die „gütige Nachfrage", und sie geben uns auch bereitwilligst ganz hinreichend Auskunft über ihr Wohlergehen, oder über ihre Leiden und Krankheiten, die sie durchgemacht haben, und über die Medicin, die sie einnehmen mußten; vergessen es aber hinterdrein ganz, sobald als möglich hiermit abzubrechen, und sogleich, wie die — wenigstens bis 1870 — sehr artigen Franzosen das nie versäumen, mit der Frage: „Et vous Monsieur?" („Und Sie selbst mein Herr, ich hoffe Sie befinden Sich auch recht wohl?") hervorzurücken, weil sie Niemand darauf aufmerksam gemacht hat, daß dies in dem Schachspiel des angenehmen Umgangs derjenige Zug ist, der nach den richtigen Spielregeln gleich auf jene Frage, mit welcher unser Mitspieler aussetzte, folgen muß.

Digitized by Google

Haben jene gutmüthigen und anspruchslosen Naturkinder uns mit einem Brete angerannt und den Kopf verletzt, so werden sie freilich bestürzt genug sein, und ihr grobes Versehen auf alle Weise durch freundliche Entschuldigung und Beihülfe wieder gut zu machen streben, denn sie wissen es im Allgemeinen, daß wir von Fleisch und Bein gemacht sind. Daß wir alle aber eigentlich wahre Sensitiven sind, und daß selbst jede geringste kleine Streifung mit dem Ellbogen uns choquirt, und das Pflästerchen einer höflichen Entschuldigung verlangt, kommt den Unbefangenen schon nicht sogleich in den Sinn. Noch viel weniger, daß sogar selbst jeder Widerspruch in der Unterhaltung oder jede Unterbrechung der Rede durch ein „Erlauben Sie gütigst" oder „Verzeihen Sie gefälligst" eingefädelt werden sollte, weil uns Empfindlichen dies Alles sehr unangenehm berührt, und als ein mehr oder weniger grausamer Eingriff in unsere persönlichen Rechte erscheint. Die höflichen Franzosen, die wir als — wie gesagt bis 1870 — anerkannte Muster und Gesetzgeber der Artigkeit nun ein Mal hier oft anführen müssen, haben beständig ihr „Pardon" und „Merci Monsieur" auf den Lippen und gebrauchen Beides wie die kleine Münze oder Medicin des Umgangs unermüdlich, worin sie bei den so häufig wiederholten und ganz unvermeidlichen Verwickelungen unserer Conversationen sehr recht thun. Wen man nicht ein wenig darauf eingeübt hat, der bedient sich jenes Oels nicht häufig genug oder nicht in allen passenden Fällen.

Ich nehme ein anderes Beispiel: Schulter und Rücken sind nun ein Mal die nichtssagende Schattenseite unserer Persönlichkeit, während auf der Vorderseite, auf unserm Angesicht Alles geschrieben steht und vor sich geht, wodurch wir uns den Uebrigen mittheilen. Wenn wir Jemandem den Rücken zukehren, so hat er Mühe unsere Worte zu vernehmen, und er erfährt gar nicht, was unsere Mienen und Gesichtszüge aussprechen. Ja, es scheint fast, als hielten wir ihn selbst des Anblicks und der Betrachtung nicht werth, Es gilt daher als eine ganz allgemeine und strenge Höflichkeitsregel, daß man unter allen Umständen den Gesprächsgenossen die Augen und das Antlitz zuwende. Freilich ist dies ein so natürliches Gebot, daß auch der ärgste Naturmensch es in der Hauptsache ganz von selbst beobachten wird, da ja schon die Thiere, wenn wir sie anreden, uns in's Auge blicken. Allein wer nicht näher darüber nachgedacht hat oder nicht belehrt wurde, wird wahrscheinlich doch jene Regel nicht bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgen und sie auch nicht zu allen Zeiten strict festhalten, was durchaus, namentlich höheren Personen gegenüber, ganz de rigueur ist.

Man soll den Anderen vorerst auch nicht ein Mal den halben Rücken zeigen, wie es die Verlegenen wohl thun. Man muß ihnen das Angesicht ganz, voll und klar zuwenden, face en face, wie ein Soldat, der sich vor seinem Officier präsentirt, wenn auch nicht mit der militairischen Strammheit einer Schildwache. Wie die Verlegenen, so reden uns auch Die, welche mit uns grollen oder stolz auf uns herabsehen, nur mit halber Zuwendung des Körpers und über die Schultern an.

Man soll auch ferner dem Freunde bis zum letzten Abschiedsworte zugewandt bleiben, und namentlich, wenn er ein Höherer ist, ihn selbst zuerst den Rücken kehren lassen. Naturmenschen sind sehr geneigt, hiergegen zu sündigen, und alsbald sowie sie ausgeredet haben, Rechts um Kehrt zu machen und ihrer Wege zu gehen. Sie denken nicht daran und verstehen es auch nicht, wie die Hofleute beim Ende der Audienz und beim Abtreten, ihr

Digitized by Google

Angesicht so lange als möglich lächeln und leuchten zu lassen, und erst beim Schließen der Thür das Kehrtmanöver zu vollführen.

Auch bei Begegnungen auf der Straße soll man dem Freunde, den man vorübergehend grüßt, das Gesicht höflich zuneigen und eine Zeitlang freundlich in die Augen blicken. Manche hochfahrende Menschen drehen beim Gruße kaum den Kopf nach Dir um. Die, welche rücksichtsvoll, höflich und wohlwollend sind, sehen Dich — selbst, wenn sie gerade große Eile haben — einen Augenblick ruhig und zärtlich an, als hätten sie Dir tief in's Herz geschaut, und ihre Augen lassen Dich erst wieder fahren, wenn Du ganz vorüber bist. Die Gedankenlosen und in sich selbst Vertieften, die auch häufig im Herzen theilnahmlos sind, machen dies kleine Manöver gewöhnlich etwas zu schnell ab, lassen ihren Blick über den Freund zu flüchtig hingleiten, und kehren sofort wieder in sich selbst zurück.

Hieraus ließe sich unter Anderm die Erscheinung erklären, daß so Mancher beim großen Publicum, welches ihn doch so zu sagen nur auf der Straße sah, in den wohl verdienten Geruch von Stolz oder eines stolzen oder unfreundlichen Charakters kam, und wie dagegen Andere beim großen Haufen populär geworden sind. Bei mancher Prinzessin und hohen Dame macht sich der Ruf ihrer Herzlichkeit oder Herzlosigkeit blos aus der Art und Weise, wie sie das Publicum zu begrüßen und zu beäugeln pflegt.

Auch in größerer Gesellschaft soll man sich im Gespräch mit seinem Nachbarn zur Linken nie so vertiefen, daß man dabei dem Nachbar zur Rechten ganz den Rücken zukehrte. Vielmehr soll man sich in großen Zirkeln immer so zu wenden und zu bewegen trachten, daß man so vielen Menschen als möglich das Antlitz zeigt, was bei der Gestalt unseres Körpers nicht ganz leicht ist, und einige Gewandtheit erfordert, und was ungelenke und verlegene Menschen nicht anders herausbringen können, als dadurch, daß sie sich geradezu mit dem Rücken gegen die Wand pflanzen und von da aus in die Gesellschaft hineinlugen. Ueber alle diese und andere Consequenzen jenes angedeuteten allgemeinen Höflichkeitsgesetzes muß man, sage ich, die Leute speciell belehren, aufklären und einüben.

Nicht selten sieht man arglose Männer neben den Damen, die sie auf den Trottoirs einer Stadt zu führen haben, ganz gemüthlich auf derjenigen Seite einherschreiten, wo die Häuser stehen, indem sie ihre Begleiterinnen neben dem Rinnsteine sich abmühen lassen. Denn Niemand hat es ihnen ja gesagt, daß, wenn ein Cavalier mit einer Dame auf einem Trottoir spazieren will, es aus unterschiedlichen triftigen Gründen sehr passend und höflich ist, ihr sogleich die vielfach gefahrvollere Rinnsteinseite abzugewinnen. Setzt man diesen Arglosen, die nie darüber nachdachten, die Sache auseinander, macht man sie auf die mit Straßenschmutz drohenden und nahe vorüberrasselnden Wagen und Pferde aufmerksam, so wird es ihnen freilich klar und sie nehmen es sich zu Herzen. Von selbst wären sie aber nicht darauf verfallen. Sie müssen geschult, oder wie man auch wol sehr treffend sagt, gehobelt werden.

Es ist demnach — sage ich — sehr gut, daß über alle diese und viele andere den genannten ähnliche Dinge gewisse bestimmte hergebrachte, von einigen tactvollen Leuten erfundene Regeln und Traditionen unter uns umlaufen, die Einer dem Andern mittheilt, und mit denen sie sich gegenseitig zustutzen. Bei jedem Volke, an jedem Orte, in jeder Gesellschafts- und Rangclasse sind die Vorschriften dieser Art sehr verschieden und überall ist ihre Mannigfaltigkeit groß. Der Eine hat sich davon während seines Lebens

Digitized by Google

mehr zu eigen gemacht, der Andere weniger. Der Höflichkeitscodex Mancher beschränkt sich in der That auf äußerst wenige ihnen geläufig gewordene Axiome, Manieren und Ausdrücke. So kannte ich z. B. ehedem einen guten alten Herrn, dessen gesammte Höflichkeit sich in der einen stets von ihm wiederholten Phrase „Bitte recht sehr!", die man ihm in seiner Jugend, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, eingeprägt hatte, concentrirte und reducirte. Wenn man ihm etwas Freundliches sagte — oder wenn er sich erlaubte, einen Einwurf zu machen — wenn man ihm Lebewohl wünschte — wenn man nieste, kurz, in hundert Fällen, wo reicher Begabte und feiner Polirte hundert verschiedene Variationen und verbindliche Redewendungen zur Hand gehabt haben würden, hatte mein höflicher alter Herr nichts zur Hand als sein stereotypes „Bitte recht sehr"! und den eben so stereotypen tiefen und raschen Bückling, mit dem er diese seine Lieblingsphrase zu begleiten pflegte.

Bei gewandten Hofleuten dagegen ist jener Höflichkeitscodex so bunt und paragraphenreich wie das Römische Recht. Gedruckte Höflichkeitsbücher helfen indeß wenig dabei. Am besten lernt man dergleichen aus der Schule des Lebens, durch mündliche Mittheilung und zwar besonders schön in der Jugend, namentlich wenn Einem ein Mal die Lehre in flagranti delictu gegeben wurde, und ein Freund uns über eine unserer Plumpheiten oder Versehen derb in's Gebet nahm. Denn dann — vorausgesetzt natürlich immer, daß Einer von Haus aus nicht ganz widerspenstig und impertinent ist — werden wir uns von Beschämung getroffen fühlen, und der Schreck darüber, daß wir so etwas Angemessenes nicht von selbst beachteten und erkannten, wird uns die Lehre für's Leben unvergeßlich machen.

Digitized by Google

Terje Vigen.

Aus dem Norwegiſchen **Henrik Ibſen's** überſetzt von

Adolf Strodtmann.

Ein Graukopf wohnte, ein ſeltſamer Mann,
Auf der äußerſten Inſel am Strand.
Er that gewiß Keinem was Böſes an,
Weder zur See noch zu Land.
Unheimlich nur hat's um ſein Aug' oft gezückt,
Zumal wenn ein Wetter nah;
Dann meinten die Leute, er ſei verrückt,
Dann hat faſt Jeder ſich ſcheu gedrückt,
Wenn er Terje Vigen ſah.

Ich ſchaut' ihn ſpäter am Brückenhang,
Er ſtand und verkaufte Fiſch';
Sein Haar war weiß, doch er lachte und ſang,
Und war wie ein Jüngling friſch.
Für die Mädchen hatt' er ein ſcherzend Wort,
Mit den Kindern kichert' er hell;
Er ſchwang den Südweſter und ſprang an Bord,
Dann hißt' er die Segel und ruderte fort
Heimwärts, der alte Geſell.

Nun will ich erzählen, was ich erfuhr
Von Terje und ſeinem Loos;
Und dünkt es zuweilen euch dürftig nur,
So war es doch edel und groß.
Nicht hab' ich aus ſeinem eigenen Mund
Die Kunde, die ich erwarb;
Doch von Freunden, die in der letzten Stund'
Ihn pflegten und betteten tief in den Grund,
Als er hoch in den Sechzigen ſtarb.

Er war in der Jugend ein wilder Krabat,
Frühzeitig kam er von Haus,
Und übte ſchon manche verwegene That
Als jüngſter Matroſe aus.
Dann deſertirt' er in Amſterdam,
Doch ſehnt' er ſich heim zuletzt,
Und ſchiffte ſich ein mit Capitain Pram;
Doch da er als Knabe faſt Abſchied nahm,
So kannte ihn Niemand jetzt.

Digitized by Google

Schlank war er geworden, hübſch friſch und roth,
Und ein gut gekleideter Gauch;
Doch Vater und Mutter waren todt,
Und alle Verwandten auch.
Er brütete ſtumm einen Tag oder zwei,
Dann erſtickt' er der Sorge-Beſchwer.
Die Raſt am Lande bedrückt' ihn wie Blei,
Nein, beſſer fürwahr, ſich zu ſchaukeln frei,
Auf dem großen, wogenden Meer!

Ein Jahr darauf nahm Terje ein Weib, —
Zu ſchnell wohl ſchloß er den Bund.
Man ſagt', ihn wurme der ſtille Verbleib
Auf gefeſteter Scholle Grund.
So lebt' er denn unter eigenem Dach
Einen Winter in Saus und Braus,
Ob die Scheiben blinkten wie hellſter Tag,
Mit ſchmucken Gardinen am Fenſterfach,
Im kleinen, roth ſchimmernden Haus.

Als das Eis zerſchmilzend dem Thauwind wich,
Ging Terje wieder an Bord;
Im Herbſt, als die Eidergans ſüdwärts ſtrich,
Traf ſie ihn heimfahrend gen Nord.
Da fiel's dem Matroſen ſchwer auf die Bruſt,
Von Jugendthatkraft entfacht:
Er kam von Ufern voll Glanz und Luſt,
Dahinten die Welt mit Leben und Luſt —
Und vor ihm Winter und Nacht!

Die Kameraden gingen an's Land,
Beurlaubt, zu Saus und Braus.
Sehnſüchtig ihnen nachblickend, ſtand
Er bald an dem kleinen Haus.
Durch die weißen Gardinen guckt' er hinein, —
Da ſchaut' er Zwei im Gemach;
Sein Weib ſaß ruhig und ſpann, allein
In der Wiege roſig und klein und fein
Ein lachendes Mägdlein lag.

Von Stund an, hieß es, ward Terje's Gemüth
Verwandelt und ernſt geſinnt.
Er ſchaffte ruhlos, und ward nicht müd',
In Schlaf zu wiegen ſein Kind.
Wenn Sonntagabends im Reigen ſich ſchwang
Der Tänzer tobende Schaar,
Erſcholl daheim ſein luſtiger Sang,
Indeß Klein-Aennchen ihm lehnt' an der Wang'
Und ihn zupfte am braunen Haar.

Digitized by Google

So ging's, bis achtzehnhundert und neun
Das böſe Kriegsjahr erſtand.
Noch lebt die Sage, wie da voll Dräu'n
Das Elend zog durch das Land.
Die Häfen in engliſcher Kreuzer Haft,
Ringsum Mißernte und Noth,
Das Volk vom Hunger dahingerafft,
Umſonſt der rüſtigſten Arme Kraft,
Vor der Thüre Krankheit und Tod.

Da brütet' er ſtumm einen Tag oder zwei,
Dann erſtickt' er der Sorge Beſchwer;
Er kannt' einen Freund ja, alt und treu,
Das große, wogende Meer.
Noch heut' von Munde zu Munde rinnt
Die Sage, was er gethan:
„Als ſich ein wenig gelegt der Wind,
Da ruderte Terje für Weib und Kind
Ueber's Meer in offenem Kahn!"

Den kleinſten Nachen wählt' er ſich aus
Und lenkte gen Skagen die Fahrt.
Den Maſt und das Segel ließ er zu Haus,
Da ſchien's ihm beſſer bewahrt.
Er dacht', es trüge durch Sturm und Fahr
Das Boot wohl ſicher die Laſt;
Das jütiſche Riff war tückiſch zwar,
Doch ſchlimmer der engliſche Man of war
Mit den Adleraugen vom Maſt.

So ſtellt' er in Gottes Hand ſein Geſchick,
Und führte die Ruder mit Macht.
Nach Fladſtrand kam er mit gutem Glück,
Und holte die theuere Fracht.
Geringe Ladung nur trug er fort:
Drei Sack Buchweizen im Boot;
Doch Terje kam ja aus armem Port, —
Jetzt hatt' er die Lebensrettung an Bord,
Für Weib und Kindchen das Brod.

Drei Tag' und Nächte die Ruder ſchwang
Der ſtarke, muthige Mann,
Bis am vierten Morgen bei Sonnaufgang
Er ein neblig Ufer gewann.
Nicht war's nur dämmernder Wolken Grau,
Nein, zackiger Felſen Reih',
Und hoch über allen in ſtolzer Schau
Der Jmenäs-Sattel, breit und blau,
Da wußte er, wo er ſei.

Digitized by Google

Daheim faſt war er; — er kommt wohl hin,
Eh' die letzte Kraft ihm vergeht!
Sein Herz erhob er mit frohem Sinn,
Zu ſtammeln ein Dankgebet.
Da, ſiehe, gefror ihm das Wort im Mund;
Hin ſtarrt' er — es war kein Trug, —
Er ſah durch des Nebels ſich theilenden Schlund,
Wie eine Corvette im Hesnäs-Sund
Sich wiegte mit ſchaukelndem Bug.

Das Boot war verrathen; ein Pfiff erſcholl,
Und verſchloſſen war ihm die Bucht;
Doch ein ſchwacher Wind nur aus Süden ſchwoll,
Gen Weſt nahm Terje die Flucht.
Da ließen die Jolle ſie nieder in's Meer,
Er vernahm der Matroſen Sang, — —
Eintaucht' er die Ruder und mühte ſich ſchwer,
Daß ſchäumend aufrauſchte die See um ihn her,
Und das Blut von den Nägeln ſprang.

Gäslingen heißt eine Klippenreih'
Im Oſten von Homborg-Sund.
Da branden die Wellen mit zornigem Schrei,
Zwei Fuß tief ſtößt man auf Grund.
Da ſpritzt es weiß, und da ziſcht es ſchrill
Selbſt an ſonnig heiterſtem Tag; —
Doch wie auch toſe der Fluth Gebrüll,
Da drinnen geht ſie ruhig und ſtill
Mit gebrochenem Wogenſchlag.

Dorthin das Boot Terje Vigen's fuhr,
Ueber'm Schaum der Brandung hinan;
Doch hinter ihm jagt' in des Kielwaſſers Spur
Eine Jolle mit fünfzehn Mann.
Da ſchrie er laut durch der Fluth Gebraus
Zu Gott in der höchſten Noth:
„Herr! drüben ſpäht aus dem kleinen Haus
Mein armes, hungerndes Weib hinaus,
Und harrt mit dem Kinde auf Brod!“

Doch lauter ſchrieen die fünfzehn dann;
Wie bei Lyngör, ging es auch hier.
Das Glück ſteht bei dem engliſchen Mann,
Der da raubt in Norweg's Revier.
Als Terje's Nachen an's Ufer prallt,
Schurrt auch die Jolle herbei;
Vom Steven gebot der Leutnant: „Halt!“
Ein Ruder erhob er und ſtieß mit Gewalt
Des Nachens Boden entzwei.

Digitized by Google

Dumpf krachte der Stoß, und hinein mit Hast
Stürzte die ſchäumende Fluth;
Zwei Fuß tief ſank die theuere Laſt,
Doch ſank nicht Terje der Muth.
Er brach durch die Krieger ſich Bahn wie ein Leu
Und ſprang hinab in das Meer, —
Er tauchte und ſchwamm und tauchte auf's Neu',
Doch die Jolle kam los, und der Schüſſe Gedräu
Knatterte rings um ihn her.

Man fiſcht' ihn auf und ſchleppt' ihn an Bord;
Als Richter und Chef vor ihm ſtand
Der prunkende Leutnant, der ſtolze Lord,
Ein achtzehnjähriger Fant.
Seine erſte Bataille galt Terje's Boot,
Drum brüſtet' er ſich ſo keck;
Doch Terje wußte nicht Rath ſeiner Noth, —
Er fleht' und weinte die Augen ſich roth,
Hinkniend auf dem Verdeck.

Für Thränen ward ihm Gelächter zu Theil,
Für Flehen erntet' er Hohn.
Eine Briſe erhob ſich, in See mit Eil'
Stach Englands ſiegender Sohn.
Da ſchwieg Terje Vigen — nun war's geſcheh'n,
Nun verſchloß er ſein Leid in's Hirn;
Doch die ihn gefangen, erſtaunten, zu ſeh'n
Den Trotz und die Trauer ſo ſchnell verweh'n
Von der finſter umwölkten Stirn.

Er ſaß im Gefängniß fünf lange Jahr',
Stumpfſinnig in ſich gekehrt;
Krumm ward ſein Nacken und grau ſein Haar
Vom Denken an Haus und Heerd.
Wie dunkel ſein Traum, er verſchwieg, was es ſei,
Es war ſein einziges Gut.
Da kam achtzehnhundert und vierzehn herbei,
Mit den andern Gefangnen ward Terje frei,
Und nach Norweg trug ihn die Fluth.

Daheim bei der Brücke legte er an,
Vom König zum Lootſen ernannt;
Doch Wenige kannten den alternden Mann,
Der als junger Matroſe verſchwand.
Ein Fremder wohnte in ſeinem Haus;
Und die Zwei? — er hörte es jetzt:
„Sie ſtarben verlaſſen in Noth und Graus,
Man trug ſie in einem Sarge hinaus
Auf den Armenkirchhof zuletzt.“ — —

Digitized by Google

Sein Amt versah er jahrein, jahraus
Auf der äußersten Insel am Strand.
Er sann gewiß Keinem was Böses aus,
Weder zur See noch zu Land.
Unheimlich nur hat's um sein Aug' oft gezückt,
Wenn es brandete fern und nah;
Dann meinten die Leute, er sei verrückt,
Dann hat fast Jeder sich scheu gedrückt,
Wenn er Terje Vigen sah.

Ein Gewitterabend stört' aus der Ruh'
Die Lootsen empor in Hast;
Eine englische Yacht trieb der Küste zu
Mit zerrissenem Segel und Mast.
Die rothe Flagge am Fockmast sprach
Einen Hülferuf ohne Wort.
Hinaus in die See von drinnen stach
Ein Boot, durchschneidend der Wellen Schlag,
Und der Lootse sprang keck an Bord.

Wie fest der Graukopf am Rade stand,
Wie sicher in Fahr und Noth!
Die Yacht gehorchte, kam ab vom Land,
Und im Schlepptau folgte das Boot.
Der Lord mit der Lady, ihr Kind auf dem Arm,
Ihn ängstlich begrüßend, naht:
„O rett' uns vor'm Stranden, daß Gott erbarm'!
Und reich sollst Du werden, wie jetzt Du arm!" —
Doch der Lootse ließ fahren das Rad.

Seine Wang' erblich, und es grinste sein Mund,
Wie ein tückischer Kobold lacht.
Landeinwärts ging's, und auf felsigem Grund
Saß fest die herrliche Yacht.
„Sie gehorcht nicht dem Steuer! Die Boote los!
Mylord, zu mir in den Kahn!
In Trümmer zerschlägt sie der Fluth Getos, —
Doch drinnen ist's sicher wie Abraham's Schooß;
Mein Kielwasser zeigt euch die Bahn!"

Umzuckt von flammenden Blitzen flog
Der Nachen durch's Wogengefild.
Der Lootse reckte sich kühn und hoch,
Sein Auge funkelte wild;
Von Hesnäs-Sund hinging's wie ein Pfeil
Zu Gäslinzen's Klippenreih';
Da ließ er schießen Steuer und Seil,
Ein Ruder schwang er, und stieß in Eil'
Des Nachens Boden entzwei.

Digitized by Google

Schäumend stürzte die Fluth herein — —
Der Lord zornwetterte baß;
Doch die Mutter erhob ihr Töchterlein
Auf dem Arme, vor Schrecken blaß.
„Anna, mein Kind!“ aufschrie sie voll Weh;
Da erbebte der schreckliche Mann;
Die Schoten erfaßt' er, umlegt' er nach Lee,
Und das Boot glitt sicher aus wilder See
Ueber'n Schaum der Brandung hinan.

Aufprallt's, sie sanken; doch ruhig und still
Brachen die Wellen sich hie;
Fern draußen tobte der Fluth Gebrüll,
Das Wasser ging ihnen an's Knie.
Da rief der Lord: „He, seid auf der Hut,
Daß das Boot nicht in Trümmer sich schlägt!“
Doch der Lootse lachte: „Nur frischen Muth!
Drei Sack Buchweizen, versenkt in der Fluth,
Sind das Boot, das jetzt uns trägt.“

Da kam die Erinn'rung mit jähem Schlag
Dem Lord, — aufstarrt' er voll Schreck: —
Er erkannte den Mann, der knieend lag
Einst auf der Corvette Verdeck!
Terje Vigen schrie: „Du hieltst in der Hand
Mein Alles, doch köstlicher schien
Dir der Ruhm. Nun halte der Rache Stand!“ — —
Da bebte der stolze Lord und wand
Vor dem Lootsen sich auf den Knie'n.

Doch Terje, gestützt auf des Ruders Schaft,
So schlank wie ein Jüngling war;
Sein Auge blitzte mit feuriger Kraft,
Und es flog im Winde sein Haar.
„Du führtest ein Schiff voll prunkender Pracht,
Ich hatte mein ärmliches Boot;
Für die Meinen schafft' ich bei Tag und Nacht,
Du raubtest ihr Brod, und Du hast verlacht
Das Wimmern und Flehen der Noth.

„Deine reiche Lady ist schön wie der Tag,
Ihre Hand ist wie Seide fein; —
Die Hand meiner Frau war von gröberem Schlag,
Doch sie war d'rum nicht weniger mein.
Dein Kind hat Goldhaar und Aeuglein blau,
Wie ein kleiner himmlischer Geist;
Mein Töchterchen bot nicht so liebliche Schau,
Es war, Gott bessre es! mager und grau,
Wie der Armen Kinder zumeist.

Digitized by Google

„Das war mein Reichthum auf Erden hie,
Das nannte ich einzig mein.
Mich dünkt' es ein Schatz, so groß wie nie;
Nichts schien es für Dich zu sein. —
Jetzt wird der Vergeltung Kelch Dir gereicht,
Denn kosten sollst Du zur Stund',
Was an Schmerz wohl den langen Jahren gleicht,
Die mein Haupt gebeugt und mein Haar gebleicht,
Und mein Glück versenkt in den Grund!"

Das Kind ergriff er und schwenkt' es hoch,
Und umfaßte der Lady Leib.
„Zurück, Mylord! Eine Regung noch,
Und es kostet Dich Kind und Weib!"
Wol hatt' ihn der Britte zornig bedroht,
Doch sein Arm schien jetzt ohne Macht;
Sein Athem glühte, sein Blick war todt,
Und sein Haar — das sah man beim Morgenroth —
Ward grau in der einzigen Nacht.

Doch auf Terje's Stirne lag Frieden und Glück,
Sein Busen wallte in Ruh'.
Ehrerbietig gab er das Kind zurück,
Und küßt' ihm die Händchen dazu.
Als ob er erlöst vom Alpdruck sei,
Schien leicht sein Odem zu geh'n:
„Jetzt ist Terje Vigen er selbst auf's Neu'.
Dumpf lag es auf mir bis jetzt wie Blei:
Denn ich mußte gerächt mich seh'n!

„Die langen Jahre in Kerkerluft,
Die machten das Herz mir krank.
Gebrochen starrt' ich hinab in die Gruft,
Wo all mein Glück mir versank.
Nun ist's vorüber; denn wett sind wir,
Erfüllt ist der Sühne Beruf.
Ich gab mein Alles, — Du nahmst es mir;
Klag' an, wenn ich gefrevelt an Dir,
Den Herrn, der mich also schuf!" — —

Gerettet am Morgen war Jedermann,
Und die Yacht lag sicher am Strand.
Nicht Alles ward kund, was Terje gethan,
Doch sein Name flog weit über Land.
Mit den Wolken der Sturmnacht von dannen zog
Der quälenden Träume Schreck;
Und Terje trug wieder, wie einst, so hoch
Das Haupt, das der grausige Tag ihm bog,
Da er kniete auf dem Verdeck.

Der Lord erſchien mit der Lady am Arm,
Und Viele folgten ihm nach.
Sie drückten zum Abſchied die Hand ihm warm
Im kleinen Lootſengemach.
Sie dankten ihm, der ihr Retter war
Aus dem Sturm, mit herzlichem Wort;
Doch Terje ſtrich dem Kind über's Haar:
„Nein, der euch gerettet aus ſchlimmſter Fahr,
Das war wohl der Kleine dort!“ — —

Als die Yacht umdrehte nach Hesnäs-Sund
Zog die norweg'ſche Flagge ſie auf;
Dann ſalutirte der Mörſer Schlund
Zum Lootſenthurme hinauf.
Da glänzt' eine Thräne in Terje's Blick,
Und die Hände faltet er leis:
„Viel haſt Du genommen, Viel gabſt Du zurück;
Du lenkteſt zum Beſten auch mein Geſchick, —
Gott, Dir ſei Ehre und Preis!“

So ſchaut' ich ihn einſtmals am Brückenhang,
Er ſtand und verkaufte Fiſch;
Sein Haar war weiß, doch er lachte und ſang,
Und war wie ein Jüngling friſch.
Für die Mädchen hatt' er ein ſcherzend Wort,
Mit den Kindern kichert' er hell;
Er ſchwang den Südweſter und ſprang an Bord,
Dann hißt' er die Segel, und ruderte fort
Heimwärts, der alte Geſell.

* * *

Bei der Kirche von Fjäre ſah ich ein Grab
Hoch über dem Felſenbett;
Den niedrigen Hügel kein Zaun umgab,
Doch trug er ſein ſchwarzes Brett.
D'rauf ſtand „Thärie Wiighen“ mit Lettern grau,
Sammt den Jahren, die er durchlebt.
Da pfeift der Wind über Meer und Au,
D'rum ward das Gras ſo ſtruppig und rauh,
Doch mit wilden Blumen durchwebt.

Digitized by Google

Starkes oder schwaches Geschlecht?

Skizze von Dr. **Julius Buchheister.**

Bogumil Goltz hat Recht, wenn er in seiner Abhandlung über die Frauen bemerkt: „Man sollte lieber anstatt des schwachen Geschlechts — das starke Geschlecht sagen."

Niemandem häufiger als dem Arzt wird Gelegenheit geboten, zu sehen, wie die Frau, besonders bei häuslichem Jammer und Elend, die stärkere Seele besitzt, wie sie mit unermüdlicher Ausdauer alle die täglichen, schweren Hülfsleistungen in Erkrankungsfällen ihrer Angehörigen verrichtet und im Ertragen eigener Schmerzen eine viel größere Standhaftigkeit beweist, als der anscheinend viel stärker organisirte Mann. Bei lang andauernden Krankheiten, in Nachtwachen, unaufhörlicher Anspannung, zartem Pflegen der Leidenden, leisten die Frauen oft wirkliche Heldenthaten, allerdings nur solche bescheidene, anspruchslose Heldenthaten, die nicht von der Welt als etwas ganz Besonderes angestaunt, sondern eigentlich als etwas zum eigensten Wesen des Weibes Gehörendes vorausgesetzt werden und dadurch eben nur ihren Werth noch erhöhen. Wenn ein Mann im Kampfe für das geliebte Vaterland unter den rauschenden Tönen der kriegerischen Musik kühn und todesverachtend die feindlichen Batterien stürmt, muß man ihn bewundern; wenn eine Frau Tage und Nächte lang, ohne zu ermüden, ohne je über die eigene Anstrengung zu klagen, das todtkranke Kind pflegt, jede halbe Stunde eine andere Stellung dem klagenden Liebling zur Verbesserung seiner Lage auszudenken sich bestrebt, dabei dem Hausstand vorstehen und überall nach dem Rechten sehen soll, und für Nichts, gar Nichts weiter Sinn hat, als nur zu pflegen, nur zu helfen, dann muß man sie verehren und nicht diese Stunden und Tage der Prüfung mit dem Worte: „Es ist des Weibes Beruf", herunterſetzen wollen.

Vierundzwanzig Stunden sind entsetzlich lang, wenn sie in gespannter Aufmerksamkeit nur einem einzigen Gegenstand gewidmet werden sollen; vierundzwanzig Stunden drücken die Seele wie Blei zusammen, wenn die Angst um jeden kommenden Athemzug, um jeden noch so leisen Wechsel in der Krankheit des geliebten Leidenden die eigene Brust zusammenschnürt, und das aufmerksame Auge des Kranken noch dazu verhindert, dem überquellenden Herzen durch Thränen Erleichterung zu verschaffen.

Und wie manchmal reihen sich an die ersten vierundzwanzig Stunden die zweiten und dritten, und wie häufig hat man Gelegenheit zu sehen, daß die wahre Mutter, die echte Gattin in all' der schlimmen Zeit nicht vom Bett des Kranken gewichen ist und wirklich keine Zeit gehabt hat, an sich selbst zu denken!

Wenn der Mann des Morgens sorgenerfüllt von dem Bett seines kranken Lieblings fort muß in das Geschäft, so nimmt er die Hoffnung mit, daß er bei der Rückkehr in's Haus ein Anzeichen der Besserung sehen möge — sein Geschäft, so unlieb es ihm auch zu sein scheint, erfordert doch immer einen Theil seiner Gedanken und zieht ihn dadurch in Etwas von der nagenden Sorge ab; — sein Weib aber muß alle die Minuten der Stunden, die er fort ist, an dem Bett des Kranken durchkosten, muß sehen, wie die Fieberhitze

Digitized by Google

die glühenden Wangen zittern macht, muß hören, wie die Phantasien den sonst so hellen Geist des Kindes umnebeln, muß mitfühlen, wenn ein Schmerzenswimmern sich den bebenden Lippen entringt!

Die Fälle sind nicht selten, in welchen das Weib dem erkrankten Mann, den sie Recht hat, aus tiefster Seele zu hassen, und den sie nur als den Peiniger ihres Lebens kennen gelernt hat, mit einer Aufopferung und Selbstverleugnung zur Seite steht, die in Wahrheit bewunderungswürdig ist. Ich werde nie die Worte vergessen, die die kräftige und entschlossene Frau eines Hamburger sogenannten „Schlafbaasen" an der Leiche ihres Mannes zu mir sprach. Die Frauen dieser Schlafbaasen, der Logiswirthe für Matrosen, haben ein Leben, wie es kaum mühevoller gedacht werden kann. Wenn im Sommer ihr Haus mit Matrosen gefüllt ist, welche entweder, von der Reise kommend, ihr sauer erworbenes Geld am Lande verzehren wollen, oder auf eine Heuer (Engagement) wartend, ohne Mittel, so lange von ihren Logiswirthen ernährt werden, dann beginnt eine Reihe schlimmer Tage für die Wirthin, wie sie kein anderes Geschäft in so reichlichem Maße aufzuweisen hat. In diesen Wirthschaften wohnen oft zwanzig Matrosen. Die Frau des Hauses mit höchstens einem Dienstmädchen hat sie zu bedienen, Morgens, Mittags und Abends dafür zu sorgen, daß ihr brillanter Appetit gestillt werde, zwei Mal des Tages warme Speisen auf den Tisch zu liefern, des Morgens um vier Uhr aufzustehen und des Abends nie vor Zwölf zu Bett zu gehen. Der Mann hat theils außerhalb des Hauses genug zu thun, um neue Kundschaft anzuwerben, mit den Matrosen Besorgungen zu machen, hauptsächlich aber sie in ihrer Heiterkeit zu ermuntern und wo möglich in seiner eigenen Wirthschaft so viel als möglich den auf See so lange entbehrten Herrlichkeiten zufrechen zu lassen. Die wirkliche Mühe, die wirkliche Arbeit und die Sorge, bei ihrem geringen Verdienst weder zu viel, noch zu wenig auszugeben, fällt allein der Frau zu.

Die Frau nun, deren ich vorhin erwähnte, führte das Regiment über eines der größten Logirhäuser für Matrosen. Unermüdlich thätig, immer guter Laune, von den Matrosen, ihren „Jungens", hoch verehrt, hatte sie nur einen Kummer, der allerdings groß genug war, um ihr in einsamen Stunden, wenn sie einmal recht Zeit dazu hatte, die Thränen in die schwer weinenden Augen zu treiben, und dieser Kummer war ihr — Mann! War sie ein Muster des Fleißes und der Arbeitsamkeit, so war er ein Muster von Faulheit und Trunkfälligkeit. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend that er nichts weiter, als zu trinken und sich zu betrinken. In trunkener Laune mißhandelte er dann sein fleißiges Weib, und oft der Art, daß mehr als einmal die anwesenden Matrosen gezwungen waren, mit ihren derben Fäusten sich in den Streit zu mischen, um der von ihnen hochgehaltenen Wirthin Ruhe zu verschaffen. Je toller und unsinniger der Mann mit jedem Jahr sein wüstes und für seine Verhältnisse verschwenderisches Leben fortführte, desto sclavischer mußte die Frau arbeiten, um nur einigermaßen das Geschäft und den erträglichen Wohlstand, in welchem sie bisher gelebt hatten, aufrecht zu erhalten.

Da erkrankte der Mann während der letzten heftigen Choleraepidemie. Von dem Augenblick an kümmerte sich die Frau nicht im Geringsten mehr um ihren großen Hausstand, sie ließ die Dinge gehen, wie sie gehen wollten — sie war nur zur Wartung ihres Mannes da. Drei Tage und drei Nächte wich sie nicht von seinem Bett und pflegte ihn mit der unermüdlichsten Aus-

Digitized by Google

dauer und Aufopferung. Als er am Ende des vierten Tages starb, sagte sie zu mir: „Herr Doctor, habe ich meinen Mann gepflegt, wie es einer ordentlichen Frau zukommt?“

„Ja, liebe Frau, Sie haben ihn so gepflegt, als ob er nicht immer gegen Sie ein Taugenichts gewesen wäre, sondern als ob Sie den zärtlichsten und besten Mann zu beweinen hätten!“

„Nun, dann darf ich auch wol sagen: Ich kann nicht darüber weinen, daß er todt ist; das wäre nur Heuchelei, denn jetzt endlich kann ich einmal wieder frei aufathmen. Die beste That, die er in seinem Leben verrichtet hat, ist die, daß er jetzt gestorben ist!“ —

Also die Frau, die ihren Mann mit dem vollsten Rechte haßt und verachtet, pflegt ihn mit der unermüdlichsten Ausdauer, und hat dann den ehrlichen Muth, frei herauszusagen, daß sein Tod eine Wohlthat für sie sei!

In ernsten, langwierigen Krankheiten ist man als Arzt fast immer gezwungen, sich nur an die Frau zu wenden. Sie führt gewissenhaft die oft viel Mühe bereitenden Vorschriften des Arztes aus, sie erlahmt nicht, wenn es gilt, durch unermüdliche Aufmerksamkeit dem Kranken Erleichterung zu verschaffen, während der Mann nur gar zu häufig den Kopf verliert und auch beim besten Willen nicht im Stande ist, die dem Weibe eigenthümliche Fürsorge für allerlei kleine Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten unaufgefordert zu verrichten.

Wie unleidlich wird nicht oft dem Arzte das anspruchsvolle Wesen der Männer, die irgend eines der, besonders in der letzten Zeit wie Pilze aufgeschossenen, sogenannten „populären“ medicinischen Bücher gelesen haben! Die Lectüre dieser Bücher, verfaßt von Männern, welche wie wahre „Böcke“ im Garten der Wissenschaft hausen, verwirrt den sonst recht vernünftigen Geist des ehrlichen Kaufmanns, Schusters oder Schneiders oft dergestalt, daß sie sich herausnehmen, in ernsten Krankheitsfällen dem Arzt mit ihrem unerbetenen Rath zu Hülfe zu kommen. Dies „ich meine“, „ich denke“ der Laien am Krankenbett ist eine der größten Plagen für den Arzt; ja, es hindert und stört ihn nicht selten in der Ausübung seines schwierigen Berufes.

Es giebt wol keinen Abschnitt im Leben des Weibes, der schon so häufig und bis zu einem gewissen Grade, namentlich so weit die Aeußerlichkeiten in Betracht kommen, nicht ohne Grund verspottet worden wäre, als derjenige der „alten Jungfer“.

Aber alle dem schwachen Geschlecht in dieser Beziehung vorgeworfenen und verspotteten Eigenschaften passen genau eben so gut auf denselben Zustand bei dem starken, männlichen, bei den Junggesellen, nur mit dem Unterschied, daß bei den Junggesellen außer der bei den Weibern gerügten Lächerlichkeit auch meistens noch ein unerträglicher, crasser Egoismus hinzukommt. Ein rechter, echter, alter, eingefleischter Junggeselle ist das Muster von Angewöhnungen und verschrobenen Eigenthümlichkeiten. Seine ganze Sorge dreht sich nur um sein liebes Ich, jede seiner Bestrebungen geht einzig darauf hinaus, sich so viel als möglich zu pflegen; die Sucht, sich jünger und besser erhalten zu zeigen, als er wirklich ist, tritt gerade so stark hervor, wie bei seiner weiblichen Schicksalsgenossin, der alten Jungfer; seine Toilettebemühungen sind eben so umständlich wie bei dieser, seine Schwatzhaftigkeit und Neugierde nicht geringer, seine Vorliebe für Gesellschaftsthiere, Hunde,

Digitized by Google

Katzen, Vögel ꝛc., dieselbe wie bei jener — dagegen ist er im Umgang meistens viel schwerer und empfindlicher. Viel weniger geneigt, Anderen beizustehen und zu helfen, ist der alte Junggeselle in seinen Bedürfnissen und Anforderungen an das Leben entschieden anspruchsvoller, als die alte Jungfer.

Die alte Jungfer ist meistens in der Familie, zu welcher sie gehört, eine gern gesehene Stütze in Krankheitsfällen, sie unterzieht sich der Mühe einer Krankenwärterin, sie erzählt den aufhorchenden Kindern des Bruders oder der Schwester endlose Geschichten, bringt aus ihrer großen Tasche hin und wieder eine kleine Näscherei zum Vorschein und benutzt ihre so reichlich freie Zeit zur Anfertigung von kleinen Handarbeiten, die sie an passenden Festtagen den Familienmitgliedern als Geschenke darbringt.

Der alte Junggeselle hat nur Lust, sich selbst pflegen zu lassen und ist für seinen alternden Körper von Jahr zu Jahr mehr besorgt; er spendet, wenn es nicht anders sein kann, auch einmal Geschenke, aber er bringt es nie dazu, durch Hintansetzen seiner eigenen Bequemlichkeit sich für Andere nützlich zu machen, sondern verlangt, daß die Bequemlichkeit Anderer zu seinem Nutzen geopfert werde.

Ich hatte kürzlich Gelegenheit, in einer mir nahestehenden Familie die Bekanntschaft einer Dame zu machen, die man auf den ersten Blick so recht für das Muster einer „alten Jungfer" halten konnte. In der ausgebreiteten, nach allen Verwandtschaftsgraden zählenden Familie war sie nur unter dem Namen: „Tante Reginalde" bekannt. Ihr Aeußeres paßte zu diesem hochtönenden Namen durchaus nicht. Eine kleine, unbedeutende Gestalt, mit schneeweißem, spärlichen Haar, dem man es ansah, daß schon wenigstens siebenzig Jahre über das Haupt, welches es schmückte, vorübergerauscht waren — vorn auf jeder Seite der Schläfe ein paar altmodische, kleine Locken, eine ziemlich große schneeweiße Mütze mit zierlichen Fältchen und Krausen eingebrannt — darunter ein Gesicht, welches auf den ersten Anblick etwas durchaus Abstoßendes hatte, da ein Auge desselben fortwährend mit einer schmalen, schwarzseidenen Binde bedeckt war. Erst bei genauerm Hinsehen bemerkte man, wie das andere durch den Ausdruck einer liebgewinnenden Freundlichkeit sich alle mögliche Mühe gab, für das fehlende gleichsam um Entschuldigung zu bitten; das Gesicht zeigte noch deutliche Spuren von Pockennarben, und einen Mund, der nur zum Sprechen, wie zum begütigenden Lächeln geschaffen schien. Tag aus Tag ein in dasselbe einfache, schwarze Seidenkleid gehüllt, machte die Erscheinung der Tante Reginalde auf Jeden zuerst einen so unbedeutenden Eindruck, wie sie selbst es nur zu verlangen schien. Aber es gab kein frohes und kein trübes Ereigniß in der großen, ausgedehnten Familie, zu dessen Besprechung die alte Tante nicht hinzugezogen worden wäre; es gab kein erkranktes Mitglied, an dessen Bette sie nicht mitgewacht und das sie nicht gepflegt, dem das einzige blaue Auge nicht tröstend und freundlich zugelächelt, und dem die feinen, alten Hände nicht das Kopfkissen geglättet hätten.

Die Kinder der Familie freuten sich, so oft sie „Tante Reginalde" besuchen durften, nicht nur, weil sie immer eine Kleinigkeit, eine Näscherei bei der Alten als Geschenk bekamen, sondern weil der den Kindern innewohnende Instinct, sofort herauszufühlen, wer sie gern hat, ihnen sagte, daß sie stets willkommen seien, und Niemand so anheimelnde Geschichten und Erzählungen ihnen zu bieten verstand, als die Tante Reginalde. Sie lebte ganz für sich

Digitized by Google

mit einer alten Magd und ihrem Lieblinge, einem alten Hunde, dem ſie das Leben gerettet hatte, als er von ſeinem frühern Herrn wegen Krankheit ertränkt werden ſollte.

Sah man die Alte genauer an, ſo traten trotz ihrer Jahre, trotz der Pockennarben und der entſtellenden, ſchwarzen Binde doch immer mehr einzelne kleine Züge und Feinheiten hervor, die mit Sicherheit darauf ſchließen ließen, daß dies alte feine Geſicht einſt vor langer, langer Zeit gewiß einmal ſchön geweſen ſein mußte.

Als ich vor einiger Zeit das Kind einer Couſine der Tante Reginalde behandelte und der Mutter ſagte: daß die Kleine für mehrere Tage ſtill das Bett hüten müſſe, bat dieſe ſofort die Mutter: „Ach, ſchicke doch zu der alten Tante, daß ſie kommt und mir Geſchichten erzählt!“

Die unverhohlene Zuneigung, die aus den Worten und der Bitte der Kleinen ſprach, veranlaßte mich, an die Mutter die Frage zu richten, die ich mir ſchon manchmal ſelbſt vorgelegt hatte: „wie es gekommen ſei, daß dieſe alte, liebenswürdige Dame, die in ihrer Jugend gewiß eine äußerſt anſprechende Erſcheinung geweſen ſein müſſe, unverheirathet geblieben ſei?“

„Sie haben ganz Recht, Herr Doctor, die Tante macht auf Jeden, der ſie längere Zeit kennt, den Eindruck, als ob ſie in ihrer Jugend ſchön und liebenswürdig geweſen ſei, und ſo weit ich aus den Erzählungen meiner Mutter weiß, iſt ſie es auch geweſen. Sie iſt auch einmal Braut geweſen, aber von ihrem Bräutigam verlaſſen worden. Sie liebte einen jungen Mann, ihren Couſin, der eben ſo mittellos war, wie ſie ſelbſt. Er hatte die Rechte ſtudirt und war einige Jahre nach ſeiner Rückkunft von der Univerſität endlich wohlbeſtallter Aſſeſſor mit ein paar hundert Thalern Gehalt geworden. Die jungen Leute liebten ſich ſchon lange, und als nun endlich die erſehnte Anſtellung erfolgte, verlobten ſie ſich heimlich, in der Hoffnung, daß bald eine Verbeſſerung ſeiner Stellung und damit die Möglichkeit ihrer Heirath eintreten würde. Die Beförderung ließ aber auf ſich warten, es verging ein Jahr nach dem andern und der Aſſeſſor blieb Aſſeſſor. Die Tante hing an ihm mit großer Zuneigung; im Laufe der Jahre ſchlug ſie mehrere vortheilhafte Anträge, welche ihr gemacht wurden, aus, und war ſtets heiter und guter Dinge, in der ſichern Zuverſicht, daß ſie endlich zum erſehnten Ziele gelangen würden.

„Am Ende des fünften Jahres ihrer heimlichen Verlobung wurde der Aſſeſſor zu einem andern Gerichte in eine kleine Stadt verſetzt. Der Schmerz der Trennung wurde von der Tante ſtandhaft ertragen, da ſie ſowol wie ihr Bräutigam hofften, daß dieſe Verſetzung der Anfang einer beſſern Stellung werden möchte. Seine häufigen und zärtlichen Briefe tröſteten ſie über ſeine Entfernung.

„Als wieder ein Jahr in vergeblichem Harren verfloſſen war, wurden die Briefe des Bräutigams allmälig ſeltener und kühler, ein eigenthümlicher Zwang machte ſich in denſelben bemerkbar. Dann bekam Reginalde Wochen lang nichts mehr von ihm zu hören und als ſie endlich, von Unruhe und aufregender Angſt gefoltert, ihm einen eindringlichen und vorwurfsvollen Brief ſandte, erhielt ſie als Antwort ein langes, kühl gehaltenes Schreiben, in welchem ihr Bräutigam ihr auseinanderſetzte, daß die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage ihn veranlaſſe, ihr Verhältniß aufzuheben und ihr die Freiheit wiederzugeben. Nach einem weitern halben Jahre las man in dem in jener Stadt erſcheinenden Wochenblatte die Verlobungs- und bald darauf die

Digitized by Google

Heirathsanzeige des Herrn Assessors mit der einzigen Tochter des reichen Bürgermeisters.

„Die arme Tante! Sieben kostbare Jahre ihrer Jugend hatte sie der Hoffnung und ihrer Liebe geopfert, ihrer Liebe, die nun so schändlich hintergangen wurde. Sie fiel in eine gefährliche Krankheit, Wochen lang schwebte sie zwischen Leben und Tod, und als sie endlich genas, schien die Ironie des Schicksals ihr noch einmal so recht das Elend ihrer Lage vor Augen führen zu wollen, da gerade am ersten Tage, an welchem sie das Bett verlassen konnte, aus der Hauptstadt die Nachricht an sie gelangte, daß eine alte entfernte Verwandte gestorben sei und ihr in ihrem Testamente ein Vermögen vermacht habe, von dessen Zinsen sie sorgenfrei existiren konnte. Ihre frühere Heiterkeit, ihre ruhige Zuversicht waren dahin; einsam und einförmig verflossen ihre Tage, und erst nach langer Zeit hatte sie wieder Lust, an den einfachen Vergnügungen und geselligen Zusammenkünften der Familie Theil zu nehmen.

„Nach Verlauf manchen Jahres erhielt sie eines Morgens einen Brief mit einer ihr unbekannten Handschrift. Der Inhalt des Schreibens war kurz und traurig. Ein ihr unbekannter Gerichtsrath schrieb ihr, daß sein Freund, ihr früherer Verlobter, an den Blattern hoffnungslos darniederliege, daß er das Unglück gehabt habe, im vorigen Jahre seine Frau zu verlieren, und daß er jetzt, im Gefühl seines baldigen Endes nur den einen sehnlichen Wunsch hege, von seiner einst so geliebten, und von ihm so schmählich hintergangenen Braut ein Wort der Verzeihung zu erhalten, und daß er es wage, im Vertrauen auf ihr edles Herz, sie zu bitten, die Erziehung seiner beiden Kinder zu übernehmen, wenn er nicht mehr wäre.

„Sie erhielt den Brief am Morgen, und am Nachmittage überraschte sie ihre Verwandten mit der Mittheilung, daß sie am Abend mit der Post zu ihrem todtkranken Jugendgeliebten reisen werde. Alle Abmahnungen, alle Vorstellungen, wie gefährlich die Blatternepidemie gerade in jener Stadt hause, blieben erfolglos. Sie reiste am selben Abend ab.

„Mit einer unermüdlichen Ausdauer und Zärtlichkeit pflegte sie den kranken Mann. Alle ihre Aufopferung half ihr nichts. Er starb in ihren Armen ein paar Tage nach ihrer Ankunft. Sie hatte ihn ganz allein pflegen müssen; der Schrecken vor der entsetzlichen Krankheit war damals ein so gewaltiger, daß für kein Geld zuverlässige Wärter zu bekommen waren. An dem Tage, an welchem ihr einstiger Geliebter zur Erde bestattet wurde, sank sie auf das Krankenlager. Die mitleidslosen Blattern verschonten sie nicht und als sie sich endlich wieder erhob, war ihr Gesicht kaum dem eines menschlichen ähnlich und ihr linkes Auge unheilbar erblindet!

„Die beiden Kinder des Verstorbenen, zwei Mädchen, nahm sie zu sich, erzog sie, und übertrug auf sie alle die Liebe, die sie in ihrem warmen Herzen immer für den Vater derselben gehegt hatte. Die beiden Kinder sind längst verheirathet und glückliche Mütter.

„Wie sie nun ist, und was die Familie an ihr hat, haben Sie ja häufig genug Gelegenheit zu sehen, Herr Doctor!“

Kaum hatte die Dame ihre Erzählung beendet, da öffnete sich die Thür und auf der Schwelle derselben erschien, mit dem freundlichsten Lächeln sich zu dem kranken Kinde wendend, „die alte Jungfer“!

Digitized by Google

Digitized by Google

Julius Grosse.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Julius Grosse*).

Von **Fr. Kreyßig.**

Die Zeiten sind längst vorbei, in denen unsere Dichtung wol den Vorwurf zu hören bekam: sie schwebe hoch in den Wolken oder — mache es sich im Familienstübchen und hinter dem Ofen bequem, bei den ernsten Geisteskämpfen ihres Volkes aber sei sie nimmer zu finden. Ernstlich gesprochen, hat sie solchen Vorwurf kaum jemals, und wenn ja, so doch nur vorübergehend in einzelnen Personen und Richtungen verdient. Wol haben auch unsere Dichter zu Zeiten „ihr Schläfchen gethan", wie der alte, gute Homer. Aber ist ihnen auch regelmäßig die Nation, oder was sich so nannte, mit dem verführerischen Beispiel vorangegangen. Im Uebrigen hat dem deutschen Kämpfer, Arbeiter, Dulder die ermunternde, rathende, tröstende Stimme der deutschen Dichtung niemals gefehlt. Von den Tagen, da Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach deutsche Kraft und deutsches Gemüth im Lied zu Ehren brachten, bis auf den todeskühnen Schwanengesang Theodor Körner's und bis zu Freiligrath's „Trompeter von Gravelotte", von den glaubensmuthigen Hymnen der Reformatoren bis auf das tiefsinnige Zauberlied, in dem die Zweifel, der Wissensdrang, der glühende Lebensdurst und die Todesschmerzen der Sturm- und Drangzeit zusammen klingen, hat die deutsche Dichtung ihr Volk getreulich zu Kampf und Ringen, wie zu Genuß und Freude begleitet. Wo sie nicht den Sieger beglückwünschen konnte, da hat sie den Besiegten getröstet und aufgerichtet: mehr als einmal hielt sie fast allein die Fahne hoch, als Alles versank. Und wenn sie in der merkwürdigen Durchgangszeit dieser Tage der Wirklichkeit näher getreten ist als sonst, wenn sie es unternommen hat, das Leben in der ganzen Fülle seiner Formen und Farben künstlerisch zu verwerthen, das Schöne selbst in dem rauhen Kampf des Bedürfnisses und der Interessen zu erspähen und sich entfalten zu lassen: wer dürfte ihr das zum Vorwurf machen? Uns wenigstens ist ein ehrlicher und kräftiger Realismus, und wäre er hart und streng, unendlich sympathischer als das conventionelle Versteckenspiel mit den Dingen und dem Leben, in der anspruchsvollen Uniform des „Idealismus", bei dem die chronische Wahrheitsflucht eines guten Theils der Culturmenschen nur zu bequem ihre Rechnung findet. Ein klares Auge, eine sichere Künstlerhand und, wohlverstanden, eine ehrliche Herzenstheilnahme an der großen Fortschrittsarbeit der Zeit heben jeden Stoff, den sie fassen und darstellen, in die Sphäre des Menschlich-Schönen: selbst den harten Kampf der Interessen und Leidenschaften, der die Breite des Lebens erfüllt.

Nur freilich, daß die Arbeit und Mühe des Lebens, wenn sie mit Recht nicht zu verdienen glaubt, daß ihr die Kunst vornehm den Rücken kehre, sich dabei nicht überhebe, jene als Magd in Dienst und Pflicht nehmen zu wollen. Das hätte für Herrin und Dienerin gleich ernste Bedenken.

---

*) **Erzählende Dichtungen von Julius Grosse.** Mit dem Bildniß des Dichters und Titelbildern. Berlin, Franz Lipperheide, 1872. Band I: Gundel vom Königssee. Band II: Tamarena. Band III: Das Mädchen von Capri. — Owaja. Band IV: Farel Musa. — Die Sphinx.

Digitized by Google

liegenden Bände in eine episch-idyllische Galerie von seltenem Reichthum eintreten. Die Alpennatur der Ramsau, des Königssees, Berchtesgadens, der Märchenzauber der Palmengärten von Bagdad, die seligen Küsten von Neapel und Capri, die Scenerie des fernen amerikanischen Westens bilden in gleich wahrer Ausführung den Hintergrund, auf dem die Handlung der einzelnen Gedichte sich abhebt. Daß Grosse bei Ausführung der orientalischen und amerikanischen Motive ganz auf Verwerthung fremder Mittheilungen angewiesen war, hat der Stimmung und Farbe seiner Bilder (zumal der amerikanischen, die orientalische Landschaft tritt mehr zurück) so wenig geschadet, wie Schiller's Studirstubenleben den Seegemälden im Taucher und in Hero und Leander, oder den Alpenlandschaften im Tell. Man muß schon genau zusehen und sich an untergeordnete Einzelheiten halten, um die Detailtreue des nach der Natur gemalten Bildes zu vermissen. Um so prachtvoller und bis in's Kleinste treu und reich giebt des Dichters Vertrautheit mit der Natur des bayerischen Hochlands den Scenen der „Gundel vom Königssee" ihren wirksamen Hintergrund. Die üppigen Thalweiten der Ramsau, mit ihren Matten, Feldern und beschatteten Höfen, die einsame Waldschänke im Gebirge, die „Alm" mit ihrem erquickenden Gesundheits- und Freiheitshauch, Morgen und Hochgewitter im Gebirge, der „Holzsturz" am Königssee: Alles das tritt so greifbar und ungekünstelt hervor wie in den besten Schilderungen der in dieser Beziehung so reichen süddeutschen Dorfgeschichtenliteratur. Die Menschengestalten sind durchweg gute, alte Bekannte, die zum Gemeingut der Nation gewordenen Typen des süddeutschen Bergvolkes. Daß Verstand, Muth, Klugheit so ziemlich ausschließlich die Heldin schmücken, versteht sich in einer süddeutschen Dorfgeschichte bekanntlich von selbst. Die auf ihrem classischen Boden fadenscheinig gewordene ritterliche Galanterie scheint ihre letzte Zufluchtstätte wirklich unter den Poeten der bayerischen und österreichischen Alpen und in den schattigen Gründen des Schwarzwaldes finden zu sollen. Neben der blitzbraven Gundel sind die Bursche, wenn auch immerhin keck, muthig und dem „Stadtvolk" weit überlegen, so doch täppisch, zufahrend, unklar und unstät, des Pantoffels sehr bedürftig, unter dem sie denn auch, hier wie sonst, je nach Verdienst und Würdigkeit mehr oder weniger sanft zur Ruhe gebracht werden. Der Wildschütz, der „Schwärzer", der zweideutige „Enzianwirth" im übel berüchtigten Waldhaus, der l .. :, geizige, alte Bauer, der allverehrte, volksbeliebte Herr König — es fehlt keine von diesen altbeliebten Gestalten. Sehr glücklich und originell durchgeführt aber ist das nicht so gewöhnliche Motiv des unscheinbaren, aber bei aller Wildheit und Zerfahrenheit goldechten Freiers, der es über den stattlichen, von den Mädels vorgezogenen ländlichen Don Juan schließlich davon trägt. Der frische Realismus der Darstellung nimmt so gefangen, daß man sich beim Lesen in jene idyllische Weltecke des vielgepriesenen Gebirgs hinein träumt, wie nur immer in die Scenerie eines guten Romans. — Tamarena, die den zweiten Band füllt, führt uns in eine ganz andere Welt: in die narkotisch duftigen Zaubergärten des echten arabischen Märchens. Grosse entnahm den Stoff dem „Cabinet des fées" von Cazotte, dessen Inhalt der Franzose den mündlichen Erzählungen eines arabischen Mönchs, Don Chavis, verdankte. Die Leser von „Tausend und eine Nacht" werden da Nichts vermissen: das geheimnißvolle, bildschöne, mächtige, wollüstig-grausame Weib, der von Sinnlichkeit und Lebensgluth trunkene Liebhaber, der klug-realistische Kaufmann, der allmächtige, allgütige und allweise Sultan, der kluge, leise verspottete Vezier:

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gundel vom Königssee.

Digitized by Google

Digitized by Google

sie sind alle vorhanden. In der Scenerie wie in der Handlung wirken komisches Phantasieleben und nüchterne Wirklichkeit in seltsamem Wechsel. Der bekannte Gegensatz eines verstandesscharfen Realismus und glühendsinnlicher Einbildungskraft, der allen echt orientalischen Lebensbildern (als Grundzug der semitischen Race) ihre eigenthümliche Würze giebt, kommt, wie es uns scheint, dem Talent Grosse's sehr glücklich entgegen. Sein schalkhafter Humor, seine üppige Farbengebung, der breite, kraftvolle Strich seiner Zeichnung finden dabei gleich sehr ihre Rechnung. Er hat aus der Geschichte des tugendhaften, bildschönen, reichen Kaufmannssohnes, in den sich die Vezierstochter verliebt (von etlichen anderen Schönen nicht zu sprechen), und der unter den pikanten Prüfungen orientalischer Sultaninnengelüste, dicht am Yataghan des Eunuchen vorüber, und durch die Schmerzen der von der eifersüchtigen Geliebten verordneten Bastonade in's Paradies glücklicher Ehemänner gelangt, ein gar anmuthiges und pikantes dichterisches Märchen gemacht. Die altklugen, vierfüßigen reimlosen Trochäen kommen in Grosse's meisterhafter Behandlung der Wirkung trefflich zu statten. — In „Owaja", im dritten Bande, tritt die virtuosenhafte Behandlung des dichterischen Landschaftsbildes, wie schon bemerkt, noch mehr hervor. Von ihm schön umrahmt und gehoben fügen sich rücksichtslos hingebende Liebe des wilden Naturkindes (aber, Gott sei Dank, ohne sentimental-frommes Atala-Gewürz), grimmer Männerkampf, poetisches Farmer- und Indianerleben zu einem pikanten exotischen Bilde zusammen. Daß der Held ein mannhafter Deutscher ist dessen Gärtner gar das eiserne Kreuz trägt (nämlich in der ersten Auflage, von anno 13) versteht sich seit Sealsfield, Ruppius, Gerstäcker und vollends seit unseren letzten Erfolgen von selbst, und mag nur als signatura témporis beiläufig erwähnt werden. — Als ganz freie, eigene Dichtung, aus Reiseerinnerungen hervor gewachsen, bezeichnet Grosse endlich das „Mädchen von Capri", in dem sich, als getreuer Ausdruck seiner ganzen Art und Natur, freies, bewußtes Weltverständniß und männliche Lebensbeherrschung mit wahrhaft künstlerischem Naturſinn und echtester Herzensgüte zu einer eben so pikanten als gesunden Gesammtwirkung verbinden: Ein russischer Veteran giebt in traulichem Plauderstündchen eine Jugenderinnerung zum Besten. Einst, da er in ziemlich frivoler Touristenlaune nach Capri segelte, hat ihn dort die Liebe, mit der er tändeln wollte, am Herzen gepackt. Schon war der Entschluß gefaßt, den großen Schritt zu thun, alle Rücksichten und Berechnungen fahren zu lassen, das Leben an einen schönen Traum zu setzen: als die Donnerstimme der vaterländischen Pflicht und der kriegerischen Ehre dazwischen fuhr. Als schöne Schlußcadenz löst dann die Begegnung mit dem Bruder der aufgegebenen Geliebten, den der Erzähler vom Schlachtfelde an der Beresina errettet, die Dissonanzen der Trennung. Es ruht ein lieber, warmer Ton auf dem Ganzen. Wir fühlen hier, wie überhaupt bei Grosse, wie die kräftige, verständige Lebensführung, die realistische Grundstimmung des gegenwärtigen deutschen Geschlechts gegen die Ideale unserer Väter mit Nichten in unlösbarem Gegensatz steht. — Die uns hier vorliegenden dichterischen Erzählungen, damit wir sie zusammen fassen, sind durchaus tendenzlose Spiele der Phantasie und des Herzens, von den Wellen des Wohllauts getragen, von reicher Farben- und Gestaltenfülle strahlend. Aber diese Spiele sind keineswegs bedeutungslos und frivol. Sie athmen eine milde und reine Luft geistiger Gesundheit und Kraft, die wir so gern mit ganz gutem Gewissen als den allgemeinen Zug unserer Epoche bezeichnen

Digitized by Google

möchten: was denn freilich in vollem Sinne wol erst nach unserm hoffentlich nicht ausbleibenden Siege in dem soeben feierlich eröffneten, großen Geisterkampfe gegen Rom erlaubt sein wird. Möge die Muse dem Dichter seine „jungen Myrthen", die er in den „Neuen Liedern" so fröhlich besingt, noch recht lange grün und frisch erhalten. Möge sich an ihm das goldene Wort erfüllen, das er dort (S. 147), im Bewußtsein des guten Rechts unserer Zeit, dem dämonischen Dichtersymbol der Sturm- und Drangtage, dem verwegenen Genossen Mephisto's zurief:

„Denn wer sich echter Geistesmacht bewußt,
Der braucht nicht zu begehren nach Dämonen,
Die droben oder drunten wohnen.
Die weite Welt, sie wohnt in seiner Brust.

Wer für die Nachwelt seine Pflicht erfüllt,
Wer täglich seiner Seelenruh' Genuß
Mit Geistesmühn erobern muß,
Dem sind des Daseins Räthsel all' enthüllt."

Soeben, beim Schluß dieses Artikels, geht uns der vierte Band der „Erzählenden Dichtungen" zu. Er enthält „Farek Musa, eine morgenländische Novelle", und „Die Sphinx", ein Phantasiestück aus dem siebzehnten Jahrhundert, beide aus dem Jahre 1857, also Jugendarbeiten des Dichters, wie das Mädchen von Capri, das die Jahreszahl 1856 trägt. Ueber die Virtuosität der Darstellung könnten wir nur wiederholen, was wir oben gesagt: doch bringt Stoff und Gedankenanlage es mit sich, daß hier die sonst so festen, scharfen Linien und die energischen Farben der Grosse'schen Bilder wol bisweilen in einem gewissen magischen Helldunkel verschwimmen, was übrigens die künstlerische Wirkung nur ändert, für manche Leser aber vielleicht noch erhöhen wird. Die „Novelle" verdankt diesen Namen wol ihrer Kürze und dem scharf abgegrenzten psychologischen Problem, das sie poetisch löst: ist aber sonst ganz märchenhaft behandelt. Der spröde, weiblichen Reiz verachtende Jüngling wird durch ein wunderschönes, aber bis an die Grenze der Grausamkeit, oder auch wol ein Bischen darüber hinaus, kluges und festes Weib besiegt, geprüft, gedemüthigt und endlich beglückt. Die von dem persischen Misogyn hochmüthig verschmähte Dame läßt sich ihm (er hatte sie selbstverständlich nie unverschleiert gesehen) als Sclavin zum Kauf anbieten, ruinirt dann den plötzlich in toller Liebesgluth Entbrannten durch ihren Luxus, während sie ihn gleichzeitig durch äußerste Sprödigkeit peinigt, und ergiebt sich nicht eher, als bis der Aermste die letzte Probe bestanden hat, indem er auf ihr Geheiß vermeintliches Gift trank. Die sprunghaft dramatische, in höchstem Pathos gehaltene Darstellung entspricht sehr gut dem etwas gewagten Motiv und läßt den armen Märtyrer weiblicher Liebespädagogik nicht lächerlich werden. Vieles erinnert an „Tamarena", doch zeigt das letztere, fünf Jahre später geschaffene Gedicht einen bedeutenden Fortschritt.

Die „Sphinx" behandelt das nie veraltende Thema der durch die Weihe des Unglücks geheiligten Jugendliebe in ganz verschiedenem, ja entgegengesetztem Tone und liefert einen neuen Beweis für die Vielseitigkeit des Grosse'schen Talents, die den Dichter stets vor der „Manier", dem Fehler der Armuth, bewahren wird. Wir sind diesmal im nebligen, stürmischer Schottland und belauschen am Kaminfeuer des Jagdschlosses ein trau-

Digitized by Google

liches Plauderstündchen des Hausherrn, der nach fünfundzwanzigjähriger glücklicher Ehe die Gattin zur Vertrauten seines einzigen, bisher noch vor ihr bewahrten Geheimnisses macht. Er hat einst in Italien ein hohes, herrliches Weib geliebt, das ihn räthselhaft anzog und abstieß. Als er endlich mit entscheidender Werbung in sie drang, bekannte sie sich unlöslich an das Schicksal eines verbrecherischen Zauberers gebunden, vor dem ihm graute und den unmittelbar darauf die Gerechtigkeit faßte. Von Zweifeln gepeinigt, eilte er verstört in die Heimat zurück und erfuhr erst dort durch Briefe, welche die Sterbende ihm sandte, daß jener Verbrecher ihr Vater war. Die Darstellung gleitet in ruhigem Tone dahin, ist reichlich mit Betrachtungen durchsetzt, nicht ohne Schwermuth und Tiefe, doch freundlich gemildert und wie von sanftem, traulichem Licht übergossen durch die versöhnende Harmonie, in der hier die Erinnerung an unerfülltes Sehnen und Götterneid mit ruhig-gesundem und noch hoffnungsfreudigem Glückbewußtsein verschmilzt. Für nächsten Frühherbst stehen der fünfte und sechste Band von Grosse's erzählenden Dichtungen in Aussicht. Sie werden enthalten: Band 5: Der Magier, eine morgenländische Erzählung. — Der graue Zelter. Ein Waldidyll aus den Ardennen. Sechs Blätter in Watteau's Manier. — Band 6: Des Ketzers Beichte, eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege. Daß wir ihnen mit Freude und Erwartung entgegensehen, haben wir nach dem Gesagten zu versichern nicht nöthig. Wir haben hier eine werthvolle und bleibende Bereicherung unserer poetischen Literatur zu verzeichnen: eine um so erfreulichere, da sie, bei der Jugend und Schöpferkraft des Dichters, nur gewissermaßen als Angeld weiterer, reicher Gaben sich darstellt. Wir sind überzeugt, daß die dankbare Anerkennung der deutschen Lesewelt dem Werth des hier Gebotenen entsprechen wird.

Digitized by Google

Der Fund im Brunnen.

Die Tage von Sedan waren vorüber und wir lagen, wie unseres Kaisers Kriegsfaust, an der Gurgel des Feindes — vor Paris, während die krampfhaft nach uns haschenden Arme der im letzten Verzweiflungskampf ringenden Franzosen im Norden von der Armee des Generals Manteuffel und im Süden bei Orleans gebändigt und lahm gehauen wurden.

Wie das ganze Gardecorps, immer näher an die Forts von St. Denis heranrückend, rechts mit dem vierten Armeecorps und links mit den Sachsen sich verband, so war auch unser *tes Garderegiment von St. Brice weiter vor in das Dorf Groslay und einen Theil der daneben gelegenen Stadt Montmorency gerückt, woselbst wir unser Quartier bezogen in einem Gebäudecomplex, der einen von einem Thor umschlossenen Hof umgab.

Die Ortschaften, durch welche unser Regiment von Sedan aus auf Paris marschirt, waren wir gewohnt, meistens unbewohnt anzutreffen. Es pflegte daher nach der Quartieranweisung alsbald ein gewaltiges Donnerwetter mittelst Gewehrkolben gegen die geschlossenen Thüren und Fensterläden zu rasseln, und wenn darauf kein Oeffnen von Innen erfolgte, so klirrten und splitterten bald darauf Fenster und Thüren. Wir hatten zwar durchaus kein Interesse die Wohnungen zu beschädigen, da wir ja selber darin wohnen mußten; hier gab es aber durchaus keinen andern Weg, als den der Gewalt.

Schon schmetterten die Axthiebe, als aus unserm Hofe ein lautes Rufen und Holzschuhklappern ertönte.

* * *

Bald war der Riegel an dem Hofthor zurückgeschoben und dieses geöffnet. Ein alter Franzose in blauem Kittel, weißer Schlafmütze und Holzschuhen stand vor uns. Er war der einzige Bewohner des Hofes und zeigte uns bereitwillig die leeren, verlassenen Wohnungen, in denen wir uns einrichteten.

An Betten, Matratzen oder auch nur Stroh war für diese Nacht nicht zu denken. Stühle und Tische waren ebenfalls nicht vorhanden, trotzdem das Zimmer, von welchem unser Sechs sofort Besitz ergriffen, sehr elegant mit großen, vom Fußboden bis zur Decke reichenden Spiegeln, die an der Wand niet- und nagelfest waren, sowie mit einem schönen Marmorkamin ausgestattet war. Ein Spiegel war bereits gewaltsam zerstört worden und nicht wenig Gewalt mochte dazu nothwendig gewesen sein, denn an den Stücken sah man, daß das Glas eine Stärke von über einen Drittel-Zoll hatte.

Am andern Morgen entwickelte sich sofort in der tödtend melancholischen Oede des Zimmers ein derbes kräftiges Soldatenleben.

Digitized by Google

In die Wände, welche stellenweise von der schönen Plüsch- und Goldtapete schon entblößt und dafür mit allerhand Holzkohlenzeichnungen und Inschriften geschmückt waren, schlugen wir große Nägel und befestigten daran Regale für unsere Waffen und Uniformstücke. Der Mangel an Möbeln wurde nach und nach beseitigt, aus benachbarten unbewohnten Häusern oder aus den Dörfern, wo unsere Feldwachen sich zu etabliren pflegten, trugen wir nach und nach alle für uns nothwendigen Haushaltungsgegenstände zusammen, so daß wir in Zeit von vierzehn Tagen wirklich recht gemüthlich eingerichtet waren.

* * *

Bei dem Herumsuchen nach allerhand Wirthschaftsgeräthen zur Ausstaffirung der von den französischen Mobilgarden und Franctireurs unwirthlich gemachten Quartiere, stieß man in verschiedenen Compagnien unseres Regiments auf Zeichen, die auf frische Vermauerungen in den Wänden schließen ließen. Man griff sofort zu Hacke und Brecheisen und gelangte nach eifrigem Bohren wirklich manchmal auf verschüttete und vermauerte Treppenstufen, die in Keller führten.

Es gehörte sehr oft eine Tagesarbeit dazu, solche Kellereingänge, welche gewöhnlich unter den Treppen mündeten, frei zu machen; manchmal waren auch die Keller selbst bis dicht vor den verborgenen Gegenständen mit Schutt und Erde ausgefüllt. Da man aber Zeit hatte, so löste man sich bei der Arbeit ab und setzte unverdrossen die Nachsuchungen fort.

Diese Keller enthielten gewöhnlich Stückfässer voll Wein, Wein auf Flaschen, manchmal auch Möbel aller Gattung, sogar Betten, häufig mit Seide überzogen, Kleider aller Art, Bücher, Kaufmannswaare ꝛc. ꝛc.

Natürlich genirten wir uns durchaus nicht, den Wein unserer abwesenden Quartierwirthe zu trinken, sowie bei herannahender Winterszeit aus den übrigen Vorräthen Dasjenige, was wir gebrauchen konnten, für den kaiserlichen Dienst zu annectiren; und einen Keller zu entdecken, in welchem dergleichen lagerten, war daher bei der immer zunehmenden Kälte für uns eine Sache von großer Wichtigkeit

In dem Hofe, wo unsere Corporalschaft lag, hatten wir jedoch trotz der unermüdlichsten und gründlichsten Forschungen kein Glück damit.

Nachdem sich meine Kameraden vielfach herumgestritten, wo hier neben oder unter unserm Quartier etwas vergraben sein könne, und nachdem alle außergewöhnlichen Mauertheile und Schlupfwinkel ohne Erfolg durchstöbert worden waren, ließ man die Untersuchungen ruhen und begnügte sich mit dem gewöhnlichen Faßrothwein, der, von anderen Corporalschaften aufgefunden, zur Vertheilung an die Compagnien abgeliefert worden war.

Eines Morgens — ich war gerade auf Cantonnementswache commandirt und trat vollständig marschmäßig mit Gewehr, Tornister, Helm ꝛc. aus unserm Hofthor auf die Straße, um mit den übrigen aus den anderen Corporalschaften zur Wache commandirten Mannschaften anzutreten — sah ich meinen Quartierkameraden E* in vollem Laufe und mit verstörtem Gesicht zum hintern Hofe herein kommen. Er war mit zwei Gießkannen zum Brunnen in den Garten gegangen, um Wasser zum Kochen zu holen, und kehrte nun ohne dieselben zurück. Schon von Weitem rief er mir zu, daß ich warten möge: er habe mir etwas ganz Wichtiges zu sagen. Indessen

Digitized by Google

aber war es mir ganz unmöglich, auf ihn zu hören: mich rief der Dienst und es war genau die äußerste Zeit, um mich den übrigen meiner schon harrenden Wachtmannschaft anzuschließen.

* * *

Als ich, von der Wache abgelöst, wieder in meinem Quartiere eintraf, waren meine Kameraden in voller Thätigkeit, aus großen Kannen Wein zu trinken unter dem donnernden Gesange von „Feinsliebchen unter dem Rebendach" und der „Wacht am Rhein". Kaum ließ man mir Zeit, meine Waffenstücke abzulegen. Alle kamen mit großem Lärm um mich herum und während ich, ohne ihr lautes Durcheinander zu verstehen oder zu erwiedern, eine Kanne nahm und einen tiefen Trunk that, fiel mir der Kamerad E* wieder ein, der am gestrigen Tage, als ich auf Wache zog, mich unter so auffallenden Umständen zurückgerufen hatte.

Mein guter Kamerad E*, nach dem ich mich nun umsah, saß auf seinem altherthümlichen, sammetgepolsterten Lehnsessel — den er sich aus dem Dorfe Villetaneuse im Schweiße seines Angesichts vor einigen Wochen geholt hatte — und schaute mit auf die Kniee gestützten Ellnbogen stumm vor sich hin. Ich setzte mich zu ihm und bat ihn um Aufklärung dieser seltsamen Scene. Mein Kamerad, welcher der „Gießkanne" mehr als ihm gut gewesen, zugesprochen zu haben schien, erwiederte: „Wir haben ein Kellerloch im Brunnen gefunden. Warum bist Du gestern auch nicht zurückgekommen! Ich habe einen ganzen Haufen alter französischer und lateinischer Familienacten gefunden, die wollte ich Dir geben. Du hättest dann darin herumstudiren und uns Geschichten daraus übersetzen können, wie damals in Pierrefitte, wo wir unser Wachtfeuer mit alten Büchern aus dem zerschossenen Schlosse heizten. Nun ist es aber zu spät, denn die Anderen haben die Papiere zum Feldwebel getragen, weil sie meinten, uns würden sie nichts nützen, der Feldwebel aber könnte sich die weißen Bogen und Blätter heraussuchen und gut zum Schreiben gebrauchen. Wärest Du gestern nur zurückgekommen, so hätte ich Dir die Papiere gegeben."

Damit langte E* noch einmal nach der Weinkanne, trank einen tüchtigen Zug und streckte sich dann auf unser gemeinschaftliches Lager, wo er sich unter einen großen rothen Teppich verkroch und einschlief.

Die Geschichte mit dem Keller im Brunnen ging mir indessen im Kopfe herum; darum stahl ich mich im Mondenschein über den Hof und durch das hintere Hofthor in den Garten, um zu dem Brunnen zu gelangen.

Ein Kamerad, welcher noch nicht so viel getrunken, als die anderen, hatte sich mir angeschlossen und erzählte mir unterwegs den ganzen Hergang.

Der Garten hinter dem Hause senkte sich von Süden nach Norden stark und in der Tiefe, ehe die Steigung wieder begann, befand sich ein Brunnen, aus dem wir seit unserm ersten Eintreffen das Kochwasser geholt hatten. Gestern nun war dem Kamerad E* beim Schöpfen eine Gießkanne in das Wasser gefallen. Er hatte sich dann eine lange Stange geholt, einen Haken daran befestigt und damit lange nach der Kanne geangelt. Durch das ununterbrochene Hineinsehen in den dunklen Brunnen hatten sich seine Augen aber an die Dunkelheit gewöhnt und da hatte er denn in der Seitenwand des Brunnens ein Loch gewahrt, welches früher noch Keiner von uns gesehen. Da ließ er die Gießkanne schwimmen und rannte nach einer Leiter, mit deren Hülfe er in den Brunnen stieg, um das Loch zu untersuchen.

Digitized by Google

Sehr oft haben die französischen Keller nicht nur Luftlöcher, welche nach der Straße zu münden, sondern auch solche, welche in Brunnen oberhalb des Wasserspiegels auslaufen. Bei der Vermauerung der Kellerei unter unseren Quartiergründen mußten die Franzosen sehr sorgfältig gewesen sein, da man durchaus keine Spur davon auffinden konnte. Höchst wahrscheinlich war nur dieses eine Luftloch, weil es sehr versteckt unter Nessel- und Dorngestrüpp in dem dunklen Brunnen lag, als unentdeckbar und zugleich für die Lüftung des Kellers nothwendig angesehen und daher unvermauert gelassen worden.

* * *

Indem wir noch mit der Untersuchung des Kellertunnels im Brunnen beschäftigt waren, wurden wir durch ein lautes Rufen vom Hof her unterbrochen; wir verließen daher den Brunnen und stiegen den Gartenpfad wieder hinan.

Man rief im Hofe meinen Namen und fügte hinzu, ich möchte sogleich zum Feldwebel kommen. Ich dachte, daß es dort wieder einmal Etwas mit den Eingeborenen zu verhandeln gebe, wobei man sich meiner schon öfter als Dolmetsch bedient hatte, knöpfte meinen Rock zu, setzte die Mütze auf und ging quer über die Straße in das Quartier unseres Vorgesetzten.

Als ich eintrat, traf ich sämmtliche Unterofficiere unserer Compagnie. Sie empfingen die Befehle für den nächsten Tag und standen mit ihren Notizbüchern um den Feldwebel herum, um sich das Dictirte zu notiren.

Unser Feldwebel lebte in seinem äußerst prunkvollen Zimmer wie ein General und trug um seine hohe mächtige Gestalt einen feinen, türkischen, seidenen Schlafrock, welcher um die Taille mittelst einer dicken seidenen Quastenschnur zusammengehalten wurde. Als sich die Unterofficiere entfernt hatten, schloß er einen Secretair auf und nahm ein in starkes gelbes Wachsleinen eingeschlagenes Packet Papier daraus hervor. Er legte dasselbe auf den Tisch, schob sich einen Stuhl heran und setzte sich zu mir.

„Diese alten Papiere", sagte er, „haben gestern Ihre Kameraden, während Sie auf Wache waren, sammt sechs Stückfässern Wein und vielem Hausgeräthplunder aus einem Kellerloche unter Ihrem Quartier hervorgeholt. Der Wein ist dem Compagniefourier zur Vertheilung an die Mannschaft und diese Papiere sind mir übergeben worden, damit ich die einzelnen weißen Blätter, die dazwischen sind, zum Schreiben benutzen soll. Ich habe nun die alten Papiere durchblättert und, weil mir dieselben doch etwas merkwürdig vorkommen, so habe ich Sie rufen lassen, damit Sie mir übersetzen, was eigentlich darin gedruckt und geschrieben steht."

Ich dachte sofort an meinen Kameraden E*, der das Loch in der Brunnenwand gefunden hatte, und zweifelte keinen Augenblick, daß dies die Papiere seien, die er mir hatte geben wollen. Der Feldwebel schlug die Einhüllung des Packets auseinander und schob es mir hin.

Ich blickte hinein, blätterte den ganzen Stoß durch und — mußte mich an der Tischecke festhalten, weil ich glaubte, die Sinne sollten mir vergehen, denn vor mir lag ein — *ungeheures Vermögen* in lauter französischen, italienischen und spanischen Eisenbahnobligationen, Staatspapieren, Rentenscheinen ꝛc. ꝛc., alle au porteur lautend und mit den Coupons.

Der Feldwebel mochte wol eine Ahnung von dem Werth der Papiere haben, aufmerksam gemacht durch die gedruckten hohen Ziffern und Staatsstempel, denn er wollte mir die Papiere, behufs genauerer Durchsicht, nicht

Digitized by Google

mit in mein Quartier geben. Darum erklärte ich ihm den Werth und die Eigenschaft der Papiere, welche — mit Ausnahme einiger darunter befindlichen, momentan schlecht rentirenden französischen Eisenbahnpapieren — alle sehr gut waren.

Ich nahm ein Stück weißen Papieres und notirte mir die Zahlen des Capitalwerthes der einzelnen Stücke und addirte die Zahlen oberflächlich. — Das Packet repräsentirte einen Werth von ca. 760,000 Fr.

* * *

Die Quartiere in Frankreich, welche wir von den Einwohnern verlassen vorfanden, wurden eifrigst und auf das Genaueste durchsucht und Dasjenige, was wir als für unsere Verpflegung und Ausrüstung brauchbar erachteten, wurde einfach genommen und in der Compagnie vertheilt. War aber in einem Hause oder Zimmer der Eigenthümer gegenwärtig, so durften wir ohne dessen Einwilligung oder ohne Befehl unserer Vorgesetzten nicht die Schwelle überschreiten. Der Eigenthümer des Kellers, in welchem die große Summe, die vor uns in Werthpapieren auf dem Tische lag, gefunden worden, war aber nach Paris hinein oder Gott weiß wohin, vielleicht in eine entfernte Provinz von Frankreich geflohen.

Der Feldwebel und ich sahen einander lange stumm an, nachdem ich ihm die Eigenschaft und den Werth der Papiere auseinandergesetzt hatte. Dann sagte der einfache, aber gewissenhafte und dienststrenge Mann:

„Wen im Kriege die Kugel trifft, den trifft sie und wer einen solchen Fund thut, der hat ihn. Das Papierpacket läßt sich leicht mit Zweien im Tornister tragen und für Jeden von uns Beiden wären 10,000 bis 12,000 Fr. jährliche Rente ganz nützlich! Aber — ich bin Soldat und kenne meine Pflicht!" Tief aufathmend nahm er einen Bindfaden, umschnürte damit das Packet, versiegelte es, überschrieb es mit der Adresse unseres Generals und fügte die Bemerkung hinzu: „Von den Soldaten der *ten Corporalschaft der *ten Compagnie *ten Regiments im Keller ihres Quartiers *Straße Nr. * aufgefunden." Dann schnallte er seinen Degen um, setzte seine Feldmütze auf, strich sich den Schnurrbart zurecht, nahm das Packet unter den Arm und ging in das Quartier des Generals, ich — langsam hinterher. Er kam ohne das Packet bald wieder heraus . . . er hatte seine Pflicht gethan.

In unserm Quartier erzählte ich meinem armen Kameraden E* andern Morgens, als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, was für ein großes Vermögen in dem Packet sei und was damit geworden.

E* war untröstlich und beruhigte sich nur allmälig durch den Gedanken, daß da, wo so viel gewesen, vielleicht noch mehr sein könne. Er beschloß daher, das Kellerloch noch einmal zu durchsuchen und bat mich, ihn zu begleiten.

Wir nahmen eine alte Stalllaterne, eine Schachtel Streichhölzer und zogen mit einer Leiter nach dem verhängnißvollen Brunnen hin. E* stieg mit der Laterne natürlich zuerst hinunter, zündete diese an, schob sie in das hier ausmündende Luftloch, steckte den Kopf hinein und schob die Schultern nach. Eine Weile zappelten seine Beine in der Luft und dann verschwanden auch diese in deren unheimlicher Dunkelheit. Wie ein Maulwurf war er in das unbekannte Erdloch gekrochen und ich folgte. Die Anfangs enge Röhre erweiterte sich so, daß wir bald gebückt und dann ganz ungenirt hintereinan-

Digitized by Google

der her gehen konnten. Nach wenigen Schritten befanden wir uns in dem eigentlichen Kellerraume, so daß wir neben einander hergehen und beim Scheine der Lampe um uns schauen konnten.

* * *

E* setzte seine Laterne nieder und zupfte und wühlte unter den am Boden in dem großen, weiten, gewölbten Kellerraume liegenden Gegenständen herum. Da lagen in dicht zusammengeballten Lagen eine Masse der elegantesten Sachen, gestickte Damenhemden, seidene und sammetne Kleider, Chignons und Crinolinen, Bücher, Musikalien, Bruchstücke eines Claviers, Bilder und Spiegel, Alabasterpendulen, Bronceampeln und Lampen, Mahagonimöbeln aller Art, Marmorstatuetten, Porcellan 2. 2c., jedoch Alles zerstampft und zerzaust, von fußhoch ausgelaufenem Rothwein durchweicht. Aber — so viel er auch umherstöberte — was mein Kamerad E* suchte, das fand er nicht mehr. Ich trieb zur Rückkehr, denn mir wurde schlimm unter dem Eindrucke dieser wüsten Zertrümmerung von so viel Schönem und Nützlichem; vielleicht war's auch der Wein- und Moderdunst, der mir zu Kopfe stieg, und ich war froh, als wir uns aus dem engen Luftloche wieder herausgearbeitet und endlich aus dem Brunnen wieder an das schöne Sonnenlicht gelangt waren.

Mein Freund E* konnte den verlorenen Fund nicht verschmerzen und er ließ den Kopf hängen; man sah es ihm an, daß die Geschichte ihm wie ein Wurm an der Seele nage. Endlich, vierzehn Tage später, vergaß er auf einmal alle seine Leiden: ein Stück von einer einschlagenden französischen Granate riß ihm den halben Schädel weg, so daß er auf der Stelle todt war. Ich aber bin lebendig und heilbeinig, wenn auch als ein armer Teufel, aus dem Kriege in das geeinigte, friedliche Vaterland zurückgekehrt.

H. Rieck.

Digitized by Google

Ungarische Zigeunermusik.

Von Victor von Vajda.

Vor nicht langer Zeit lebte in Ungarn der Zigeuner Bihari, dessen Ruf und Ruhm weit über die Grenzen des Landes zu Gläubigen und Ungläubigen hinüber ertönte. Unter der Berührung seines vergoldenswerthen Violinbogens erklangen die Saiten seiner Geige so bewältigend und unwiderstehlich, daß sie die Gemüther der Zuhörer in den tiefsten Schmerz hinein weinten, sie für die verwegensten Thaten entflammten oder zur ausgelassensten Freude entfesselten. So erzählt uns der große Kölcsey (Költschey) — aber seitdem ist Bihari's Bogen zerbrochen, die Glanzzeit der Zigeuner ist dahin und bald wird das letzte schwache Echo von dem Zauberklange aus Bihari's Geige verhallen und die Zigeunermusik für ewig verstummt sein.

Umsonst beschworen uns Kölcsey, Petöfi und Vörösmarty unsere nationalen Eigenthümlichkeiten zu schützen und zu vertheidigen — wir geben unsere, durch zahllose Geschlechter auferbauten Bollwerke der modernisirenden Fluth wehrlos preis und ihre einstürzenden Pfeiler begraben auch die Zigeunermusik. Die Civilisation bohrt, langsam, aber sicher, die zweischneidige, haarscharf zerlegende Klinge in das eigenste Herz des Zigeunerthums. Der Ringkampf, welchen der ungebundenste aller Volksstämme gegen die Civilisation führt ist ein erbitterter, ein Aufbäumen der gebietendsten Lebenselemente — aber vergebens flüchtet der braune Sohn der Pußta in seine Nomadenzelte, vergebens bergen ihn die sichersten Schlupfwinkel im tiefsten Schooße der Wälder, in den unwegsamsten Schluchten der Gebirge. Niemals vermochte der Arm des Gesetzes bis in diese geheimsten Falten der verschwiegenen, ungefesselten Natur mit bleibendem Erfolg vorzudringen; die Cultur aber schleicht den Zigeunern überall nach, wie die Klette am Kleidersaum, und umschlingt ihn fester und fester mit ihren hundertfachen Ranken. Fürwahr, die Bildung erfüllt auch hier ihren Beruf: die kraftvollen Völker schreiten mit ihr; die unreifen, unfähigen und überlebten verschwinden bei ihrer Berührung vom Horizont des Völkerlebens.

Schon heute ist an manchen Orten die Lebensweise so erschwert, daß sie einen Fleiß bedingt, dessen bis jetzt auch die thätigsten Zigeuner nicht fähig waren. Da sahen wir, daß der, jede harte Arbeit scheuende braune Mann lieber Hungers starb, als daß er sich zu einer Beschäftigung bequemt hätte, die mit seiner ererbten Tradition in Widerspruch stand. Es ist verbürgt, daß auf diese Weise nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Familien, ja zahlreiche Stämme dahin schwanden! Wir kennen Ortschaften, sogar Städte, wo die vor neunzehn Jahren ausschließlich von Zigeunern bewohnten Gassen, gegenwärtig ein nicht wieder zu erkennendes Ansehen zeigen, die ursprüngliche Bevölkerung verschwand aus denselben und vermögliche Handwerker oder fleißige Ackerbürger sind an ihre Stelle getreten.

Es bleibt den Zigeunern keine Wahl, sobald ihnen das Wanderleben erschwert wird oder sich als unzulänglich zur Fristung des Daseins ausweist, sich den bürgerlichen Gesetzen zu beugen. Hat dieser Uebergang einmal stattgefunden, so bleiben die segensreichen Folgen der Civilisation nicht aus. Die Zigeuner fangen an, unter dem Zwange der Nothwendigkeit ein ordentlicheres Leben zu führen als ihre Ahnen, und was die Religion anlangt, so schließen sie sich der Mehrheit an, d. h. der Hausvater läßt seine Kinder in

Digitized by Google

derjenigen Confession auferziehen, welche in seinem Wohnorte die vorherrschende ist. So hält er es auch mit seiner Nationalität, er geht um so sicherer in der Mehrzahl unter, wenn er sich als Individuum hebt, indem er eine gewisse Bildung erlangt oder sich zum Wohlstande emporschwingt.

Mehrere ungarische Familien stammen von Zigeunern ab; nicht selten begegnen uns bedeutende und einflußreiche Herren, deren Großväter noch Zigeuner waren. Wir sehen täglich Beispiele der Ungarisirung vermöglicher Zigeunerkinder, die dann selbstverständlich mit ihrer Civilisirung zusammen trift. Unsere Nachkommen werden nur aus Anekdoten, und höchstens aus den trüben Seiten der ungarischen Geschichte, von dem einstigen Dasein eines durchtriebenen, spitzfindigen Völkchens das man „die Zigeuner" nannte, erfahren.

Das Verflachen der Zigeunermusik geht mit dem Verschwinden ihrer Race-Bedingungen gleichen Schritt. Vor nicht all zu ferner Zeit lag die Musik in Ungarn einzig und allein in den Händen der Zigeuner. Es wäre in den Augen des Magyaren gegen den guten Ton, ja beinahe eine Schmach gewesen, selbst Musik zu treiben und jeder Hochgestellte hätte sich durch das Ausüben dieser Kunst herabgewürdigt. Während die Natur uns eine tiefe Liebe zur Musik eingepflanzt hatte, stellte sich eine Unsitte zwischen uns und die Beschäftigung mit dieser edelsten Himmelsgabe. Zum großen Hemmniß für ungarische Bildung gelangte nur der Zigeuner zu musikalischen Instrumenten. Jeder nur einigermaßen vornehme Herr vermißte höchst selten in seinem Hofhalte eine Musikkapelle, deren sämmtliche Mitglieder Zigeuner waren. Bei Festlichkeiten pflegte es gar hoch herzugehen, da gab es viel Geld und unerschöpflich viel Wein, und durch Wochen hindurch die trefflichsten Braten. Von allen diesen Herrlichkeiten profitirten nicht nur die Musiker selbst, sondern auch die „Dadé's" (Alte) und „Purdé's" (Kinder) der Banden. Es ist somit erklärlich genug, daß die Zigeuner der begüterten Familien wohlhabend wurden und für ihren ganzen Stamm hinreichendes Vermögen erwarben. Silberne Gegenstände, besonders faustgroße silberne Atila- und Dolmányknöpfe bildeten einen unveräußerlichen Familienschatz, den noch die Enkel mit stolzem Bewußtsein zeigen.

Eine derartige Patronisirung der Zigeuner war noch in den vierziger Jahren sehr in der Mode und existirt noch heutigen Tages hier und da. In den ereignißschweren fünfziger Jahren klammerte man sich, wiederum zum Vortheil der braunen Musikanten, an alles Nationale, und man suchte bei Wein und Musik den Kummer über „die sturmbewegte Zeit" zu vergessen. Gelang es dem braunen Manne durch irgend ein ungarisches Lied die hocherregten Gefühle seiner Hörer besonders tief zu packen, da wanderte nicht selten eine Hunderter- oder Fünfziger-Note in seine hageren Finger, als Zeichen der Anerkennung. Das Lied „vom verdorrten Baume" machte nicht nur manche Thräne im Auge des Patrioten flüssig, sondern zumeist eben so sicher den letzten Kreuzer in seiner Tasche! Solche Ausschreitungen machten selbstverständlich die Zigeuner übermüthig und wirkten im höchsten Grade nachtheilig auf den Charakter ihrer Musik, welche mehr und mehr ein feiler Handelsartikel wurde. Der Zigeuner liebte es niemals gegen ein bestimmtes Eintrittsgeld zu spielen; verstand er sich ausnahmsweise dazu, so kam er seiner Verpflichtung gegen das gesammte Publikum sehr dürftig nach, indem er dasselbe mit einigen Stücken abfand und sich dann ausschließlich denjenigen Gästen widmete, von denen er sich eine reich-

Digitized by Google

liche Bezahlung versprach. Die Banda spielt was diese bevorzugten eben zu hören wünschen, und so lange die letzteren hören wollen, nicht selten bis zur Morgenröthe. Der braune Stamm hat viele magyarische Familien in Betreff des Vermögens aus der Welt hinaus musicirt und verursachte den Ruin derselben ohne sich doch selbst wesentlich aufzuhelfen, da hier, bei dem angeborenen Leichtsinn des Zigeuners, von einem Vermögensausgleich keine Rede sein kann.

Aber nicht allein vom national-ökonomischen, sondern vorzüglich vom Bildungs- und Kunststandpunkte aus, ist die uneingeschränkte musikalische Alleinherrschaft im höchsten Grade beklagenswerth. Es traf die Kunst was ihren Trägern gebührte: wer ein musikalisches Instrument handhabte, der erhielt den Spottnamen Zigeuner! — Die Begriffe „Musikanten" und „Zigeuner" sind so identificirt, daß es keinem Ungarn — die größeren Städte ausgenommen — einfällt zu sagen: „Wir werden Musikanten bestellen!" Er sagt schlichtweg: „Bestellen wir die Zigeuner!"

Nachdem wir selbst den braunen Mann übermüthig gemacht hatten, wurde ihm (Ende der fünfziger Jahre) die Heimat zu eng, verschiedene Gesellschaften durchreisten das Ausland und gaben die damals so viel besprochenen Zigeuner-Concerte. Wir waren damit einverstanden, daß sich die Blicke von fern und nah auf die ungarische Kunst richteten, und erst als wir gewahrten, was auf fremdem Boden aus der Kunst und den Künstlern geworden war, begriffen wir unsern Fehlgriff. Diese Kunst, die wilde Blume der Puszta, schickte sich an eine Zierpflanze, ein eiteles Salongewächs zu werden.

Ach, und welch' eine Fülle von Ursprünglichkeit wohnt der ungarischen Musik inne! Wenn sie schon den Fremden eigenthümlich fesselt, der ihren Reichthum, ihren Rhythmus, ihre Bedeutung nicht kennt, wie muß sie den Ungar begeistern, dem sie Harmonie, Bild und Wort in einem Gedanken entgegen singt!

Nicht umsonst lebt der Zigeuner mit seiner Geige ein einziges, unzertrennbares Dasein; wir hatten Künstler und haben sie noch, deren technische Fertigkeit jeder Meisterschaft ebenbürtig zur Seite stehen darf. Solche bevorzugte Genies brachten ihre Banda, ihre Gesellschaft, alsbald auf eine überraschende Höhe der Ausbildung, wobei ihnen das wunderbar scharfe musikalische Gedächtniß ihrer Stammesgenossen zu Hülfe kam. Der in den sechziger Jahren verstorbene Karl Boka war eine solche Erscheinung, sein Vortrag entsprach den strengsten Anforderungen und wirkte hinreißend. Neben leichter und sicherer Technik, belebte wahres dramatisches Element sein Spiel, welchem niemals weder die Kraft und die siegende Hoheit, noch die Ruhe und edle Einfachheit fehlten. Während er dem Lassu (Andante) der ungarischen Weisen einen plastischen Ausdruck verlieh, spielte er das bewegte Friß (Presto) voll Leidenschaft und Feuer.

Das Zusammenspiel der Zigeuner entspricht allen Bedingungen der Gesammtwirkung. Kraft, Schönheit des Tons, Schattirung, Rundung und — trotz der primitiven Instrumentirung — jene Fülle, welche wie ein Brillantfeuer verwirrend und überwältigend wirkt: so berührt den Fremden unsere Nationalmusik. Der Ungar versteht die Sprache dieser regellos, manchmal sogar leidenschaftlich und wild dahin rauschenden Töne, die ihn bald in tiefe Schwermuth versenken, um ihn dann wieder emporjauchzen zu

Digitized by Google

lassen vor Lust! Wir geben zu, daß der Nichtungar, nachdem der erste Zauber dahin geschwunden, unsere Weisen ermüdend finden kann.

Unter dem Einflusse dieses ersten Eindrucks schrieben zahlreiche ausländische Literaten — besonders französische — seit vielen Jahren, wie auch noch in neuester Zeit, Berichte über die Zigeunermusik, welche nichts an Gluth und Bewunderung zu wünschen übrig lassen. Unter vielfachen Beschreibungen wird u. a. der Bogen des braunen Mannes dem Stahl und dem Blitz verglichen. Wenn in der That Lebhaftigkeit und Kraft diesem Spiel als hervorstechendes Merkmal inne wohnt, so ist dieser Vorzug ein glückliches Attribut des Race-Charakters und nicht etwa ein Ergebniß durchdachten Studiums oder momentaner Begeisterung. Die hohe Stimmung der Instrumente hebt die Wirkung des jähen Wechsels in unseren Tonbildern.

Der Zigeuner kann sich keiner Composition unterordnen, im Gegentheil, er paßt sie seiner eigenen Individualität an; daher die Unmöglichkeit, für ihn ein auf der Höhe classischer Kunst stehendes Musikstück entsprechend vorzutragen.

Wenn im alleinigen Gewahrsam eines eingewanderten Stammes unsere Musik dennoch Nationalmusik blieb, so haben wir das dem Umstande zu verdanken, daß der Zigeuner nicht selbstständig producirt, sondern nur reproducirt und verwerthet, was er im Volke findet. Auch in diesem Punkte gleicht er der Schmarotzerpflanze; er vermag für sich allein nichts zu sein und zu leisten, aber blüht gelehrig an fremder Kraft empor. In diesem Umstande liegt aber auch der Todeskeim der Zigeunermusik. Was nicht mehr fortschreiten kann, das geht zurück und zerfällt. Selbst unsere wirklich bedeutenden Zigeuner strebten nur dem eigenen Ehrgeiz und dem Momente genug zu thun — für die Kunst geschah nichts, von einer Musikliteratur, von einer geistigen Anregung auf diesem Gebiete war nicht die Rede, man war völlig begnügt mit der überkommenen Originalität. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Mit dem Erwachen der ungarischen Nation zum würdigen und ernsten Selbstbewußtsein strömte durch unzählige lebendig pulsirende Adern — Theater, Concerte, Liedertafeln, Gesangvereine ꝛc. — ein neuer musikalischer Geist in unsere Gemüther und, wie denn die Extreme sich gern berühren, ward es eben so sehr Erforderniß guter Erziehung ein musikalisches Instrument zu spielen, als man früher eine solche Geschicklichkeit vermied und tadelte. Die Zigeuner wurden vernachlässigt, selbst die geringe Volksklasse glaubt schon nach anderen Musikern verlangen zu müssen. Freilich gehen wir nun auch wieder aus dem Regen in die Traufe und überlassen unsere braunen Künstler dem Mangel, um sehr mittelmäßige, oft entschieden schlechte Leistungen der Ausländer bestens zu besolden. Wenigstens in der Tanzmusik haben wir keine Veranlassung uns nach fremder Hülfe umzuschauen. Der Zigeuner ist in unserer Tanzmusik unübertrefflich und wer vermöchte, gleich ihm, die Eigenthümlichkeiten des Ungarn zu kennen, mit welchem er seit Jahrhunderten brüderlich lebt? Selbst eine mittelmäßige Zigeunermusik bietet angenehmere Zerstreuung, als die gesammte unsaubere Fluth der Volkssänger und die zahllosen kunstfeindlichen Bettelmusikanten, welche Stadt und Land überschwemmen. Das Eine thun und das Andere nicht lassen, würde gerecht sein — bilden wir uns an ausländischer Kunst, ehren und schützen wir aber auch die Nationalmusik, und hüten wir uns vor Allem vor dem entsittlichendem musikalischen Auswurf aller Länder.

Digitized by Google

Mutter und Tochter.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Schluß.)

Es war am Morgen des folgenden Tages; sie war gekommen und saß mir stumm, gesenkten Blickes gegenüber. Ihre Brust ging schneller, doch sie antwortete nichts; sie wiederholte nur kühl, was sie bei ihrem Kommen gesagt: „Meine Mutter hat verlangt, daß ich hierher gehen solle."

Wahrlich, es war kein Kind, das so fest und ruhig sprach. Ihre Stimme bebte wol leise aber es war das Zittern tief gekränkten Stolzes, der sich zu beherrschen und zu verbergen strebte. Das thörichte Benehmen Emiliens hatte eine Kluft zwischen ihrem Innern und mir aufgerissen, ehe wir uns kennen gelernt. Sie war verwundet und glaubte, daß ich den Pfeil abgesendet, der sie getroffen.

Ich saß und sann und fühlte, daß mein Herz ängstlich zu klopfen begann. Sollte ich verloren haben, ehe mir die Möglichkeit geworden, zu gewinnen? Ich sagte:

„Wenn Sie nur zu mir kommen, weil Ihre Mutter es verlangt, Beatrix, so mögen Sie wieder gehen und ihr sagen, ich hätte meine Absicht geändert und nähme meine Zusage zurück. Ich halte Sie nicht."

Sie stand ruhig auf und wandte sich zur Thür, und es schrie in meinem Herzen jammernd auf: „Dein Kind geht von Dir —"

Ich war ihr nachgegangen, ehe sie die Schwelle überschritten, und hatte ihre Hand gefaßt, die sie mir gleichgiltig überließ. „Ich will Ihnen eine kurze Geschichte erzählen, Beatrix", sagte ich leise, sie zurückführend, „dann mögen Sie gehen."

Sie setzte sich willenlos, ohne mich anzublicken, wie zuvor, und ich begann:

„Ich besaß einen Jugendfreund, der ein schönes Mädchen liebte, von der er sich wieder geliebt glaubte. Eine Kinderthorheit war dieser Glaube, er begriff es später gar wol, doch als er seiner Täuschung inne ward und erkannte, daß sie ihn zum Hülfsmittel benutzt habe, um Denjenigen, den sie liebte, zu erlangen, da zerbrach ihm auch der Glaube an Frauenwerth, an Liebe und Glück überhaupt. Denn die Schmerzen der Jugend sind darum nicht leichter und brennen nicht weniger, weil sie thöricht sind und man später über sie lächelt, Beatrix."

Sie sah zum erstenmal mit ihren großen Augen, doch unbeweglich, auf, und ich fuhr fort:

„Dann vergingen Jahre, und an fremdem Ort, in einem Bergstädtchen, fand Der, von dem ich sprach, in märchenhafter Einsamkeit ein kleines, schutzloses Kind. Es war ein blondlockiges Mädchen, das noch

Digitized by Google

nicht zu sprechen, nur eben erst zu gehen und zu lachen vermochte, das aber die Blumen schon liebte, denn als er es fand, bog es sich nach einem rothen Kelch über einen Abgrund und wäre hinabgestürzt, wenn der Zufall nicht in jenem Augenblick seine Hand herbeigeführt, es zurück zu halten. War es ein Zufall? Er glaubte es damals, doch langsam, Schritt um Schritt bis gestern, bis heut' hat das Leben ihn anders denken gelehrt. Dann hörte er von einem Diener den Namen des Kindes rufen, das er auf dem Arme trug und das sich an der rothen Blume freute, und es kam wie Schmerz über ihn, daß er die Kleine lassen sollte, denn ihm war, als gehöre ein Theil des Lebens, das er ihr erhalten, ihm und auch sie streckte die Arme nach ihm aus. Er blickte ihr mit Thränen nach und nannte ihren Namen und sagte: „Sei glücklich, glücklicher als ich! Auf Nimmerwiedersehen!" Da, um wenige Minuten später, rollte am Wege ein Wagen an ihm vorbei, in dem das Kind mit der rothen Blume spielend auf dem Schooße der Mutter saß, und die Mutter war jene, die er geliebt, die ihn getäuscht."

Beatrix öffnete zum ersten Mal die Lippen. „Nein, das war kein Zufall, das sollte sein."

„Ihn aber, Beatrix, zogen die Wasser des Lebens wieder in ihre Strudel, und als sie ihn an's Land warfen, zum andern Male, müd' und hoffnungslos, da war sein Glaube an die ganze Menschheit dahin, denn er hatte Alles verloren, was er zu besitzen gemeint, und was er wirklich besessen, unwiederbringlich verloren, und die Erinnerung war ihm versunken, denn er haßte sie und wollte, daß sie aus seinem Gedächtniß gelöscht sei. Durch ferne Länder und Meere zog er, lange Jahre, und dachte der Heimat, dachte seiner eigenen Vergangenheit nicht mehr. Nur Eins wollte seltsam nicht aus seiner Seele weichen, Eins allein von Allem, was hinter ihm lag, das Bild des kleinen Mädchens mit der rothen Blume. Das begleitete ihn überall, als winke es ihm, als deute es ihm einen Weg zurück, ein Ziel, eine Hoffnung. Und als er zurückkam nach Deutschland, da zog das Bild ihn in jene Gegend, darin das stille Bergstädtchen lag, daß er sein Leben auf einer Stelle zu beschließen dachte, von wo er jenes zu erblicken vermochte; denn er fühlte, daß es die einzige Erinnerung seines Lebens sei, von der sein Herz nicht ließ. Und er siedelte sich im stillen Thale an; da — war es wiederum Zufall, daß es an solchem Frühlingstage geschah, auf den der Himmel alle Märchen seiner ewigen Jugend ausgeschüttet zu haben schien? — da traf er abermals ein Kind im Walde, das Blumen pflückte, weiße Blumen. Als er ihr näher kam, war es ein großes Mädchen, doch von fern erschien es ihm seltsam wie einst jenes kleine, blondlockige Kind, und am Seltsamsten war's, daß sein Herz plötzlich bei dem Anblick zu klopfen begann. Dann war sie fort und er folgte ihr langsam nach und hob eine Anemone vom Wege, die ihrer Hand entfallen, trug sie mit sich nach Hause und legte sie zum Gedächtniß in dieses Buch."

Ich nahm das Buch, das neben mir lag, schlug seine Blätter um

Digitized by Google

und reichte Beatrix die Blume hinüber. Sie erwiederte nichts, aber ihre Hand zitterte leise, mit der sie die Blume nahm.

„Und wieder verging eine Frühlingsweile, Beatrix, in der aus den Anemonen Vergißmeinnicht wurden, da fand er dasselbe Mädchen, unter Blumen abermals, doch unter blauen, und sein Herz schlug wieder, doch plötzlich stockte es wie gelähmt vor Schreck und vor Freude, denn eine Stimme rief den Namen des Mädchens, die Stimme der Mutter, und es war derselbe Name, Beatrix, den er in jenem Bergstädtchen zuerst gehört, den das Kind Derer, die er einst liebte, geführt. Und nach einer träumevollen Nacht sah er sie wieder und wußte, es sei nicht ihr Name allein, sie selbst sei es, und sein Herz jauchzte zum ersten Male seit den Tagen seiner eigenen Kindheit wieder auf, glücklich, erlöst, dem Leben entgegen. Und noch ein Tag verging, da kam sie zu ihm, die Tochter der einst Geliebten, die er in seinem Herzen getragen, als wäre sie sein eigenes Kind, die er vom Tod gerettet, deren Bild ihn wie ein Talisman durch die Welt begleitet — sie, die Einzige auf Erden, um die er die Sonne noch warm, das Leben wieder schön empfand, saß ihm gegenüber und er sagte: „Ich will Dein Freund, Dein Lehrer, Dein Vater sein, Beatrix" — sie aber entgegnete: „Ich komme nur zu Dir, weil meine Mutter es verlangt —""

Ich hatte gesehen, daß die weiße Blume ihr aus den Händen fiel, daß ihre Augen mich starr anblickten und zwei Thränen, sich langsam vergrößernd, wie Thau an den Wimpern hingen. Und plötzlich schluchzte sie auf und stieß einen Schrei zugleich aus, wie ich ihn noch nie vernommen, und lag, ihr feuchtes Gesicht in meine Hände drückend, vor mir auf den Knieen, ein Kind, und ein weinendes Weib miteinander, und sie stammelte:

„O, vergieb, vergieb mir — ich habe nie ein Herz auf der Welt gehabt, als meines, und habe mich ja danach gesehnt, darum gebangt und geweint, bis ich meinte, es müsse so sein und es habe nichts ein Herz, als die Sonne und ihre Kinder."

Sie sah ängstlich verwirrt auf — „Vergeben Sie mir — ich weiß es jetzt plötzlich, daß Ihre Liebe es war, die aus dem blauen Himmel, aus allen seinen Blumen und Stimmen zu mir sprach, und mein Herz war's, das nach der Sonne solcher Liebe verlangte, und nun hat es sie durch eigene Schuld verloren —"

„Nein, mein Kind, Du hast keine Sonne verloren, aber ich habe sie gewonnen."

Wir lebten nicht in dem engen Saalthale, das unsern Blick umschloß. Wol kam Beatrix gleich wie die Anderen und nahm mit ihnen am Unterricht Theil. Doch dann saß sie nur aufhorchend und stumm und ich sehnte mich nach dem Ende, das mir den Klang ihrer Stimme wiedergab. Nicht meine Schüler, ich horchte wie ein Knabe auf den Schlag der befreienden Glocke. Was ich vor Kurzem noch als das Ziel meines Lebens gedacht, es schien mir überholt. Wie neben Beatrix die

Digitized by Google

Rosenwangen der Uebrigen erblaßten, so zerschwand das ganze Sein derselben neben Jener zu wesenlosem Nichts. Ich hätte gern den kaum in's Werk gesetzten Plan wieder aufgegeben, wenn es nicht zu auffälligen Eindruck erregt haben müßte. Und wozu denn auch? Sprach ich, wenngleich zu Allen, doch nur für sie, dachte ich doch nur ihrer Gedanken dabei, ihrer Fragen, wenn die Anderen uns verlassen haben würden.

Dann blieb sie und gemeiniglich Otto Waldeck ebenfalls, während die Uebrigen gingen. Er von Allen allein war ihrer Art, als Jüngling ihr ebenbürtig, und stand ebenfalls, nach ihr, meinem Herzen nah. Er begleitete uns auf den Flügen des Gedankens oder auf den fröhlichen Wanderungen der eigenen Füße. Beide verwoben sich durcheinander. Wir eilten in den Garten hinaus und weiter in die Berge, in die Wälder. Auf Moosstämmen saßen wir, die das Alter gebrochen, Farben und Stimmen umschwirrten uns, wir griffen in ihr buntes Gedränge und bauten aus der scheinbaren Verwirrung uns die ewige Ordnung auf. Beatrix wußte es nicht zu nennen, sie kannte es nur, denn sie war ein Kind des Waldes. Ich gab ihr die Namen, und wenn ich es gethan, fühlte ich, wie werthlos sie seien, denn es waren nur Namen, deren Inhalt sie schon besessen. Sie aber lauschte eifrig, aufmerksam und nichts entfiel ihrem Gedächtniß, was sie einmal gehört. Wie in goldenem Kästchen, bewahrte sie's, daß Otto sie oft scherzend Mnemosyne nannte und über ihren botanisch-entomologisch-ornithologischen Eifer, der einem Mädchen sonderbar stehe, lachte. Doch sie ließ sich nicht irre machen und entgegnete ruhig, er möge seine schönen Fremdwörter für sich behalten, sie wolle nur die Pflanzen, die Schmetterlinge und die Vögel davon, und sie schloß ihre beiden Hände über meinem Arm zusammen und zog mich weiter. Dann fiel ein Wort, und plötzlich verschwand die grüne Wildniß um uns. Vor uns lag das Meer in purpurnem Blau, von schön gebildeten Uferbergen begrenzt. Sagenhafte Trümmer umwob ein dichtes Geranke, und auf dem alten Gemäuer, das Kunde gab von den Tagen großer Vorzeit, saß ein spielendes, träumendes Kind mit goldenem Haar, durch das der Wind zog, der einst die dunklen Locken Helena's und der schönen Töchter der Hellenen durchflattert. Sie saß dort, wie jetzt an meiner Seite; die Steine redeten zu ihr empor, eine Erinnerung trat ihr auf die Lippen, und die Schwinge eines Augenblicks trug uns aus dem deutschen Wald hinüber an Attika's blumenreiches Gestade. Die grauen Buchenstämme wandelten sich in schlanke Säulenpilaster, und wie den Raum, so durchschritten wir die Zeit, rückwärts zu den Tagen eines hohen, schönen glücklichen Volkes, das ein milder Himmel geweckt und erblühen und welken ließ nach dem unabänderlichen Loos sterblicher Geschlechter. Die heiteren Götter seiner Welt blickten lächelnd hernieder von den Buchenwipfeln, wir bauten die „versunkene Herrlichkeit" in grünem Waldestraum wieder auf. Die Straßen durchwanderten wir und traten in die Häuser; lauschend saß Beatrix, dann schüttelte sie manchmal den Kopf und sagte: „Das hatte ich mir anders gedacht." Nun lachte Otto und warf einen philologischen Primanercommentar da-

Digitized by Google

zwischen. Mir war's, als ärgere es ihn etwas, daß dem Mädchen die Dinge aus eigener Anschauung bekannt waren, die er nur aus Büchern kannte, und er nannte sie scherzend wieder Pallas Athene, die glauäugige, klugredende, und fragte mit leisem Spott, ob sie nicht einen Homer mit Anmerkungen ediren wolle?

Beatrix erwiederte nichts, sondern stand auf und wir wandten uns nach Hause. Es ging abwärts und sie hing sich fest und liebevoll in meinen Arm; drunten im Thal vor dem Fluß trennte sich unser und Otto's Weg. Doch er achtete heut' nicht darauf, sondern schlug den unsern mit uns ein, und zum ersten Male wieder richtete Beatrix an ihn das Wort und sagte: „Sie verfehlen ihren nähern Weg, Herr von Waldeck."

Er blieb roth und verwirrt stehen, grüßte antwortlos und wandte sich auf den andern Weg zurück. Ich war noch verwundert über den fremdartig stolzen Ton, mit dem sie die letzten Worte gesprochen.

„Was hat Otto Dir gethan?" fragte ich; „das war nicht freundlich, Beatrix. Er hängt an Dir und Du that'st ihm weh."

„Warum will er mich verspotten?" entgegnete sie heftig, noch immer in veränderter Art. „Ich will ihm weh thun, denn ich mag ihn nicht, seit dem ersten Tage nicht, an dem ich ihn gesehen. Du irrst Dich, er haßt mich auch, ich weiß es, und gerade das ist mir am Meisten zuwider, daß er manchmal Freundlichkeit um Deinetwillen gegen mich heuchelt. Ich kann Dich nicht bitten, ihm Dein Haus zu verbieten, aber verzeih' mir, wenn ich Dich bitte, daß wir künftig allein in den Wald gehen."

Sie war auf der Brücke stehen geblieben, eine Thräne des Zorns glänzte ihr an der Wimper.

„Also Du bist am liebsten mit mir allein, Beatrix?" wiederholte ich.

Ich that es fast ohne zu wissen, was ich sprach. Sie nickte mir mit dem alten Gesicht lächelnd in die Augen und antwortete einfach: „Ja." Ihr Blick streifte noch einmal flüchtig stromab und sie nahm meinen Arm wieder und es ging weiter.

Warum zitterte es leise in mir, daß ich nicht zu reden vermochte? Es war ein träumerisch schweigsames Wandern im stillen spielenden Sommermittagsglanz. Zuletzt war das Schweigen fast seltsam und Beatrix mochte es fühlen und sagte:

„Glauäugig, nicht wahr, das ist sehr häßlich?"

„Nein, Beatrix; Otto's Schulreminiscenz hat da ein Wort gefunden, nach dem ich schon vergeblich gesucht. Wahrlich, Pallasaugen sind's die Du hast, und wenn die Sonne in sie hineinfällt —"

Ich hatte sie gewendet, daß es geschah. „Was dann?" fragte sie lachend.

„Ist es die Sonne Homer's —"

Digitized by Google

Es war ein Julitag, still und blau. Nicht ohne Gewölk, doch nur schneehelle Sommerwolken waren's; weiße Riesensegel, schifften sie dahin durch den räthselvollen Ocean, und das Herz zog mit ihnen, seine Räthsel zu lösen.

Doch es war fröhlich zugleich, denn ich hatte meine feindlichen Kinder wieder versöhnt. Seit jener Heimkehr aus dem Walde war Otto nicht wieder gekommen. Ich sah ihn oft schon in der Morgenfrühe und spät am Abend noch in der Umgebung meines Hauses, aber er scheute sich offenbar dieses zu betreten. Ich wußte wol weshalb, las es in seinem treuen Gemüth. Er fühlte, daß Beatrix meinem Herzen noch näher stand, als er, und da er ihre Abneigung gegen ihn empfand, so verbannte er sich freiwillig, anstatt durch seine Gegenwart unsere Eintracht und unsern Frohsinn zu vermindern.

Ich wartete eine Weile, denn jedwedes Ding erfordert seine Zeit. Dann fesselte ich mit klugem Kunstgriff Beatrix eines Mittags in meiner Bibliothek an eine Sammlung alter Volkslieder, gab vor, ich müsse einen hurtigen Gang in die Stadt machen und kehre gleich zurück. Doch statt links wandte ich mich suchend rechts; ich hatte Otto am Morgen vorübereilend gesehen und vermuthete, ihn noch in der Umgegend anzutreffen. Allein ich suchte vergeblich und befürchtete schon, Beatrix werde mein langes Fortbleiben dahin deuten, daß ich verhindert worden, und meine Rückkehr nicht mehr erwarten. Da bog ich noch in das kleine Seitenthal, in welchem ich Jene zuerst am Bach wiedergesehen. Mein Auge durchlief es und wollte sich schon abwenden, als es plötzlich Otto doch noch gewahrte. Er lag in's Gras gestreckt an der Anhöhe, die sich der, die Emilien's Garten krönte, gegenüber befand. Leise näherte ich mich ihm, er hörte mich nicht. Schlief er? Nun, wie ich neben ihm stand und seinen Namen sprach, fuhr er verwirrt mit glühender Schläfe auf. Ich machte ihm liebreiche Vorwürfe und scherzte dazwischen. „Muß ich meinen Knaben mir wie einen Vogel, der aus dem Käfig fortgeflattert ist, einfangen? Hat er es so übel bei mir gehabt, daß er nicht freiwillig zurückkommt?"

Er stotterte eine Entschuldigung und drückte fest meine Hand in seiner, und ich nahm seinen Arm und zog ihn mit mir. Er wollte nicht und sträubte sich, doch ich sagte lachend: „Nun hab' ich den Vogel und er muß für heut' in den Käfig zurück; dann wollen wir sehen, ob er morgen wieder davonfliegt."

Er ahnte nichts, als ich ihn direct in's Bibliothekzimmer führte. Wie wir eintraten saß Beatrix noch mit heißen Wangen in die Volkslieder vertieft; sie sagte, weiterlesend, ohne aufzublicken: „Bist Du schon zurück, Oheim?"

„Ich dächte, ich sei lange ausgeblieben, aber ich habe einen seltenen Vogel, der uns fast zu verwildern drohte, eingefangen. Nun soll er wieder zahm werden, doch Du ebenfalls, Beatrix, hörst Du?"

Sie stieß erschreckt einen Ruf der Ueberraschung aus und flog fast ängstlich von ihrem Sitz. Ich nahm die Hände Beider und hielt ihnen

Digitized by Google

eine Strafpredigt über Unverträglichkeit, daß sie sich mit niedergeschlagenen Wimpern, roth, beschämt gegenüberstanden und ich mich fast des Lachens nicht mehr enthalten konnte.

„Und nun gebt Euch die Hand, gelobt gegenseitig Urphede und seht Euch dabei an, daß Ihr Euch auch glaubt, was Ihr zusagt."

Sie thaten's, freilich im wörtlichen Sinne nur in einem Augenblick, doch ich war mit dem Erfolg der Verhandlungen zufrieden. Der Friede erschien immerhin leidlich wieder hergestellt und Zeit und guter Wille auf beiden Seiten, dachte ich, würde für seine Befestigung sorgen.

Ja, ein Julitag, still und blau. Wie Sommergedanken zogen die länzenden Wolken am Firmament.

Wir waren zum ersten Mal wieder seit jener Entzweiung zusammen im Wald. Otto und Beatrix hielten Beide an sich, als ob sie sich fürchteten, in den alten spöttisch-streitenden Ton zurück zu fallen, und gingen stumm neben mir. Wieder hatte der Wald und Alles in ihm sich verändert; eine Pflanzengeneration war hingegangen und eine andere strebte zur Blüthe auf. Und wie sie die Insecten, die schwirrend und leuchtend darüber wogten. Andere Farben und andere Geschlechter, doch sorglos, sonnenfreudig, wie jene gewesen, die ihnen Raum gemacht. Sie redeten mit stummen Zungen, daß der Sonnentag kurz für Jeden und daß es der Lebenszweck eines Jeden sei, den seinen zu genießen.

„Denn leben ist ja doch des Lebens höchstes Ziel."

Ich hatte es wol unbewußt laut gesprochen. Beatrix sah auf und versetzte:

„Das ist schön. Nicht wahr, Grillparzer's Sappho sagt es?"

„Thöricht schön ist es in Ihrem Munde", erwiederte ich.

Das Mädchen stand still und fragte eifrig: „Warum? Ich begreife den Phaon nicht; wenn mir die Wahl zwischen Melitta und Sappho gestellt wäre, ich würde nicht zweifeln. Was ist jene gegen die edle, großherzige Frau, die ruhmvolle Dichterin?"

Lächelnd, wie im Traum wandte ich die Augen auf ihr eifriges Gesicht. „Du wüßtest wirklich nicht, was sie gegen diese ist, Beatrix?"

Sie lachte jetzt auf. „O ja, ein dummes Ding wie ich. Du weißt, ich streite heut' nicht, Oheim, es ist gefährlich hier im Walde, und so soll Grillparzer Recht haben, denn da ich nicht Phaon bin, geht's mich auch nicht an."

Sie hüpfte voraus, die Sonnenlichter, die hier und da durch die Wipfel brachen, tanzten märchenhaft um sie her. In einen schmalen, dicht verwachsenen Fußpfad lenkten wir ein, Otto ging vorauf und bog das Gezweig auseinander und hielt es, damit es nicht zurückschnellend dem Mädchen in's Gesicht schlage. Ich folgte hinter Beatrix; in dem dichten Grün, das uns von allen Seiten umgab, glänzte ihr Haar goldiger denn je. Es fiel ihr auf den weißen, fein und doch voll wie aus Mamor gerundeten Nacken und darüber auf das helle Sommerkleid. Manchmal wandte sie sich um und statt des Goldes blickte aus dem

Digitized by Google

Grün das Blau ihrer Kinderaugen mich an und sie lachte: „Ich glaube, Du führst uns, daß wir nie wieder zurück finden. Aber wo Du bist, gehe ich muthig vorwärts, denn ich weiß, da hab' ich den besten Führer auf der Welt, auch wenn wir uns verirren und nie wieder zu Menschen kommen. Im Grunde wäre das eigentlich das Hübscheste von Allem."

Dann war es wieder still; nur die Zweige rauschten, fernab hämmerte der Specht, der leichte Fuß eines Rehes schlüpfte seitwärts durch's Dickicht. Und nur die goldigen Locken bewegten sich leise über dem weißen Nacken vor mir, die, wenn sie Phaon gehörten, nicht die Melitta wählen und mit mir gehen wollten, wenn wir auch nimmer zu Menschen zurück gelangten.

Da wich plötzlich das Gebüsch auseinander, die grauen Stämme zur Seite hörten ebenfalls auf und mit einem Zauberschlage überfloß Alles blendender Sonnenglanz. Eine breite Waldlichtung war's, ganz vom Hochwald umrahmt. Sonderbar lag ein Stück des blauen Himmels darüber, die Kronen alle standen unbewegt. Waldrosen verrankten wie mit blüthenbedecktem Vorhangsgewebe den Zugang zum farbenprächtigen Mosaikboden, der die schweigsame Lichtung füllte. Kelch an Kelch auf schlankem Stengel mit grünen Halmen dicht untermischt, die noch keine Sichel geschnitten; darüber ein mittägig heißes Zittern aus Duft und Strahlen und tausend geflügelten, hin- und herschwebend wie rastlos an der Purpurdecke des Waldgemachs fortwebenden Lebens. Dumpfer summte die wilde Hummel hindurch, mit den langen Fühlhörnern schwirrte langsam der violette Holzkäfer vorbei, unzählige Sesien standen bienengleich in der Luft, schossen blitzartig auseinander und gaukelten auf's Neue vor dem Blick. Drüben, weit hinüber, lauschte am Rand, nur wie durch einen Schleier undeutlich erkennbar, mit gehobenen Köpfchen ein Hochwildrudel, das zwischen den Stämmen hervorgetreten; Holztauben girrten in Laub versteckt, ab und zu wagte ein buntgefiederter Häher eilig den Flug über den heißen Raum und tauchte wieder in's leise raschelnde Gezweig. An den tropischen Urwald gemahnte es mich mit seiner Fülle, seinem Reichthum, und doch so anders war's, so heimlich, so deutsch-märchenhaft, wie das sonnigste Glück in unserer Brust, wie die Sehnsucht, die Dornröschen's süße Gestalt in diesen Mittagstraum hineingezaubert. Ich stand und sah es und Schauer, die nicht Worte haben, überwogten mich. Fernab von meinen Gedanken glitt das Auge über eine dunklere Stelle in der Wendung des großen Waldesgemachs — da kam's wie Erinnerung, daß ich schärfer auf den dunkelgrünen Nadelholzstreifen hinblickte.

Wahrhaftig, es waren die Tannen, in denen ich mich damals fast verirrt, und die Lichtung war's, die mit den weißen Pünktchen besäet gewesen, über die hinüber der Goldstreif vom grauen Stamme mir geleuchtet.

Kahles Geäst, von mildem Strahl durchspielt, im kargen Gras die schlichten Anemonen. Wie deutlich stand es noch vor mir! Und jetzt, was hatte die Sonne weniger Monde daraus entfaltet?

Digitized by Google

Wie die Luft zitterte in der Sonnengluth! Von farbigem Leben und Sommergedanken!

Ja, es war Sommer! Die Anemonen waren vergangen und die Waldrose blühte an ihrer Stelle. Und sie mahnte, daß auch ihre Zeit nur eine flüchtige sei.

Hatte ich den Frühling damals für das Schönste gehalten, was die Erde noch besitze?

Nein, er war es nicht! Es war Sommer geworden und ich fühlte, auch in mir, in tiefstem Herzen lebte er noch und wollte blühen und glühen in Farbenpracht und harrte nur auf die Sonne, daß sie kommen sollte, ihn zu wecken.

Ich blickte mich, zusammenfahrend, um; einsam stand ich in dem wogenden Geschwirr des Blüthenmeeres, das dem Leben glich. In meinen Gedanken war ich in die Lichtung hinausgeschritten, ihre hohen Halmeswellen schlugen hinter mir zusammen und die Anderen hatten meine Spur darin verloren. Nun kam es mit plötzlicher, märchenhafter Angst über mich, die Mittagsstille erschreckte mich, als webe das alte Geheimniß in ihr, das einst Dornröschen in Zaubertraum begraben, und ich rief mit pochendem Herzen: „Beatrix! Beatrix!"

Keine Antwort. Nur die Tauben girrten und der Ruf lief um den Waldrand und die Rosenhecke gab ihn wie ein leise lachendes Echo zurück.

„Beatrix!"

Ich suchte den Rückweg, doch die bunten Kelche nickten, die Spitzen der Halme flimmerten mir bis vor die Augen hinauf. Jetzt wichen sie einen Moment und mir war's plötzlich durch den zitternden Schleier, als luge ein weißes Gesicht mit forschenden Augen drüben hinter dem alten Stamm hervor. Dann war es fort — eine Phantasmagorie mußte es gewesen sein, das Mittagsgespenst.

Aber angstvoller rief ich: „Beatrix! Beatrix!"

Da kam sie, ihre Locken flogen. Wie eine Goldblume kam sie über den grünen Wellen, ihr Gesicht glühte, ihre Augen leuchteten märchenhafter denn je.

„Hab' ich Dich wieder!" rief ich und legte den Arm um ihren Nacken und zog sie an mich. „Ich hatte plötzlich solche Angst um Dich, Beatrix, als hätte ich Dich verloren. Was ist Dir! Hast Du Dich auch erschreckt?"

Sie athmete heftig und preßte ihren Kopf an mich und weinte.

„Was ist Dir, Beatrix?"

„Ich weiß es nicht, mir klopft das Herz so —"

„Mir auch, Beatrix. Das ist der Sommer, dann thut's wol so. Du hast wol auch das Mittagsgespenst gesehen?"

Sie antwortete nicht, sondern ging, sich fest an meinen Arm klammernd, zitternd weiter, bis wir den Waldrand wieder erreicht. Mir war's wie Traum, als wäre ich der Königssohn des alten Märchens.

Dann endlich kamen mir die Gedanken zurück, daß ich mich umwandte und sagte:

Digitized by Google

„Ich habe ganz vergessen, daß Otto mit uns war. Wo mag er geblieben sein? Der Wald ist heut' ja wie verzaubert, wir können ihn doch nicht allein hier zurücklassen."

„Er wird wol kommen, laß uns gehen", bat das Mädchen leise, „wahrscheinlich sucht er Dich auch."

„Nein, das wäre unfreundlich gegen ihn." Und ich rief seinen Namen, doch vergeblich. „Warte an diesem Baum, Beatrix, hier können wir uns nicht wieder verfehlen, ich will Otto suchen."

Doch sie hielt mich mit Gewalt. „Ich stürbe vor Angst, wenn Du wieder von mir gingest —"

Ja, der Wald war wie verzaubert heut'. In einiger Entfernung tauchte mir abermals ein Gesicht zwischen den Stämmen auf. Und dann eben so schnell war es wieder wie Duft und Nebel auseinander. Nur die Gestalt blieb zwischen den Bäumen und nahte langsam heran, und als es mir wieder klar ward vor den Augen, war es Otto, der mit einer rothen Waldesrose in der Hand auf uns zukam.

„Wir haben uns wol gegenseitig gesucht!" rief er.

„In Deinen Augen ist ein Glanz, als hättest Du ebenfalls das Mittagsgesicht gesehen. Hast Du Dich auch gefürchtet wie wir, Otto?" fragte ich.

Er lachte und legte die Rose an seine Lippen. „Ich glaube, das Mittagsgesicht hat sich vor mir gefürchtet, denn ich sah es nur eine Secunde und als ich es fassen wollte, war es verschwunden und ließ sich nicht wiederfinden."

Wir wandten uns heimwärts; Beatrix war müde und hing sich fest an meinen Arm, daß die Wärme des ihrigen mich wie heimliche Sonne durchströmte. Am Ausgang des Waldes standen wir still und blickten in's Thal. Glänzend zog die Saale hindurch, Rudolstadt verschwand rechts im Geflimmer, von der Anhöhe gegenüber warf es uns blitzende Funken entgegen. Es waren die Fenster meines Hauses, in denen die Sonne flammte; Niemand von uns sprach, meine Gedanken wiegten sich auf den goldenen Luftwellen.

Auch Beatrix' Augen waren hinüber gerichtet und sie sagte leise: „Was ist das drüben?"

Ich schrak zusammen, wie wenn man im Halbschlaf zu stürzen meint, denn ich empfand plötzlich, daß mir die Antwort auf den Lippen geschwebt hatte: „Unser Haus, Beatrix."

Doch ein Flattern neben uns lenkte unwillkürlich meine Augen ab, ehe ich es zu erwiedern vermochte. Ich sah, daß ein größerer Vogel die letzte Eiche, an der wir standen, gestreift, sich eine Secunde auf ihr niedergelassen und dann seinen Flug in den Wald hinein fortgesetzt hatte und ich fragte mechanisch: „Was war das?"

Otto sah ihm ebenfalls nach. „Ein Kuckuk."

„Doch ich habe keinen Ruf von ihm gehört."

„Wenn die Sonnenwende vorüber ist, ruft er nicht mehr; Sie haben es mich selbst gelehrt."

Digitized by Google

„Richtig, ich vergaß es; man vergißt so Manches an solchem Tage. Wollen wir nach Hause gehen, Beatrix?“

Nicht Otto, sondern Emilie und ich waren es, die auf dem Feldweg zwischen den hohen Aehren durch schritten, über die Beatrix, schweigsam vor uns gehend, ihre Hand hinstreifen ließ. Ich mußte Emilien führen, sie klagte, daß ihr der Fuß schmerze, und ging allmälig immer langsamer, so daß Beatrix ohne sich umzublicken uns bald weit voraus war. Um uns zirpten die Grillen im Korn, es war Spätsommerabend, ein weicher Wind bewegte leise die Halme. Emilie sprach flüsternd über ihre Tochter.

„Ich glaube fast, das unkluge Ding ist verliebt“, sagte sie, „denn in letzter Zeit ist sie noch sonderbarer und achtloser als je. Es hat nicht viel Früchte getragen, daß ich sie zu Ihnen geschickt, Gotthold; im Gegentheil, seit der Zeit, scheint mir, hat es erst recht mit ihr angefangen. Ich kann mir nur nicht denken, in wen? Aber wenn er sie will und sie standesgemäß erhalten kann — denn eigenes Vermögen hat sie ja nicht — so soll mir es recht sein. Sie ist sechzehn Jahr und in dem Alter bin ich auch verliebt gewesen —“

Sie schwieg einen Moment und fuhr dann wie nachdenklich fort:

„Wissen Sie eigentlich wol, Gotthold, daß Beatrix Ihre Tochter sein könnte?“

Doch zugleich stieß sie einen leisen Schrei aus und hielt sich ihr Spitzentuch vor die Augen. Als sie es zurückzog, war ihr Gesicht leicht geröthet und sie fügte hinzu:

„Nein, was schwatze ich für Dinge! Ich meinte natürlich nur — aber ich sehe es Ihnen an, Sie böser Mann glaubten —“

„Ich wüßte nicht, was sollte ich glauben, Emilie, als die schmerzliche Wahrheit, daß ich so alt bin, Beatrix' Vater sein zu können?“

„Nun, Sie müßten es freilich auch wissen, Gotthold“, lachte sie, mit dem gestickten Tuche mir leicht auf die Schulter schlagend, „und wer Sie damals gekannt, könnte es beschwören. Was für ein Kind waren Sie! Ich glaube, wenn ich mich wirklich zu Ihnen in den Wagen gesetzt hätte, wir hätten in Nacht und Nebel rund um die Erde fahren können, ohne daß Sie es gewagt haben würden, mich zu küssen.“

Ich erwiederte nichts, wir gingen weiter, Emilie hinkte immer stärker. Plötzlich stieß sie einen lauten Schmerzensruf aus und sagte:

„Ich kann nicht mehr und muß mich setzen; ich muß mir einen Dorn in den Fuß getreten haben.“

Ein vorspringender Wall schützte den Rasenfleck, auf den sie sich setzte, vor jedem Auge. Sie blickte einen Moment zögernd um sich, dann fuhr sie fort:

„Sie sind ja Arzt, Gotthold, und können mir vielleicht helfen, sonst müßten Sie mich nach Hause tragen. Aber“ — sie nestelte ihren Schuh los — „drehen Sie sich so lange um, bis ich —“

Ich hatte es bereits gethan. Nun lachte sie: „Das war wieder

Digitized by Google

recht klug! Wenn Sie mir helfen sollen, müssen sie den Fuß doch sehen, und was kommt denn auch bei Euch Aerzten darauf an, Ihr wißt ja doch wie wir sind. Sehen Sie!"

Ich wandte mich, sie streifte den seidenen Strumpf ab und hielt mir den Fuß hin. Er war klein und rosig und mochte sich unverändert erhalten haben wie ihre Hand. Ich betrachtete ihn und sagte: „Ich sehe keine Verletzung."

„Hier", versetzte sie, meine Hand nehmend und sie auf die gedeutete Stelle drückend, „hier schmerzt es."

Ich hielt ihren Fuß, mich überkam's, daß so auch der von Beatrix sein müsse, und ich sah stumm darauf nieder. Dann lachte Emilie wieder:

„Ihre Gedanken verweilen mir zu lange dabei, Gotthold, das scheint mir gefährlich. Es hat auch schon genützt, die Hand des Arztes hilft gleich, oder vielleicht war auch der Dorn im Schuh. Aber nun helfen Sie mir auch, daß ich wieder hineinkomme, ich kann mich in meiner Stellung nicht bücken."

Sie nestelte an dem Strumpf und suchte ihn vergeblich überzustreifen. „So helfen Sie mir doch, Sie sind entsetzlich ungalant!" rief sie. „So — so — wenn Sie einmal verheirathet sind, müssen Sie das doch können."

Sie sprang wieder auf die Füße und trat fest auf. „Ich danke Ihnen, Gotthold, Sie sind ein geschickter Doctor. Aber damals, Sie wissen, in Tante Gramlich's Bosquet, hätte ich Sie doch nicht consultirt."

„Warum nicht?" fragte ich gedankenlos, um etwas zu antworten.

„Nun", versetzte sie lachend, „ich bin keine so besondere Christin, aber ich weiß doch, daß ein Gebot heißt: Führe uns nicht in Versuchung! Doch andererseits weiß ich auch, daß Kinder, wenn sie artig gewesen sind und der Verlockung nach verbotenen Früchten widerstanden haben, eine Belohnung verdienen. Und da ich eine gute Mutter bin —"

Sie schlang plötzlich mir den Arm um den Hals und küßte mich. Ich hatte ihre Worte gehört, doch an keinen Sinn, jedenfalls an einen ganz andern dabei gedacht und erwiederte:

„Ja, sei'n Sie eine gute Mutter, Emilie! Doch verbotene Früchte — warum sollten sie denn verboten sein?"

Emilie ließ meinen Arm fahren, dann schüttelte sie sich vor Lachen. „Warum? Nein, das ist mehr als naiv, Gotthold, und es wäre zum Todtlachen, wenn man es weiter erzählen könnte! Warum? Sie sind am Ende doch rachsüchtiger als man glauben sollte und es ist Zeit, daß wir aus dieser einsamen Gegend fort und wieder unter Menschen kommen. Wahrhaftig, ich ginge jetzt nicht zehn Schritte mit Ihnen vom Wege ab. Ich sollte eigentlich mit Ihnen schmollen über solche Frage, aber ich bin kein zimperliches Mädchen und will Ihnen deshalb Antwort geben. Wenn Jemand in einen Garten hineingelangen möchte, dessen Früchte ihn locken, da darf er nicht umherspähen, ob etwa in der Umzäunung desselben in unbewachtem Augenblick sich eine Lücke findet, durch die er

Digitized by Google

hineinschlüpfen könnte. Sondern jeder Garten hat einen geraden Weg, der direct auf seine Pforte zuführt, und an diese klopft der Einlaß Suchende und fragt den Besitzer offen heraus, ob dieser gewillt sei, die süßen Früchte mit ihm zu theilen. Und gefällt dem Eigenthümer der Fragende und er antwortet: Ja — und es ist zu wetten, daß er es thun wird — so —"

Sie stand still, ich sah sie gedankenlos an. „So?"

„So sind die süßen Früchte nicht mehr verboten und er kann davon brechen so viel und wenn er will — jeden Augenblick —"

Da lag das Haus, eine ländliche Wirthschaft, die unser Ziel gewesen. Es war spät geworden und dämmerte schon; wir suchten unter den Bäumen, die das Haus umschatteten, doch Beatrix befand sich nicht dort. Emilie war müd' und hungrig, sie setzte sich und bestellte die Abendmahlzeit; ich stieg den höher gelegenen Garten hinan, Beatrix zu suchen. Doch auch hier vergeblich; ich blickte in jede Laube, sie war nirgendwo zu finden. Sie wird schon drunten bei der Mutter sein, dachte ich und stand im Begriff zurück zu kehren, als ich ein leises Blätterrauschen unter dem bis an den Rasenboden herabreichenden dichten Gezweig einer Trauerweide vernahm. Mechanisch bog ich die den Eingang verwehrenden Aeste auseinander, es war fast lichtlos unter dem dunkelgrünen Dach, nur daß etwas Weißes darin schimmerte, ließ sich noch unterscheiden. Einen Moment blieb es regungslos, dann flog es empor und mir in die Arme, und es war Beatrix. Sie schlang ihre beiden Hände um mich und lachte und rief: „Hast Du mich doch gefunden und ich glaubte mich so gut versteckt zu haben!" Die Aeste der Laube schlossen sich hinter ihr wieder zusammen und sie stand in ihrem hellen Kleide vor mir, fast noch höher erscheinend als am Tage, im Zwielicht zauberischer denn je im goldigsten Sonnenglanz. Sie war ausgelassen und doch weich und zärtlich zugleich; vereinzelte Sterne tauchten aus dem dunkelnden Aether, wir blickten stumm empor, langsam führte Beatrix mich, den Kopf an meine Schulter gelehnt, hinab.

„Die Mutter wird auf uns warten", sagte sie; dann brach sie ab und fügte tief aufathmend hinzu: „O Gott, wie schön ist es zu leben."

Von der Stelle, die wir verlassen, höher hinauf im Garten kam wie vorhin ein leises Blätterrauschen. Ich horchte unwillkürlich auf. „Was war das?"

„Wol ein Vogel", entgegnete Beatrix gleichgiltig.

„Oder ein Marder, der nach Vögeln umherschleicht. Es war doch gut, daß ich kam; hättest Du Dich nicht vor ihm gefürchtet, wenn Du allein gewesen wärest, Beatrix?"

Sie lachte: „Früher fürchtete ich mich, doch jetzt nicht mehr. Aber es war doch gut, daß Du kamst —"

Sie tanzte und zog mich schneller hinunter. Als wir uns nach Hause wandten, stand der Mond hoch und glänzend am Himmel. Ich

Digitized by Google

mußte Emilie abermals führen und Beatrix blieb diesmal hinter uns zurück. Emilie plauderte unausgesetzt Dinge, die ich nicht verstand und nicht hörte; nur manchmal fühlte ich, daß ihr Arm den meinen an sich drückte. Der Weg führte auf ihre Gartenpforte zu; vor derselben blieb ich stehen und verabschiedete mich.

„Gute Nacht, Muthloser! Träumen Sie!“ sagte Emilie, mir die Hand reichend. Ich fragte, Beatrix entgegenblickend, die in einiger Entfernung herankam: „Wovon?“

Emilie sah empor und lachte: „Vom Mond!“ Dann legte sie den Kopf schnell einen Moment an meinen und flüsterte: „Weißt Du's noch, Gotthold?“

Beatrix kam, das Gartenthor knarrte, wir trennten uns. „Gute Nacht, Mond!“ rief Emilie noch durch's Gitter.

„Was heißt das?“ fragte die Tochter. Die Mutter antwortete: „Das verstehst Du nicht, Kind. Es war einmal ein Mädchen — Du weißt, so fangen alle Märchen an — das konnte aus Gründen Dem nicht gute Nacht zurufen, dem es das gern wollte, und da rief es statt dessen: gute Nacht Mond! Doch wie gesagt, das verstehst Du nicht.“

Beatrix lachte. „Ich verstehe nur, daß es lustig ist.“ Und sie rief ebenfalls: „Gute Nacht, Mond!“

Ich erwiederte: „Gute Nacht, Sonne!“

Emilie drehte sich noch einmal um. „Bekommt der Mond Muth, wenn die Sonne verschwindet?“

Ihre Schritte knirschten ferner über den Kieselsand; nur ab und zu rief noch Beatrix' Stimme neckisch:

„Gute Nacht, Mond! — Gute Nacht, Mond!“

Ich stand am Gitterthor, bis drüben die Hausthür sich schloß. Tiefe, silberhelle Nachtruhe lag über Allem und legte sich mir beseligend über die Gedanken. Erinnerung und Hoffen wob sich ineinander, wie die zitternden Strahlen des Mondlichtes. Nun blitzte es in Beatrix' Zimmer auf, der Schimmer verstärkte sich mehr und mehr, sie hatte offenbar die Kerze an's Fenster gestellt. Meine Hand legte sich auf den Drücker der Pforte und mein Herz begann plötzlich zu klopfen. Sie waren im Hause noch nicht zur Ruhe gegangen und es stand in meiner Macht, noch heut', jetzt — —

Das Herz klopfte zu stark. „Nein, morgen. Gute Nacht, meine Sonne!“

Ich wandte mich schnell ab, mein Blick fiel den beglänzten Weg hinauf, den wir zurückgewandert. Eine dunkle Gestalt kam langsam über ihn daher und hielt inne, als ich aus dem Schatten des Gartengebüsches ebenfalls in's Licht hinaustrat. Mein Auge hatte in dem ungewissen Schimmer gedankenlos auf ihr geruht, plötzlich erschienen die Umrisse der Gestalt mir bekannt, daß ich unwillkürlich: „Waldeck! Otto!“ rief. Doch er war's nicht, denn die Figur schlug gleich darauf einen Seitenweg ein und zerrann im zitternden Licht.

Digitized by Google

Sie war am andern Morgen nicht gekommen, zum erstenmal nicht.

Ich sah nach ihr den Weg hinab. Mir pochte das Herz, als die Stunde schlug, in der sie kommen sollte. Und es pochte immer heftiger, stürmisch wonnevoller, als sie nicht kam.

Fürchtete auch sie sich vor ihrem Herzen?

Langsam schlich der Tag. Otto war ebenfalls fortgeblieben, die Anderen sahen mich manchmal verwundert an. Ich mochte wol Dinge gesprochen haben, bei denen der Gedanke nicht war; um Mittag sagte ich, wir seien heut' zum letztenmal beisammen gewesen — wenigstens so, sie würden bald erfahren, weshalb, es müsse sein und es thue mir leid, nein, es freue mich — ich weiß nicht, in welche Worte ich es kleidete. Sie gingen erstaunt, Einige reichten mir schluchzend die Hand — ich war wieder allein und immer langsamer schlich der Tag. Durch alle Zimmer des Hauses ging ich, daß auch meine alte Dienerin erstaunt dreinsah, wie mir Alles zu niedrig, zu unschön darin erschien. Ich entwarf Pläne und berieth sie mit der Alten; sie schlug die Hände zusammen. „Aber was will der Herr Doctor denn mit noch mehr Platz? Ja, wenn das Haus einem jungen Herrn gehörte, der vielleicht noch heirathen wollte!" und ich lachte und die Stunden vergingen.

Der Nachmittag kam, ich erklomm die Höhe hinter meinem Garten, schräger stieg die Sonne, endlich sank sie über Orlamünde hinab. Doch immer wollte das Tageslicht noch nicht schwinden, als ich zurückkam. Ich ging in mein Zimmer und griff nach einem Buch; es waren Hölderlin's Gedichte — ich schlug sie auf und las: „Die Nacht":

„Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse . . ."

Mit ruhevollem Zauber überkamen die Worte mich, die der Zufall mir entgegengetragen. Zwei Dinge, ich empfand es, besaß das Leben, seine Wunden zu heilen, die Liebe und die Hoheit der Dichtung. Wie lange war jene Nacht vorüber; doch, unvergänglich der Ewigkeit überliefert, hatte des Dichters Lippe sie hier in Rhythmen gebannt und schuf sie an jedem Abend auf's Neue und legte sie als milden Balsam auf das heiße, zu angstvoll oder zu glückestrunken pochende Herz.

Ja, Gewinn und Verlust wägt wol in solcher Stunde das sinnende Haupt; es gedenkt ferner Freunde und der Jugendzeit; plätschernd rauscht der Springquell am duftenden Beet.

Ist das Leben reich zu heißen, wenn der Verlust seiner ersten Hälfte gefüllt und unermeßlicher Gewinn der zweiten anheimfällt? Wäge es noch einmal in dieser Abendstunde; frage Dich, ob Du seinen Beginn noch einmal zurück haben möchtest für solche Mitte!

Ja, und wäre es Qual des Leibes und der Seele gewesen durch Tag und Nacht, ich wollte sie noch einmal bis hierher erdulden, schweigsam, klagelos, glückestrunken im Gedanken an Dich, an Dich, Beatrix!

Ja, das Leben ist unermeßlich reich!

Da ertönen die Glocken der Stadt herüber durch dämmerige Luft

Digitized by Google

und ein Wehen kommt und regt die Gipfel des Hains auf. Die Schwärmerische, die Nacht kommt —

Sieh! Und das Ebenbild unserer Erde, der Mond, kommt geheim. nun auch —

Es ist Zeit — zerspringe nicht, mein Herz!

Voll mit Sternen jetzt glänzt die Erstaunende dort über Gebirgeshöhen. —

Nein, Hölderlin, Eins weiß die Dichtung nicht, nur die Liebe weiß es. Nicht wenig bekümmert um uns kommt die heilige Nacht und nicht als Fremdlingin unter den Menschen. Sie kommt als Freundin und füllt mit ihrer Weihe das Herz und bereitet seiner Sehnsucht die Stätte. So glänzt sie dort über Gebirgeshöhen, nicht traurig, prächtig herauf wie das leuchtende Geheimniß, das die Lippe ihr vertrauen will. — —

Durch das heimliche, schmale Thal, das der Bach darunter im Dunkel durchmurmelt, über die Anhöhe zur kleinen, unverschlossenen Gartenpforte hinauf. Der Mond steht noch schräg und der Garten liegt noch im Schatten, nur die weiße Front des Hauses glänzt schon von Strahlen übergossen. Darunter fällt ein gelbes Licht von der Veranda herüber, das einer Lampe. Emilie sitzt daneben — allein — —

Klopfst Du mein Herz, weil es Alles so ist, wie Du gedacht, geträumt? Weil Du die Laube kennst, in der das Glück auf Dich wartet?

Leise vorwärts im Schatten! Die Nachtfalter schwirren und das Geißblatt duftet. Leise vorwärts im tiefen Schatten, wie ein Jüngling, der zum erstenmal zur Geliebten schleicht.

Zum erstenmal?

Ja, ich liebe zum erstenmal!

Ist's nicht derselbe Schimmer dort, der gestern durch das Gezweig der Trauerweide geleuchtet? Doch es ist kein Blätterrauschen, das heute von ihm herkommt, ein leises, ganz leises Schluchzen ist's — näher, einen Schritt noch — und ich lege den Arm um ihren Nacken und flüstere: „Du weinst, Beatrix?"

Sie stöhnt zitternd auf. „Du — ?"

„Ich suchte Dich, ich kam, mit Dir zu reden, doch ich dachte nicht, Beatrix, daß man weint, wenn man liebt —"

„Weißt Du's? Weißt Du Alles?"

Sie rief's und ihre Arme umfaßten mich. — „O, dann ist ja Alles gut — ich konnt's nicht sagen — aber dann weine ich nicht mehr, dann lache ich vor Glück —"

Sie drückte den Kopf an meine Brust, stumm über ihr lockiges Haupt fort sah ich in den Mondesglanz, in die Schwärmerische, die Nacht, die Freundin der Menschen hinaus.

Am Ziel! Das Herz bebte nicht mehr, es pochte laut, doch ruhig wie der Wandel der Sterne.

Da rief es plötzlich unweit von uns: „Beatrix!"

Digitized by Google

Beatrix fuhr zusammen. „Ich will gehen und es der Mutter sagen, komm!“ flüsterte ich. Doch sie zog mich ängstlich zurück.

„Nein, nur jetzt nicht, nur heut' noch nicht, ich bitte Dich! Morgen —“

„Beatrix!“ rief es näher, „wo steckst Du?“

„Ich komme morgen in der Frühe zu Dir, dann besprechen wir's“, flüsterte Beatrix. „Sag' der Mutter heut' noch nichts, hörst Du? O, ich bin so glücklich, daß Du es weißt! Wen hätte ich sonst auf der Welt als Dich!“

Sie verschwand wie ein Reh im Gebüsch. Emilien's Schritt kam näher über den Sand, ein erster Strahl des Mondes schlich sich bis an den Eingang der Laube und sie sah mich stehen und fragte: „Wer ist da?“

„Ich, Emilie.“

„Gotthold? Um diese Zeit?“ Das erste Wort klang verwundert, doch das zweite nicht mehr. Ihr seidenes Kleid rauschte heran und ihre Hand legte sich auf meine Schulter.

„Ich weiß, warum Du kommst, Gotthold“, flüsterte sie, „Du glaubtest von den süßen Früchten in der Laube zu finden, und dachtest, im Dunkel —“

Sie zog mich unter das dichte Gezweig auf die Rasenbank, auf der Beatrix gesessen. „Und Du dachtest Dich im Dunkel“, wiederholte sie flüsternd, „in den Garten zu stehlen. Aber ich habe den Dieb gefangen, und wenn man sich doch nicht gegen ihn schützen kann, so ist Geben seliger als Nehmen —“

Sie schlang die Arme heftig um meinen Nacken, ich fühlte ihre Lippen nach den meinen suchen, hörte die Seide ihres Kleides knistern und rauschen — dann durchrann es mich plötzlich mit jähem Schreck und ich sprang auf.

„Gotthold! Was hast Du?“ rief sie.

Ich hatte schon die kleine Pforte wieder erreicht. „Also mit der Sonne“, sagte es leise aus dem Bosquet. Es war Beatrix' Stimme und ich rief halblaut ihren Namen zurück und wiederholte: „Ja, mit der Sonne, Beatrix! Wo bist Du?“

Doch sie kam nicht und gab kein Zeichen, statt dessen vernahm ich Emilien's eilig nahenden Schritt. Ich flog in's Thal hinab, drunten hörte ich noch einmal ihre Stimme wieder rufen: „Wer ist da?“ und dann einen krachenden Laut im Zaungeäst. „Diebe!“ rief Emilie aufgebracht; ich mußte lachen, es war wieder eine Erinnerung, die mich überkam, daß die Tante Gramlich es auch damals gerufen. Doch zugleich durchschauerte es mich bei dem Gedanken an den Diebstahl, dessen ich bei ihr verdächtig gewesen. Ich wandte mich noch einmal und rief übermüthig:

„Gute Nacht, Mond! Dein Licht war nur erborgt und schwand dahin, denn die Sonne geht auf!

Digitized by Google

Und sie ging auf, und der Spätsommerfrühmorgen funkelte und blitzte von Millionen Demanten. In meinem Garten stand ich und sah den Weg hinab — da kam sie, umherblickend, hastig, mit flatternden Goldlocken.

Sie ging langsamer, als sie näher gelangte, und hielt einen Brief in der Hand, und ihre Wangen wurden morgenroth, wie mein Auge das ihre traf. Sie streckte mir die Hand entgegen, ich nahm sie und hielt sie und küßte ihre Stirn.

„Beatrix, mein Kind, mein Alles — —"

Sie wand sich leise aus meinen Armen und reichte mir den Brief. „Für Dich von der Mutter."

„Weiß sie es? Hast Du's ihr gesagt?"

Ich riß das Couvert auf und las, während Beatrix nach allen Seiten umherspähte.

„Blöder Freund.

„Also man muß Dir sagen, daß man Dich immer geliebt hat, daß man Dein ist und es sein will, Muthloser? Die Frau muß ihre Weiblichkeit verleugnen und um den Mann werben, damit Deine schüchterne Lippe sprechen kann? Und ich dachte, die meine hätte es Dir gestern schon deutlich genug gesagt! O, gestern — was entflohst Du, Blöder, dem höchsten Glück?

„Lasse das Kind bei Dir, Gotthold, und komm, komm sogleich zurück zu Deiner, fortan ganz Deiner Emilie."

Ich starrte auf das Blatt — ein Wagen rollte drunten und hielt vorm Gitterthor — und ich sah auf, in Beatrix' edles, unschuldsvolles Antlitz zu blicken. Sie stand nicht mehr vor mir, einige Schritte seitwärts zum Hollunderbosquet war sie hinaufgegangen und winkte mit der Hand.

Und aus dem rauschenden Blättergezweig flog Otto von Waldeck hervor und Beatrix flog ihm entgegen, ihm an's Herz, an die Lippen, und ihre goldenen Locken lagen in seinen Armen begraben.

Ich stand —

Da kam ein derber Schritt eilig von unten, daß die Kiesel klirrend stiebten.

„Treu, Du mußt mit nach Jena, großer Bierstaat, famose Sprützour! Ich habe einen Wagen genommen, mach' schnell, Du mußt Herz und Lunge auch einmal auslüften, davon wird man wieder frisch zur Arbeit!"

Es stand noch Jemand unsichtbar hinter mir und seine Stimme sagte:

„Wenn die Sonne am Horizont hinuntersteigt, Gotthold, und wir die Hände nach ihr ausstrecken und unser Leben dafür geben möchten, sie zu halten — können wir es hindern, daß sie ihrem Willen folgt, nicht unserer Sehnsucht, und von uns geht und andere Augen beglückt? Darum lasse Dir rathen, habe die Sonne nicht zu lieb — —"

Digitized by Google

Es fielen drei Perlen in's hohe Gras. Eine Schneeflocke war's und ein Eiskorn, dann kam die echte — doch Perlen bedeuten Thränen.

Ich glaube, ich wandte mich um, und sie fielen, von Keinem gesehen, in's Gras hernieder. —

„Ich fahre mit Dir, Zechlin."

Die Räder flogen, der Morgenwind pfiff, im Thale die Saale, sie rauschte —

„So spinnen sich der Jugend Pläne
Durch unser Dasein leise fort,
Und unsres ersten Schmerzes Thräne
Verwandelt sich in spätes Wort.
Was einmal auf dem räthselvollen
Irrgang des Lebens uns betraf,
Es ward zum Theil von unsrem Wollen
Und legt mit uns sich erst zum Schlaf.

Wir aber sammeln eine Ernte
Von Schmerz und Gram durch Tag und Nacht,
Von der als Kind ich einst erlernte,
Sie sei dem Jenseits zugebracht.
Doch wenn wie ein verlodernd Feuer
In Rauch und Asche wir zergehn,
Weshalb in unsrer Brust die Scheuer?
Wozu die Ernte und — für wen?"

Die Räder flogen, der Morgenwind pfiff, im Thale die Saale, sie rauschte — — — — — —

„Hier führt der Weg nach Orlamünde hinauf. Leb' wohl, Zechlin! Ich habe dort mit Jemandem zu reden."

Er sah mich verwundert an. „In dem Nest? Mit wem?"

„Mit einer rothen Nelke. Rosen sind für Andere, man muß genügsam sein, Freund."

Er schüttelte den Kopf. „Aber Du kommst doch noch zum Bierstaat?"

„Wahrscheinlich, doch warte nicht auf mich, Zechlin; ich kenne den Weg genau."

Der Wagen rollte; auch den Ton kannte ich an dieser Stelle genau und horchte ihm nach. Heiß und still lag die Sonne auf der menschenleeren Straße, die zu den rothen Dächern hinaufführte.

Orlamünde. — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Ein Besuch bei Louis Gallait.

Louis Gallait ist in Deutschland nicht nur ein bekannter sondern auch ein berühmter Mann. Sein großes Gemälde „Die Abdankung Karl's V.", das jetzt dem Sitzungssaal des brüsseler Appellhofes zur höchsten Zierde gereicht, hat zur Zeit in München wie in Berlin eine wirkliche Revolution auf künstlerischem Gebiet hervorgerufen und zwar verlief die Bewegung nicht wie so manche andere von der Märzsonne gezeitigte, in dem Sand; aus ihr gingen in Neu-Athen an der Isar die Piloty'sche Schule und in Berlin die Schrader'sche hervor. In Belgien fand dagegen Gallait wenig oder gar keine Nachahmer. Er steht heute völlig isolirt; er hat keine Schule begründet. Man hüte sich indeß wohl aus diesem allerdings auffallenden Umstand auf die Wahrheit des landläufigen Sprichwort schließen zu wollen: „Niemand ist ein Prophet in seinem Lande." Wir haben hier, Gott und den Menschen sei's geklagt, große und kleine Propheten schockweise herumlaufen, und manch belgischer Habakuk hält sich für die größten Dinge berufen. Nein, Gallait war hier zu allen Zeiten hoch gefeiert, und ist es auch bis zur Stunde; der schlagendste Beweis liegt schon im Factum, daß die bedeutendsten Schöpfungen des Meisters, die oben erwähnte „Abdankung Karl's V.", die „Letzten Augenblicke des Grafen Egmont" u. s. w. in Belgien geblieben sind. Die Ursache ist auch nicht in der Natur seines Talentes zu suchen. Gerade im Gegentheil. Es giebt allerdings gewisse genial angelegte Künstlernaturen, denen nachzufolgen eben so bedenklich und gefährlich als unmöglich; mit sicheren Augen und fester Hand gehen sie in ihren Conceptionen bis zu den äußersten Grenzen der Kunst, und entwickeln eben da, wo es anderen begabten Künstlern schwindelt und ihnen die Sinne vergehen, eine erstaunliche Virtuosität. Gallait aber ist kein Genie, er ist ein Eklektiker.

Als solcher schien er gerade vor allen anderen belgischen Malern berufen, eine der beiden, ihrem völligen Verfall entgegeneilenden Kunstakademien, Brüssels oder Antwerpens, deren Direction ihm mehre Mal angeboten wurde, einer neuen Glanzepoche entgegen zu führen.

Der Maler Czermak war leider zu Aller Unglück der erste und wahrscheinlich auch der letzte Schüler Gallait's, und gerade sein Beispiel beweist auf die eclatanteste Weise, daß Gallait seine Unsterblichkeit noch besser durch die Uebernahme der Direction einer großartigen nationalen Kunstschule als durch seine Meisterwerke gesichert haben würde. Nur dem Eklektiker ist es eben vergönnt, mit Rath und That in den Entwickelungsgang angehender Künstler einzugreifen, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verletzen und ihren persönlichen Gefühlen Gewalt anzuthun. Das unüberlegte dictatorische Machtwort des genialen Meisters ist nur zu häufig in seiner fatalen Rückwirkung auf den Schüler mit dem glühenden Wachstropfen zu vergleichen, welchen die neugierige Psyche von ihrer brennenden Ampel auf die Schulter des schlafenden Amors fallen ließ. In Czermak's Bildern fühlt man den Gallait'schen Einfluß, aber Aufführung und Durchführung sind grundverschieden. Ich erinnere mich, Czermak bald nach seiner Ankunft hier gesehen zu haben; er kam von Antwerpen herüber, wo er die Akademie besucht; seine Czechenabkunft ist nicht zu verleugnen; sie tritt einem auf den ersten Blick in dem tief schwarzen Haar, den auch im Dunkeln leuchtenden Augen, so wie in der ganzen Schädelform entgegen. Er malte im brüsseler Museum eine Skizze nach dem Tintoretto zugeschriebenen Bild: „Hiob auf dem Dünger-

Digitized by Google

haufen." Gallait kam zufällig in die Galerie, sah seine Arbeit, lobte sie, und gab ihm einige Rathschläge. Bald darauf nahm er ihn als Schüler auf, und empfing den Mittellosen an seinem Tisch und seinem Herd. Er war nicht nur Gast; er wurde als ein Mitglied der Familie betrachtet, die er zu schänden sich später nicht entblödete.

Eines Tages fand Gallait das Atelier seines Lieblingsschülers leer; er war entflohen und mit ihm — die Gattin des Freundes und Lehrers.

Dieser Schlag traf den Künstler und den Menschen schwer und wuchtig. Und wie war das anders möglich! Der Mann, der nur ausschließlich der Kunst gelebt, hatte sorgenlos und vertrauensvoll den Dieb seines Glücks und seiner Hausehre zu seinem Hausfreunde gemacht, und dieser, in echter Czechenmanier und Kraft des czechischen Sprichworts: „Küsse die Hand, bis du sie beißen kannst", rächte sich an seinem Wohlthäter, indem er ihm mit seiner Lebensgefährtin gleichsam einen Theil seines hohen Talentes raubte.

Mehr als ein Jahrzehent blieb Gallait unter dem Druck seines unverschuldeten Unglücks. Allerdings arbeitete er unverdrossen täglich in der absolutesten Abgeschiedenheit. Aber es fehlte die Begeisterung, der Glaube. Es schien, als sei der große Künstler an sich und an der Welt irre geworden. Das einzige Gemälde von Bedeutung, das er seitdem gemalt, war seine Dalilah. Sonst beschränkte er sich darauf, seine früheren größeren Compositionen und Bilder in verjüngtem Maßstabe immer wieder zu malen, die sehr reich bezahlt wurden, ebenso wie seine Portraits, die mit 10 — 15,000 Franken honorirt werden. Aber selbst auch diese legten Zeugniß ab für die traurige Krisis, welche das Talent des Künstlers bestand.

Mit der Verheirathung seiner Kinder und als die Großvaterfreuden, die Herbstgenüsse des Lebens, sein starr gewordenes Herz wieder klopfen machten, und sein vereinsamtes Haus neu belebten, wich der Bann plötzlich von ihm. In dem, dem Greisenalter entgegen schreitenden Künstler feierte der Genius seine Auferstehung. Die Lust zum Schaffen war wieder erwacht.

Vor einigen Wochen hieß es allgemein, Louis Gallait hätte zwei herrliche Bilder vollendet, den Frieden und den Krieg; sie waren, noch nicht vollendet, von einem englischen Gemäldehändler, Namens Gambar, um 100,000 Franken erstanden, sollten aber vorher, so war es der Wille des Künstlers, in der Ausstellung der londoner Akademie figuriren.

Ich war wirklich neugierig, sie zu sehen und als einer seiner Bekannten mich einlud, ihn in's Atelier Gallait's zu begleiten, so nahm ich die Aufforderung gern und dankbar an.

Louis Gallait bewohnt am äußersten Westende der belgischen Hauptstadt ein gerade nicht großes, aber reich und geschmadvoll eingerichtetes Haus. Beim Eintritt führt der Corridor geraden Wegs zum Atelier des Meisters; rechts eine Glaswand; sie gestattet den Blick in einen parkähnlich angelegten Garten; links ein salonmäßiges Empfangzimmer. Man bittet uns einen Augenblick dort einzutreten. Während man uns anmeldet, hatte ich nur die Muße, von mehreren das Zimmer zierenden Bildern die lebensgroße Gruppe der Mutter und der Schwester des Künstlers zu betrachten. Die Natur ist nur einfach und groß wiedergegeben. Der Maler versuchte es nicht, dazu hat er zu viel echten Künstlerstolz und Gefühl, aus den den unteren Ständen angehörigen Frauen vornehme Damen zu machen. Mein Begleiter, der wie Gallait in Tournay geboren, hatte die alte gute Frau gekannt. „Sie ist verewigt", meinte er, „wie sie leibte und lebte."

Digitized by Google

Später im Laufe der Unterhaltung sagte uns der Künstler, er verweile täglich wohl eine halbe Stunde lang vor dem Bildniß seiner Mutter und Schwester. „Es ist ein großer Trost; zuweilen möchte ich mit ihr sprechen."

Gallait empfing uns zuvorkommend; er erscheint älter als er in Wirklichkeit. Sein Bart und Haupthaar ist grau, fast weiß, mit einer leicht angehauchten warmen rosigen Tinte, wie er sie auf seiner Palette liebt (das ist übrigens nicht selten; das eigene Colorit des Malers findet sich häufig mehr oder minder in den Gesammtton seiner Gemälde zurück); der Kopf ist äußerst fein geschnitten, er hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem bekannten Portrait Franz I., Königs von Frankreich, Verfassers des oft citirten und darum nicht weniger wahren Verses:

Souvent femme varie;
Bien fol qui s'y fie.

In den letzten Jahren ist Gallait untersetzter geworden; die Sechzig sind im Anzug. Gallait unterhält sich gerne und liebt geistreiche Pointen. Er ist mehr eine Diplomaten- als eine Künstlernatur. Das Atelier ist geräumig, hell, freundlich. Kein Prunk, kein archäischer Krimskrams. An den Wänden hängen einige Studien; darunter die berühmte, welche er nach dem Kopfe des hingerichteten Bocarme gemalt und die ihm zu dem in Tournay befindlichen Bilde gedient: „Die den Grafen von Egmont und von Horn erwiesenen letzten Ehren."

Mitten im Atelier stehen die beiden Bilder, das eine ist verhüllt. Das andere, woran der Künstler noch arbeitete; als wir eintraten, zeigt eine junge Mutter mit einem prächtigen Säugling auf dem Schooß; sie mag wohl schön sein, den Linien des Nackens und dem reizenden Ohre nach zu urtheilen; das Gesicht selbst sieht man nicht; sie bietet dem Beschauer nur ein verlorenes Profil, da sie den Kopf dem Gatten zugewandt, der in weiter sonniger Ferne sein Feld bestellt; ein kleines pausbackiges Mädchen von drei Jahren schmiegt sich an die Mutter und winkt ebenfalls dem Vater einen Gruß mit einem Büschel frisch gepflücktem Flieder zu; ein schwarzer Haushund vervollständigt die Gruppe; Personen, Thiere, Landschaft, alles athmet und ist durchdrungen von Frühlingsluft und Duft; die sonnige Gegenwart ist noch verschönt durch die Hoffnung, welche alles beseelt; sie singt und klingt in dem Bild; Alles spricht hier von Glück und von Frieden.

Ganz im Anschauen vertieft, hatte ich nicht ein Mal bemerkt, daß der Künstler unterdeß das Pendant ebenfalls enthüllt. Als ich es erblickte, und obgleich nicht ganz unvorbereitet, konnte ich mich in Wahrheit eines gewissen Schauders nicht erwehren. Dort wo eben Alles sich freute, lebte, hoffte, ist der Krieg eingebrochen und mit ihm der Schrecken, der Kampf, die Zerstörung und der Tod. Die junge Mutter liegt entseelt; das rothe Blut rieselt langsam aus der klaffenden Todeswunde auf den Säugling, den dieselbe Kugel getödtet zu haben scheint; das kleine Mädchen mit dem Flieder klammert sich an den Leichnam; sie weint, sie schreit, Niemand hört ihren Angstschrei. Die männliche blutbefleckte Hand im Vordergrund, welche die starr gewordenen Finger noch auf den Gewehrlauf gepreßt, zeigt daß der Gatte und Vater das erste Opfer war, und daß die Hütte nur über seiner Leiche erstürmt worden ist; selbst der Hund, der treue Wächter und Gespiele der Kinder, liegt verendet in seinem Blut. In der Ferne raucht und flammt die Erndte: der Himmel ist schwarz und glühend. Wo man hinsieht Entsetzen und Grauen.

Digitized by Google

Die Antitheſe iſt packend, der plötzliche Uebergang, der meiſterhaft gemalte und wiedergegebene Kopf der jungen Mutter, deren bleiche, ſchon wächſerne Züge noch im Tode wie ein Reflex des Schreckens und des Schmerzes, welche ihrem Ende vorhergingen, iſt erſchütternd. In England dürften die Bilder Furore machen. Ein Vergleich derſelben ergiebt auf den erſten Blick, daß dem Maler das Drama, oder vielmehr das Melodrama mehr zuſagt als die Idylle. Der Krieg iſt das gelungenſte. In dem Malen einer Todtenmaske kann kein lebender Künſtler mit Gallait rivaliſiren. Ob dieſe Art neuer, ich möchte faſt ſagen practiſcher, realiſtiſcher Allegorie — die Worte lauten widerſprechend, aber es iſt nicht meine Schuld — den klaſſiſchen Allegorien vorzuziehen? Ich ziehe entſchieden die letztere vor, wenn man einmal allegoriſche Gemälde malen will, deren Nothwendigkeit noch zu beweiſen. Die Idylle gemahnt ſtark an die italieniſche Schule. Der Krieg iſt ein Schauergemälde, echt Gallait'ſch. Die bildende Kunſt kann meines Erachtens nach nur auf die Gefahr hin, von ihrer Höhe herab zu ſinken, zu ſolchen Knalleffecten greifen. Die alten Griechen wußten darin weiſes, beſſeres Maß zu halten; das ewig Menſchliche, ewig Intereſſirende und Bewegende iſt der Maßſtab; die Kunſt ſoll ſich nie erniedrigen, Tagespolitik in gleichviel welchem Sinne zu treiben. Louis Gallait läßt ſich übrigens jederzeit zu ſehr durch den maleriſchen Effect hinreißen und verführen; er ſucht den pittoresken Moment ſeines Sujets zu erfaſſen, d. h. das mehr gefällige, und hat er ihn gefunden, ſo giebt er ſich zufrieden. Gallait iſt deßhalb auch kein Geſchichtsmaler in der vollen Bedeutung des Wortes; ſeine Gemälde verhalten ſich zu wirklichen Geſchichtsbildern wie die Memoiren, worin namentlich die Franzoſen excelliren, zur Geſchichte. Malt er den Torquato Taſſo im Gefängniß, ſo legt er den Hauptaccent auf den Sonnenſtrahl, welcher die allerdings mit großer Maeſtria gemalten und gezeichneten, abgemagerten edlen Hände des Sängers des „befreiten Jeruſalems“ beleuchtet; zeigt er uns die den nationalen Märtyrern Egmont und Horn erwieſenen letzten Ehren, ſo bietet er ſeine ganze Virtuoſität auf uns die beiden ſtarren Todtenmasken zu malen, mit einer Naturtreue, als lägen ſie vor uns auf dem Secirtiſch. Er fühlte und ahnt nicht einmal, daß der Schwerpunkt der Scene nothgedrungen im Volke lag. Gerade weil die Hinrichtung der beiden, in Wirklichkeit ſchon vor ihrer Köpfung kopfloſen, Grafen der Ausgangspunkt des Aufſtands und Abfalls der Vereinigten Niederlande wurde, den ſie ſelbſt in Wahrheit nicht erſtrebt, mußte der Künſtler es ſich angelegen ſein laſſen, uns das Volk zu zeigen, das im Angeſicht Alba's und ſeiner Schaaren ſich zum Schaffot ſtürzte und das Blut ſeiner Märtyrer auffing ....

Volle, reine Bewunderung mußte ich dagegen dem lebensgroßen Bildniß zollen, das Louis Gallait von ſeiner vierjährigen Enkelin eben vollendet und das ebenfalls in London ausgeſtellt werden ſoll. Velasquez hat nie ein ſchöneres Kinderportrait gemalt. Wie wunderbar lieblich, leuchtend, duftend ſind dem Künſtler alle zarten Fleiſchtinten, das helle, glänzende, feine Flachshaar, die ſchwarzen leben- und feuerſprühenden Augen gelungen! Wie ſie daſteht, die kleine Maid, protzig, die Hände in den Taſchen ihres grauen Regenmantels! Trutzig und ſtolz ſcheint ſie dem Beſchauer zu ſagen: „Ja beſeht mich nur. Mich hat mein Großvater gemalt! Nicht wahr, mein Großvater iſt ein großer Maler?“

Max Sulzberger.

Digitized by Google

Aus dem Kryptogamenreiche der Lyrik.

Eine literar-cultur-historische Studie.

Der „Salon" hat vor einiger Zeit einen Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart geliefert, indem er den „Colportage-Roman" behandelte, jene wildwuchernde Blüthe üppigster Verstandesbaarheit und möglichster Romantik, an deren süß berauschenden Düften der wartende Kutscher auf dem Bock, die sinnige Köchin am rauchenden Herd, der betreßte Diener des modernen Nabob und die graziöse Zofe der gnädigen Frau gleichmäßig ihre im Riesenfortschritt der Zeit ästhetisch angehauchten Sinne letzen. Wie lethäisches Wasser umfließen die Thränen Marie Antoinetten's oder der unglücklichen Frauen Heinrich's VIII. die umblätternden Hände und spülen allen irdischen Küchen- oder Stallschmutz von ihnen ab. Süße Vergessenheit der gemeinen Welt umher entsteigt den unglaublichen Schicksalen edelgesinnter Menschen und ihrem jammerreichen Untergang. Tödtliche Blitze flammen aus zierlichen Degenklingen, welche die alabastern aus sorgsam gefälteter Manschettenkrause hervorblickende, aber trotzdem stets „eherne" Hand auf das Herz des Gegners zückt, bis ein rosenrother Blutstrom aus ihm hervorschießt. Dann deckt der reichgestickte Mantel die erkaltende Leiche und der Mörder flüchtet sich in die schauerlichste Einöde des ungeheuren Gebirgswaldes, wo er sich von Wurzeln nährt und von Gewissensqualen zermartert wird, daß seine hohlen Wangen denen eines Gespenstes gleichen, bis eine feenhafte Gestalt aus dem Dunkel tritt, seine Hand faßt und ihn tröstet, indem sie ihm mittheilt, daß der Gegner, den er getödtet zu haben wähnt, „noch nicht die blasse Larve des Todes angelegt", sondern „nach langer Ohnmacht wieder zum Leben erwacht sei". Die feenhafte Gestalt aber ist zugleich die Hofdame einer Prinzessin und erzählt weiter, daß diese sich in Liebessehnsucht nach dem Flüchtigen verzehre — „heute Nacht, wenn der letzte dumpfe Schlag der Mitternachtsstunde verhallt ist", heißt es, „wird die heimliche Tapetenthür, die in den rothen Ahnensaal des fürstlichen Schlosses führt, sich auf die Losung: „Muth und Liebe!" aufthun und — —"

Und mit zitternden Augen und fieberglühenden Backen — auch die Uhr auf dem Gesindeflur draußen ruft gerade Mitternacht — schlägt der Leser oder die Leserin das Blatt um, oder will es vielmehr umschlagen — denn, grenzenloses Weh, das Wort „und" darauf ist das letzte der Lieferung und das Opfer romantischer Genußsucht muß sich zu Bett begeben, ohne zu erfahren, was sich nach dem letzten verhallenden Schlag der Mitternachtsstunde im rothen Ahnensaal auf die Losung: „Muth und Liebe!" begiebt, und wenn er oder sie dies überhaupt je in Erfahrung bringen will, muß er oder sie zuvor drei Silbergroschen an den Colporteur bezahlen, der erst in etwa acht

Digitized by Google

Tagen eintreffen wird, um die Fortsetzung dieses „noch von keinem Werke der Literatur übertroffenen" Romans zu überbringen.

Es liegt da eine ganze Welt, die nicht zu Ohr und Gesicht der „obern Zehntausend" des Geistes und Geschmacks gelangt, die jedoch, da keine Ursache ohne Wirkung vergeht, ebenfalls nicht erfolglos bleibt, wenn wir die Wirkung auch erst umgesetzt als Nachlässigkeit und Indolenz, Raisonnirlust und Impertinenz von Seiten der ästhetisch verbündeten Gesindestube erkennen. Die Wallungen des Blutes, die der Colportageroman erregt, sind allzu heftig, als daß sie sich allein im Heiligthum des Busens beschwichtigen ließen. Sie müssen hervor und in Gestalt geflügelter Worte den herkos hodouton, den „Zaun der Zähne" verlassen, um dem Gefühl des schneidenden Mißverhältnisses zwischen einer Mitempfinderin höchster Romantik und dem rohen Auftrag, in der Küche Leberklöße zu bereiten, Luft zu machen. Die Nachschriften des Colportageromans bestehen gemeiniglich in der Lapidarschrift der Dienstbücher: „Inhaber (oder Inhaberin) Dieses ist von mir aus dem Dienst entlassen worden."

Wir beabsichtigen jedoch nicht, von dem Colportageroman, der, wie bemerkt, in dieser Zeitschrift bereits behandelt worden ist, zu reden, sondern von einer Gattung der Poesie, die jenem darin verwandt, daß sie ebenfalls nicht in den Bereich der „oberen Zehntausend" gelangt, sich doch andererseits dadurch bedeutsam unterscheidet, daß sie sich das Feld ihrer Wirksamkeit, die Pflanzstatt ihrer Gefühle, unter noch zarter besaiteten Gemüthern erwählt. Denn für die Anhänger des Colportageromans sind immerhin einige Qualitäten erforderlich, die sich nicht Jeder, dem die Natur sie versagt hat, selbst zu geben vermag. Dahin gehört ein unbedingter Muth, das Gräßlichste standhaft, d. h. ohne der Fortsetzung des Abonnements untreu zu werden, zu ertragen, zumeist auch ein starker Geist in religiösen Angelegenheiten und vor Allem ein tiefes Verständniß für Metaphern, welches die herzerwärmende oder durchschauernde Bedeutung derselben auch an solchen Stellen durchdringt, wo sie für die Auffassung einer Durchschnittsempfänglichkeit räthselhaft bleiben. Alle diese mehr oder minder heroischen Eigenschaften erfordert dagegen der Zweig der deutschen Literatur, dessen Betrachtung wir uns zu unterziehen gedenken, nicht. Er erheischt nur eine allgemeine Befähigung für süße Empfindung mit Außerachtlassung jeder störenden Cerebralthätigkeit und wird weniger von den Blüthenranken exotischer Tropen, als von der gereimten Metrik natürlicher Einfalt umwoben. Schlicht redet die Dichtkunst aus ihm zu schlichtem Herzen; auch dem Niedrigen und Ungelehrten hat Gott oder Apoll „des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund" verliehen, und er empfindet das Sacrileg, das er begehen würde, wenn er das ihm anvertraute himmlische Gut zu alleiniger Nutznießung im Busen verschlösse. Was ihm „geworden", allen Fühlenden sei es zum Mitgenuß dargebracht, nicht in Form schnöder Speculationslieferungen, sondern in einem lyrischen Bande, der nur deshalb nicht wie Sonne, Waldluft, Nachtigallenlied und alles Schöne keinen Preis besitzt, weil eben die irdische Wiedergabe der göttlich inspirirten Laute vermittelst Papier, Druckerschwärze und Buchbinderarbeit sich in dieser schlechten Welt nicht umsonst — gratis — bewerkstelligen läßt. Dem Zweck entsprechend ist indeß der Preis immerhin ein so billiger, wie nur irgend möglich — das Honorar bezahlt das Bewußtsein — und das Werk erhält nur dadurch nochmals einen leisen Anklang an den Colportageroman, daß der Dichter für dasselbe, weil es nicht auf dem breitgetretenen Wege des

Digitized by Google

Buchhandels, sondern im Selbstverlag erscheint, selbst als Colporteur auftreten, d. h. wörtlich zu verstehen, sehr oft auftreten und eintreten muß, um die Verbreitung seiner originellen Gedanken und die Deckung seiner dadurch beim Buchdrucker erwachsenen Schuldenlast zu ermöglichen.

Wir — ein Freund und der Schreiber dieser Zeilen — saßen an einem Sommerabend in der Dämmerung am Fenster eines ländlichen, meilenweit von jeder Stadt entfernten Hauses, als an die Thür gepocht wurde. Eine lange, hagere Gestalt, wie im Zwielicht noch eben erkenntlich war, „von des Gedankens Blässe angekränkelt", trat herein und begann nach einer ernstgehaltenen Verneigung mit Würde: „Ich beabsichtige ein Gedichtenbuch herauszugeben —"

Unliebsam durch die unerwartete Erscheinung in unserm Gespräch unterbrochen, bedauerten wir kurz, daß unser Interesse an dergleichen Gegenständen nicht hafte, und erwarteten schweigend den Rückzug derselben.

„Es ist auch eine Tragödie dabei", fügte dieser mit bekämpftem Stolz hinzu.

Von unserer Seite erfolgte ein zweites, um einen Grad potenzirtes Bedauern. Selbst die Aussicht auf tragische Zermalmung und Erhebung vermochte uns nicht aus unserm ländlichen Indifferentismus aufzuspornen.

Da bewegte der Hagere die Rechte mit Anstand in die Brusttasche seines Gewandes. „Ich habe auch ein Sonett als Probe mitgebracht", sagte er, „Die Thräne". Und er zog ein zusammengelegtes Blatt aus der Tasche und reichte es uns entgegen.

Was trieb uns, nicht zum dritten Mal zu bedauern, sondern es zu entfalten? War es die Vorahnung, die Großem vorausgeht? War es der Anblick des Papiers, welches verrieth, daß es von den Händen tausend rüstiger Pflüger schon vor uns geöffnet und mit ehrfurchtsvoller Sorgfalt wieder zusammengefaltet worden?

Das Zwielicht genügte noch eben zur Entzifferung der etwas schwierigen Handschrift. Einer von uns las: „Die Thräne", wie es dem Gegenstand entsprach, mezza voce. Als er geendet, zeichneten wir Beide schweigend unsere Namen auf den Subscriptionsbogen. Wir sprachen kein Wort, wir tauschten keinen Blick aus. Jeder empfand tief, daß wir durch beklagenswerthen Indifferentismus fast eines seltenen Schatzes verlustig gegangen wären. Der Dichter ging stumm mit würdevoller Verbeugung; er wußte, daß nicht er uns, daß wir ihm zu danken hatten Ein halbes Jahr später hatten wir zwei Exemplare seines „Gedichtenbuches mit einer Tragödie dabei" in Händen.

Wir haben das unserige stets überall mit uns geführt, wie Alexander die Ilias und der erste Napoleon Macpherson's Ossian. In trüben Stunden hat es uns getröstet, in schlaflosen Nächten Wunder an uns vollbracht. Manche Gesellschaft, bei der kein geistiges Mittel mehr verfing, sie ihren Hunger und das Ausbleiben der Tischglocke vergessen zu lassen, haben wir mit diesem Buch in einen Zustand versetzt, daß sie den Diener vergeblich zu dreimaliger Ankündigung, das Essen sei servirt, nöthigte. Dennoch kam uns bis jetzt der Gedanke nicht, was unsere Lippen häufig für Wenige gethan, durch die Feder für Viele zu wiederholen. Offen gesagt, kam er uns wol ab und zu, allein wir waren einerseits egoistisch und wollten, wie oft der Besitzer eines seltenen Bildes den Anforderungen eines Photographen, es vervielf-

Digitized by Google

fältigen zu dürfen, hartnäckigen Widerstand entgegensetzt, „das in der Literatur unübertroffene Werk“ möglichst in alleiniger Kenntniß behalten; andererseits hielten wir es früher für eine zu vereinzelte Erscheinung, als daß die Literaturgeschichte ein Recht besäße, in ihr, wie im Colportageroman, eine eigene literarische Gattung begründet zu sehen.

Wir haben in dieser Beziehung in den letzten Jahren sehr viel gelernt und unsere Anschauungen geklärt. In der That existirt eine weit ausgedehnte lyrische Atmosphäre, von deren Vorhandensein nur ab und zu ein Glücklicher Kenntniß enthält, wie man auch nur hie und da einmal einen Ziegenmelker mit Augen gewahrt, obschon dieser sonderbar geschickte Patron durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört. Mit jener lyrischen Atmosphäre aber verhält es sich wie mit der berühmten Hundsgrotte, in der Menschen gefahrlos umhergehen, Hunde jedoch sterben, weil die mit Stickgasen gefüllte Luft nur ungefähr bis zur halben Manneshöhe emporreicht. Im Uebrigen natürlich sans comparaison. Im Gegentheil sterben in der erstern zumeist die Menschen vor Wehmuth hin, während Hunde und andere Vierfüßler von ihr ganz unberührt bleiben. Unter der halben Mannshöhe aber, bis zu der sie emporsteigt, ist diejenige Linie zu verstehen, in der gemeiniglich mehr oder minder keck oder niedlich aufgestülpte Näschen mit mehr oder minder durch Seife und Soda gerötheten aufgeschwollenen Fingern das ästhetische Fluidum der Gotteswelt einzusaugen bestrebt sind. Kurz gesagt ist es hauptsächlich die ehrsame Zunft der Wäscherinnen, welche sich um die mildtönende Leier des begnadeten Sängers schaart, ohne daß wir darum leugnen wollen, daß nicht häufig auch eine mehr zu elegischer Betrachtung als sonntäglichem Tanzvergnügen geneigte Weißnäherin, Verfertigerin künstlicher Blumen oder unter dem Regiment einer auf's Practische gerichteten Mutter seufzende träumerische Bürgerstochter zur Vermehrung des sich selbst das schönste Zeugniß durch seine Existenz ausstellenden Contingents beiträgt. Jedes weibliche Herz ist willkommen, und dadurch unterscheidet der Kreis sich sofort unverkennbar von dem eines Colportageromans, daß das rohere Element der Männlichkeit in ihm fast nie vertreten ist; wenn dies einmal geschieht, dann allerdings auch in Gestalt eines von den tiefsten Schwingungen der Poesie durchbebten und selbst dichterischen Herzens. Ein christlich erhebender Grundton kirchlicher Frömmigkeit durchsäuert, nach einem biblischen Bilde, stets die ganze Gemeinde wie die Rhythmen ihres Barden, der seiner grenzenlosen Verachtung gegen jeden skeptischen Verstand häufig den stärksten Ausdruck leiht, zugleich jedoch in brüderlicher Liebe in der folgenden Strophe die Barmherzigkeit Gottes für den Verirrten erfleht. Strenge Moral und zugleich eine schöne Tendenz, die Macht der Kunst über ein verwildertes Gemüth darzustellen, durchklingt allzeit das Ganze, so daß man ihm fast immer als Motto die Schlußstrophe eines ergreifenden Gedichtes vorzusetzen vermöchte, das wir einmal in einer Sammlung — wir meinen, sie war: „Aus dem Heiligthum des Dichters“, betitelt — gefunden. Es trug die Ueberschrift: „Der Räuber“ und schilderte einen solchen gottverlassenen Menschen, der ohne eine andere ernährende Beschäftigung nichts als Räuber war und am Strande spazieren ging. Hierdurch ermüdet, legt er sich, theils zum Ausruhen, theils sein Opfer zu erwarten, in den Sand. Aber eine sanfte Musik kommt über's Meer und übt den erschütterndsten Einfluß auf das verhärtete Gemüth des mit der sittlichen Weltordnung in Conflict Gerathenen, denn der Dichter schließt mit der Strophe:

Digitized by Google

„Der Räuber liegt am Strande
Und lauschet den Accorden —
Er fühlt sich nicht im Stande,
Einen Menschen zu ermorden."

Der Dichter unterläßt hier allerdings, zu sagen, ob dies Gefühl ein rein moralisches oder vielleicht zugleich auch ein physisches gewesen sei, weil etwa zufällig kein Mensch, den er ermorden konnte, des Weges gekommen. Aber wir wissen, daß gerade der große Künstler seine Hauptwirkungen nicht selten durch derartige Unterlassungen erzielt, und es wird deshalb auch kein mit feinem Sinn Begabter das Ahnungsvolle in den Schlußzeilen der obigen Strophe verkennen, das den Leser zu eigener, weiterbildender psychologischer Thätigkeit auffordert.

Zwei Eigenthümlichkeiten des von uns besprochenen Literaturzweiges beruhen darin, daß die „Gedichtenbücher" stets eine Vorrede und fast immer eine Tragödie erhalten. Zuweilen bildet die letztere den Beginn und es folgt ein „episch-lyrischer Anhang"; ein andermal geht dieser voraus, und die Tragödie — immer jambisch mit gereimten Versen in der höchsten Erregung — rundet den Schluß des Werkes. In ihr wird stets das Böse entsetzensvoll gestraft und die Tugend nie um den wolverdienten Lohn schon auf Erden (siehe Anklang an Goethe) verkürzt. Ein Hauptvorzug besteht aber noch darin, daß auch das blödeste Auge von der ersten Zeile an über diesen schließlichen Ausgang sich nicht zu täuschen vermag und, in besonders für jugendliche Gemüther nicht zu unterschätzender Weise, jede Gefahr der Annahme dadurch vermieden wird, als könne es überhaupt ein Laster geben, dem das wachende Auge der Vorsehung nicht im Voraus bereits eine schreckliche Strafe bestimmt habe.

Seit Jahren eifrig mit der Sammlung solcher Werke beschäftigt, haben wir aus der Reichhaltigkeit dieser Abtheilung unserer Bibliothek nicht ohne reifliche Ueberlegung zwei Autoren ausgewählt, um im Nachfolgenden einige Stellen aus den von ihnen niedergelegten Schätzen künstlerischer Gestaltung und tiefgreifender Gedankenfülle zur Mittheilung zu bringen. Unter vielen war uns die Wahl gegeben; wir haben uns redlich bemüht, zu prüfen und das Beste zu behalten. Sollten wir uns darin geirrt haben und einer oder der andere Autor von Gedichtenbüchern auf Grund seiner Werke berechtigt sein, uns den Vorwurf der Bevorzugung zu machen, so erbitten wir hiermit seine Verzeihung und — seine Werke, um ihm nachträglich Gerechtigkeit angedeihen lassen zu können.

Die Titel der beiden von uns ausgewählten Bücher lauten: I. „Blumenlese für Herz und Gemüth" von Eduard Ganzert. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis brochirt 10 Sgr. Berlin 1869. Mit einem Anhang: Die Ehrenrettung, Familiengemälde in fünf Aufzügen. 247 Seiten. II. Giulio, eine Tragödie und Gedichte von Heinrich Heß, Kiel. 168 Seiten. (Bedeutend theurer, aber der Preis uns nicht gegenwärtig.)

Beide enthalten selbstverständlich eine Vorrede. Diese pflegt stets in prägnanten Worten den Dichterberuf des Autors zu kennzeichnen. Da wir vergleichende Pathologie — Pardon, vergleichende literarische Werthmessung — zu treiben beabsichtigen, so müssen wir wenigstens so viel sagen, daß Herr Ganzert in seiner milden Weise sich „der Poesie, die eine Tochter des Himmels ist, in die Arme geworfen", und später, „vielfach dazu aufgefordert", seine

Digitized by Google

Gedichte dem Druck übergeben hat. Viel energischer dagegen tritt Herr Heß aus Kiel auf; wir würden ein Unrecht begehen, wollten wir nur eines seiner Worte unterschlagen; er eröffnet sein Werk „Giulio, eine Tragödie, und Gedichte" mit folgender:

„Vorrede.

Nachdem ich die Vorhallen zu dem großen Heiligthume der Musen betreten habe, trete ich hin vor Dich, o hohes Publicum, um die kleinen Gaben, welche ich als zwanzigjähriger Jüngling von den Musen empfing, vor Deinen Richterstuhl zu legen.

Richte! — Dein Lob soll mir Kraft geben; Dein Tadel soll mir Stärke geben; Beides soll mich zum Dichter einen!"

Ein ausnehmend hoffnungsvoller Jüngling, dem es jedenfalls nicht fehlschlagen kann, denn Jeder wird auf den ersten Blick die seltene und einsichtsvolle Verstandesschärfe bemerken, mit der er es so eingerichtet hat, daß Lob und Tadel die nämliche Wirkung für ihn erzielen. Sein Antäusboden ist überall, er ist unüberwindlich. Und doch bei diesem göttergleichen Bewußtsein, welche Bescheidenheit, daß er erst, nachdem er die Vorhallen zu dem großen Heiligthume der Musen betreten hat, vor das hohe Publicum hintritt! Ein Anderer hätte es schon vorher, vielleicht bereits als zehnjähriger Jüngling gethan.

Genug — auch wir haben zu den Subscribenten gehört und wollen uns nicht mit Selbstlob bedecken. Gern würden wir deshalb jetzt schon der Aufforderung des auch vor uns hingetretenen Dichters nachkommen und ihm „Kraft geben" — anch' io son giudice, auch wir sind von ihm zum Richten berufen. Allein der Disposition unseres literarhistorischen Excurses gemäß, müssen wir unseren Lesern dies Gericht einstweilen noch vorbehalten und uns vorher einer Blumenlese aus der „Blumenlese für Herz und Gemüth" des Herrn Eduard Ganzert zuwenden. Uebrigens nehmen wir zugleich in etwas schreckhafter Weise wahr, daß wir den Raum, der uns in diesem Blatte für einen literargeschichtlichen Aufsatz — wenn auch von der Bedeutung des behandelten Gegenstandes — zu Gebote stehen dürfte, bedenklich zu überschreiten im Begriffe stehen, und wir werden uns deshalb im Folgenden der Hauptsache nach darauf beschränken müssen, einige Perlen aus den empfohlenen Werken — die wir jedoch darum nicht mit Austern vergleichen — hervorzuheben und unseren gewiß bereits ungeduldigen Lesern zu serviren.

Zu diesem Behufe sehen wir uns indeß genöthigt, vorauszusenden, daß wir das Glück, auf die „Blumenlese für Herz und Gemüth" aufmerksam geworden zu sein, einer diesjährigen Nummer der „Aachener Cur- und Badeliste" danken, in welcher unter der Ueberschrift: „Aachen" und der Unterschrift: „E. Ganzert, aus Berlin, zur Zeit hier", ein in Form und Inhalt gleich ausgezeichnetes Gedicht veröffentlicht wird, für dessen Mittheilung jeder in Trübsal hinsiechende Kranke Aachens der dortigen „Cur- und Badeliste" sicherlich bereits herzlichsten Dank votirt hat. Wir bedauern nur, daß die — sonst so erfreuliche — Länge der Dichtung uns die völlige Aufnahme derselben verweigert und wir gezwungen sind, uns mit der Anführung einiger Strophen zu begnügen. Wir heben die dritte heraus:

Digitized by Google

„Von Aachen selbst ist viel zu sagen,
Was fast wie eine Fabel klingt,
Wo namentlich in unsern Tagen
Man viel von Deutschlands Freiheit singt.
Wenn wir hier in das Rathhaus gehn
Und an uns Deutschlands Kaiser sehn."

Wer bewundert, ja verehrt hier nicht die Bescheidenheit des Dichters, der viel „von Aachen selbst" zu sagen hat und doch im ganzen weitern Verlaufe des Gedichtes kein Wort davon sagt! Oder, wenn man die beiden ersten Verse der Strophe anders interpretiren will, die Feinheit des dichterischen Ausdrucks, mit der er die für ihre Vaterstadt doch muthmaßlich begeisterte „Aachener Cur- und Badeliste" dahingebracht hat, durch ihre Lettern die tiefe Ironie des Autors zu verbreiten, daß „es fast wie eine Fabel klinge, daß von Aachen viel zu sagen sei". Wir unterlassen, auf die weiteren Schönheiten und Gedankenblitze der Strophe besonders aufmerksam zu machen. Eine wahrhafte Bereicherung unserer Kenntniß aber — wie denn jeder echte Dichter nicht nur entzückt, sondern zugleich auch belehrt — erfahren wir durch die Schlußzeilen, aus denen wir ersehen, daß es ein eigenthümlicher Aachener Gebrauch ist, einen deutschen Kaiser, vermuthlich im Bilde, an sich zu tragen und ihn häufig zu betrachten, wodurch jedenfalls dem patriotischen Gefühl, welches nun endlich zur deutschen Einheit geführt hat, auf's Wirksamste Vorschub geleistet worden ist. Wir glauben kaum fehlzugreifen, wenn wir hierin auch die Begründung für den hohen Preis gewahren, den der Dichter in den Schlußstrophen begeistert der Einwohnerschaft der alten Kaiserstadt ertheilt:

„Intelligent sind Aachens Brüder,
Fabrik ist hier fast jedes Haus,
Gesungen werden deutsche Lieder,
Und deutsche Jungfraun schauen aus;
Ach! um zu lindern jeden Schmerz,
Zu pflegen jedes treue Herz.

Die Kathedrale gleicht den Bergen,
Ob auch von Menschenhand erbaut;
Wir nicht im Glauben gleichen Zwergen,
Daß Jeder Gott im Herzen schaut;
Der hier bewundert die Natur,
Dafür ihm dankt und liebet nur."

Glückliches Aachen! Auch das treue Dichterherz cum appertinentiis hat es gepflegt! Ach! um zu lindern jeden Schmerz! Wir bedauern nur, daß wir, um einen wissenschaftlichen Gradmesser für die „Intelligenz von Aachens Brüdern" (die Blutsverwandtschaft scheint sich dort bedeutender Ausdehnung zu erfreuen) zu erhalten, nicht in einer Note erfahren, wie viele Exemplare seiner „Blumenlese für Herz und Gemüth" der Dichter unter ihnen abgesetzt. Interessen — nicht „auf alle Fragen" kann der Dichter Antwort geben! Wir aber reisen jetzt von Aachens berggleichender Kathedrale weiter und ergehen uns, bald hier, bald dort einkehrend, ein wenig in der schönen Dichter- und Gotteswelt, durch welche die „Blumenlese für Herz und Gemüth" uns als zauberische Fee geleitet.

„Wiesbaden.

„Das Curhaus, feenartig schön,
Und auch der Park dabei,
Macht dort das Leben angenehm;
Daß Alles doch so sei."

Digitized by Google

Ein psychologisches Gemüth versenkt sich entschieden in die Empfindung, daß der Räuber, dessen wir früher Erwähnung gethan, daß er „am Strande den Accorden lauscht", dort ebenfalls „nicht im Stande gewesen sein würde, einen Menschen" — vor Allem Herrn Ganzert nicht — „zu ermorden". Einen entschiedenen Anklang an die Heine'schen Verse:

„Leben bleiben, wie das Sterben
Für die Freiheit, es ist süß —"

finden wir in einer Strophe der „Blumenlese":

„An den Rhein.
„Trunken von dem süßen Saft der Reben
Ist begeistert jede deutsche Brust;
Für die Freiheit sterben oder leben,
Ist allein stets unsre größte Lust."

Nur daß dieser Gedanke hier nicht wie von dem frivolen Düsseldorfer Schriftsteller in häßlich-spöttischer Weise angewandt wird, sondern aus der ganzen Fülle ernst-sittlich gehobener dichterischer Begeisterung unwiderstehlich hervorquillt. Wie demüthig und doch erhebend gedacht auch ist die Strophe:

„Die Donau.
„Wie doch ist das Menschensein
Gleich dem Donauflusse,
In dem Geiste oft gar klein,
Groß in dem Genusse;
Zeigen, daß wir Zwerge,
Gegen Gottes Berge."

Wir sind zwar gewiß so weit wie irgend Jemand davon entfernt, nach einem alten Wort „den Dichter zu pressen". Dennoch können wir nicht umhin, zu gestehen, daß uns ein leises logisches Bedenken den reinen Genuß dieser Strophe beeinträchtigt hat. Wir erinnern uns nämlich aus dem schönen Gedicht „Aachen", daß der Dichter „im Glauben nicht gleichet Zwergen". Da nun bekanntlich der Glaube Berge versetzt, der Glaube des Autors jedoch, wie gesagt, kein Zwerg ist, so scheint es uns nicht ganz gerechtfertigt, wenn das durch ihn besiegbare Object (die Berge) die Kühnheit, um nicht zu sagen Unverschämtheit, besitzt, seinen Ueberwinder trotzdem wieder in herabwürdigender Weise als einen Zwerg hinzustellen. Wir geben im Uebrigen zu, daß dies eine kleinliche Kritik sein mag, die, weil sie nichts Großes zu finden im Stande ist, die Gelegenheit ergreift, am Geringsten zu mäkeln und zu nörgeln. Dem können wir zu unserer Entschuldigung nur entgegnen, daß der obige — wir gestehen, vielleicht nur scheinbare — logische Widerspruch uns im Genusse gestört hat. Möge es Anderen nicht so ergehen, wir wünschen es von Herzen! Jedenfalls wird dies nicht in dem folgenden naivbezaubernden Gedicht stattfinden, das wir, „um seinen Reiz nachfühlen zu lassen", vollständig mittheilen.

„Die sächsische Schweiz.
„Kehret ein, seht meine Gründe,
Felsen sehet, grünbelaubt,
Daß ich Eure Herzen binde,
Wenn Ihr meine Wunder schaut.

Sehet an den jähen Hang
In der Elb' sich spiegeln treu,
Wo die Nixen im Gesang
Rufen: „Das ist die Bastei!"

Digitized by Google

Sehet wunderbar gestaltet
Droben weiter jenen Stein,
Der ein mächt'ges Thor entfaltet,
Führet in den Kuhstall ein.

Ein Juwel im Sachsenlande,
Herrlich ist die sächs'sche Schweiz;
Wer sie sah, der ist im Stande,
Nachzufühlen ihren Reiz."

Nun, dazu „im Stande zu sein", ist fast noch preiswürdiger als „nicht im Stande zu sein, einen Menschen zu ermorden". Wahrlich, dies Gedicht ist von einer so unwiderstehlichen Wirkung, daß nicht nur alle Eisenbahngesellschaften, Dampfschiffscompagnien, Hôtelwirthe, Führer, Böllerschießer, Echowecker und Maulaffen der sächsischen Schweiz, sondern jeder wackere Bewohner des Sachsenlandes überhaupt in dem Dichter den Wohlthäter seines Vaterlandes erblicken und verehren muß. Kann es etwas Anlockenderes für den Reiselustigen geben, als die Erwartung lebendiger, verführerischer Wasserwegweiser, die plötzlich emportauchen und nicht mit hölzernen, sondern mit rosigen Fingern umherdeutend, schalkhaft rufen: „Das ist die Bastei! Das ist der Kuhstall! Das ist die große Gans! Das ist die kleine Gans!" Wer wäre nicht „diesen Reiz nachzufühlen im Stande"? Freilich beschleicht uns ein Gefühl, als ob niedrige Naturen „im Stande sein könnten", durch equivoque Auslegung hier statt anmuthigster Naivetät eine Zweideutigkeit herauszuinterpretiren. Nixen, feuchte Weiber, haben hinsichtlich ihrer Moral niemals im Geruche strengster Heiligkeit gestanden. Wir können in diesem äußerst delicaten Punkte natürlich nur andeutungsweise verfahren, aber wir halten uns doch verpflichtet, für die dritte Auflage der „Blumenlese" den Dichter darauf aufmerksam zu machen, welcher wahrhaft schaudererregenden Durchgrausung „Herz und Gemüth" seiner Leser ausgesetzt wäre, wenn durch einen unseligen Druckfehler oder gottvergessen Frivolität eines Setzers das letzte Wort des letzten Verses der letzten Strophe aus dem Singular in den Plural verwandelt würde. Mit Entsetzen wenden wir uns von diesem Gedanken, denn wir empfinden tief mit der Schlußstrophe unseres Dichters in dem Gedicht: „Die Frauentugend":

„Die Seligkeiten zu begründen,
Zu kurz ist dieser Erdentraum,
Die Frauentugend muß uns winden,
Ach! Kränze für den Herzensraum."

Wie entsetzensvoll es ist, wenn sich diese Windung nicht vollzieht, offenbart uns Eduard Ganzert in der markdurchbebenden Ballade: „Männertreue", in der sich zugleich mit der unerbittlichen Gerechtigkeit der grenzenlose Abscheu des Dichters gegen das Gegentheil von Frauentugend ausspricht. Wir sind beglückt, diese Gelegenheit zum Schlusse nutzen zu können, um wenigstens auszugsweise auch eine Probe von dem gewaltigen epischen Talent des Verfassers mitzutheilen.

„Armand und Adele waren
Jung und lieblich anzuseh'n,
Aber noch sehr unerfahren
Mit der Welt und ihren Weh'n.

Durch Gelöbniß sonder gleichen
Sollt' Adele Nonne sein,
Eine Krankheit wollt' nicht weichen,
Schwur die Mutter sie zu weih'n."

Digitized by Google

Doch Armand entdeckt sie im Kloster, holt sie heraus und bringt sie zu seinen Eltern und gerührt

„Frugen sie nicht nach dem „Wie“ “,

und „ewig, ewig bin ich Dein“, sagt sie, „ewig, ewig bin ich Dein“, sagt er, und so

„Schiffet er sich ein geschwinde,
Da er an die Liebe glaubt.“

Er muß nämlich zuvor nach Indien, um Millionen von einem Onkel zu erben.

„Aber trügerische Wellen
Und der Sturm am fernen Riff
Ließ, o Schicksal, es zerschellen,
Das so schön gebaute Schiff.“

„Diese Kunde kam nach Jahren in der Heimat schrecklich an, wo die Eltern schon erfahren, daß sie nichts mehr retten kann“, und wie Mädchen denn leider sind,

„Da ihr Herz, das ihm gehöret,
Gab sie einem Andern gern.
Denn ein Graf mit schönem Schlosse
Gab Ihr Alles freudig hin,
Fuhr mit ihr in der Carosse
Wie mit einer Königin.“

Aber Unkraut — pardon, Armand vergeht nicht und geht nicht unter, sondern kommt mit seinen Millionen, etwas spät, doch lachenden Mundes zurück. „Aengstlich fragt er nach Adele, sagt, wo ist die Theure nur?“

„Ihn ergreift, was sie verschweigen,
Ist sie todt? O, sagt es mir!
Könnt Ihr mir die Stelle zeigen,
Wo sie liegt begraben hier?
Armer Sohn! ach, die Du nennest,
Eines Grafen Buhl' ist sie!
Vater! was Du mir bekennest,
Kannst Du lügen? Vater! wie?
Lieber Sohn! vergiß die Dirne,
Lebe Deinen Eltern Du! —
Spukt es mir denn im Gehirne
Und die Hölle lacht dazu?
Stürzet fort so ohne Sinnen,
Findet endlich sie — entehrt!
Das, Adele, nennst Du minnen?
Meiner bist Du nicht mehr werth!
Du zerreißest alle Bande,
Dieses Herz, das für Dich schlug!
Nimm denn hin zu Deiner Schande,
Ehrvergess'ne, meinen Fluch!
Dieser Dolch soll Dich durchbohren,
Dich und ihn zur ew'gen Pein! —
O, mein Gott! ich bin verloren,
Gott! ich kann kein Mörder sein.
Sie, Adele, die Verfluchte,
Reißt den Dolch ihm aus der Hand,
Tödtet sich. Ach! die Verruchte!
So den Lohn der Treubruch fand.
Da im Wahn zur selben Stunde
Tödtet Armand selbst auch sich.
Männertreue schlug die Wunde,
Ach, der Wahn ist fürchterlich!

Digitized by Google

Wenn die Seele fluchbeladen,
Kommt die Rache ganz allein;
Hütet Euch vor Seelenschaden,
Gott im Himmel kann verzeih'n."

Res loquitur ipsa, quae semper valet plurimum. Jeder erläuternde Zusatz vermöchte den überwältigenden Eindruck nur zu beeinträchtigen. So etwas erfindet man nicht, das ist furchtbarste Naturwahrheit und zeigt, wie weit es mit Menschen kommen kann! O, daß der Raum es nicht verstattet, alle 268 Seiten der „Blumenlese für Herz und Gemüth" wieder zu geben! Wahrlich, wir haben nicht ausgelesen, jede Zeile ist der andern gleich würdig. „Jede Zeile ein Dichter", würde Lear sagen.

So nehmen wir mit Bekümmerniß von Eduard Ganzert, dem goldenen Kreuze des Südens, Abschied und wenden uns noch einmal dem magischen Gestirn des Nordens, Heinrich Heß, zu. Mit schmerzlich erschüttertem Herzen, aber, da es unserer Aufgabe gemäß einmal unvermeidlich ist, zugleich mit männlicher Fassung führen wir den Leser sofort in medias res, d. h. in die düstere Weltanschauung des Dichters ein. Denn wozu es hehlen? Er ist unglücklich, tief elend, nicht aus winzigen Einzelgründen, sondern aus dem Allgemeingefühl eines zwanzigjährigen Jünglings, der in seiner Brust den ganzen Jammer menschlichen Daseins beherbergt. Deshalb singt er auch:

„Wie ist mein Schicksal dunkel,
So dunkel wie die Nacht —"

und gelangt zu der entsagungsvollen Erkenntniß, daß sie seine einzige Freundin, ja im Grunde seine Geliebte sei, denn:

„Ich möcht' die Nacht umarmen,
Möcht' vor mir selber flieh'n —
Und wenn der Morgen käme
Der spröden Welt entfliehn!"

Wir werden diesem tiefsinnig-durchgrausenden Wunsche der Selbstvernichtung noch öfter bei Heinrich Heß begegnen. Außerordentlich schön ist die Doppellösung, die er dadurch zu erzielen hofft, zum Ausdruck gebracht, indem er 1) sich selbst, und 2) der schnöden Welt zu entfliehen gedenkt, so daß Niemand ihm den Vorwurf der Halbheit zu machen berechtigt sein kann. Vollständige Flucht ist sein Wahlspruch, und diese ungesäumt zu bewerkstelligen ruft er:

„O, leih' mir Deine Flügel,
Du rabenschwarze Nacht,
Und laß mich mit dir fliegen;
Ich liebe Deine Tracht!"

Tracht ist poetisch für Gewand gesagt; rabenschwarz mit unverkennbarer Anspielung auf den sprichwörtlichen Unglücksraben. Der Dichter möchte fliegen wie die Nacht, d. h. da die Nacht ein Nichts ist, einfach sein Dasein negiren. Vielleicht übrigens auch von einer kalten Herbstnacht zu verstehen, in der die Fliegen erfrieren.

„So dunkel wie mein Schicksal,
So dunkel bist auch Du!
Ach, wenn der Morgen kehret,
Schließ ich die Augen zu. —
Und wenn der Abend kehret,
Schließ ich sie wieder auf —
Denn, dunkel wie die Nächte
Ist nur mein Lebenslauf!"

Digitized by Google

Hier wird dem Leser der schöne Sinn nicht entgehen, daß der Tag dem Dichter so verhaßt ist, daß er ihn stets vollständig verschläft. Dadurch wird „sein Lebenslauf" selbstverständlich am Tage eben so dunkel wie bei Nacht, es ist beständig Nacht um ihn, und zwar, wie er richtig beifügt, nur um ihn, da das Schicksal anderer Leute nicht so rabenschwarz ist, daß es sie zum Verschlafen des Tages nöthigt.

„In Finsterniß geboren —
Dem Unglück dargebracht!
Die Nacht ist meine Mutter —
Ich bin ein Sohn der Nacht!"

Sie ist seine Mutter, er ist ihr Sohn. Der letzte Vers bildet eine schlagende Bestätigung des voraufgehenden, während dieser wiederum in milderer Weise auf den folgenden vorbereitet. Während somit in diesem Schlusse nichts Versöhnliches, sondern im Gegentheil nur eine herbe Doppelsummirung des ganzen Inhalts des Gedichtes liegt, ist es um so erfreulicher, gleich darauf einem andern zu begegnen, in welchem der Gedanke der Selbstvernichtung allerdings im Beginn ebenfalls in erschreckender Weise emportaucht, bald jedoch durch die beseligendsten Gefühle des Erdenlebens — Vaterland und Liebe — in seiner Werthschätzung auf das ihm gebührende Maß reducirt wird und gerade durch diesen errungenen Sieg immer neuen Aufschwung der Begeisterung im Gemüthe des Sängers hervorruft. „Sehnsucht" heißt es und wird Sehnsucht in manchem Busen nach dem Dichter wecken —

„Der Lenz erwacht, dem Eden gleich,
Und Alles trinkt im Götterreich
Begierig aus dem Goldpocal
Natur, Natur im Sonnenstrahl.

Wie Alles laut; es rauscht der Bach;
Doch ruft es nicht den Jüngling wach,
Der träum'risch noch in sich gekehrt —
Er hat noch keinen Laut gehört.

Er träumt so süß. — Still Vögelein,
Du mußt nicht so geschwätzig sein.
Er träumt gewiß vom Vaterland —
Es ruht ein Dolch in seiner Hand.

Doch nein, er blickt nach oben hin,
Er will den blanken Dolch nicht ziehn.
Er wirft ihn in die klare Fluth;
In seinem Aug' die Thräne ruht.

Er legt die Hand an seine Brust;
Ihm ist was Beff'res noch bewußt,
Als blut'ger Kampf für's Vaterland.
Er blickt nach Süden unverwandt.

Er breitet seine Arme aus
Und macht den Mund zum Kusse kraus.
Er liebt. — Wer mag sein Liebchen sein?
Er ruht am Bache ja allein.

Wer ist's, die ihm so herzlich gut?
Wofür er ach, so zärtlich thut.
Wo ist sie? Wer ist seine Maid?
Die, der ich dieses Lied geweiht."

Dieses Lied ist so unbeschreiblich schön, daß Jeder es begreifen wird, wenn wir es für sich reden lassen — über jede Strophe ließe sich ein Bogen schreiben — und nur hinzufügen — gewiß auch aus der Seele des Lesers

Digitized by Google

— daß uns aus ihm ebenfalls eine namenlose Sehnsucht anweht, Näheres über die Maid, der er dieses Lied geweiht, wo und wer sie sei, zu erfahren. Diesem brennenden Verlangen entspricht der Dichter auf den folgenden Seiten in einem Poëm, das wir gleichfalls den herrlichsten seiner Inspiration entflossenen zuzählen:

„Die Rettung.

„Leise rauscht es in den Bäumen;
Mächtig klopft mein liebend Herz.
Liebchen, Liebchen, kannst Du säumen?
Treibst Du kalten Spott und Scherz
Mit den heiligsten Gefühlen?
Kannst Du so mit Liebe spielen?

Mitternacht ist schon entschwunden;
Niemand wacht als Gott und ich.
Er die Sterne, ich die Stunden
Liebend zählend, während sich
Kämpfend Tag und Nacht umschlinget,
Morgenroth mit Nebel ringet.

Horch, was rauscht auf Zephyrs Wellen?
Schimmert's nicht wie Frau'ngewand?
Hülfe ruft es! — Ha, mit schnellen
Schritten fliegt der Schütz zum Strand;
Gilt es eines Menschen Leben,
Läßt man Liebchen warten eben!"

Die Situation ist mit kurzen Worten auf's Prägnanteste vor Augen gestellt. Liebchen säumt noch um Mitternacht, vermuthlich mit der Nähmaschine, während die Natur bereits in Vorahnung des Kommenden in Aufruhr geräth. Sogar Tag und Nacht umschlingen sich zum Kampf und selbst der Zephyr schlägt Wellen. Wir erfahren noch, daß der Dichter zugleich „Schütz" ist — der tiefmenschliche Zug in den beiden letzten Versen wird Niemandem entgehen — und

„Und im nächsten Augenblicke
Hat er Alles überschaut;
Wie zwei Buben ihm voll Tücke
Raubten die verlobte Braut;
Sieht sie hin zum Strande zerren
Für den Grafen, seinen Herren!

Sichern Augs, durch's Herze sendet
Er das Blei dem Einen nach,
Und des Andern Leben endet
Schnell ein kräft'ger Kolbenschlag.
Liebchen lohnt mit Engelslächeln
Während jene still verröcheln."

Wir erlauben uns, in diesen beiden classischen Strophen nur auf Weniges aufmerksam zu machen. Welch' feiner Sinn spricht aus ihnen für die Moralität eines „Verhältnisses"! Wer fühlt nicht, daß in der scheinbaren Tautologie der „verlobten Braut" die Andeutung einer Heiligung durch priesterliches Verlöbniß, durch das die mitternächtliche Erwartung unter rauschenden Bäumen und bei mächtigem Klopfen des liebenden Herzens alle Verfänglichkeit einbüßt, die sich in den Augen strenger Familienmütter an das Rendezvous zu knüpfen vermocht hätte? Außerdem ist für die äußerste jungfräuliche Anschauung keineswegs die Anwesenheit eines sogenannten „Elephanten" ausgeschlossen; das „schimmernde Frau'ngewand" scheint sogar

Digitized by Google

darauf hinzuweisen, so wie auch der Hülferuf, da Elephanten bekanntlich in der Anwendung derselben große Uebung besitzen. Das Weitere ist äußerst malerisch. Tückische Buben sind stets feig, so daß es vollkommen ihrer Natur entspricht, daß der Eine, nachdem sein Gefährte erschossen worden, des kräftigen Kolbenschlages unthätig harrt, Beide jedoch ihre Poltronhaftigkeit am Deutlichsten dadurch an den Tag legen, daß sie selbst nicht einmal, wie Menschen gewöhnlich zu thun pflegen, laut zu verröcheln wagen. Von der herkulischen Kraft und Energie des Dichters und Schützen verharren wir in stummer Ehrfurcht; Liebchen müßte ein Teufel sein, wenn sie nicht wie ein Engel dazu lächelte. Eine bedeutungsvolle Verwandtschaft mit der „Männertreue" aus der „Blumenlese für Herz und Gemüth" wird dem Leser aufgefallen sein. Auch dort ist der verführende Schurke ein Graf — der Dichter aber ist die anklagende oder freisprechende Richterzunge seiner Zeit. Von einem Hauche sittlicher Weltordnung gekräftigt, blättern wir weiter — unser Auge fällt entzückt auf

„Die Vision.

„Traumbild, kehre zurück; kehr' wonniges Weh zu mir wieder!
Stille ersehn' ich Dich, hier am Fuße des Berges. O komm!
Hier, hier, wo Du erscheinst, gleich einer Verklärten des Himmels,
Welche dem Sterbenden Hoffnung träufelt in's zagende Herz.
Und horch, leis', wie von Zephyrsflügeln getragen, so rauscht es
Hier im Gebüsch, und erquickend weht mich himmlische Luft
Balsam duftend an. Flieh'! Nein bleib' und erwarte Dein Schicksal!
Siehe, da theilt sich der Busch; die Göttin erscheinet vor mich!
Fühlbar beugt sich mein Haupt demüthig der himmlischen Donna;
Und mit melodischer Stimme, ähnlich wie Saitenton, klang
Wehmuthsvoll der Gesang, voll mystischen Sinns, mit dem Rufe
Hin auf mich deutend, der ich vor süßer Berauschung betäubt:
Traumbild nanntest Du mich? Flieh', riefst Du mit ängstlichem Zittern,
Da Du mich hörtest? O, kennst Du noch nicht die Braut, der Du schwurst?
Wie? Schau her auf den Brautring, welchen Du einstens mir reichtest,
Als Dich Trompetenton rief zum heil'gen Gefechte bei Prag! —
So rief sie und verschwand langsam im Gebüsch; und es weckte
Mich aus dem wachenden Traum das Horn zum Getümmel der Schlacht."

In der That voll mystischen Sinns. Hier ruht ein unentschleiertes Geheimniß des Dichters, das er uns verborgen halten will. Doch die Vollendung der Form, die Fülle der Phantasie des Inhalts dringen uns Bewunderung ab. Oftmals ist selbst die Construction von einer staunenswerthen Kühnheit. Und abermals tritt uns die hohe Ethik eines beschworenen bräutlichen Verhältnisses entgegen. Ob die Situation der „Vision" vor jenem schrecklichen Augenblicke zu denken ist, in welchem der Dichter als Schütz die verlobte Braut von zwei Buben zum Strande zerren für den Grafen, seinen Herren, sah, oder nachher — wer wird es wagen, die Frage zu beantworten? Auch die historischen Daten geben keinen Aufschluß darüber, desto mehr freilich von der imposanten Vorstellungskraft des Poeten. Von einem Gefecht bei Prag, das der in die Vorhallen zum großen Heiligthume der Musen getretene zwanzigjährige Jüngling mitgemacht haben könnte, weiß die Geschichte nichts zu melden, und es bleibt keine andere Annahme übrig, als daß des Dichters großartige Phantasie „in schönem Wahnsinn rasend" etwa eine Schlägerei zwischen Handwerksburschen in der Umgegend Prags zum „heiligen Gefechte" verallgemeinert und doch zugleich idealisirt habe. Im Uebrigen beugt auch unser Haupt sich fühlbar-demüthig dem großen

Digitized by Google

Räthsel der Dichterbrust, und von dieser wahrhaften Perle der Literatur ohne weitern Commentar Abschied nehmend, wenden wir uns mit schmerzlicher Entsagung zum Schluß unserer Zeilen. Doch auch für dies Gefühl besitzt die Leier des Sängers tröstenden Klang:

„Wiedersehen.

Im Augenblick des Wiedersehens lieget
Fürwahr ein unaussprechlich Hochgefühl!
Man sagt kein Wort, und doch sagt man so viel
Im Kusse sich, der Seel' in Seele wieget. —

Sieh, eine Thräne quillt, und leise schmieget
Sich Wang' an Wang' — sie küßt die Wangen kühl.
Es spielt sich Hand in Hand — ein lebhaft Spiel,
Der erste Sturm schweigt und die Rede sieget.

— Mein — Mein und — Ewig! Sind die ersten Klänge,
Mein — Mein und — Ewig! Sind die ersten Sänge.
Mein — Mein und — Ewig! Ist die Melodie —

Dein — Dein und — Ewig — Dein — Dein bin ich worden!
Dein — Dein und — Ewig! Rauscht es in Accorden.
Dein — Dein und Ewig! Tönt die Harmonie."

Auf Wiedersehen denn auch, o Leser! Diese Klänge, Sänge, Melodien, Accorde und Harmonien mögen Dich umschweben und auf Deinem Lebenswege begleiten! Wenn Du Dir eine genußreiche Stunde verschaffen willst, wenn Trübsal Dich niedergebeugt und hoffnungslose Schwermuth Dich umlagert, dann lies — Dein Arzt wird mit der Cur einverstanden sein, denn in den Kräutern, besonders in den Kryptogamen, weben geheimnißvolle Kräfte — dann lies: „Giulio, eine Tragödie", und „Die Ehrenrettung, Familiengemälde in fünf Aufzügen". Du wirst nicht enttäuscht sein, denn zwei Werke, bei denen Du Dich auf jeder Seite vergeblicher fragen wirst, ob der einzelne Ausdruck oder die Combination des Ganzen zweckdienlich für Deine Heilung sei, hat die Buchdruckerkunst keiner Zeit an's Licht gefördert. Etwaigen Aufträgen sehen die Verfasser „in den Vorhallen zum großen Heiligthum der Musen" und „in den Armen der Tochter Poesie" mit Würde entgegen.

Digitized by Google

Wilibald Alexis*).

Von Theodor Fontane.

III.

Mit den in der vorigen Nummer besprochenen vier Romanen Wilibald Alexis schloß das Mittelalter ab; die folgende Erzählung, der wir uns zuwenden, ist nur noch durch ein Jahrhundert von uns getrennt und führt uns in die fridericianische Zeit. Es ist dies: Cabanis. (Berlin; O Janke. Sechs Bücher in einem Bande, vierte Auflage.) Dieser Roman enthält die Lebensgeschichte von Etienne Cabanis, einzigen Sohnes des Marquis von Cabanis. Dieser Marquis von Cabanis, trotzdem er immer nur meteorhaft auftritt, einige Raketen sprüht und dann wieder verschwindet, ist nichtsdestoweniger viel mehr die Hauptperson, als sein Sohn Etienne, der umgekehrt, tausend Seiten lang, wie ein Fixstern der Erzählung am Firmamente steht. Wir sehen ihn immer. Namentlich aber auch (darin den Sternen ungleich) hören wir ihn immer. Unter allen Romanen des Verfassers, — an denen, nach der formalen Seite hin, unablässige Dialoge ein besonders charakteristisches Kennzeichen bilden — wird in „Cabanis" am meisten gesprochen.

Etienne hat die Heldenrolle, keine Frage; aber sein Vater, der Marquis, ist, wie schon angedeutet, die originalere und interessantere Figur. Ich beginne deshalb mit ihm und stelle seine Geschichte (die einem im Romane selbst immer nur angedeutet und erst auf den letzten Seiten klar gelegt wird) in den Vordergrund.

Die Eltern des Marquis waren als Refugiés ins brandenburgische Land gekommen. Sie waren aus dem südlichen Frankreich und scharfe Hugenotten. Etwa ums Jahr 1730, die Eltern des Marquis waren inzwischen gestorben, vermählte sich dieser letztere mit einer jungen Dame von der Colonie; er sollte seines Eheglückes jedoch, in Folge eigner Schuld und Marotte, nicht lange

*) Wir werden, mit Bezug auf unsern ersten Artikel, um Aufnahme folgender Zeilen ersucht:

„Hochgeehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir eine kurze Berichtigung! Im zehnten Hefte des zehnten Bandes vom „Salon" findet sich Seite 428 die Bemerkung, daß vom „Neuen Pitaval" im Laufe von etwa 30 Jahren 28 Bände erschienen seien. Dies ist nicht richtig. Der „Neue Pitaval" ist im Jahre 1841 vom Criminalgerichtsdirector Hitzig und Wilibald Alexis bis zum 28. Theile fortgeführt worden. Allein der 28. Theil wurde bereits im Jahre 1860 ausgegeben. Im Jahre 1861 ging die Redaction auf den Unterzeichneten über, und es ist seitdem nicht nur die dritte Folge jener bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, welche mit dem 36. Theile abschließt, vollendet, sondern auch im Jahre 1866 eine neue Serie begonnen worden. Von dieser neuen Serie des Pitaval liegen bis jetzt sechs Bände vor, der siebente Band ist unter der Presse. Demnach sind im Laufe von 30 Jahren nicht 28, sondern 36 Theile in drei Folgen à 12 Theilen und sechs Bände in neuer Serie erschienen.

Eisenach, den 15. Juli 1872.

Dr. A. Bollert, Herausgeber des „Neuen Pitaval."

Digitized by Google

froh werden. Schuld und Marotte. Sein Protestantismus nämlich erwies sich bald als eben so schwächlich, wie sein Aristokratismus überschwänglich und phantastisch war; es beschäftigte ihn deshalb der Gedanke, die großen Familiengüter in Languedoc, coute que coute, wieder in seinen Besitz zu bringen. Er reiste nach Südfrankreich, trat zum Katholicismus über, erfüllte dadurch die Bedingung, auf die es ankam, und kehrte nun — was sich in sich selbst widersprach — als ein katholisirter Refugié nach Berlin zu seiner jungen Gemahlin und ihrem Kinde (Etienne) zurück. Auch bei Hofe meldete er sich in Person. Aber hier brach es über ihn herein. Friedrich Wilhelm I., in Glaubenssachen kaum minder streng als in Desertionsfragen, tobte ihm entgegen; ein solches Convertitenthum, das den opferfreudigen Glaubenseifer der kaum im Grabe ruhenden Refugiéeltern geradezu verhöhnte, erschien ihm als niedrig, feil, unedelmännisch, und er hob die Hand und schlug nach dem Marquis. Dann jagte er ihn aus dem Schloß. Dieser forderte nunmehr Genugthuung; aber der König verletzte ihn durch ablehnenden Hohn nur zum zweiten Male. Welche Lage. Das also war die erste Frucht des wiedergewonnenen Marquisats! Entehrt, und der Waffengang zur Wiederherstellung der Ehre versagt! Der Marquis verließ Preußen, trennte sich von seiner Gemahlin, die nicht länger einem Ehrlosen angehören sollte und führte nun, in allen Staaten Mitteleuropas auf und ab fahrend, ein Abenteurerleben, das nur noch eine Aufgabe hatte: Befriedigung seines Hasses gegen Preußen. Sein Reichthum gestattete es ihm, seinen grotesken, in einen lächerlichen Ernst getauchten Plänen nachzuhängen; er wird antipreußischer Verschwörer von Fach, wie wir sie auch jetzt wieder in aller Herren Ländern sich umhertummeln sehn, und die letzten Zeiten des Siebenjährigen Krieges, die Jahre nach Kunersdorf, erfüllen ihn mit der Hoffnung, seinen Haß endlich befriedigt zu sehn. Da führen ihn die inzwischen nach der entgegengesetzten Richtung hin gegangenen Lebenswege seines Sohnes Etienne nach Berlin zurück; König Friedrich II., von der Sachlage, will sagen von dem Schimpf und der verweigerten Genugthuung unterrichtet, fordert den Marquis zu Hofe, legt die Hand an den Degen, zieht ihn zur Hälfte und fragt: ob der Affront, den ihm sein Vater angethan, nunmehr gesühnt sei? Dies ist es, was der Marquis sein Lebelang erstrebt hat: das symbolische Duell. Seine Ehre ist jetzt wieder hergestellt; der größte König hat den Degen gegen ihn gezogen; aller Haß ist abgethan; unbedingte Bewunderung tritt an die Stelle. Neue glückliche Tage des Hauses Cabanis brechen an. — Ueber die Bedeutung dieser Figur spreche ich weiter hin.

Wie aber hatte sich mittlerweile das Schicksal Etiennes, unseres eigentlichen Helden, gestaltet? Wir kehren zu den ersten Kapiteln des Romanes zurück. Die Mutter, nach der Trennung von dem Marquis, hatte sich mit einem Beamten bürgerlichen Standes, einem ehrlichen, gewissenhaften aber beschränkten und engherzigen Manne wieder vermählt. In diesem bürgerlichen Hause, das uns die Sitten jener Zeit veranschaulicht, wird Etienne erzogen. Der starre Formalismus, die Gerechtigkeitswuth, die beständig zur Ungerechtigkeit wird, das Prinzip des allein seligmachenden Haselstocks, — sie treiben endlich den achtjährigen Knaben aus dem Hause; er flieht, wird im Walde gefunden (der ihn Findende ist natürlich der Marquis, sein Vater), wird dann in einer Carosse, völlig märchenhaft, nach Wien geschafft und in einem adligen Institut erzogen, wo, auf Wunsch des von nun ab beständig im Hintergrunde als Deus ex machina operirenden Marquis, in seiner

Digitized by Google

Edukation zwei Dinge angestrebt werden: enthusiastische Verehrung für Maria Theresia, glühender Haß gegen Friedrich. Beides wird erreicht. Er tritt in die österreichische Armee, macht in einem ungarischen Husarenregiment die ersten Schlachten des Siebenjährigen Krieges mit, fühlt aber, nach dem Tage von Kollin, eine immer mächtiger werdende Bewunderung für den Preußenkönig in sich aufwachsen, bis er endlich ins preußische Lager desertirt. Er tritt in eines unserer Husarenregimenter ein, erobert sich, allem Familieneinspruch zum Trotz, das Herz einer sächsischen Gräfin, macht die hochkirchner Affaire mit, kommt als Verwundeter nach Dresden in das gräfliche Haus, erhält dann, als Russen und Oesterreicher gegen Berlin ziehn, wichtige Aufträge an Feldmarschall Lehwald, den Vertheidiger der Hauptstadt, und erreicht, nach Gefahren und Aventuren aller Art, wirklich das inzwischen schon vom Feinde in Besitz genommene Berlin.

Nach neunzehn Jahren sieht er die Stadt zum ersten Male wieder, die er als ein achtjähriger Knabe flüchtig verließ. Welch ein Wiedersehn! Der Vater verarmt, die Mutter todt, der Halbbruder (Grenadier Gottfried; eine Hauptfigur des Romans) seinen Wunden erliegend; die Stadt selbst von Gesindel durchschwärmt; Preußen anscheinend am Ende seiner Tage. Aber die ewigen Geschicke haben es anders beschieden; Glück und Genie helfen weiter, und endlich bricht er an, der gesegnete Tag von Schloß Hubertsburg. Preußen ist gerettet, Schlesien bleibt ihm; Etienne, bis dahin vom Könige ignorirt, steigt zu Ehren und Ansehn, der Marquis (der inzwischen seine vorerwähnte, wunderliche „Genugthuung" erhalten hat), erklärt ihn als seinen Sohn, und glückliche Hochzeit, die Vermählung mit der liebenswürdigen sächsischen Comtesse, schließt das Buch.

Es ist eine ausgezeichnete Arbeit, die zu sehr erheblichem Theile die Anerkennung verdient, die gerade ihr zu Theil geworden ist. Die den ersten Band füllende Jugendgeschichte Etiennes, hat neben ihrer Popularität sich auch den Ruf einer gewissen preußisch-brandenburgischen Classicität zu erobern gewußt. Und mit Recht. Es giebt vielleicht kein Buch, an dem sich das berliner Leben jener Epoche: die Armseligkeit der Zustände, die Beschränktheit und Unerbittlichkeit der Anschauungen, die gesellschaftliche Steifheit, die soldatische Präponderanz, und diesem Allem zum Trotz doch ein keckes sich Geltendmachen des Persönlichen, eine gewisse Freiheitlichkeit, die der Freigeistigkeit noch vorausging, so gut studiren ließe als an diesem ersten Bande von Cabanis. Die Schilderungen des Colonielebens, seine feineren Formen bei gleicher Enge der Anschauung, steigern den Reiz der Lectüre. Einzelne Figuren aus dieser Jugendgeschichte, zumal Frau Kurzinne und Advokat Schlipalius, sind volksthümlich geworden wie Fritz Reuter'sche Gestalten; sie haben in der That die volle Wahrheit des Lebens mit diesen gemein und sind auch in dem modernen Berlin, also in den Enkeln und Urenkeln jener, noch keineswegs erstorben. Das Hämisch-Schabernackische, das hier immer zu Hause war und von dem die berühmte „Ironie" nur eine verfeinerte Spielart ist, hat hier zu allen Zeiten Schlipaliusse in Masse gezeugt. Sie laufen noch zu Dutzenden umher.

In den folgenden Bänden des Romans sind die Gestalten des auf zwei Schultern tragenden, ewig intriguirenden sächsischen Grafen Meroni, seiner Tochter Eugenie und der Gesellschaftsdame „Fräulein Amalie" mit besonderer Liebe gezeichnet; namentlich der Charakter der letztern, in der sich die Shakespearsche Beatrice, die Lessingsche Franziska und die Göthesche Philine, zu einer

Digitized by Google

sehr reizvollen, von Witz, Laune und Leben übersprudelnden Gestalt vereinigt finden. Diese Amalie ist innerhalb des Kreises weiblicher Jugend, seine beste Figur geblieben. Seine Begabung lag nicht sonderlich nach dieser Seite hin. Die Charakterköpfe jenseit vierzig glückten ihm besser.

Der Aufbau des Romans ist vorzüglich; die Geschicklichkeit, mit der uns, ungezwungen, an dem Lebensgange Etiennes alle Parteien: Preußen, Oesterreich, Sachsen, Rußland, zum Theil in einer großen Fülle von Gestalten, vorgeführt werden, verräth den Meister; daneben reißen die Gesinnung, die starke vaterländische Empfindung, der Reichthum an Lebensanschauungen, die gedankliche Fülle, zur Bewunderung hin. Als Zeit- und Sittenbild, weit über das bloße berliner Leben hinaus, ist der Roman ersten Ranges; die landschaftlichen Schilderungen, beispielsweise in den Kapiteln „Der todte Mann" und „Der hungrige Wolf", sind Musterstücke; Fleiß, Liebe, sprechen aus jeder Zeile. Dennoch zähle ich diesen bekanntesten seiner Romane nicht gerade zu seinen besten. Namentlich in dem eigentlichen Lese- und Unterhaltungsinteresse, das er einflößt, ist er sehr ungleich. Er ist vor allem zu lang; nichts rückt recht von der Stelle; die Charaktere zeigen sich immer wieder von derselben Seite und das ein- und zwei- und dreimal Gehörte, hört man schließlich zum zehnten Mal. Alles macht sich selbst Concurrenz. Die Versuche, den großen König durch abgegebene Urtheile von Freund und Feind allseitig zu schildern, gehen einfach zu weit. Es ist zu viel, alles dreht sich im Kreise herum und es gehört schließlich ein sehr gewissenhafter Leser dazu, durch das Ganze (die Meisten haben immer nur die Jugendgeschichte gelesen) siegreich hindurchzudringen. Zehn Seiten lange, kaum unterbrochene Dialoge sind nicht Jedermanns Sache. In einem historischen Romane will man Handlung, Geschichte, nicht Betrachtung.

Die weitaus bedeutendste Figur ist der Marquis. Nichtsdestoweniger fürchte ich, daß die Zahl derer nicht groß ist, die sich für einen solchen Character besonders interessiren. Die Meisten werden ihn einfach als einen alten Narren bezeichnen und was schlimmer ist, seine Lebensfähigkeit in Zweifel ziehen; sie werden sagen: schriftstellerische Marotte, Phantasiegebilde, — solche Menschen giebt es nicht. Es giebt ihrer aber. Wer ein nicht allzu kurzes Leben hinter sich hat und während desselben einer geistig-politischen Oberschicht der Gesellschaft näher trat, der wird solchen Gestalten begegnet sein, wo immer auch sein Leben verflossen sein möge. Denn diese Gestalten kommen überall vor; ja ihre Zahl ist verhältnißmäßig groß. Es ist die Gruppe der undisciplinirten, schönrednerischen, tief in Egoismus getauchten, aber meist mit Freigebigkeit, Heiterkeit und angenehmen Umgangsformen ausgerüsteten Phantasten. Die Phrase über alles! Nicht die triviale, landläufig-armselige Redensart, sondern das prophetisch-aufgebauschte Wort, das ganz genau weiß, wann am Nordpol, jenseits des Eisgürtels, die erste Badeanstalt etablirt und, unter glücklicher Benutzung des Golfstromes, eine angenehm temperirte Villenstadt, ein Polar-Brighton mit der Heilkraft von Pfäffers und Ragatz gegründet sein wird. Denn gründen thun sie alle, Königreiche oder Diamanten-Exploitirungs-Gesellschaften, oceanische Tunnel- oder Meer-Auspumpungs-Consortien. Ein Musterstück dieser Gattung ist der Marquis. Die sich am besten darbietende Sphäre, wie heute die Industrie, war damals die Politik. Die Phantasieen gingen also nach dieser Richtung hin. Der Marquis handelte mit Kronen, stürzte und hob Dynastieen; die Krone von Corsica hatte er schon so gut wie auf dem Haupte. Worte, Worte, damals wie heut.

Digitized by Google

Das Gesprochene verdichtet sich in den Augen dieser Glücklichen sofort zur That und so werden Millionen verrechnet, während der letzte Thaler eben verloren geht, werden Königreiche zertrümmert, während zwei Häscher schon an der Thüre stehen, den Zertrümmerer irgendwo in Sicherheit zu bringen. Vielleicht könnte Flucht ihn retten, aber er ist eben in Ausführung eines neuen Gedankens begriffen; dies ist wichtiger. Die „Rede" geht ihm über Freiheit und Leben. So der Marquis. Und solche Gestalten leben. Wir wandeln unter ihnen.

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. (Berlin, O. Janke. Fünf Bände. 1861.) Wie „Cabanis" eine Darstellung der großen Zeit Preußens ist, so ist der Roman, dem wir uns nunmehr zuwenden, eine Darstellung seiner kleinen und allerkleinsten Zeit. Dort hoher Muth, Aufschwung und friderecianische Herrlichkeit, hier Leichtsinn, Niedergang und — während Hannibal an die Thore pocht — jene armselige Anschauung, die in dem polizeiministeriellen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" ihren charakteristischen Ausdruck gefunden hat.

Der Roman beginnt mit dem Sommer 1804 und schließt 1806 mit dem 14. October (Jena) und den unmittelbar folgenden Tagen. Der Faden, an dem die Ereignisse aufgereiht sind, ist der folgende. Adelheid Alltag, die Tochter des Kriegsraths Alltag, macht auf einer tempelhofer Landpartie die Bekanntschaft einer wunderlich aufgeputzten, vielschwatzenden, mit Geographie und Grammatik gleich brouillirten Dame, die sich Frau. Obrist Malchen nennt. Beiläufig, eine dem Leben abgelauschte, brillant geschilderte Figur. Mit ihr sind zwei „Nichten", hübsche Kinder. Adelheid Alltag wird dringend eingeladen diese Nichten gelegentlich zu besuchen; — die Frau Obrist bewohnt eine Belletage in der Behrenstraße. Nach einigen Wochen macht Adelheid in der That den zugesagten Besuch und geräth „in das Haus der Grimaldi." Nur mit dem Unterschiede, daß das was im Hause Grimaldi einen freien Cultus bildete, hier zum „Metier" herabgesunken ist. Das Haus der Frau Obristin, die als Sergeanten- oder Feldwebelfrau ihre Laufbahn begonnen hat, ist der Sammelplatz vornehmer Roués. Wir machen gleich hier die Bekanntschaft einiger der Hauptfiguren des Buchs, des Kammerherrn v. St. Real, des jungen Bovillard und des Legationsraths Wandel. Der Kammerherr ein Typus allervornehmster Libertinage, der junge Bovillard ein Repräsentant romantisch-jungdeutschen Geniethums, der Legationsrath Wandel eine mystische Figur, ein Großkophta, ein Cagliostro, von dem es zunächst noch ungewiß bleibt, ob er sich mehr für Wunder oder für — Halsbänder interessirt. In einer entstehenden Streitscene — der junge Bovillard sieht in Adelheid nur einen neuen „Ankömmling" des Instituts — wirft sich Legationsrath Wandel zum Champion der Tugend auf, entfernt das beleidigte junge Mädchen aus dem verrufenen Hause, in das sie ohne Schuld gerathen, und führt sie, zu vorläufigem Schutz, der Geheimeräthin Lupinus zu. Der Ruf dieser Dame ist so makellos, daß ein zweistündiges Verweilen in ihrem Salon im Stande ist, den leisen Fleck wieder fortzuschaffen, den die zufällige Berührung mit der Frau Obristin und ihren Nichten in den Augen des Einen oder Anderen hervorgerufen haben möchte. Es bleibt aber nicht bei einer kurzen Anwesenheit im Salon der Geheimeräthin; Adelheid, den kleinen kriegsräthlichen Verhältnissen ohnehin entwachsen, wird Gesellschaftsdame im Lupinus'schen Hause. Der Aufenthalt in diesem Hause dauert indessen kaum einen Winter lang, nur gerade lange

Digitized by Google

genug, um eine gegenseitige starke Abneigung zwischen Geheimräthin und Adelheid auszubilden, außerdem lange genug um ein Verlobungsverhältniß dieser letztern (mit dem jungen Walter van Asten) zu lösen und ein andres mit dem jungen Bovillard anzuknüpfen. Als Braut dieses, zugleich unter Zuthun des Legationsraths Wandel, giebt Adelheid das Lupinus'sche Haus auf und übersiedelt in das Haus der russischen Fürstin Gargazin. Hier weilt sie länger. Hier ist es, wo sie die unruhige Epoche des Spätherbstes 1805, die eintreffende Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz, die wiederhergestellten guten Beziehungen zu Frankreich, bald darauf die Störung dieser Beziehungen und das sich vorbereitende Bündniß mit Rußland, endlich den Besuch Kaiser Alexanders in Berlin und das Heraufziehen jener Wetterwolken erlebt, die sich dann, wenige Wochen später, über Preußen, bei Jena-Auerstädt, entluden. Aber eh noch diese Katastrophe hereinbricht, hat Adelheid abermals ihren Aufenthalt und ihre Lebensstellung gewechselt. Sie ist — nach einer Scene, in der sie die Rolle eines weiblichen Marquis Posa gespielt — in den Dienst der Königin Luise getreten. Sie begleitet diese ins Feld, wird mit dieser in die Flucht verwickelt, hat die Genugthuung, ihren Geliebten, den jungen Bovillard, als Retter der Königin, zugleich aber auch den Schmerz, ihn nur als einen Sterbenden wiederzusehn und wird dem von Blutverlust erschöpften, am Rande des Grabes Stehenden, inmitten alles Wirrsals, in einer Dorfkirche angetraut. Dies ist alles kurz, episodisch. Die Flüchtigen erreichen Berlin; jenes geflügelte Wort, das die Ueberschrift des Romans bildet, geht bereits von Mund zu Mund; kein Bleiben mehr in der Hauptstadt; „nach Königsberg"; unter den Wenigen die dem Königspaare bis dahin folgen, befindet sich auch Adelheid. „Als die Königin von der Höhe aus einen letzten Scheideblick auf die Stadt warf, theilte sich der Herbstnebel, die Sonne leuchtete und die Lerchen sangen in der Luft. Ob sie das Lied verstand? Die Königin grüßte hinunter und rief: „Wir werden es wiedersehn!"

So schließt der Roman. Die eigentliche Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist selbstverständlich nicht die Schilderung der Lebens- und Herzensschicksale eines jungen Mädchens von ziemlich zweifelhaftem Interesse, sondern, wie ich schon Eingangs bemerkte, die Darstellung jener Epoche politischer Unfähigkeit, hohlen Dünkels und sittlichen Falls. Daß ich persönlich über jenen ganzen Zeitabschnitt viel milder denke und es außerdem bestreite, daß unsre Niederlage, uns sittlichend, eben dadurch unsre Wiedergeburt erzeugte, (diese Wiedergeburt erfolgte aus ganz anderen Ursachen) dies alles habe ich füglich außer Spiel zu lassen. W. Alexis sah die Dinge so an; Hunderttausende mit ihm; die große Geschichtschreibung nicht minder. Ich habe also bei Beurtheilung des Romans seiner (Alexis) politischen Anschauung zu folgen, nicht meiner. Ich kann es um so eher, als ich in den Einzelbetrachtungen, an denen der Roman so reich ist, ihm völlig zustimme.

Ich lasse einige dieser Betrachtungen folgen, eh ich in der Skizzirung des erzählenden Inhalts fortfahre. So heißt es über Volk und Staat in meisterhafter Charakterisirung: „Dies Volk mag gut sein, tapfer, treu, aber es ist noch zu klein für seine Traditionen. Es hat sich übernommen, und es ist nie gut, wenn man sich den Magen auch mit dem Besten füllt, wenn der Magen nicht Kraft hat es zu verdauen. Dies Volk ist zu vielem gut, es hat auch gesunde Glieder, wenn nur der Kopf da ist, der sie regiert. Das aber ist Einbildung, daß diese Glieder schon reif seien für sich selbst zu stehen.

Digitized by Google

Dafür vergaß der große Mann (Friedrich) zu ſorgen. Er führte ſein Volk in die Weltgeſchichte ein, und überſah, ihm die Erziehung zu geben, daß es mit Ehren darin beſtände. Mit der militairiſchen Tournüre iſt nichts gethan; der Knebelbart imponirt nur auf den erſten Anblick, und — ſelbſt iſt der Mann. Er war müde über ein Volk von Sclaven zu herrſchen, ja, aber ſie ſind es geblieben, weil er ein Lehrmeiſter war wie der Gelehrte in einer Bauernſchule. Glänzende Schulaktus hat er mit ihnen aufgeführt und ſie declamiren laſſen, was ſie nicht verſtanden. Friede ſeiner Aſche und Fluch dem, wer einen Stein auf ſein Grab wirft, denn Deutſchland hat keinen Größern geboren; aber ſein Reich iſt die Schöpfung eines Zauberers. Wunderbar groß, zweckmäßig, in einander greifend, erſcheint alles, ſo lange ſein Geiſt darüber waltet. Aber wenn der ſchlafen geht, vertrocknen die Palmen und Lilien zu Haidekraut und der Pallaſt verſinkt in ein Unkenmeer. Da ſteht eine Reihe von Statuen. Kunſtwerke, ſo lange er unter ihnen wandelte, jetzt verwitterte, moosbedeckte Fratzen. Was iſt aus ſeiner Gliederung geworden, in Civil und Militair, was aus dem angeſtaunten Mechanismus ſeiner Statsorganiſation? Ein ſchönes Lied auf einen Leierkaſten geſetzt, aber die Melodie bleibt dieſelbe in Leid und Freud, weil die Hand vermodert iſt, die den Mechanismus der Drehorgel umzuſetzen verſtand. So leiert es hier fort, ins andere Jahrhundert die Melodie des vorigen, bis alle Räder und Gänge verroſtet und voll Staub ſind. Dieſer Staat Preußen iſt zum Popanz geworden, nicht weil ſein Volk Sclaven ſind, ſondern weil der Zauberer fehlt, der das Uhrwerk wieder aufzieht. Dieſer Staat Preußen iſt ein Conglomerat von Kraft und gutem Willen, wie man ſie ſelten in der Geſchichte ſah, aber eine Gliederpuppe, wenn kein neuer Geiſt hineinfährt."

Eben ſo wahr heißt es an andrer Stelle über die bequeme, muth- und geiſtloſe Beamtenwirthſchaft: „Friedrichs Schule hat ſich ſchlecht bewährt. Ueber das Militair rede ich nicht, nur vom Civil. Die beſten ſind geſchulte Puppen; ſteif wie ein Wegweiſer zeigen ſie immer nach derſelben Richtung. Da brüſten ſie ſich, ihre Stelle nie um einen halben Fuß breit verlaſſen zu haben, aber ſie ließen die Contrebande, drei Schritt von ihrem Poſten, über die Grenze. Was geht es ſie an, ſie thun ihre ſogenannte Pflicht. Ihre eigentliche Pflicht wäre es, ihre Vorgeſetzten, auf das was geſchieht, aufmerkſam zu machen. Vor dieſer Ueberſchreitung ihres Dienſtes aber erſchrecken dieſe Menſchen, wie vor einer Sünde gegen den heiligen Geiſt. Mag das Vaterland untergehn, wenn ſie nur an ihrem Schilderhauſe präſentiren. Keine Freiheit des Urtheils, kein Muth des Handelns. Je beſſer dieſe Normalpreußen geſchniegelt, gebürſtet und geſchnürt ſind, um ſo kleiner der Kern des Menſchen darin. Und um das Schlimmſte zum Schlimmen zu fügen, entſtand zu dem allem ein Extrem. Dieſe Frechheit und Lascivität in Meinung und Sitten, preiſe man ſie immer als Aufklärung und Liberalität, ſie ſind doch nur die Symptome der Auflöſung."

Ich kehre hiernach zu der Erzählung, zugleich zur Tendenz des Romans zurück. Der Auflöſungsprozeß ſoll gezeigt werden. Um ihn zu zeigen, führt uns der Verfaſſer in die damalige „Geſellſchaft" ein. Dieſe „Geſellſchaft lernen wir nun in einzelnen Miniſterialpalais und Wilhelmsſtraßenkreiſen, ganz beſonders aber in den mehrerwähnten Salons der Geheimeräthin Lupinus und der Fürſtin Gargazin kennen. Hunderte von Geſtalten werden uns vorgeführt, einerſeits dem Hof, dem Adel, der Armee, andrerſeits der haute finance, der Diplomatie, wie dem Intriguanten- und Abenteurer-

Digitized by Google

thum angehörig. Frömmelndes, Romantisches, Literarisches, (beispielsweise ein entzückend geschilderter Besuch Jean Pauls im Hause der Lupinus) zieht sich mit hindurch. Das Glänzendste was, nach der Schilderungsseite hin, der Roman enthält, sind die „petits comités“, die vertraulichen kleinen Diners, in denen die Staatsgeschäfte, Aeußeres und Inneres, seitens „Excellenz“, des Geh. Rath Bovillard und des Kammerherrn von St. Real, bei einer Anzahl kaltgestellter Flaschen abgemacht werden. Ich mache eigens auf die drei aufeinander folgenden Kapitel aufmerksam: „Auch eine Idylle“; „Von Unmenschen und großen Menschen im Schlafrock“ und „Das Cititissime.“ Es sind wahre Perlen und zwar in mehr als einer Beziehung. Man sieht in Abgründe und bringt es doch zu keinem Groll; kaum zur Verachtung. Ganz wie die Dinge damals lagen. Die Kunst zu leben, hatte es bis zur Perfection gebracht. Witz, feine Formen, auch eine gutmüthige Geneigtheit leben zu *lassen*, nehmen allem den Stachel und die Principienstrenge wird einem nicht nur unter den Händen weggetändelt, sondern sieht sich auch so eigenthümlich angelächelt, daß sie sich, beim dritten Flaschenwechsel, selber als Albernheit anzusehen beginnt. Das Verführerische, das in dieser leichtlebigen und bis zu einer gewissen Grenze hin berechtigten Auffassung aller Dinge liegt, hat selten eine meisterhaftere Behandlung erfahren. Und doch wird in dem vollen Behagen der Ausmalung die Gesinnung, das auch im Scherz noch ernste, richterliche Urtheil gewahrt. Den Geheimerath *Bovillard*, zu dessen Portraitirung ihm wohl Lombard selbst gesessen, halte ich für die frappanteste und gelungenste Figur des Buches.

Viel mehr Raum als diesen Männergestalten wendet W. Alexis den beiden Frauencharakteren des Romans, der Geheimeräthin Lupinus und der Fürstin Gargazin zu. Die letztere zeichnet er als eine jener sensitiven, zwischen Lüge und Wahrheit, Sinnlichkeit und Mysticismus, Freiheitsphrase und Leibeigenschaftspraxis hin- und herschwankenden osteuropäischen Gestalten, die sich und andere durch Intrigue, Klatsch und Liebesabenteuer wohl oder übel zu unterhalten suchen und dabei doch allabendlich jeden ihrer Vertrauten, den diplomatischen Roué, den sechs Fuß langen Cavallerieofficier und den strenggläubigen Geistlichen, mit der stillen Betrachtung aus ihrem Boudoir entlassen „daß alles eitel sei“. Ein tiefes Unbefriedigtsein, über das selbst der mittlere dieser Gruppe (entschieden der wichtigste) nicht hinwegbelfen kann! Lesenswerth, aber freilich bis an die äußerste Grenze des ästhetisch Erlaubten gehend, ist, in Bezug auf diese Dinge, das Kapitel „Die Wollust der Märtyrer.“

So viel über die russische Fürstin. Die Vorliebe, die Wilibald Alexis ihr zuwendet, tritt indessen wieder zurück neben seinem künstlerischen Enthusiasmus für die Geheimeräthin Lupinus. Sie ist seine eigentliche Lieblingsfigur. Und das charakterisirt ganz die Wilibald Alexis'sche Richtung. Die Geheimeräthin Lupinus ist nämlich eine Giftmischerin. Sie zählt zu den entschieden *historischen* Figuren des Romans und glänzte in der That ein Jahrzehnt lang in der Berliner Gesellschaft. Ihr wirklicher Name war Ursinus. *Sie* wählte er aus, um an ihr vorzugsweise die Fäulniß unserer damaligen Zustände, den verbrecherischen Egoismus, das Abhandengekommensein jedes natürlichen Gefühls zu demonstriren. Zu gleicher Zeit war sie ihm ein Mikrokosmus aller Unthat, die sich damals, weit über die kleinen Berliner Verhältnisse hinaus, in der wirklichen Welt vollzog. „Es ist ein Connex da, so heißt es in dem Roman, „den wir nur nicht sehen, zwischen

Digitized by Google

den Werken der großen Geschichte und den Thaten der kleinen Menschen. Das Ungeheuerliche des revolutionairen Weltbrandes spiegelt sich wieder im Thun der Individuen; der krankhafte Drang — dort erzeugte er Welteroberer, hier, in dieser schwachen Weiberbrust nur den Kitzel zu scheußlicher That."

Der Roman ist zu sehr erheblichem Theile die Behandlung eines criminalistisch-psychologischen Problems und der Versuch, dieses Problem zu lösen. Es gelingt; aber unter Daransetzung von mehr Fleiß und Mühe, als der Gegenstand verdient, wenigstens innerhalb eines Kunstgebildes. Der Criminalist, wie schon angedeutet, verliebt sich hier in seinen „interessanten Fall" in einer Weise, die ihn über den Unterschied zwischen einem pikanten Proceß und einem fesselnden Roman oder Drama hinwegsehen läßt.

Er überschreitet die Schönheitslinie und verstimmt uns durch ein Uebermaß von psychologischer Theilnahme, die er dem moralisch Häßlichen zuwendet. Nicht die Schilderung dieser Dinge an und für sich ist zu beanstanden; im Gegentheil, der Gedanke war richtig, an einer einzigen Nachtschattenblüthe den ganzen Giftgehalt jenes Schutt- und Kehrichthaufens von anno fünf und sechs zeigen zu wollen; aber er versah es im Maß.

Geschah dies schon bei der Charakterzeichnung der Lupinus, so geschah es doppelt und dreifach in der Figur des Legationsrathes Wandel, der nichts ist wie der männliche Widerpart und zugleich die scheußliche, stark an's Callot-Hoffmann'sche und die Teufelselixire mahnende Potenzirung der giftmischenden Geheimräthin.

Nicht ganz mit Unrecht ist er wegen der Anhäufung von Laster und Verbrechen in diesem Romane hier und da getadelt worden. Er hat, in Vorrede und Nachschriften, dieser Angriffe sich zu erwehren gesucht, aber doch nur mit theilweisem Erfolg. Er citirt in seinen Vertheidigungen beispielsweise aus Luther: „Komödien müssen erlaubt sein, denn sie sind ein Spiegel, der die listigen Anschläge und den Betrug der bösen Bälge zeigt. Und darf man sie auch um deshalb nicht fliehen, daß sie bisweilen voll Buhlerei sind, da man dann, um eben derselben willen, auch die Bibel nicht lesen dürfte." Und an anderer Stelle (in einer Nachschrift zu dem folgenden Romane: Isegrimm): „Man wirft mir vor, in dem vorausgegangenen Romane zu brennende Farben gewählt, nicht mehr verschleiert und verschwiegen zu haben. Ich verstehe den Vorwurf nicht. Wie, wenn die Geschichte die geschehenen Dinge noch schwärzer malt als die Dichtung! Diese brennenden Farben gehörten für eine Zeit, von der ein Staatsmann sagt, „ihr Charakteristicum sei, daß das Unrecht alles Schamgefühl verloren habe." Wo nur das Schlechte hervortrat, wie konnte da das Gute in den Vordergrund gestellt werden, das unzweifelhaft da war. Nur sahen es Wenige. Wenn aber die ästhetische Kritik von Sitte und Sittlichkeit in der Kunst gesprochen hat, so lasse ich deren Rechte vollkommen gelten, aber nur da, wo sie hingehören."

So weit Wilibald Alexis in Vertheidigung seiner eigenen Sache. Ich stimme ihm zu und gebe ihm von Princip wegen Recht; aber daneben bleibt bestehen, daß er es in der Durchführung dieses Princips gelegentlich versieht. Er räumt, wie ich wiederholen muß, dem Häßlichen mehr Raum ein, weilt länger und liebevoller über demselben, als ein Roman, der doch zunächst nach ästhetischen Gesetzen beurtheilt sein will, es statthaft erscheinen läßt. In dem vorstehend von ihm citirten Satze: „Wie, wenn

Digitized by Google

nun aber die Geschichte die geschehenen Dinge noch schwärzer malt, als die Dichtung!" deckt er sich gegen einen Angriff, der gar nicht erhoben wurde. Die Richtigkeit seiner Schilderungen ist nie angegriffen worden, nur die künstlerische Berechtigung. Die Dichtung hat andere Wahrheitsgesetze als die Geschichte.

Gleichviel, wir müssen Gutzkow im Wesentlichen doch beistimmen, der diesen Roman Wilibald Alexis' als seinen *besten* bezeichnete. „In diesem *ausgezeichneten* Gemälde, so etwa heißt es, „fehlen die weglosen Längen märkischer Schilderungen, die Theaterreminiscenzen in Situationen und Charakteren, die langen Conversationen nicht mithandelnder Personen. Hier haben wir historisch erwiesene Persönlichkeiten wie im Portraitstyl gehalten." Dies Alles ist richtig. Es ist nicht der wohlthuendste und säuberlich-poetischste Roman, den Wilibald Alexis geschrieben hat, aber es ist der lebenswahrste, fesselndste und bedeutendste. Einzelnes (wie Bovillard) steht unübertroffen da. Man wird in Allem, was Durchdringung seelischer Vorgänge angeht, vielfach an Otto Ludwig, in der Form der Sentenzen an Laroche-Foucauld erinnert. Ein Pessimismus, der die Eigenthümlichkeit hat, daß er an die *Zukunft glaubt*.

Isegrimm. (Berlin, O. Janke. Drei Theile in einem Band. Zweite Auflage). Dieser Roman ist eine Fortsetzung des vorigen und steht in einem ähnlichen Verhältniß zu demselben, wie der „Wärwolf" zu den „Hosen des Herrn von Bredow". Einzelne Figuren werden aus dem einen in den andern mit hinübergenommen. Wenn uns „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" bis Jena führte, so zeigt uns „Isegrimm" die unmittelbar darauf folgenden Jahre der Knechtschaft. Nur die letzten Capitel, wo die Hochzeiten geschlossen werden, geleiten uns bis 1815 und die Schlußseiten sogar bis über das Jahr 48 hinaus. Es scheint seitens des Publicums eine leise Klage darüber geäußert worden zu sein, daß Wilibald Alexis seinem Bilde des Niederganges, des Zusammensturzes nicht ein Bild der *Erhebung* unmittelbar habe folgen lassen, wenigstens antwortete er auf solche Beklagung das Folgende: „Der historische Maler läßt nicht auf die Knechtschaft in Egypten die Eroberung Palästina's folgen; *seine nächste Aufgabe ist die Wanderung durch die Wüste*". Dies ist sehr fein und sehr berechtigt. Wilibald Alexis' historischer Sinn sträubte sich gegen einen solchen Sprung. Daß er im Uebrigen die Absicht hatte, ja diese Absicht partiell ausführte, dem Zuge durch die Wüste die Wiedereroberung des gelobten Landes folgen zu lassen, habe ich in dem ersten Abschnitt dieser Arbeit, bei Namhaftmachung des unvollendet gebliebenen Romans „Großbeeren" bereits gezeigt. Der ganze Stoff von anno fünf bis fünfzehn war, wie ebenfalls schon hervorgehoben, auf eine *Trilogie* berechnet und vertheilt.

Die Tendenz dieses „Isegrimm" ging im Wesentlichen dahin, in einer Reihe von Bildern und Charakteren zu zeigen, daß in jenen Jahren der Corruption, des Französirens und Fraternisirens („Wir Menschen sind ja alle *Brüder*" war Lieblingslied), der dem Hofe fernstehende Landadel, der Bürger der kleinen Städte und vor Allem der Bauer kerngesund geblieben waren. Diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden und bildet den schönsten Schmuck dieses Buches. Im Uebrigen ist sein Inhalt der folgende.

Der „Isegrimm", dessen Bekanntschaft wir vom sechsten Capitel an machen, ist Herr von Quarbitz auf Ilitz, ein Edelmann von echtem Schrot und Korn, schroff, reizbar, vorurtheilsvoll und voll ätzender Lauge, wo ihn

Digitized by Google

Dies oder Das, mit oder ohne Grund verdrießt und verletzt, aber bei aller Schroffheit erweist er sich als weich, dazu patriarchalisch und hülfebereit, tapfer und hochherzig und mehr noch durchdrungen von seiner Pflicht, als von seinem Recht. Ein wirklicher Adeliger, der den Schwerpunkt des Lebens, ganz speciell aber den seines Standes, in die Gesinnung legt. Edel fühlen, das ist es. Isegrimm, wie ich ihn der Kürze halber auch in der Folge nennen will, hat drei Töchter: Caroline, Wilhelmine, Malchen. Die älteste ist sein Stolz, die jüngste das Kind seines Herzens; die mittlere, Wilhelmine, steht ihm in so weit ferner, als er in ihrer wirthschaftlich-practischen Richtung, zugleich in ihrer äußersten Kühle gegen das Sechzehn-Ahnendogma einen innerlichen Abfall erblickt. „Sie gehört nicht zu uns." Die Lebensschicksale dieser drei jungen Damen, die eine erhebliche Anzahl von Capiteln füllen, gestalten sich nun sehr eigenthümlich. Caroline, der „Stolz des Hauses", heirathet, nach vorgängiger Entführung, den französischen Obersten d'Espignac, einen ehemaligen Conditorgarçon und spätern Kunstreiter von Lyon; Malchen, der Liebling, das Kind des Herzens, vermält sich mit dem Predigtamtscandidaten Mauritz; endlich Wilhelmine, die nie angestanden hat, ihre Gleichgiltigkeit gegen Stammbäume an den Tag zu legen, wird eine wirklich vornehme Dame und führt den Reichsgrafen von Waltron-Alledese, dessen Familie, vor gerade tausend Jahren, mit Karl dem Großen in's Sachsenland kam, glücklich heim. Die Schelmerei von Seiten Wilibald Alexis ist hier unverkennbar; er will das Gewichtlegen auf das „reine Blut" persifliren und zugleich an diesen Familienvorkommnissen zeigen, wie unsere Berechnungen meistentheils zu Schanden werden, wie wir im einen Falle da ernten, wo wir nicht gesäet haben und im andern unsere menschliche Eitelkeit gerade an unserer verwundbarsten Stelle büßen müssen.

Diese Persiflirung des Adelsgefühls ist im Allgemeinen nicht gerade das, was ich liebe, am allerwenigsten da, wo uns nicht eine narrenhafte Erscheinung, sondern ein hoch und edel schlagendes Herz als Träger dieser Empfindung entgegentritt. So sei denn auch nicht verkannt, daß der Roman an ein paar Stellen Anläufe zum Verdrießlichen nimmt. Es berührt dies Spiel mit Dingen, die außer ihrer Allgemeinberechtigung hier noch eine im Charakter der Hauptfigur begründete Specialberechtigung haben, nicht gerade angenehm; aber diese Verstimmung ist doch immer nur eine flüchtige. Das Gewölk zieht rasch vorüber. Die Geschicklichkeit, mit der hier, wenige Stellen abgerechnet, Rosen um die scharfgeschliffene Tendenzwaffe gewunden werden, ist außerordentlich groß und führt uns auf den letzten fünfzig Seiten des Romans auf eine heitere Höhe der Anschauung, von der wir uns schließlich gestehen müssen: sie sei die richtige. Thut es doch Isegrimm selbst. Und hierin liegt das Versöhnendste. Es ist rührend, den alten edelmännischen Herrn am Ende seiner Tage am liebsten in dem schwiegersöhnlichen Pfarrhause verweilen zu sehen, „weil in den Pastorskindern sein adelig Blut am meisten lebendig geblieben sei", und es ist zweimal rührend und vollkommen psychologisch richtig, in dem Neunziger endlich das demokratische Element durchbrechen zu sehen, als die Reactionswirthschaft der Aera Hinkeldey ihn in seinem edelmännischen Gefühl zu verletzen beginnt. Daneben bilden die Ausgänge der Tochter Caroline, die nach dem Tode ihres zum Grafen und Pair von Frankreich avancirten Gemahls immer hochadeliger, immer frömmer, immer katholisch-legitimistischer wird, ein eben so ergötzliches wie psychologisch fesselndes Gegenstück.

Digitized by Google

So interessant nun dies Alles ist, so beruht doch die eigentliche Bedeutung des Buches, wie schon Eingangs hervorgehoben, nicht auf dieser Familiengeschichte oder, wenn doch, jedenfalls nur in so weit, als dieselbe mitwirkt die Idee zu veranschaulichen, die den Grundgedanken dieser Erzählung bildet: die „Gesellschaft" taugte nichts, aber das Volk war gesund. Deshalb sind die dem dörfischen und kleinstädtischen Leben entnommenen Charaktere und Schilderungen die eigentlichste Zierde des Buches. In ganzen Abschnitten sein eigentlichster Inhalt. Ich verweise nur auf Gestalten wie Knecht Lamprecht und den Schulzen von Werbelitz. Ueberhaupt, der Charakter des gemeinen Mannes, so weit die Mark in Betracht kommt, ist nie treffender, und trotz aller Schwächen dieser Race, nie entzückender geschildert worden, als in diesen Romanen von Wilibald Alexis.

Ich habe noch der landschaftlichen Schilderungen und einzelner Episoden zu erwähnen, die gerade diesen letzten Roman, den „Isegrimm" auszeichnen. Zu diesen Episoden rechne ich den fragmentarischen Bericht über die Erschießung des Bürgermeisters Schulze von Nauwalk, zu Beginn des zweiten Theiles, und die Scene in der Wirthsstube zu Quarbelitz, Theil 3, Seite 81, wo ein und derselbe Hergang (die schwere Verwundung, vielleicht die Tödtung eines Franzosen) von vier oder fünf verschiedenen Bauersleuten verschieden erzählt wird; ein vollkommenes Meisterstück, dabei in ihrer vergleichsweisen Wiederholung nicht etwa langweilig, sondern immer spannender und beweglicher werdend.

Es mag mir gestattet sein, hierbei noch etwas eingehender zu verweilen. Der Leser, auch der gebildete, liest über solche Dinge hin und prüft sie nur darauf, ob sie ihn ansprechen oder nicht. Er hat darin, von seinem Standpunkte aus, auch ganz Recht. Einen weitaus gesteigerten Genuß aber, einen Genuß, von dem es schwer ist, einem Uneingeweihten einen Begriff beizubringen, hat Derjenige, der jeden einzelnen Pinselstrich verfolgen und Zeile um Zeile erkennen kann, wodurch sich diese Art der Stoffbehandlung von jeder andern unterscheidet. Dafür sind die beiden, von mir näher bezeichneten Episoden wahre Musterbeispiele. Nehmen wir die Erschießung des Bürgermeisters. Ein gewöhnlicher Erzähler hätte die Sache selbst dramatisch vorgeführt. Hier, in der Darstellung, die Wilibald Alexis ihr giebt, liegt sie schon um ein halbes Jahr zurück. Wir sehen ein Blachfeld vor der Stadt; ein Schweinetreiber (wenig poetisch, aber hier von einer furchtbaren Wirkung) kommt des Wegs; seine Schweine, die umher nach Nahrung suchen, halten an einer Stelle und wühlen Erde auf. Ein Bürger kommt aus der Stadt. In rauher Sprache entspinnt sich ein Gespräch zwischen beiden Männern. Der Bürger giebt in ein paar Strichen ein Bild des Mannes, der hier schuldlos fiel, zugleich ein Bild der Stadt, die damals für sein Leben bat. Die französischen Behörden, der Landadel, auch Isegrimm, werden geschildert, und eh' wir anderthalb Seiten gelesen, sehen wir uns mitten in das Ereigniß hineingestellt. Wir sind mit dabei; es ist uns, als müßten wir mit niederknieen und um Aufschub bitten, oder hinaus gehen, um einen Märtyrer sterben zu sehen und uns für's Leben hart zu machen. In wunderbarem Wechsel erfassen Schmerz, Erhebung, Sterbefreudigkeit unser Herz; unsere Thränen fließen dem Andenken eines Helden, oder auch der Trauer darüber, uns nicht gleich fest und groß und schlicht zu empfinden, und wenn endlich der Bürger geht und der Schweinetreiber den Boden küßt, wo jener Tapfere fiel und in die Worte ausbricht: „Allmächtiger oben, der Du Dein Licht so

Digitized by Google

lange uns verbirgst, wird er, der hier eingescharrt wurde, eine lange Reihe anfangen, oder ist es Dein Wille, daß er — der Letzte war", so möchte man mit niederstürzen und dem Beispiele hingebendster Vaterlandsliebe folgen.

Auch noch ein Wort über die Landschaftsschilderungen in diesem Roman. Er leistet hier sein Höchstes, indem er Das, was der Landschaftsschilderung überhaupt erst Werth und Recht verleiht, in einem Grade erreicht, zu dem wenig andere Romane, seien es seine eigenen oder fremde, eine Analogie bieten.

Eine Sonne auf- oder untergehen, ein Mühlwasser über das Wehr fallen, einen Baum rauschen zu lassen, ist die billigste literarische Beschäftigung, die gedacht werden kann. In jedes kleinen Mädchens Schulaufsatz kann man dergleichen finden; es gehört zu den Künsten, die jeder übt und die deshalb längst aufgehört haben als Kunst zu gelten; es wird bei der Lectüre von jeder regelrechten Leserin einfach überschlagen und in neunundneunzig Fällen von hundert mit völligem Recht, denn es hält den Gang der Erzählung nur auf. Es ist noch langweiliger wie eine Zimmerbeschreibung, bei der man sich wenigstens wünschen kann, das Portrait des Prinzen Heinrich oder die Kukuksuhr zu besitzen. Die Landschaftsschilderung hat nur noch Werth, wenn sie als künstlerische Folie für einen Stein auftritt, der dadurch doppelt leuchtend wird, wenn sie den Zweck verfolgt, Stimmungen vorzubereiten oder zu steigern. Das Muster auch hierfür ist Shakespeare; das gewaltig Unerhörte, das geschieht, ist immer von verwandten Erscheinungen draußen in der Natur begleitet. Wenige haben ihm dies Geheimniß so voll abgelauscht, als Wilibald Alexis; am meisten in diesem Romane. Gleich das erste Capitel ist eine landschaftliche Ouverture zu Dem, was kommt. Wir sehen ein märkisches Luch, an dessen einem Rande unser Isegrimm auf Haus Ilitz wohnt. Auf Meilen hin ein Moorgrund, eine Torfniederung; die ganze Geschichte der Landschaft hier herum knüpft sich an dieses Stück Sumpf und Sand. Hier, vor tausend Jahren, wurde die große Wendenschlacht geschlagen. Die beiden obeliskenhaften Steine, die „Blutsteine" geheißen, standen schon damals, als der letzte Krole hier unterlag; dann sahen sie (nach der Fehrbelliner Affaire) die Schweden hier umzingelt und ertränkt und, nachhinkend der Geschichte, schlug auch das Verbrechen immer seinen Weg über das Luch ein und die Blutsteine trugen ihren Namen nicht umsonst. Ueber dieser Landschaft liegt jetzt ein grau Gewölk; da, wo die Sonne sich durchzukämpfen trachtet, laufen fahle Streifen über das Grau hin; Alles öde, leer; nur eine Krähe sitzt auf dem einen Stein. So das Bild, das die ersten Seiten vor uns entrollen. Und Alles, was geschieht, es stimmt zu dem Ton, den Wilibald Alexis hier einleitend anschlägt. Das ist Landschaftsschilderung.

Die Reihe der vaterländischen Romane (über den letzten: „Dorothea", gehe ich hinweg) ist hiermit geschlossen und es erübrigt mir nur noch, ihre Gesammtheit, zugleich aber, in Vervollständigung dessen, was ich, nacherzählend, schon an anderer Stelle gesagt habe, den Mann selbst zu charakterisiren. Ich kann dies am besten, wenn ich, gestützt auf den immer wiederkehrenden, etwas bequemen Satz, „daß er der märkische Walter Scott gewesen sei" zu einem Vergleiche mit dem Verfasser der Waverley-Novellen schreite.

Digitized by Google

Zunächst ein Wort über die Persönlichkeiten. Scott war unzweifelhaft die sehr viel reicher beanlagte Natur. Er hat ganz den Stempel des Genies, und zwar nicht in dem Einen oder Andern, sondern in Allem. Immer jung; bis zu dem Momente, wo Unglück und Krankheit ihn niederwarfen, von immer gleicher Kraft und Frische. Ein Sonnenschein war um ihn her. Der ganze Mann leuchtete. Sein eigenes Wort zu gebrauchen: „he did the honors for all Scotland"; er war der eigentlichste Beherrscher seines Landes, weit mehr als Georg IV. mit seinen Brummels und seinem weißgestickten Chabot, und wie es in einem schottischen Sprichwort heißt:

„A Kings face
Shall give grace" —
„Eines Königs Blick
Bringt Glück",

so beglückte und begnadete auch Sir Walter wohin er sah. Sein ganzes Leben war ein unausgesetztes Wohlthun; er trug ein Füllhorn, unerschöpflich, weil seine Liebe, seine reiche Begabung und das Glück, das mit den Guten und Heiteren ist, es immer auf's Neue füllten. Alles hing an ihm. Die Thiere seines Hauses umdrängten ihn, wenn sie ihn kommen sahen, denn er kam nur, um zu liebkosen, zu streicheln und — zu geben. Seinen Dienern der gütigste Herr, seinen Gästen der gastlichste Wirth, seinen Kindern ein Ideal des Lebens. Arglos, neidlos, loyal und pietätvoll. Sein Herz für Schottland und seine Werke für die Welt, so ist er durch die Zeitlichkeit gegangen, wie ein großer Beglücker, Segen auf allen seinen Spuren.

So Scott. Eine Natur ganz aus dem Vollen. Daneben war Wilibald Alexis nur die kleinere Ausgabe. Er hatte, von Nebensächlichem abgesehen, dieselben Eigenschaften; er war auch gütig, auch gastlich, auch loyal, er hat auch beglückt, ist auch ein Vorbild edlen Lebens gewesen; aber Alles trug ein anderes Maß. Der Eine bewohnte ein Haus in Arnstadt, der Andere ein Schloß am Tweed; der Eine erschien in Volksausgaben bei O. Janke, der Andere machte mit 700,000 Thalern bei Ballantynes Bankerott; der Eine erhielt den Hohenzollern'schen Hausorden, dem Andern wurde eine englische Fregatte zur Verfügung gestellt, auf der er, wie ein kranker König, Licht und Genesung suchend, gen Süden fuhr. So war es in Allem. Der Eine ein Roland bei Ronceval, der Andere ein Fähnrich bei St. Privat; Beide ehrenvoll, Beide ruhmreich auf dem Platze geblieben; aber der Eine märchenhaft über das uns alltäglich Umgebende hinauswachsend, der Andere — ein Mensch.

Ich wende mich nun, nach dieser Parallele zwischen ihren Personen, ihren Werken zu. Ihre Aehnlichkeit besteht darin, daß sie Beide das Heimatliche, landschaftlich wie geschichtlich, mit Vorliebe pflegten, daß sie Beide historischen Sinn und historische Kenntniß besaßen, daß sie Beide bis dahin wenig oder gar nicht Bekanntes der Welt erschlossen, daß sie Beide romantisch empfanden und Beide reinen Herzens waren. Ihre Werke darf jedes Kind lesen. Was Sünde ist, wird als Sünde gezeigt. Sie haben keinen Schlaf und keine Unschuld gestört. Mancher wird über dieses Lob lächeln; es ist aber dennoch ein Lob.

In all' diesen Dingen sind sie sich ähnlich, aber nicht gleich. Wer schärfer zusieht, dem müssen sich die größeren und kleineren Abweichungen aufdrängen. Ich will zeigen, worin sie sich in ihrer Landschaftsschilderung, in ihrer geschichtlichen Darstellung und in ihrer Romantik von einander unterscheiden.

Digitized by Google

Was die Landschaftsschilderung angeht, so übertrifft W. Alexis vielleicht sein Vorbild. Jeder ist innerhalb seines Gebietes ein Meister; ich möchte aber das Alexis'sche Gebiet als solches höher stellen. Diese Ansicht indessen, wie ich mir nicht verhehle, ist ganz individuell. Andere werden anders urtheilen. W. Alexis ist nämlich Stimmungslandschafter, während Scott mehr realistisch verfährt. Er sieht mehr, aber er empfindet weniger. Der eine lyrisch-unbestimmt, der andere plastisch-klar. Das Stimmungsreiche ist das Wirkungsvollere, wohlverstanden wenn es in seiner Vollendung auftritt; das Unbestimmte darf nicht das Product der Ohnmacht, es muß das Resultat feinsten Empfindens sein. In diesem Falle wirkt es wie Zauber. Eine schönere Landschaftsschilderung wie die von mir citirte des Querbelitzer Moors mit den Blutsteinen (zu Beginn von „Isegrimm") giebt es nicht.

Was die geschichtliche Darstellung angeht, so gebe ich der Walter Scott'schen den Vorzug, trotzdem sie vielfach einseitiger, flüchtiger und uncorrecter ist. Aber sie ist künstlerisch freier. Er wußte jeden Augenblick, daß er nicht Historiker, sondern eben nur Geschichtenerzähler war. Er kannte keine Tendenz; er wollte nicht, über den blos literarischen Erfolg hinaus, noch dieses oder jenes; er wollte ausschließlich angenehm und belehrend unterhalten, nicht Fragen lösen, nicht Vorbilder aufstellen, nicht warnen, nicht Gerechtigkeit üben. Er nahm alles leichter, machte alles der Phantasie und dem Schönen, nicht dem Verstande und der Correctheit dienstbar. Die ganze Art seines Schaffens spricht dafür. Eine ganze Anzahl seiner besten Romane hat er in drei, vier Monaten geschrieben. Dabei war seine Tagesarbeit Morgenarbeit und jedesmal gethan, wenn für Andere der Tag erst anbrach. Er stand über den Dingen. W. Alexis, wenige Ausnahmen abgerechnet (wohin ich in erster Reihe die „Hosen des Herrn von Bredow" zähle) stand immer mitten inne; er hatte den Wust der Arbeit nie ganz abgeschüttelt; die Dinge lasteten noch auf ihm. Daher alle Zeichen des Fleißes und der Treue, oft auch der Reichthum und Zauber der Details, aber über dem Ganzen liegt nicht der Sonnenschein, der die historischen Partieen der Scott'schen Romane beleuchtet.

Ich wende mich nun dem dritten Vergleichspunkte, ihrer Romantik, zu. Scott, wenn man diesen Ausdruck gestatten will, war Altromantiker, W. Alexis ein Neuromantiker. Jener hielt es mit der schottisch-englischen Ballade, mit dem Volksliede, mit den Romanciers des Mittelalters (unter den neueren war ihm Bürger der liebste); dieser hielt es mit der Romantik, wie sie Tieck und Hoffmann auffaßten und gestalteten. Der „Neue Pitaval", als eine Bezugsquelle aus erster Hand, löste dann später die Hoffmann'schen Elixire und Nachtstücke ab. Aber dadurch war nicht viel gebessert. Die Altromantik nach der Stellung, die ich zu diesen Dingen einnehme, ist ein Ewiges, das sich nahezu mit dem Begriff des Poetischen deckt; die Neuromantik ist ein Zeitliches, das kommt und geht. Wir dürfen bereits sagen „Das kam und ging". Die eine ist höchstes und frischestes Leben, die andere zeigt ein hektisches Roth, freilich auch gelegentlich den Zauber davon. Die eine ist ein Geist, die andere ein Spuk; die eine ist aus Phantasie und Wahrheit, die andere aus Ueberspanntheit und Marotte geboren. Die eine, zwischen den Glaubensschwestern wählend, geht mit der heiteren Frömmigkeit, die andere mit der dunkeläugigen Mystik. Eine Gestalt wie die des „falschen Waldemar" hätte Scott nie geschaffen. Er hätt' es nicht gewollt. Die Billigkeit erheischt hinzusetzen: er hätt' es auch nicht gekonnt Dieser mystischen Vertiefung, dieser Begeisterung für einen Schemen, dieser Kraft des

Digitized by Google

Worts für etwas Unwirkliches und Räthselvolles wär er nicht fähig gewesen. Wer in solchen Gestalten die eigentliche Offenbarung eines Dichtergenius erkennt, wird nicht umhin können, hier Alexis über Scott zu stellen. Ich stehe anders.

Wer unter meinen Lesern bis hierher gefolgt ist und sich erinnert, daß der eine (W. Alexis) lyrisch-unbestimmt zeichnete, wo der andere (Scott) plastisch war, daß der eine innerhalb der Dinge stand, der andere darüber und dritten gegenwärtig hat, daß die Romantik des einen im Dämmer, die des andern im Lichte wandelte, der wird nicht erstaunt sein, als eine fernere Verschiedenheit beider, ihre große Stylverschiedenheit namhaft gemacht zu hören. Der eine ist leicht und glatt, der andere schwer und knorrig; über die Dialoge des einen geht es hin wie eine Schlittenfahrt über gestampften Schnee, über die des andern wie eine Staatscarosse durch den märkischen Sand. Langsam mahlt es, bis die Wurzeln kommen und alles zusammenfährt. Der Styl ist W. Alexis schwächste Seite, die gefährlichste Klippe für seine Einführung in die Volkskreise. Es ist unmöglich ihn rasch zu lesen, und unsere Zeit drängt und hastet mehr als irgend eine die ihr vorauf ging.

Wie die Stylfrage in einem nahen Zusammenhange mit jenen aufgezählten Unterschieden steht, so auch die Frage nach dem Humor. Der Humor hat das Darüberstehn, das heitersouveraine Spiel mit den Erscheinungen dieses Lebens, auf die er herabblickt, zur Voraussetzung. W. Alexis hatte den Kleinhumor aber nicht den großen. Er wandelte in der Ebene, und was zufällig unter ihm lag, dafür hatte er eine humoristische Betrachtung; manches der Art ist ersten Ranges; Scott aber, in sein Tartanplaid gewickelt, ritt über die Grampians seiner Heimath und die Schlösser und die Hütten, die Könige und die Käthner lagen gleichmäßig zu seinen Füßen und nichts barg das Leben, zu dem er nicht, in spielenden Gestalten, eine heitersuperiore Stellung genommen hätte. Die Vorurtheile steigerten nur noch den Effect. Er war der Großhumorist, weil er persönlich groß und frei war. Wo W. Alexis eine ähnliche Position einzunehmen versucht, bleibt er, als Kind seiner Zeit und seines Landes, in der Ironie stecken. Er spöttelt, er persiflirt; aber seine Seele bringt es zu keinem olympischen Lachen. Er war eben kein Olympier.

Alles in allem, wir haben uns seiner zu freuen; gewiß. Er war einer der Besten und Treuesten, und er darf unser Stolz sein. Aber die Welt, oder auch nur das Weltpartikelchen, das sich Deutschland nennt, wird er, wie bei seinen Lebzeiten so auch nach seinem Tode, sich zu erobern nicht im Stande sein. Das liegt nicht an der Mark, nicht an Spree und Havel, nicht an Provinzialismus und Partikularismus, das liegt lediglich an ihm. Die schottischen Haiden sind nicht interessanter als die märkischen und die Mac Nabs und Mac Krabs erheblich uninteressanter als die Sparrs und die Schulenburgs, — dennoch eroberten sich jene die Welt. Das that Scott. Wer Beispiele aus der Heimath verlangt, der nehme Berthold Auerbach oder Fritz Reuter; sie bewegen sich in noch engerem Kreise als W. Alexis und haben sich nichts destoweniger alle deutschen Landestheile, ja die deutschen Herzen bis nach Newyork und Chicago hin, unterworfen. W. Alexis in seiner Gesammterscheinung: in seiner Mischung von Realismus und Romanticismus, im Detail seiner Forschung, in der Schwierigkeit seiner Untersuchungen, in der Endlosigkeit seiner Dialoge (geistvoll wie sie sind) konnte nicht populär werden und wird es nicht werden. Die Stylschwerfälligkeit —

Digitized by Google

die Einzelne zur „Charakterknorrigkeit" erheben möchten — spricht endlich das entscheidende Wort, und erhebt seine Nichtvolksthümlichkeit zu einer Art Gewißheit.

Aber so gewiß es ist, daß er die Menge der Leser nie ansprechen wird, so gewiß ist es auch, daß kleine Wilibald-Alexis-Gemeinden noch auf lange hin fortleben werden, und innerhalb dieser der nie aussterbende „Enthusiast", der herbst- und winterlang, während der Sturm den Schnee bis unter die Fenster fegt, sich in seinen märkischen Klassiker, wie in irgend einen andern, vertiefen und bei Gestalten wie Götz von Bredow, Hake von Stülpe, Bovillard und Isegrimm, dankbarst des Schöpfers dieser Gestalten gedenken wird.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allein auf Gott ſetz' dein Vertrau'n,
auf Menſchen Hülf' ſollſt du nicht bau'n,
Gott iſt allein, der Glauben hält, ſonſt
iſt kein Glaub' mehr in der Welt.

Röhling d. Jüngere.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem Gröſzten weich', acht dich gering, daſz er dich nicht in Unglück bring', dem Kleinsten auch kein Unrecht thu', ſo bleibest du in guter Ruh'.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Frömmigkeit und zufriedner Muth,
sind besser, denn viel Geld und
Gut; wenn Geld und Gut sich von
dir scheid't, so weicht doch nicht
die Frömmigkeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gedenk' der Armen zu jeder Frist, wenn du von Gott gesegnet bist; sonst dir das wiederfahren kann, was Christus sagt vom reichen Mann.

Digitized by Google

Singen, springen soll die Jugend:
Die Alten walten alter Tugend.
Die Jugend immer nach Freuden strebt,
Verstand und Alter in Sorgen lebt.

Digitized by Google

Ueb' immer Treu und Redlichkeit,
Gedenk' ans End', es ist nicht weit!
Denn vorgethan und nachbedacht
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Digitized by Google

PROSPECT

für Band XI. des „Salon".

Aus dem reichen Inhalt des nächsten Bandes theilen wir nur Folgendes mit:

Neue Novellen von **Adolf Wilbrandt**, **Edmund Hoefer**, **Alfr. Meißner**, **Marie von Olfers**, **E. von Dincklage** ꝛc. ꝛc.

Neue Folge der mit so vielem Beifall aufgenommenen **Theater-Erinnerungen** von **G. zu Putlitz**.

Preußens Königliche Schlösser (reich illustrirt) von **George Hesekiel**.

Reiseskizzen aus dem Osten von **Heinrich Freiherrn von Maltzan**.

Joseph und Amalie Joachim, mit großem Doppelporträt, von **A. H. Ehrlich**.

Musikalische Skizzen von **Otto Gumprecht**.

Pariser Straßen, Theater und Gerichtshöfe von **Paul d'Abrest**.

Das deutsche Lied im Elsaß von **Dr. A. Schricker**, Senats-Secretär der Universität Straßburg.

Bilder aus Lothringen von **Ad. Ebeling** in Metz.

Literarische Charakteristiken von **Friedr. Kreyssig**.

Ein Jugendportrait Alexander v. Humboldt's (mit Abbildung) von **Dr. Otto Ule**.

Besuche in den Maler-Ateliers von **Wolfg. Müller von Königswinter**.

Bilder aus dem dänischen Volksleben von **M. Goldschmidt** (Verfasser von „Maßer").

Aus dem holländischen Volksleben von **Johan Gram**

Aus dem deutschen Sprachschatz von **Dr. Daniel Sanders**, Verfasser des großen „Deutschen Wörterbuches".

Wiener Skizzen von **Arnold Wellmer**.

Neue Balladen von **Theodor Fontane**.

Beiträge von **Julius Rodenberg**.

Jagdstudien, mit Illustrationen, von **Baron von Warburg**.

Rheinisches Leben von **Ferd. Hey'l** und **Hermann Grieben**.

Die Saison in Berlin. Theater, Musik, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) [06]

Pettenkofer, Dr. Max v., Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden. Drei populäre Vorlesungen gehalten im Albert-Verein zu Dresden am 21., 23. und 25. März 1872. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 24 Sgr.

PAYNE'S

Taschen-Eisenbahn-Atlas

von

Mittel-Europa.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet von

C. H. HEINZ.

INHALT: 16 Karten, mit einem vorangehefteten über 4000 Ortschaften umfassenden

Orts-Register,

wodurch das Auffinden von jedem Ort kinderleicht gemacht ist.

Preis 7½ Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie von der Verlagshandlung direct gegen Einsendung des Betrags von 7½ Sgr. in Geld oder Briefmarken Die Zusendung erfolgt diesenfalls sofort per Post unter Kreuzband franco. Adressen beliebe man recht deutlich anzugeben.

Die Verlagsbuchhandlung von A. H. Payne in Leipzig.

Urtheil der Presse:

Payne's Taschen-Eisenbahn-Atlas etc. etc. empfiehlt sich durch: Handlichkeit, Brauchbarkeit und Billigkeit etc. etc. (Siehe Kölnische Zeitung No. 284 vom 13. October 1870.)

Globus.

Soeben erschienen die ersten Nummern des 22. Bandes

Probenummern sind in jeder Buchhandlung vorräthig.

Abonnements werden durch jede Buchhandlung vermittelt.

Preis pro Band von 24 Nummern 3 Thlr. [05]

Neuer Verlag von R. Oppenheim in Berlin.

H. B. Oppenheim,

Der Katheder-Sozialismus.

[02] 8. geh. 15 Sgr.

Eine „Anweisung, die

Epilepsie

(Fallsucht, Krämpfe)

durch ein seit 10 Jahren bewährtes nicht medizinisches Universal-Gesundheitsmittel binnen kurzer Zeit radikal zu heilen Herausgegeben von Fr. A. Quante, Inhaber der chemischen Fabrik zu Warendorf in Westfalen", welche gleichzeitig zahlreiche, theils amtlich constatirte resp. eidlich erhärtete Atteste und Danksagungsschreiben von glücklich Geheilten aus allen fünf Welttheilen enthält, wird auf directe franco-Bestellungen vom Herausgeber gratis-franco versandt. [2]

Im Verlage von A. H. Payne in Leipzig soeben erschienen:

Illustr. Kochbuch

(120 Seiten Text)

mit 68 Illustrationen

und als Anhang eine Tafel

die neuen Maasse und Gewichte

darstellend. Für den billigen Preis von

3 Sgr.

durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von A. H. Payne in Leipzig.

Robert Franz,

Zwei Lieder.

Für 1 Singstimme und Pianoforte.

Preis 10 Sgr.

I. „Wenn ich auf dem Lager liege."
II. „Es fällt ein Stern herunter."

Digitized by Google

Burmester & Stempell

in Berlin,

Alexandrinenstrasse 99.

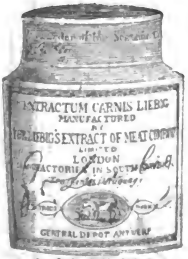
Billigste Bezugsquelle

für Colportagegeschäfte, Expedienten und Wiederverkäufer,

bekanntlich das einzige derartige Lager in Deutschland.

[30]

Liebig Company's Fleisch-Extract



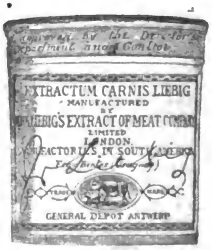
1/1 & 1/2 Pfd. Töpfe.

aus

Fray-Bentos

in

Süd-Amerika.



1/4 & 1/8 Pfd. Töpfe.

Nur ächt wenn jeder Topf untenstehende Unterschriften trägt und auf der Etiquette der Name J. v. Liebig in blauer Farbe aufgedruckt ist.

J. v. Liebig

DELEGATE.

Das Publikum wird dringend gewarnt sich nicht anstatt der obigen Waare anderes, am Markte erschienenes Extract in ganz ähnlicher Verpackung, die auf Täuschung berechnet ist, unterschieben zu lassen.

Engros-Lager bei den Correspondenten der Gesellschaft:

[947] **Herren Brückner Lampe & Co. in Leipzig.**

Herausgeber und verantwortl. Redacteur: A. H. Payne.

Digitized by Google

Digitized by Google

1882.

Digitized by Google

Digitized by Google